Sud America
Australia
Frutas Tropicales

4

Allgemeine Hiſtorie
der Reiſen zu Waſſer und zu Lande;
oder
Sammlung
aller
Reiſebeſchreibungen,

welche bis itzo
in verſchiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden,
und einen vollſtändigen Begriff von der neuen Erdbeſchreibung
und Geſchichte machen;
Worinnen der wirkliche Zuſtand aller Nationen vorgeſtellet, und das
Merkwürdigſte, Nützlichſte und Wahrhaftigſte
in Europa, Aſia, Africa und America,
in Anſehung ihrer verſchiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen,
Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erdreichs, Früchte, Thiere, Flüſſe, Seen, Gebirge,
großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. ſ. w.
wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart,
Künſte und Wiſſenſchaften, Handlung und Manufacturen,
enthalten iſt;
Mit nöthigen Landkarten
nach den neueſten und richtigſten aſtronomiſchen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen
der Städte, Küſten, Ausſichten, Thiere, Gewächſe, Kleidungen
und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, verſehen;
durch eine Geſellſchaft gelehrter Männer im Engliſchen zuſammen getragen,
und aus demſelben und dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt.

Zwölfter Band.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. allergnädigſter Freyheit.

Leipzig, bey Arkſtee und Merkus. 1754.

Nachricht des Herrn Prevoſt.

Wir wollen es zum Beſten derjenigen, denen es am Gedächtniſſe oder an Aufmerkſamkeit fehlet, die Mannigfaltigkeiten in einem langen Werke zu beobachten, wiederholen, daß die erſten Bände dieſer Sammlung eine bloße Ueberſetzung aus dem Engliſchen geweſen; und daß, nachdem verſchiedene Urſachen den Verfaſſer mitten in ſeiner Laufbahne aufgehalten, man ſich zum Vergnügen der Welt und aus Gehorſam gegen ehrwürdige Befehle anheiſchig gemacht, ein Unternehmen fortzuſetzen, welches verdoppelte Mühe und Sorgfalt erforderte. Man bedauerte damals, daß man ſich an dem Grundriſſe eines andern gebunden ſah, deſſen Fehler man doch erkannte. Man hatte bey dem Fortgange der Ueberſetzung bemerket, daß die Art des Engländers wider die Geſetze der Ordnung und des Geſchmackes liefe; daß ſie eine unnütze Länge und verdrießliche Wiederholungen nach ſich zöge; daß ſie beſtändigen Ungleichheiten, Unterbrechungen, Verſetzungen, Dunkelheiten, und kurz, allen Unvollkommenheiten unterworfen wäre, welche die Critik ihr vorgeworfen hat. Wie konnte man ſolchen aber abhelfen, da man genöthiget war, alle Wochen die Bogen unter die Preſſe zu geben, welche eben ſo ordentlich von London kamen; und die Ungeduld der Subſcribenten nicht erlaubet haben würde, die Ausgabe eines jeden Bandes über die verſprochene Zeit zu verſchieben?

Es würden, wenn man dem engliſchen Theile des Werkes eine Geſtalt hätte geben wollen, welcher es im Grunde würdig war, die ſieben Bände deſſelben, worinnen es enthalten iſt, anſtatt daß ſie ſtückweiſe gekommen, auf einmal zuſammen haben über die See gehen müſſen. Die Veränderungen und Verbeſſerungen würden alsdann bey einer Sache, deren geſammte Theile man vor Augen gehabt hätte, wenig gekoſtet haben. Außer den beyden berührten Urſachen aber, nämlich der zu London eingeführten Gewohnheit, große Werke bogenweiſe, ſo wie ſie die Preſſe verlaſſen, auszugeben, und der heftigen Ungeduld der Subſcribenten, mußte man es noch als eine beſondere Gnade anſehen, daß man zur Zeit des Krieges die Bogen wöchentlich erhielt; und ich habe es nur der beſondern Hochachtung und Verehrung zu danken, die man in England gegen den Kanzler von Agueſſeau hatte. Da nun endlich der engliſche Verfaſſer die Arbeit aufgegeben hat: ſo iſt es aus eben den Urſachen geſchehen, daß ich die meinige nicht anders habe fortſetzen können, als daß ich dem Wege folgete, den er mir eröffnet hatte. Er verließ mich mitten in Oſtindien. Ich war zu weit gegangen, als daß ich den Weg hätte ändern können. Da ich der Noth wich: ſo habe ich doch nicht unterlaſſen, viele Veränderungen in ſeiner Art zu machen, worüber man zufrieden zu ſeyn geſchienen hat. Sie ſind in den Nachrichten vor denen Bänden angezeiget worden, die ich allein gemacht habe. Wenn daraus kein untadelhaftes Werk geworden: ſo getraue ich mir doch wenigſtens, mit gleicher Ehre für den erſten Verfaſſer und mich, zu denken, es ſey bis hieher noch keine dergleichen Sammlung zum Vorſcheine gekommen, in der man mehr Wahl und Richtigkeit, mehr Ueberfluß und Abwechſelung und vornehmlich eine größere Anzahl fremder aus den meiſten europäiſchen Sprachen überſetzter Nachrichten angetroffen habe; ohne von den geographiſchen Karten etwas zu ſagen, deren Verdienſt für ſich beſonders muß betrachtet werden, und die dereinſt für ſich eine ſehr koſtbare Sammlung ausmachen werden.

In Wahrheit, da ich mich mit mehr Treue, als Neigung, zu meinen Verbindungen, dem Grundriſſe unterworfen hatte, von dem ich mich zu entfernen nicht mehr die Freyheit hatte: ſo wurde ich durch die Hoffnung unterſtützet, es würde dieſe Tyranney dereinſt aufhören. Ich ſah in der Ferne voraus, daß, wenn ich aus denen Ländern herausgekommen wäre, wo mich die Engländer verlaſſen hatten, es mir frey ſtehen würde, einen Theil des Joches abzuwerfen. Ich habe mir mehr als einmal das Vergnügen gemacht, ſolches als eine Art von Belohnung anzukündigen, die ich mir verſprach, weil ich meine Vorſtellungen ſo lange Zeit eines andern ſeinen aufgeopfert hatte. Endlich iſt die Zeit gekommen, ſolches öffentlich zu geſtehen; und ich habe dabey, daß ich in dieſer kurzen Vorrede den Leſer an den Urſprung und Fortgang meines Unternehmens erinnere, keine andere Abſicht gehabt.

Ich melde demnach, daß dieſer Band der letzte iſt, worinnen man die engliſche Art zu Rathe gezogen hat; und da ich in den folgenden Bänden nur dasjenige noch abzuhandeln habe, was America und die Reiſen nach Norden betrifft, ſo ergreife ich eine neue Art, die mit der andern nichts gemein haben wird, als was unumgänglich nöthig iſt, um nicht zwey verſchiedene Werke unter einerley Titel zu machen. Ein Reiſender, wenn es mir erlaubt iſt, von der Materie meiner Arbeit ein Gleichniß zu nehmen, welcher nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe das Ufer ſeines Vaterlandes erblicket, iſt über ſeinen Anblick nicht vergnügter, als ich über den meinigen bin.

Verzeichniß

der in dieſem XII Bande enthaltenen Reiſen und Beſchreibungen.

Fortſetzung des II Buches des II Theiles.

Reiſen nach Oſtindien durch Südweſt.

Einleitung 1 Seite.

Das XXXVIII Cap. Reiſe des Ritters Franz Drake 4

Das XXXIX Cap. Peters von Sarmiento Reiſe 9

Das XL Cap. Verſchiedene Reiſen nach Oſtindien durch die magellaniſche Straße 11
- Der I Abſchnitt. Thomas Candiſchens Reiſe 11
- Der II Abſchnitt. Oliviers von Noort und Sebalds von Weert Reiſen 13
- Der III Abſchnitt. Georg Spilbergs Reiſe 17
- Der IV Abſchnitt. Jacobs l'Hermite und Schapenhams Reiſe 22

Das XLI Cap. Reiſe des Ritters Johann Narborough 29
- Der I Abſchnitt. Narboroughs Schiffahrt bis zur Straße 30
- Der II Abſchnitt. Narboroughs Aufenthalt in der Straße und deren Beſchreibung 40

Das XLII Cap. Frogers Reiſe, oder Nachricht von des Herrn von Genes Reiſe nach der magellaniſchen Straße 50

Das XLIII Cap. Woodes Rogers Reiſe nach Oſtindien durch Südweſten 63

Das XLIV Cap. Reiſe des Hauptmanns Wood durch die magellaniſche Straße 80

Das XLV Cap. Reiſe des Herrn Frezier durch die Straße des le Maire 91
- Der I Abſchnitt. Freziers Hinreiſe nach der Straße und deren Beſchreibung 93
- Der II Abſchnitt. Freziers Rückreiſe und Anmerkungen auf ſolcher 106

Das XLVI Cap. Georg Anſons Reiſe um die Welt durch Südweſt 118
- Der I Abſchnitt. Anſons Verrichtungen im Jahre 1740 119
- Der II Abſchnitt. Verrichtungen des engliſchen Geſchwaders im Jahre 1741 125
- Der III Abſchnitt. Fernere Verrichtungen des engliſchen Geſchwaders im Jahre 1741 150

Der IV Abſchnitt. Anſons Unternehmungen im Jahre 1742 163
Der V Abſchnitt. Fahrt des engliſchen Geſchwaders nach China 175
Der VI Abſchnitt. Anſons Verrichtungen im Jahre 1743 191
Der VII Abſchnitt. Critiſche Anmerkungen über die Chineſer 204

Das III Buch.

Reiſen nach den Südländern.

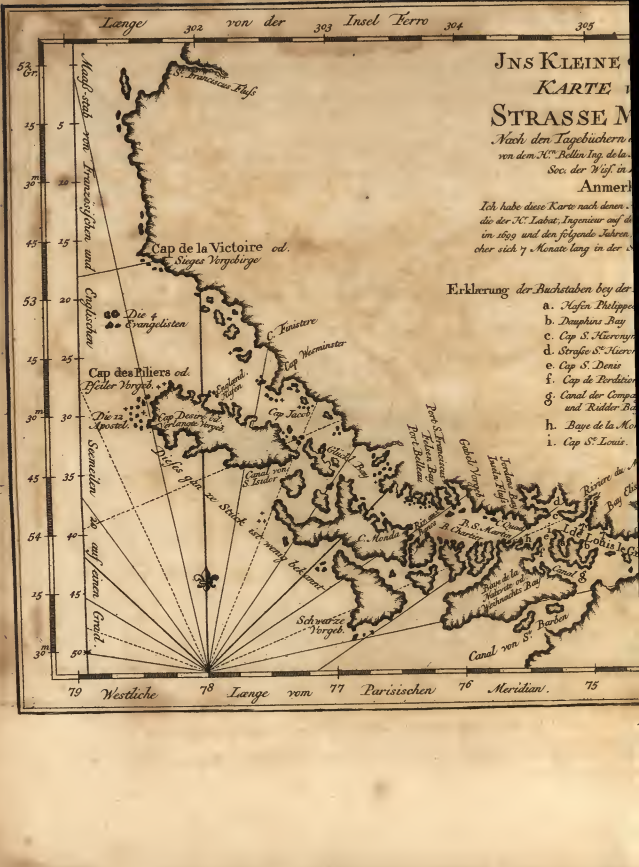
Einleitung 207
Das I Cap. Franz Pelſarts Reiſe nach den Südländern 209
Das II Cap. Abel Janſen Tasmanns Reiſe nach den Südländern 217
Das III Cap. Wilhelm Dampiers Reiſe nach den Südländern 222
Das IV Cap. Beſchreibung des Eylandes Timor 253
Das V Cap. Reiſe zweyer franzöſiſchen Schiffe nach den Südländern 261

Das IV Buch.

Irrende Reiſen, oder ſolche, die kein gewiſſes vorgeſetztes Ziel haben.

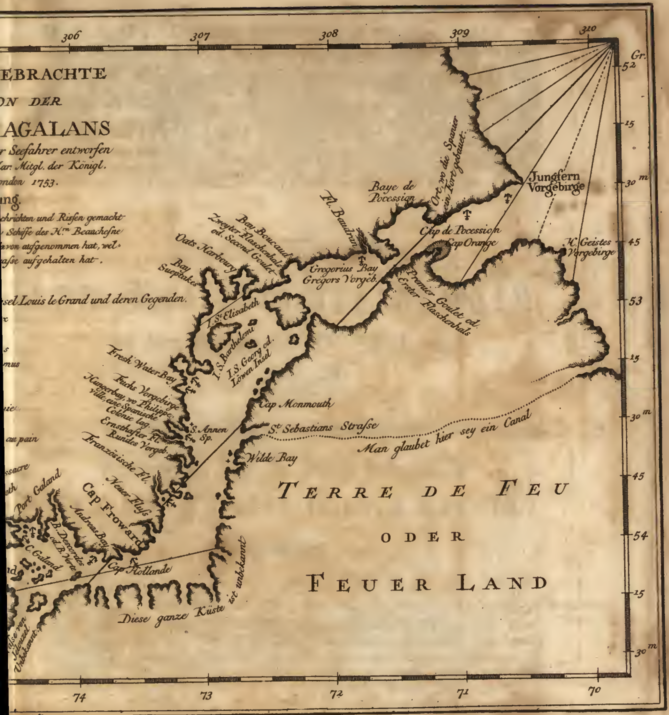
Einleitung 269
Das I Cap. Gautier Schoutens Reiſen 270
Der I Abſchnitt. Schoutens Reiſe nach Batavia 270
Der II Abſchnitt. Schoutens Reiſe nach Arrakan 280
Der III Abſchnitt. Begebenheiten der Holländer in China 293
Der IV Abſchnitt. Krieg der Holländer auf der malabariſchen Küſte im Jahre 1661 299
Der V Abſchnitt. Schoutens Rückreiſe über Mataram 311
Der VI Abſchnitt. Fortſetzung der Rückreiſe bis nach Norwegen 321
Der VII Abſchnitt. Schoutens endliche Zurückkunſt 336
Das II Cap. Wilhelm Dampiers Reiſe um die Welt 343
Der VIII Abſchnitt. Anhang zu der Landbeſchreibung von Tunkin 440

18 Anoneira, Anona, Ananſeira, oder Ananas ꝛc. 657
19 Beteleira, Ata, und Aſafreira 659
20 Zimmtbaum, Caju, Bilimbeira 660
21 Kokosbaum, Caramboleira ꝛc. 663
22 Figueira, oder Bananes 667
23 Jamboleira, Jambopera ꝛc. 668
24 Magoreira, Mangueira und Jaqueira 672
25 Pimenteira, oder Pfefferſtrauch, Pereira, Papeyera ꝛc. 676



JNS KLEINE
KARTE
STRASSE M
Nach den Tagebüchern
von dem H.rn Bellin Ing. de la
Soc. der Wiſs. in
Anmerk
Ich habe diese Karte nach denen
die der H.r Labat, Ingenieur auf d
im 1699 und den folgende Jahren,
cher sich 7 Monate lang in der
Erklærung der Buchstaben bey der
a. Hafen Philippe
b. Dauphins Bay
c. Cap S. Hieronym
d. Straſse S.t Hiero
e. Cap S. Denis
f. Cap de Perdition
g. Canal der Compa und Ridder Ba
h. Baye de la Mo
i. Cap S.t Louis.
Længe 302 von der 303 Insel Ferro 304 305
79 Westliche 78 Længe vom 77 Parisischen 76 Meridian. 75
52 Gr.
15
30 m
45
53
15
30 m
45
54
15
30 m
5
10
15
20
25
30
35
40
45
50
Maaſs-stab vom Franzöſiſchen und Engliſchen Seemeilen 20 auf einen Graid.
S. Franciscus Fluſs
Cap de la Victoire od. Sieges Vorgebirge
Die 4 Evangelisten
C. Finistere
Cap Wesminster
Cap des Piliers od. Pfeiler Vorgeb.
England Hafen
Die 12 Apostel.
Cap Desire od. Verlangte Vorgeb.
Cap Jacob
Glück Bay
Canal von S. Isidor
Dieses gän ze Stück ist wenig bekannt
Port S. Franciscus
Felsen Bay
Port Belleau
Gabel Vorgeb.
Jordans Bay
Inseln Fluſs
Riviere du M
Bay Elis
C. Monda
Riv. aux Bancs
B. Chartier
B. S. Martin
C. Quad
Ile de Louis le Gr
Canal
Baye de la Nativite od. Weihnachts Bay
Schwarze Vorgeb.
Canal von S.t Barben
a b c d e f g h i

N° 1.



EBRACHTE
ON DER
AGALANS
r Seefahrer entworfen
Mar. Mitgl. der Königl.
ondon 1753.
ung.
chrichten und Rißen gemacht
Schiffe des H.rn Beauchesne
davon aufgenommen hat, wel-
raſse aufgehalten hat.
sel Louis le Grand und deren Gegenden.
x
s
mus
ies
au pain
ssacre
th
nd
306
307
308
309
310
Gr.
52
15
30 m
45
53
15
30 m
45
54
15
30 m
74
73
72
71
70
Ort, wo die Spanier ein Fort gebauet.
Baye de Pocession
Jungfern Vorgebirge
Fl. Baudran
Bay Boucault
Zweyter Flaschenhals od. Second Goulet
Oats Harbourg
Bay Sueptakes
Cap de Pocession
Cap Orange
H. Geistes Vorgebirge
Gregorius Bay
Gregors Vorgeb.
Premier Goulet od. Erster Flaschenhals
I. St. Elisabeth
I. S. Barthelemi
I. S. Georg od. Löwen Insel
Fresh Water Bay
Fuchs Vorgebirge
Hungerbay, wo Philippeville, eine Spanische Colonie lag.
S. Annen Sp.
Ernsthafter Fl.
Rundes Vorgeb.
Cap Monmouth
St. Sebastians Straſse
Man glaubet hier sey ein Canal
Wilde Bay
Französische Fl.
Neuer Fluſs
Port Galand
Cap Froward
Andreas Bay
B. Descordes od. B. Verte
C. Galand
Cap Hollande
Diese ganze Küste ist unbekannt
Straſse von Jelouzel Unbekannt.
TERRE DE FEU
ODER
FEUER LAND

Allgemeine Sammlung
von Reiſebeſchreibungen,
ſeit dem Anfange des XV Jahrhunderts.
II Theil.

Fortſetzung des II Buches deſſelben.
Reiſen nach Oſtindien durch Südweſt.

Einleitung.

Einleitung.

Da Kämpfers Reiſe, die Beſchreibung von Japon und den Inſeln Celebes in der vorhergehenden Ordnung nur als Einſchiebſel erſchienen ſind: ſo will man die Fortſetzung der Reiſen nach Oſtindien durch Südweſt, d. i. durch die Straße Magellans und des le Maire nicht länger verſchieben. Obgleich dieſe berühmten Straßen eigentlich zu America gehören: ſo muß doch aus eben der Urſache, warum man von ihrer Entdeckung in dem Artikel von Aſia geredet hat, auch ihre Beſchreibung allhier beygefüget werden; und das um ſo viel mehr, weil ſich ſolche ganz natürlicher weiſe bey denen Reiſenden darbeut, deren Tagebücher man beybringen will. Wir wollen aber einen allgemeinen Begriff von der Materie geben, die wir noch abzuhandeln haben.

Einleitung.

Von wem man Anmerkungen wegen der Straße Magellans u. des le Maire hat.

Der erſte, welcher dieſen Weg nach dem Magellan verſuchte, war Don **Franz Garcias Joffre von Layala**, Befehlshaber einer ſpaniſchen Flotte von ſieben Fahrzeugen. Man hat ſeine Anſchläge und ſein Schickſal bey der Beſchreibung der philippiniſchen Inſeln geſehen. Er fuhr im Jenner des 1526 Jahres in die Straße hinein, und kam erſt im May wieder heraus, in das ſüdliche Meer.

Alonſo von Camargo fuhr im Jahre 1539 aus Spanien mit drey Schiffen ab, die er nach Peru führen ſollte. Seine Schiffahrt war bis zur Einfahrt in die Straße glücklich. Bey der Durchfahrt aber mußte er ſo viel ausſtehen, daß er von zweyen Fahrzeugen, welche das ſeinige begleiteten, getrennet ward, und allein und in einem kläglichen Zuſtande in dem Hafen von Arequipa in dem Meere von Peru ankam. Von den beyden andern litt das eine Schiffbruch; und das dritte gieng wieder nach Spanien, weil es verzweifelte, die Gewalt der Wellen überwinden zu können.

Es giengen noch andere Spanier zu verſchiedenen Zeiten durch die Straße; und alle dieſe Reiſen hatten keinen glücklichern Erfolg.

Im Jahre 1578 gieng **Franz Drake**, ein Engländer, durch die magellaniſche Meerenge innerhalb dreyzehn Tagen mit fünf engliſchen Fahrzeugen. Er kam über Oſtindien und das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder nach Europa.

Im Jahre 1580 legete **Peter Sarmiento von Gamboa**, ein Spanier, welcher von Peru nach Spanien durch eben die Straße zurück gieng, daſelbſt die Colonie **Philippsſtadt**, oder **Philippeville**, an. Man hat bereits bemerket, daß **Winter**, ein Schiffshauptmann bey Drakens Flotte, zum erſten durch dieſen Weg aus dem Südmeere wieder nach Europa gegangen.

Thomas Candiſch, welchen Drakens Beyſpiel erregete, that im Jahre 1586 die Reiſe nach Oſtindien durch die magellaniſche Meerenge, und kam, wie er, über das Vorgebirge der guten Hoffnung zurück. Dieſe beyden Engländer aber ſuchten ſich nur durch die Erbeutung der Schätze von Peru zu bereichern.

Olivier von Noort, deſſen Nachricht man ſchon mitgetheilet hat, war der erſte Holländer, welcher aus guten Urſachen, und um die Handlung der vereinigten Provinzen von der Tyranney der Spanier zu befreyen, im Jahre 1599 unternahm, ſich durch eben den Weg in die oſtlichen Meere zu begeben. Er fuhr in drey Jahren rund um die Welt. Er war weit glücklicher, als **Sebald von Weert**, ein anderer Holländer, welcher in eben dem Jahre faſt über neun Monate zugebracht hatte, wider die Schwierigkeiten der Durchfahrt zu kämpfen, und ſich dennoch gezwungen ſah, wieder nach Holland zu gehen, ohne daß er hatte bis ins Südmeer kommen können.

Im Jahre 1614 folgete **Georg Spilberg** Oliviers von Noort Spuren, um den Handel der Holländer zu unterſtützen, und that eben ſo glücklich die Reiſe um die Welt.

Jacob l' Hermite, ein anderer Holländer, unternahm 1624 eben dieſe Reiſe und gieng glücklich durch die Straße.

Der Ritter **Johann Narborough**, welcher von Karln dem II abgeſchicket ward, um die Schiffahrt der Engländer durch neue Entdeckungen zu erleichtern, gieng im Jahre

1669

---

a) Das iſt, er begab ſich, nach dem Beyſpiele vieler andern Abentheurer, mit ſeinen Gefährten zu Lande an das Ufer des Südmeeres, wo ihm ſeine Räubereyen Schiffe verſchafften.

b) Man ſaget hier nichts von des **Cornelius Schoutens**, Jacobs le Maire Gefährten, ſeiner, weil

1669 durch die magellaniſche Meerenge und kam eben durch dieſen Weg zurück. Cooke irret ſich, wenn er ihm die Ehre beyleget, daß er der erſte geweſen, welcher ſolche auf einer einzigen Reiſe im Hin- und Herwege gegangen ſey.

Scharp, ein engliſcher Freybeuter, welcher über die americaniſche Landzunge in das Südmeer gegangen war *a*), nahm ſich vor, durch die magellaniſche Meerenge wieder nach Europa zu gehen. Weil er aber die Oeffnung der Durchfahrt verfehlet hatte: ſo trieb er weiter nach Süden, und kam im Jahre 1681 in das Nordmeer, durch ein offenes Meer, ohne das geringſte Land geſehen zu haben, bis zu ſeiner Ankunft in der Inſel **Nevis**.

Im Jahre 1695 wollte ein franzöſiſches Geſchwader von ſechs Fahrzeugen, unter der Anführung des Herrn **von Gennes**, die Spanier auf den Küſten von Peru bekriegen. Es fuhr den Hornung des folgenden Jahres in die magellaniſche Meerenge ein. Weil es aber zween Monate lang beſtändig widrigen Wind hatte: ſo war es genöthiget, wieder zurück zu gehen.

Die Beobachtungen der meiſten dieſer Seefahrer hat man für nöthig gehalten, zu ſammeln, um daraus ſo viel Capitel unter dem Namen derjenigen zu machen, welche ſolche herausgegeben.

Was die Straße des **le Maire** betrifft, deren Entdeckung man in dem Artikel von dieſem Reiſenden beſchrieben hat: ſo iſt ſie heutiges Tages durch einige ſehr hochgeſchäßte Berichte *b*) weit bekannter, als ſie es über hundert Jahre lang geweſen. Dergleichen ſind 1) **Woodes Rogers** ſeiner; 2) **Eduard Cookes** ſeiner; 3) des Herrn **Freſier** ſeiner, der wegen vieler Urſachen ehrwürdig iſt, und ſeinen Ruhm in einem anſehnlichen Poſten genoß, und im Jahre 1732 die Beſchreibung einer Reiſe in das Südmeer herausgegeben, welche er in den Jahren 1712, 1713 und 1714 gethan hat; 4) des Herrn **Anſons** ſeiner, welche Herr Walter, Prediger auf der engliſchen Flotte, deren Geſchichtſchreiber er auch geworden iſt, herausgegeben, und aus den Tagebüchern der klügſten Perſonen auf dieſer Flotte verfertiget hat.

Alle dieſe benannten Seefahrer, von denen man noch keine Nachricht gegeben, werden hier nach und nach erſcheinen; mit dem Unterſchiede, daß diejenigen, die durch Magellans oder des le Maire Straße in einer andern Abſicht, als nach Oſtindien zu gehen, gefahren ſind, und die folglich zu andern Theilen dieſer Sammlung gehören, nur bloß erſcheinen werden, ihre Anmerkungen über dieſe beyden Meerengen beyzutragen; dahingegen ein Theil von denjenigen, die ihren Lauf bis in das indianiſche Meer fortgeſeßet haben, in ihrem gehörigen Umfange unter ihren Artikeln werden vorgeſtellet werden, um die **Reiſen nach Oſtindien durch Südweſt** zu beſchließen.

---

weil ſolche nichts enthält, was nicht beym le Maire ſelbſt ſteht. Man hat eine franzöſiſche Ueberſeßung davon, die 1618 zu Paris bey Gobert in 12 gedruckt iſt. Die älteſte Ausgabe von des le Maire ſeiner im Franzöſiſchen ſteht zu Ende des erſten Theiles der franzöſiſchen Ueberſeßung des Herrera.

Das XXXVIII Capitel.

Reiſe des Ritters Franz Drake.

Urſachen zur Reiſe. Exemplariſche Strafe. Drakens Beobachtungen über die magellaniſche Meerenge. Bay der Trennung der Freunde. Zweifel wegen ſeines Rückweges. Neu Albion wird entdeckt. Beſchaffenheit des Landes und der Einwohner. Sie halten die Engländer für Götter. Der König beſuchet den engliſchen General. Sonderbare Aufführung der Wilden. Drake wird zum Könige allda gekrönet. Religionsübung der Wilden. Seltſame Art von Caninichen. Drakens Rückkehr.

Drake 1577.

Urſachen zur Reiſe.

Hackluyt, welcher uns das engliſche Tagebuch von dieſer Fahrt erhalten hat c), meldet uns, ſie ſey lange Zeit geheim gehalten worden, und man habe, um vermuthlich die Spanier an den Küſten von Chili, Peru, und Mexico zu überrumpeln, wo ſie glaubeten, daß man durch das Südmeer faſt nicht zu ihnen kommen könnte, ausſprengen laſſen, das Geſchwader, welches die Engländer zu Plymouth ausrüſten ließen, wäre beſtimmt, eine Reiſe nach Alexandrien zu thun. Es gieng unter der Führung des Ritters **Drake**, den 15ten des Wintermonats 1577 ab, und den 5ten April des folgenden Jahres kam es glücklich in das Geſicht von Braſilien. Die Winde waren ihm eben ſo günſtig bis an den Fluß de la Plata, und von da bis an den Hafen, welchen Magellan St. Julian genannt hatte.

1578.

Exemplariſche Strafe.

Das erſte, was den Engländern in dieſem Hafen in die Augen fiel, war ein aufgerichteter Galgen, woraus ſie urtheileten, es hätte Magellan eine ſtrenge Gerechtigkeit an einigen Aufrührern auf ſeinen Schiffen ausgeübet. Drake nahm daher Anlaß, ſich von einigen Unordnungen in ſeiner Flotte Rechenſchaft geben zu laſſen. Ein Befehlshaber, Namens **Dougthie**, welcher überzeuget ward, daß er die Matroſen zum Aufſtande erreget hatte, um eine Reiſe zu unterbrechen, deren Gefahr er zu befürchten anfing, wurde nach den Geſetzen verdammet, daß ihm der Kopf durch das Beil ſollte abgeſchlagen werden. Der Verfaſſer bemerket dabey, als einen beſondern Umſtand, der auf der See ohne Exempel ſey, daß ſolcher das heilige Abendmahl begehret hätte, und daß es ihm be„williget worden, worauf er den General umarmet und ihn um Verzeihung gebethen hätte: „er bethete auch für die Königinn und für das Königreich, nahm von der Geſellſchaft Ab„ſchied und gieng ſtandhaft zum Tode d).

Nachdem das Geſchwader den 17ten Auguſt im Jahre 1578 St. Julian verlaſſen hatte: ſo ſegelte es den 20ſten in die magellaniſche Meerenge hinein. Es rückte bis den andern Morgen nicht weit fort. Der Canal ſchien ſehr buſenmäßig zu ſeyn, als ob er keine Durchfahrt hätte. Ein widriger Wind, der ſich gegen Abend erhob, zwang die Engländer, zurück zu kehren und auf gut Glück Anker zu werfen.

Die

---

c) Hackluyts Sammlung nach der Ausgabe von 1600 a. d. 730 S. Dieſe Reiſe iſt von F. von Louvencour, Herrn von Vauchelles, ins Franzöſiſche überſetzet und zu Paris bey Goſſelin im Jahre 1613 herausgegeben worden. Der Ueberſetzer bemerket in ſeiner Zuſchrift an den Herrn von St. Simon, Herrn und Baron von Courtomer: es habe Drake den Spaniern ſo viele Schätze weggenommen, daß er bey ſeiner Zurückkunft, der Königinn und oerſchiedenen Herren ihres Hofes über acht-

Drake 1578.

Drakens Beobachtungen von der magellaniſchen Straße.

Die Abſicht, die man ſich vorgeſetzet hat, nöthiget uns hier, die kleinſten Beobachtungen mitzunehmen, welche die Meerenge betreffen. „Man ſieht darinnen viele ſchö„ne Hafen, worinnen man ſehr gutes ſüßes Waſſer findet; die vornehmſte Bequemlich„keit aber fehlet; das iſt, man findet ſelbſt nahe am Lande keinen Grund, vor Anker zu legen, „außer in einigen engen Flüſſen oder zwiſchen Klippen. Wenn man alſo von einem wi„drigen Winde oder Sturme überfallen wird: ſo iſt die Gefahr niemals mittelmäßig. „Das Land iſt zu beyden Seiten mit ſehr hohen und mit Schnee bedeckten Bergen beſetzet. „Gegen Oſten und Weſten trifft man viele Eylande an, zwiſchen welchen das Meer mit „ſolcher Gewalt durchſtrömet, als bey der Einfahrt in die Straße. Sie iſt an einigen „Orten zwo Seemeilen und an andern drey oder vier, nirgend aber weniger, als eine See„meile breit. Die Luft iſt daſelbſt ſehr kalt. Indeſſen ſind doch die Bäume beſtändig „grün, und man findet darunter eine Menge ſchöner Kräuter„.

Unwiſſenheit der Engländer.

Aus dieſen ſo obenhin gemachten Anmerkungen, die von ſo wenigen Nutzen ſind, kann man ſchließen, daß der Ritter Drake das allgemeine Beſte der Schiffahrt wenig zu Herzen genommen; oder man kann auch daraus urtheilen, daß die Engländer von derjenigen Geſchicklichkeit noch weit entfernet geweſen, welche ſie ſich heutiges Tages zueignen e). Das Glück dienete ihnen ſtatt anderer Einſichten; und ſie kamen den 6ten des Herbſtmonates aus der Straße und in das Südmeer; das iſt, ſie thaten innerhalb dreyzehn Tagen eine Fahrt, auf welcher nicht ſo glückliche Seefahrer auf neun Monate zugebracht hatten. Sie wurden zwar durch einen Sturm über zweyhundert Seemeilen weit getrieben: allein eben dieſer Unfall dienete ihnen zum Vortheile, indem ſie dadurch in eine Bay kamen, wo ſie ruhig vor Anker legeten. Indeſſen ſahen ſie ſich doch darauf, mitten in der Straße, auf fünf und funfzig Grad und ein Drittel gebracht. Dieſes machte, daß ſie der Bay, die ſie hatten verlaſſen müſſen, den Namen Severing of the Friends, oder **Trennung der Freunde**, gaben. Das Glück, welches ſie nicht minder begleitete, machte, daß ſie auf der Höhe, worauf ſie gerathen waren, ein Eyland entdeckten, welches ihnen vortrefflich ſüßes Waſſer und Kräuter von einer ſonderbaren Kraft gab f).

Bay der Trennung der Freunde.

Reiche Beute der drakiſchen Flotte.

1579.

Ihre fernere Fahrt auf dem Südmeere zeiget nichts als beſtändige Siege und Glückſeligkeiten. Sie nahmen eine ſo große Anzahl ſpaniſcher und ſo reich beladener Schiffe weg, daß ſie im Anfange des folgenden Jahres, da ſie des Goldes und Silbers ſatt hatten, alle ihre Gedanken darauf richteten, wie ſie einen ſichern Weg wählen möchten, um mit ihren Schätzen nach England zurück zu kehren.

Zweifel wegen des Rückweges.

Es zeigeten ſich deren zween; der durch die magellaniſche Meerenge, wodurch ſie gekommen waren; und der andere durch das große Südmeer, deſſen Weite ſo entſetzlich iſt. Da ſie ſich für den zweyten entſchloſſen: ſo hatten ſie noch zu erwägen, ob ſie über die Molucken und das Vorgebirge der guten Hoffnung oder längſt an China und der Tatarey hin, durch die anianiſche Meerenge gehen wollten, um durch das Eismeer nach England zu kommen, wobey ſie das Vorgebirge Tabin und Norwegen umſegeln mußten. Zwo Urſachen bewogen Draken, den Weg durch die magellaniſche Straße zu verwerfen. Zum

---

achthundert tauſend Thaler Geſchenke gemacht. Er ſetzet mit ziemlicher Dunkelheit hinzu, das Tagebuch, deſſen Ueberſetzung er lieferte, käme von einem Courtomeriſchen Bauer her, welcher die Reiſe mit Draken gethan hätte.

d) Drakens Reiſe a. d. 25 und 26 S.

e) Man kann ſagen, daß ſolche allen handeltreibenden Völkern in Europa durch die einander mitgetheilten Einſichten gemein iſt.

f) Drakens Reiſe a. d. 30 S.

Drake 1579.

erſten kamen ihm die Spanier, welche Zeit gehabt hatten, ihre Macht auf den Küſten von Chili und Peru zuſammen zu ziehen, viel furchtbarer bey ſeiner Rückkehr und für mit Reichthümern beladene Schiffe vor, als ſie es bey ſeiner Ankunft und für Abentheurer geweſen waren, die damals nur Gelegenheit ſuchten, ſich mit Aufwendung ihres Blutes zu bereichern. Zum andern machte er ſich eine erſchreckliche Vorſtellung von der Mündung der Straße auf der Seite des Südmeeres. Er hatte daſelbſt Regen, Stürme und Windſtöße ausgeſtanden, und ſeine beſten Lootſen erinnerten ſich nicht ohne Schrecken der Sandbänke, die ſie auf dieſer Küſte wahrgenommen hatten.

Man beſchloß, in einer Verſammlung der ganzen Flotte, den Weg nach Japon und China zu nehmen, um durch das Nordmeer zurück zu kehren [g]; und dieſer Meynung folgete man den 16ten April im Jahre 1579. Weil man aber einige Zeit lang durch Windſtillen aufgehalten wurde: ſo rückte man bis auf ſechs hundert Seemeilen in der Länge fort, um in dieſer Entfernung vom Lande günſtigere Winde anzutreffen.

Große Kälte, die ſie nach der Linie zurück treibt.

Den 5ten des Brachmonates, im zwey und vierzigſten Grade Norderbreite wurde die Luft ſo kalt, daß alles Schiffsvolk viel ausſtehen mußte; und da die Beſchwerden immer größer wurden, ſo wie man nach dem Nordpole fortrückete, ſo ergriff man die Partey, wieder auf acht und dreyßig Grad von der Linie zurück zu kehren. Man entdeckete auf dieſer Höhe ein Land, an welchem der Wahrſcheinlichkeit nach, die Spanier oder andere europäiſche Völker noch niemals angeländet waren. Es ſchien niedrig und eben zu ſeyn. Bald darauf nahm man eine gute Bay wahr, wohin das Geſchwader durch einen guten Wind getrieben ward; und Drake ließ daſelbſt in gutem Vertrauen Anker werfen, weil er eine große Anzahl Hütten am Ufer erblickete.

Entdeckung von Neu-Albion.

Die Einwohner bezeugeten mehr Verwunderung, als Schrecken, da ſie ſolche ſchwimmende Klumpen anrücken ſahen, die für ſie ein ſehr neuer Anblick ſeyn mußten. Sie näherten ſich den Engländern, die zuerſt auf dem Sande ausſtiegen, und an ſtatt daß ſie ſolchen als Feinden hätten begegnen ſollen, ſo machten ſie ihnen vielmehr Liebkoſungen und Geſchenke. Drake ließ, um ihre Leutſeligkeit zu erwiedern, einige Stücken Zeug unter ſie austheilen, die ſie mit großen Merkmaalen der Freude annahmen. Die Mannsperſonen waren ganz nackend: ihre Weiber aber hatten die Schultern mit einer rauhen Gemſenhaut, oder mit einem andern Thierfelle bedecket, und von dem Gürtel bis aufs Knie trugen ſie eine Art von Zeuge aus Baumrinden als Schürzen. Ihre Häuſer, welche ſehr nahe am Meere ſtunden, glichen, der Geſtalt nach, unſern Taubenhäuſern; das iſt, ſie waren rund und ohne Fenſter mit einer einzigen Thüre und einer Oeffnung oben, um den Rauch hinaus zu laſſen. Ihre Betten waren von Tannen- und andern Baumzweigen rund um den Heerd her geſtellet, welcher mitten in einer jeden Hütte ſtund.

Beſchaffenheit des Landes und der Einwohner.

So lange ſich die Engländer in dieſer Bay aufhielten, hatten ſie unaufhörlich Beſuch von dieſen ehrlichen Wilden, die ihnen bald ſehr ſchöne Federbüſche, bald Säcke mit trockenen Tobacksblättern angefüllet brachten. Ehe ſie ſich aber einem kleinen Hügel näherten, wo der General die Zelte hattte aufſchlagen laſſen, hielten ſie ſtill und redeten mit einander.

---

[g] Man findet in dem engliſchen Tagebuche in Hackluyts Sammlung nicht ein Wort von dem Vorſatze, durch das Nordmeer zu gehen. Der franzöſiſche Ueberſetzer aber redet vielmals davon. Weil dieſes nicht der einzige Punct iſt, worinnen er von dem wahren Tagebuche abgeht: ſo muß man vermuthen, daß das Exemplar, welches er von dem Vaſallen des Herrn von Courtomer bekommen, einige Veränderungen enthalten. Indeſſen kann man doch ſchwerlich begreifen, wie der Ritter Drake damals

Drake 1579

Sie halten die Engländer für Götter.

ander. Darauf ließen ſie ihre Bogen und Pfeile daſelbſt und giengen hinzu, um ihre Geſchenke zu bringen. Das erſtemal, da ihre Weiber mit kamen, ſtunden ſolche daſelbſt auch ſtill, zerkratzeten ſich aber die Backen und trieben ein erbärmliches Geheule und Geſchrey. Drake bildete ſich ein, ſie hielten die Engländer für Götter; und dieß wäre eine Art von Opfer, die ſie ihnen bringen wollten. Er befahl alſo ſeinen Leuten, ſie ſollten bethen, um vermuthlich zu erkennen zu geben, daß ſie ſelbſt eine mächtige Gottheit anbetheten. Er ließ öffentlich einige Capitel aus der heiligen Schrift leſen. Die Wilden waren ſehr aufmerkſam, und ſchienen voller Vergnügen zu ſeyn. Nach geendigtem Leſen näherten ſie ſich mit Beſcheidenheit den Zelten; und Drake erſtaunete ſehr, als er ſah, daß ſie den Engländern alles wiedergaben, was ſie von ihnen empfangen hatten *h*).

Er glaubete, die Zeitung von ſeiner Ankunft hätte ſich weiter ausgebreitet; denn wenig Tage darnach ſah man ſie in größerer Anzahl erſcheinen; und zween von ihnen, die ſich von den andern abgeſondert hatten, gaben ihm durch verſchiedene Merkmaale der Ehrerbiethung, wobey er ſich nicht irren konnte, zu erkennen, daß ſie ihn für das Haupt ſeiner Leute anſähen. Sie fuhren mit ihren Zeichen fort, wodurch er zu verſtehen glaubete, daß ſie von einer mächtigen Perſon oder vielleicht von ihrem Könige kämen, und daß ſie ihn um ein Pfand des Vertrauens bäthen, damit dieſer Prinz oder dieſer Herr es wagen könnte, ihn zu beſuchen. Die Rede, womit dieſe Zeichen begleitet wurden, dauerte faſt eine halbe Stunde. Drake bemühete ſich, ihnen zu verſtehen zu geben, daß er ihnen alles gutes wollte. Er both ihnen Geſchenke für denjenigen an, der ſie abgeſchicket hatte. Dieſes Anerbiethen, welches ſie auf eine ſehr gute Art annahmen, ſchien ihnen viele Freude zu verurſachen. Man ſah, unter vielen Wilden, bald einen ſehr wohl gewachſenen Mann von einem ziemlich guten Anſehen kommen, den man für ihren König halten mußte. Er gieng ernſthaft einher, und ſein Gefolge um ihn ſchrie und ſang. Ein Bedienter, von gutem Anſehen, der einige Schritte vor ihm her gieng, trug eine Keule oder einen Zepter, woran zwo Kronen und drey lange Ketten hingen. Die Kronen waren von bunten Federn und die Ketten ſchienen von Knochen zu ſeyn. Der König und alle, die ihn umgaben, waren mit Fellen bekleidet. Die andern waren nackend: ſie hatten aber das Geſicht gemalet; einige weiß, andere ſchwarz und einige bunt. Sie hatten eine große Anzahl Kinder bey ſich, und ſie trugen alle, ohne Unterſchied des Alters, einige Geſchenke in Händen.

Der König des Landes beſuchet ihn.

Sonderbare Aufführung der Wilden.

Obgleich der engliſche General für eine ſo leutſelige Nation eingenommen war: ſo wollte er doch einen Haufen, der den ſeinigen an der Zahl übertraf, nicht ohne Vorſichtigkeit aufnehmen. Er befahl ſeinen Leuten, im Gewehre zu ſtehen, und ſich um ihre Gezelte herum zu ſtellen, wovon ſie ſich gleichſam ein kleines Fort gemacht hatten, welches von einer guten Schanze vertheidiget ward. Der König ſchien über dieſe Anſtalten nicht erſchrocken: Er grüßete alle Engländer. Derjenige, welcher ſeinen Zepter trug, rief einen andern Bedienten, dem er etwas ganz leiſe ſagete, welches ſolcher ganz laut wiederholete; und dieſe Art von Rede daurete ſehr lange. Darauf näherte ſich der König dem Fort mit den Manns- und Frauensperſonen ſeines Gefolges, nachdem er dem Volke und allen Kindern

---

damals hoffen können, von China durch das Eismeer zu kommen. Die anianiſche Straße iſt auch niemals recht bekannt geweſen.

h) Dieſes Wiedergeben, es mag auch herrühren, wovon es will, iſt ſonderbar genug, um anmerken zu laſſen, daß ſich der Ueberſetzer allhier irret. Das Engliſche heißt ſo, wie ich es überſetzet habe: They reſtored again to us thoſe things, which before we beſtowed upon them. a. d. 737 S.

dern ein Zeichen gegeben, dahinten zu bleiben. Darauf ſtimmete derjenige, welcher den Zepter trug, ein Lied an, und fing mit ſolcher Anmuth und Abmeſſung einen Tanz an, daß ſich die Engländer darüber verwunderten. Der König, ſein Gefolge und alles Volk folgete ſeinem Beyſpiele. Endlich ließ Drake, der von dieſem Schauſpiele gereizet und von ſeinem Mistrauen geheilet war, ſie mit Singen und Tanzen in die Gezelte hinein gehen i).

Drake wird zum Könige des Landes gekrönet.

Nach dem Tanze ſetzete ſich der König und nöthigte den General durch Zeichen, ſich zu ihm zu ſetzen. Andere Zeichen, wodurch er ſich noch weiter erklärete, ſchienen anfänglich nur Zuneigung und Dienſterbiethung anzuzeigen. Die Engländer aber glaubeten bald, verbunden zu ſeyn, ihnen einen weitläuftigern Verſtand zu geben. Der König nahm die größte von den beyden Kronen und ſetzete ſie Draken auf den Kopf. Darauf legete er ihm die drey Ketten um den Hals, und fing dabey mit allem ſeinem Volke wieder an zu ſingen. Er verrichtete dieſe Ceremonie mit einem ernſthaften und ehrerbiethigem Geſichte; und wiederholete von Zeit zu Zeit das Wort Hioh, welches die Engländer für einen Ehrentitel oder die Benennung einer Würde hielten. Drake nahm den Zepter und die Krone ohne Schwierigkeit im Namen der Königinn von England an, und wünſchete, daß alle Reichthümer des Landes dereinſt nach London, zum Ruhme und Glücke ſeines Vaterlandes, möchten gebracht werden.

Religionsübung der Wilden.

Das Volk entfernete ſich ſo gleich in etwas, und ſchien einige Religionsverrichtungen auszuüben. Einige Engländer, welche die Neugierde trieb, wollten Zeugen von dieſem neuen Auftritte ſeyn. Sie ſahen viele Haufen Wilde, welche den jüngſten unter ſich heraus nahmen, ſich in einen Kreis um ihn herum ſtelleten, ein ſehr trauriges Geſchrey erhoben, ſich dabey das Geſicht zerkratzeten und die Haut bis aufs Blut zerritzeten. Drake konnte nicht zweifeln, daß ſie ihn nicht für einen Gott hielten, als er ſie zurück kommen ſah, um ihm ihre Ritzen und Wunden zu weiſen. Er ließ ihnen Pflaſter und Salben geben, über deren Kraft ſie ſich ſehr verwunderten; und da ihr thörichter Irrthum nur zunahm, ſo fuhren ſie mit dieſen Opfern von dreyen Tagen zu dreyen Tagen fort. Die Engländer aber fanden endlich Mittel, ihnen zu verſtehen zu geben, daß ihnen dieſe Ausſchweifung misfiele.

Warum Drake das Land Neu-Albion genennet.

Nachdem Drake von dem Lande für ſeine Königinn Beſitz genommen hatte: ſo gab er ihm den Namen Neu-Albion; nicht allein, weil er glaubete, daß er ſolches zuerſt entdecket hätte, ſondern auch weil er an ſolchem wegen ſeiner grünen und ſchönen Küſten viel Aehnlichkeit mit England fand. Er ließ den Namen, das Bildniß k), und das Wapen der Königinn nebſt ſeinem eigenen Namen, dem Jahre und Tage ſeiner Ankunft und was er für Gunſtbezeugungen von der Nation erhalten hätte, auf eine Kupferplatte ſtechen, welche auf der Vorderſeite eines ſteinernen Pfeilers angenagelt wurde, den er mitten in dem Fort aufrichten ließ.

Seltſame Art von Caninchen.

Als man die nöthigen Ausbeſſerungen an ſeinem Schiffe gemacht hatte: ſo betrachtete der General das Land ſorgfältiger und beſuchte zum Zeitvertreibe viele Wohnungen der Wilden. Er ſah faſt kein Land, welches nicht einige Gold- und Silberminen zu haben ſchien. Die Gemſen ſind daſelbſt in ſo großer Anzahl, daß man ſie bey Tauſenden antrifft. Man findet aller Orten eine Art von Caninichen, deren Beſchreibung ſehr wunderlich iſt.

---

i) A. d. 61 und vorhergehenden Seite.

k) Das engliſche Tagebuch ſaget bloß, er habe ein Stück engliſche Münze an den Pfeiler ſchlagen laſſen.

Drake 1579.

Sie haben einen ſo großen Leib, als die in der Barbarey; der Kopf iſt von der Größe der unſerigen; die Füße ſind wie Maulwurfsfüße und der Schwanz iſt wie einer Ratten ihrer, aber viel länger. Unter dem Bauche haben ſie auf beyden Seiten einen kleinen Sack, worinnen ſie Vorrath für den Hunger thun, wenn ſie ſatt ſind. Die Wilden eſſen das Fleiſch davon, welches ſie ſehr wohlſchmeckend finden, und aus dem Felle machen ſie ſo viel, daß der Rock ihres Königes daraus war.

Die Abreiſe des Geſchwaders betrübete ſie ſehr. Drake hatte ſich entſchloſſen, ſeinen Weg über die Molucken zu nehmen, aus Furcht vor der Gefahr, die er voraus ſah, wenn er durch Norden gienge. Er traf viele Eylande an bis den 14ten des Wintermonates, da er **Ternate** ſah, wo er von dem Könige allerhand Gunſtbezeugungen und die Freyheit des Handels erhielt. Von da gieng er über die Inſeln Celebes und Java, kam den 18ten des Brachmonates im Jahre 1580 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ohne Land geſehen zu haben; und den 22ſten des Heumonates nach Sierra Leona. Den 3ten des Wintermonates eben deſſelbigen Jahres, das iſt drey Jahre weniger zwölf Tage nach ſeiner Abreiſe, vollendete er die Fahrt um die Welt, und legete in dem Hafen **Plymouth** glücklich vor Anker.

* * *

Das XXXIX Capitel.

Peters von Sarmiento Reiſe.

Anlaß zu dieſer Reiſe. Die Spanier wollen die magellaniſche Meerenge befeſtigen. Unfall ihrer Flotte. Sarmiento wird Statthalter in dem Fort. Er bauet Nombre de Jeſus und Philippeville. Seine Beobachtungen in der Meerenge. Er entdecket Städte und Flecken.

Sarmiento 1580.

Anlaß zu dieſer Reiſe.

Drakens Durchfahrt durch die magellaniſche Straße beunruhigte die Spanier ſo heftig, daß ſie, um ſich der Ruhe in ihren Sitzen zu verſichern, wenn ſie den einzigen Weg verſperreten, welcher ſie damals dem Einfalle der Fremden ausſetzete, den Entſchluß faſſeten, daſelbſt ein Fort zu bauen. Der Unterkönig in Peru hatte zwey Kriegesſchiffe unter der Anführung des **Don Pedro Serano**, des geſchickteſten Seefahrers, den Spanien in dieſen Meeren hatte, ausgeſchickt, Draken zu verjagen, und ihm, wenns möglich wäre, die Reichthümer abzunehmen, die er aus Peru wegführete. Allein, die Engländer waren ſchon zu weit fort; und Serano erhielt Befehl, in der magellaniſchen Straße nachzuſehen, wie man ſolche befeſtigen könnte. Er wandte neun Monate dazu an; und kam mit ſeinen Beobachtungen nach Spanien, um dem Hofe Rechenſchaft davon zu geben. Dieſer verſprach ſich einen ſo glücklichen Erfolg davon, daß er den **Diego Faris des Valdez** mit einer Flotte von drey und zwanzig Schiffen, abgehen ließ, welche dreytauſend und fünfhundert Mann Schiffsvolk und fünfhundert alte Soldaten führeten, an den Feſtungswerken zu arbeiten.

Die Spanier wollen die Meerenge befeſtigen.

Dieſes Unternehmen aber ſchlug nicht ſo aus, als es die ſpaniſche Nation hoffete, ob es gleich ſehr wohl überleget war. Kaum war die Flotte aus dem Hafen Cadix ausgelaufen, als ein greulicher Sturm fünf Schiffe ſcheitern ließ, wobey ungefähr zweyhundert Mann verloren giengen; die übrigen wurden von den Wellen ſo übel zugerichtet, daß Val-

Sarmiento 1580.

Sarmiento wird zum Befehlshaber des Fort ernannt.

dez ſeine Reiſe nur mit ſechzehn Segeln fortſetzen konnte. Er wurde von **Petern von Sarmiento** begleitet, welcher Befehlshaber in dem neuen Fort ſeyn ſollte. Nachdem ſie viel Zeit mit Ausbeſſerung der Schiffe verloren: ſo ſahen ſie ſich gezwungen, den Winter an der Küſte von Braſilien in dem Fluſſe **Janeiro** zuzubringen. Sie giengen im Frühlinge wieder in die See. Im zwey und vierzigſten Grade Süderbreite aber ſtunden ſie einen ſo harten Sturm aus, daß es ihre geringſte Widerwärtigkeit war, ſich gezwungen zu ſehen, zwey und zwanzig Tage lang auf gut Glück die See zu halten, und endlich die Inſel **St. Catharina** zu erreichen. Sie hatten bey dieſem kläglichen Zufalle eins ihrer beſten Schiffe mit dreyhundert Mann und zwanzig Frauen, die es am Borde hatte, und den größten Theil von Kriegesvorrathe, der für die Meerenge beſtimmet war, verloren.

Valdez, welcher ſich wider das Unglück verhärtete, ließ alle ſeine Kranken zu St. Catharinen, und das Drittel von ſeinen Schiffen, welche er nicht wieder in den Stand ſetzen konnte, die See zu halten. Er hatte noch zehne übrig, mit denen er eilig abreiſete, um einige Engländer zu verjagen, die ſich auf der Küſte ſehen laſſen. Als er aber bey der Mündung der Straße ankam: ſo zwang ihn ein neuer Sturm, wieder nach **Rio Janeiro** zurück zu gehen. Das folgende Jahr unternahm **Peter von Sarmiento**, welcher ſich nach Peru begeben hatte, eben die Reiſe mit mehrerm Glücke, durch das Südmeer und ſetzete glücklich vier hundert Mann, und dreyßig Frauen an der Spitze **Poſſeſſion** ans Land, wo er ein Fort bauen ließ, welches er **Nombre de Jeſus** nannte. Von da begab er ſich zu Lande nach dem **Hungerhafen** *l*); wo er eine Feſtung bauete, welche er **Philippeville** oder **Philippsſtadt** nannte. Bey Annäherung des Winters gieng er wieder zu Schiffe, um mit fünf und zwanzig Matroſen nach Spanien zurück zu kehren. Er hatte aber das Unglück, daß er unterwegens von dem berühmten Ritter **Walter Raleigh** gefangen wurde, der ihn nach England führete. Man hat in **Oliviers von Noort** Erzählung geſehen, und wird es in **Candiſhens** ſeiner noch weiter ſehen, was für ein Schickſal die Spanier gehabt haben, die er an der Meerenge gelaſſen. Wir müſſen noch einen Begriff von ſeinen Entdeckungen nach des Argenſola, des Geſchichtſchreibes der Molucken *m*), und des Hauptmanns Eduard Cooke *n*) Zeugniſſe, geben.

Er bauet Nombre de Jeſus und Philippeville.

Seine Beobachtungen in der Meerenge.

Bey ſeiner Rückkehr nach dem Nordmeere legete er in einer unbekannten Bay an, woſelbſt er keinen Einwohner zum Vorſcheine kommen ſah. Er entdeckte aber Spuren von Menſchenfüßen, Pfeile, Ruder und Netze. Seine Leute ſtiegen auf viele hohe Berge, von da ſie einen Archipelagus kleiner Inſeln und einen ſehr geräumigen Canal ſahen, der zwiſchen ihnen durchgieng. Obgleich die meiſten von dieſen Inſeln wüſte waren: ſo ſchienen ſie doch von Natur fruchtbar zu ſeyn. Auf einigen ſah man viele nackende und mit rother Erde bemalte Indianer. Noch weiter entdeckete man ihrer fünfe in einer Art von Kahne, welche ſie verließen und zu Fuße davon liefen. Bey ſeinem Nachſuchen am Ufer fand er eine runde Hütte, die aus einigen Pfählen, breiten Baumrinden, und Fellen von Seehunden *o*) gemacht war, worinnen er einen Haufen kleiner Sträucher, und Muſchelſchaalen

---

l) Dieſer Name wurde ihm erſt im Jahre 1587 vom Thomas Candiſh gegeben, welcher die Feſtung verlaſſen fand und daher glaubete, es wären alle Spanier vor Hunger geſtorben.

m) Im 3 und 4 Buche.

n) In der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach dem Südmeere a. d. 43 und 44 S.

o) Man hat bereits angemerket, daß ſie von andern Meerwölfe und Seekälber genennet werden.

p) Das iſt, neun Fuß hoch. Obgleich nichts ſo deutlich iſt, als dieſes Zeugniß und es mit vielen andern

Sarmiento 1580.

ſchaalen nebſt einigen Fiſchernetzen, Knochen in Geſtalt der Haken oder Angeln und viele Säckchen voll rother Erde ſah. Als er weiter von einer Inſel zur andern fuhr: ſo entdeckete er eine ordentlich gebauete Wohnung und eine Menge Indianer in der Gegend da herum. Im vier und funfzigſten Grade Süderbreite fand er auf einer Spitze, die er St. Iſidor nannte, ſehr umgängliche Indianer, die ſich ganz vertraulich unter das Schiffsvolk mengeten. Unter den Bergen ſah er einen, der nicht weit davon Feuer auswarf und dennoch mit Schnee bedecket war. In der weſtlichen Mündung der Straße ſah Sarmiento Leute drey Ruthen hoch p) und von einer gehörigen Dicke. Seine Leute bemächtigten ſich eines derſelben, den ſie an Bord führeten. Nachdem er durch das engſte Stück der Straße hindurch war: ſo entdeckete er ganz deutlich an der Nordküſte zwiſchen zweyen langen Gebirgen einige angenehme Ebenen, viele Flecken und eine mit vielen Thürmen gezierete oder befeſtigte Stadt. An der mittäglichen Küſte, welche das Feuerland iſt, fand er zu ſeinem nicht geringern Erſtaunen, fünf Meilen vom Ufer, ein ſehr bevölkertes Land, deſſen Einwohner Vieh zogen, und viele Bäume, welche denjenigen ähnlich waren, die Zimmet und Baumwolle trugen. Die Straße ſchien ihm in ihrer ganzen Länge hundert und zehn Meilen groß zu ſeyn, welches mit Magellans Rechnung übereinſtimmet.

Das XL Capitel.

Verſchiedene Reiſen nach Oſtindien durch die magellaniſche Straße.

Das Geſetz, welches man ſich in dem Vorberichte zu dem vorhergehenden Theile gemacht hat, über alle die Erzählungen leicht wegzugehen, die nicht etwas beſonders angenehmes oder nützliches an ſich haben, und die ſich von ſelbſt, wie man angemerket hat, durch andere richtigere und vollſtändigere Erzählungen unterdrücket finden, nöthiget uns hier, in einem Capitel viele Reiſende zuſammen zu nehmen, die kein anderes Recht haben, aus der Dunkelheit zu kommen, als daß ſie zuerſt einen unbekannten Weg verſuchet, und erleuchtetern Beobachtern gleichſam zu Wegweiſern gedienet haben.

Der I Abſchnitt.

Thomas Candiſhens Reiſe.

Seine Ankunft an der magellaniſchen Straße. Seine Anmerkungen über die ſpaniſche Colonie. Er giebt ihr den Namen Hungerhafen.

Candiſh 1586.

Thomas Candiſh, ein Edelmann aus der Grafſchaft Suffolk q), welcher durch Drakens Ruhm aufgemuntert wurde, reiſete den 22ſten des Heumonates im Jahre 1586

---

andern Nachrichten übereinſtimmet: ſo ſcheint es doch etwas erſtaunliches zu ſeyn, daß nach der Zeit alle die Rieſen der Meerenge gleichſam verſchwunden ſind, und daß alle Schiffahrer, die näher an unſern Zeiten ſind, nur Leute von gemeiner ordentlicher Größe geſehen haben. Die große Stadt mit den Thürmen, die wohl bevölkerten Flecken und Wohnungen, und die einer beſſern Luft würdigen Bäume ſind auf der Küſte der Patagonen, welches die nordliche Küſte iſt, auch nicht wieder gefunden worden.

q) Sein Tagebuch findet ſich in Hackluyts Sammlung

Candiſh 1586.

von Plymouth mit drey Schiffen ab, die ihn den 17ten des Chriſtmonates nach dem Hafen brachten, den er zuerſt den verlangten Hafen oder den Hafen des Verlangens nannte r). Er fuhr den 28ſten wiederum ab, um der Küſte zu folgen, und den 30ſten traf er im acht und vierzigſten Grade Süderbreite einen Felſen fünf Meilen vom Lande an, um welchen man mit dem Senkbleye in einer kleinen Meile weit acht Faden Waſſer auf einem ſteinichten Grunde antraf. Er fuhr um das weiße und um das Jungfernvorgebirge herum, die noch keinen Namen hatten. Nachdem er unter dem letztern, welches am Eingange in die magellaniſche Straße liegt, Anker geworfen hatte: ſo fuhr er den 6ten des Jenners im zwey und funfzigſten Grade, in die Mündung der Straße hinein. Den 7ten nahm er daſelbſt am Ufer drey und zwanzig Spanier und ihr Oberhaupt, Namens Hernando, gefangen, welche ein trauriger Reſt von vier hundert Mann dieſer Nation waren, die in der neuen Colonie des Sarmiento vor Hunger und Elend geſtorben. Er kam den 10ten nach **Philippeville**, deren Mauren und Feſtungswerke noch ſtunden. Von der Mündung der Straße bis an den Ort, wo ſie am engſten wird, rechnet er vierzehn Seemeilen, und der Lauf, ſaget er, geht nach Weſten und Norden. Von dieſem Orte bis an die Penguineninſel rechnet er zehn Seemeilen, gen Südweſt und ein wenig gegen Süden.

Seine Ankunft an der magellaniſchen Straße.

Ob ſich gleich ein Theil von ſeinen Anmerkungen über des Sarmiento errichtete Colonie in den Anführungen bey **Oliviers von Noort** Berichte findet: ſo iſt es doch unſerer Abſicht gemäß, ſie hier in ſeinen eigenen Worten zu wiederholen. „**Philippeville** hatte vier „Forts und eine jede von ihren Seiten war mit einem gegoſſenen Stücke beſetzet. Die „Spanier aber waren ſorgfältig geweſen, dieſes Geſchütz zu vergraben, und man ſah nur „die Lavetten davon. Candiſh ließ alle die Stücke wieder ausgraben und an Bord bringen. „Der Platz lag ohne Widerſpruch an dem vortheilhafteſten Orte der Straße in Anſehung „des Holzes und Waſſers. Er hatte viele Kirchen. Die Geſetze mußten daſelbſt ſehr „ſcharf ſeyn; denn man ſah einige Galgen, an welchen viele Miſſethäter hingen. Es „ſchien, daß die Spanier lange Zeit daſelbſt nur von Muſcheln leben müſſen. Candiſh „traf keine andere Lebensmittel daſelbſt an, als einige Gemſen, die von den Gebirgen „herab kamen, um ſich an dem Rande des Fluſſes zu erfriſchen. Dieſe Spanier hatten „ſich geſchmeichelt, ſich allein zu Meiſtern von der Meerenge zu machen: der Himmel „aber hatte ihnen zu erkennen gegeben, daß ſolches nicht ſein Wille wäre. In den zweyen „Jahren, da ſie ihre Stadt beſaßen, ſahen ſie nichts daſelbſt wachſen und hervor kommen. „Auf der andern Seite wurden ſie oftmals von den Indianern angegriffen, bis ſie allen „ihren Vorrath aufgezehret hatten und faſt insgeſammt in ihren Häuſern Hungers ſtarben, „wo die Engländer ihre Leichname ganz angekleidet fanden. Die Luft war davon angeſtecket. Diejenigen, welche am Leben geblieben, hatten ihr Geräthe und alles, was ſie nicht „hatten fortbringen können, in die Erde vergraben, um dieſe klägliche Wohnung zu verlaſſen, und längſt an dem Ufer hinzugehen, in der Hoffnung, daſelbſt etwas zu finden, wo-

„durch

---

lung a. d. 803 u. f. S. unter dem Titel der vortrefflichen und glücklichen Reiſe. Man lehret uns daſelbſt, daß es von Franz Prety, von Ry, in der Grafſchaft Suffolk, aufgeſetzet worden, der unter Candiſhens Befehle gebrauchet wurde; daß Candiſh ſelbſt von Trimley, einem Flecken in dieſer Grafſchaft, gebürtig geweſen. Ich kenne keine franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Werkes, welches ſehr grob geſchrieben iſt.

r) Man wird unten die Beſchreibung davon ſehen.

s) Thom. Candiſh Tagebuch a. d. 806 S.

ſ) Das iſt verderbt für **Forward**.

ſs) Ebendaſ. a. d. 807 S.

t) Man findet hinter ſeinem Tagebuche die Höhen

Candiſh 1586.

„durch ſie ihr elendes Leben unterhalten könnten. Sie hatten nur ihre Flinten und einiges „Küchengeräthe mit ſich genommen. Außer einigen Seevögeln aber, die ſie von Zeit zu „Zeit ſchoſſen, hatten ſie ein Jahr lang nichts anders zu leben, als Wurzeln und Blätter. „Als ſie Candiſhen antrafen, wollten ſie ihren Weg nach dem Fluſſe **Plata** zu nehmen. „Unter den vier und zwanzigen waren zwo Frauen r).„

Candiſh änderte den Namen ihrer unglücklichen Colonie und nannte ſie **Hungerhafen**, welche Benennung alle andere Seefahrer ihr gelaſſen haben. Er ſetzet ſie in drey und funfzig Grad Süderbreite und das Cap **Froward** /) in vier und funfzig Grad. Er gab auch einer ſchönen ſandigen Bay den Namen **Eliſabethsbay**, welche nach ſeiner Rechnung zwanzig Seemeilen von dem Hungerhafen liegt. Zwo Seemeilen weiter fand er einen Fluß mit ſüßem Waſſer und eine Menge Wilden, mit denen er einige Verbindung machte, ob er ſie gleich für Menſchenfreſſer ausgiebt. Der Canal St. **Hieronymus**, ſaget er, iſt zwo Seemeilen davon. Von dieſem Canale, den er anderswo einen Fluß nennet, rechnet er muthmaßlich vier und dreyßig Seemeilen bis an die Mündung der Straße in das Südmeer. Seine ganze Länge alſo, ſchließt er, iſt ungefähr neunzig Seemeilen; und die Breite des Ausganges iſt mit der Einfahrt ihrer faſt einerley, das iſt ungefähr zwey und funfzig Grad zehn Minuten ſüdlich. Er war den 24ſten des Hornungs in dem Südmeere /s).

Seine übrige Reiſe enthält nur die verſchiedenen Verrichtungen an den Küſten von Chili, Peru und Neu-Spanien nebſt ſeiner Fahrt nach den Philippinen und ſeiner Rückkehr nach England über das Vorgebirge der guten Hoffnung. Er lief den 9ten des Herbſtmonates im Jahre 1588 in den Hafen zu Plymouth ein t).

Der II Abſchnitt.

Oliviers von Noort, und Sebalds von Weert Reiſen.

Weerts Widerwärtigkeiten. Namen, die er verſchiedenen Oertern giebt. Holländiſcher Ritterorden. Gemüthsart und Geſtalt der Wilden an der Straße. Sebaldsinſel.

Sebald von Weert. 1598.

Olivier von Noort, welcher die Reiſe nach Oſtindien durch eben den Weg im Jahre 1598 that, hat bereits in dem vorhergehenden Bande dieſer Sammlung ſeine Stelle beym Magellan gefunden, wo man geglaubet hat, daß er zu einiger Erläuterung der Erzählung des Pigafetta dienen könne.

Sebald von Weert, welcher durch die Eylande, die ſeinen Namen führen, und durch das Unglück, welches er auf einer Reiſe nach der magellaniſchen Meerenge ausſtund,

---

hen von vielen Oertern, die Tiefen des Meeres und die Abweichungen der Magnetnadel auf ſeiner ganzen Fahrt, von Thomas Fuller von Ipswich, welcher ſein Lootsmann war. Hakluyt füget noch einige andere kleine Tagebücher von eben der Reiſe bey, als **Winters** ſeines, welcher Draken begleitete, und wieder durch die Straße gieng, **Chidleys** und **Whech** ihre; und endlich noch das Tagebuch von einer andern Reiſe des Candiſh im Jahre 1591, worinnen der Verfaſſer, Namens **Johann Jane** von einer vortrefflichen Karte von dieſer Straße redet, welche Candiſh aufgenommen hat, die aber niemals ans Licht getreten zu ſeyn ſcheint.

Sebald von Weert 1599.

Weerts Widerwärtigkeiten.

gleich berühmt iſt, hat in ſeinem Tagebuche u) nichts merkwürdigers, als die umſtändliche Erzählung ſeiner Widerwärtigkeiten, die ihn nöthigten, ſein Unternehmen fahren zu laſſen. Er war den 8ten des Brachmonates im Jahre 1598 von Holland mit einem Geſchwader von fünf Schiffen abgegangen, wovon er eines unter dem Admirale **Mahu** und dem Unteradmirale **Simon Deſcordes** führete. Dieſe kleine Flotte, die ſich gar zu lange an der africaniſchen Küſte aufgehalten hatte, kam erſt den 6ten April des folgenden Jahres bey der Straße an. Sie lief glücklich hinein: der Wind aber ward ſo widrig, daß Sebald, nachdem er über acht Monate alle Gefährlichkeiten eines entſetzlichen Meeres ausgeſtanden hatte, und ſich von ſeinen Gefährten abgeſondert ſah, welche ihren Lauf glücklicher fortſetzeten, durch die Empörung ſeiner Leute, durch Hunger, und den kläglichen Zuſtand ſeines Schiffes gezwungen war, wieder in das Nordmeer zu laufen. Eine ſo traurige Beſchaffenheit ſeiner Schiffahrt hatte ihm nicht erlaubt, nützliche Beobachtungen zu machen. Indeſſen findet man doch in dem Tagebuche ſeiner Beſchwerlichkeiten viele Umſtände, welche verdienen, geſammlet zu werden.

Namen, die er verſchiedenen Oertern giebt.

Von ihm lernet man, daß die Bay, welche von den erſten Schiffern die **grüne Bay** genannt worden, den Namen der **Deſcordesbay** den 2ten Auguſt im Jahre 1599 zum Andenken aller derer Zufälle angenommen, welche die Holländer unter dieſem Viceadmirale daſelbſt erfahren hatten x). Außer dem ungemeinen Hunger und der unmäßigen Kälte, wurde ihnen auch noch von den Wilden ſehr übel begegnet; und wenn die Einbildung ihnen die Gegenſtände ihrer Furcht nicht vergrößert hat, ſo muß man ſich eine ſeltſame Vorſtellung von dieſen Wilden, nach ihrer Erzählung, machen. Da die Flotte noch nicht zerſtreuet war, wurde **Deſcordes** mit zwo Schaluppen nach einer Inſel geſchickt, welche dieſer Bay gerade gegen über lag. „Er fand daſelbſt ſieben Kähne voller Wilden, die nicht weniger als zehn bis eilf Fuß hoch waren, und deren Farbe roth, das Haar aber ſehr lang war. So bald ſie die Schaluppen wahrgenommen, ſtiegen ſie ans Ufer, von da ſie eine ſo große Menge Steine warfen, daß ſich die Holländer nicht getraueten, hinan zu fahren. Weil ſie ſich nun ſchmeichelten, ſolche in Schrecken geſetzet zu haben: ſo ſtiegen ſie insgeſammt wieder in ihre Kähne, um mit größerm Geſchreye auf die Schaluppen zu fallen. Der Viceadmiral ließ ſie bis auf einen Flintenſchuß weit heran kommen, und darauf Feuer auf ſie geben, wodurch ihrer vier oder fünfe getödtet wurden. Sie kehreten wieder ans Land, wo ſie in ihrer Wuth mit ihren eigenen Händen Bäume ausriſſen, welche neun bis zehn Zoll dick zu ſeyn ſchienen, um ſich daraus Verſchanzungen und Waffen zu machen y). Alle dieſe Wilden waren ganz nackend, einen einzigen ausgenommen, welcher die Haut von einem Seehunde um ſich hatte, die ihm den Rücken und die Schultern bedeckete. Ihre Waffen waren Pfeile von einem ſehr harten Holze, welche ſie muthig mit der Hand warfen, und deren Spitze die Geſtalt eines Hakens hatte. Sie blieb in dem Leibe dererjenigen ſtecken, die damit verwundet waren, indem ſie nur mit den Gedärmen von den Seehunden daran gebunden war; und man konnte ſie nicht ohne viele Beſchwerden herausziehen, weil ſie ſehr weit hinein drang z).„ Die Klugheit verband den Deſcordes, dieſe Wütenden zu verlaſſen. Andere Holländer aber, welche wenig Tage darnach überfallen wurden, kamen nicht mit ſolchem Glücke davon. Sie verloren ihre meiſten Leute; und da der Admiral eine zahlreichere Macht an den Ort geſchickt

---

u) In der Samml. der holländ. Compag. I Th. a. d. 609 S.

x) Ebendaſ. a. d. 654 S.

y) Ebendaſ. a. d. 651 und 652 S.

Sebald von Weert 1599.

geſchickt hatte, „ſo fand man dieſe grauſamen Menſchen oder vielmehr wilden Thiere nicht „mehr, ſondern man ſah daſelbſt entſetzliche Merkmahle ihrer viehiſchen Wildheit. Sie „hatten die todten Leichname unmenſchlicher Weiſe verſtellet a).„

Holländiſcher Ritterorden.

Bey Verlaſſung dieſer Bay errichtete der Admiral, zur Verewigung des Andenkens einer ſo außerordentlichen Reiſe, einen Ritterorden, der aus den vornehmſten Officierern der Flotte beſtund; und da die Windſtille den andern Morgen ihn genöthiget hatte, in einer andern großen Bay gegen Süden anzulegen, ſo verſchob er die erſte Feyer dieſer Errichtung nicht länger. Alle Ritter leiſteten in ſeinen Händen einen feyerlichen Eid, wodurch ſie verſprachen, „in nichts zu willigen, was den Geſetzen der Ehre zuwider liefe, in „was für Gefahr und Noth ſie auch gerathen möchten; noch was ihrem Vaterlande zum „Nachtheile gereichen könnte. Sie thaten insbeſondere das Verſprechen hinzu, ihr Leben „wider die Feinde ihrer Nation aufzuſetzen und alle ihre Kräfte anzuwenden, daß die Waffen der Holländer in denen Landen ſiegeten, aus welchen die Spanier die Schätze zögen, „die ſie ſeit ſo vielen Jahren anwendeten, in den Niederlanden Krieg zu führen. Dieſe „Ceremonie geſchah zu Lande auf der oſtlichen Küſte der Meerenge; und der Orden oder „die Brüderſchaft nahm den Namen des **entfeſſelten Löwen** an. Der Admiral ließ „die Namen der Ritter auf eine Tafel ſchreiben, welche an eben dem Orte auf einem hohen „Pfeiler aufgeſtellet ward, damit ſie von allen Schiffen, welche dieſen Lauf nähmen, könnte geſehen werden; und die Bay bekam den Namen der Ritterbay.„

Ritterbay.

Gemüthsart und Geſtalt der Wilden an der Straße.

Zwo andere Bayen wurden eine die **Bekümmernißbay**, die andere die **geſchloſſene Bay** wegen der verſchiedenen Unglücksfälle genannt, welche nicht aufhöreten, die Flotte zu verfolgen. Man findet aber die Höhen derſelben in dem Tagebuche nicht, gleich als ob ſo viele Widerwärtigkeiten den Holländern die Sorge für dieſe Beobachtungen genommen hätten b). Von Weert unterläßt nicht, die Geſtalt und die Gemüthsart der Einwohner fleißig zu bemerken. „Eines Tages, ſaget er, als die Matroſen Lebensmittel „ſuchten, entdeckten ſie drey Kähne, die von Wilden geführet wurden. So bald ſolche die „Schaluppe entdecketen, ſprangen ſie ans Land, und kletterten, wie die Affen, auf die „Berge. Man fand in den Kähnen nichts, als junge Penguinen, hölzerne Wurfpfeile, „kleine Häute von wilden Thieren und andere Kleinigkeiten. Die Holländer ſahen aber „am Fuße eines Berges eine Frau mit zwey kleinen Kindern, die alle Mühe anwandte, „ſich zu retten. Sie wurde gefangen und an Bord geführet, ohne daß man auf ihrem „Geſichte die geringſte Spur einer Traurigkeit oder Bewegung bemerkete. Ihr Wuchs „war mittelmäßig und ihre Farbe roth. Sie hatte einen hängenden Bauch, ein wildes „Anſehen, und kurzes Haar, welches bis an die Ohren abgeſchnitten zu ſeyn ſchien. Zum „Zierrathe trug ſie Schneckenhäuſer am Halſe und hinten eine Haut von einem Seehunde, „welche ihr die Schultern bedeckete und unter ihrem Halſe mit Saiten von Gedärmen angebunden war. Ihr übriger Leib war nackend. Die Brüſte hingen ihr, wie die Kuheuter. Sie hatte ein großes Maul, krumme Beine, und ſehr kurze Ferſen.

„Sie wollte kein gekochtes Fleiſch eſſen. Man both ihr einige Vögel an, die ſich in „der Schaluppe befanden, welche ſie begierig annahm. Ihre erſte Bemühung war, daß „ſie die größten Federn davon abrupfete. Darauf öffnete ſie dieſelben mit Muſchelſchaalen, indem ſie ſolche hinter dem rechten Flügel über dem Magen und zwiſchen den beyden

Keulen

---

z) Ebend.

a) A. d. 656 S.

b) A. d. 654 und 655 S.

Sebald von Weert 1599. „Keulen zerſchnitt. Sie weidete ſolche aus, das iſt, ſie warf die Galle, das Eingeweide „und das Herz heraus. Die Leber hielt ſie ein wenig übers Feuer und aß ſie ſo roh, „daß ihr das Blut von den Lippen floß. Um den Kropf zu leeren, kehrete ſie ſolchen anfänglich um; darauf hielt ſie ihn an der einen Seite mit den Zähnen und an der andern „mit der linken Hand und ſauberte ihn zwey oder dreymal mit der rechten, worauf ſie ihn „ohne andere Zubereitung, als daß ſie ihn ein wenig warm werden laſſen, aß. Die andern Theile zerriß ſie mit ihren Zähnen ſo begierig, daß ihr das Blut auf den Leib hinab treufelte. Ihre Kinder aßen ſo, wie ſie, das rohe Fleiſch. Eins davon, welches „ein Mägdchen war, ſchien vier Jahre alt zu ſeyn. Das andere konnte nicht älter, als „ſechs Monate ſeyn, ob es gleich ſchon viele Zähne hatte und allein lief *c*).

„Ihre Art zu eſſen war mit einem ſehr ernſthaften Weſen begleitet, ohne daß die „Mutter jemals im geringſten lächelte, unterdeſſen daß die Matroſen aus vollem Halſe „lachten. Nach ihrer Mahlzeit ſetzete ſie ſich auf die Ferſen in der ordentlichen Stellung „einer Meerkatze. Wenn ſie ſchlafen wollte, ſo zog ſie ſich gleichſam in einen Haufen zuſammen. Die Knie ſtießen ihr ans Kinn, und ihr kleines Kind, welches ſie in den Armen hielt, hatte den Mund an ihrer Bruſt. Man behielt ſie zween Tage am Borde. „Von Weert ließ ſie wieder ans Ufer bringen, nachdem er ihr einen Rock mit halben Aermeln, der ihr bis an die Knie gieng, anlegen, eine Mütze auf den Kopf ſetzen und einige „Glaskügelchen um die Arme und den Hals binden laſſen. Er beſchenkete ſie auch mit einem kleinen Spiegel, mit einem Meſſer, und mit einer Ahle, worüber ſie ſehr vergnügt „zu ſeyn ſchien. Man bekleidete das jüngſte von ihren beyden Kindern mit einem grünen „Rocke und einigen Glaskügelchen. Das andere wurde da behalten und nach Holland geführet. Dieſe Trennung ſchien der Mutter nahe zu gehen. Indeſſen ſtieg ſie doch willig in die Schaluppe; ohne ſich im geringſten zu bemühen, ihre Tochter mitzunehmen *d*).

Dieſe wilde Frau war von dem mittäglichen Theile der Straße. Die an der Nordſeite kamen dem von Weert weit beſcheidener und umgänglicher vor, welcher ebenfalls Gelegenheit hatte, ſie kennen zu lernen. Nachdem er den Entſchluß gefaßt hatte, die Straße zu verlaſſen: ſo entſchloß er ſich auch, ſich in der Penguineninſel aufzuhalten, um von dieſen Vögeln einen Vorrath mitzunehmen, ohne welchen er auf dem Wege vor Hunger hätte umkommen müſſen. Er hatte bey der Ritterbay Oliviern von Noort angetroffen. Da er aber nichts von ihm auf einer Fahrt erhalten können, wo ein jeder mit ſeinen
1600. eigenen Bedürfniſſen beſchäfftiget war: ſo kam er den 12ten des Jenners im Jahre 1600 zu der kleinen Penguineninſel, welche eine Seemeile weit von der andern entfernet iſt. Auf der Jagd fand man in einer von den Hölen dieſer Thiere eine Frau, die ſich daſelbſt verborgen hielt. Olivier von Noort war in dieſer Inſel ans Land geſtiegen; und da einige Wilde, die ſich daſelbſt befanden, zween von ſeinen Leuten getödtet hatten, ſo hatte er ſie alle umgebracht, dieſe Frau ausgenommen, die ſich vermuthlich heimlich entzogen, aber dennoch einige Wunden bekommen hatte, wovon ſie die Narben zeigete. Sie hatte das Geſicht gemalet, und um den Leib eine Art von Mantel von ziemlich künſtlich zuſammengenäheten Thier- und Vogelhäuten, der ihr bis auf die Knie gieng. An dem Gürtel trug ſie eine andere Haut, die ihr auf eine ehrbare Art die Hüften bedeckete. Sie war von großer Geſtalt

und

---

c) A. d. 669 und 670 S.

d) A. d. 671 S.

e) A. d. 687 S.

f) A. d. 688 S.

Sebald von Weert 1599.

und ihre Stärke ſolcher gemäß. Sie hatte die Haare ziemlich kurz verſchnitten, da hingegen die Mannsperſonen im Norden und Süden ſie ſehr lang tragen. Von Weert both dieſer Frau ein Meſſer an, welches ſie mit Vergnügen annahm; und zur Erkenntlichkeit gab ſie ihm zu verſtehen, er würde vielmehr Vögel in der größern Inſel finden. Man ließ ſie da, wo ſie war, ob ſie gleich zu wünſchen ſchien, auf das feſte Land gebracht zu werden.

Sebalds Inſeln, woher ſie ihren Namen haben.

Sebald von Weert kam endlich den 21ſten des Jenners, nach einem neunmonatlichen beſchwerlichen und gefährlichen Aufenthalte in dieſen entſetzlichen Gegenden, aus der Straße. Da er ſich den 24ſten in dem Geſichte dreyer kleinen Eylande befand, die auf den Karten noch nicht bemerket waren: ſo gab er ihnen ſeinen Namen, den ſie nachher in allen Reiſebeſchreibungen geführet haben und der aus Unwiſſenheit ſeines Urſprunges zuweilen verſtellet worden. Er ſetzet ſie ſechszig Seemeilen vom feſten Lande in den funfzigſten Grad, vierzig Minuten.

Nach einigen neuen Umſchweifen lief Sebalds von Weert Schiff den 6ten des Heumonates im Jahre 1600 in den britanniſchen Canal ein, und warf den 13ten in dem Hafen von Rotterdam Anker. Es hatte noch ſechs und dreyßig Mann von den hundert und fünfen übrig, mit denen es nach der Straße gefahren war *f*)

Der III Abſchnitt.

Georg Spilbergs Reiſe.

Seine Gedanken von Entdeckung der Straße des le Maire. Idee von ſeinem Tagebuche. Seine Beobachtungen von Magellans Straße. Er giebt verſchiedenen Oertern Namen.

Spilberg 1614.

Georg Spilberg *ff*) nahm ebenfalls den Weg durch Magellans Straße im Jahre 1614, um mit einer Flotte von ſechs Schiffen, die von der holländiſchen Compagnie ausgerüſtet waren, nach den Molucken zu gehen. Dieß war das Jahr vorher, ehe man von einer weiter gegen Süden gelegenen Straße etwas wußte; und anſtatt daß er dem **Jacob le Maire** und **Cornelius Schouten**, die er das Jahr darauf in der Inſel Java antraf, die Ehre der Entdeckung hätte ſtreitig machen ſollen, ſo konnte er ſich von der Wahrheit ihrer Erzählung nicht einmal überreden.

Seine Gedanken von Entdeckung der Straße des le Maire.

„Dieſe Leute, ſaget er, hatten auf „ihrer langen Schiffahrt weder neue Länder, noch neue Völker entdecket, mit denen man „handeln könnte. Sie erzähleten nur, ſie hätten einen neuen Weg gefunden, der von dem „bekannten unterſchieden wäre; obgleich keine Wahrſcheinlichkeit dazu da war, weil ſie „funfzehn Monate und drey Tage auf ihrer Reiſe bis nach Ternate zugebracht und ſie nach „ihrem eigenen Berichte lauter guten Wind gehabt hatten.„ Er nennet ſie vermeynte Entdeckungsmacher *g*); und an einem andern Orte läßt er ſich angelegen ſeyn, den wirklichen Ruhm ihres glücklichen Erfolges andern zuzuſchreiben. „Wir waren, ſaget er, unterrich„tet, daß es in Süden noch andere Straßen gab, als Magellans ſeine, wie man in der „Geſchichte von Oſtindien lieſt, die im Spaniſchen von dem P. Joſeph de Coſte geſchrie„ben worden. Dieſer Geſchichtſchreiber ſaget, am Ende des X Cap. es hätte Don Gava

„Men-

---

ff) Eben derſelbe, von dem man ſchon eine Reiſe nach Oſtindien mitgetheilet hat.

g) Spilbergs Reiſe im IV Theile der Sammlung der Reiſen der holländiſchen Compagnie a. d. 556 Seite.

Spilberg 1614.

„Mendoza, Statthalter zu Chili, den Hauptmann Ladrihlero mit zweyen Schiffen „ausgeſchickt, eine Straße zu ſuchen, welche gegen Süden, von Magellans ſeiner wäre. „Er fand ſie, und kam durch dieſen Weg ins offene Meer, da er von Norden gegen Sü„den lief, ohne durch die Straße zu gehen. Viele andere Geſchichtſchreiber haben es für ge„wiß gehalten, es ſey ſelbſt in Magellans Straße ein Weg an der Südſeite, wodurch „man eilig ins freye Meer komme, und gar bald das Meer von Chili erreiche *h*).

Idee von ſeinem Tagebuche.

Was für Auslegungen man auch von dieſer ſcheinbaren Eiferſucht machen könne, ſo hat ſich doch Spilberg ſelbſt berühmt genug gemacht, daß ihm der Ruhm ſeiner Mitwerber eben nicht beſchwerlich fallen darf. Sein Tagebuch ſtellet eine Schiffahrt von etwan drey Jahren vor, welche einen Platz unter den Reiſen um die Welt einnehmen muß, weil er ſich durch den ſüdweſtlichen Weg nach den großen Indien begab, und über das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder in den holländiſchen Häfen zurück kam. Die meiſten von ſeinen Beobachtungen aber gehen nur die Handlungsgeſchäffte an, oder haben auch nichts beſonders an ſich, welches ſie von andern unterſcheidet; und daher nimmt man hier nur, nach der Abſicht dieſes Artikels, dasjenige mit, was zur Kenntniß der magellaniſchen Straße dienen kann *i*).

Seine Beobachtungen von Magellans Straße.

Er kam den 25ſten März des 1615ten Jahres vor das Jungfernvorgebirge, welches er Virginien nannte: er fand aber daſelbſt ſo weichen Grund, daß von dreyen Ankern, die er auswerfen ließ, keiner hatte einfaſſen können; daher er denn ſeinen Lauf nach Weſtnordweſt nahm. Den 26ſten, nachdem er ſehr laviret hatte, fand er ſich nahe bey dem Lande, welches er die ſieben Berge nannte, wo er erſtaunte, daß er ſich nur in zehn Faden Waſſer befand. Die Furcht nöthigte ihn, wieder nach dem Vorgebirge Virginien zurückzukehren, wobey er an ſehr niedrigen Ländern hinfuhr, die ihm der Küſte von Douvres ähnlich zu ſeyn ſchienen. Sein Schiffsvolk, welches durch das ſchlimme Wetter dergeſtalt in Furcht geſetzet war, daß es die Einfahrt ſo großer Schiffe in die Straße für unmöglich hielt, brach in Murren aus. Einige ſchlugen vor, den Winter, nach Candiſhens und Oliviers von Noort Beyſpiele, in dem verlangten Hafen zuzubringen; und andere wollten wieder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurück kehren, um von da nach Oſtindien zu gehen. Spilberg aber ſagte mit einem feſten Muthe, er hätte Befehl, durch die magellaniſche Straße zu gehen, und könnte keinen andern Weg wählen. Dieſe kurze, geſchwinde und entſchloſſene Antwort brachte die Aufrührer zum Schweigen.

Den 28ſten fuhren vier Schiffe mit einem Weſt und Weſt gen Südwinde in die Straße hinein. Gegen die Abenddämmerung warf man in acht und zwanzig bis dreyßig Faden Waſſer, nahe an der nordlichen Küſte, Anker. Die Ströme, welche den Morgen durch einen Weſt gen Südweſtwind getrieben wurden, ſtürzeten ſo heftig aus der Straße, daß man den ganzen Tag nicht unter Segel gehen konnte. Den Abend, da der Admiral den Anker hatte lichten wollen, trieb er auf eine Bank, wo nur ſechszehn bis ſiebenzehn Faden Waſſer war. Die Nacht über wurde er aus der Straße geworfen; und in zweenen Tagen ſah er ſich allein und gezwungen, ohne Segel zu bleiben. Indeſſen fuhr er doch den 2ten wieder in die Straße ein und lief anfänglich Südoſt gen Süd und nach und nach etwas mehr nach Weſten, um ſich der nordlichen Küſte zu nähern. Darauf fuhr er Weſtnordweſt ſtets mit der Bleyſchnur in der Hand. Dieſe Vorſicht war ſo nöthig, daß er den Morgen bey Anbruche des Tages, als er den Anker lichtete, viele Untie-

fen

---

h) Ebendaſ. a. d. 503 und 504 S.

Spilberg 1614.

ſen um ſich herum entdeckte. Als er in der Straße war: ſo traf er eine Bank eine Viertheilmeile breit an, wo die Tiefe von acht und neunzig Faden Waſſer bald bis auf fünfe abnahm. Nachdem er dieſe Klippe vermieden hatte: ſo ſah er die erſte Enge in der Straße, die nicht über eine halbe Meile breit war. Die Fluth trieb ihn hinein, und er fand daſelbſt keinen tüchtigen Grund zu ankern. Er ſah am Feuerlande einen ſehr langen Menſchen, der ſich oftmals auf einem kleinen Hügel ſehen ließ. Nahe bey der Enge iſt dieſes Land ſehr dürre, und gleichen die Dünen den ſeeländiſchen. Eine Windſtille nöthigte ihn, die Schaluppe auszuſetzen, um das Schiff zu ziehen. Man gieng durch die Enge, und der Anker wurde gegen Mittag zwiſchen der erſtern und andern Enge geworfen.

Den 4ten hatte man das Vorgebirge Weſt gen Südweſt mit einem Nordnordweſtwinde; und den Abend legete man in ſechszehn Faden Waſſer an der Spitze der zweyten Enge gegen die nordliche Küſte an. Den 7ten vermocht ein Commiſſarius, Namens **Cornelius von Viane**, den Admiral, auszuſteigen, um das Land zu beſehen. Sie ſahen keinen Menſchen: ſie wurden aber zween Strauße gewahr, denen ſie mit aller ihrer Geſchwindigkeit nicht lange folgen konnten. Sie fanden einen ſehr breiten Fluß, deſſen Ufer mit Geſträuchen bedeckt waren, welche voller ſchwarzen Beeren von gutem Geſchmacke hingen. Spilberg nannte das Vorgebirge dieſes Landes das **Cap Viane**. Gegen Abend, nachdem ſie bis an die Spitze der zweyten Enge fortgerücket waren und ſich den Penguineninſeln genähert hatten, deren an der Zahl dreye ſind, gab er ihnen folgende Namen. Die gegen Süden nannte er die Inſel **der großen Küſte**; die mittelſte, **Groß-Patagon** oder das **Rieſeneyland**; und die gegen Norden, welche die kleinſte zu ſeyn ſchien, die **Krug-Inſel**. Er ſtieg aus Neugier in dem Eylande der großen Küſte aus, wo er zween todte Leichname antraf, die mit einem wenig Erde darüber, ohne Zweifel nach der Landesart, begraben waren, und umher ſtunden Pfeile. Er erſtaunete, mit was für Kunſt ſie in Penguinhäuten begraben waren. Der eine war von ordentlicher Größe, der andere nicht über drittehalb Fuß lang. Um den Hals hatten ſie kleine Halsbänder, welche ſehr geſchickt aus Schneckenhäuſerchen gemacht waren, die eben ſo hell waren, als die Perlen. Spilberg ließ ſie wieder ſorgfältig mit Erde bedecken. Er fand nichts auf den Inſeln, was zum Eſſen dienen konnte. Man ſah nur ein wenig Kraut, wovon ſich die Penguinen nähreten.

Den 10ten, nachdem man mit einem Nordoſtwinde unter Segel gegangen war, kam man gegen Mittag in eine ſchöne Bay, welche Spilberg für den Hungerhafen hielt, weil er daſelbſt die Ruinen von einer Stadt und vielen Feſtungswerken ſah. Darauf fuhr er ſtets an der nordlichen Küſte hin, wo das Land viel Bäume und einige ſehr ebene Oerter zeiget, woraus er urtheilete, daß es die Spanier ehemals gebauet hätten. Er erſtaunete gegen Abend, nachdem er in dreyßig Faden Waſſer und ſehr nahe am Ufer vor Anker gelegt, daß er auf der mittäglichen Küſte ſchöne Bäume und ſehr grüne Gehölze mit vielen Papageyen ſah. Die Höhe war aber dennoch vier und funfzig Grad. Er verwunderte ſich aber noch mehr, daß er eine Straße wahrnahm, wodurch man das volle Meer entdeckete. Er zweifelte nicht, daß man durch dieſen Weg nicht ſollte in das Meer von Chili kommen können, und er bedaurete ſehr, daß er von der Jacht abgeſondert war, die er dahin würde geſchickt haben.

Den Morgen lief er nach Süden und Süd gen Südoſt bis an eine große Spitze, hinter welcher man eine große Vertiefung fand, wo die Rhede ſehr gut iſt. Das Land war daſelbſt ſehr hoch und mit Schnee bedecket, wie mitten im Winter. Von da gieng er nach Süd-

---

i) Spilberg giebt eine ſehr umſtändliche Karte davon.

Spielberg 1614. Südweſt, um durch die dritte Enge zu gehen, vor welcher er den Abend in zwey und vierzig Faden Waſſer vor Anker legete. Den Morgen des folgenden Tages beſuchete er eine andere Bay; und da er ſelbſt ans Land ausſtieg, ſo fand er nur ſüßes Waſſer und Bäume, deren Rinde, wie Pfeffer ſchmeckete; daher er dieſe Bay die **Pfefferbay** nannte.

Man gieng mit ſo veränderlichem Winde wieder unter Segel, daß man viel Mühe hatte, die Muſchelbay wieder zu paßiren, an deren Seite man eine kleine Inſel und ſehr hohes Land antrifft. Ein Stückſchuß, den der Admiral gegen Abend thun ließ, führete bald eine Schaluppe herbey, die ihm meldete, ſeine übrige Flotte läge in der **Deſcordesbay** vor Anker. Alle Officier verſammelten ſich mit ungemeiner Freude, daß ſie ſo viel Gefahr überſtiegen hatten, und einander nach einer ſo langen Trennung wieder ſahen. Einige hatten am Ufer viele Indianer mit ihren Frauen und Kindern wahrgenommen. Man hatte ihnen Meſſer und ſpaniſchen Wein gegeben, worüber ſie ſehr vergnügt zu ſeyn geſchienen. Da ſie aber beſtändig nach den Gänſen und Enten ſchießen höreten: ſo waren ſie aus Furcht verſchwunden. Spilberg nahm von einer Windſtille Anlaß, zu verordnen, man ſollte ſich acht Tage lang aufhalten und Waſſer und Holz einnehmen. Das Schiffsvolk, welches Erfriſchung nöthig hatte, fand in der **Deſcordesbay** eine große Menge von Muſcheln und andern Schaalenfiſchen, deren Geſchmack ihnen beſſer vorkam, als Auſtern; Meerkreſſe, Peterſilie, macedoniſche Peterſilie und rothe Beeren von Geſträuchen.

Den 24ſten, nachdem ſie vor einem Vorgebirge vorbey gefahren, legete man den Abend in ſechszehn Faden Waſſer bey einer kleinen Inſel an, bey welcher noch ſieben oder acht andere waren, denen man Namen gab. Den 25ſten entdeckte man eine ſchöne Bay, in welche einzulaufen der Wind nicht erlaubete. Den 26ſten, nachdem man in fünf und zwanzig Faden Waſſer hinter einer Inſel vor Anker gelegt, die ſich gen Süden zeigete, wurde man eine Oeffnung gewahr, von welcher der Admiral Erkundigung einziehen wollte. Er ſtieg in dem Eylande aus, wo er von der Spitze eines Berges, ſo wie alle andere, die ihn begleiteten, urtheilete, daß ſie eine wirkliche Durchfahrt wäre, die ins Südmeer führete k). Allein, ſeine Verhaltungsbefehle, ſaget er, enthielten, er ſollte der magellaniſchen Straße folgen, ohne einen andern Weg zu verſuchen. Den 27ſten machte er ſich eines günſtigen Windes zu Nutze, um in die Bay einzulaufen, die er den Tag vorher geſehen hatte. Die Menge von Schaalenfiſchen und Beeren, der gute Grund in fünf und zwanzig Faden Waſſer, die vortrefflichen Gewäſſer, welche, indem ſie von den Bergen fallen, einen Fluß machen und ſich durch das Gehölz ins Meer ergießen, hatten ihn bewogen, ſich daſelbſt einige Tage zu erfriſchen und er nannte die Bay nach ſeinem Namen **Spilbergsbay**. Während dieſer Zeit der Ruhe konnte er der Neugier nicht widerſtehen, die Durchfahrt ſuchen zu laſſen. Der erſte Lootsmann, den er in einer Schaluppe mit einigen Matroſen ausſchickte, fuhr bis an eine Landſpitze, wo er bey Erblickung vieler ſchönen Vögel vieren von ſeinen Leuten erlaubete, auszuſteigen, um ſie zu tödten. Sie ſahen ſich ſogleich von einem Haufen mit großen Keulen bewaffneter Wilde angegriffen, welche zween davon erſchlugen. Dieſes Unfalls wegen lichtete man den Anker und legete den 2ten May in einer andern Bay an. Der Admiral wollte mit drey bewaffneten Schaluppen einen ziemlich großen

---

k) Ebendaſ. a. d. 503 S.

l) A. d. 506 S.

m) A. d. 507 S.

n) Johann Cornelius von Moye, Schreiber auf ſeinem Schiffe, und vermuthlich der Verfaſſer des Tagebuches, zeichnete daſelbſt eine Karte von dieſen Ey-

Spielberg 1614.

großen Fluß hinauf fahren, welcher ſich dahinein ſtürzete. Allein, dieſes Unternehmen wäre ihm bald durch die gewaltſamen Ströme theuer zu ſtehen gekommen, welche ihn mit mehr Stärke, als er es vermuthet hatte, trieben, und es ihm ſehr ſchwer machten, wieder in die Bay zu kommen. Er ſah am Strande des Fluſſes viele kleine Hütten, worinnen die Wilden wohneten, und die ſie bey Erblickung der Schaluppen verließen. Die Mündung zeigete ihm einen großen Raum, der mit Pfählen umgeben war, welchen er für eine Fiſcherey hielt. Der Tod eines ſeiner Leute, Namens **Abraham Pieters**, machte, daß er dieſem Fluſſe den Namen **Abraham** gab.

Den 4ten entdeckete er an der nordlichen Küſte einen faſt eben ſo breiten Canal, als die Straße ſelbſt, in welchem die Ströme ſehr heftig waren und der ſich weſtnordweſtwärts erſtreckete. Da der Wind und die Fluth der Flotte wohl wollten: ſo entſchloß man ſich, die ganze Nacht hindurch ſich deſſelben zu Nutze zu machen, bloß mit der Vorſicht, die Jacht voraus gehen zu laſſen. Man war damals zwiſchen den hohen Küſten nahe an dem Vorgebirge **Moritz**. Es war ein ſehr erſtaunlicher Anblick, ſo große Schiffe, welche in dieſem Raume gleichſam verſenket waren, bey der Nacht auf einem ſo tiefen Waſſer ſegeln zu ſehen, wo man keinen Grund mehr fand *l*). Den 5ten bemerkete man, daß der Canal weiter ward; und bald darauf entdeckete man das volle Meer. Der Wind, welcher den Abend und die ganze Nacht ſehr friſch ward, ließ ſie einen guten Strich zurück legen. Er hielt den 6ten mit einem trüben Wetter an, welches aber doch nicht verhinderte, das Südvorgebirge zu ſehen, welches wegen ſeiner hohen Felſen und an einigen Spitzen, welche kleinen Thürmen gleichen, kenntlich genug iſt. Vormittag fuhr man längſt der mittäglichen Küſte, im Angeſichte vieler gefährlichen Klippen und vieler kleinen Inſeln, welche an der Nordküſte liegen, hinaus. Der Wind wurde aber ſo ſtark, daß die andern Eylande, die ſich vorn zeigeten, der Flotte vieles Schrecken verurſachten. Sie liegen am Ende des magellaniſchen Canals faſt eben ſo wie die Sorlingen am Ende des Canals von England. Spilberg gab ihnen daher auch den Namen der **Sorlingen**, wie er andere Inſeln vor ihnen Seeland genannt hatte.

Er ſetzet hinzu, dieſe Menge Inſeln und Klippen machen den Ausgang aus dem Canale um ſo viel gefährlicher, weil man daſelbſt keinen Ort findet, wo man im Falle der Noth vor Anker legen, oder ſich in Sicherheit begeben könne. Sobald man um das **Cap Deſiderado** herumgefahren iſt, welches eine außerordentliche Geſtalt hat: ſo fängt man an, ſich in einem ſehr bewegten Meere zu befinden. „Es ſind alſo, ſaget er: nach „den Gefährlichkeiten der Straße, noch neue Hinderniſſe zu überwinden. Alle Nach„richten geben davon Zeugniſſe; und ich bekräftige es durch meines *m*).

Nachdem Spilberg alſo ſehr glücklich in das Südmeer gekommen war: ſo machte er ſich lange Zeit den Spaniern furchtbar. Er ſchlug die königliche Flotte, welche Don Rodrigo von Mendoza führete; und da er nicht aufgehöret hatte, die ganze Küſte von Chili und Peru in Schrecken zu ſetzen, ſo entfernete er ſich nur den 26ſten des Chriſtmonates davon, um ſich nach den Molucken *n*), über die marianiſchen und philippiniſchen

---

Eylanden und von Botton, die er allhier mittheilet, und für deren Richtigkeit er die Gewähr leiſten will. Man findet darinnen nicht allein die Lage der Plätze, die Geſtalt der Küſten, die Bayen, und Waſſerplätze, ſondern auch alle Tiefen. „Ich „habe mich befliſſen, ſaget er, auf den verſchiede-

l'Hermite 1624.

Eylande zu begeben. Von da ſegelte er nach Java, wo er den 14ten des Chriſtmonates im Jahre 1616 abgieng und den 1ſten des Heumonates des 1617ten Jahres im Texel ankam.

Der IV Abſchnitt.

Jacobs l'Hermite und Schapenhams Reiſe.

Im Jahre 1623, das iſt ungefähr ſechs Jahre nach der Entdeckung der Straße des le Maire, faßten die Generalſtaaten und der Prinz Moritz von Naſſau, Admiral der vereinigten Niederlande, zum erſtenmale den Vorſatz, dieſe neue Durchfahrt beſuchen zu laſſen. Das Abſterben **Jacobs le Maire**, welches auf ſeiner Rückkehr aus Oſtindien erfolget war, und die Zweifel, welche Georg Spilberg wider die Wahrheit ſeines Tagebuches und das Zeugniß ſeiner Gefährten erreget hatte, ſchienen die einzige Urſache einer ſo langen Ungewißheit geweſen zu ſeyn.

Jacob l'Hermite wurde erwählet, die Flotte der Staaten zu führen. Es war die mächtigſte, die ſie je in dieſe Meere geſchickt hatten; und man gab ihr daher den Namen der naſſauiſchen Flotte. Sie beſtund aus eilf Schiffen, die mit ſechszehnhundert und ſieben und dreyßig Mann beſetzet waren, unter welchen ſich ſechshundert Soldaten befanden, die in fünf Compagnien abgetheilet waren, und zwey hundert und vier und neunzig Stücken bey ſich hatten. Die Collegen der Admiralität und die oſtindiſche Compagnie hatten gleichſam um die Wette zu den Koſten dieſer Schiffsrüſtung etwas beygetragen. Die Reiſe bis zu der Straße war ſehr lang, ohne die geringſte Hinderniß, welche ſie aufhalten zu können ſchien. Man bekam erſt den 1ſten des Hornungs im Jahre 1624 das Vorgebirge **Pennas** zu Geſichte, deſſen hohe Berge mit Schnee bedecket waren, und man fand ſich in fünf und zwanzig Faden Tiefe.

L'Hermite hatte ſeinen Weg über die Inſel **Annobon** genommen. „Es war ihm „unmöglich, ſaget er, zu erkennen, ob die Straße des le Maire in der Karte in Anſehung „dieſer Inſel richtig geſetzet iſt. Die meiſten Lootſen haben, wenn ſie auf der hohen „See gefahren, die übele Gewohnheit, daß ſie nur die Hälfte der Punctirung und der Anzahl der Seemeilen, die ſie gefahren, in ihre Karten ſetzen. Hingegen, wenn ſie auf der weiten See fahren und dennoch vermuthen, daß ſie nahe am Lande ſind: ſo ſetzen ſie doppelt „ſo viel Weges, als ſie zurück geleget haben. Es geſchah auch auf der naſſauiſchen Flotte, „daß die Punctirungen der Lootſen, als ſie im ein und dreyßigſten und einen halben Grad „kamen, ſehr unterſchieden waren: am Vorgebirge Pennas aber ſtimmeten ſie faſt alle mit „einander überein, ob man gleich nicht weniger, als vierhundert Seemeilen zurück gelegt hatte, „ohne im geringſten Land geſehen zu haben„. L'Hermite ſchließt daraus, es ſey weit ſicherer, ſich nach ſeiner eigenen Erfahrung und nach den Regeln der Kunſt zu richten, als nach den Karten o).

Weil ſeine Verhaltungsbefehle ihm unterſagten, an der Küſte von Braſilien weiter gegen Norden als **Rio de la Plata** einzulaufen: ſo war er nicht ſo bald auf der Höhe dieſes

---

„nen Schiffahrten, die ich dahin gethan habe, al„les zu beobachten. Ich habe nichts angemerket, „was ich nicht geſehen oder ſelbſt erforſchet habe. „Aus dieſer Urſache findet man daſelbſt gewiſſe Län„der, die nicht ganz ausgezeichnet ſind, und gegen „welche an der Weſtſeite eine Untiefe von vier bis „ſechs

l'Hermite
1624.

ſes Fluſſes, als er ſich bemühete, die Küſte deſſelben zu entdecken. Er wurde aber von den Südweſtwinden weiter gegen Oſten getrieben, woraus diejenigen, welche des le Maire Straße fahren wollen, lernen ſollen, daß man ſich, um günſtigere Winde anzutreffen, der braſilianiſchen Küſte nähern und ſobald, als es möglich iſt, an ſolcher hinfahren muß *p)*.

Wir wollen das Uebrige den Verfaſſer des Tagebuches ſelbſt erzählen laſſen. Den 2ten deſſelben Monates fanden wir uns vor der Bucht der Straße des le Maire, welche wir nicht hätten ſehen können, und vor welcher wir zu ſeyn auch nicht würden gemuthmaßet haben, wenn nicht einer von den Lootſen, welcher die Reiſe im Jahre 1619 mit den ſpaniſchen Caravellen gethan, ſie an der Geſtalt ihrer Berge erkannt hätte. Dieſe Bucht unterſcheidet ſich durch gute Merkmaale. Das oſtliche Land, welches längſt der Straße iſt, und vom le Maire das Staatenland genannt worden, iſt hoch, bergicht und unterbrochen; und die weſtliche Küſte, welche das Moritzland heißt, zeiget viele runde Hügel ſehr nahe am Ufer. Bey der Ankunft an der Einfahrt in die Straße ſahen wir zwey von unſern Schiffen vor Anker in einer Bay, welche nachher Verſchoorsbay genannt worden. Sie giengen alsbald unter Segel, um zu der Flotte zu ſtoßen. Da ſich der Wind gegen Oſten umgedrehet hatte, und die Ströme uns mit einer reißenden Gewalt in die Straße nach der weſtlichen Küſte trieben: ſo ſtund l'Hermite bey ſich an, ob er in der Valentinsbay vor Anker legen ſollte, deren Küſte unter dem Winde war. Als man aber nahe zu dieſer Bay kam, welche an der Nordſeite zwiſchen der zweyten und dritten Spitze der Weſtſeite der Straße iſt: ſo ſah man daſelbſt ein Schiff vor Anker. Dieß war eine Urſache, anzurücken; und man glaubete darauf, außerhalb der Bay Anker werfen zu können. Zum guten Glücke wurden die Leute von dem Schiffe noch zeitig genug unſer gewahr, daß ſie uns durch eine Schaluppe von der Gefahr Nachricht geben konnten. Wir wandten das Schiff eiligſt, und unſer Glück ließ uns den Obertheil von der mittäglichen Spitze der Bay erreichen, wo wir in funfzehn Faden Waſſer auf einem faſt ganz felſigten Grunde vor Anker legeten. Von hier giengen wir gerade in die Mitte der Straße, und warteten daſelbſt auf die beyden Schiffe, die wir draußen geſehen hatten. Das dritte konnte nicht unter Segel gehen. Den Vormittag war der Nebel ſo dick, daß man das Land auf beyden Seiten nicht ſehen konnte. Indem uns nun die mittägliche Spitze der Straße gegen Oſten blieb; ſo befanden wir uns auf der Höhe von fünf und funfzig Grad zwanzig Minuten.

Es wird manchem erſtaunlich vorkommen, daß wir neun Monate gebrauchet haben, uns von Holland nach der Straße des le Maire zu begeben, und vielleicht wird man dieſe Langſamkeit den Schwierigkeiten der Schiffahrt zuſchreiben. Die einzige Urſache aber, warum ſie ſo lange gewähret, war, daß wir zu früh in See gegangen und zu einer nicht ſonderlich günſtigen Jahreszeit über die Linie fuhren. Diejenigen, welche eben die Reiſe thun wollen, müſſen ihre Anſtalten ſo machen, daß ſie zu Ende des Weinmonates oder im Wintermonate darüber gehen. Die Nordwinde, welche alsdann zwiſchen den Wendekreiſen regieren, werden die Fahrt ſehr geſchwind und glücklich machen *q)*.

Den

„ſechs Faden Waſſer mit einem Felſengrunde liegt; „wie mich viele Lootſen verſichert haben, die dahin „geſchiffet ſind und den Grund deutlich geſehen haben. Ebendaſ. a. d. 560 und 561 S.

o) Tagebuch der naſſauiſchen Flotte im IV Th. gedachter Sammlung a. d. 640 u. f. S.

p) Ebendaſ. a. d. 691 S.

q) A. d. 693 S.

l'Hermite 1624.

Den 3ten wurde man auf der Höhe von ſechs und funfzig Grad von einer Windſtille überfallen, welche den beyden Schiffen, die wieder zur Flotte gekommen waren, Zeit gab, dasjenige zu erzählen, was ihnen ſeit ihrer Trennung widerfahren war. **Verſchoor**, welcher eines davon, als Conteradmiral führete, war zu dem andern und zu dem, was man in der Valentinsbay geſehen hatte, etwan in dem vier und funfzigſten Grade gekommen. Den 30ſten Jenner waren ſie in die Straße hinein gefahren: die reißenden Ströme aber hatten ſie verhindert, weiter zu gehen. Sie waren die ganze Nacht hindurch unter Segel geblieben, und den Morgen hatten ſie die Bayen an der Weſtſeite der Straße beſuchet, ohne daſelbſt guten Ankergrund zu finden. Den 1ſten des Hornungs hatte Verſchoor eines von den dreyen Schiffen, der Greif genannt, nach der Valentinsbay geſchickt, die Flotte zu ſuchen und den Grund zu erforſchen. Dieſe Bay hatte ihren Namen von einem Lootsmanne erhalten, **Valentin Janß** genannt. **Verſchoor**, welcher ſeinen Namen derjenigen Bay gegeben, wo er außerhalb der Straße vor Anker geblieben, hatte einige Leute ans Land geſchickt, um ſolches zu beſichtigen. Sie waren in einen kleinen Fluß eingefahren, wo ſie eine bequeme Rhede für kleine Fahrzeuge gefunden hatten, in welcher aber für die großen Schiffe nicht Waſſer genug war. Sie hatten mit den Einwohnern zu handeln angefangen, von denen ſie Häute von Seehunden bekommen hatten, doch konnten ſie kein Vieh noch andere Erfriſchungen von ihnen erhalten. Sie hatten eine Menge Fiſche gefangen, welche wie Schellfiſche ſchmeckten und ausſahen. Weil ſie aber vor dem Oſtwinde nicht bedeckt waren, welcher die Wellen ſehr hoch trieb: ſo waren ſie wieder an Bord gekommen, ehe ſie uns entdecket hatten.

Den 6ten ſah man Hornsvorgebirge, in der Entfernung von drey Meilen gegen Nordnordweſt. Den 11ten war die Kälte im acht und funfzigſten und einem halben Grade ſehr ſtark. Den 14ten beobachtete man, daß die Abweichung der Nadel anſehnlich war, obgleich die Compaſſe von einander unterſchieden waren. An eben dem Tage Nachmittages gegen ſechs und funfzig Grad zwanzig Minuten ſah man Hornsvorgebirge wieder ſieben Meilen gegen Weſten; woraus man ſchloß, daß die Ströme ſehr gewaltig gegen Oſten zutrieben, wider die Meynung der Lootſen, welche auf das Zeugniß des Tagebuches des le Maire glaubeten, daß ſie nach Weſten trieben. Alle Punctirungen ſetzeten auch die Flotte weiter gegen Weſten von Hornsvorgebirge. Den Morgen des 15ten ſah man dieſes Vorgebirge zwo Meilen Weſtnordweſt. Als man es umfuhr, ſo nahm man zwiſchen ihm und dem benachbarteſten Vorgebirge gegen Weſten einen großen Buſen wahr, welcher ſo weit ins Land gieng, als man nur ſehen konnte. Man ſchmeichelte ſich, daſelbſt eine gute Bay zu finden. Weil aber die Windſtille nicht erlaubet hatte, daſelbſt vor Anker zu legen, ehe es Nacht ward: ſo ließ der Admiral das Vorgebirge in der Weite liegen.

Den 16ten in ſechs und funfzig Grad zehn Minuten mit Hornsvorgebirge gegen Oſten, ſah man zwo Inſeln, vierzehn oder funfzehn Seemeilen weit von dieſem Vorgebirge, die in den Karten nicht bezeichnet ſind. Die Ströme trieben gen Nordweſt. Den 17ten, da ein Weſtnordweſtwind den Admiral in Furcht ſetzete, während der Meerſtille unterhalb des Hornsvorgebirges aus dem rechten Wege zu kommen: ſo ließ er den Lauf nach einer großen Bay zu richten, welche von ihm den Namen Naſſau bekam; und als er zwo Seemeilen weit hinan gefahren war, ſo fand er daſelbſt einen guten Ankergrund

---

r) Ebendaſ. a. d. 697 S.

l'Hermite
1624.

grund in fünf und zwanzig bis dreyßig Faden Waſſer auf einem Boden wie Kalk. Den andern Morgen entdecketen einige Befehlshaber eine andere Bay, wo man vor den Wellen in einem ſehr ſichern Ankergrunde bedeckt ſeyn könnte, nahe bey welchem man ſüßes Waſſer fände, welches von Bergen herabkäme und leichtlich bis zu den Schaluppen könnte gebracht werden. Das Holz und der Ballaſt wären daſelbſt gleichfalls im Ueberfluſſe. Dieſes war die dritte Bay, die man an der Südſeite entdeckete. Sie wurde von dem Namen des Viceadmirals **Schapenhamsbay** genannt. Einige Wilde ließen ſich an der Seite des Waſſerplatzes ſehen, und zeigeten nichts wildes an ſich. Indeſſen wurden doch ſiebenzehn Holländer, die den 24ſten wieder nach dem Bache giengen, von dieſen Barbaren erſchlagen, ohne daß man ihnen das geringſte Leid zugefüget hatte. Man fand an dem Ufer nur fünf Leichname, welche entſetzlich zerfleiſchet und in vier Theile gehauen waren, woraus man urtheilete, die andern wären von den Indianern verzehret worden r).

Der Unteradmiral, welcher ſich auf eine Jacht, der **Windhund** genannt, geſetzet hatte, um die Küſte zu beſichtigen, berichtete den 25ſten: er wäre anfänglich nach einem Orte der Rhede zugegangen, wo man hätte Rauch aufſteigen ſehen und den er die **Windhundesbay** nannte; daſelbſt hätte er die Nacht vor Anker zugebracht: als er den Morgen darauf ans Land geſtiegen, hätte er einige Hütten gefunden, worinnen ihn die Wilden ohne Schwierigkeit aufgenommen; von da wäre er nach Oſten gerückt, und nachdem er über einen großen Canal gefahren, hätte er ſich gegen Oſten von Hornsvorgebirge befunden; er hätte hinter einem Vorgebirge jenſeits einer Inſel Anker geworfen, welche er **Terhaltens** genannt hätte, von da er wieder zur Flotte gekommen wäre. Er verſicherte auch, daß das Feuerland, ſo wie man es auf den Karten ſähe, in viele Inſeln getheilet wäre; daß es, um ins Südmeer zu kommen, nicht nöthig wäre, um Hornsvorgebirge herumzufahren; daß man es gegen Süden laſſen könne, wenn man von Oſten in die **Naſſausbay** fahre, und von Weſten dieſes Vorgebirges das hohe Meer erreichen könne: weil man überall Buchten, Bayen und Buſen ſähe, davon die meiſten ſo weit ins Land hinein gingen, als das Geſicht nur tragen könnte, ſo wäre es wahrſcheinlich, daß es in der großen Naſſausbay Wege gäbe, wodurch man in Magellans Straße kommen könnte s).

Der größte Theil von dem Feuerlande iſt voller Berge, jedoch mit untermengten ſchönen Thälern und Wieſen, die von angenehmen Bächen gewäſſert werden. Zwiſchen dem Lande und den Inſeln finden ſich viele ſchöne Rheden, wo ganze Flotten bedecket ſeyn können. Holz und Ballaſt ſind daſelbſt ſehr gemein. Obgleich die Berge von der Seeſeite dürre zu ſeyn ſcheinen: ſo ſind ſie dennoch mit Bäumen bedeckt, welche ſich insgeſammt gegen Oſten durch die Gewaltſamkeit der entgegen geſetzeten Winde neigen, die gemeiniglich in dieſem Himmelsſtriche blaſen. Eben das Land, welches ſo viele Bäume hervorbringt, iſt hohl und hat nur zwey oder drey Fuß Tiefe, welche man leicht mit einem Stocke mißt, den man bis auf den Felſen hinein ſtecket. Die Winde hören faſt niemals auf, daſelbſt zu herrſchen, und die Stürme ſind häufig. Der Verfaſſer des Tagebuches glaubet, man müſſe ſie den großen Ausdünſtungen zuſchreiben, welche aus dem Waſſer aufſteigen und heftig von Weſten gegen Oſten getrieben werden. Sie erheben ſich,

ſaget

---

s) Ebendaſ. a. d. 698 S.

l'Hermite 1624.

ſaget er, ſo plötzlich, daß ſie kaum Zeit laſſen, die Segel einzuziehen. Drey Anker ſind nicht hinlänglich, ein Schiff zu befeſtigen, ob es gleich ſelbſt unter der Küſte bedeckt liegt, von welcher der Wind herkömmt. Er wirft die Schaluppen um, ſie mögen am Taue oder am Borde liegen. Diejenigen, welche den Weg nach Weſten nehmen wollen, müſſen alſo dieſes Land meiden, und gegen Süden gehen. Das iſt das einzige Mittel, ſich von den Weſtwinden zu befreyen, und die Südwinde anzutreffen, die ſie zu ihrem Ziele führen werden.

Alle Holländer auf der Flotte hatten Gelegenheit, zu beobachten, daß die Einwohner dieſes Landes eben ſo weiß gebohren wurden, als die Europäer. Ihre Kinder ſahen ſo aus, wie unſere: nachher aber malen ſie ſich den Leib mit verſchiedenen Farben. Einige haben das Geſicht, die Aerme, die Hände, die Füße oder andere Glieder roth gemalet und den übrigen Leib ſehr weiß, wiewohl mit verſchiedenen Strichen gezeichnet. Andere ſind auf der einen Seite ganz roth, und auf der andern ganz weiß. Ein jeder malet und beſchmieret ſich nach ſeinem Belieben. Sie ſind von einer ſtarken und proportionirlichen Leibesgeſtalt, jedoch nicht größer, als die Europäer. Sie haben ſchwarzes, dickes und langes Haar. Ihre Zähne ſind ſo ſcharf, als die Schneide eines Meſſers. Die Mannsperſonen gehen alle nackend; die Frauensperſonen aber tragen ein Stück Leder um die Hüften. Sie ſind gemalet wie ihre Männer; und ihr Schmuck beſteht aus einigen Schaalen, die ſie um den Hals haben. Einige bedecken ſich die Schultern mit der Haut von einem Seehunde, welche ſie eben nicht ſehr vor der Kälte verwahret. L'Hermite verwunderte ſich, daß ſie ſolche ertragen konnten. Ihre Hütten beſtehen aus Zweigen, die mit Erde verklebet ſind. Sie gehen zwey bis drey Fuß tief in die Erde. Ihre Geſtalt iſt rund; ſie gehen aber ſpitz aus mit einer kleinen Oeffnung, welche den Rauch hinauszulaſſen dienet. Ihr Geräthe ſind einige Körbe von Binſen, worinnen die Werkzeuge zum Fiſchen liegen, als Leinen und Angeln, die den unſerigen ziemlich ähnlich, wiewohl nur von Steine ſind. Zum Köder binden ſie Muſcheln und andere kleine Schalenfiſche daran. Ihre Waffen ſind von mancherley Art. Bey einigen ſieht man Bogen und Pfeile, bey andern lange Wurfſpieße, deren Spitze ein ſcharfer und mit kleinen Häkchen verſehener Knochen iſt; bey den meiſten aber Keulen, Schleuder und ſteinerne Meſſer. Sie ſind niemals ohne dieſe fürchterlichen Werkzeuge; weil ſie, ſo viel die Holländer davon urtheilen konnten, beſtändig mit andern Völkern Krieg führen, die einige Seemeilen weit von ihnen, gegen die Inſel **Terhaltens** zu wohnen und ſchwarz gemalet ſind, wie die in der **Schapenhamsbay** und in der **Windhundsbay** faſt gänzlich roth ſind ff).

Ihre Kähne ſind ſehr ſonderbar. Dieſe Barbaren haben die Geſchicklichkeit, ihren größten Bäumen die ganze Rinde abzuziehen, und ſie zu krümmen, indem ſie einige Streife davon wegnehmen, die ſie an andern Orten wieder anzuſetzen wiſſen. Sie ſtellen ſolche auf eine hölzerne Forme, faſt ſo wie wir die Schiffe auf das Gerüſt ſtellen, bis ſie daſelbſt eine vollkommene Feſtigkeit erhalten hat. Alsdann verſehen ſie ſolche von einem Ende zum andern mit Stücken Holz, die queer durchgehen, um ſie zu befeſtigen, und dieſes Holzwerk bedecken ſie mit einer andern Rinde, wodurch ſie den Boden ſo dicht machen, daß kein Waſſer durchdringen kann. Die Länge dieſer Canoes iſt zehn bis ſechzehn Fuß und ihre Breite ungefähr zwey Fuß. Sie können ſieben oder acht Mann enthalten, ohne die geringſte Art von Schwanken auf den Seiten; und die meiſten ſchwimmen ſo geſchwind, als die Schaluppen mit Rudern.

---

ff) A. d. 701 S.

l'Hermite 1624.

Dieſe elenden Jndianer gleichen ſonſt menſchlichen Geſchöpfen weniger, als den wilden Thieren. Die Holländer durften nicht daran zweifeln, daß ſie die Menſchen nicht zerriſſen und das Fleiſch davon roh und blutig fraßen. Sie haben nicht den geringſten Funken von Religion und Policey. Kömmt ihnen eine natürliche Nothdurft an, wenn ſie beyſammen ſind: ſo verrichten ſie ſolche auf der Stelle mit eben ſo vieler Unfläterey, als Unverſchämtheit. Sie kannten das Gewehr der Europäer noch nicht; und da ſie ſich nicht einbildeten, daß ſolches ihnen ſchaden könnte, ſo nahmen ſie ihre Flinten vorn an den Lauf, und griffen die Degenklingen mit vollen Händen an. Jndeſſen ſind ihnen doch die Liſt und Treuloſigkeit ſo bekannt, daß ſie ſich nur freundlich gegen die Fremden ſtellen, um Gelegenheit zu ſuchen, ſie zu überfallen und umzubringen.

Obgleich die Holländer kein Vieh bey Schapenhamsbay gefunden: ſo hatten ſie doch Miſt und andere Merkmaale daſelbſt wahrgenommen, welche einen Soldaten von der Flotte bewogen, in das Land hineinzugehen. Er meldete, er hätte eine Menge Ochſen und Kühe auf einer Wieſe weiden geſehen; und man wurde mit nicht weniger Gewißheit unterrichtet, daß daſelbſt auch andere Erfriſchungen wären. Die Furcht aber, man möchte unter die Barbaren gerathen, deren Anzahl man nicht wußte, und deren Wildheit man ſo gut kannte, bewogen den Admiral, den 27ſten des Hornungs die Anker lichten zu laſſen *t*).

Wir wollen hinzuſetzen, daß er den 5ten März in neun und funfzig Grad fünf und vierzig Minuten war, und zween Stürme aus Weſten hintereinander ausſtund, welches ihm Gelegenheit gab, zu beobachten, daß ſich die meiſten Seefahrer bisher geirret, wenn ſie geglaubet, man könnte zwar wohl durch des le Maire Straße nach Chily kommen; es wäre aber nicht möglich, von Chily und Peru durch dieſe Straße in das Nordmeer zu kommen. Sie ſetzeten fälſchlich voraus, ſaget er, daß die Südwinde ſolches hinderten; da man doch gegentheils nur Weſt und Nordweſtwinde daſelbſt antrifft, und es folglich weit leichter iſt, von Chily durch die Straße zu gehen, wenn man an der Küſte des Feuerlandes hinfährt, als es iſt, bey der Fahrt durch die Straße nach Chily gegen Süden hinauf zu gehen, um ſich von den Weſtwinden zu befreyen. Der Admiral befürchtete ſehr, es möchten dieſe Winde, welche ohne Aufhören herrſcheten, ordentliche Winde ſeyn; weil ſie ihm alsdann nicht würden die Hoffnung gelaſſen haben, die Südſeite von Hornsvorgebirge zu erreichen, um weiter ins Südmeer zu kommen. Er ſtellete ſich beſtändige Stürme, Nebel, Regen und andere Widerwärtigkeiten der See vor, welche ſeine Schiffe zerſtreuen konnten; und das um ſo vielmehr, weil ihm ſeine Verhaltungsbefehle keinen andern Sammelplatz, als die Jnſel Juan Fernandez anwieſen, wohin man mit dieſen Winden unmöglich kommen konnte. Dieſe Schwierigkeit machte, daß er den Rath zuſammen kommen ließ, um zu vernehmen, was zu thun wäre, im Falle, die Weſtwinde nicht aufhöreten. Man ſchlug das Feuerland und die magellaniſche Straße vor, um den Winter allda zuzubringen. Nachdem man aber alle Gefährlichkeiten wohl erwogen: ſo beſchloß man, noch zween Monate die See zu halten, in der Hoffnung, um das Vorgebirge hinum zu kommen. Dieſer Entſchluß ſchien der klügſte zu ſeyn, als man gegen die Mitte des März, nachdem man bis in den ein und ſechzigſten Grad fortgerückt war, einen Südſüdoſtwind hatte, womit man den Lauf ſo leicht that, daß man den 28ſten eben deſſelben Monates die Küſte von Chily entdeckete *x*).

Die Flotte brachte faſt acht Monate in dieſem Meere zu, um die Gelegenheit zu ſuchen, die ſpaniſche Handlung zu Grunde zu richten, und der vereinigten Niederlande ihre,

D 2 durch

---

t) A. d. 703 S. *u*) A. d. 704 S. *x*) A. d. 705 S.

l'Hermite 1624. durch die Eroberung einiger Länder, die ſie im Beſitze behalten könnten, daſelbſt einzuführen. Allein, die Holländer hatten ſich gar zu viel Rechnung auf die Hoffnung gemacht, ſie würden die Indianer geneigt finden, ſich wider die Spanier zu empören, oder auch daß die Kräfte dieſer Krone ſehr geſchwächt wären. Nach verſchiedenen Verſuchen, die zu nichts weiter dieneten, als ihre Ehrſucht zu zeigen, ſahen ſie ſich genöthiget, wie Olivier von Noort und Georg Spilberg, ihren Anſchlägen zu entſagen, und über die marianiſchen Eylande nach Oſtindien zu gehen. **L'Hermite** ſtarb den 2ten des Brachmonates bey der wirklichen Unternehmung, ſich Lima zu bemächtigen y). **Schapenham**, der in der Oberbefehlshaberſtelle folgete, that ſich nur durch grauſame Hinrichtungen hervor z). Nachdem er endlich des Mordens und Brennens müde war: ſo ließ er die Segel nach den marianiſchen Eylanden richten, wo er den 25ſten Jenner im Jahre 1625 ankam. Die Inſulaner von **Guaham**, von welchen die Holländer Erfriſchungen bekamen, hatten noch nicht viel Vortheil von dem ſpaniſchen Handel gezogen; weil ſie aus Begierde nach dem Eiſen, der holländiſchen Flotte bis auf achtzig Pfund Reiß für ein altes verroſtetes Beil gaben. **Schapenhain** gieng den 11ten des Hornungs wieder in See. Er traf den 14ten im zehn und einem halben Grade Norderbreite eine Inſel an, die er für **Sahavedra** hielt, obgleich ſolche Muthmaßung nicht mit den Karten übereinſtimmete. Den 15ten im neunten Grade fünf und vierzig Minuten ſah er eine andere, die er nicht in der Karte fand, und die ihm ziemlich bevölkert vorkam. Es ſcheint aber mehr Aufmerkſamkeit zu verdienen, daß, nachdem er den 23ſten beſchloſſen, ſeinen Lauf ſüdſüdweſtwärts bis auf die Höhe von drey Grad zu nehmen, er innerhalb acht Tagen die Molucken anſichtig ward, ohne die philippiniſchen Inſeln geſehen zu haben. Von da gieng er über Amboina, wo ſeine Neigung zur Grauſamkeit ihn die Gelegenheit ergreifen ließ, einige Aufrührer in den Inſeln **Cambello** und **Luhu** ſcharf zu ſtrafen. Er gieng nach Batavia, woſelbſt ſeine Flotte durch neue Verfügungen des Rathes von Indien zerſtreuet ward; und den 3ten des Wintermonates,

---

y) A. d. 721 S.

z) Den 14ten des Brachmonates wurde beſchloſſen, man wollte alle ſpaniſche Gefangene, drey Greiſe ausgenommen, tödten. Die Urſache einer bey den Holländern ſo wenig üblichen Hinrichtung war, daß man nur wenig Lebensmittel und noch weniger Waſſer hatte; daß man Leute, wovon man weder Dienſte noch Vortheil zu hoffen hatte, keinesweges verwahren konnte; daß es wider alle Regeln der Klugheit geweſen wäre, ſie loszulaſſen, weil daraus allerhand Unbequemlichkeiten entſtehen konnten, und die Spanier nur darüber würden gelacht haben. Es war alſo kein ſicherers Mittel, als ihnen das Leben zu nehmen. **Ebend.** a. d. 724 S. Den Morgen des 15ten hing man ein und zwanzig Spanier angeſichts aller derer, die am Ufer waren, an den Segelſtangen auf. **Ebend.** Als man **Quaiaquil** wegnahm, bekam man ſiebzehn Spanier gefangen, die ins Meer geworfen wurden. **Ebend.** a. d. 733 S.

a) Auf der 709 S. In dem übrigen Tagebuche iſt nichts merkwürdigers, als das Verbrechen und die Beſtrafung eines Wundarztes, Namens **Jacob Weger**. Dieſe Begebenheit ſcheint viel zu ſeltſam und durch das Zeugniß einer ganzen Flotte viel zu ſehr beſtätiget zu ſeyn, als daß ſie in der Vergeſſenheit bleiben ſollte.

„Man beſchwerete ſich bey dem Admirale, es „wären viele Kranke, die von Wegern Arzeney ge„nommen, auf eine ſolche Art geſtorben, daß man „urtheilen könnte, es wäre etwas außerordentliches „dabey. Dieſe Beſchwerden ſchienen der Aufmerk„ſamkeit würdig zu ſeyn. Der Unteradmiral und „Contre-Admiral, denen aufgetragen war, den „Wundarzt zu befragen, ermahneten ihn, ſein „Verbrechen zu geſtehen. Er wollte nicht reden. „Weil man aber ſchon halben Beweis wider ihn „hatte: ſo ward er auf die Marter gebracht. „Man zog ihn halb nackend aus, und in dieſem „Zuſtande hing man ſechs der ſchwerſten Steinſtü„cke an ſeinen Leib. Er fühlete ſolches ſo wenig, „daß er ſo übermüthig war, und es den Com„miſſarien

l'Hermite 1624.

nates, nachdem er mit zweyen Schiffen, worüber man ihm die Befehlshaberſchaft gelaſſen nach Europa unter Segel gegangen war, ſtarb er am Borde bey der Inſel Boſtoc, wo er zwo Seemeilen von Bantam begraben wurde.

Seine beyden Schiffe legeten den 21ſten Jenner im Jahre 1626 bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, und liefen den 9ten des Heumonates glücklich in Texel ein *a*).

Das XLI Capitel.

Reiſe des Ritters Johann Narborough.

Einleitung.

Narborough 1669.

Man vernimmt von einem berühmten Reiſenden *b*), daß der Ritter **Narborough** ausdrücklich von Karln dem II abgeſchickt worden, von Magellans Straße, der Küſte der Patagonen, und den ſpaniſchen Hafen an dieſer Gränze ihrer americaniſchen Staaten Erkundigung einzuziehen, mit dem Befehle, wenns möglich wäre, einige Gemeinſchaft zwiſchen England und den Indianern von Chili zu errichten. Dieſes Unternehmen hatte nicht den Erfolg, den ſich der König Karl davon verſprochen hatte. **Narborough** wurde von einem kleinen Schiffe getrennet, welches ſeines begleitete, und verlor darauf einen Theil ſeiner Leute, die ſich von den Spaniern gefangen nehmen ließen. Er bringt aber doch einige Entdeckungen bey, die den Erdbeſchreibern und Seefahrern

---

„miſſarien ſagete, indem er ſich befliß, ihnen zu „trotzen. Dieſe Unempfindlichkeit in Anſehung „der Schmerzen machte, daß man einige Zauberey „bey ihm argwohnete. Man zog ihn vollends „aus, und fand bey ihm auf der Bruſt ein Säck„chen, worinnen eine Haut und eine Zunge von „einer Schlange waren. Man fing wiederum an, „ihn zu befragen. Als man ihn in die Raths„kammer führete, ſo ſträubete er ſich dergeſtalt, ob „ihm gleich die Hände gebunden waren, daß er ins „Meer ſprang, um ſich zu erſäufen. Ein Trom„peter vom Schiffe, welcher ſo gleich hinter ihn „drein ſprang, hielt ihn übers Waſſer. Der Wund„arzt aber bemühete ſich, Waſſer einzuſchlucken, „um deſto eher zu Grunde zu gehen und den „Trompeter mit hinunter zu ziehen. Jedoch ande„re Matroſen, die ebenfalls ins Meer ſprangen, „hatten die Stärke, daß ſie ſolche erhielten und in „die Schaluppe brachten. Nach dieſem Verſuche „gab man ſo genau auf Wegern Achtung, daß er „alle Hoffnung verlor, zu entwiſchen. Er bekann„te, er wäre von Löwen gebürtig und Licentiat „der Arzneykunſt; er hätte ſieben Menſchen am „Borde den Tod gebracht, weil ſie ihm zu viel „Mühe gemacht hätten, ſie zu regieren; er hätte „ſich vorgeſetzet gehabt, mit an des Admirals Ta„fel zu ſpeiſen; und wenn ihm dieſer Vorzug wäre „abgeſchlagen worden, ſo hätte er den Entſchluß „gefaßt, den Admiral, den Viceadmiral und alle „Befehlshaber, die ihm zuwider geweſen ſeyn wür„den, zu vergeben; er wäre ſchon lange Willens „geweſen, ein Pactum mit dem Teufel zu machen, „aber aller ſeiner Anrufungen ungeachtet, hätte er „ihn nicht vermögen können, zu erſcheinen; ſeitdem „er gefangen wäre, hätte er ſich bemühet, ſich zu „tödten, oder zu erſticken, ohne daß ers gekonnt „hätte. Man hatte ihn im Verdachte, daß er „noch andere Verbrechen begangen: man begnügte „ſich aber mit dieſem freywilligen Bekenntniſſe und „der Rath ließ ihn hinrichten.„ **Ebendaſ.** a. d. 681 u. f. S.

b) Anſons Reiſe I Th. a. d. 245 u. f. S.

Narborough 1669.

gleich ſchätzbar ſind *c)*. Man erzählet, es hätte Karl der II ſo große Hoffnung auf dieſes Unternehmen geſetzet, und den Erfolg davon mit ſo vieler Ungeduld erwartet, daß, nachdem er vernommen, Narborough ſey wieder in den Dünen angekommen, er ihm in ſeiner Barke bis Graveſand entgegen gegangen *d)*.

Der I Abſchnitt.

Narboroughs Schiffahrt bis zu der Straße.

Deſſen Abfahrt und Ladung. Mittel wider die Krankheiten in hitzigen Gegenden. Beobachtungen. Seekälberbay. Inſel Tomahauke. Pengnineninſel. Verlangter Hafen. Was daſelbſt gezeuget wird. Beſchreibung des daſigen Landes. Inſel der Seekälber. Llamas oder Guanocos. Menge Fiſche. Aufſchrift vom le Maire. Inſel le Maire. Narborough nimmt Beſitz davon. Hafen St. Julian. Deſſen Lage. Salzquellen. Narborough geht ins Land hinein. Elendes Leben der Wilden. Narboroughs Urtheil von dem Lande der Patagonen.

Narboroughs Abfahrt und Ladung.

Dieſer Reiſende gieng den 26ſten des Herbſtmonates im Jahre 1669 am Borde eines königlichen Schiffes von ſechs und dreyßig Canonen, Namens **Swipſtakes**, worüber er durch eine beſondere Commiſſion zum Befehlshaber gemacht worden, mit einer Flüte von ſiebenzig Tonnen, aus der Themſe. Ob er gleich die Abſicht ſeiner Reiſe nicht angiebt: ſo will er es doch nicht unbekannt ſeyn laſſen, daß er auf Koſten des Königes einen großen Vorrath von Meſſern, Scheeren, Spiegeln, Armbändern, Beilen, Hacken, Spaden, Nägeln, Ahlen, Nadeln, Schellen, Büchſen, verarbeitete Leinwand, Zeuge, Toback und Pfeifen mitgenommen, um mit den Eingebohrnen des Landes, wo er hingehen ſollte, ſaget er, zu handeln. Er merket an, daß die Spitze Lezard in England, im funfzigſten Grade zehn Minuten Breite und im achtzehnten Grade dreyßig Minuten Länge iſt, weil er ſtets von dieſer Spitze die Länge nimmt *e)*.

Bewährtes Hülfsmittel wider die Krankheiten der hitzigen Gegenden.

In den vier Monaten ungefähr, die er anwandte, nach den braſilianiſchen Küſten zu kommen, fand er es wahr zu ſeyn, wie er es ſchon auf einigen andern Reiſen erfahren hatte, daß das Aderlaſſen viel beyträgt, die Geſundheit wider die übermäßige Hitze zu erhalten; und daß es insbeſondere ein allgemeines Hülfsmittel wider das hitzige Fieber ſey. Er lobet ſich auch wegen einer Methode, der er bey Austheilung der Lebensmittel allezeit gefolget, und die er für ſehr dienlich hält, den Zwiſtigkeiten auf einem Schiffe vorzubeugen. Dieſe beſtund darinnen, daß er nichts beſſers aß, als der geringſte von ſeinen Schiffsleuten. „Ueberhaupt, ſaget er, ſo trunken wir alle aus einem Faſſe, und aßen „von einerley Vorrathe, ſo lange ſolcher währete. Ich litt niemals, daß ſich einer von „meinen Officirern ein gutes Stückchen ausſuchte. Das Looß mußte es ihm geben. Die „Portionen wurden denjenigen gegeben, die ein Menſch nannte, dem ich die Augen verbinden ließ *f)*.

Den

---

c) Außer denen, die man leſen wird, hält der Verfaſſer von Anſons Reiſen die Karte von der magellaniſchen Straße und den benachbarten Küſten, welche Narborough entworfen hat, für viel richtiger und genauer in demjenigen, was ſie begreift, als Freziers ſeine, und in einigen Stücken, vornehmlich in dem, was die Länge der verſchiedenen Theile dieſer Straße betrifft, weit höher, als Halleys ſeine. Ebendaſ. a. d. 249 S.

d) Ebendaſ. a. d. 248 S.

Narborough 1669.

Beobachtungen vom 47 Gr. Süderbr. bis an Magellans Straße.

Den 21ſten des Hornungs ſah man Land gegen Weſten; und hier fangen eigentlich die Beobachtungen an, welche Narboroughs Tagebuche einen Werth geben. Er ließ vier Meilen vom Ufer das Loot auswerfen. Man fand ein und zwanzig Faden auf einem Boden von kleinen Steinen und Sande. Das Land da herum iſt nicht ſehr erhaben: weiter hin aber ſcheint es hoch und röthlich zu ſeyn. Man hatte zwo Seemeilen gegen Nordnordweſt vom Schiffe das Cap Blanco. Dieß war der nordlichſte Ort, den man entdecken konnte, und das ſüdlichſte Land liegt dem Vorgebirge gerade entgegen. Die Küſte, welche gegen Süden läuft, iſt mittelmäßig hoch: im Lande aber giebt es Berge, deren Spitzen flach, wie Tafeln ſind. Fünf Meilen von der Küſte, die eine Art von Bay machet, hatte man ſiebenzehn Faden auf einem rauhen Grunde. Das Land, welches man deutlich entdeckete, ſchien wie das Gras, von der Sonne verbrannt zu ſeyn. Man ſah keinen Baum auf den Bergen noch in den Thälern; und man bemerkete weder Feuer noch Rauch in dem Lande.

Nachdem man vielmals den Weg geändert hatte: ſo gieng man gerade nach Weſten. Der Nebel hatte ſeit dreyen Tagen verhindert, die Höhe zu nehmen. Wie man ſchätzete, ſo war man im ſieben und vierzigſten Grade vierzehn Minuten Süderbreite. Die mittägliche Entfernung von dem Vorgebirge **Lezard** gegen Weſten war tauſend und vierzehn Seemeilen, eine Meile $\frac{7}{10}$. Die Länge, vom **Lezard** genommen, ein und ſechzig Grad ſechs und funfzig Minuten $\frac{6}{10}$. Die Abweichung der Magnetnadel achtzehn Grad gegen Oſten. Narborough befürchtete, er möchte vor dem verlangten Hafen ſchon vorbey ſeyn.

Seekälberbay.

Inſel Tomahauke.

Den 24ſten ſegelte er gegen Norden; und fuhr, nachdem er ſich in ſeine Schaluppe geſetzet, dicht an der Küſte hin, da das Schiff mit einem Seitenwinde zwo Seemeilen vom Lande fuhr. Dieſes Ufer iſt eine Kette von Landſpitzen und von einander abgeſonderten Felſen. An der nordlichen Spitze der **Seekälberbay** findet man eine kleine Inſel, die nur ein Haufen von Felſen in der Geſtalt eines Heuſchobers iſt, und mit Vogelmiſte bedeckt liegt. Die Fluth zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande iſt ungemein ſchnell. Auf der Meerſeite iſt die Inſel mit abgeſonderten Felſen umgeben. Das Geſtade des feſten Landes iſt niedrig und ſandig; weiter im Lande drinnen aber findet man breite Dünen und Berge. Die Engländer gaben der Inſel den Namen **Tomahauke** von dem indianiſchen Namen einer Keule, die ſie hatten ſchwimmen geſehen, und die vor ihren Augen verſchwand. Gegen Nordweſt entdecketen ſie eine runde Bay, die in ihren Karten **Spirings**= oder **Aalraupenbay** genannt wird, welche drey kleine Inſeln von mittelmäßiger Höhe hat. Sie iſt ſieben Meilen breit und ungefähr drey Seemeilen tief. An ihrer Spitze, die ſich gegen Nordnordweſt wendet, ſind ſchwarze Felſen, wie ein zerſtöretes Gebäude, in deſſen Mitte ein Thurm ſtünde. Narborough fuhr am Ufer hin, deſſen Geſtade er ſehr jähe und voller ſchwarzen Felſen fand. Er ſah daſelbſt auch ſeichte Bayen und Kraut auf den Bergen, aber ohne Gehölze und ohne Anſchein von ſüßem Waſſer.

e) Tagebuch der Reiſe des Hauptmanns Narborough nach der Südſee, im III Th. der Sammlung der Reiſen nach dem mittäglichen America. Amſterdam 1738, a. d. 3 S. Der Ueberſetzer nennet ihn unrecht Nerbrough.

f) Ebend. a. d. 24 S. Bey dieſer guten Speiſe und vermittelſt des Aderlaſſens, da man durch den Wendekreis des Krebſes gieng, hatte niemand auf der ganzen Reiſe das hitzige Fieber. A. d. 25 S.

Waſſer. Gegen Nordoſt der Spiringsbay geht das Land ſpitz hinauf. Es iſt ein ſehr ſchönes Land, worinnen man angenehme Hügel und kleine ſandichte Bayen ſieht. Sechs kleine Inſeln liegen gerade gegen dieſe Spitze; die eine einen Flintenſchuß weit vom Lande, die andern etwas weiter. Die weiteſte und größte heißt die Penguineninſel und iſt etwan drey viertheil Meilen lang von Nordnordoſt gen Südſüdweſt und eine halbe Meile breit von Oſten gen Weſten. Dieſe Inſel beſteht nur aus ſchroffen Felſen, ausgenommen gegen die Mitte, welche kieſicht iſt und ein wenig grün Gras zeiget. Sie iſt der Aufenthalt von einer ungeheuren Menge Penguinen und Seekälber. Narborough fing dreyhundert Penguinen in einer Zeit von einer vierthel Stunde. Er würde auch leicht dreytauſend haben fangen können, wenn ſie nur alle in ſeine Schaluppe gegangen wären. Man darf ſie nur truppweiſe nach dem Strande jagen, wo zwey oder drey Leute ſie mit dem Schlage eines Stockes auf den Kopf tödten, ſo wie andere ſie in die Schaluppe nehmen. Die Seekälber wollen ſchon mehr Vorſichtigkeit haben, und würden einen Menſchen niederſchlagen, der nicht auf ſeiner Hut wäre. Zwo Seemeilen von da entdecket man eine Menge abgeſonderter Felſen. Der Grund zwiſchen dieſen Inſeln, und außer der weiteſten Spitze iſt von keinem guten Halte.

Penguineninſel.

Verlangter Hafen.

Dieſen Inſeln gegen Norden in einer Bay, die vier Seemeilen lang und anderthalb Seemeilen tief iſt, ſieht man gegen Nordweſt den **verlangten Hafen**. Narborough beobachtete, daß man ihn von der Penguineninſel entdecken könne. Er iſt drey Seemeilen weit davon. Gegen die Mitte der Bay trifft man weiße Felſen an, die faſt zwo Meilen lang ſind, und deren Höhe mit ſchwarzen Streifen gezeichnet iſt, welche von dem Falle der Wäſſer verurſachet worden. Die Spitze derſelben iſt flach: weiter ins Land hinein aber ſieht man runde Höhen und Dünen. Gegen Süden der Bay iſt das Land mit ſchroffen Felſen beſetzet, welche großen Mauern gleichen und unter welchen ſich eine ſandige Bucht gebildet hat, wo die Schaluppen bedeckt liegen können.

Die Flüte wird von dem Schiffe getrennet.

Das Schiff warf an der Mündung des Hafens Anker: Narborough aber fuhr den andern Morgen mit ſeinen beyden Schaluppen hinein, in der Hoffnung, daſelbſt die Flüte zu finden, die er ſeit einigen Tagen aus dem Geſichte verloren hatte. Er ließ an dem Ufer Feuer anzünden und dürre Kräuter verbrennen, damit der Rauch ſie herbey brächte, und man ſie deſto eher entdecken könnte. Unterdeſſen daß ein Theil von ſeinen Leuten auf die Höhen ſtieg, um ſich weiter nach ihr umzuſehen, erforſchete er bey der Ebbe den Hafen. Der Ankergrund iſt für große Schiffe ſehr gut, wenn ſie nur gute Taue und ſtarke Anker haben. Das Ufer aber hat wenig Holz und faſt gar kein friſch Waſſer. Auf den Bergen und ziemlich breiten Dünen ſieht man einiges Buſchwerk und trocknes und langes Gras, welches buſchweiſe wächſt. Das Land iſt dürre und kieſigt. Indeſſen haben doch einige Thäler ſchwarzes Land, gleich dem alten verfaulten Miſte.

Was in dem verlangten Hafen gezeuget wird.

Man hatte bisher noch keine Spur von einer Wohnung geſehen. Narborough aber entdeckete endlich einige Fußſtapfen von Menſchen, hinter den Geſträuchen und auf dem ausgeriſſenen Graſe. Er fand an eben dem Orte Wolle, Federn, Thierknochen und Stücken Feuerſteine. Er ſtieg auf eine Höhe, wo ſeine Leute den Tag zuvor einige Armbänder unter einem Gezelte gelaſſen, welches ſie aufgeſchlagen hatten. Da er aber ſah, daß niemand ſolches angerühret hatte: ſo ließ er alles da. An einem ſo wüſten Orte ſah er keine andern Thiere, als zween Haſen auf den Bergen laufen. Aus Neugier gieng er anderthalb Meilen ins Land hinein. Er fand in den Thälern zwiſchen den Felſen eine

Menge

Narborough 1669.

Menge wilder Erbſen, deren Blätter grün ſind, die Bluhmen aber bläulicht, von eben dem Geſchmacke, wie die Blätter unſerer grünen Erbſen. Unter vielen Arten von grünen Kräutern fand er auch wohlriechende, welche dem Treſpe glichen und deren Blätter weiß und gelb waren. Er fand auch ein anderes Kraut, welches wenig von der Salbey unterſchieden war, aber buſchweiſe dicht an der Erde wie der Lattig wächſt. Dieſe Kräuter nebſt den Erbſenblättern waren eine ſehr heilſame Erfriſchung für das engliſche Schiffsvolk, welches anfing, vom Scorbute beſchweret zu werden. Die Muſcheln und andere Schaalenfiſche, welche der Verfaſſer **Limpets** nennet, ſind überflüßig am Ufer, an dem Fuße der Felſen. Eine kleine Inſel, welche voller Seekälber iſt, biethet auch eine Menge Seevögel dar, welche zwiſchen den Felſen und in den Geſträuchen brüten, und ſich auf ihren Neſtern fangen laſſen.

Narborough bringt daſelbſt den Winter zu.

Dieſer Hafen kam Narboroughen bequem vor, ſeine Schiffe auszubeſſern. Da man über dieſes von den hohen Bergen ſehr weit ins Meer ſehen konnte: ſo konnte es nicht fehlen, die Flüte anſichtig zu werden, wenn ſie ſich dieſer Küſte näherte. Einige Matroſen entdeckten zwo Quellen ſüßes Waſſer; eine in einer kleinen Bucht, eine halbe Meile vom Ufer, wenn man den Fluß hinauf gieng; die andere in einem Thale zwiſchen Felſen an der Seite, wo das Schiff ſich vor Anker geleget hatte. Dieſe Quellen ſind klein und das Waſſer darinnen ein wenig ſalzig: „Denn in dieſen dürren Thälern iſt das Erdreich von „Natur geſalzen; die Erde und die Felſen ſind mit Salpeter als mit Glatteiſe überzogen.„

Beſchreibung des Landes.

Unterdeſſen daß man an dem Schiffe arbeitete, gieng Narborough an verſchiedenen Orten ins Land. Zwo Meilen gegen Nordweſt fand er es voller Höhen, dürre, ohne Holz und ohne Waſſer. Dennoch aber ſah man daſelbſt ziemlich niedrige aber trockene Thäler, deren Land von ſalpetrichter Art iſt, und hin und wieder einiges Gebüſche, welches den Blättern nach, dem Weißdorne gleicht. Die kleinſten bringen eine Art von Galläpfel hervor, deren Kern eben ſo beißend iſt, als der Pfeffer. Ueberhaupt iſt die Gegend kieſicht und ſandig. Es wächſt nur ein wenig verbranntes Gras daſelbſt. Wenn man gräbt, ſo findet man Sand mit untermengtem Kieſe und Felſen ohne das geringſte Zeichen von Metallen oder Mineralien weder in der Erde, noch in den Felſenſtücken. Von der Höhe der Berge ſieht man nur andere Höhen und Dünen faſt ſo wie in Cornwallien. Diejenigen, welche zum erſtenmale in dieſem Lande gehen, matten ſich ſehr ab. Bey dieſer erſten Reiſe ſah Narborough neun Thiere, die den Gemſen glichen, aber höher waren, einen längern Hals, einen Kopf ohne Hörner, einen röthlichen Rücken und weißen Bauch hatten. Als er einen Flintenſchuß weit von ihnen war, nahmen ſie die Flucht, und wieherten wie die Pferde. An einem andern Tage ſah er drey Strauße von grauer Farbe und größer als unſere größten calecutiſchen Hähne. Ob ſie gleich nicht fliegen konnten: ſo retteten ſie ſich doch durch ihr geſchwindes Laufen. Ein Hund, der auf ſie gehetzet ward, beugete einem vor; er konnte aber doch nicht hindern, daß ſich ſolcher nicht nach den Gebirgen begab.

Seekälberinſel.

Den 4ten März nahm Narborough in ſeine beyden Schaluppen vierzig Mann, deren jeder mit einer Keule und einem Stocke bewaffnet war, mit denen er in die Seekälberinſel fuhr. Da dieſe Thiere truppweiſe fliehen, ſo ließ er ſie umringen; und in einer Zeit von einer halben Stunde tödteten ſeine Leute ihrer vierhundert. So bald ſie mit einem einzigen Schlage, den man ihnen auf den Kopf gab, erſchlagen waren, ließ er ihnen den Hals abſchneiden, um ſie verbluten zu laſſen, wenn ſie noch warm waren. Die alten

Narborough 1669.

Männchen ſind ordentlich ſo groß, als ein Kalb. Sie gleichen am Halſe, an Haaren, am Kopfe und Schnauze den Löwen. Das Weibchen hat von vorn nicht weniger Aehnlichkeit mit der Löwinn, außer daß es ganz behaaret iſt und glatt Haar hat, wie ein Pferd; da hingegen das Männchen nur hinten glatthaaricht iſt. Sonſt ſind ſie ſehr ungeſtalt. Ihr Leib geht immer dünner zu bis auf zwo Floßfedern oder zween kurze Füße, welche das Ende deſſelben ausmachen. Sie haben zween andere an der Bruſt; ſo daß ſie auf dem Lande gehen und auch ſo gar auf ziemlich hohe Felſen und Berge klettern können. Sie liegen gern in der Sonne und ſchlafen am Ufer. Ob es gleich ihrer wohl tauſend giebt, die vierzehn Fuß lang ſind: ſo iſt doch die größte Anzahl davon nur fünf Fuß lang. Sie haben den Rachen ſtets offen. Ihr Fleiſch iſt ſo ſchön, wie Lammsfleiſch, ſehr gut, wenn es friſch iſt, noch beſſer aber, wenn es ein wenig im Salze gelegen hat. Diejenigen, welche die Engländer zuzurichten ſich die Mühe nahmen, waren von den jüngſten und ſogen noch an ihren Müttern. Sie bläketen wie die Schafe, wenn ſie aus Land kamen, und die Jungen näherten ſich mit Bläken. Eine alte Mutter ſäugete vier oder fünfe und jagete die weg, die in größerer Anzahl kamen. Hieraus urtheilete Narborough, daß ſie vier oder fünf Junge auf einmal brächten. Er ließ aus den größten das Fett ausbrennen, woraus man Oel zu den Lampen und anderm Gebrauche auf dem Schiffe machte. Das Oel, welches man von den jüngern bekam, ſchien den Engländern ſo gut zu ſeyn, als Baumöl. Sie bedieneten ſich deſſen zu ihren Salladen, welche von den grünen Erbſenblättern und andern Kräutern gemacht wurden.

Llamas oder Guanacos.

Den 6ten März fand Narborough eins von denen Thieren, die den Gemſen glichen, und wovon er ſchon verſchiedene angetroffen, todt, und unverweſet. Sein Rücken war mit einer ziemlich langen Wolle von blaßrother Farbe bedecket. Unter dem Bauche war ſeine Wolle weiß. Es war ſo groß wie ein junges Füllen, hatte einen langen Hals, einen Kopf, eine Schnauze, und Ohren wie ein Schaf, ſehr lange Beine, geſpaltene Füße, wie der wilden Thiere ihre, einen kleinen und röthlichen Schwanz. Es hatte keine Hörner und auch keine gehabt. Narborough hielt es für ein peruaniſches Schaf, von der Art derjenigen, die man Llamas oder Guanacos nennet. Er ließ es öffnen, um nach einer alten Erzählung einiger Spanier aus Weſtindien, den Bezoarſtein zu ſuchen: ſein Suchen war aber vergebens. Nach der Zeit traf er viele Heerden von dieſen Thieren zu dreyßigen und vierzigen an. Er ſah auch Füchſe, wilde Hunde, und fünf oder ſechs Schafe, die größer waren, als unſere, nebſt einem Sturzel von einem Zolle lang, der ihnen ſtatt des Schwanzes iſt. Er ſah aber keine andere Vögel, als Geyer, wie die europäiſchen und kleine Vögel, die ziemlich den Hänflingen glichen. Unter vielerley Arten von Fliegen ſah er große Bienen.

Ueberfluß an Fiſchen.

Einige Engländer vom Schiffe, die auf der andern Seite ins Land gegangen waren, hatten daſelbſt nichts anders entdecket. Hieraus ſchloß Narborough, der einzige Reichthum dieſer Küſte wäre der außerordentliche Ueberfluß an Fiſchen. Es muß, ſaget er, wahr-

---

g) Der Verfaſſer hat ſie ſorgfältig, auch der Ordnung der Zeilen nach, erhalten.

M. DC. XV
Een Schip ende een Jacht
Genamet eendracht

En Hoorn Gearri-
veert den VIII De-
cember. Vertok-
ken

wahrhaftig eine unendliche Menge derſelben vorhanden ſeyn, um alle die Seekälber, die Penguinen und andern Vögel zu ernähren, die keine andere Nahrung haben, und doch außerordentlich fett ſind. Er ſah Seekälber ſchwimmen, den Kopf außer dem Waſſer, mit einem großen Fiſche im Rachen.

Aufſchrift.

An einem andern Tage gieng er mit vierzehn bewaffnete Mann den Fluß hinauf. Er wird bey einer kleinen mit Sträucherwerke bedeckten Inſel breit; und indem er ſich über derſelben wieder zuſammen zieht, ſo wendet er ſich gen Südweſt. In dieſem Umſchweife trifft man eine andere Inſel von mittelmäßiger Höhe an, voller Felſen, wo man nur ein wenig Gras und einige kleine Geſträuche findet. Narborough ſtieg in dieſer Inſel ans Land. Er verwunderte ſich, daſelbſt einen Pfahl von fünf Fuß hoch zu ſehen, der von einem Stücke Maſt gemacht zu ſeyn ſchien, und mit Fleiße aufgerichtet war, woran man ein viereckigtes Brett einen Fuß groß, genagelt hatte. Auf dem Brette ſtund nichts. Ein Matroſe aber fand an dem Fuße dieſes Denkmahls eine bleyerne Platte mit einer Aufſchrift in holländiſcher Sprache *g*), welche die Namen des Jacob le Maire und ſeiner Gefährten nebſt dem Jahre und der Abſicht ihrer Reiſe enthielt. In einem Loche des Pfahles, welches mit einem langen hölzernen Zapfen zugeſtopfet war, fand man eine kleine überzinnte blecherne Büchſe, worinnen ein geſchriebenes Blatt Papier lag, welches man aber nicht mehr leſen konnte. Narborough grub mit ſeinem Meſſer ſeines Schiffes Namen und das Jahr und den Monat auf das Brett. Die bleyerne Platte nahm er mit und nannte dieſe Inſel die Inſel **le Maire**. Von da gieng er an das nordliche Ufer, zwo Meilen ins Land. Er ſah daſelbſt keine Bäume: das Land aber ſchien ihm beſſer zu ſeyn, als er es noch angetroffen hatte, mit Mergel vermengt und zum Anbauen bequem. Die **Guanacos**, die Füchſe, die Haſen, die Hunde und wilden Katzen zeigeten ſich in großer Menge. Man fing ein **Armadillo**, welches die Hunde in ein Loch gejaget hatten, und welches man leicht heraus brachte. Dieſes Thier iſt von der Größe eines Igels, und ihm nicht gar ungleich. Auf ſeinem Rücken hat es eine Schaale, womit es ſich als mit einem Küraſſe bedecket, und welche die Hunde nicht durchbeißen können. Man ſah an vielen Orten Ratten; und die Hunde fingen ein anderes Thier, welches ſchwarz war und zween weiße Flecken auf dem Rücken hatte. Endlich ſah man auch noch Strauße, einige Rebhühner und Geyer: man entdeckete aber kein ſüßes Waſſer. Als Narborough mit der Schaluppe nach der Küſte gegen Süden zurück kehrte: ſo gieng er über eine kleine Bay ungefähr zwo Meilen lang und dreyßig Fuß breit, welche eine Inſel von eben der Länge machet. Er nannte dieſe Inſel die Haſeninſel; weil er daſelbſt über zwanzig ſolche Thiere in einem Truppe beyſammen ſah.

Inſel le Maire.

Armadillo ein ſonderbares Thier.

Den 25ſten März, nachdem er den Entſchluß gefaßt hatte, den folgenden Tag abzureiſen, ſagete er zu ſeinen Leuten: „Meine Herren, ſie ſind Zeugen, daß ich heute von „dieſer Küſte, dem **verlangten Hafen**, und dem ganzen Lande auf beyden Seiten, für „ſeine Majeſtät Carln den II, König von Großbritannien, und für ſeine Erben Beſitz

---

ken met een
Schip d'een-
dracht den
January:
M. DC. XVI

C: Jacques le Maire
S. Willem Corns Schouten
Ares Claſſen.
Jan Corns Schots.
Claes Janſſen Ban.

Narborough 1669.

„nehme.„ Darauf ließ er drey Canonenſchüſſe thun. Er meldet aber nicht, was für ein Recht ſich England auf ein Land zueignen konnte, wo le Maire und andere Reiſende ſchon vor den Engländern geweſen waren.

Wichtige Beobachtungen.

Annäherung zu dem Hafen St Julian.

Beſchreibung deſſelben.

Den andern Morgen *h*) ſegelte er nach Norden mit mehrer Sorgfalt, als vorher, ſeine Beobachtungen zu beſtätigen. Er war den 1ſten April auf der Höhe der Seekälberbay *i*), von da er der Küſte in einer Entfernung von drey Seemeilen in zwanzig Faden Waſſer auf einem ſchwarzen Sandgrunde folgete. Den 2ten des Morgens um neun Uhr wurde er gegen Weſten einer kleinen flachen Inſel eine Seemeile weit vom Lande und im acht und vierzigſten Grade vierzig Minuten Süderbreite gewahr. Das Land, welches ihr entgegen liegt, iſt erhaben und voller hohen Berge, deren Gipfel rund ſind. Zwo Seemeilen davon gegen Süden iſt das Land niedrig, nebſt einer Spitze vier Seemeilen lang, von der Seeſeite. Das Ufer daran aber iſt voller Felſen. Zwo Seemeilen von dieſer kleinen Inſel findet man drey und zwanzig Faden Waſſer auf eben ſolchem ſchwarzen Sandgrunde. Das Schiff näherte ſich der Küſte bis auf fünf Meilen; und von der Inſel bis zu dem Hafen St Julian fuhr man mit dem Lote in der Hand in achtzehn oder zwanzig Faden Waſſer auf einem Grunde von feinem und ſchwarzem Sande. Wenn man eine Seemeile gegen Süden von der kleinen Inſel gefahren iſt: ſo läuft das Ufer Südſüdweſt und Nordnordoſt. An dem mittäglichen Ende der Spitze, an der Landſeite ſieht man hohe Hügel: die Seeſeite aber zeiget einen weißen und jähen Felſen von einer mittelmäßigen Höhe, welcher von weitem durch eine große ſchwarze Binde getheilet zu ſeyn ſcheint. Jenſeits des Felſen erhebet ſich das Gebirge in der Runde bis zur Spitze. Daſelbſt iſt der Hafen St Julian. Die Mündung iſt mitten in der Bay *k*): die beyden Spitzen aber verbergen die Einfahrt, und verſtatten nicht, ſie von der See her zu entdecken. Man iſt bey der Ebbe genöthiget, ſie durch die Schaluppen erforſchen zu laſſen. Das Land, welches dem Hafen entgegen liegt, iſt erhaben und voller runden Berge, die wie ein Zuckerhut ausgehen. Die Küſte hat keinen höhern Ort, und ſieht gegen Süden ſo weit das Geſicht tragen kann, ganz gleich aus. Es ſind faſt neun Seemeilen von der kleinen Inſel bis nach St Julian.

Narborough ließ in der Bay in zwölf Faden Waſſer, zwo Seemeilen von der Mündung

---

h) Er machet hier wichtige Anmerkungen. An dieſem Tage, den 26ſten März, Morgens um ſechs Uhr, als die Sonne am Horizonte im Aufgange erſchien, gieng der Mond am Horizonte im Niedergange unter, nachdem er zu London um eilf Uhr 10 Minuten vor Mittage und hier um ſechs Uhr und über 30 Minuten war verfinſtert worden. Dieſes machet, ſaget er, vier Stunden 40 Minuten Unterſchied zwiſchen dem Meridian von London und dem Meridian des weißen Vorgebirges. Dieſes Vorgebirge liegt in 47 Gr. 20 Min. ſüdlicher Breite gegen Südoſt von America. Er ſah die Finſterniß in Südoſt von America, in 70 Gr. weſtlicher Länge von dem londonſchen Meridian: er konnte ſie aber nicht ganz ſehen, weil der Himmel bedeckt war. Nach ſeiner Rechnung iſt das weiße Vorgebirge 69 Gr. 16 Min. weſtlicher Länge von dem londonſchen Meridian. Er hält dieſe Rechnung für richtig, ob er gleich gewiſſer davon geweſen wäre, wenn der Mond nicht von Wolken bedecket worden. Das weiße Vorgebirge iſt alſo 47 Gr. 20 Min. Süderbreite und 61 Gr. 56 Min. weſtlicher Länge von Lezard. Die mittägliche Entfernung gegen Weſten iſt 1014 Seemeilen, eine kleine Meile $\frac{6}{10}$ von Lezard. Der verlangte Hafen iſt in 47 Gr. 48 Min. Süderbreite und 61 Gr. 57 Min weſtlicher Länge von Lezard. Die Pengvineninſel iſt 47 Gr. 55 Min. Süderbreite und 61 Gr. 57 Min. weſtlicher Länge von Lezard. Die Abweichung der Magnetnadel war 17 Gr. 30 Min. gegen Oſten. Ebendaſ. a. d. 68 u. f. S.

i) Acht und vierzig Grad zehn Minuten Breite, an der Küſte der Patagonen.

Narborough 1669.

bung des Hafens Anker werfen. Seine Schaluppe, die er ausgeſchickt hatte, Erkundigung einzuziehen, und die Flüte zu ſuchen, berichtete ihm, der Ankergrund wäre daſelbſt vortrefflich, und die größten Fahrzeuge könnten allda ſicher ſeyn. Sie hatte aber weder die Flüte noch ein Merkmaal geſehen, daß dieſes Fahrzeug da geweſen wäre. Man mußte aller Hoffnung entſagen, ſie wieder zu ſehen. Das Schiffsvolk ſchien beunruhiget darüber zu ſeyn, daß es ſich genöthiget ſah, auf einem ſtürmiſchen Meere und an unbekannten Küſten allein zu ſchiffen, wo es ohne Beyſtand war, wenn man das Unglück hätte, auf eine Klippe zu gerathen. Narborough bemühete ſich, dieſe Furcht dadurch zu vertreiben, daß er ihnen die Reichthümer des Landes, dem ſie ſich nähern würden, und das Beyſpiel des berühmten Drake vorſtellete, welcher zu einer Zeit, da die Seefahrer weniger Einſicht und Erfahrung gehabt hätten, dennoch um die Welt geſchiffet wäre. Er verordnete, es ſollte einem jeden eine doppelte Portion Branntewein gegeben werden. Ein glücklicher Fiſchfang, wo man mit der Söge oder dem Schlagnetze, welches man gegen Oſten ausgeworfen hatte, fünfhundert graue und mit Schuppen bedeckte Fiſche von der Größe des Mület, einbrachte, und die Menge Auſtern und Muſcheln, die man am Ufer und zwiſchen den Klippen fand, nebſt den vielen eingeſalzenen Seekälbern machten die Engländer wieder freudig und muthig.

Das Schiffsvolk wird bekümmert und getröſtet.

Den 22ſten beſuchte Narborough einen Moraſt, welcher wenigſtens zwo engliſche Meilen lang war; und an welchem er zween Zoll dick ſehr weißes Salz fand, welches man von fern für ein ſehr glattes Pflaſter würde angeſehen haben. Er ließ zween Säcke damit anfüllen. Allein da der Regen und das ſchlimme Wetter angefangen hatten, es ſchmelzen zu laſſen: ſo war man genöthiget, ungefähr zwo Tonnen davon aus dem Waſſer zu ziehen. Dieſes Salz war dem Geſchmacke und dem Geruche gleich angenehm.

Salzquellen im Hafen St Julian.

Zu Ende des Aprils wurde der Froſt ſo ſtark, und die Stürme ſo häufig, daß man die Partey ergriff, die Maſten abzutakeln und die Segel und anderes Takelwerk einzunehmen, um die Durchfahrt durch die Straße bis auf den Frühling zu verſchieben. Der Ankerplatz war in dem Hafen St. Julian ſicher. Man ſah daſelbſt viel Waidwerk und Gevögel. Narborough, welcher dem Schiffsvolke ſeinen Vorſatz beliebt gemacht hatte, beſchäfftigte ſich nur mit ſeinen Entdeckungen und Beobachtungen *l*). Den 6ten May gieng

---

k) In 49 Gr. 10 Min. Süderbreite und drey und ſechzig Grad zehn Minuten Länge von Lezard. Die Abweichung der Magnetnadel war ſechzehn Grad zehn Minuten gegen Oſten.

l) Den 7ten des Brachmonates gegen Abend, bey kaltem aber ſehr hellem Wetter entdeckete man die Sterne ganz deutlich, welche nahe am Süderpole ſind. Einige von den kleinſten Sternen der Hydra ſind dicht beym Pole. Narborough bemerkete viele andere von der erſten und zweyten Größe, die ihm ſehr bequem zu ſeyn ſchienen, Beobachtungen anzuſtellen; vornehmlich der Stern im Süden von der Ariadne; der, welcher im Kopfe der Hydra iſt; der, welcher ſich im Auge des Pans befindet; die, welche an der Sichel des Tucans, an ſeiner Hüfte und auf ſeinem Rücken; und am Kopfe, am Flügel und am Leibe des Kraniches ſind. Die größten aber ſind die im erſten Fuße des Centaurus und im Kreuze. Die andern Sterne ſind von der dritten, vierten und fünften Größe. Man bemerkete auch die beyden Wölkchen, und die kleine ſchwarze Wolke ſehr deutlich, worinnen der Fuß des Kreuzes ſteht, und die ſtets völlig geſehen wird, wenn das Kreuz über dem Horizonte iſt, wie es denn in dieſen Breiten beſtändig iſt. Der Himmel iſt in dieſem Stücke der mittäglichen Halbkugel von dem in der nordlichen Halbkugel nicht unterſchieden: es ſind aber keine Sterne daſelbſt, die zu Beobachtungen geſchickt ſind, als achtzehn Grad vom Pole. So iſt auch kein ſolcher Polarſtern da, als in Norden der im Schwanze des kleinen Bären. **Ebendaſ.** a. d. 80 u. f. S.

Narborough 1669.

gieng er ſieben oder acht engliſche Meilen ins Land gegen Nordweſt. Das Land ſchien ihm überhaupt voller großen mit Graſe bedeckten Dünen zu ſeyn. Auf der Spitze der Gebirge, wie auch in den Tiefen der Thäler fand er große Auſterſchaalen einige auf den Felſen und andere in den Adern der Erde. Er hatte noch niemals größere geſehen; denn ſie waren bis auf ſieben Zoll breit. Indeſſen fanden ſich doch keine in dem Hafen. Hieraus ſchloß er, ſie müßten ſeit der allgemeinen Sündfluth da liegen. Er ſah nicht das geringſte Merkmaal von Mineralien oder Metallen, noch irgend einen Baum: er fand aber eine gute Waſſerquelle in den Gebirgen und viele Salzquellen ſechs engliſche Meilen weit im Lande.

Gold in Muſchelſchaalen.

Ein Freywilliger auf dem Schiffe, welcher in einer kleinen Inſel ſpatzieren gieng, die man die Gerechtigkeitsinſel nannte, traf zwo Muſchelſchaalen mit einer grünen Darmſaite zuſammengebunden an. Als er ſie aufmachte, fand er zu ſeiner größten Verwunderung drey kleine Stückchen Gold darinnen, welche mit einem Hammer geſchlagen zu ſeyn ſchienen. Man ſah oft Strauße, Guanacos und Füchſe. An einigen Orten bemerkete man Spuren von Feuer, zertretenes Gras, welches keinen Zweifel hinterließ, daß nicht Menſchen da gelegen hätten, und Ueberbleibſel von Guanacos und Straußen. Indeſſen urtheilete man doch, daß diejenigen, welche ſolche Thiere gegeſſen, ſie nicht braten laſſen; denn das Fleiſch, welches noch um den Knochen ſaß, ſchien roh zu ſeyn. Narborough blieb überzeuget, daß es Wilde geweſen, und daß das Feuer, welches ſie anzündeten, bloß dienete, ihren Kindern die Finger zu wärmen. Er zweifelte nicht, daß ſie nicht die Engländer geſehen, und daß nicht bloß die Furcht die Urſache wäre, warum ſie ſich nicht ſehen ließen. Das Leben aber, welches ſie in dieſen greulichen Einöden führen, iſt elender, als der wilden Thiere ihres. Sie müſſen ſich ſo gar zuweilen in der äußerſten Dürftigkeit befinden; weil aller Orten, wo die Engländer nur hinkamen, keine Früchte, kein Kraut, keine Wurzeln waren. Gegen Weſten waren die Berge mit Schnee bedecket. Man ſah, ſo weit das Geſicht reichte, nur Höhen über Höhen ohne Bäume und Gebüſche. Die Spitzen dieſer Berge ſind noch ziemlich eben; und an vielen Orten floß ſüßes Waſſer herab. Dieſes kam aber nur von dem geſchmolzenen Schnee, weil es aufhörete, zu fließen, wenn kein Schnee mehr da war.

Spuren von Menſchen.

Elendes Leben dieſer Wilden.

Die Engländer treffen deren ſieben an.

Den 22ſten des Brachmonates ſahen drey bewaffnete Engländer, die vier engliſche Meilen gegen Weſten fortgegangen waren, auf einem Berge ſieben Indianer, welche ſie ebenfalls entdeckten, und wovon ihrer drey in einiger Entfernung vor ſie kamen. Sie hatten Bogen und Pfeile in der Hand, ein Fell über ihre Schultern, ein anderes auf dem Kopfe; und an den Füßen Stücke von Fellen, welche ihnen zu Schuhen dieneten. Der übrige Leib war bloß, das Geſicht aber hatten ſie roth und weiß gemalet. Die Schwierigkeit, welche ſie machten, ſo nahe zu kommen, daß man ſie anrühren könnte, ſchien anzuzeigen, daß ſie von den Grauſamkeiten der Spanier Nachricht hätten, und es daher nicht wageten, demjenigen zu trauen, was ihnen glich. Sie liefen zurück, ſo wie die Engländer hinzugehen wollten, und machten ihnen Zeichen, ſie ſollten wieder nach ihren Schiffen zurückkehren, wobey ſie mit einer rauhen Stimme, die aus der Tiefe ihrer Kehle zu kommen ſchien, riefen: ozſe, ozſe. Indeſſen nahmen ſie doch einige Kleinigkeiten, die man ihnen zuwarf, als ein Meſſer, ein Stück Tuch, und eine Halsbinde. Man both ihnen Branntewein an, wovon ſie aber nicht koſten wollten. Sie hatten keine Armbänder. Ihre Blicke waren ungemein wild: ſie waren aber wohl gemacht, wiewohl von mittelmäßiger Geſtalt. Sie hatten eine Olivenfarbe und ſchwarzes Haar. Sie ſchienen ſehr

furchtſam

Narborough 1669.

furchtſam zu ſeyn, nahmen auch ſo gleich die Flucht, ſo bald ſie nur die Gelegenheit dazu finden konnten. Die übrigen von ihrem Haufen waren auf dem Berge ſtehen geblieben.

Verzeichniß von Sachen in einem den Wilden weggenommenen Pakete.

Bey einer andern Reiſe trafen einige Engländer ein Packet von Felle und zween Hunde an, die zuſammen an dem Fuße eines Strauches gebunden waren. Viele Indianer, welche an eben dem Orte ſaßen, flohen ſo gleich mit großen Merkmaalen des Schreckens davon. Ihr Paket, welches Narborough ſelbſt aufmachte, enthielt viele lederne Säckchen voller rother und weißer Erde, womit ſie ſich das Geſicht bemalen; Feuerſteine, Armbänder von Schneckenhäuſern, kleine Stückchen Holz, zuſammen gedrehete Rieme, Pfeile, Schaalen von Muſcheln und Armadillos, ein Inſtrument, welches aus einer kleinen Nagelſpitze am Ende eines kleinen Holzes beſtund, in Geſtalt einer Pfrieme. Ihre Felle waren von Seekälbern und Guanacos mit kleinen Darmſaiten zuſammen genähet, alt und voller Löcher, und rochen ſehr ſchmiericht. Die Muſchelſchaalen ſchienen ſo zugerichtet zu ſeyn, daß ſie ihnen zu Meſſern dienen konnten. Nachdem Narborough dieſen reichen Schatz durchgeſehen, ließ er alles wieder in das Paket thun, was darinnen geweſen war, und legete es wieder in das Geſträuche, woraus es ſeine Leute genommen hatten.

Ihre Hunde.

Die Hunde ſchienen ihm eine Art von Pudeln zu ſeyn, die ziemlich groß und ſo zahm waren, daß ſie ſich ohne Furcht anfaſſen ließen. Sie waren von Natur grau, man hatte ſie aber roth gemalet. Sie waren ungemein mager.

Narboroughs Urtheil von dem Lande der Patagonen.

Ungeachtet dieſer traurigen Abbildung des Landes der Patagonen verſichert Narborough doch, an der Weſtſeite, wo er faſt zwanzig engliſche Meilen weit hinein reiſete, „ſey das „Land überhaupt gut, und gebe ſchöne Weiden für allerhand Vieh; es fehle nur Holz zum Bauen; „und da die Berge nicht ſehr hoch, noch die Luft ungeſund wäre, ſo fände ſich vielleicht „kein beſſer Land in America *m*).„ Er fand daſelbſt einen Fluß ſüßes Waſſers und Teiche mit Salzwaſſer von ziemlich großem Umfange. Die Guanacos zeigen ſich daſelbſt bey Hunderten. Man findet allda bey zwanzig Strauße auf einmal, Haſen, Rebhühner, die größer und grauer ſind, als unſere, Schnepfen, wilde Gänſe und eine Menge kleiner Vögel; Geyer, kleine Falken, Eulen, Füchſe, wilde Hunde und Armadillos. In dem ganzen Lande, das er durchſtrich, entdeckete er weder Schlangen noch ein anderes giftiges oder wildes Thier, noch ſonſt etwas, was den Menſchen beſchwerlich fallen könnte, außer der Kälte, ſaget er, und dem Hunger *n*).

Dieſe Meynung hinderte ihn doch nicht, in der Mitte des Herbſtmonates wieder nach dem verlangten Hafen zu gehen, um daſelbſt neuen Vorrath von Seekälbern, Penguinen und Eyern von dieſen Vögeln einzunehmen, die er nicht ſo überflüßig in dem Hafen St Julian fand. Er rühmet die Erfriſchungen an dieſer Küſte ungemein. „Wenn man „nur Salz hat, ſaget er: ſo verſorget man ſich hier ſehr gut; und ich kann verſichern, daß „ſich dieſer Vorrath vier Monate und länger hält, wenn man ſich nur auf das Einſalzen „recht verſteht. Man findet ſo viel Salz, als man will, bey dem Sumpfe St Julian: „und ich glaube auch, daß man im Sommer welches in dem verlangten Hafen machen „kann; denn es giebt trockenes Salz in den Felſenlöchern. Es giebt auch viele Sandbänke, wo man eingraben kann, um Salz heraus zu ziehen, wenn man das Seewaſſer hat „hinein treten laſſen. Außer den Penguinen ſieht man eine Menge Seeſchnepfen, Enten, „Möwen, weiße Meertauben, Täucher mit weißen Hälſen und Waſſerhühner daſelbſt *o*).„

Der

---

m) A. d. 90 S.

n) A. d. 91 S.

o) A. d. 96 S.

Der II Abſchnitt.

Narboroughs Aufenthalt in der Straße und deren Beſchreibung.

Er ſegelt nach der Straße. Strich des Schiffes. Mündung der Straße. Entfernung der erſtern Straße von der andern. Inſel Eliſabeth. Abſchilderung der Eyländer. Freſchwaterbay. Hungerhafen. Cap Forward. Woodsbay. Verſchiedene Eylande. Holländiſches Vorgebirge. Eliſabethsbay, und St. Hieronymusfluß. Ridderbay. Montagsvorgebirge. Inſel Weſtminſter. Land South Deſolation. Die Engländer erquicken ſich an der Inſel N. S. Del-Socoro. Ihre Rückkehr durch die Straße. Gefährlichkeit der nordlichen Küſte. Fluß Batchelor. Rückkunft der Engländer.

Er ſegelt nach der Straße.

Es iſt Zeit, daß wir Narboroughen auf den vornehmſten Schauplatz ſeiner Beobachtungen folgen. Er lichtete den 13ten des Weinmonates die Anker, und ſechs Tage darnach fuhr er um das Vorgebirge, welches die Engländer **Beachy-head** genennet haben, und um den Berg St. Yves *p*). Die Küſte machet an dieſem Orte eine Bay, in welche der Fluß **heiliges Kreuz** fällt. Den 21ſten ſegelte er vor den: Vorgebirge **Fair Weather** oder **ſchön Wetter**, vorbey *q*). Hier vereiniget ſich der Fluß **Gallegoes** mit dem Meere. Den 22ſten ſah er ſich auf der Höhe des Jungfernvorgebirges von der Einfahrt in die magellaniſche Straße *r*).

Strich des Schiffes.

In dieſer ganzen Gegend, das iſt von dem Jungfernvorgebirge an, bis zur Einfahrt in die Straße findet man einen guten Grund zum Ankern. Es iſt da keine ſo ſtarke Ebbe und Fluth, als in der Straße. Sie ſteigt und fällt und hat ihren Lauf, wie an den andern Küſten. Man zählet ſechs Stunden Fluth und zwo Stunden Ebbe. Die größte Höhe der Fluth iſt vier Faden; und die Engländer bemerketen, daß um eilf Uhr, beym Mondeswechſel, die Fluth ſehr hoch war. Man ſieht an dieſem Orte viele Kräuter, die ſich von den Felſen losreißen, und von den Wellen herumgetrieben werden. Um zwey Uhr Nachmittages befand ſich das Schiff vor der Spitze **Poſſeſſion**, von da es der nordlichen Küſte folgete. Das Senkbley, welches überall ausgeworfen ward, gab zwey und zwanzig, achtzehn, ſechszehn, zwölf und neun Faden, auf einem ſandichten, zuweilen auch kieſichten Grunde. Weil Narborough die Küſten ganz und gar nicht kannte: ſo ſteuerte er nach ihrer Lage; um ſo vielmehr, weil er die Einfahrt in die Straße nicht beſſer wußte; und da er vernommen hatte, daß ſie zwiſchen Ländern eingeſchloſſen läge, die ſie zu verſtopfen ſchienen, ſo befürchtete er, er möchte ſie nicht entdecken.

Mündung der Straße.

Indeſſen kam er doch um fünf Uhr mit einem friſchen Nordnordoſtwinde der Straße gegenüber. Er fuhr Südweſt gen Süd in die Mündung: er konnte aber nicht weiter kommen, als eine Seemeile. Die Ebbe und Fluth war ſo ſtark, daß ſie das Schiff auf die Klippen würde getrieben haben, die gegen Norden liegen und mit vielen Kräutern bedeckt ſind. Man fand daſelbſt fünf Fuß Waſſer, und vierzehn Faden an der Seite nach dem Canale zu. Dieſe Klippen laufen eine engliſche Meile gegen Norden fort von der Spitze der Straße an. Narborough, welcher durch die Ebbe und Fluth zurück getrieben und vom Winde beſtritten ward, welcher Nordweſt wurde, ſah ſich genöthiget, aus der

Straße

---

p) Im funfzigſten Grad zehn Minuten Breite. Die Abweichung der Magnetnadel iſt ſechszehn Grad ſieben und dreyßig Minuten gegen Oſten.

q) In ein und funfzig Grad dreyßig Minuten Süderbreite.

r) Dieſes Vorgebirge, welches gegen Norden

der

Narborough 1669

Straße hinauszugehen und in fünf und zwanzig Faden auf einem kieſelhaften Grunde Anker zu werfen, um die Nacht allda zuzubringen.

Entfernung von der erſten bis zur zweyten.

Er rechnet ein wenig über acht Seemeilen von der erſten Straße bis zur andern. Der Weg von der einen zur andern iſt Südweſt gen Weſt und Nordoſt gen Nord. Von der erſten Straße zur andern iſt von der nordlichen Küſte bis zur ſüdlichen ſieben Seemeilen Breite. Dieſer Canal ſcheint ein kleines Meer zu ſeyn: denn man kann die zweyte Straße nicht eher bemerken, als wenn man über drey Seemeilen zurückgeleget hat. An ihrer Spitze bildet die nordliche Küſte, welche ein oder zwo engliſche Meilen Nordoſt läuft eine Bay und zeiget einen weißen Felſen von einer ordentlichen Höhe, den man das Cap St. Gregorius nennet. Man kann in dieſer Bay in acht Faden auf einem Grunde von feinem und gutem Sande, eine halbe Meile von der Küſte vor Anker legen. Bläſt der Wind zwiſchen Nordoſt und Südweſt: ſo muß man gegen Weſten ankern. Die Weſtwinde herrſchen ſehr in dieſem Canale.

Die zweyte Straße.

Narborough, welcher mit dem Senkbleye in der Hand in die andere Straße hineinrückete, fand acht und zwanzig und dreyßig Faden Waſſer auf einem kieſelſteinichten Grunde. Die nordliche Küſte dieſer Straße machet eine Bay an der Oſtſpitze, und iſt nur eine Kette von weißen Felſen. Dieſe Straße läuft Weſtſüdweſt und Oſtnordoſt. Beym Ausgange, welcher gegen Weſten iſt, beſteht die Küſte aus weißen jähen Felſen, und der mittägliche Theil machet eine Spitze. Die Küſte zieht ſich an eben der Seite von dieſer Spitze an gegen Südoſt und läuft darauf gegen Süden; ihr Ufer iſt niedrig. Die nordliche Küſte, welcher weißer Felſen iſt, zeiget einen Abhang, der zum Ausſchiffen bequem iſt, und gegen Norden geht. Sie hat einen runden Hafen, in welchem man bey der hohen Fluth vier Faden Waſſer findet. Narborough nannte ihn Oatz Harbour. Gegen Weſten von dieſer Straße ſieht man drey Eylande, die ſo viele jähe Felſen zu ſeyn ſcheinen, und ein Dreyeck bilden, vier Seemeilen von der Straße gegen Weſtſüdweſt. Das kleinſte und öſtlichſte heißt St. Bartholomäus; das größte und weſtlichſte Eliſabeth; und das mittelſte, welches das ſüdlichſte iſt, St. Georgenseyland, auch die Penguineninſel, weil ſich dieſe Vögel in großer Anzahl daſelbſt befinden. Die Engländer warfen zwo engliſche Meilen von Eliſabeth, auf einem Grunde von feinem ſchwarzen Sande, in acht Faden Waſſer, Anker. Die öſtliche Spitze der Inſel blieb ihnen gegen Süd ein Vierthel Oſtwärts.

Inſel Eliſabeth.

Den andern Morgen konnte Narborough der Neugierde nicht widerſtehen, ans Land zu ſteigen. Er ſah ſich faſt den Augenblick von neunzehn Eyländern umringt, denen er einige Geſchenke machte, wodurch ſie ſehr umgänglich wurden. Darauf erforſchete er den Canal zwiſchen der Eliſabeths- und Bartholomäusinſel. Er iſt ungefähr eine engliſche Meile breit; in der Mitten acht und dreyßig und beym Ufer neun bis zehn Faden tief; und hat einen kieſichten Grund.

Abbildung der Eyländer.

Die Inſulaner, welche er beſſer zu beobachten Zeit hatte, als er wieder an Bord gieng, ſind von einer mittelmäßigen und ſtarken Leibesgeſtalt, aber ziemlich wohl gebauet.

Sie

---

der Einfahrt liegt, iſt zwey und funfzig Grad ſechs und zwanzig Minuten Breite, und fünf und ſechzig Grad zwey und vierzig Minuten weſtlicher Länge von Lezard und nach der mittäglichen Entfernung tauſend zwey und ſechzig Seemeilen gegen Weſten von Lezard. Die Abweichung der Magnetnadel fand man ſiebenzehn Grad gegen Oſten. Ebendaſ. a. d. 98 und vorherg. S.

Narborough 1669.

Sie haben ein rundes Geſicht, eine niedrige Stirn, eine mittelmäßige Naſe, ſchwarze Augen, polirte, gleiche, enge und ſehr weiße Zähne, kleine Ohren, ſchwarze, gerade, feine Haare, von ordentlicher Länge, aber vorn am Kopfe etwas rauh; und eine breite Bruſt. Ihr ganzer Leib iſt roth gemalet, und mit Fette beſtrichen. Ihre Backen, Arme und Füße ſind weiß beſchmieret und ſchwarz geſtreifet. Sie haben einen kleinen Kopf und kurze Finger. Ihre Kleidung iſt aus Häuten von Guanacos, Seekälbern und Fiſchottern, die zuſammengeflickt ſind und keine andere Geſtalt haben, als ein viereckigter Teppich ungefähr fünf Fuß groß. In dieſen Häuten hüllen ſie die Schultern ein, faſt eben ſo wie die Bergſchotten die Art Mäntel tragen, welche ſie **Plading** nennen. Ihre Mützen ſind von Vögelhäuten mit Federn; und ſtatt der Schuhe binden ſie ſich andere Felle um die Füße. Narborough bewunderte es, wie abgehärtet ſie bey der Kälte ſind. Sie tragen nicht einmal ihre unförmliche Kleidung, wenn ſie etwas verrichten; und da ſie vom Kopfe bis auf die Füße nackend blieben: ſo ſchienen ſie den ſtrengſten Froſt nicht zu fühlen, wovor die Engländer damals zitterten. Sie haben keinen Bart, noch andere Haare auf dem Leibe und nichts, was die Schaam bedecket. Indeſſen trugen doch einige von ihren Weibern ein Stück Haut vorn. Sie ſind wie die Männer gekleidet, außer daß ſie Hals- und Armbänder von Schneckenhäuſern haben und keine Mützen tragen. Ihre Geſtalt iſt etwas kleiner und ihr Geſicht nicht ſo völlig. Sie reden auch mit einem ſanftern Tone. Die Sprache der Mannsperſonen iſt rauh und grob. Sie wiederholen das Wort **Urſa** oft; und wenn ihnen etwas misfällt, ſo ſchreyen ſie **Ur**, **Ur**, welches ſie aus der Gurgel hervor ſtoßen. Sie nähren ſich ohne Unterſchied vom Fleiſche und Fiſche, das iſt, von allem, was ſie bekommen können. Narborough bemerket nicht, daß ſie irgend eine Regierungsform hätten, noch die geringſte Unterwürfigkeit, wobey ſie einen Herrn verehreten. Eben ſo wenig ſah er auch einen Schein von Religion bey ihnen. Bey der Ankunft der Engländer näherten ſie ſich ihnen ohne Furcht, mit dem Bogen und zween Pfeilen in der Hand. Die Länge ihrer Bogen iſt etwan vier Fuß und ihrer Pfeile etwas weniger, als achtzehn Zoll. Sie ſind von Holze und mit einer Spitze von einem ſcharfen Kieſelſteine bewehrt, und mit zwo Federn verſehen. Die Saite iſt ein gedreheter Darm und die Federn ſind mit einem Darme befeſtiget. Sie hatten große Hunde, aber von keiner rechten Art, ſo wie die in dem Hafen zu St. Julian. Narborough konnte ihre Kähne nicht entdecken, die vermuthlich auf der andern Seite der Inſel, dem feſten Lande gegen über, waren.

Freſhwater-bay.

Den 30ſten des Weinmonates ankerte er in einer kleinen Bay, eine halbe engliſche Meile vom Ufer in einem kieſichten Grunde und acht Faden Waſſer. Die Ebbe und Fluth ſtieg und fiel daſelbſt zehn Fuß, ohne daß ſie den Schiffen beſchwerlich fallen konnte. Nicht weit davon fließen zween Bäche ſüßes Waſſers. Sie iſt mit Bäumen umgeben, welche den Buchen gleich ſind, wenigſtens achtzehn Zoll im Durchſchnitte haben und vierzig Fuß lang ſind, und deren Holz zum Zimmerwerke geſchickt iſt. Man findet daſelbſt auch wilde Johannisbeerſträuche und viele andere Sträuche. Nachdem Narborough über drey Stunden

---

s) Der Verfaſſer bezeichnet dieſe Bay nicht anders, welcher er den Namen ſeines Schiffes giebt.

t) In der Entfernung von tauſend zwey und neunzig Seemeilen von dieſem Meridian gen Weſten.

u) Der Verfaſſer hält es für das **Winterbark**, welches bey den Materialiſten in England verkaufet wird und den Geruch und Geſchmack vom Pfeffer hat.

Narborough 1669.

den zugebracht hatte, ſie zu unterſuchen: ſo gab er ihr den Namen **Freſh Waterbay**, oder Friſchwaſſerbay. Ihre Lage iſt neun Meilen gegen Süden von der Bay Sweepſtakes *s*). Sie zeiget eine niedrige und ſandige Spitze, die weiter ins Meer geht, als die andern, und auch einige Bäume trägt.

Deren Beſchreibung.

Dieſe Friſchwaſſerbay liegt nordlich und ſüdlich mit dem Hungerhafen in der Entfernung von ſechs Seemeilen von einer Spitze zur andern. Man ſieht den Hungerhafen nicht, wenn man von Norden kömmt, bis man Nordweſt und Südweſt mit der St. Annenſpitze iſt; denn die Bay iſt in einem kleinen Winkel gegen Nordweſt; und das Land, welches ihr gen Weſten liegt, iſt niedrig, ſpitzig und ſandig. Wenn man ein wenig in das Land hinein geht, welches ſie umgiebt: ſo findet man Thäler voller ſchönen grünen Bäume, deren Blätter einen ſehr angenehmen Geruch haben, und den Birkenblättern gleich kommen. Viele Wieſen, die man auf verſchiedenen Seiten gleichſam eingeſchloſſen ſieht, ſcheinen anzuzeigen, daß dieſe Oerter nicht immer ohne Einwohner geweſen. Wenn man von Norden kömmt: ſo ſieht man auf der St. Annenſpitze ziemlich großes Buſchwerk und ſehr hohe Bäume. Die Küſte dieſer Spitze iſt voller Felſen, ohne daß ſie deswegen gefährlicher iſt; und man kann ihr kühnlich folgen, um in den **Hungerhafen** zu kommen.

Beſchreibung des Hungerhafens.

Narborough ſetzet dieſen Hafen in drey und funfzig Grad fünf und dreyßig Minuten Süderbreite und acht und ſechszig Grad neun Minuten weſtlicher Länge von Lezard *t*). Er durchſtrich das Land daſelbſt an verſchiedenen Orten, ohne die geringſte Art von fruchttragenden Bäumen zu finden. Die Gehölze haben nur zweyerley Bäume, die zum Zimmerwerke gut ſind. Eine hat eine aromatiſche Rinde von einem beißenden Geſchmacke *u*); und die andere gleicht den Buchen. Die Straße aber hat keine beſſere noch größere Bäume. Einige haben drittehalb Fuß im Durchſchnitte, und ſind vierzig Fuß lang, woraus man ſchöne Bohlen machen kann. Die Kräuter ſind daſelbſt ziemlich gut, obgleich das Erdreich dürr und ſandig iſt. Gegen Norden ein vierthel Nordweſt vom Hungerhafen und in dem ganzen innern Lande ſieht man nichts, als ſehr hohe Berge, deren Gipfel kahl und unfruchtbar zu ſeyn ſcheinen. Einige ſind ſtets mit Schnee bedecket. Gegen die mittägliche Küſte erhebt ſich das Land ſpitzig. Am Ufer und in dem ſüßen Waſſer findet man Enten und wilde Gänſe und mitten im Canale Wallfiſche. Narborough iſt geneigt, zu glauben; daß die Berge nicht ohne einige Goldadern oder ohne Kupfer und andere Metalle wären. Ein Wilder, der an Bord kam, und einen goldenen Ring an ſeinem Finger ſah, wies mit der Hand nach den Bergen.

Cap Forward.

Das **Cap Forward** iſt das mittäglichſte Land von dem großen feſten Lande von America *x*). Was man von dem Lande hinter dieſem Vorgebirge entdecket, zeiget nur ſpitzige und jähe Felſen von einem ſchwärzlichen Grau und ziemlicher Höhe. Das Waſſer hat längſt dem Geſtade nicht unter vierzig Faden Tiefe. Mitten im Canale hat man keinen Grund auf zweyhundert Faden tief; und die Ebbe und Fluth iſt wenig merklich. Dieſer Canal iſt drey Seemeilen breit, von der nordlichen Küſte bis zur ſüdlichen. Narborough aber rieth, mehr der nordlichen als der ſüdlichen zu folgen, wo die Weſtwinde mehr regieren.

---

x) Im drey und funfzigſten Grade zwey und funfzig Minuten Süderbreite und acht und ſechszig Grad vierzig Minuten weſtlicher Länge von Lezard in der Entfernung von tauſend neun und neunzig Meilen von dieſem Meridiane gegen Weſten. Die Abweichung der Nadel fand ſich ſechszehn Grad gegen Oſten.

Narborough 1669.

Woodsbay.

Verſchiedene Inſeln u. ihre Namen.

Engliſcher Arm.

Den 4ten des Novembers fuhr er in eine Bay ohne Namen, welche er **Woodsbay** oder Holzbay nannte. Den 5ten fand er ſich vor Hollandsvorgebirge, nahe bey welchem das Cap Conventry, die Andreasbay, Deſcordesbay, die Bay Forteſcue und das Cap Galant nebſt einem Hafen gleiches Namens ſind. Er nannte zwo Inſeln, die der Bay Forteſcue gegen über liegen, **Carl** und **Monmouth**. Weiter gegen Weſten liegen die Eylande, **Jacob**, **Rupert**, **Arlington**, **Sandwich** und **Wren**. Er nannte dieſen Arm von der Straße den **engliſchen Arm**. Das Vorgebirge **Galant** iſt nicht über eine Seemeile von der **Forteſcuebay** gegen Weſten. Man ſollte da glauben, die Straße hätte keine Durchfahrt gegen Weſten; denn die mittägliche Küſte läuft ſo ſtark gegen Nordweſt, daß ſie das Geſicht von der nordlichen Küſte benimmt. Weiter hin aber ſieht man zwo große Oeffnungen gegen die Süderküſte, eine gegen der Inſel **Carl** über, die andere weiter gegen Weſten. Narborough nannte dieſe Bay die **Wallfiſchbay**, weil er viele ſolche Thiere darinnen geſehen hatte.

Hollandsvorgebirge.

Cap Galant.

Königliche Inſeln.

Wallfiſchſpitze

Von dem Cap **Forward** bis an **Hollandsvorgebirge** erſtrecket ſich die Straße fünf Seemeilen gegen Weſten ein Viertheil Nordweſt; von Hollandsvorgebirge bis an das Cap Galant acht Seemeilen gegen Weſtnordweſt; von dem Vorgebirge Galant, bis an eine niedrige Spitze gegen Weſten drey Seemeilen Nordweſt gen Weſt. In dieſer Gegend iſt die Straße nicht über zwo engliſche Meilen breit von der nordlichen Küſte bis zu denen Inſeln, welche Narborough die **Königlichen** nannte. Der weſtlichſten gab er den Namen **Rupert**, die von der Mitte des Canals nur einen Canonenſchuß weit iſt; und die niedrige Spitze, welche der Inſel **Rupert** nach der nordlichen Küſte gegen über iſt, nannte er die **Paſſageſpitze**. Er fuhr mit einem friſchen Winde um ſolche herum. Den 7ten November ankerte er der Eliſabethsbay gegen über, an der Spitze, welche er die **Wallfiſchſpitze** nannte, weil er deren eine große Anzahl daſelbſt ſah. Man fand daſelbſt bey den Felſen eine Menge gute Muſcheln, fünf Zoll lang. Das Waſſer kräuſelt ſich daſelbſt nur eine Stunde lang zur Zeit der Fluth. Ueberhaupt iſt die Ebbe und Fluth in der Straße, der Schiffahrt gar nicht ſchädlich, ſondern vielmehr ſehr behülflich, wenn man den Weg ändern will.

Eliſabethsbay und St. Hieronymusfluß.

Fluß Batchelor.

Die Straße zwiſchen der Eliſabethsbay und dem St. Hieronymusfluſſe iſt nicht über zwo Seemeilen breit. Das Land iſt gegen die mittägliche Küſte erhaben, wo man viele Vertiefungen ſieht, wo ſich die Schiffe bergen können. Narborough nannte dieſe Bay die **Muſchelbay**. Die mittägliche Küſte iſt jähe, voller Felſen und mit kleinen Inſeln beſetzet. Die nordliche iſt niedrig und mit Holze bedeckt. Nahe am Ufer entdecket man ein Thal, worinnen ein Fluß mit ſüßem Waſſer läuft. Er hat bey der Ebbe ſo wenig Waſſer, daß er kaum eine Schaluppe trägt: die Fluth aber ſteigt darinnen acht bis neun Fuß hoch. Narborough nannte ihn den Fluß **Batchelor**. Der Ankerplatz iſt gut vor der Mündung in neun, zehn oder zwölf Faden auf einem ſandigen Grunde. Dieſe Rhede des Fluſſes **Batchelor** bekam von den Engländern den Namen **Yorksrhede**. Das Vorgebirge **Quade** iſt an der nordlichen Küſte. Es beſteht aus ſchroffen Felſen, die ihm die Geſtalt eines großen Schloſſes auf Bergen geben. Weil es weit fortgeht, und eine Art von Ellbogen bildet: ſo ſcheint das Land auf beyden Seiten zuſammen zu ſtoßen. Man ſieht aber den Eingang zur Durchfahrt ſo, wie man hinankömmt, und die Straße wendet

---

y) Im zwey und ſiebenzigſten Grade ſechs und funfzig Minuten weſtlicher Länge von Lezard; Entfernung

Narborough 1669.

Ridderbay.

det ſich gegen Norden. An dieſem Orte iſt ſie nur vier engliſche Meilen breit. Ihre beyden Küſten ſind jähe und voller Felſen. Gegen dem Vorgebirge **Quade** über findet man an der mittäglichen Küſte eine ſchöne und große Bay, die **Ridderbay** genannt. Narborough gieng nicht hinein. Wenn aber der Ankergrund gut iſt, ſo iſt ſie die ſchönſte Bay von der Welt, die Schiffe wider alle Arten von Winden zu bedecken. Dieſer Ort in der Straße von der **Paſſageſpitze** an, bis auf das Vorgebirge **Quade**, krümmet ſich am meiſten; daher denn Narborough Gelegenheit nahm, ihn den gekrümmten Arm zu nennen. An eben dem Orte gegen die nordliche Küſte trifft man zwo kleine Inſeln oſtwärts von dem Vorgebirge Quade an.

Cap Monday.

Inſel Weſtminſter.

Den 14ten November entdecketen die Engländer an der mittäglichen Küſte dreyzehn Seemeilen vom Cap Quade ein anderes Vorgebirge, welches Narborough das **Cap Monday** oder **Montagsvorgebirge** nannte. Die Straße iſt daſelbſt vier engliſche Meilen breit. Ihre nordliche Küſte, die ſich in einen Bogen krümmet, hat viele Buchten und Eylande. Auf beyden Küſten ſieht man hohe, unfruchtbare Gebirge voller Felſen. Bey dem Montagsvorgebirge fängt die Straße an, ſich an der Weſtſeite zu erweitern und läuft Nordweſt gen Weſt bis an das Vorgebirge **Upright**, welches ein jäher Felſen an der mittäglichen Küſte vier Meilen von dem Montagsvorgebirge iſt. Von dieſem letztern Vorgebirge läuft die Straße nach Nordweſt gen Weſt und ſcheint gerade ins Südmeer zu führen. Man bemerket daſelbſt weder Ebbe und Fluth, noch Ströme; und man findet keinen Grund auf zwey hundert Faden Waſſer einen Flintenſchuß weit von beyden Küſten. Beyde haben viele Buchten und eine Menge kleiner Inſeln, ohne Gefahr, weil ſie jähe ſind. Gegen Mittag gieng man vor einem andern Eylande vorbey, welches an der nordlichen Küſte liegt, und vom Narborough die Inſel **Weſtminſter** genannt wurde. Zwiſchen ihr und dem feſten Lande auf eben der Seite, entdecket man eine große Anzahl Stücken Landes oder kleine Inſeln und abgeriſſene Felſen, welche von den Engländern den Namen **Lawyers**, oder Rechtsgelehrten, erhielten. Von der Inſel Weſtminſter, bis zur mittäglichen Küſte iſt die Straße fünf engliſche Meilen breit.

Cap Deſſeada.

Land South Deſolation.

Vom Montagsvorgebirge bis ans **Cap Deſſeada**, welches in drey und funfzig Grad zehn Minuten Süderbreite liegt *y*), iſt die Richtung der Straße Nordweſt gen Weſt und Südoſt gen Süd. Dieſe beyden Vorgebirge ſind funfzehn Seemeilen von einander. Man zählet ihrer acht und zwanzig von dem **Cap Quade**, bis an **Deſſeada**; und von dieſem letzten Vorgebirge läuft die Straße Nordweſt gen Weſt, bis ins Südmeer. Narborough nannte dieſen Arm **Long-reach**, oder lange Arm, da ihn ſeine Leute **Long-lane** oder lange Gaſſe nannten. Es verdienet kein Stück von Magellans Straße ſolchen Namen beſſer, als dieſes; denn die beyden Küſten ſind daſelbſt beſtändig erhaben, voller unfruchtbaren und mit Schnee bedeckten Felſen. Von dem **Cap Quade** bis ins Südmeer, wurde Narborough von dem entſetzlichen Anblicke des Landes gerühret und nannte es **South Deſolation**, das iſt ſüdliche Verheerung. Das Pfeilervorgebirge oder **Cap Pillar** iſt im drey und funfzigſten Grade fünf Minuten Süderbreite und zwey und ſechszig Grad neun und vierzig Minuten weſtlicher Länge von Lezard.

Nach der Schätzung des Striches zwiſchen den beyden Meeren geben die Engländer der Straße mit ihren Armen und verſchiedenen Krümmen hundert und ſechszehn Seemei-

fernung von eilf hundert neun und vierzig Seemeilen von eben dem Meridian. Abweichung der Nadel zehn Minuten gegen Oſten.

Schiffsnachrichten wegen der Einfahrt aus der Südſee.

len Länge, von dem Jungfernvorgebirge, bis an das Cap Deſſeada. Narborough bemerket hier, daß man, um aus dem Südmeere und in Magellans Straße zu kommen, vor dieſem letzten Vorgebirge vorbey muß. „Wenn ihr vor dem Pfeilervorgebirge ſeyd, „ſaget er: ſo nehmet den Lauf gegen Südoſt ein Viertheil Oſt und auch noch weiter gegen „Oſten. Verliert die mittägliche Küſte nicht aus den Augen. Es liegen ſo viel In„ſeln und Buſen gegen die nordliche zu, daß man ſich leicht irren und ſcheitern könnte.

Gegen Norden der Mündung der Straße in das Südmeer, findet man vier kleine Inſeln ziemlich nahe beyſammen. Die oſtlichſte iſt allein, und hat die Geſtalt eines Heuſchobers, oder eines Zuckerhutes. Die drey andern ſind flach. Sie ſind gegen Nordnordweſt von dem Pfeilervorgebirge ſechs Seemeilen davon. Narborough nannte ſie die **Richtungseylande**. Er rieth, man ſollte vor ihnen vorbey fahren, um die Mündung der Straße zu erreichen.

Die Engländer wollen ſich in der Inſel N. S. Del-Socoro erquicken.

Nach einer ſo langen beſchwerlichen und verdrießlichen Fahrt, befand ſich das engliſche Schiff auf einer Küſte von Inſeln, die nicht weit von dem feſten Lande entfernet waren, und in dem Lande nordlich und ſüdlich eine Menge Berge ſehen ließen, wovon die höchſten mit Schnee bedecket waren. Da dieſe Inſeln nicht bewohnet waren: ſo konnte das Schiffsvolk wenig Beyſtand zu ſeinen Bedürfniſſen daraus erhalten. Narborough ergriff indeſſen die Partey, an der Inſel **Noſtra-Señora-Del-Socoro** anzulegen, welche er den 26ſten November entdeckete. Gegen Oſten erhebt ſie ſich in die Runde. Nach der Mitte zu iſt ſie niedriger, als an den beyden Enden; welches eine Art von Sattel machet. Gegen Süden iſt ſie mit Felſen beſetzet. Gegen Südoſt an dem äußerſten Ende der Inſel ſieht man zween ſehr ſpitzige, die zuſammen ſtoßen, und deren Spitze ganz weiß von Vögelmiſte iſt. Dieſe Inſel hat fünf oder ſechs Teiche mit ſüßem Waſſer: ſie trägt aber keine Früchte und auch faſt kein Gras, weil die Gehölze allda ſehr dick ſind. Die Engländer ſahen daſelbſt keine wilde Thiere, und auch faſt keine andere Vögel, als Geyer, wilde Gänſe und Möwen, mit einem Worte nichts, was zu ihrer Nahrung dienen konnte z). Sie giengen nach einer andern Inſel näher an dem feſten Lande, die ihnen derjenigen ſehr ähnlich zu ſeyn ſchien, die ſie verlaſſen hatten. Sie iſt vier Seemeilen lang von Norden gegen Süden und eine bis zwo Seemeilen breit. Narborough fand ſie in ſeinem Wegweiſer nicht aufgezeichnet und nannte ſie nach ſeinem eigenen Namen, **Narboroughseyland**, mit der eiteln Ceremonie im Namen des Königes von England davon Beſitz zu nehmen a). Gegen Süden ſah er eine Menge anderer Inſeln, die alle ſehr hoch waren, und das feſte Land beſetzet hielten.

Narboroughsinſel.

Man folget ihm auf dieſem Wege und bis nach Baldivia an der Küſte von Chily, wo ihm die Hinderniſſe, die er von Seiten der Spanier antraf b), und die Flucht vieler ſeiner Leute nöthigten, bald wieder nach Europa zurückzukehren, nur bloß um ihn auf ſeiner Rückreiſe zu begleiten, und ihn wieder aus dem Südmeere ins Nordmeer durch Magellans Straße gehen zu ſehen, deren Beſchreibung der vornehmſte Ge-

gen-

---

z) Noſtra Señora-Del-Socoro iſt im fünf und vierzigſten Grade Süderbreite und ein und ſiebenzig Grad zwey und vierzig Minuten weſtlicher Länge von Lezard. Die Abweichung der Magnetnadel iſt eilf Grad gegen Oſten.

a) Er bildet ſich ein, ſaget er, daß eine Bucht von dem feſten Lande, welche etwan drey Seemeilen weit gegen Südoſt von dieſer Inſel liegt, der Ort iſt, welcher St. Domingo in dem Wegweiſer genennet wird, im vier und vierzigſten Grade funfzig Minuten Süderbreite.

b) Zum Beſchluſſe der Erläuterungen, die er von

Narborough 1671.

genſtand in dieſem Artikel iſt. Man verſchiebt alſo die Folge von ſeinen Beobachtungen bis in den Theil dieſes Werkes, welcher von America handeln ſoll; und ſtellet ihn gleich vor, wie er im Anfange des folgenden Jahres nach der Mündung der Straße zu ſteuret. Die Nächte waren kurz, und der Mond machte ſie ſo helle, daß er zuweilen eine Seemeile weit ſah.

Narboroughs Rückkehr durch Magellans Straße.

Den 6ten des Jenners im Jahre 1671 in zwey und funfzig Grad drey und funfzig Minuten Süderbreite rechnete er, nur zehn Seemeilen weit von dem Vorgebirge Deſſeada entfernet zu ſeyn. Er entdeckete auch wirklich bald die vier Richtungseylande, welche an der Einfahrt der Straße Nordnordweſt von dieſem Vorgebirge ſind. Eine Stunde darnach, da er ſie gegen Norden hatte, in der Entfernung von drey Meilen konnte er mit dem Lote nur in ſiebenzig Faden Waſſer Grund finden. Es war frühe um fünf Uhr. Der Himmel wurde nicht ſobald helle, ſo ſah er das Vorgebirge Deſſeada, ob es gleich auf den Bergen noch dunkel blieb. Dieſes Vorgebirge war Südoſt, von dem Schiffe acht Seemeilen weit. Bey einem heitern Himmel entdeckete man es ſo, wie das Pfeilervorgebirge funfzehn bis ſechszehn Seemeilen weit; ſo erhaben ſind dieſe Länder. Er ſteuerte mit einem friſchen Weſtſüdweſtwinde Oſt gen Südoſt wärts, um vor dem Pfeilervorgebirge vorbey zu kommen. Man ſah eine Menge Klippen und Felſenſpitzen vier Seemeilen gegen Weſten von dem Cap Deſſeada, wo ſich die Wellen mit entſetzlicher Gewalt brachen. Eben dieſer Anblick zeigete ſich auch bis eine halbe Meile von dieſem Vorgebirge. Weil man indeſſen weder Ebbe noch Fluth, noch Strom merkete, welcher in die Straße hinein gieng: ſo ſchien die Schiffahrt dadurch nicht gefährlicher zu ſeyn. Um neun Uhr morgens war das Pfeilervorgebirge gegen Süden anderthalb Meilen von dem Schiffe. Narborough erſtaunte, daß er itzt nur zwey und funfzig Grad ein und funfzig Minuten Süderbreite an eben dem Orte fand, wo ſie, nach ſeiner Schätzung, vorher zwey und funfzig Grad acht und funfzig Minuten war befunden worden. Er rieth allen denen, welche die weſtliche Einfahrt in die Straße erreichen wollen, das Vorgebirge an der Küſte auf zwey und funfzig Grad funfzig Minuten zu bringen. Man iſt alsdann ſicher, daß man die vier Richtungsinſeln entdecken wird, welche man leicht an der Beſchreibung erkennen kann, die er davon gegeben hat. Wenn der Wind aus Weſten iſt: ſo brechen ſich die Wellen mit vieler Heftigkeit wider dieſe Inſeln, wovon die oſtlichſte faſt eine engliſche Meile von den andern entfernet iſt. Das Pfeilervorgebirge iſt eine Spitze von jähen Felſen, gegen Süden von der Einfahrt in die Straße. Das Vorgebirge Deſſeada machet die weſtliche Spitze und iſt nur zwo Seemeilen von der andern. An der Spitze des Vorgebirges Deſſeada gegen Süden derſelben läuft die Küſte Südſüdoſt, und zeiget nur Felſen von ungleicher Höhe. Gegen Weſten jeben deſſelben Vorgebirges, etwan vier Seemeilen davon ſind die Klippen in großer Anzahl, und erſcheinen über dem Waſſer, als das Mauerwerk von vielen alten Gebäuden. Man ſieht auch

Rath für diejenigen, die wieder in die Straße gehen

daſelbſt

---

von den Indianern des Landes einzog, kam er mit der Ueberredung zurück, daß, wenn die Engländer von dem Könige in Spanien die Freyheit erhalten könnten, auf dieſer Küſte zu handeln, ſie ſehr große Vortheile davon haben würden. Die Einwohner, ſaget er, wünſchen es ſehr: die ſpaniſchen Statthalter aber dürfen ohne ausdrücklichen Befehl nicht darein willigen, wofern ſie nicht mit Gewalt dazu gezwungen werden. Dieſes könnte durch vier Schiffe von zwanzig oder dreyßig Canonen leicht geſchehen, welche im Stande ſeyn würden, ſich über ihr Verboth nur aufzuhalten. **Ebend.** a. d. 171 und 172 S.

daſelbſt den Rand von verſunkenen Felſen, welches ſo viele gefährliche Klippen ſind. Narborough ſetzet ſie drey und funfzig Grad zehn Minuten Süderbreite, faſt zehn Seemeilen gegen Süden ein Viertheil Weſt von den Richtungseylanden; ſo breit iſt die erſte Einfahrt der Straße. Er gab ihnen den Namen der Richter. Wenn man nur das Land im Geſichte hat: ſo iſt die Fahrt ohne Gefahr. Wollte man aber von dem Südmeere in die Straße hinein fahren, ohne ſie ſchon durchgefahren ſeyn: ſo würde man eine ungemeine Schwierigkeit von Weſten gegen Oſten finden; weil es beym Ausgange des Südmeeres und beym Eingange in die Straße nach Norden eine Menge Oeffnungen und Bayen giebt, die man viel eher für die Durchfahrt halten würde, als die Straße ſelbſt. Man wiederholet es mit Narboroughen, das Sicherſte iſt, daß man der mittäglichen Küſte folget, indem man von dem Pfeilervorgebirge weit in die See hinein geht. Eine oder zwo engliſche Meilen weit muß man gen Oſt ein Viertheil Südoſt, darauf Oſtſüdoſt und Südoſt ein Viertheil Oſt ſteuren. In dieſer Richtung geht der Canal bis an das Vorgebirge Quade *d*).

Nordliche Küſte und ihre Gefahr.

Die ganze nordliche Küſte, welche ſich von dem Siegesvorgebirge bis an das Cap Forward gegen Oſten zieht, iſt ein abſcheuliches Land voller Felſen und Gebirge. Von dem Eingange der Straße in der Entfernung von funfzehn Seemeilen, gegen Oſten, findet man eine große Anzahl kleiner abgeſonderter Felſen und hoher Inſeln, die mit Felſen beſetzet ſind. Man trifft auch große Bayen und Buchten an, welche ins Land gegen Norden hinein gehen, und die Durchfahrt ſehr ungewiß machen. Außer der Gefahr, des rechten Canales zu verfehlen, würde man tauſendmal dem Schiffbruche ausgeſetzet ſeyn, vornehmlich wenn der Wind gegen Weſten und der Himmel überzogen wäre, welches den ganzen Winter dauret. Auf eben der Küſte zwiſchen dem Siegesvorgebirge und dem Cap Quade giebt es Bayen und Vertiefungen, wovon Narborough nicht weis, wie weit ſie ins Land gehen. Es fehlete ihm eine kleine Barke, ſolches zu entdecken.

Beobachtungen am Fluſſe Batchelor.

Den 6ten Jenner des Abends warf er Anker vor dem Fluſſe Batchelor, mit dem Vergnügen, allda vor den Weſt- und Nordwinden bedeckt zu ſeyn. Indeſſen erkannte er doch, daß der gefährlichſte Wind in dieſem Ankerplatze, der ſonſt vortrefflich iſt, auf ſieben, acht, neun, zehn oder eilf Faden Waſſer, der Südwind ſeyn würde, der queer drüber ſtreicht, wenn das Meer daſelbſt ſehr hoch werden könnte: die Breite der Straße aber an dieſem Orte iſt nur ungefähr zwo Seemeilen. Einige Engländer, welche etwa vier engliſche Meilen den Fluß hinauf gefahren waren, konnten mit ihrer Schaluppe nicht weiter kommen, ob ſie gleich die Zeit erwählet hatten, da Fluth war. Sie giengen fünf oder ſechs engliſche Meilen weit ins Land: ſie wurden aber von Bergen und Gehölzen aufgehalten, daß ſie nicht weiter kommen konnten. Viele kleine Bäche ſüßes Waſſers fielen von den mit Schnee bedeckten Bergen und machten an den jähen Orten natürliche Waſſerfälle. Die Felſen ſind eine Art von weißem Marmor; und die andern gleichen denen im Hungerhafen. Man wühlete an verſchiedenen Orten die Erde um, man ſah aber nicht den geringſten Anſchein von Metallen, noch Mineralien. Dieſe abſcheulichen Wüſten zeigeten den Engländern nicht die geringſte Spur von Menſchen oder Thieren.

Man

---

d) Ebendaſ. a. d. 182 u. folg. S.

e) Der Herausgeber meldet, da der Ritter Johann Narborough ſein Tagebuch allhier endige, ſo ſey das folgende aus Nathanael Pekets, Lieute-

nants

Narborough 1671.

Fluß Segars.

Man gieng wieder unter Segel, um ſich nach dem Hungerhafen zu begeben. Der Anblick von dem Fluſſe Segars, vor welchem man den 16ten vorbey fuhr, reizete Narboroughen, daſelbſt Einwohner ſuchen zu laſſen. Peket, ſein Lieutenant e), fuhr in der Schaluppe ungefähr neun engliſche Meilen weit hinauf; und da er ſolchen durch Stämme von Bäumen verſtopfet fand, die ihn verhinderten, weiter zu gehen, ſo war er in ſeinem Aufſuchen zu Lande auch nicht glücklicher. Endlich ſah man den 14ten des Hornungs, da das Schiff glücklich aus der Straße kam, nur einen einzigen Indianer, den man nicht vermögen konnte, an Bord zu kommen. Er war nackend und hatte weder Bogen noch Pfeile. Man glaubete, aus ſeinen Zeichen ſo viel zu verſtehen, daß er einigen Wilden von einer andern Nation in die Hände gefallen wäre, und die Flucht genommen hätte, um aus der Sclaverey zu kommen.

Gregoriusbay und Vorgebirge.

Von dem Vorgebirge Deſſeada bis nach der Inſel Eliſabeth, wo man den 7ten des Hornungs war, fand man im Ueberfluſſe Holz und ſüßes Waſſer. Von dieſer Inſel aber bis ans Jungfernvorgebirge ſuchten es die Engländer vergebens in vielen Bayen, die ſie noch nicht kannten. Sie fuhren in die Gregoriusbay, welche bey dem Vorgebirge gleiches Namens iſt, fünf oder ſechs engliſche Meilen gegen Oſten von der zweyten Straße. Alle dieſe Bayen ſind ſandig, und mit einem ſehr dürren Erdreiche umgeben. Als man in die erſte Straße hinein fuhr: ſo wurde Peket, welcher ſich wiederum äußerſt bemühete, Indianer zu entdecken, in einer kleinen ſandigen Bucht drey Anker über den Spuren der höchſten Fluth gewahr. Er ſtieg ans Ufer, in der Hoffnung, einiges Geſchütz und andere Ueberbleibſel von einem geſunkenen Schiffe anzutreffen. Einer von ſeinen Matroſen fand daſelbſt einige eiſerne Werkzeuge, woraus er aber wenig Erläuterung nehmen konnte: doch erkannte man leicht, daß die Anker ſpaniſche waren. Fünf oder ſechs engliſche Meilen umher iſt das Land voller Ratten, die ſich wie die Caninichen in Löcher begeben. Eine Menge Schaalen, die man um ihren Aufenthalt herum liegen ſah, ließen urtheilen, daß ſie von Limpets oder Tellermuſcheln leben.

Nachdem man um das Jungfernvorgebirge und das weiße Vorgebirge herumgefahren war: ſo ſchickte Narborough, der mit den Erfriſchungen in dem verlangten Hafen ſo zufrieden geweſen war, ſeine Schaluppe dahin, Waſſer einzunehmen. Er erſtaunete aber ungemein, als er ſie wieder zurück kommen ſah, ohne daß ſie mehr als fünf oder ſechs Tonnen hatte einnehmen können; und dazu war es noch ſalzicht Waſſer. Er zeiget die Urſache von dieſer Veränderung nicht an.

Rückkunft der Engländer.

Nach einer viertehalb monatlichen glücklichen Schiffahrt kam das engliſche Schiff den 10ten des Brachmonates im Geſichte der Küſten von England an. Nach des Lieutenant Pekets Schätzung iſt der Unterſchied der Länge von dem weißen Vorgebirge bis an das Vorgebirge Lezard in England ſechzig Grad fünf und vierzig Minuten $\frac{5}{10}$; und die mittägliche Entfernung achthundert und vierzig Seemeilen f).

---

nants auf Swepſtakes, ſeinem genommen worden, welcher ſolches bis nach England fortgeſetzet habe.

f) Ebendaſ. a. d. 200 u. f. S.

Frogers Reiſe 1695.

Das XLII Capitel.

Frogers Reiſe oder Nachricht von des Herrn von Genes Reiſe nach der magellaniſchen Straße.

Gelegenheit zur Reiſe. Freybeuter, die ins Südmeer gehen; wie ſie die Straße zurück kommen. Frogers Abſchilderung. Abreiſe des franzöſiſchen Geſchwaders. Seine Verrichtung am Fluſſe Gambra. Cap Frie. Inſel Grande. Drey außerordentliche Schauſpiele. Sie kommen leicht in die Straße. Eyland St. Georg. Erſte Wilde, die ſie antreffen. Sie laſſen ihr Unternehmen fahren. Das Geſchwader erfriſchet ſich zu Salvador; geht nach Cayenne. Beſchreibung dieſes Eylandes. Handel daſelbſt. Was es hervorbringt. Kleidung der Indianer. Einige von ihren Gebräuchen. Biets Beſchreibung dieſer Inſel. Beſondere Einſetzung ihres Hauptmannes. Außerordentlich Proben. Ihr noch ſeltſamer Ende. Wie die Aerzte gemacht werden. Sonderbare kräftige Kräuter. Rückkunft des Geſchwaders.

Gelegenheit zur Reiſe.

Einige Freybeuter vom Eylande St. Dominguo, die es müde waren, ſeit verſchiedenen Jahren an den Küſten von Caracko, Neuſpanien, und dem Eylande Cuba geſtreift zu haben, ohne daß ſie ihr Glück dadurch weiter getrieben hatten, entſchloſſen ſich, um das Jahr 1686, ihre Räubereyen am Südmeere zu unternehmen, wo ſie glaubeten, die Küſten reicher und weniger befeſtigt zu finden. Ihnen waren zween Wege bekannt, einer zu Lande, der andere durch Magellans Straße. Der erſte, welcher viel kürzer iſt, war mit glücklichem Erfolge durch einige andere Abentheurer verſucht worden. Außer der Gefahr aber von den Indianern angegriffen zu werden, die mit den Spaniern bald Krieg bald Frieden haben, ſo waren ſie auch nicht ſicher, in jenem Meere bequeme Schiffe zu ihren Streifereyen zu finden. Die Durchfahrt durch die Enge ſchien ihnen ſicherer; ſie nahmen dieſen Weg, und glückliche Verwegenheiten brachten ſie ohne Schaden durch Gefahren, die die geſchickteſten Schiffer erſchrecken.

Freybeuter, die ins Südmeer gehen.

Sie machten ſich lange Zeit den Spaniern von Chili und Peru durch beſtändige Landungen auf beyden Küſten, und Wegnehmung vieler Schiffe furchtbar. Doch war ihre Beute mittelmäßig. Ein Haufen Volkes ohne Kriegeszucht, konnte keine wichtige Unternehmungen ordentlich ausführen. Ueberdieſes ſchienen die koſtbarſten Waaren dieſen Räubern, die keine Zuflucht hatten, nur beſchwerlich; ſie begnügten ſich, ſolche auslöſen zu laſſen. Wenn ſie auf fünf oder ſechs Monate mit Lebensmitteln verſehen waren: ſo wähleten ſie in der weiten See ein wüſtes Eyland, wo ſie die Zeit mit Wolleben hinbrachten; und ſobald ihr Vorrath zu Ende war, begaben ſie ſich aufs Rauben.

Ihre Aufführung.

Wie ſie die Straße zurück kommen.

Nachdem ſie dieſes ſchändliche Leben ſieben Jahre lang geführet hatten, fielen ſie darauf, wieder in die Nordſee zu gehen. Sie verſammleten ſich beym Eylande, Juan Fernandez, ihre Beute daſelbſt zu theilen. Für jeden kamen nicht mehr als 9000 Livres. Die, welche

---

g) Er gab ſeine Erzählung im Jahre 1698 heraus, da er, wie er in der Zuſchrift an den Herrn Grafen von Mauperas ſaget, geſehen hatte, daß alle ſeine Begleiter dieſes Zuges wegen ein Stillſchweigen beobachteten. Ein Band in 12. Paris bey Mich. Brunet.

h) In der Geſchichte der Seefahrt muß man allemal die Namen der Schiffe melden. Der engliſche Falke 46 Stücke 260 Mann; Commandirender, Herr von Genes. 2) Die africaniſche Sonne 32 Stücken 220 Mann. Herr du Parcy, Capitain der

Frogers Reiſe 1695.

welche die Begierde empfunden, nach ihrem Vaterlande zu kehren, giengen wieder durch die Straße: aber drey und zwanzig, die im Spiele das meiſte ihrer Beute verloren hatten, ſahen ihre Mitgeſellen ohne Kummer fortgehen, und begaben ſich in eine Barke, mit dem Entſchluſſe zu ſterben, oder dem Glücke neue Gewogenheiten zu entreißen. Sie nahmen auf der peruaniſchen Küſte fünf Kaufmannsſchiffe, und wähleten darunter dasjenige, das ihnen eine lange Reiſe auszuhalten am geſchickteſten zu ſeyn ſchien. Dieſes beluden ſie mit den koſtbarſten Sachen, die ſie auf den andern gefunden hatten, und ſchmeichelten ſich dergeſtalt, reicher zurück zu kommen, als diejenigen, welche ſie verlaſſen hatten. Die Hinderniſſe ſchienen vor ihnen zu verſchwinden; dieſes Glück verließ ſie nicht, bis mitten in der Meerenge. Aber da zerſtörte ein Ungewitter ihr Schiff. Sie mußten eine Barke bauen, die ſie eine zehn monatliche ſehr beſchwerliche Arbeit koſtete. Darauf luden ſie die Ueberbleibſel ihrer Reichthümer, und ob wohl Hunger und Elend ihre Zahl vermindert hatten: ſo langten doch die glücklichſten auf der Inſel Cayenne an.

Einige ſetzten ſich auf dieſe Inſel; andere kehrten nach St. Domingo zurück, aber vier oder fünf der Kühnſten, konnten ſich wegen des Verluſtes ihres Glückes nicht tröſten, und beſchloſſen alſo eine zweyte Reiſe ins Südmeer; in welcher Abſicht ſie mit guten Nachrichten nach Frankreich giengen. Einer von ihnen, **Macarty**, both dem Herrn von **Genes**, den man für einen Mann von Unternehmung hielt, ſeine Dienſte an. Herr Genes billigte ſeinen Vorſchlag, und begab ſich nach Hofe, ſolchen daſelbſt zu erklären, und ſelbſt die Ehre der Ausführung zu haben. Man nahm ſeinen Antrag ſo wohl auf, daß ihm der König die Wahl der Schiffe überließ, und die Neuigkeit dieſes Einfalls der Reiſe, brachte ihm ſo viel Theilhaber daran zuwege, daß viele Vornehme vom erſten Range dazu etwas beytrugen. Er fand viel junge Leute, welche die Neugier, eine andere Halbkugel zu ſehen, und die Hoffnung, ſich zu bereichern, veranlaßten, die Fahrt mit ihm zu thun *g*).

Frogers Abſchilderung.

Froger war damals nur neunzehn Jahre alt, hatte ſich aber in der Mathematik geübt, und die Welt aus Reiſebeſchreibungen bekannt gemacht; er ergriff dieſe Gelegenheit, ſeinem Vaterlande nützlich zu werden. Er gieng in der Abſicht mit, alles zu beobachten, was eines Reiſenden Aufmerkſamkeit verdienet, und beſonders ſich zu beſtreben, eigene Karten von der Einfahrt der Hafen, und Flüſſe, entweder ſelbſt, oder aus andern zuverläßigen Karten und Nachrichten zu machen. Man hält ſeine Beſchreibungen und Riſſe hoch. Er hat unnöthige Weitläuftigkeiten weggelaſſen, und bis auf ſeine Zeit hatte die franzöſiſche Seefahrt nichts richtigers von dem alten Wege nach Oſtindien durch Südweſten gehabt.

Abreiſe des franzöſiſchen Geſchwaders.

Des Herrn von **Genes** Geſchwader beſtund aus ſechs Schiffen *h*). Es lief von Rochelle den 3ten des Brachmonates im Jahre 1695 aus, und fand ſich den 1ſten des Heumonates im Geſichte des grünen Vorgebirges; auf der franzöſiſchen Inſel Goree nahm es Erfriſchungen ein. **Froger** beſchreibt ſolche und redet weitläuftig von den Schwarzen von Ruſiſque, doch ohne etwas zu demjenigen zu ſetzen, was man unter allen Geſtalten in dieſer Sammlung erſten Theile geſehen hat. Von dar gieng dieſer franzöſiſche Führer des Ge-

Seine Verrichtung am Fluſſe Gambia.

---

der leichten Fregatten. 3) Der Aufrühreriſche, 26 Stücken 140 Mann. Herr de la Rogue, Capitain] der leichten Fregatten. 4) Die Glückſeligkeit, eine Corvette von 8 Stücken 40 Mann. 5) Die Gefräßige, eine Flüte von 10 Stücken 4 Mann. 6) Die Fruchtbare, eine Flüte, 4 Stücken 20 Mann Dieſe beyden Flüten führten 2 Mörſer und 600 Bomben mit Lebensmitteln und Vorrath auf eine lange Reiſe.

Froger 1695.

Cardinal.

Colibri.

ſchwaders, Feindſeligkeiten im Fluſſe Gambra oder Gambia, am engliſchen Fort St. James auszuüben, das ſich nach wenigem Widerſtande ergab. Die africaniſchen Könige verſchiedener benachbarten Länder erwieſen der franzöſiſchen Flagge Ehrenbezeugungen. Nachgehends ſegelte Herr **Genes** über das große Meer, das Africa von Braſilien abſondert, und langte den 24ſten des Wintermonates auf den Inſeln St. Anna an, die vordem den Holländern zum Aufenthalte dienten, als ſie die Eroberung von Braſilien unternahmen. Sie ſind nur zwo Stunden davon entfernet; man zählet ihrer drey, die größte, die zwiſchen den beyden andern liegt, und nur anderthalbe Meile im Umfange hat, zeiget an der Seite des feſten Landes eine ſehr angenehme Bucht, wo man vortreffliches Waſſer bekömmt. Sonſt findet man keine Erfriſchungen daſelbſt, als einige wilde Früchte, Portulac, und kleine geſtreifte Kirſchen, die ungefähr wie unſere ſchmecken: aber man wird durch den Geſang unzähliger Vögel ergötzet, die das Gehölz erfüllen, damit die Inſeln bedeckt ſind. Froger würde den Cardinal bewundert haben, welches eine Art von einem kleinen Sperlinge, mit ſchwarzen Flügeln und Schwanze, der übrige Körper aber ſehr lebhaft Scharlach iſt, wenn nicht alle ſeine Beobachtungen ſich auf den Colibri gelenkt hätten, welches Vögelchen die Größe eines Maykäfers, und ein grünes Gefieder hat. Es iſt eines von den ſchönſten Werken der Natur. Er nähret ſich von Bluhmen, wie die Bienen: ſein Neſt iſt ſo groß als ein Ey, und deſto merkwürdiger, weil es aus ſehr feiner Baumwolle gemacht iſt, und an dünnen Aeſten hängt *i*). Die beyden andern Inſeln laſſen zwiſchen ſich und der großen, ſüd- und nordwärts Durchfahrten für Schiffe. Die nordliche hat an der Landſeite eine ſehr bequeme Bucht, die Schiffe zu calfatern, und die ſüdliche iſt nur ein großer runder Felſen. Ihnen gegen über ſieht man auf der Küſte einen kleinen portugieſiſchen Flecken.

Cap Frie.

Inſel Grande.

Birne Mapou.

Den 29ſten kam man um das Vorgebirge Frie herum, und den 30ſten befand man ſich vor zwo großen ziemlich von einander entfernten Klippen, die ſich wie zween Zuckerhüte an der Mündung des Fluſſes Janeyro erheben. Die Beſchreibung dieſer Stadt gehöret in andere Theile unſerer Sammlung, aber man muß zu Frogers Ehre melden, daß er den Riß von ihr und der Einfahrt des Fluſſes geliefert hat. Sie bezahlten den Portugieſen ihre Erfriſchungen ziemlich theuer, worauf Herr von Genes den 27ſten des Chriſtmonats wieder abſegelte. Eine verdrießliche Windſtille nöthigte ſie, den 29ſten im Canale der Inſel **Grande** zu ankern. Sie hat wenigſtens achtzehn Seemeilen im Umfange, iſt hoch und mit Gehölze bedeckt, das ſo dick iſt, daß man nicht hinein kommen kann. Indeſſen ſieht man die ganzen Ebenen voll Orangenbäume und Citronenbäume. Unter mancherley wilden Früchten rühmet Froger die Birne **Mapou**, die ein rothes wollichtes Weſen hat, daraus man ſehr dauerhafte Matrazen macht; wenn man dieſelben in die Sonne leget, ſchwillt die Wolle auf, bekömmt ihre vorige Stärke wieder, und die Matraze wird wie ganz neu *k*). Man ſieht im Gehölze der Inſel eine andere Frucht, ſo groß als eine grüne Nuß, der Kopf ſcheint mit einer Würznelke gekrönt zu ſeyn. Die Küſte der Inſel **Grande** gegen über, zeiget einen großen portugieſiſchen Flecken von vier bis fünfhundert Einwohnern.

Da man die Abſicht hatte, nicht mehr, bis an die magellaniſche Enge, ans Land zu gehen: ſo hatte man zu Janeyro nichts geſparet, das Geſchwader zu verſorgen. Herr Genes

---

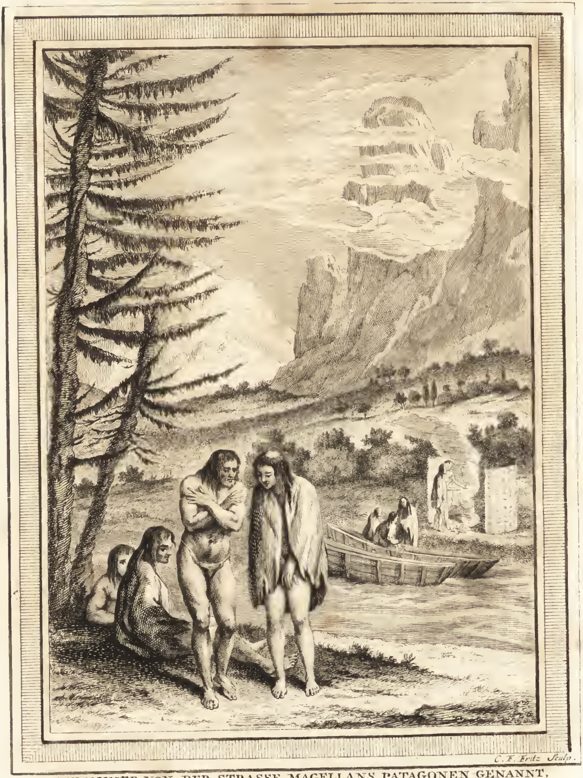
i) Auf der 62 Seite.

k) Auf der 85 Seite.

l) Auf der 87, 88 Seite.

m) Die Wiederholungen zu vermeiden wird man ſich

N°2.



C. F. Fritz Sculp.

EINWOHNER VON DER STRASSE MAGELLANS, PATAGONEN GENANNT,
IHRE BARKEN, IHRE HÜTTEN U.S.W.

T XII.

Froger 1696.

Genes ließ in der Bucht der Inſel Grande, Holz und Waſſer einnehmen, und lichtete die Anker den 5ten Jenner 1696. Wenn der Weg, den der Leſer mit ihm unternimmt, die Reizungen der Neuigkeit nicht mehr hat: ſo wird er ihn doch durch die Länge nicht verdrießlich machen. Frogers Anmerkungen werden auf ihre eigene, oder auf ſolche, die zur Erläuterung ſchon mitgetheilter Beſchreibungen dienen können, ins Kurze gebracht werden.

Drey außerordentliche Schauſpiele.

Bis zum Ende des Jenners ſegelte man immer in der weiten See, mehr als vierzig Seemeilen vom Lande. In dieſer Entfernung hatten die Franzoſen drey Schauſpiele, die für ſie erſtaunlicher waren, als für die, welche dieſe Meere gewöhnlich befahren. Den 23ſten ſahen ſie viel Seekälber, die auf den Rücken oben auf dem Waſſer ſchliefen; den 29ſten erſtaunten ſie noch mehr über einige Wallfiſche, Margots, und außerordentlich viel Vögel, die dem Schiffe wie Enten folgeten. Den 31ſten war das Meer dergeſtalt mit rothen Krebschen bedeckt, daß man es hätte ein rothes Meer nennen können, und daß man über zehn tauſend mit Körben fing *l*).

Cap St. Ynnez de las Barreras.

Den 4ten erkannte man das Vorgebirge St. Ynnez de-las-Barreras, deſſen Land niedrig iſt, und unfruchtbar zu ſeyn ſcheint. Die meiſten, die auf dieſen Küſten geſchifft ſind, und Beſchreibungen davon gegeben haben, erzählen, die Wilden ſtellten bey Erblickung eines Schiffes ein großes Feſt an, und opferten dem Teufel, um ihn zu erbitten, daß er es ſcheitern ließe.

Den 7ten mit Anbruche des Tages irrete man ſich, und hielt das erſte Vorgebirge, das man ſah, für das Vorgebirge der Jungfrauen *m*), welches das Geſchwader in Gefahr brachte, auf eine Bank zu gerathen, von der es mit Noth würde losgekommen ſeyn. Sie entdeckten bald ein anderes Vorgebirge, und erkannten ſolches endlich für das genannte. Wind und Strom halfen ihnen zuſammen in die Straße, wo ſie den Abend bey der Einfahrt in die Bay **Poſſeßion** ankerten. So funden alſo die Franzoſen, daß alle Schwierigkeiten, die man in Reiſebeſchreibungen ſo ſchrecklich abſchildert, auf die übele Wahl der Jahreszeit oder die Ungeduld, daß man nicht günſtige Winde und Fluthen erwartet, ankommen. Sie hatten in der That dieſe beyden Vortheile nicht beſtändig: aber ſelbſt die Abwechſelung der Witterung, die ſie mitten in ihrem Laufe aufhielt, beweiſt, daß ſie nicht Geduld genug hatten.

Sie kommen leicht in die Straße.

Cap Entrana.

Bay Boucaut.

Der Wind ließ den 12ten ſehr nach, und ſie konnten den ganzen Tag nur drey Seemeilen fortrücken. Den 13ten kamen ſie beym Cap Entrana vorbey *n*), in der Einfahrt der Bay Boucaut zu ankern, wo ſie eine Menge Wallfiſche, und etliche Meerſchweine ſahen, welche, Kopf und Schwanz ausgenommen, ganz weiß waren. Den 14ten lavirten ſie bis Mittags, der widrigen Fluth zu widerſtehen, und ankerten mitten in der Bay. Die Küſte iſt platt und unfruchtbar. Sie hat weder Holz noch Waſſer, aber man ſieht daſelbſt kleine Schnepfen und andere Meervögel. Einige Matroſen giengen eine Meile ins Land hinein, und bemerketen daſelbſt wilde Rinder und Ziegen. Sonſt zeiget das Ufer eine erſtaunliche Menge Jambles und Muſcheln, deren manche zu einem halben Pfunde wiegen, und die Schnecken ſind ſehr ſchön.

Den 16ten kam man um das Vorgebirge **Gregorius** herum, und ankerte zu Mittage, eine kleine Seemeile unter dem Eylande St. Georg, dem man ſich der Windſtille und

Fluth

ſich nur bey den Orten aufhalten, deren Namen und Beſchreibungen in vorigen Nachrichten nicht zu finden ſind.

n) Dieſer Name iſt neu, aber es iſt eben die Inſel, welche die Engländer Penguinseyland nennen, weil ſie deren eine große Menge da fanden.

Eyland St. Georg.

Fluth wegen nicht mehr nähern konnte. Der Umfang dieſer Inſel iſt eine Seemeile. Sie iſt hoch und dürre. Man findet da Pülze, Meervögel, und einige verlaſſene Hütten der Wilden. Die Winde verſtärketen ſich die folgenden Tage, und machten, daß man es bis den 21ſten verſchob, Anker zu lichten. Man gieng ziemlich nahe beym Eylande St. Georg vorbey, doch mit dem Senkbleye in der Hand, welches aber nicht hinderte, daß man ſich plötzlich an der Spitze einer Bank fand, die auf der Karte nicht verzeichnet war. Die Geſchicklichkeit der Piloten rettete das Geſchwader. Man ankerte den Abend ſechs Seemeilen von der Inſel in einer Bucht, wo ſich die Küſte angenehm erhebt, und ſich mit Gehölze zu bedecken anfängt. Sie hat kleine Flüſſe, wo man ſehr gutes Waſſer bekömmt. Selery, Stachelbeeren, Füchſe, Trappen, Grieben, Enten, Raben, Cormorans, und andere Meervögel ſind in Menge da.

Erſte Wilde, die ſie antreffen.

Von dieſer Bucht, wo man durch widrige Winde bis den 24ſten zurück gehalten wurde, gieng man nach der Hungerbay, und aller Schwierigkeiten der Klippen vollen Küſte ungeachtet, bekam man in ihr ſehr gutes Waſſer. Die Franzoſen ſahen hier das erſtemal einige von denen Wilden, die von den erſten Reiſebeſchreibern mit ſo viel Vergrößerung ſind beſchrieben worden, daß man ihnen acht bis zehn Fuß Höhe gegeben hat, und ſie ganze Eimer voll Wein ausſaufen läßt. Sie ſchienen ſehr nüchtern, und der größte hatte nicht ſechs Fuß. Ihre Zahl war acht bis zehn, ſie verfertigten am Meerſtrande zween Kähne von Rinden; ſie bathen die Franzoſen durch verſchiedene Zeichen, ſolche nicht anzurühren; eine große und alte Frau, die bey ihnen war, ſchien einiges Anſehen über die andern auszuüben. Sie hatten Schleudern und Pfeile nebſt fünf oder ſechs kleinen Hunden, die ihnen allem Anſehen nach zur Jagd dienten. Ihre Pfeile waren mit Flintenſteinen verſehen, die nach Art von Schlangenzungen gearbeitet waren. Das Eiſen war ihnen, ſo viel man ſah, unbekannt; ſie bedienten ſich ſtatt deſſelben großer wohlgeſchliffener Kieſelſteine, das Holz zu hauen. Ihre Kleidung und Farbe ſind ſchon beſchrieben; aber die Franzoſen ſahen auch ihre Hütten, die nur aus einem halben Kreiſe von Baumäſten beſtanden, die ſie pflanzen und in einander flechten, ſich vor der Luft zu ſchützen *o*).

Franzoſenbay und Fluß Genes.

Den 25ſten nöthigten die veränderlichen und widrigen Winde unter dem Vorgebirge **Forward** zu ankern. Den andern Morgen ſegelten ſie um daſſelbe, und langten den Abend am Vorgebirge, **Holland**, an, aber mit erſtaunlichen Windſtößen, die zwiſchen zwey Gebirgen, oft mitten in einer großen Windſtille hervor kamen. Gegen Mitternacht ſah man ſich genöthiget, wieder, wo man am erſten konnte, zu ankern; es geſchah zwo Seemeilen über Cap Forward in einer großen ſehr bequemen Bay, wo Herr von Genes ſich entſchloß, ſich bis den 3ten März aufzuhalten, Holz und Waſſer einzunehmen. Ein Fluß, der da hinein fällt, nimmt leicht Schaluppen auf, wenn die Fluth hoch iſt. Da die Karten dieſe Bay nicht anzeigen: ſo nennten die Franzoſen ſie Baye Françoiſe, und gaben dem Fluſſe den Namen des Herrn von Genes *p*).

Ein vortheilhafter Wind gab ihnen wieder Muth, noch einmal um Cap Forward zu ſegeln. Den 5ten erkannten ſie die Hungerbay, wo ſich die Spanier, die ſich daſelbſt unter Philipps des II Regierung geſetzt hatten, noch befinden würden, wie der Verfaſſer anmer-

---

o) Auf der 97 Seite.

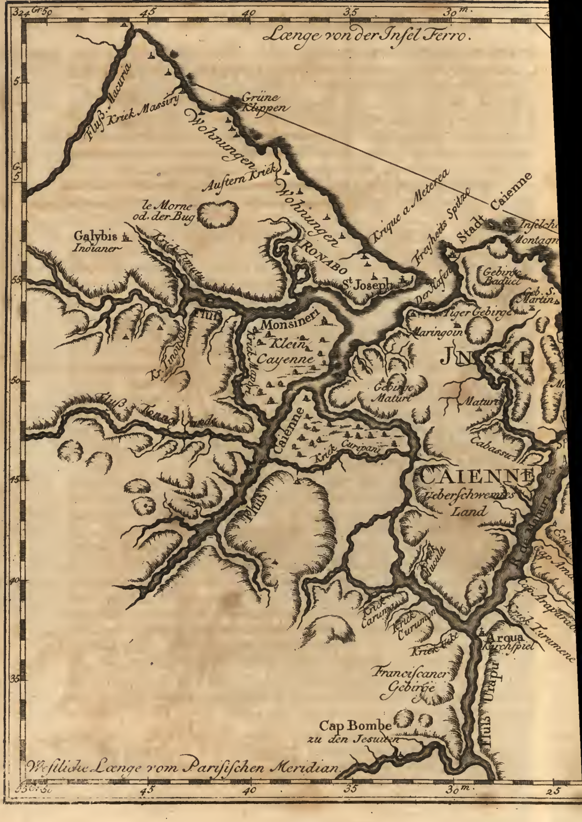
p) Auf der 106 Seite.

q) Auf der 101 Seite.

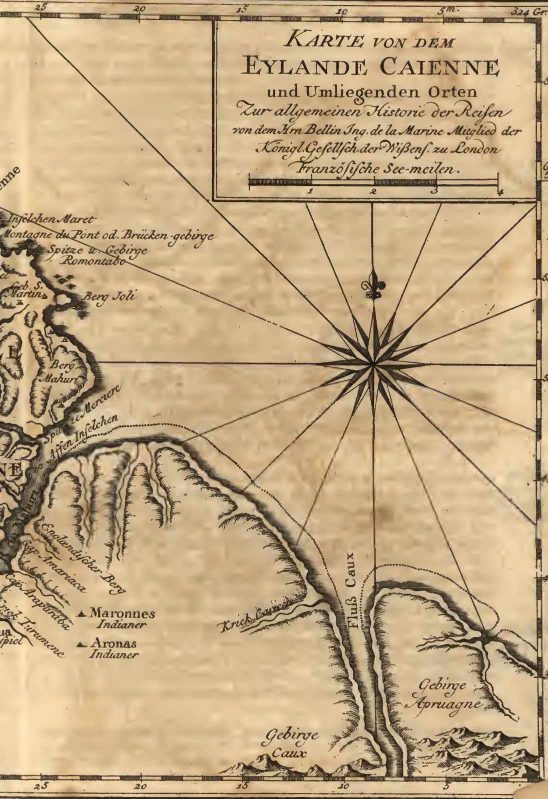
r) Auf der 104 Seite.

s) Auf der 134 u. f. Seite.

t) Die Holländer müſſen, nachdem ſie über die Linie


Længe von der Inſel Ferro.
324 Gr. 50
45
40
35
30 m.
5
G. 5
55
50
45
40
35
Fluß. Macuria
Kriek Maſsiry
Grüne Klippen
Wohnungen
Auſtern Kriek
Wohnungen
Krique a Meterea
Freyheits Spitze
Stadt Caienne
Inſelch
Montagn
le Morne od. der Bug
Galybis Indianer
Kriek Timutu
RONABO
St. Joseph
Der Hafen
Gebirge Baduel
Geb. S. Martin
Tiger Gebirge
Maringoin
Fluß
Monsineri
Kriek Mapiri
Klein Cayenne
Kr. Inouvat
JNSEL
Gebirge Maturi
Maturi
Cabaſsu
Fluß Tonnegrande
Caienne
Kriek Curipani
CAIENNE
Ueberſchwemmtes Land
Fluß
Fl. des Mahuri
Kriek Tucula
Kriek Carunga
Kriek Curumon
Kriek Tuke
Arqua Kirchſpiel
Cap Ama
Cap Arapurau
Kriek Turumene
Franciſcaner Gebirge
Cap Bombe zu den Jesuiten
Fluß Orapu
Weſtliche Længe vom Pariſiſchen Meridian.
330 Gr. 50
45
40
35
30 m.
25

N° 3.



KARTE VON DEM EYLANDE CAIENNE

und Umliegenden Orten

Zur allgemeinen Historie der Reiſen

von dem Hrn Bellin Ing. de la Marine Mitglied der Königl. Geſellſch. der Wiſsenſ. zu London

Franzöſiſche See-meilen.
1
2
3
4
25
20
15
10
5 m.
324 Gr.
5
55
50
45
40
35
enne
Inſelchen Maret
Montagne du Pont od. Brücken-gebirge
Spitze u. Gebirge Romontabo
Geb. S. Martin
Berg Joli
Berg Mahuri
Spitze Merciere
Affen Inſelchen
NE
Englændiſcher Berg
Cap Amariaca
Cap Arapuraba
Krick Turumene
Maronnes Indianer
Aronas Indianer
Krick Cacia
Fluß Caux
Gebirge Apruagne
Gebirge Caux

Froger 1696.

anmerket, wenn die Wilden ſie nicht gefreſſen hätten *q*). Die Bay iſt groß, und der Grund iſt gut. Viele große Ebenen, mit denen ſie umgeben iſt, ſcheinen des Anbauens fähig zu ſeyn; und Wildprät iſt in Menge da.

Die folgenden Tage erregeten ſich entſetzliche Windſtöße, die ein Schiff von dem Geſchwader bis wieder in die Franzoſenbay zurücktrieben. Den 9ten wurden ſie günſtig, änderten ſich aber den Morgen mit viel Regen und Hagel, und blieben bis den 20ſten widrig. Alsdenn verſtattete ein glücklicher Zwiſchenraum die Rhede von Port Galant zu erreichen, wo das Geſchwader vierzehn Tage mit kalten Winden und viel Schnee zubrachte. Man hielt Rath, weil den Franzoſen Lebensmittel und Geduld zu mangeln anfingen, und entſchloß ſich, wenn ſich der Wind innerhalb zweenen Tagen nicht änderte, nach der Jnſel Grande zurück zu kehren, Lebensmittel daſelbſt einzunehmen, und ſein Heil auf andere Weiſe zu verſuchen. Froger meldet gleichwohl, daß die, welche ihren Entſchluß ſo leicht änderten, es ſehr bedauert. „Nicht ein Matroſe, ſaget er, war, der nicht lieber Hungers geſtorben „wäre, als ſo umgekehret. Sie gewöhnten ſich ſchon, Ratten zu eſſen, und der ordentliche „Preis war funfzehn Sols für eine *r*). Sie noch ungewiſſer zu machen, ſetzet er hinzu, „ſey der Wind, ſobald ſie unter Segel geweſen, wieder günſtig geworden, und habe ſie zu „noch einem Verſuche veranlaſſet, der aber nicht glücklicher abgelaufen.„

Die Franzoſen laſſen ihre Unternehmung fahren.

Einige Stunden hatten ihnen zugereicht, wieder an die Mündung der Straße zu gelangen, und ſie kamen den 7ten April ins Nordmeer; die braſiliſchen Küſten verſprachen ihnen eben die Beyhülfe, die ſie ſchon da gefunden hatten. Sie begaben ſich in die Bay aller Heiligen, vor der Stadt Salvador. Die Beſchreibung wird anderswo Platz finden *ſ*). Nachdem ſie ihre Kranken in vier Monaten abgewartet hatten: ſo beſchloß Herr Genes, die franzöſiſche Jnſel la Cayenne zu beſuchen, wo die Einwohner von dieſer Nation im Jahre 1677 durch den Herrn Marſchall von Eſtrees waren wieder eingeſetzet worden, nachdem man ſie von dem erſten Jahre ihres Beſitzes 1635 an, zweymal verjaget hatte.

Das Geſchwader erfriſchet ſich zu St. Salvador.

Das Geſchwader verließ St. Salvador den 7ten Auguſt mit allen Erfriſchungen verſehen, gieng um das Vorgebirge St. Antonius, und begab ſich einige Tage in die weite See, um ſich von der Küſte zu entfernen, die gefährlich iſt, weil ſie viel Klippen und öftere Stürme hat. Den 17ten erkannte man das Cap St. Auguſtin, von dem man ſich über dreyßig Seemeilen entfernet zu ſeyn hielt; dieſes veranlaſſete die Piloten, zu urtheilen, daß ſie von ſtarken Strömen nach der Küſte getrieben würden. Den 22ſten giengen ſie über die Linie, und fanden andere Ströme, die weſtlich ſtrichen. Sie fuhren fort, ſich in der weiten See zu halten, um auf die Höhe des Cap d' Orange zu kommen *t*). Den 27ſten, da ſie ſich noch über ſechzig Meilen vom Lande entfernet hielten, bemerketen ſie, daß das Waſſer gelb und trübe ward, auch ein wenig ſüßer war; daraus ſie ſchloſſen, daß ſie ſich an der Mündung des berühmten Amazonenfluſſes befänden, der ſeines ſchnellen Laufes wegen, die Süße ſeines Waſſers auf zwanzig Seemeilen ins Meer behält. Die folgenden Tage näherten ſie ſich der Küſte, und verfolgten ſolche drey bis vier Meilen, ohne jemals mehr als fünf oder ſechs Faden Waſſer zu finden; ſie erkannten das Cap Orange den 30ſten, und kamen eben

Es begiebt ſich nach Cayenne. Sein Weg.

Waſſer des Amazonenfluſſes.

Linie ſind, dieſes Cap ins Geſicht zu bekommen ſuchen, um ſich nach Surinam zu begeben, und an der Küſte mit dem Strome hinfahren, a. d. 151 S.

Von dieſem Cap an, ſieht man Berge tief im Lande drinnen.

Froger 1696.

eben den Tag um eine große Klippe, der Conſtabel, vorbey, die ſich drey Meilen ins Meer, und fünfe von Cayenne befindet. Sie ſegelten an ſolcher in der halben Entfernung eines Canonenſchuſſes hin, und ankerten um ſechs Uhr des Abends, drey Meilen nordwärts der Inſel, vor fünf kleinen ſehr nahe daran liegenden Inſeln.

Die Ströme waren auf dieſer Küſte außerordentlich heftig, daß die Schaluppe um die Inſel fahren mußte, um einen Piloten zu fordern, den ſie erſt den folgenden Morgen brachte, weil die See niedrig war. Man bediente ſich ſo viel als möglich der Fluth, an den Ankerplatz des Eylandes zu kommen, wo ſo wenig Waſſer iſt, daß man nur mit halber Fluth auslaufen kann. Endlich ankerte man unter dem Geſchütze der Stadt, einen halben Piſtolenſchuß vom Ufer.

Beſchreibung des Eylandes Cayenne.

Die Inſel Cayenne liegt an der Küſte von Guaiana, vier Grad, fünf und vierzig Min. nordlich, und in dreyhundert zwey und dreyßig Gr. der Länge. Sie wird von zween Armen des Fluſſes umgeben, und hat etwa achtzehn Seemeilen im Umfange. Froger ſtellet ſie gegen das Meerufer ziemlich hoch vor, im Mittel aber ſo ſumpficht, daß man zu Lande nicht von einem Ende an das andere kommen kann. Die Moräſte ſind mit dichten Mangles beſetzet, die bis ins Meer hinein wachſen, und durch ihre Verflechtung eine Art eines Dammes ausmachen, auf dem man an manchen Orten funfzehn bis zwanzig Meilen gehen kann, ohne einen Fuß auf die Erde zu ſetzen *u*).

Die Stadt liegt weſtwärts der Inſel, wo Natur und Kunſt gleichviel zu ihrer Befeſtigung beygetragen haben. Ihre Geſtalt iſt ein unordentliches Sechseck. Eine Feſtung beſchützet ſie, die alle Seiten beſtreicht, nebſt verſchiedenen Batterien, die faſt ſechzig Canonen haben. Damals beſtund ihre Beſatzung aus zweyhundert Mann ordentlichen Volkes, und ihrer Einwohner waren mehr als vierhundert, die ſich in der Inſel, oder nahe dabey auf der Küſte aufhalten, und bey dem geringſten Lärmen die Waffen ergreifen müſſen. Ihr Befehlshaber, Herr von **Ferolcs**, hatte die oberſte Verwaltung der Gerechtigkeit. Froger liefert den Grundriß der Stadt und der Feſtung: aber ohne von den Gebäuden zu reden, ſetzet er nur hinzu, daß die Jeſuiten, denen die Verwaltung des Geiſtlichen aufgetragen iſt, eine Kirche in der Stadt, und eine Capelle auf der Inſel andern Theile zu beſſerer Bequemlichkeit der Einwohner haben.

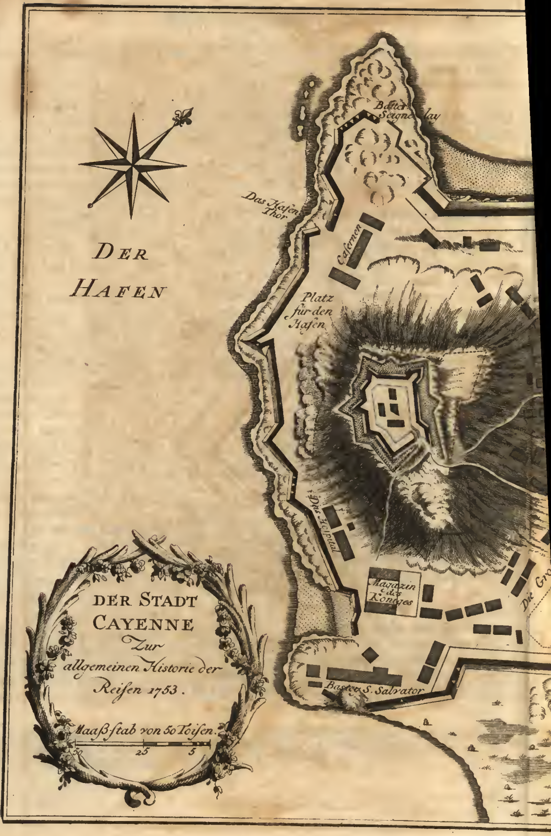
Die Luft von Cayenne war ſonſt ungeſund, nicht nur weil das Erdreich voll Gehölze und Moraſt iſt, ſondern auch weil es neun Monden lang daſelbſt beſtändig regnet. Es gab häufige Krankheiten da, und die Kinder kamen faſt ſo bald um, als ſie das Licht geſehen hatten. Seitdem man aber die Inſel anbauet, fängt man an, ſich beſſer zu befinden. Die Weiber kommen glücklich nieder, und die Kinder ſind ſtark.

Handel daſelbſt.

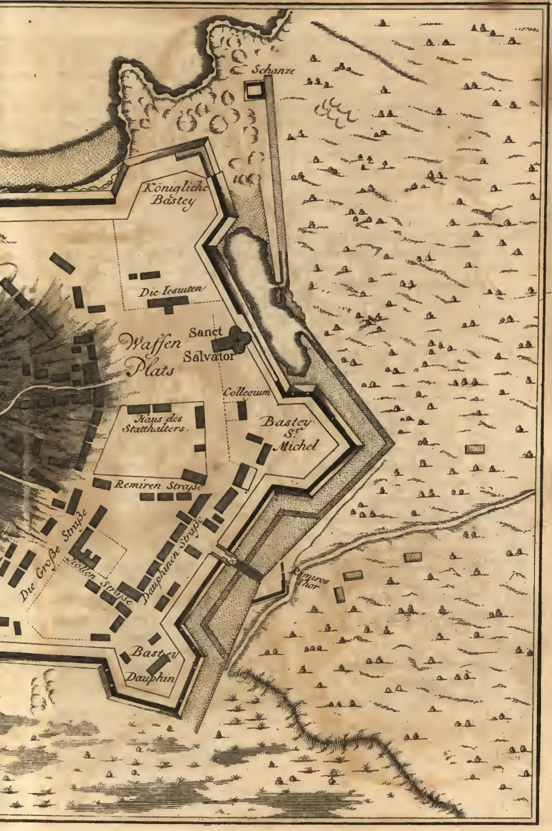
Der vornehmſte Handel der Inſel beſteht in Zucker und Rocou: von beyden aber wird wenig verfertiget, weil es den Einwohnern an Sclaven zu dieſen Arbeiten fehlet. Daher bringen auch die Schiffe manchmal daſelbſt ein Jahr in Erwartung ihrer Ladung zu. Von Frankreich bringt man dahin Wein, Aquavit, Mehl und eingeſalzenes Fleiſch. Das Rindvieh iſt ſelten, ja man darf keines ohne ausdrückliche Erlaubniß tödten, weil man ihm Zeit laſſen will, ſich zu vermehren. Man bringt allerley kleine Waaren und Eiſenwerk

---

u) In den Erzählungen von Africa und Aſien hat man geſehen, daß ſich die Aeſte dieſer Bäume nach der Erde beugen, daſelbſt einwurzeln, und undurchdringliche Waldungen machen. Die Auſtern hängen ſich an ihren unterſten Theil.


Batter. Seignelay
Das Hafen Thor
Casernen
DER HAFEN
Platz für den Hafen
Das Hospital
Magazin des Königes
Die Gro
Bastey S. Salvator
DER STADT CAYENNE
Zur allgemeinen Historie der Reisen 1753.
Maaßstab von 50 Toisen.
50
25
5

N°.4.


Schanze
Königliche Bastey
Die Iesuiten
Sanct Salvator
Waffen Plats
Collegium
Haus des Statthalters.
Bastey St. Michel
Remiren Straße
Die Große Straße
Hollen Straße
Dauphinen Straße
Remires Thor
Bastey Dauphin

T.12. I.

ſenwerk dahin, mit den Indianern zu handeln. Das Geld war allezeit daſelbſt ſehr ſelten geweſen: aber die Freybeuter, die ſeit kurzem aus dem Südmeere wieder gekommen waren, und deren jeder nicht weniger als zwey oder dreytauſend Thaler beſaß, hatten es gemeiner gemachet, und daſelbſt Vorrathshäuſer und Wohnplätze gekaufet. Froger 1696.

Die Franzoſen von Cayenne hatten ſeit einiger Zeit einen ziemlich vortheilhaften Handel mit Sclaven, trockenen Fiſchen, und Hamaks, mit den Indianern des Amazonenfluſſes getrieben. Aber von etlichen Jahren her hatten ſich die Portugieſen daſelbſt ſetzen wollen, und alles, was ihren Abſichten widerſtrebete, grauſamlich hingerichtet. Herr de Feroles hatte unternommen, einen Weg zu machen, um zu dieſem Fluſſe zu Lande zu kommen, und wollte die Feinde ſeines Handels vertreiben. Außer dem alten Vortheile, ſich der Inſel zu verſichern, hatte er auch entdecket, daß der Amazonenfluß Silbergruben in der Nachbarſchaft hatte.

Was ſie hervorbringt.

Nebſt dem Zucker und Roucou bringt die Inſel Cayenne auch Baumwolle und Indig hervor, und iſt an Maiz und Manioc ſehr fruchtbar. Auch wächſt da Caſſia, Papaies, Acajouäpfel, Vanille, und Pite, ein Gewächs, deſſen Faſern ſich wie Hanf arbeiten laſſen. Sie geben ſtärkere und feinere Faden, als Seide; und Froger glaubet, der Seidenhandel würde in Verfall gerathen, wenn der Gebrauch davon in Frankreich verſtattet wäre x).

Das ſchwarze Ebenholz, das grüne, das **Lettreholz**, das Veilchenholz und andere Hölzer zum Färben und zur Tiſcherarbeit, ſind auf der Inſel gemein. Fiſche und Wildpret befinden ſich da in Menge. Man ſieht da Tiger, Hirſche, Schweine, Stachelſchweine, Agoutils und Sapajous. Der Agoutil iſt von der Größe eines Haſens, hat die Farbe eines Hirſches, eine ſpitzige Schnauze, kleine Ohren, kurze und dünne Füße. Der Sapajou von Cayenne iſt eine Art kleiner Affen, von gelbichten Haaren, mit großen Augen, weißem Geſichte, und ſchwarzem Kinne. Er iſt munter und liebkoſend, aber diebiſch, und ſehr empfindlich für die Kälte, wie die braſiliſchen Sagouinen. Man findet im Eylande ſehr große Schlangen, die aber nicht ſehr giftig ſind. Unter vielerley Vögeln ſind die Papageyen da beſonders ſchön. Sie lernen leicht reden; und die Indianer wiſſen die Kunſt, zu machen, daß ihnen Federn von mancherley Farben wachſen, indem ſie ſolche mit dem Blute gewiſſer Gewürme reiben. Die Gehölze ſind voll Fläminge, kleiner Perviquen, Colibris, Ocos und Toucanen. Ocos iſt der Name eines Vogels, ſo groß als ein indianiſcher Hahn, der auf dem Rücken ſchwarze Federn, am Bauche aber weiße hat, ſein Schnabel iſt kurz und gelb, ſein Gang trotzig, und ſein Kopf mit kleinen Federn, die ſich in einen Buſch erheben, gezieret. Der Toucan iſt ſchwarz, roth und gelb, von der Größe einer Taube. Man bewundert ſonderlich ſeinen Schnabel, der faſt ſo groß iſt, als ſein übriger Körper, und ſchwarze und weiße Streifen hat, die man für Ebenholz und Elfenbein anſehen ſollte; ſeine Zunge iſt nur eine einzige ſehr ſchmale Feder y). Die Fläminge von Cayenne ſind nicht größer, als unſere Hühner. Sie fliegen heerdenweiſe, wie die Enten, und ihr Gefieder iſt ſo ſchön roth, daß die Indianer Kronen daraus machen.

Regierung.

Die Regierung von Cayenne wird nicht bloß von der Inſel umgränzet. Sie erſtrecket ſich mehr als hundert Meilen an der Küſte des feſten Landes hin. Weſtwärts hat ſie den Fluß Maroug, der ſie von der holländiſchen Colonie zu Surinam abſondert, und ſüdwärts ſtößt ſie an das nordliche Ufer des Amazonenfluſſes, wo die Portugieſen drey Feſtungen an

---

x) Auf der 162 Seite.

y) Auf der 164 Seite.

Froger 1696.

Kleidung der Indianer.

an den Flüſſen Paron und Nacabu haben. Dieſes Land wird von verſchiedenen Völkern bewohnet, die nicht alle einerley Sprache reden. Sie führen faſt ohne Unterlaß Krieg mit einander; aber ihre Thaten kommen nur darauf hinaus, einander Gefangene wegzunehmen. Dieſe Indianer ſind klein. Sie reißen ſich den Bart aus, und färben ſich mit Rocou. Ihre Haare ſind ſchwarz, lang und platt. Sie gehen nackend, außer um das Mittel des Leibes, das ſie mit einem ſchmalen baumwollenen Streife bedecken, den ſie zwiſchen den Knien durchziehen. Ihre Zierrathe ſind Federkronen von mancherley Farben, und Armbänder von Glascorallen. Die meiſten durchlöchern ſich die Naſe in der Mitte, darein ein Stückchen Silber, oder ein großes Stück grünen Cryſtall vom Amazonenfluſſe zu hängen. Man unterſcheidet eine ganze Nation, die ſich ein großes Loch in die Unterlippe machet, und ein Stückchen Holz durchſtecket, daran dieſer Cryſtall befeſtiget iſt. Sonſt trägt jede Nation ein unterſcheidendes Kennzeichen. Der Weiber einzige Kleidung iſt ein Stück Leinwand, einen halben Fuß ins Gevierte, das ſie am Gürtel tragen; manche haben nur ein bloßes Carretblatt.

Ihre Geſchicklichkeit.

Einige Gebräuche.

Religion.

Außerordentliche Achtung gegen Alte.

Die Mannsbilder bedienen ſich ihres Bogens ſehr geſchickt zur Jagd und zum Fiſchfange. Sie machen Hamaken, daran man die Arbeit bewundert, Töpfergefäße, das eben ſo hoch geſchätzet wird, und Körbe, die ſo genau in einander paſſen, daß ſie Waſſer halten. Auf ihre Kürbißflaſchen graben ſie verſchiedene Figuren, und überziehen ſolche mit einem Firniſſe, der Waſſer aushält. Bey allen dieſen Künſten aber ſind ſie ungemein faul. Man findet ſie ſtets in ihren Hamaken. Nie beunruhiget ſie das Künftige. Nur die gegenwärtige Nothwendigkeit ermuntert ſie von ihrer Trägheit. Mitten in der Arbeit, und ſelbſt im Kriege, eilen ſie nach Hauſe, wenn ſie erfahren, daß ihre Weiber niedergekommen ſind; ſie binden ſich den Kopf, und legen ſich zu Bette, als ob ſie ſelbſt Geburtsſchmerzen litten; die Nachbarn beſuchen ſie, und tröſten ſie auf eine lächerliche Art. Ihre Wohnungen beſtehen aus vielen langen Hütten, die ſie **Carbet** nennen, wo verſchiedene Familien unter einem Hauptmanne beyſammen wohnen. Sie leben von Caſſave, Mais, Fiſchen und Früchten. Die Mannsbilder fiſchen, indem die Weiber das Feld beſtellen. In den Krieg nehmen ſie wenig Lebensmittel mit. Froger, der hier nach dem Zeugniſſe der Jeſuiten des Landes, und alſo aufrichtig ſchreibt z), verſichert, ſie äßen das Fleiſch ihrer fetteſten Gefangenen, und verkaufeten die andern den Franzoſen. Sie haben unter ſich verſchiedene Feſte, während welcher ſie einander aus einem Carbet ins andere einladen, und mit ihren Kronen und Federgürteln gezieret, den Tag mit Tanzen in die Runde, und Gaſtereyen zubringen, wo ſie ſich mit einem ſtarken Tranke, **Ouicou**, betrinken. Es iſt ein Mengſel von Caſſave und Früchten, die ſie zuſammen kochen laſſen. Ihre Unwiſſenheit iſt mitleidenswerth. Sie bethen die Sterne an; fürchten aber einen böſen Geiſt, **Piaye**, ſehr. Ihre Geſetze verbinden ſie zu einer einzigen Frau, die ſie nicht verlaſſen dürfen, wenn ſie ſolche nicht auf friſcher That ergreifen. Die Achtung gegen die Alten treiben ſie außerordentlich weit. Wenn einer ſtirbt, ſo begraben ſie ihn in dem Carbet, wo er gelebet hat, ohne weitere Ceremonien, als ſich dabey zu betrinken. Nachdem ſie ihm aber haben Zeit gelaſſen zu verfaulen, verſammlen ſich die Einwohner der benachbarten Carbets, graben die Knochen aus, verbrennen ſie, und thun die Aſche in ihren Ouicou, ſolche bey einem großen Feſte zu verſchlingen *a)*.

---

z) Auf der 166 Seite.

a) Auf der 171 u. vor. Seite.

Froger 1696.

Biets Beſchreibung von Cayenne.

Ihr Namen.

Spitze Ceperou.

Stelle des erſten Forts.

Anton Biet, der im Jahre 1674 b) eine Nachricht von demjenigen, was 1652 auf der Inſel Cayenne vorgieng, da ſich eine franzöſiſche Colonie darauf ſetzen wollte, geſchrieben hat, hält ſich bey der Beſchreibung dieſer Inſel lange auf. Der damalige Erfolg war nicht glücklicher, als bey einer andern Unternehmung einige Jahre zuvor. Die Inſel hat ihren Namen vom Fluſſe, der ſie machet. Er weis ſie mit nichts beſſer zu vergleichen, als mit der Inſel Camargue, die die Rhone machet; nur daß Cayenne etwas größer iſt. Ihr Umfang iſt funfzehn bis ſechzehn Seemeilen. Der Strom des Fluſſes kömmt vom Mittage, und theilet ſich in zween Aerme, davon der vornehmſte, Cayenne, weſtwärts ins Meer fällt, und wenigſtens eine Vierthelmeile an ſeiner Mündung breit iſt. Der andere fließt oſtwärts, und heißt **Mahury**, von einer Landſpitze, wo er ins Meer fällt. Alſo hat die Inſel das Meer nordwärts, ſüdwärts feſtes Land, oſtwärts die Spitze Mahury, weſtwärts den Fluß Cayenne. Bey der Mündung dieſes Fluſſes endiget ſie ſich in eine andere Spitze, die wie ein halber Mond ausſieht, und eine Seemeile lang iſt, und ſich in zwey Hörner endiget, deren eines die Spitze **Ceperu** heißt. Daſelbſt bauete man bey der Unternehmung, welche **Biet** erzählet, ein Fort auf einem Hügel, der ſeinen Fuß im Meere hat, und allmählich ſich bis an den Gipfel erhebt. Die Lage war ziemlich bequem, nur daß man kein anders, als Ciſternenwaſſer, daſelbſt hoffen konnte. Man hatte einen Brunnen, hundert Schritte vom Hügel, gegraben: aber bey einer Belagerung wäre er dem Platze unnütze geweſen. Der Ankerplatz iſt vortrefflich am Fuße des Hügels ſelbſt im Canale des Fluſſes, und zwiſchen beyden Hörnern des halben Mondes haben mehr als hundert Schiffe zu ankern Raum, und befinden ſich unter dem Schutze des Forts. Auf beyden Seiten des Hügels nähern ſich Barken und Schaluppen dem Ufer bis auf einen Fuß. Dieſes iſt ein anderer kleiner Hafen, auch in Geſtalt eines halben Mondes; ein kleiner Felſen machet die Spitze deſſelben aus. An der Seite dieſes Felſens iſt das Meerufer ſchöner Sand, eine Vierthelmeile lang, bis an die Mündung eines Flüßchens, das zu Zeiten vertrocknet. Aller Platz vom Fort bis an den Fluß iſt ebenes und anzubauendes Erdreich.

Spitze Conobebo.

Auf dieſes Fluſſes anderer Seite findet man einen Hügel, der ein wenig ins Meer hineingeht, und eine andere Spitze machet, an deren Fuße ein Quell aus einem Felſen hervordringt. Dieſer Hügel machet des halben Mondes anderes Horn aus, und heißt **Conobebo**. Er iſt ſo hoch, als Ceperu, und oſtwärts hat er ein ſehr ſchönes Ufer, das ſich eine große Vierthelmeile unter dem Namen der Bucht von **Conobebo** erſtrecket. Das Erdreich iſt eben, und ein anderer Hügel dabey, der auch ins Meer geht, und **Romata** heißt; von ihm hat das öſtliche Ufer den Namen der Bucht **Romata**. Auch dieſes iſt ein ſehr ſchönes Land, aber von keinem Fluſſe bewäſſert. Das Aeußere dieſer Bucht wird auch von einer Landſpitze begränzet, nach welcher die Bucht oder das Ufer Remire folget, das eben ſo ſchön iſt, und ſich eine Meile weit erſtrecket. Mitten in dieſer Bucht hatte man bey den erſten Verſuchen einer Colonie, die vornehmſte Wohnung angeleget, welches Biet tadelt, weil daſelbſt kein anderes Waſſer, als von einigen Sümpfen war, die vom Regen entſtunden, und man mit vieler Mühe an einen Fluß einen Canonenſchuß weit nach Waſſer gehen mußte. Außerdem war da gar keine Hoffnung, einen ſichern und bequemen Hafen anzulegen. Der Fluß, deſſen Entfernung man bemerket hat, iſt klein und ſehr angenehm. Sonſt ſind auf der Inſel keine hohen Berge. Man ſieht da nur Hügel, die bis an

---

b) Paris, in Quart, bey Clouſin.

an ihren Gipfel anzubauen ſind. Das übrige Land iſt ſehr eben, und hat hier und da Savannas, oder ſchöne Wieſen voll trefflicher Kräuter c).

Beſondere Einſetzung ihres Hauptmannes.

Biet, deſſen Verſtand und Frömmigkeit, für die Richtigkeit deſſen, was er erzählet, zulängliche Verſicherung geben, wenigſtens wenn er von dem, was er ſelbſt geſehen, redet, meldet einige ſonderbare Gebräuche der Eyländer. Die, welche Hauptleute werden wollen, müſſen ausnehmende Proben ihrer Tapferkeit und Klugheit gegeben haben. Die Wahlen geſchehen nach einem Kriege, und vor ihnen gehen unglaubliche Uebungen vorher. Erſtlich erkläret der, welcher nach dieſer erhabenen Stelle ſtrebet, ſeine Abſicht, wenn er in ſeine Hütte zurück kömmt, mit einem Schilde auf dem Kopfe, niedergeſchlagenen Augen, und tiefen Stillſchweigen. Selbſt ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſaget er nichts davon, ſondern begiebt ſich in einen Winkel der Hütte, und machet ſich daſelbſt eine kleine Verſchanzung, da er ſich kaum bewegen kann. Ueber ihn hängt man ſeinen Hamak, damit er mit niemanden zu reden Gelegenheit hat. Aus dieſem Orte geht er nur natürlicher Nothdurft wegen heraus, oder die rauhen Proben auszuſtehen, die ihm die andern Hauptleute nach und nach vorlegen.

Außerordentliche Proben.

Sechs Wochen lang hält er eine ſehr ſtrenge Faſten. Seine ganze Nahrung beſteht in einem wenig gekochten Hirſe und Caſſave, davon er nur das Mittel eſſen darf. Die benachbarten Hauptleute beſuchen ihn des Abends und Morgens. Sie ſtellen ihm ſehr nachdrücklich vor, ſich dieſes Ranges würdig zu machen, müſſe er keine Gefahr fürchten; er habe nicht nur die Ehre der Nation zu ſchützen, ſondern auch an denen Rache auszuüben, die ihre Verwandte und Freunde hingerichtet, und ihnen einen grauſamen Tod angethan hätten; Arbeit und Mühe wäre künftig einzig ſein Theil, und ſonſt habe er keinen Weg, Ehre zu erlangen. Nach dieſer Rede, welche er ſittſam anhöret, giebt man ihm tauſend Schläge, um ihm zu erkennen zu geben, was er würde auszuſtehen haben, wenn er den Feinden der Nation in die Hände fiele. Er ſteht aufgerichtet, die Hände kreuzweis über den Kopf haltend. Jeder Hauptmann giebt ihm drey ſtarke Schläge auf den Leib, mit einer Peitſche von Palmbaumwurzeln. Während dieſer Ceremonie beſchäfftigen ſich die jungen Leute der Wohnung Geißeln zu machen; und da er mit einer nur drey Schläge bekömmt, ſo brauchet man viel bey einer großen Menge der Hauptleute. Dieſes geht zweymal des Tages wieder an, und dauert ſechs Wochen. Man ſchlägt ihn auf dreyerley Orte des Leibes, auf die Brüſte, auf den Bauch, und auf die Lenden. Das Blut ſtrömet heraus, und in den ſtärkſten Schmerzen darf er nicht die geringſte Bewegung machen, noch einige Ungeduld anzeigen. Nach dieſem geht er wieder in ſein Gefängniß, mit der Freyheit, ſich in ſein Bette zu legen, auf welches man die Geißeln, mit denen er iſt gepeitſchet worden, wie ein Siegeszeichen leget.

Ihr noch ſeltſamer Ende.

Dauert ſeine Beſtändigkeit ſechs Wochen: ſo werden ihm andere Prüfungen zubereitet. Alle Häupter der Nation verſammeln ſich, feyerlichſt geſchmücket, und verbergen ſich um die Hütte herum in Gebüſchen, wo ſie erſchrecklich ſchreyen. Alsdann zeigen ſie ſich alle mit dem Pfeile auf dem Bogen, gehen plötzlich in die Hütte, nehmen den Candidaten, den Faſten und die erhaltenen Schläge ſchon ſehr abgemattet haben, tragen ihn in ſeinem Hamak herzu, und binden ſolchen an zween Bäume, und laſſen ihn da aufſtehen. Man ermuntert ihn, wie das erſtemal, durch eine vorbereitete Rede, und zur Probe ſeines Muthes giebt ihm jeder einen Geißelſchlag, der viel ſtärker iſt, als alle vorigen. Er leget ſich

---

c) Reiſe nach dem Aequator, oder Beſchreibung ꝛc. auf der 95 u. vorherg. Seite.

Froger 1696.

ſich wieder in ſein Bette. Man ſammelt um ihn viel ſtarke und ſtinkende Kräuter, welche man anzündet, daß ihn die Flamme nicht berühret, ſondern nur die Hitze trifft. Bloß der Rauch, der ihn überall durchdringt, erreget ihm erſtaunliche Pein. Er wird in ſeinem Hamak halb toll, und wenn er beſtändig darinnen bleibt, ſo fällt er in ſo tiefe Ohnmachten, daß man ihn für todt halten ſollte. Man bringt ihn mit einigen Getränken wieder zu Kräften: kömmt er aber nicht bald wieder zu ſich ſelbſt, ſo verdoppelt man das Feuer und die Ermahnungen. Während dieſer Quaal bringen die andern alle ihre Zeit mit Trinken um ihn herum zu. Endlich, wenn ſie glauben, ſeine Mattigkeit ſey aufs höchſte gekommen: ſo machen ſie ihm ein Halsband und einen Gürtel von Blättern, die ſie mit großen ſchwarzen Ameiſen füllen, deren Stich ſehr ſtark iſt. Sie legen ihm dieſe beyden Zierrathen an, und erwecken ihn bald durch neue Schmerzen. Er ſteht auf: und wenn er vermögend iſt, zu ſtehen, ſo gießt man ihm einen geiſtigen Saft durch ein Sieb über den Kopf. Er wäſcht ſich darauf im Fluſſe, oder einen nahen Brunnen, geht wieder in ſeine Hütte, und ruhet da ein wenig. Man läßt ihn ſein Faſten fortſetzen, mit etwas verminderter Strenge. Er fängt an, kleine Vögel zu eſſen, die von andern Hauptleuten getödtet ſeyn müſſen. Man vermindert ihm das üble Begegnen, und vermehret ihm nach und nach die Nahrung, bis er ſeine vorige Stärke wieder bekommen hat. Alsdenn ruft man ihn zum Hauptmanne aus. Man giebt ihm einen neuen Bogen, und alles, was ſeiner Würde anſtändig iſt. Indeſſen gelanget man doch durch ſo harte Prüfungen nur zu geringen Ehrenſtellen unter den Kriegesleuten; die oberſte zu erhalten, muß man ein Canot beſitzen, und ſolches ſelbſt gemachet haben, welches auch eine lange und beſchwerliche Arbeit erfordert *d*).

Was die Oberſten thun müſſen.

Wie die Aerzte gemachet werden.

Die Art, wie man im Lande die **Piaies** *e*) machet, welches die Aerzte ſind, iſt eben ſo merkwürdig. Wer dieſen erhabenen Vorzug verlanget, muß anfangs etwa zehn Jahre bey einem alten Piaie zubringen, und ſolchen, indem er von ihm unterrichtet wird, dienen. Der Alte bemerket, ob er die nothwendigen Eigenſchaften hat. Er muß über fünf und zwanzig Jahre alt ſeyn.

Wenn die Zeit der Probe gekommen iſt: ſo läßt man den Candidaten noch viel ſtrenger faſten, als den Hauptmann. Er wird ausgezehret, bis er gar keine Kräfte mehr hat. Die alten Piaies verſammeln ſich, und ſchließen ſich in eine Hütte ein, ihn das vornehmſte Geheimniß ihrer Kunſt zu lehren, welches in der Aufforderung gewiſſer Kräfte beſteht, die Biet für hölliſche hält. Statt ihn zu geißeln, wie den Hauptmann, läßt man ihn ſo unabläßig tanzen, daß er in ſeiner Schwachheit ſinnlos dahin fällt. Man bringt ihn aber wieder mit den Gürteln und Halsbändern voll Ameiſen zu ſich. Um ihm nachgehends die heftigſten Hülfsmittel bekannt zu machen, ſetzet man ihm eine Art von Trichter in den Mund, und füllet ihm dadurch ein großes Gefäß voll Tabaksſaft ein. Dieſe außerordentliche Arzeney verurſachet, daß alles, bis aufs Geblüte, von ihm geht, welches viele Tage dauert. Darauf erkläret man ihn für einen Piaie, und für vermögend, alle Arten von Krankheiten zu heilen. Dieſes indeſſen zu behalten, muß er eine dreyjährige Faſten beobachten, da er das erſte Jahr nichts als Hirſe und Caſſave ißt, das zweyte einige Krabben mit dieſer Art Brodt, und das dritte nur noch einige Vögelchen hinzuſetzet. Der ſtrengſte Theil dieſer Enthaltung aber iſt die Beraubung ſtarker Getränke. Sie dürfen ſich nicht eher zu Kranken fordern laſſen, als bis ſie dieſe lange Reihe von Prüfungen und Bußen durchgangen

---

d) Ebendaſ. a. d. 370 u. folg. Seite.

e) So nennet Froger ihren Götzen.

Froger 1696.

Sonderbar kräftige Kräuter.

gangen ſind. Es iſt nicht der Mühe werth, alle Umſtände von der Ausforderung der unterirrdiſchen Kräfte zu erzählen; mehr Aufmerkſamkeit aber verdienet ſeine Nachricht, daß dieſe Barbaren eine große Kenntniß allerley Kräuter hätten, mit denen ſie vortreffliche Curen verrichteten. „Sie haben Wurzeln, mit denen ſie auch noch ſo vergiftete Wunden heilen, und die zerbrochenen Pfeile herausziehen.„ Biet verſichert, er habe dieſe Wirkungen geſehen, und einige ſolcher Kräuter, die er bekommen, auf der Inſel Barbados gepflanzet *f*). Warum theilen uns die Franzoſen auf Cayenne, denen dieſe Dinge bekannt ſeyn müſſen, nicht einen Schatz mit, der koſtbarer iſt, als alles, was ihre Inſel hervorbringt?

Unmäßigkeit der Seeleute.

Das franzöſiſche Geſchwader brachte drey Monate zu, ſeine Kranken wieder herzuſtellen. Froger machet eine ſcherzhafte Anmerkung über die Unmäßigkeit der Seeleute. Seit zween Tagen war ein Kaufmannsſchiff mit Wein und Aquavit angekommen. Die Leute auf dem Geſchwader bekamen ihren Sold auf einen Monat, und hatten ſeit langer Zeit keine ſo ſchöne Gelegenheit gehabt; ſie trunken alſo nicht nur die ganze Ladung des Schiffes aus, ſondern auch noch alles, was ſich von Wein und Aquavit auf der Inſel befand.

1697.

Rückkunft des Geſchwaders nach Rochelle.

Herr von Genes ließ den 25ſten die Anker lichten, und gieng durch Martinique und Guadeloupo, vermuthlich ohne weitere Abſicht, als den franzöſiſchen Handel zu ſchützen; den 10ten des Hornungs des 1697 Jahres ſegelte er ab. Von der Durchfahrt durch die Antillen an, bis an die Azoren, ſah man beſtändig Kräuter, die, wie es heißt, vom Canale von Bahama herkommen, von dar ſie durch die Macht der Ströme in die weite See geworfen werden, und ſich in dieſes ganze Meer durch die Winde von Aval zerſtreuen, die beſtändig auf den Küſten von Virginien und Neuengland herrſchen. Den 21ſten des Aprils ankerte das Geſchwader glücklich vor Rochelle *g*).

Das

---

f) Ebendaſ. a. d. 388 u. vorhergeh. S. Eben dieſer Reiſende machet einige merkwürdige Erinnerungen über die Sprache dieſer Küſte. Sie iſt außerordentlich unfruchtbar. Dieſe Wilden kennen keine Kunſt, Wiſſenſchaft oder Religion, und haben nur Namen für das, was ihnen in die Sinne fällt. Man verſteht ſie alſo auch bald und leicht. „Von unſern acht Theilen einer Rede, haben ſie „nur zween, das Nennwort, und das Zeitwort, und „zwar beyde Arten von Nennwörtern, aber ohne „Unterſchied der Zahl, der Fälle, und ohne Vor„wörter.„ Brodt zu nennen, ſagen ſie **Meiu**; zu melden, daß das Brodt Petern gehöret, ſagen ſie: **Meiu Peter**; doch kann man ſagen, daß ſie einen Rufefall haben, denn ſie rufen einander ſehr wohl, wo nicht der Ton der Stimme ſtatt deſſen dienet. Die mehrere Zahl zeigen ſie durch das Wort Papo an, welches alle bedeutet. Eine große Zahl, die ſie nicht ausdrücken können, weiſen ſie durch ihre Haare an, und ſagen dazu: Taponime, das iſt, viel. Sie haben nur eine Endung für alle Geſchlechter. Eigenſchaften, die ihren zufälligen Nennwörtern entgegengeſetzet ſind, auszudrücken, fügen ſie die Verneinung ua, das iſt, **nein**, bey; zum Exempel, die Franzoſen ſind gut: **Francici trupa**; die Franzoſen ſind ſchlimm: **Francici trupa ua**. Sie haben die anweiſenden Fürwörter ich, du, er, die ihnen auch den Beſitz anzeigen, und Perſonen von Wörtern unterſcheiden. Au bedeutet; ich, wir, mir, meine, unſer. Amore dir,

Rogers 1708.

Das XLIII Capitel.

Woodes Rogers Reiſe nach Oſtindien durch Südweſten.

Einleitung. Erläuterung wegen der Engländer Reiſen durch Südweſt. Rogers Anmerkungen über ſeiner Nation Vortheile. Deſſen Abreiſe. Anmerkungen über ſein Tagebuch. Wie er ins Südmeer kömmt. Lage der Inſel Folkland. Wie weit er ſüdwärts gekommen. Geſchichte des Schotten Selkirk. Verfolg der Reiſe. Anmerkungen über das Eyland Gorgone. Faulthiere, eine Art von Affen. Bay Tecawes. Haß der Einwohner wider die Spanier. Rogers Anmerkung über die Gallapagos Inſeln. Ihn fällt ein Seehund an. Bay Segura. Deren Einwohner. Landesfrüchte. Rogers Anmerkungen über die ſpaniſchen Seekarten. Weg der Engländer bis nach Batavia. Betrachtungen des Verfaſſers über die holländiſchen Sitze. Er kömmt am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Seine Betrachtung über die daſige Colonie. Kluge Einrichtung der Holländer. Alte Seeräuber von Madagaſcar. Schloß am Cap. Rogers Urtheil über den Aufenthalt daſelbſt.

Einleitung.

Von verſchiedenen politiſchen Anmerkungen, die zur Einleitung in dieſes Tageregiſter dienen, will man nur diejenigen ausleſen, welche der Engländer Abſichten erläutern, die ſie bey ihren Schiffahrten ins Südmeer durch die Engen führen. Drake, Candiſh, und Narborough haben ſich nicht offenherzig genug erkläret. Außerdem haben ſich die Umſtände mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geändert, und es ſcheint nöthig zu ſeyn, die neuen Bewegungsgründe zu erzählen, welche die Engländer zu eben den Unternehmungen gebracht haben.

Erläuterungen wegen der Engländer Reiſen durch Südweſt.

Woodes Rogers fängt mit einer kurzen Nachricht von den Vortheilen ſeiner Nation, bis zur Zeit ſeiner Abreiſe an. Er ſtellet Spanien wegen ſeines Handels in die Südſee ſo eiferſüchtig vor, daß es nie ohne eine enge Einſchränkung ihren Schiffen verſtatten wollen, dieſe Küſten zu berühren. „Die unermeßlichen Schätze Weſtindiens, ſaget er, „kamen jährlich im Hafen von Cadix, wo die meiſten europäiſchen Nationen eine mehr, „die andere weniger Theil daran hatten. Da wurden unſere Waaren alle Jahre eingeſchifft, und zwar unter dem Namen unſerer ſpaniſchen Factore, oder ſpaniſchen Handels-

„leute

dir, du, eure, ihr. **Moce**, er, ſie, ihm, ihnen, ihre. Kein beziehendes Fürwort, und ſelbſtändiges Zeitwort, keine Abänderung der Zeitwörter, kein leidendes Zeitwort, haben ſie. Nur bis auf vier können ſie zählen. Eins, Annik, zwey, Oko, drey, Orona, vier, Acurabame. Fünf zeigen ſie durch alle Finger einer Hand an, zehn durch beyde Hände, zwanzig durch Finger und Zähen. **Opupome** bedeutet Hände und Füße zweymal. Eine größere Zahl deuten ſie durch die Gelenke an den Fingern an. Biet giebt nebſt verſchiedenen Anmerkungen ein kleines Wörterbuch. Noch bemerket er, daß ſich die Sprache der Mannsbilder und der Weibsbilder unterſcheidet. Die Mannsperſonen ſetzen am Ende des Wortes **bo** oder **bon** hinzu, und die Weibsbilder **ri**. Zum Exempel, ich gehe nach Ceperu, ſagt ein Mann au **Ceperubo**, oder **Ceperubon** *niſau*. Die Frau: au **Ceperiri** *niſan*. Den Urſprung des Unterſchiedes erkläret Biet nicht. Ebendaſelbſt a. d. 594 u. f. S.

g) Ein Schiff, das die Winde von ihm geſondert hatten, war in dieſem Hafen vor ihm angelangt. Die letzten fünf Tage mangelte es dem Herrn von Genes an Lebensmitteln, und er mußte der Kaufleute Zucker und Cacao anwenden, Chocolade daraus machen zu laſſen. Dieſes Getränk war nährend genug, den Matroſen ſtatt der Speiſe zu dienen, aber ſie waren damit nicht zufrieden, weil es ihnen den Kopf dumm machte.

Rogers 1708.

„leute verkaufet, die ſie für ihre Rechnung nach Indien ſchickten, und wir erhielten im Gegentheile, Gold, Silber, und andere Koſtbarkeiten. Noch gab es einen geheimen Handel über Jamaica, auf den Küſten der Nordſee, aber mit vieler Gefahr, weil die ſpaniſchen Küſtenbewahrer alle engliſche Schiffe wegnahmen, die ſie ertappen konnten. Da wir ihnen indeſſen die beſten Waaren verſchaffeten, und wohlfeiler lieferten, als ſie ſolche von ihren Galionen bekamen, ſo handelten nicht nur ihre Kaufleute, ſondern ſelbſt ihre Küſtenbewahrer heimlich mit uns, wenn es ſicher geſchehen konnte.„

So verhielt es ſich mit dem engliſchen Handel nach Spanien, bis zur großen Allianz im Jahre 1701. Das Haus Oeſterreich, welches für ſich nicht vermögend war, ſich wieder in den Beſitz dieſer Krone zu ſetzen, erſuchte die Engländer und die vereinigten Provinzen um Hülfe. Um ſeine Alliirten wegen der Kriegeskoſten ſchadlos zu halten, überließ es ihnen eigenthümlich alle Länder und Städte der ſpaniſchen Herrſchaft, die ſie durch die Waffen erobern könnten. Die Franzoſen aber unternahmen, ihnen zuvor zu kommen. Seit dem Jahre 1698 hatten ſie von Rochelle ins Südmeer, zwey Schiffe mit Manufacturen von ihnen beladen geſandt, welche **Beauchene Gouin** von St. Malo führete, um einen Verſuch zu Errichtung einiges Handels daſelbſt zu thun *h*). Der Erfolg war ihrer Hoffnung ſo gemäß geweſen, daß ſie fortfuhren, daſelbſt einen ſehr weitläuftigen Handel zu führen, und daß man in einem einzigen Jahre bis auf ſiebenzehn ihrer Krieges- oder Kaufmannsſchiffe da ſah. „Woodes Rogers behauptet nach denen Zeugniſſen, die er für ſicher hält, in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts hätten ſie nach Frankreich gewiß über hundert Millionen Reichsthaler, oder faſt acht und zwanzig Millionen Pfund Sterling gebracht, außerdem was ihnen der Handel in die Nordſee brachte, wenn ſie den Galionen oder der ſpaniſchen Flotte zur Bedeckung bey der Reiſe und Rückkehr von Oſtindien dieneten. Durch dieſe beyden Mittel machten ſie ſich vollkommen zu Herren eines unſchätzbaren Handels, der ſie in den Stand ſetzete, den meiſten europäiſchen Mächten zu widerſtehen, und einen Krieg auszuhalten, unter deſſen Laſt ſie ohne dieſes Hülfsmittel erlegen wären.„

Rogers Anmerkungen über ſeiner Nation Vortheil.

Der Verfaſſer unterſuchet nicht, was ſeine Nation verhindert hat, von dem Bündniſſe mit dem Hauſe Oeſterreich mehr Vortheil zu ziehen, und im Anfange des Krieges eine Colonie ins Südmeer zu ſenden: er verſichert aber, nur ſeine eigene Erfahrung habe ihn ſchon zulänglich gelehret, daß dieſes thulich ſey; und wenn er bey ſeiner Reiſe in dieſes Meer ſtark genug geweſen wäre, ſo würde es ihm leicht geweſen ſeyn, verſchiedene Pflanzſtädte anzulegen. Er überleget die Einwendungen, und findet nur viere von Wichtigkeit. 1) Daß es für viele Schiffe ſchwer fällt, auf einer ſo langen Reiſe beyſammen zu bleiben. 2) Daß es eben ſo ſchwer iſt, ſich zulänglich mit Lebensmitteln und Nothwendigkeiten auch zur Rückkehr zu verſehen, wenn es nicht gut gienge. 3) Daß es nicht wohl thulich ſcheint, Leute genug zu Anlegung einer neuen Pflanzſtadt hinzuführen. 4) Daß man doch andere Nationen nicht hindern könnte, da zu handeln, noch vielleicht daſelbſt ſicher zu ſeyn.

Einwürfe.

Antworten.

Rogers glaubet, die erſte wohl zu beantworten, indem er durch ſein Beyſpiel weiſt, daß verſchiedene Schiffe zugleich um die Welt reiſen können. Es iſt nicht unbekannt, ſetzet er hinzu, daß ganze Flotten nach Oſtindien gehen und zuſammen wieder kommen, ob die Reiſe gleich viel länger dauert; die beyden folgenden Einwendungen beantwortet er damit, daß

die

---

h) Der Verfaſſer führet hier dieſes Befehlshabers Tageregiſter an, das nie iſt gedruckt worden, davon er aber ſich rühmet, eine Abſchrift zu haben. Siehe unten.

Rogers 1708.

die beyden Schiffe, von denen er das eine führte, mehr Volk am Borde hatten, als man ordentlich auf Schiffe von dieſer Größe bringt, und doch Lebensmittel für ſechzehn Monate führeten, woraus er ſchließt, Kriegesſchiffe und Transportſchiffe, die wohl ausgerüſtet wären, könnten dieſe Fahrt verrichten, und wenigſtens auf ein Jahr Lebensmittel haben. Er verlanget auch, man könne für jedes Kriegesſchiff, ein Schiff mit Lebensmitteln beladen, zugeſtehen, das deren auf neun oder höchſtens zehn Monate führte, weil es nur ſo wenig Matroſen, als es zu regieren nöthig ſind, auf ſich hätte. Man würde allezeit ſolchergeſtalt Leute genug zu einer Pflanzſtadt überführen, und für zwey und zwanzig Monate Lebensmittel haben können, welches viel längere Zeit iſt, als man zur Reiſe ins Südmeer und zur Rückkehr nöthig hat. Käme ein Schiff von den andern ab, ſo müßte es ſich an dem Sammelplatze einfinden. Alle Schiffer haben zur günſtigen Zeit dieſe Reiſe leicht gefunden, und ſelbſt die Bootsleute bleiben geſunder, als die nach Weſtindien durch das Nordmeer gehen. Auf den Inſeln von Cap Verd und in Braſilien kann man ſich erfriſchen. Die größte Entfernung dieſer beyden Oerter vom Südmeere beträgt nur zehn Wochen. Alsdann kömmt man nach Chili, wo das Clima ſehr gelinde iſt, und mit der Europäer Beſchaffenheit ſo wohl übereinſtimmet, daß ihre Kranken da bald wieder geſund werden.

Gegen den vierten Einwurf ſetzet **Rogers** zum voraus, England könne beſſere und wohlfeilere Waaren liefern, als ſonſt ein Theil von Europa. Die Engländer, ſaget er, würden mit Vortheile im Südmeere handeln, weil die Spanier daſelbſt über Portobello, Carthagena und Panama erſtaunlich viel europäiſche Waaren verthun, und die Franzoſen ihre Waaren ſo viel wohlfeiler, als was ſie über den alten Weg koſteten, dahin gebracht haben, daß der Handel der Flotte und der Galionen des alten Spaniens ſeinem Untergange höchſt nahe zu ſeyn ſchiene.

Geſtändniß, das ſeiner Hoffnung widerſpricht.

Nachdem aber Rogers dieſe Gründe feſt geſetzet hat: ſo trauet er doch dem Erfolge der großen Allianz nicht, und thut ein Geſtändniß, das ſich zu ſeiner Abſicht die Nation zum Handel ins Südmeer aufzumuntern ſchlecht ſchickte. „Es iſt gewiß, ſaget er, daß wir unſere Vortheile da niemals, weder im Kriege noch im Friede behalten werden, wenn wir „nicht eine Colonie haben: aber darf ich mich offenherzig erklären, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß wir je unſern Handel in Spanien wieder in Aufnehmen bringen können, „ſo lange dieſe Krone auf dem Haupte eines franzöſiſchen Monarchen ſteht. Wir ſtreben vergebens nach dem Handel des Südmeers. Wir werden darinnen nicht glücklich „ſeyn, wenn wir uns deſſelben nicht währenden Krieges bemächtigen, damit er uns durch „einen Vergleich beſtätiget wird.„

Abreiſe.

Die gute Meynung, die man von dem Urheber dieſer Schlüſſe hegete, veranlaſſete vermuthlich, daß man ihn im 1708 Jahre zum Befehlshaber über eines der beyden Schiffe, der **Herzog** und die **Herzoginn**, ſetzete, die auf der königlichen Rheede bey Briſtol ausgerüſtet waren, im Südmeere zu kreuzen; beyde waren mit allen Nothwendigkeiten zu einer langen Reiſe ſehr wohl verſehen. Man ſtellet ſich bey dem, was ihm aufgetragen worden, noch was erhabeners vor, da man ihn von dem berühmten **Wilhelm Dampier** begleitet ſieht, der ſich ſchon durch wichtige Reiſen hervorgethan hatte, und ſich doch gefallen ließ, bey ihm die Stelle des erſten Piloten anzunehmen. Sie ſegelten den 2ten Auguſt ab. Die, welche ſie ausrüſteten, hatten ihnen vollkommen weiſe Maaßregeln vorgeſchrieben, und in ihren beyden Schiffen war ein ſehr klüglich eingerichteter

Rogers 1708.

Rath angeordnet. Alles, was vorgieng, genau und zuverläßig aufzuzeichnen, verſah ſich Rogers mit einem Buche von weißem Papiere, das dem Geſichte aller Seeleute ausgeſetzet wurde, und worinnen er jede Begebenheit aufzeichnete, dabey jedermann die Freyheit hatte, die kleinſten Fehler ſogleich zu verbeſſern *i*). Uebrigens kann man in der That von der Aufrichtigkeit eines Tageregiſters, das mit ſo vieler Vorſichtigkeit verfertiget worden, nicht

Anmerkungen über Rogers Tageregiſter.

übel urtheilen; aber allen hiſtoriſchen Nachrichten, die erſt nach der Rückkunft hinzugeſetzet worden, iſt man wohl ſo vielen Glauben nicht ſchuldig, und dieſe machen wenigſtens drey Viertheil des Werkes aus *k*). Doch iſt hiervon Rogers kurzer Auszug aus Beauchene Gouins Tageregiſter auszunehmen. Wir wollen dieſes noch nie gedruckte Stück in einer Anmerkung erhalten *l*). Das wichtigſte und merkwürdigſte bey der Fahrt der beyden engliſchen Schiffe iſt, wie ſie ins Südmeer kommen, ohne die bekannten Wege zu nehmen. Sie finden einen neuen, der weder **Magellans** noch des **le Maire** ſeiner iſt. Das Tageregiſter giebt nur die Höhen an. Man muß dieſen folgen, um ſich von dem Wege einen Begriff zu machen.

Den 21ſten des Chriſtmonates fand ſich der **Herzog**, den **Rogers** führte, in acht und vierzig Grad, funfzig Minuten ſüdlicher Breite. Er hatte ſchon ſeit einigen Tagen viele ſehr hohe Meerbuſen geſehen, die faſt ganz rund und äſtig waren, und ſich auf verſchiedenen Klippen zeigeten. Den 23ſten um zehn Uhr des Morgens kam er wieder zur

Rogers Weg ins Südmeer.

Herzoginn; ſie entdeckten Land nach S. S. O. neun Meilen weit. Es zeigte ſich ihm anfangs, wie drey Inſeln, die ſich nach dem Maaße, wie ſie ſich näherten, zu mehren ſchienen. Zu Mittage hatten ſie es nach S. W. ſechs Meilen von ſeinem weſtlichen Ende. Da ſahen ſie denn, daß das, was ihnen wie Inſeln geſchienen hatte, mit dem niedrigen Lande zuſammenhing. Aber ein friſcher Weſtwind verhinderte ſie, daſelbſt hinzukommen,

---

i) Amſterdamer Ausgabe im Jahre 1716, zween Bände.

k) Die meiſten ſind aus verdächtigen Quellen, zumal die die Jeſuiten von Paraguay betreffen.

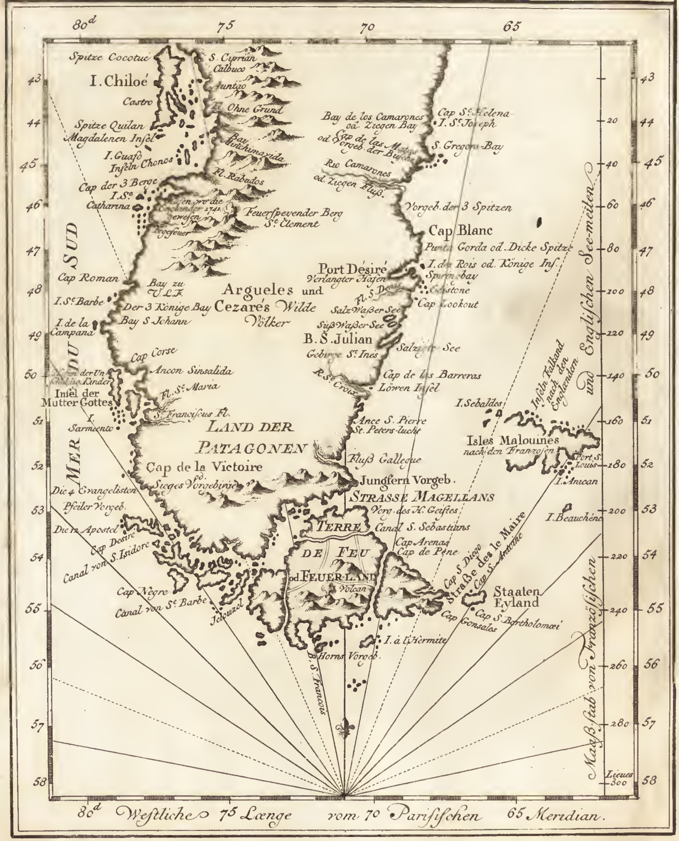
Tageregiſter des Beauchene Gouins.

l) Beauchene Gouin, ſaget er, der letzte Schiffer, wenigſtens ſo viel mir bekannt iſt, der durch die magellaniſche Meerenge gegangen iſt, blieb daſelbſt beym Vorgebirge der eilf tauſend Jungfern, (oder der Jungfer) den 24ſten des Brachmonates des 1699 Jahres auf dem Grunde ſitzen. Einige Tage hielten ihn widrige Winde zurück. Den 3ten des Heumonates ſegelte er in den Hungerhafen; und ob zwar dorten die ſchlimmſte Zeit im Jahre war, ſo kam ihm doch das Clima von der Mündung der Enge bis an dieſen Hafen ſo gemäßigt vor, als in Frankreich. Er fand da viel Brennholz, aber er ſtund große Stürme vom Regen und Schnee aus, die von Weſten kamen. Er meynet, es ſey leicht, ſich da in einem Striche Landes, der ſich über zwanzig Meilen erſtrecket, zu ſetzen, man könnte da Korn ſäen und Vieh ziehen: es iſt auf der Inſel **Eliſabeth** Bey Erblickung der Feuer, die er auf dem Lande del Fuogo ſah, begab er ſich mit ſeiner Schaluppe dahin, und fand, daß die Leute da zu Haufen von funfzig oder ſechzig giengen, ſittſam und leutſelig, aber ſehr elend waren, ſtatt aller Kleidung eine Art vom Rocke hatten, der ihnen nicht unter die Knie gieng, und aus Häuten wilder Thiere gemacht waren, damit ihre Hütten, die ſonſt aus Pfoſten beſtanden, ebenfalls bedecket waren. Manche kamen an Bord ſeines Schiffes, das fünf Meilen vom Ufer lag, und ſo oft er ans Land gieng, kamen ſie häufig bey ihm zu betteln. Den 16ten Auguſt ſegelte er wieder ab; und weil er denen, die ihm aus Frankreich folgen ſollten, verſprochen hatte, Briefe zu **Port Galant** zu laſſen, ſo gieng er dahin. Er bemerket, daß in dieſen Engen, Landſtrich und Schiffahrt ſehr veränderlich ſind, heftige Stürme daſelbſt entſtehen, und gute Ankerplätze ſelten ſind. Bey der Mündung der Enge St. Hieronymi ſah er ein Eyland, das auf keiner Karte bemerket iſt, und zween gute Hafen hat, davon er den anſehnlichſten **Port Dauphin**, und den andern den Hafen von **Philippeaux** nannte. Er nahm Beſitz von der Inſel, und nannte ſie die Inſel **Ludwigs des Großen**. Die Durchfahrt durch dieſe Enge

INS KLEINE GEBRACHTE KARTE von dem SUDLICHSTEN THEILE von AMERICA.

Zur allgemeinen Hiſtorie der Reiſen.

von dem Hrn Bellin Ingen. de la Marine. Mitgl. der Soc. der Wißenſ. zu London.


80d
75
70
65
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
Spitze Cocotue
I. Chiloé
Castro
Spitze Quilan
Magdalenen Inſel
I. Guafo
Inſeln Chonos
Cap der 3 Berge
I. Sᵗᵉ Catharina
S. Cyprian
Calbuco
Juntao
Fl. Ohne Grund
Bay Duchimazida
Fl. Rabudos
Hafen wo die Engländer 1741 geweſen
Feuerſpeyender Berg Sᵗ Element
Fegefeuer
MER DU SUD
Cap Roman
I. Sᵗᵉ Barbe
I. de la Campana
Bay zu V. L. F.
Der 3 Könige Bay
Bay S. Johann
Argueles und Cezares Wilde Völker
Cap Corse
Ancon Sinsalida
Fl. Sᵗ Maria
S. Franciſcus Fl.
Inſel der Unſchuldigen Kinder
Inſel der Mutter Gottes
I. Sarmiento
LAND DER PATAGONEN
Cap de la Victoire
Sieges Vorgebirge
Die 4 Evangeliſten
Pfeiler Vorgeb.
Die 12 Apoſtel
Cap Desiré
Canal von S. Isidore
Cap Negre
Canal von Sᵗ Barbe
Jelouzel
Bay de los Camarones od. Ziegen Bay
Cap de las Matas od. Vorgeb. der Büſche
Rio Camarones od. Ziegen Fluß
Cap Sᵗᵉ Helena
I. Sᵗ Joseph
S. Gregors Bay
Vorgeb. der 3 Spitzen
Cap Blanc
Punta Gorda od. Dicke Spitze
I. des Rois od. Könige Inſ.
Sparingbay
Ĝstone
Cap Lookout
Port Désiré
Verlangter Hafen
Fl. S. D.
Salz Waßer See
Süß Waßer See
B. S. Julian
Salzigte See
Gebirge Sᵗ Ines
Cap de las Barreras
R. Sᵗᵉ Croix
Löwen Inſel
Ance S. Pierre
Sᵗ Peters-lucht
Fluß Gallegue
Jungfern Vorgeb.
STRASSE MAGELLANS
Vorg. des H. Geiſtes
Canal S. Sebaſtians
Cap Arenas
Cap de Pene
TERRE DE FEU od. FEUER LAND
Volcan
Cap S. Diego
Straße des le Maire
Cap S. Antoine
Staaten Eyland
Cap Gonsales
Cap S. Bartholomaei
I. a l'Hermite
Horns Vorgeb.
B. S. Francois
I. Sebaldes
Inſeln Falkland nach den Engländern
Isles Malouines nach den Franzoſen
Port S. Louis
I. Anican
I. Beauchêne
Maaßſtab von Franzöſiſchen und Engliſchen See-meilen
20
40
60
80
100
120
140
160
180
200
220
240
260
280
Lieues 300
80d Weſtliche 75 Lœnge vom 70 Pariſiſchen 65 Meridian.

Rogers 1708.

kommen, und nöthigte ſie, ſich drey bis vier Meilen von der Küſte zu halten, die ſich, ſo viel ſie urtheilen konnten, O. N. O. und W. S. W. ſtreckte. Endlich erkannten ſie ſolches für die Inſeln Falkland, die wenig Karten beſchreiben, keine aber an ihre gehörige Stelle ſetzet, obwohl alle in ihrer Breite ziemlich übereinſtimmen. Ihr Mittel iſt unter dem ein und funfzigſten Grade ſüdlicher Breite, und Rogers giebt ihr ein und ſechzig Grad vier und funfzig Minuten weſtlicher Länge von London. Beyde Inſeln ſtrecken ſich der Länge nach etwa zween Grad, welche Länge doch nur nach dem Augenmaaße genommen ſeyn kann. Wegen der Ungewißheit, wie weit ſie ſich nach Oſten ſtrecken, zog man eben den Tag die Segel ein von acht Uhr des Abends bis um drey Uhr des Morgens. Zwiſchen zwey und drey Uhr Nachmittage war man vor einem großen weißen Felſen vorbey gefahren, der hoch und rund war, und ganz abgeſondert zu ſeyn ſchien. Er befand ſich drey Seemeilen vom Ufer, und ſah dem Berge Faſtnele weſtlich vom Cap Clear in Irrland ziemlich ähnlich. Die Küſte hat eben das Anſehen wie die portländiſche, obwohl nicht ſo hoch. Von vier Uhr an, hatte man in S. O. ein Vierthel S. auf die Entfernung von ſieben Meilen ihr äußerſtes Ende nordoſtlich, und den weißen Felſen ſüdwärts gehabt, drey Meilen weit. Um ſechs Uhr befand ſich das oſtlichſte Land, das man ſah, nach S. O. ſieben Meilen weit. Alle Hügel ſchienen ein gutes Land zu ſeyn; ſie hängen ſanft ab, ſind mit Gehölze beſetzet, und das Ufer hat gute Hafen.

Lage der Inſeln Falkland

Andere Anmerkungen.

Den 25ſten giengen ſie S. O. in zwey und funfzig Grad Breite, und ſahen nach dieſem wieder Land ſüdwärts. Es ſtreckte ſich nach Süden vom weißen Felſen. Um ſechs Uhr des Abends verlor man es aus dem Geſichte, ohne daß man hatte erkennen können, ob es bewohnt war. Den 26ſten zu Mittage ſah man nach W. N. W., vier Meilen weit eine kleine niedrige Inſel, die auf den Karten fehlet. Man befand ſich in

---

Enge iſt ſeinem Berichte nach in der guten Zeit ſicher, aber im Winter ſehr ſchwer. Er gieng daraus ins Südmeer den 21ſten Jenner des 1700 Jahres, und beſuchte den Hafen St. Domingo, welcher der Spanier Gränzplatz iſt, und der einzige Ort, wo man ſich heut zu Tage ſeinen Gedanken nach ſetzen könnte, da alles übrige ſchon eingenommen iſt. Daſelbſt langte er den 3ten des Hornungs an, und ankerte den 5ten oſtwärts einer Inſel, die verſchiedene Namen hat, von den letzten Reiſenden aber **St. Maria Magdalena** genannt wird. Sein Premierlieutenant, den er Beſitz zu nehmen dahin ſchickte, meldete ihm, ſie ſey ſehr angenehm, und wies ihm ſehr ſchöne Gebüſche mit blühenden Erbſen, die er oſtwärts gefunden hatte. Hieraus ſchloß **Beauchene Gouin**, man könne ſich daſelbſt ſetzen, ob er wohl ſonſt geſteht, die Luft ſey ſehr feucht, weil von den Bergen, die ſie umgeben, beſtändige Regen und Nebel kommen. Er wollte nachgehends vier Inſeln zu entdecken gehen, die im Geſichte dieſer und des feſten Landes liegen, aber ein Nordweſtwind und dicker Nebel machten, daß er das Land aus dem Geſichte verlor, und alſo den Verdruß hatte, dieſe Gränze nicht ganz entdecken zu können. Das Land iſt voll hoher Berge bis ans Meer, und der Hauptmann eines ſpaniſchen Schiffes, der in dieſen Gegenden überwintert hatte, verſicherte ihn, man finde daſelbſt einen guten Hafen, wo man die Schiffe an große Bäume binden könne: aber auf der Küſte ſehe man wenig Wohnungen, und ſie lebeten da wie in der magellaniſchen Enge.

Er trieb einen ziemlich guten Handel mit den Indianern der Küſte von Chili, und kehrete im Jenner um das Vorgebirge Horn zurück, das er in den acht und funfzigſten Grad achtzehn Minuten ſüdlicher Breite ſetzet. Seine Durchfahrt war ſehr glücklich, aber er ſah kein Land bis den 29ſten, da er in zwey und funfzig Grad etliche Minuten eine kleine Inſel von drey bis vier Meilen im Umfange entdeckete, die ſich in den Karten nicht findet. Nahe bey ihr waren ſtarke Ströme, und den 20ſten kam er an die Inſel **Sebald de Wert**, deren Erdreich moraſtig iſt, keine Bäume hat, mit Bergen untermengt iſt, und nur von einer großen Menge Seevögel bewohnt wird. **Ebend.** a. d. 187 u. vorherg. S.

Rogers 1709.

drey und funfzig Grad eilf Minuten. Der Wind, der ſeit dem Abende vorigen Tages ſehr veränderlich geweſen war, hatte ſich wieder N. O. gen S. geſetzet. Man ſegelte den folgenden Tag nach Oſten von der kleinen niedrigen Inſel, und die Breite fand ſich vier und funfzig Grad funfzehn Minuten. Den 30ſten war ſie acht und funfzig Grad, zwanzig Minuten. Den 1ſten und 2ten Jenner waren die Winde von W. S. W. bis N. W. mit Nebel, und man empfand eine ſehr ſtrenge Kälte. Den 5ten gieng das Meer ſo hoch, daß die Herzoginn viel ausſtund. Man ſegelte mit W. N. W. Winde, und die ſüdliche Breite war ſechzig Grad acht und funfzig Minuten. Die Winde waren ungefähr eben dieſelben mit Hagel und Regen bis zum 10ten. Man hatte hier keine Nacht unter den ein und ſechszig Graden drey und funfzig Min. Breite, und neun und ſiebenzig Grad acht und funfzig Min. Länge, weſtwärts von London. Der Rath beyder Schiffe fand nicht für gut, weiter zu gehen, und vielleicht iſt nie ein Schiffer ſo weit ſüdwärts gekommen *m*).

Wie weit Rogers Südwärts gekommen.

Den 15ten nach gemäßigten und veränderlichen Winden fand man einen ſtarken Südweſtwind, auf der Höhe von ſechs und funfzig Grad, und man ſah, daß man um das Cap Horn gekommen, und im Südmeere war *n*). Den 20ſten um drey Uhr Nachmittages ſah man Oſt ein Viertheil N. O. zehn Meilen weit, das hohe Land am St. Stephanshafen, auf der Küſte von Patagonien im Südmeere, ſieben und vierzig Grad Breite. Den 22ſten ſah man eben die Küſte wieder in vier und vierzig Grad neun Minuten. Die Seeleute waren durch eine ſo lange Reiſe ſehr abgemattet worden, und wünſcheten ungeduldig, am Eylande **Juan Fernandez** anzulangen. Da aber damals alle Karten in deſſen Lage verſchieden waren, ſo verurſachte dieſes eine neue Ungewißheit. In ſechs und dreyßig Grad, ſechs und dreyßig Minuten Breite, war die Abweichung der Nadel zehn Grad nordlich. Fünf Tage darnach ſahen die Engländer die Inſel, die ſie wie blindlings ſucheten.

Er befindet ſich unwiſſend im Südmeere.

Die Beſchreibung wollen wir künftig von neuen Reiſenden nehmen, deren Nachrichten durch längern Aufenthalt auf derſelben mehr Gewicht zu bekommen ſcheinen. Aber wir wollen aus Rogers eine Erzählung anführen, die bey ihm ſehr angenehm zu leſen iſt, und von andern aus ihm angeführet wird.

Geſchichte des Schotten Selkirk.

Den 1ſten des Hornungs, vier Meilen von der Inſel, ſetzete er ſeine Schaluppe aus, das Land zu erkennen. Indem man ihre Rückkunft erwartete: ſo ſah man beym Einbruche der Nacht ein großes Feuer auf dem Ufer. Man ſchloß, es befänden ſich ſpaniſche oder franzöſiſche Schiffe da; und weil man Waſſer haben mußte, ſo war man Willens, ſie anzugreifen. Gleichwohl ſah man des Morgens in der mittlern Bay, wo man den Feind erwartete, kein Schiff, ſo wenig als in einer andern nordweſtlichen, und doch konnten nur in dieſen beyden Bayen Schiffe ankern. Man glaubete, das Schiff habe ſich nicht im Stande befunden, zu fechten, und ſich deswegen zurück gezogen. Allein, die Ankunft der Schaluppe löſete alle Zweifel auf. Sie kam bald wieder, und brachte einen Menſchen im Ziegenfelle gekleidet mit, deſſen Geſtalt noch etwas wilderes hatte, als dieſe Thiere. Es war ein Schotte, **Alexander Selkirk**, der auf einem engliſchen Schiffe Steuermann geweſen war. Sein Haupt-

---

m) Auf der 171 und vorherg. Seite.

n) Ebendaſ.

Rogers
1709.

Hauptmann hatte ihn vor vier Jahren und eilf Monaten da gelaſſen. Dieſer Unglückliche hatte bey Erblickung der Schiffe das Feuer angezündet o).

„Er hatte Zeit ſeines Aufenthaltes in dieſer Einöde viele Schiffe vorbey gehen ſehen, „aber nur zwey ankern, die er für ſpaniſche erkannt hatte. Einige Leute von ſelbigen, die „ihn bemerket hatten, hatten auf ihn geſchoſſen, und ihn bis ins Gehölze verfolget. Er „war auf einen Baum geklettert, wo ſie ihn nicht geſehen, aber verſchiedene Ziegen unter „ihm getödtet hatten. Er geſtund, er würde ſich den Franzoſen ohne Schwierigkeit ergeben „haben, wenn er Schiffe von ihnen geſehen hätte: aber er hätte lieber in dieſer Wüſte ſterben, als ſich den Spaniern ergeben wollen, die ihn gewiß getödtet oder in ihre Bergwerke „geſandt hätten, damit er nicht etwa Fremden etwas vom Südmeere entdeckte.„

Er meldete ihnen, daß er zu Largo in der Landſchaft Fiſe in Schottland gebohren ſey; von ſeiner Kindheit an habe er ſich beym Seeweſen befunden; Hauptmann Pradling habe ihn in der Inſel wegen eines Zwiſtes gelaſſen, und er habe lieber daſelbſt bleiben, als um ſeine Gnade durch Erniedrigungen anſuchen wollen, die ihn nur neuen Verdrießlichkeiten ausgeſetzet hätten, außerdem daß ſein Schiff auch in ſchlechten Umſtänden geweſen wäre. Doch habe er, als er wieder gelaſſener geworden, gewünſchet, wieder zurück zu kehren: allein der Hauptmann habe ihn nicht annehmen wollen. „Er war ſchon zuvor in „einem andern Schiffe an dieſer Inſel geweſen, da man zween Mann gelaſſen hatte, die „nur ſechs Monate bis zur Rückkunft derer, die ſie zurück gelaſſen hatten, geblieben waren. „Dieſes Beyſpiel hatte ihn gegen die erſten Bewegungen der Verzweifelung geſtärket, und „er hatte gehofft, man würde mit ihm eben ſo verfahren.

„Man hatte ihn mit ſeinen Kleidern, ſeinem Bette, ſeiner Flinte, einigen Pfunden „Pulver, Kugeln, Tabak, einer Art, einem Meſſer, einem Keſſel, einer Bibel, etlichen geiſtlichen Büchern, ſeinen Werkzeugen und Büchern zur Seefahrt ausgeſetzet. Die acht erſten Monate koſtete es ihm viele Mühe, ſeine Schwermuth zu überwinden. Er machte „ſich zwo Hütten von Baumäſten, eine in einiger Entfernung von der andern. Er bedeckete ſie mit einer Art Binſen, und fütterte ſie mit Ziegenhäuten, da er nach und nach, wie „er ihrer nöthig hatte, die Ziegen tödtete. Als ſein Pulver zu Ende gieng, fand er Mittel, mit „zwey Stücken Pimentholz auf dem Knie an einander gerieben, Feuer zu machen. Seine „kleinſte Hütte dienete ihm zur Küche. In der großen ſchlief er, ſang Pſalmen und betete. Er war nie ſo ein guter Chriſt geweſen. Anfänglich aß er nur beym größten Hunger, theils vor Traurigkeit, theils weil es ihm an Salze und Brodte fehlete. Er legete ſich „auch nicht eher nieder, als bis er unmöglich länger wachen konnte. Das Pimentholz „dienete ihm zum Kochen und Leuchten, und deſſelben würzhafter Geruch munterte ſeine „niedergeſchlagenen Geiſter auf.

„Fiſche mangelten ihm nicht: aber er unterſtund ſich nicht, ſolche ohne Salz zu eſſen, „weil ſie ihm einen verdrießlichen Durchfall verurſachten, die Flußkrebſe ausgenommen, „die in der Inſel von vortrefflichem Geſchmacke, und faſt ſo groß als die Meerkrebſe, ſind. „Bald aß er ſie gekocht, bald auf dem Roſte gebraten, wie das Fleiſch ſeiner Ziegen, deren „Geſchmack er nicht ſo ſtark fand, wie der unſrigen, und daraus er ſich vortreffliche Suppen

---

o) Dampier, der ſich auf eben dem Schiffe befand, erkannte ihn ohne Mühe, und bezeugete ſeine Geſchicklichkeit.

„kochte. Er tödtete ihrer bis auf fünf hundert. Nachher, da ihm Pulver fehlete, fing „er ſie im Laufen; er machte ſich ſelbſt eine Ergötzung daraus, und hatte ungefähr eben ſo „viel wieder losgelaſſen, und am Ohre bezeichnet. Die beſtändige Uebung hatte ihn ſo „flüchtig gemacht, daß er durch Wald, Felſen und Hügel mit unglaublicher Geſchwindigkeit lief. Sie fanden dieſes, da ſie mit ihm auf die Jagd giengen. Sie hatten auf dem „Schiffe einen Bullenbeißer, und verſchiedene gute Windhunde: Er lief allen vor. Er „ließ Leute und Hunde zurück. Er griff die Ziegen, und brachte ſie auf dem Rücken. Einmal, erzählte er, hätte ihm eine Ziege bald das Leben gekoſtet. Er verfolgte ſie ſo hitzig, „daß er ſie am Rande eines Abſturzes, welchen Gebüſche verbargen, fing, und mit ihr hinunter fiel. Dadurch verlor er die Gedanken. Endlich kam er wieder zu ſich, und fand die „todte Ziege unter ſich. Er hatte ſich ſo beſchädiget, daß er vier und zwanzig Stunden an „dieſem Orte zubrachte, und mit vieler Mühe bis an ſeine Hütte kroch, die eine Meile „davon war, aus der er nicht gehen konnte, bis er zehn Tage ausgeruhet hatte.„

Die Angewohnheit machte, daß ihm ſeine Speiſen auch ohne Salz und Brodt ſchmecketen. Zur ordentlichen Zeit fand er viel gute Rettiche, die andere geſäet hatten, und die einige Acker Landes bedecketen. „Auch fehlete es ihm nicht an vortrefflichem Kohle, den er auf Bäumen ſammlete, welche dieſe Frucht trugen, und mit der Pimentfrucht „oder dem jamaiſchen Pfeffer würzete, deſſen Geruch ſehr angenehm iſt. Er fand auch „eine Art ſchwarzen Pfeffer Malagita *p*), der ſehr gut iſt, Winde zu treiben, und die Colik zu heilen. Seine Schuhe und Kleider waren bald abgenutzet; weil er durch Felſen „und Büſche lief: aber ſeine Füße verhärteten davon. Als er ſchon einige Zeit bey den „Engländern geweſen war, konnte er ſich noch nicht gewöhnen, Schuhe zu tragen.„

Als er ſeine Schwermuth beſieget hatte: ſo ergötzete er ſich manchmal, ſeinen Namen und die Zeit ſeiner Ausſetzung in die Bäume zu ſchneiden. Er richtete ſich wilde Katzen, und kleine Ziegen ab, die mit ihm tanzeten. Anfänglich thaten ihm die Katzen und Ratten viel Leides; ſie hatten ſich von einigen ſolchen Thieren, aus Schiffen, die da gelegen hatten, ſehr vermehret. Die Ratten benageten ſeine Kleider, und ſelbſt ſeine Füße, indem er ſchlief. Er machte ſich dieſerwegen Katzen zahm, indem er ſie mit Ziegenfleiſche fütterte, und dadurch ſo an ſich gewöhnte, daß ſie haufenweiſe um ſeine Hütte ſich zu lagern kamen. So ſiegte er alſo durch die Gnade der Vorſicht und die Stärke ſeines Alters, denn er hatte nur etwa dreyßig Jahr, über das Schreckliche ſeiner Einöde, daß ihm ſolche ſelbſt angenehm und ergötzend vorkam. Nach Abnutzung ſeiner Kleider machte er ſich ein Wamms und eine Mütze von Ziegenfellen; er nähete ſie vermittelſt davon geſchnittenen Riemchen, und mit einem Nagel, der ihm ſtatt der Nadel diente, zuſammen. Von einiger ihm zurückgelaſſenen Leinwand machte er ſich Hemden, und zog dazu Fäden aus ſeinen Strümpfen. Er hatte das letzte Hemde, als ihm die Schiffer andere Hülfsmittel brachten. Sein Meſſer hatte ſich bis an den Rücken abgenutzet; und er machte ſich andere aus einigen eiſernen Ringen, die er auf dem Ufer fand, und daraus verſchiedene Stücken brach, die er platt und ſcharf zu machen wußte.

Das

---

p) Vermuthlich der, den wir Malaguette nennen.

q) A. d. 199 u. vorherg. Seite. Der Herausgeber bemerket bey dieſer Gelegenheit nach Ringroſen, in der Nachricht, welche dieſer von Sharps und anderer Freybeuter Begebenheiten giebt, daß aus einem bey dieſer Inſel geſcheiterten Schiffe ein einziger Menſch entkommen ſey, und daſelbſt fünf Jahre

gelebet

Rogers
1709.

Das Vermögen zu reden hatte er dergeſtalt verloren, daß er die Wörter nur halb ausſprach, und mit Noth zu verſtehen war. Anfangs wollte er keinen Branntewein trinken, aus Furcht ſich den Magen durch ein ſo hitziges Getränk zu verbrennen, und es vergiengen einige Wochen, ehe ihm die Speiſen auf dem Schiffe ſchmecken wollten. Zu ſeinem Ziegenfleiſche, Wurzeln und Fiſchen hatte er noch eine Art vortrefflicher ſchwarzer Pflaumen gehabt, die aber für ihn nicht leicht zu bekommen waren, weil ſie auf den Gipfeln der Felſen wuchſen. Die Zeit über, da die Engländer vor Anker lagen, trotzete er aus Erkenntlichkeit gegen ſie, allen Arten von Gefahr, ihnen dieſe Erfriſchung zu verſchaffen. Sie nannten ihn den Befehlshaber, oder vielmehr den unumſchränkten Monarchen der Inſel. Rogers machete ihn auf ſeinem Schiffe zum Unterſteuermanne q).

Verfolg der Reiſe.

Thaten der Engländer.

Die beyden Schiffe verließen die Inſel Juan Fernandez den 14ten des Hornungs, um den Spaniern ſchädliche Unternehmungen auszuführen. Sie bemächtigten ſich Guaiaquil, von dem ſie ein ſtarkes Löſegeld erhielten, und einiger kleinen Schiffe, auf denen ſie aber mehr Gefangene als Reichthümer bekamen. Ihre letzte That in dieſem Meere war die Wegnehmung eines Schiffes von Manilla, das ihnen aber den Sieg deſto theurer verkaufte, da die Beute ihrer Hoffnung nicht gemäß war. Sie griffen noch ein anderes an, das ſich noch tapferer vertheidigte, und dieſes Gefecht, nebſt denen Krankheiten, die ihnen die tapferſten Krieger wegnahmen, nöthigten ſie halb um die Weltkugel zu reiſen, um andere Hülfsmittel in Oſtindien zu ſuchen. Die Schwierigkeit, Lebensmittel zu erhalten r), brachte ſie auch mit zu dieſem Entſchluſſe. Vor ihrer Abreiſe aber verſucheten ſie eben deswegen, an verſchiedenen Orten auszuſteigen, die noch wenig von andern beſchrieben ſind, und alſo hier einige Aufmerkſamkeit verdienen.

Anmerkungen über das Eyland Gorgone.

Sie hielten ſich in der Inſel Gorgone, die etwa ſechs Meilen von der peruaniſchen Küſte liegt, auf. Rogers giebt ihr drey Meilen zur Länge, N. O. und S. O. ſtellet ſie aber ſehr ſchmal voll Gebüſche und hohe Bäume vor. Er ſah daſelbſt einen, den die Spanier Palma Maria nennen, und Maſte daraus machen; es rinnt ein Balſam heraus, damit ſie verſchiedene Krankheiten heilen. Die Inſel ſcheint in der Ferne ziemlich hoch zu ſeyn, und machet drey Erhöhungen. Nordoſtlich vor ihr iſt gut zu ankern, aber am Ufer hat ſie Sand, beſonders nach S. O. und S. W. wo man eine andere kleine Inſel ſieht, die mit Untiefen und Klippen unter der See, welche ſich wenigſtens eine Meile oſtwärts ſtrecken, an ihr zu hängen ſcheint. Dampier, welcher dieſen Ort verſchiedene mal beſuchet hatte, hatte nie da geankert, wo die beyden Schiffe blieben, ob es gleich die beſte oder vielmehr die einzige gute Rhede um die Inſel war. Die gefangenen Spanier erzähleten, es gäbe da ſchreckliche Ungewitter und Stürme, die Engländer aber kamen mit Regen und Donner davon. Indeſſen glaubet Rogers, in unſern Wintermonaten, und vom Frühjahre bis zum May möchte man da heftige Windſtürme von Norden antreffen. Er räth, alsdann auf der Inſel an der Seite zu ankern, wo man ſicherer iſt. Man ſieht viel kenntliche Felſen um die Inſel, beſonders einen ſüdweſtlich, den man eine und eine halbe Meile vom Ufer für ein Schiff anſehen ſollte. Gegen N. O. zeigen ſich verſchiedene ſteile und runde,

gelebet habe, bis ihn ein anderes eingenommen. Dampier erzählet auch in ſeinen Reiſen von einem Moſkiten, der auf eben der Inſel im Jahre 1681 gelaſſen worden, und den er im Jahre 1684 wieder fand.

r) Nach ihrer Rechnung mußten ſie nur für eilf Tage noch übrig haben, da man funfzig bis an die Marianeninſeln nöthig hält.

Rogers 1709.

Faulthiere, eine Art von Affen.

runde, auf denen die Vögel niſten, ſo lang ein Tau iſt, vom Lande. Rogers ſah auf dieſer Inſel Affen, indianiſche Schweine, Haſen, Eidexen, und ſehr ſchöne Cameleons mit ſo erſtaunlich viel Schlangen von allen Größen, daß man keinen Schritt thun konnte, ohne darauf zu treten. Er ließ da ein häßliches Thier fangen, das ihm von der Affenart von mittlerer Größe zu ſeyn ſchien, nur hatte es dichteres und längeres Haar, Schnauze, Augen und Naſe kleiner, ein runzlichter und ungeſtalteres Anſehen, längere und ſpitzigere Zähne, kleinere Ohren, den Kopf aber von eben der Geſtalt, ſtärkere Hinterbacken, nach Proportion größern Leib, ſehr kurzen Schwanz, und an jeder Tatze nur drey Zähen, die länger und ſpitziger waren, als der Affen ihre, welche ſonſt auch nicht unter fünfen haben. Man ſetzete es auf das unterſte Segel des Vordermaſtes, und es brauchte faſt eine Stunde, an den Maſtkorb zu kommen, wohin der trägſte Affe in weniger als einer halben Minute würde geklettert ſeyn. Man hätte ſagen mögen, es würde durch Federn getrieben, wie eine Uhr, ſo geſetzet und langſam war ſein Schritt. Die Spanier nennen es den **Faulen**. Es ſoll von den Blättern eines ſehr hohen Baumes leben; und wenn es ſich daſelbſt fett gefreſſen hat, ſo mager wieder werden, daß es nichts als Haut und Knochen hat, ehe es auf einen andern kömmt r).

Das ſonderbare deſſelben.

Bay Tecames.

Den 25ſten Auguſt ſegelte Rogers nach der Bay **Tecames**. Die Spanier, die er am Borde hatte, ſagten ihm, drey Meilen von dieſer Bay nordwärts befinde ſich eine gefährliche Bank, die ſich etwa zwo Meilen ins Meer ſtrecket, von einem weißen Hügel an, der ſeiner Höhe wegen ſehr kenntlich iſt. In der That fand ſich das Waſſer daſelbſt ſo trübe, und der Weg ſo ungewiß, daß **Dampier** ſelbſt, der hier verſchiedenemale geweſen war, ſich nicht zu helfen wußte. Das Senkbley gab ſehr ungleiche Tiefen, von dreyzehn zu vierzig Faden auf zwo Meilen vom Ankerplatze, wo man nur etwa vierzehn Faden im Geſichte der Häuſer hatte.

Beſchreibung.

Das Land, welches die Bay Tecames nordlich begränzet, iſt eine hohe, lange und platte Spitze, die bis an das Waſſer weiß ausſieht. Südwärts iſt ſie nicht ſo hoch, aber die Hügel ſind da eben ſo weiß. Der Zwiſchenraum von ungefähr drey Meilen, iſt niedriger und mit dickem Gehölze beſetzet. In der Vertiefung dieſer kleinen Bay findet man den Flecken Tecames, den man bey heiterm Himmel auf vier Meilen im Meere ſehen kann. Er beſteht nur aus einer kleinen Anzahl Häuſer, aber vier Meilen tiefer ins Land trifft man einen größern Ort an. Drey Meilen nordwärts geht ein großer Fluß, den die Spanier **Rio de las Eſmeraldas**, den **Smaragdenfluß** nennen; er iſt voll Sandbänke. Das benachbarte Land wird nur von Indianern, Mulatten und Sambous bewohnet. Bey dem Flecken Tecames ſieht man einen andern Fluß, wo die Schaluppen mit halber Fluth einfahren können. Die Fluth ſteigt auf mehr als drey Faden, und ſtreicht nordlich; das Meer aber ſchlägt große Wellen, die an jedem andern Orte der Welt verurſachen würden, daß man eine ſolche Rhede nicht brauchet. Man muß von Süden dahin kommen, anfangs ſich dem weißen Lande genähert haben, das am ſüdlichſten liegt, ſich aber nachgehends wieder davon entfernen, um die Bank zu vermeiden. Die beyden engliſchen Schiffe fuhren in der Höhe des Cap St. Franciſcus ein, unter ein Grad nordlicher Breite; und dieſe Gegend liegt etwa O. N. O., ſechs Meilen vom Cap. Sie kamen dem Lande nicht näher als eine halbe Meile, aus Furcht vor einer kleinen Bank, die von einer Spitze in der Hälfte zwiſchen Tecames und dem Gebirge gemacht wird, ziemlich hoch iſt,

Ihre Gefährlichkeiten.

und

---

r) Auf der 344 und vorherg. Seite.

Rogers 1709.

und vom Meere ſtufenweiſe hinunter geht. Sie hatten auf einer Sandbank in ſieben Faden Waſſer geankert: aber in der Vertiefung der Bay, wo die Häuſer ſind, findet man nicht über drey Faden einen Muſketenſchuß weit vom Ufer. Die Windſtürme vom Lande und vom Meere ſind hier eben ſo ſtark, als auf der ganzen Küſte. Der Meerwind bläſt von W. S. W. und der Landwind von S. und von S. ein Vierthel S. O. Der erſte erhebt ſich ordentlich nach Mittage, und fährt bis Mitternacht fort: alsdann fängt der andere an, und höret zu Mittage auf. Man hat ſich vor einem Felſen zu hüten, den das Waſſer bey einem Viertheile Fluth bedecket, und vor einer Untiefe eines Taues Länge vom Ufer, von der erſten Spitze an, wenn man in den Fluß, wo Waſſer geſchöpft wird, einfährt. Ein Schiff muß bey hoher Fluth nicht nahe am Lande ankern, weil die Ebbe da manchmal außerordentlich iſt. Sonſt iſt es daſelbſt trocken, ob die Witterung wohl nach Norden feucht iſt, wo die Regen zu dieſer Zeit eingeſchränket bleiben. Vom Brachmonate bis zum Chriſtmonate iſt die Witterung beſtändig heiter und ſchön: aber vom Anfange des Jenners bis zum Ende des Mays iſt man da großen Regen ausgeſetzet.

Haß der Indianer gegen die Spanier.

Die Indianer, welche dieſes Land bewohnen, begegnen den Spaniern grauſam. Sie ſind mit vergifteten Pfeilen und mit Flinten bewehret; das Ufer iſt ſo beſchaffen, daß ſie ſich leicht im Hinterhalte verbergen können; und es würde alſo ſehr gefährlich ſeyn, daſelbſt wider ihren Willen ausſteigen zu wollen. Rogers bemerket, es ſey auf der Höhe von Cap St. Franzois geweſen, wo der Ritter Drake ein Schiff mit Barren im Jahre 1578 weggenommen, und der Ritter **Richard Hawkins** von den Spaniern in dieſer Bay im Jahre 1594 unter Eliſabeths Regierung genommen worden t).

Rogers Anmerkungen über die Gallapagos Inſeln.

Den 10ten des Herbſtmonates lieſen die Engländer in einer der Inſeln **Gallapagos** ein, zween Grad zwo Minuten nordlicher Breite. Dieſe Inſeln ſind ſo zahlreich, daß ſie ihrer zweymal bis auf funfzig zähleten: aber nicht eine einzige ſcheint ſüßes Waſſer zu verſprechen. Indeſſen verſichern die ſpaniſchen Nachrichten, daß man welches in einer findet, die im erſten Grade dreyßig Minuten ſüdlicher Breite liegt. Rogers wußte auch aus guten Nachrichten, daß ein ſpaniſches Kriegesſchiff, welches auf Seeräuber kreuzete, an eine von dieſen Inſeln gekommen war, die unter einem Grade zwanzig oder dreyßig Minuten ſüdlicher Breite liegt. Er nannte ſie Sainte **Marie de l'Aiguade**, weil man da ſüßes Waſſer findet, auch viel Holz, See- und Landſchildkröten, Fiſche, und eine gute Rhede antrifft. Sie iſt nur etwa vierzig Meilen von der Inſel Plata entfernet, wie dieſe Nachricht meldet: er aber glaubet, man könne wenigſtens noch dreyßig Meilen hinzuſetzen, und es ſey eben die, wo der Hauptmann **Davis**, ein engliſcher Freybeuter, Erfriſchungen eingenommen. Die Nachricht, die **Davis** giebt, ſie wieder zu finden, iſt, daß ſie weſtwärts dieſer Inſeln liegt.

Man ſieht faſt alle Arten Meervögel zwiſchen den Gallapagos, auch einige Landvögel, beſonders Falken und Turteltauben, beyde ſo kirre, daß ſie ſich mit Stäben todtſchlagen laſſen. Woher die Erdſchildkröten gekommen ſind, ſolches iſt nicht leicht zu finden; denn man findet dieſe Art nicht auf dem feſten Lande. Die Seehunde ſind daſelbſt nicht ſo häufig, als am Eylande Juan Fernandez, und ihr Rauchwerk iſt nicht ſo gut. **Rogers** ward von einem dieſer Thiere angegriffen, das ſo groß als ein Bär war, und das ihn hätte hinrichten können, wenn er nicht mit einer halben Pike wäre bewaffnet geweſen.

„Ich

---

t) Auf der 354 und vorherg. Seite.

Ihn fällt ein Seehund an.

„Ich befand mich auf dem Ufer, ſaget er, als das Thier, mit offenem Rachen aus dem Waſſer „ſprang, und ſo heftig und wild, als der grimmigſte Hund, der ſeine Kette zerriſſen hat. Es „griff mich dreymal an. Ich ſtieß ihm meine Pike in die Bruſt, und brachte ihm jedesmal eine große Verwundung bey, daß es ſich mit ſchrecklichem Geſchreye zurückziehen „mußte. Es kehrte ſich nachgehends wieder gegen mich, blökte mich an, und wies mir „die Zähne. Nur vier und zwanzig Stunden zuvor war einer von meinen Leuten beynahe „auch von einem ſolchen Thiere gefreſſen worden u).„

Bay Segura.

Ihre Kennzeichen und Gefahren.

Den 24ſten des Chriſtmonates begaben ſich die beyden engliſchen Schiffe mit der Galion von Manilla, die ſie den 22ſten genommen hatten, in einen Hafen von California, den Rogers **Segura** nennte, weil er ihn für eben denjenigen hält, dem **Thomas Candiſh** dieſen Namen gab x). Man kann die Einfahrt an vier hohen Felſen entdecken, die für diejenigen, welche von Weſten herkommen, ausſehen, wie die hohen ſpitzigen Felſen der Inſel Wight; die beyden weſtlichſten ſind wie Zuckerhüte geſtaltet. Der am meiſten nach dem Lande zu liegt, iſt durchlöchert, wie ein Brückenbogen, und das Waſſer läuft durch dieſe Oeffnung. Man muß den, der am weiteſten nach dem Meere zu liegt, linker Hand laſſen, ſich davon etwa die Länge eines Taues entfernen, und nach dem Innerſten der Bay zu ſegeln, die überall ſicher iſt, und wo man von zehn bis zwanzig und fünf und zwanzig Faden Waſſer findet. Man iſt daſelbſt durch Land von Oſt, ein Viertheil N. O. bis S. O. ein Viertheil S. eingeſchloſſen. Sonſt wenn der Seewind ſehr heftig wehet, würde die Rhede nicht eben die ſicherſte ſeyn y).

Das Land iſt ſehr bergicht, unfruchtbar und ſandicht, doch wachſen einige Bäumchen da, deren Früchte verſchiedener Arten Körner ſind. Rogers ließ die Küſte durchſuchen. Seine Leute rückten etwa funfzehn Meilen nach Norden fort, und fanden viele hohe Bäume, aber keinen von denen guten Hafen, die ihnen ihre gefangenen Spanier verſprochen hatten. Sie ſahen oft an verſchiedenen Orten Rauch, und urtheilten daraus, das Land ſey ſehr bevölkert. Doch fiel ihnen nirgends etwas angebautes in die Augen.

Einwohner.

In dieſer Jahreszeit wehet der Landwind faſt ganz allein zu **Segura**. Die Luft iſt da ſehr heiter, und der Regen ſelten, aber die Nacht über fällt häufiger Thau, der es ſehr friſch machet. Die Engländer entdeckten unweit des Ufers eine Wohnung von etwa drey hundert Indianern. Rogers giebt ihnen keine Wildheit ſchuld. Sie waren gerade gewachſen und ſtark, aber viel ſchwärzer, als einer von denen Indianern, welche die Engländer im Südmeere geſehen hatten. Sie hatten lange ſchwarze und glatte Haare, die ihnen bis auf die Hüften hinunter hingen. Alle Mannsbilder waren nackend, die Weibesbilder aber trugen am Gürtel Blätter, oder Stücken Zeug, der aus Blättern gemacht zu ſeyn ſchien, oder Häute von Thieren und Vögeln. Die, welche er ſah, waren ſchwarz und runzlicht: er bildete ſich aber ein, die Väter und Männer wollten die jungen die Engländer nicht ſehen laſſen. Sie redeten durch die Kehle, und ihre Sprache ſchien ſehr hart zu ſeyn. Manche trugen Halsbänder und Armbänder von Stückchen Holz und Muſcheln, andere hatten kleine rothe Beeren am Halſe, oder Perlen, die ſie vermuthlich nicht zu durchlöchern wiſſen, weil ſie in ihrer Rundung eingeſchnitten, und eine an die andere mit einem Faden gebunden

---

u) Auf der 367 Seite.

x) Er ſetzet ihn in den zwey und zwanzigſten Grad fünf und funfzig Minuten nordlicher Breite, und hundert und dreyzehn Grad acht und dreyßig

Ihre Redlichkeit.

Ihre große, Geſchicklichkeit zu tauchen.

Landesfrüchte.

bunden waren. Sie hielten dieſe Zierrath für ſo ſchön, daß ſie keine Halsbänder von Glas von den Engländern annehmen wollten. Nur die Meſſer und Werkzeuge zur Arbeit verlangten ſie ſehr begierig: aber ſie waren ſo redlich, daß ſie die nicht nahmen, die die Arbeiter auf dem Lande die Nacht über ließen. Man bemerkte nicht, daß ſie das geringſte europäiſche Werkzeug hatten. Ihre Flüten waren ſehr niedrig aus Röhren und Baumäſten gemacht, und ſo übel bedecket, daß ſie ihnen vor dem Regen keine Sicherheit verſchaffeten. Man ſah keine Spur von Gärten oder Ackerbau daherum; ſie lebeten faſt nur von Fiſchen, und dieſes nebſt ihren elenden Hütten, die nur auf eine Zeit gemacht ſcheinen, veranlaſſete Rogers, zu glauben, ſie hielten ſich nicht beſtändig in der Bay auf, und hätten ſich nur wegen der Fiſcherey daſelbſt verſammlet. Die Werkzeuge, die ſie dazu gebrauchen, ſind weder Hamen, noch Netze: es iſt nur ein hölzerner Pfeil, damit ſie den Fiſch ſehr geſchickt durchſchießen. Sie ſind vortreffliche Taucher. Die Engländer ſahen einen untertauchen, der einen Fiſch mit dieſem Gewehre durchſchoſſen hatte, ihn, ohne den Kopf aus dem Waſſer zu ſtecken, einem andern Wilden gab, der ihn in einer Art von Kahne begleitete. Rogers ſah dieſes nicht ſelbſt, aber er ſah viele ſolche Täucher alte Meſſer ergreifen, die er ihnen zuwarf, ehe ſie den Boden erreichten z). Ein kleiner ſchwarzer Saamen, den ſie mit einem Steine zerquetſcheten, und Hände voll aſſen, ſchien ihnen ſtatt des Brodtes zu dienen. Einige Engländer thaten davon in ihre Suppen, und ſagten, es ſchmeckte wie Caffee. Bisweilen ſah man ſie gewiſſe Wurzeln verzehren, die wie Yams ſchmeckten; eine Art von Hülſenfrüchten, deren Geſchmack den grünen Erbſen gleicht, und Beeren wie die vom Epheu, welche am Feuer getrocknet, völlig den Geſchmack grüner Erbſen haben. Die Engländer fanden andere Beeren wie rothe Johannisbeeren, deren Fleiſch ſauer und weiß iſt, und einen Kern mit ſeinem Saamenkorne enthält. Auch fanden ſie Birnbäume mit Stacheln, deren Frucht wie unſere Stachelbeeren ſchmeckten, und eine gute Zuthat bey Brühen iſt.

Ihre Lebensart.

Die Häute des Rothwildprets, die in den Hütten der Indianer ziemlich gemein waren, verſtatteten nicht, zu zweifeln, daß ſie nebſt der Fiſcherey auch eine Zeit zur Jagd hatten. Sie erwieſen einem unter ihnen beſondere Ehrenbezeugungen, der auf dem Kopfe eine Mütze mit Federn trug, aber alles, was ſie beſaßen, ſchienen ſie gemeinſchaftlich zu haben. Wenn ſie Fiſche gegen alte Meſſer vertauſchten, damit die beyden Schiffe wohl verſehen waren: ſo gaben ſie ſolche dem erſten Indianer, der ſich bey ihnen befand, und wenn ſie genug hatten, durfte man nichts mehr von ihrer Fiſcherey erwarten. Ihr herrſchendes Laſter ſchien die Faulheit zu ſeyn, und ſie ſchienen, ſich um nichts weiter, als auf jeden Tag zu bekümmern. Sie ſahen die Arbeit der Engländer ſehr aufmerkſam an, ohne ſich zu bemühen, ihnen zu helfen. Ihr Gewehr iſt Bogen und Pfeile, damit ſie die Vögel im Fliegen ſchießen. Ihre Bogen beſtehen aus einem einfachen, den Engländern unbekannten Holze mit einer Sehne aus Faſern von Kräutern, etwa ſieben Fuß lang. Ihre Pfeile ſind nur kleine Röhre mit einigen wohl geſchärften Fiſchknochen verſehen, etwa vier und einen halben Fuß lang. Ihre meiſten Meſſer und Werkzeuge zum Schneiden beſtehen aus den Zähnen eines Fiſches, der der **Vielfraß**, (Goulu) heißt. Rogers ſah zwo oder drey große Perlen Halsbänder. Seine Leute fanden beym Herumſchweifen ſehr ſchwere Steine, die ſehr glänzeten, und die ſie für mineraliſch hielten. Er bedauerte, daß ſie keine

---

dreyßig Minuten weſtlicher Länge von London.

y) Ebendaſ. II Th. a. d. 17 S.

z) Ebendaſ. a. d. 14 S.

Rogers 1709.

mitgenommen hatten. Das Waſſer der Bay iſt vortrefflich, und Meerfenchel wächſt da in Menge, aber keine außerordentlichen Vögel ſieht man nicht *a)*.

Spaniſche Seekarten.

Unter die koſtbarſte Beute von den Spaniern im Südmeere zählet Rogers eine Beſchreibung der Küſten, Rheden, Hafen, Klippen und Bänke von Acapulco bis Chiloe, einer großen Inſel auf der Küſte von Chili vier und vierzig Grad ſüdlicher Breite. Er theilet ſie am Ende ſeines Tageregiſters mit *b)*, als ein Werk der geſchickteſten Piloten dieſer Nation, die ſie zu ihrem eigenen Gebrauche beſtimmet hatten. Indeſſen ſetzet er hinzu, die Seekarten könnten allezeit vollkommener gemacht werden; und obwohl die Abſchrift, die er von dieſer Karte gebe, genau ſey: ſo habe er doch bey Vergleichung mit den Karten dieſer Küſten, welche die Spanier ſelbſt gemacht, verſchiedene Abweichungen gefunden. Er befürchtet alſo, man würde von beyden Seiten mehr als einen Irrthum erkennen, deſtomehr, weil die Spanier bey weitem nicht ſo ſorgfältige Beobachter der Richtigkeit wären, als die Engländer und Holländer. Aber doch verſichert er, es ſey der beſte Wegweiſer, der bisher bekannt gemacht worden *c)*. Die Schranken dieſer Sammlung verſtatten nur, ſie hier den Seeleuten anzuzeigen; und nach der angenommenen Ordnung gehörete es auch erſt zur Beſchreibung von America.

Rogers Anmerkungen darüber.

1710.

Weg der Engländer bis Batavia.

Der Herzog und die Herzoginn in Begleitung der weggenommenen Galionen, verließen das Fort **Segura** erſt den 12ten Jenner im Jahre 1710. Ihre Fahrt war mühſam, aber glücklich bis ans Eyland **Guaham**, wo ſie nicht eher als den 12ten März anlangeten. Sie nahmen daſelbſt Lebensmittel ein, und ſegelten wieder den 21ſten ab: ſie verließen ſich dabey auf die Einſicht ihres erſten Piloten, dem dieſer Weg bekannt war, und giengen durch die Enge von Neu-Guinea den 18ten May, um aufs baldigſte nach der Enge von Bouton zu kommen, in der ſie ſich den 27ſten befanden. Sie danketen dem Himmel, daß er ihnen in der Inſel dieſes Namens Waſſer und Lebensmittel verſchaffet, die ihnen zu mangeln anfingen, aber ſie ſahen es als ein anderes Glück an, daß ſie ein malagiſches Schiff antrafen, welches ihnen verſprach, ſie über die Enge **Zulayer** zu führen, und bis nach Batavia zu bringen. Dieſer Weg kam dem Rogers ſo ſchwer vor, daß er ſich für verbunden hält, zum Nutzen der Schiffahrt die Umſtände davon bekannt zu machen.

Gefährliche Ueberfahrt.

Den 10ten des Brachmonates ließ ſie ihr Wegweiſer, den ſie in fünf Grad fünf und vierzig Minuten ſüdlicher Breite, und zwey hundert und vierzig Grad ein und zwanzig Minuten weſtlicher Länge von London antrafen, in die Enge, welche ſie fürchteten, gehen; und da ſie zwiſchen die Inſeln, die ſich nordlich von Zulayer befanden, gekommen waren, ließen ſie N. O. ein Viertheil W. ſegeln, um ſich in guter Entfernung von den Inſeln zu halten, und über einen tiefen Canal, der wenigſtens drey Meilen breit iſt, zu kommen. Nachgehends ſegelten ſie um den ſüdlichſten Theil der Inſel Celebes, und von dar durch den Canal, wo ordentlich die holländiſchen Schiffe durchgehen, die ſich nach Batavia begeben, um die Untiefen bey **Brill** und **Banker** zu vermeiden, davon die erſten ſo gefährlich ſind, daß man an verſchiedenen Orten nur drey Faden Waſſer, und manchmal noch weniger hat. Sie ließen alſo das Cap nordwärts, ſeitwärts Celebes, deſſen ſüdweſtlicher Theil gegen das Ufer tief iſt, wo man aber die hohen Berge weit ins Land hinein ſieht. Selbſt auf der Höhe dieſer Spitze ſüdweſtlich trifft man einen merkwürdigen Felſen an. Rogers fand zehn Faden Waſſer unter ſich; er hatte den Felſen nordwärts auf ſechs Meilen weit, und

ver

---

a) A d. 11 u. folg. S.

b) Im II Th.

c) Ebendaſ. a. d. 76 S.

vor ſich eine niedrige und ebene Inſel, etwa drey Meilen lang, die ſich von N. W. ein Viertheil W. nach N. N. W. ſtreckete. Er ſegelte gerade nach Norden dieſer Inſel, um ſich ihr auf ein und eine halbe Meile zu nähern, von dar lenkete er ſich ein wenig nordlich, und kam um einen langen ſchmalen Strich Sandes, nachdem er drey kleine Inſeln entdecket hatte. Ferner ſegelte er N. W. um beym Eintritte der Nacht unter der Inſel ſelbſt hinter dem Sandſtriche zu ankern, wo er zehn Faden und einen ſehr reinen Boden fand. Alsdann hatte er den Felſen von Celebes N. O. ein Viertheil N. vier Meilen weit, die nordlichſte der drey kleinen Inſeln, weſtlich, und die mittlere weſtſüdweſtlich, drey Meilen weit, da indeſſen die andere mit der großen Inſel eingeſchloſſen war. Man hatte das Senkbley unabläßig in der Hand gehabt, und nie weniger als ſechs Faden Waſſer, nie über vier gefunden.

Den 12ten mit Anbruche des Tages, lichtete man die Anker, um zwiſchen die beyden kleinen Inſeln zu laufen, wobey man ſich allemal der nordlichſten am nächſten hielt, ohne mehr als zehn Faden zu finden. Nachdem man durch gekommen war: ſo gieng man anfangs nach Weſten, darauf nach Südweſt bey einem guten Südoſtwinde, und gegen Mittag hatte man nur das hohe Land von Celebes im Geſichte, das ſich oſtwärts befand. Rogers zweifelt, daß man bloß mit Beyhülfe der gemeinen Karten, und ohne Erfahrung durch dieſe furchtbaren Gegenden glücklich kommen könne *d*).

Eiferſüchtige Betrachtungen des Verfaſſers über die holländiſchen Sitze.

Er hatte wenige Mühe, ſich Batavia zu nähern, wo das kleine Geſchwader den 20ſten unter vierzig Schiffen von verſchiedener Größe ankerte. Der holländiſche Rath, der über ſeine Vortheile eiferſüchtig iſt, gab ihm einige Urſache, zu klagen, und zu bedauern, daß die engliſche oſtindiſche Geſellſchaft keine Hafen hat, aus denen ſie die Holländer im Zaume halten könnte. Beſonders wünſchete er einen, in dem die Chineſer handeln könnten. Die Engländer, ſaget er, würden daraus mehr Vortheil ziehen, als aus ihren Reiſen nach China, wo man mit ihnen nicht gar zu wohl umgeht *e*). Seit etwa fünf Jahren hatten ſie Banjarmaßin im Eylande Borneo verlaſſen, obwohl dieſer Platz, wenn er wohl wäre befeſtiget und unterhalten worden, ihnen ſo vortheilhaft geweſen wäre, als Batavia den Holländern. Er wiederholet, die Holländer hätten nie unter zwanzig Schiffen in dieſen Hafen mit genugſamem Volke, ſolche auf den Nothfall auszurüſten, und machet daraus den traurigen Schluß, wenn zwiſchen beyden Nationen Krieg entſtünde, ſo könnten ſie die Engländer aus allen Orten, wo die letzten ſich in Indien geſetzt haben, vertreiben *f*).

Rogers Ankunft beym Vorgebirge der guten Hoffnung

Der Weg vom Eylande Java nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung dauerte etwa zween Monate vom 24ſten Oct. bis den 29ſten Dec. Die drey engliſchen Schiffe machten da Geſellſchaft mit neunen ihrer Nation und ſechzehn Holländiſchen, die zuſammen nach den europäiſchen Hafen gehen ſollten *g*). Dieſe erſtaunliche Anzahl giebt einen ſonderbaren Begriff von dem Handel dieſer beyden Staaten, zu einer Zeit da ganz Europa der Wuth des Krieges ausgeſetzet war. Rogers unternimmt hier keine Beſchreibung des Cap; und ſo viel man auch ſeiner Geſchicklichkeit zutrauen könnte, ſo würde man ihm doch den Vorzug vor Kolben nicht zugeſtehen. Aber er ſtellet dieſe holländiſche Colonie in einem Gemälde gleichſam im Kleinen vor, woraus man urtheilen kann, wie viel ſie in einigen Jahren zugenommen hat, und ſeine Betrachtungen werden das, was man vorhin davon

---

d) A. d. 110 u. vorherg. S.

e) A. d. 134 S.

f) Ebendaſ.

g) Ebendaſ. a. d. 145, 146 S.

Rogers 1710.

davon weis, erweitern. „Niemanden von meinen Leuten, ſaget er, ſtieß die geringſte Begebenheit mit Löwen, Tiegern oder Hottentoten vor, alſo ſchränke ich mich auf einige beſondere Umſtände ein, die ich ſelbſt beobachtet habe.„

Seine Anmerkungen über dieſe Colonie.

Die holländiſche Stadt iſt wohl gebauet, und beſteht aus etwa zwey hundert und funfzig Häuſern und einer Kirche. Man ſieht verſchiedene Dörfer um das Cap von zehn bis dreyßig Meilen weit, und viele Landgüter auf allen Seiten faſt auf zehn Meilen in die Runde, ſo, daß man in kurzer Zeit drey tauſend wohlbewaffnete Mann zu Pferde und zu Fuße aufbringen kann. Das Land iſt nicht ſo heiß, als man ſichs einbildet. Es liegt unter dem fünf und dreyßigſten Grade ſüdlicher Breite. Die Luft iſt ſehr geſund, und das Land ungemein fruchtbar. Bey denen Vorurtheilen, die man gegen die africaniſchen Sandwüſten dahin bringt, erſtaunet man über die Menge artiger Landhäuſer, ſchöner Gärten, Weinberge, Wäldchen von jungen Eichen und andern Bäumen, die man da pflanzet. Aber das große Zimmerholz findet ſich erſt funfzig Meilen vom Cap. Dieſe Landgüter und angepflanzeten Waldungen bringen der holländiſchen Geſellſchaft viel ein, außer demjenigen, was ſie der Beſatzung zu verpflegen überläßt. Die Ländereyen werden ſo hoch verpachtet, um den Ackerbau aufzumuntern; und die Einkünfte davon ſind ſo anſehnlich, daß man im Stande iſt, große Abgaben bey der Ausfuhre dieſer Lebensmittel zu entrichten, welche die Holländer beſtändig ihren andern Colonien nach Indoſtan ſchicken, oder Schiffe mit wegnehmen. Sie ſchmeicheln ſich auch, ſie würden bald an alle dieſe Oerter Beſatzungen ſenden können. Außerdem haben ſie ſo viel Lebensmittel und Vorrath auf dem Cap, welches ſie als ein zweytes Vaterland anſehen, daß ſie gar leicht aus Europa Hülfe erwarten und erhalten können, ihren Handel zu unterſtützen, was ihnen auch dieſerwegen drohen mag. Ich glaube, ſaget Rogers, unſere oſtindiſche Geſellſchaft hat nicht gar zu klug gethan, da ſie dieſen Poſten für die Inſel St. Helena verlaſſen, die bey weitem nicht ſo bequem liegt, noch dieſe Abſichten zu erfüllen dienet *h*).

Die Engländer bedauern, daß ſie ſolche für St. Helena verlaſſen haben.

Unter die Vortheile, welche die Holländer hier haben, muß man auch ein prächtiges Hoſpital rechnen, das mit Aerzten und Arzeneymitteln ſo gut verſehen iſt, als eins in Europa. Es faſſet etwa ſieben hundert Kranke. So bald die Schiffe der Geſellſchaft angelanget ſind, ſchicken ſie ihre abgematteten Matroſen dahin, und finden da ſtatt jener friſche und muntere Leute. Sie haben da auch Vorrathshäuſer, die mit allen Nothwendigkeiten zu Schiffe verſehen ſind, nebſt allen dazu gehörigen Seebedienten. Der Nutzen dieſer weiſen Einrichtung zeiget ſich beſtändig bey der Weitläuftigkeit und Größe ihres Handels. Jährlich kömmt auf dem Cap ein Expreſſer aus Holland an, welcher ihrer oſtindiſchen Flotte entgegen kömmt, die ordentlich aus ſiebenzehn bis zwanzig großen Schiffen beſteht. Dieſer Expreſſe bringt die geheimen Befehle an den Befehlshaber der Flotte. Er allein weis, auf welcher Höhe ſie ihre Convoy in den Nordmeeren finden werden. Die Hauptleute aller Schiffe bekommen von ihm dieſen Befehl verſiegelt, und dürfen ihn nicht eher eröffnen, als in gewiſſen Umſtänden bey Annäherung ihres Landes. So entwiſchen ihre Flotten ſeit langer Zeit der Wachſamkeit des Feindes, und kommen glücklich in ihre Hafen zurück. Kurz, man beobachtet auf dem Cap ſo vortreffliche Geſetze; Fleiß, Ordnung, und gute Einrichtungen herrſchen daſelbſt ſo wohl, daß jede Nation ſich daran ein Muſter nehmen ſollte. Gleichwohl findet Rogers aus einem Vorurtheile,

Kluge Einrichtungen der Holländer.

---

h) A. d. 148 S.

i) A. d. 150 S.

Rogers 1710.

theile, ſaget er, für die engliſche Freyheit, die Gerechtigkeit daſelbſt gar zu ſtrenge. Die Robins- oder Pinguinsinſel an der Einfahrt der Bay dienet heute zu Tage zum Gefängniſſe und zur Strafe der Aufrühriſchen. Sie müſſen nach dem Urtheile des Fiſcals ihr ganzes Leben da in ſehr mühſamer Arbeit zubringen.

Alte Seeräuber von Madagaſcar.

Jährlich ſendet man ein Schiff vom Cap nach Madagaſcar, daſelbſt Sclaven zu kaufen, welche die Holländer zum Feldbaue brauchen. Von den Hottentoten können ſie keine Dienſte erhalten, welche Nation ſo faul und ihrer Freyheit ſo ergeben iſt, daß ſie lieber verhungern, als ſich nützlich beſchäfftigen wollen. Rogers unterredete ſich hier einige mal mit einem Engländer und einem Irrländer, die ſich verſchiedene Jahre bey den Seeräubern von Madagaſcar aufgehalten hatten, und nachdem ſie Verzeihung erhalten, auf dem Cap wohneten. Sie ſagten ihm, dieſe Unglücklichen, die ſo viel Lärmen in der Welt gemacht hätten, wären auf ſechzig oder ſiebenzig Perſonen gebracht, davon die meiſten ſehr arm, und in der Inſel verachtet wären, ob ſie ſich gleich da verheirathet hätten. Sie hätten nichts weiter, als eine Fregate und eine Schaluppe, aber nach dem Schluſſe des Friedens, das iſt, wenn die Soldaten abgedanket wären, könnten ſie wohl ihre Räubereyen wieder anfangen, und ſich furchtbar machen, wenn man ſich nicht beſtrebete, die Inſeln zu reinigen und zu verhindern, daß ihre Zahl nicht zunähme *i*)

Schloß am Cap.

Das Schloß, welches die Holländer am Cap haben, iſt ſehr weitläuftig geworden. Es iſt von gehauenen Steinen aufgeführet, und hat ſiebenzig Stücken. Die Befehlshaber der Beſatzung, die etwa aus fünf hundert Mann beſteht, haben ſehr gute Wohnungen daſelbſt, aber nach Rogers Gedanken zu weit von der Rhede für die Vertheidigung der Schiffe. Man war auch Willens, auf eine ſandichte Spitze, die ſich beym Eingange rechter Hand zeiget, eine Batterie anzulegen. Im Winter iſt dieſe Rhede ſehr gefährlich wegen der Seewinde, die zu dieſer Zeit herrſchen: aber im Sommer wehen ſie ſelten, ob wohl faſt täglich heftige Stürme von S. O. vom Tafelberge kommen, die den Schaluppen auch bey ziemlich ſtiller Witterung nur Abends und Morgens hin und her zu gehen verſtatten *k*).

Rogers Urtheil über den Aufenthalt daſelbſt.

Ueber hundert Meilen vom Cap haben die Holländer eine warme Quelle entdecket, der man zu Heilung auch ganz verzweifelter Krankheiten, ſonderbare Kräfte zuſchreibt. Kurz, bey einem vier monatlichen Aufenthalte am Cap erkannte Rogers deſſen Vorzüge zulänglich, um ſich zu verſichern, daß ein Menſch, der von aller Unruhe und Verwirrung frey leben wollte, keinen bequemern Ort wählen könnte, als das benachbarte Land, das den Holländern gehöret *l*).

1711.

Er ſegelte den 3ten April im Jahre 1711 unter dem Pavillon des holländiſchen Admirals wieder ab, und ankerte den 1ſten des Weinmonates glücklich in den Dünen. Seine Priſe, die er denen, welche die Schiffe ausgerüſtet hatten, überlieferte, war ein Schiff von hundert und ſechzehn Mann, mit zwanzig großen Stücken und zwanzig metallenen Steinſtücken beſetzt, die Reichthümer, die er den Spaniern abgenommen hat, erzählet er nicht umſtändlich, aber er veranlaſſet einen großen Begriff davon, wenn er von den Barren und allen goldenen und ſilbernen Geräthe und Perlen redet, davon er die Rechnung den Ausrüſtern übergeben *m*).

Das

---

k) A. d. 151 S.

l) A. d. 152 S.

m) A. d. 160 S.

Wood. Ungewiſſes Jahr.

Das XLIV Capitel.

Reiſe des Hauptmanns Wood durch die magellaniſche Straße.

Einleitung. Abreiſe und Geſchwindigkeit ſeiner Fahrt. Haſen, die ſich wie Caninichen verkriechen. Woods Anmerkungen über den verlangten Hafen. Denkmaal der Reiſe des Jacob le Maire. Hafen St. Julian. Anmerkungen darüber. Salzwerke des Landes. Größe der beträchtlichſten Salzgruben. Verſchiedene Thiere daſelbſt. Zwey ſonderbare. Wachsthum unſerer Küchengewächſe allda. Spitze, der Felſenkopf. Cap Blancford. Vorgebirge der Königinn Catharina. Woods Anmerkungen über die magellaniſche Straße. Rath für die Schiffahrt. Beſchreibung der Inſel Eliſabeth. Thörichtes Unternehmen der Spanier. Bay Forteſcue. Fluß Batchelor. Inſel N. S. del Socoro. Woods Zurückkunft.

Einleitung.

Die Mühe, die man ſich genommen hat, dieſe kurze Nachricht zu überſetzen, und ſie einer Sammlung n) einzuverleiben, beweiſt zur Gnüge, daß diejenigen, die ſie dieſer Ehre würdig geachtet, die Meynung von ihr gehabt haben, daß ſie es verdiene: allein, ſie entſchuldiget ſie nicht, daß ſie ſich nicht die geringſte Mühe gegeben, die Zeit der Reiſe zu entdecken, welche der Verfaſſer darunter zu ſchreiben, ſelbſt aus der Acht gelaſſen zu haben ſcheint. Dieſe Achtloſigkeit bewegt mich, ſie gleichſam als von ungefähr nach einigen andern Tagebüchern zu ſetzen, welche nicht älter ſeyn können, weil man in denſelben Namen antrifft, die von dieſer entlehnet ſeyn müſſen.

Abreiſe, und Geſchwindigkeit ſeiner Fahrt bis nach dem verlangten Hafen.

Wood reiſete den 26ſten des Herbſtmonates am Borde eines königlichen Schiffes, der **Raub alles**, (Rafle tout) genannt, in Geſellſchaft mit einer Pinke, welche der junge **Menſch** hieß, aus den Dünen ab; und ſeit dem 22ſten des Chriſtmonates befand er ſich auf dem acht und vierzigſten Grade zwanzig Minuten ſüdlicher Breite, dem verlangten **Hafen** (Port deſiré) gegen Süden. Die zwey Schiffe ſegelten gegen Norden, um dieſen Hafen zu ſuchen. Wood, welcher ſich auf ſeine Pinaſſe begeben hatte, folgete der Küſte einer großen Bay, die gegen Süden von der Inſel der Seehunde o), und gegen Norden von einer kleinen ſteinigten Inſel umgränzet wird. Er fand auf der letzteren eine ſo große Anzahl von dieſen Thieren, daß er vierhundert derſelben, zur Speiſe für ſein Schiffsvolk tödten ließ. Eine Meile weiter hinauf trifft man eine andere Inſel an, die mit einer Art Seevögel bevölkert iſt, welche die Engländer **Shags** nennen. Sie tödteten eine Menge Junge davon, deren Fleiſch ihnen vortrefflich vorkam. Noch weiter hinauf, in eben der Entfernung und an dem Ufer, ſieht man eine vierte Inſel, welche ſie die **Haſeninſel** nannten, weil dieſe Thiere auf derſelben im Ueberfluſſe ſind. Sie tödteten derſelben ſehr viele, welche bis auf zwanzig Pfund wogen. Sie erſtauneten, da ſie dieſelben jagten, als ſie ſahen, daß dieſe Thiere ihre Sicherheit in Löchern ſuchten, wie unſere Caninchen. Dieſe Inſel iſt das beſte Erdreich um den ganzen Hafen herum. Der übrige Theil der Küſte iſt mit Felſen, oder trockenem und unfruchtbaren Sande bedeckt, ohne Holz und ohne ſüßes Waſſer.

Haſen, die ſich wie die Caninchen unter die Erde verkriechen.

Den

---

n) Sie ſteht in dem V Theile der Sammlung des Paul Marret, Amſterdam im Jahre 1712, ohne einige andere Erläuterung, als ein Paar Worte in der Vorrede, daraus erhellet, daß ſie zu London im Jahre 1699 herausgekommen iſt.

Wood. Ungewiſſe Jahr.

Den 24ſten des Chriſtmonates, während der Zeit da die beyden Schiffe gegen Norden ſegelten, fuhr Woed, da er auf ſeiner Pinaſſe längſt an der Küſte hin ſchiffte, durch eine andere große und tiefe Bay, welche die Bay des Epices heißt, wo er unter einigen ſteinigten Inſeln die Penguinsinſel erkannte. Seine Verwunderung war außerordentlich, als er die ungeheure Menge dieſer Thiere ſah, welche, da ſie weder fliegen, noch ſehr geſchwind laufen konnten, ſich mit Stöcken todt ſchlagen ließen. Am Abende warf man in der Bay des verlangten Hafens (Port deſiré) auf ſechzehn Faden Waſſer tief, Anker; und zween Tage darauf lief man in dieſen Hafen ein. Woods Anmerkungen, welche hier weit richtiger, als aller Seefahrer ihre, die vor ihm da geweſen, zu ſeyn ſcheinen, erfordern die umſtändliche Beſchreibung, die er in ſeiner Nachricht davon machet, nothwendig; und ob ſie ihnen gleich in einigen Umſtänden ähnlich ſeyn können, ſo können doch wichtige Lehren nicht für unnütze Wiederholungen angeſehen werden.

Anmerkungen des Wood über den Hafen.

Er ſetzet den verlangten Hafen in den ſieben und vierzigſten Grad dreyßig Minuten ſüdlicher Breite. Wenn der Wind gut iſt, ſaget er, ſo kann ein Schiff in denſelben einlaufen, wenn es will, weil auch ſogar bey der Ebbe jederzeit Waſſer genug darinnen iſt. Bey drey Viertheilen der Ebbe, oder einem Viertheile der Fluth, kann man alle gefährliche Oerter, die in demſelben ſind, warnehmen: allein, er räth niemanden, in denſelben einzulaufen, ohne den Hafen vorher zur Zeit der ſeichten Ebbe in Augenſchein genommen zu haben. Alsdann ſieht man alle Klippen darinnen recht deutlich, ja man hat ſogar an dem Lande ein Zeichen, nach welchem man ſeine Fahrt ſicher einrichten kann. Wenn man von der Nordſeite des Vorgebirges des heiligen Georgs kömmt, welches die Spanier Cap Blanco nennen, und an der Küſte hin, dem Capo Deſire gegen Norden, fährt: ſo entdecket man eine an einander hangende Reihe von Felſenſtücken, die ſich eine Meile von dem Ufer weit über das Waſſer erheben, außer vielen andern, die von demſelben abgeſondert ſind. Der Bay gegen Süden erblicket man die Penguinsinſel, unter fünf oder ſechs kleinen Inſeln, und gegen Norden den Hafen ſelbſt, welcher auf der Südſeite ſeines Einganges, eine halbe Meile von der Seeſeite, und beynahe eben ſo weit von dem Fluſſe, einen Felſen in Geſtalt einer Pyramide darſtellet. Dieſer Fels, welcher alle Gleichheit mit einem Glocken- oder andern Thurme hat, kann zu einem, um ſo viel ſicherern, Wahrzeichen dienen, weil er mit andern Felſen von einer blaulichten Farbe umgeben iſt. Die beyden Schiffe hatten, nachdem ſie in dem Hafen Anker geworfen, dieſen Felſen gegen Südoſten.

Die rechte Tiefe der Ebbe und Fluth iſt auf dieſer Rhede am höchſten in dem Voll- oder Neumonde. Zur Zeit der hohen Fluth iſt der Zu- und Abfluß ſehr ſchnell, und ſteigt das Waſſer ungefähr drey Faden. Die Einfahrt des Hafens iſt von einer Seite zur andern nicht weiter, als einen Muſquetenſchuß. Die Natur hat dieſem Lande eine erſchreckliche Unfruchtbarkeit zugetheilet, ohne Waldungen und ohne ſüßes Waſſer: dem ungeachtet aber findet man doch eine Menge ſpaniſcher Schafe daſelbſt, die ſo groß ſind, als unſere Gemſenböcke, einige Haſen, Strauße, denen ſchwerlich beyzukommen iſt, Entvögel, Raben, ſchwarze Schags, weiße Kropfvögel *p*), und große blaue Entrichte, welche ziemlich gemein ſind. Die großen Muſcheln und Limpets ſind um den Felſen herum in

---

welche von andern, Seelöwen und Seekälber genannt werden.

p) Im Engliſchen White Breaſts.

Wood. Ungewiſſes Jahr.

Denkmaale der Reiſe des Jacob le Maire.

Ueberfluſſe. Wood fand auf einer von dieſen Inſeln, die holländiſche Aufſchrift des Jacob le Maire, die wir ſchon angeführt haben, welche, wie ſie andere vorſtellen, auf ein bleyernes Blatt gegen das Vordertheil eines Pfahls genagelt war. Allein, er entdeckte auch außerdem in einem Loche eben dieſes Pfahles ein Käſtchen von überzinntem Bleche, in welchem ein ſo verdorbenes Papier lag, daß es ihm unmöglich war, die Schrift auf demſelben zu leſen q).

Von dieſer Inſel können die Schalupen, acht oder neun Seemeilen weit, den Fluß hinauf fahren. Anderthalb Seemeilen über der Inſel läuft derſelbe Südweſt ein Viertheil Weſt; und iſt eine ſtarke Meile lang, und nicht weniger als eine Seemeile breit: allein, nach dieſem zieht er ſich in einem, mit großen jähen Felſen, und ſehr vielen kleinen Inſeln, angefüllten Canale ſehr enge zuſammen, und da ſind ſeine beyden Ufer ſehr trocken, und ſteinigt. Wood fuhr denſelben ſo weit hinauf, als es möglich war. Er befand das Waſſer in demſelben nicht ſüße: er entdeckte aber zwo kleine Seen; die eine ſeinem Schiffe nordweſtwärts, funfzig Schritte von dem Ufer, und die andere gegen Nordnordoſten, eine Meile weit davon. Das Waſſer der letztern, welches aus einer Quelle kömmt, ſchien ihm von einem ſehr guten Geſchmacke zu ſeyn. Er füget hinzu, daß, da die Ebbe und Fluth in dieſem Hafen ſehr reißend iſt, es ſehr gefährlich ſeyn müßte, den Winter über darinnen Anker zu werfen, wenn der Fluß Eis mit ſich führet, oder der Wind von der Weſtſeite her, ſtürmiſch iſt. Allein, an der mittäglichen Seite, drittehalb Meilen von der Einfahrt des Hafens, zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande, findet man eine bequeme Bucht, mit einem ſchlammichten Grunde, wo man dicht an dem Ufer ohne die geringſte Gefahr ankern kann. Der einzige Rath, den er giebt, iſt, daß man einen Felſen vermeiden ſollte, den man auf dem Wege antrifft, und der bey halber Ebbe und Fluth bedeckt iſt r).

Der Hafen des heiligen Julian.

Die Engländer von den zwey Schiffen nahmen, im Namen des Königs von Großbritannien, von dem Lande Beſitz, ohne vermuthlich zu verlangen, daß ihre Rechte jemals ausſchließend werden könnten. Nachdem ſie den 25ten des Märzmonates aus dem verlangten Hafen ausgeſegelt waren, liefen ſie den 7ten des Aprilmonates in den Hafen des heiligen Julian ein, um daſelbſt den übrigen Theil des Winters zuzubringen. Wood berichtet uns, nachdem er bemerket, daß dieſer Hafen ſeinen Namen von dem Magellan in dem 1520 Jahre bekommen, daß dieſer berühmte Reiſende den Johann Carthagena, Biſchof von Burga, und deſſen Vetter, daſelbſt habe aufhenken laſſen, weil ſie ſich unterfangen, ſeine Leute zum Aufruhre zu verleiten, und daß er den Allmoſenpfleger auf ſeinem Schiffe in dieſem wüſten Lande zurück gelaſſen, wo er nachher von den Eingebornen des Landes ermordet worden ſ). Eine ſo ſonderbare Begebenheit, von der man nicht die geringſte Spur in der Erzählung des Pigaphetta antrifft, ſchien weitere Erläuterungen zu erfordern; zumal, da er ſie einer gewiſſen und wirklich geſchehenen That an die Seite ſetzet. Dieſe iſt die Strafe des Thomas Dougthie, welcher im 1572 Jahre in eben dieſem Hafen, und um eben dieſes Verbrechens willen, von dem Ritter Franz Drake zum Tode verdammt worden, welcher daher Gelegenheit nahm, ſie die Inſel der Gerechtigkeit, an ſtatt der Vollſtreckung der Gerechtigkeit, zu nennen t).

Sonderbare dem Magellan zugeſchriebene That.

Die

---

q) Ebendaſ. a. d. 143 Seite.

r) Ebendaſ. a. d. 144 S.

ſ) A. d. 145 und 146 S.

Wood. Ungewiſſes Jahr.

Anmerkungen über den Hafen des heiligen Julian.

Die Anmerkungen des Wood ſind hier ſehr ſchätzbar für die Schiffahrt. Diejenigen, ſaget er, welche in dieſen Hafen einlaufen wollen, müſſen die Regeln beobachten, die auf ſeine Erfahrung gegründet ſind. Wenn ſie dem Vorgebirge des heiligen Georgs, oder dem verlangten Hafen gegen Norden gekommen ſeyn werden: ſo müſſen ſie zwiſchen dem erſten hohen Lande hindurch, welches ſie unter dem acht und vierzigſten Grade ſüdlicher Breite ſehen werden, und dieſes iſt auch die Lage des Hafens des heiligen Julian, und des niedrigen Landes. Wenn ſie aber dieſem Hafen gegen Süden anlangen: ſo werden ſie finden, daß das Land daſelbſt unter dem funfzigſten Grade zwanzig Minuten der Breite liegt, daß es niedrig und ohne eine einzige Art von Bäumen iſt, und daß es keine weiße und jähe Hügel hat, als von der Meerſeite her. Wenn ſie einmal in den Hafen eingelaufen ſind, ſo können ſie in demſelben auf ſieben, acht, neun, ja zehn Faden tief Anker werfen: allein, bey ſeiner Einfahrt müſſen ſie ſich vor einer Felſenbank in Acht nehmen, welche bey hoher Fluth auf vier Faden Waſſer hoch bedeckt iſt, und davon nach dem Ablaufe des Meeres nicht mehr als vier Fuß übrig bleiben.

Um dieſe gefährliche Klippe glücklich zurück zu legen, müſſen ſie in dem Canale das Senkbley auswerfen, und nicht unterlaſſen, die Untiefen mit einem aufgerichteten Maſtbaume zu erforſchen, weil der Grund der Bay wegen der gewaltigen Stürme, der Veränderung unterworfen iſt. Allein, ſie dürfen nicht vergeſſen, das ſteinigte Vorgebirge und gewiſſe weiße Oerter eines Gebirges, das auf dem Lande iſt, nordweſtwärts zu laſſen. Außerdem aber kann man der Bank ſicher trauen, wenn man gegen die Mitte einiger weißen Hügel gekommen iſt, die ſich in der Bay, gegen Nordoſten, anderthalb Meilen von der Einfahrt des Hafens, befinden, und ſehr viel, wie Inſeln, ausſehen. Man iſt alsdann gerade einer Oeffnung gegen über, die wie ein Stuhl ausſieht, und ſich jenſeits auf dem Lande zeiget. Wenn man dieſe zurück geleget hat: ſo wird man ſeinen Weg ungefähr eine und eine halbe Meile gerade fortſetzen, und daſelbſt auf ſechs oder ſieben Faden tief Anker werfen können. Indeſſen iſt doch aber der beſte Ort zu ankern, zwiſchen der Inſel der Gerechtigkeit, und einer andern benachbarten Inſel. Die Ebbe und Fluth iſt in dieſem Hafen zuweilen ſehr ungewiß. Wenn der Wind aus Süden kömmt, ſo ſteigt das Waſſer in der Ebbe eben ſo hoch, als in der Fluth u).

Salzwerke des Landes.

Wood brachte einige Tage in dem Hafen des heiligen Julian zu, ohne einen einzigen Einwohner zu vermerken. Da er den 12ten des Aprilmonates auf den Gipfel eines Berges gegen Oſten, welches der höchſte iſt zwiſchen dem Cap des heiligen Gregorius und den Engen, geſtiegen war: ſo gab er demſelben ſeinen Namen, welchen er ſelbſt auf einen Stein eingrub. Von da ward er vom weiten eines großen Sees gegen Norden gewahr, und ſeine Neugierigkeit trieb ihn, es zu wagen, denſelben in Augenſchein zu nehmen: allein, nachdem er zwo Seemeilen zurück gelegt hatte: ſo glaubte er, etwas zu vermerken, das ſich hinter einem Gebüſche bewegte. Er war gleich im Begriffe, loszuſchießen, in der Meynung, daß es roth Wildpret ſey, als er einen Menſchen zum Vorſcheine kommen ſah, welcher ſich anfänglich ein wenig weiter hinter einen Hügel zurück begab, wo ſich ſechs andere mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Indianer zu ihm verfügeten. Ein gerechtes Mistrauen nöthigte ihn demnach, wieder nach ſeinem Schiffe zurück zu kehren. Als er einige Tage darauf eben dieſen Weg wieder

---

t) Man ſehe oben das Tagebuch des Drake.

u) A. d. 147 und vorherg. Seite.

Wood. Ungewiſſes Jahr.)

wieder mit einer zahlreichern Begleitung genommen hatte: ſo entdeckte er an dem Ufer der See Fußtapfen von Männern und Kindern. Dieſer große Haufen Waſſer iſt ein wirkliches Salzwerk, aus welchem er, auf unterſchiedene mal, ungefähr zehn Tonnen Salz herausziehen ließ. Er befand daſſelbe, zu Erhaltung ſeiner Meerthiere, ſo gut, daß er ſich, einen ſtarken Vorrath davon mitzunehmen, entſchloß. Den 15ten des Maymonates brachten funfzig Männer, denen dieſe Arbeit aufgetragen war, an einem ſehr trockenen Orte einen großen Haufen davon zuſammen. Allein, als man drey Tage darnach wieder kam, und es abholen wollte, fand ſich keine Handvoll mehr davon da; obgleich zwiſchen dieſer Zeit kein einziger Tropfen Regen gefallen war. Wood maß die Ufer des Sees nach ſeinen zwo vornehmſten Größen ab. Er giebt ihm auf der einen Seite vier tauſend von ſeinen Schritten, und auf der andern ſechzehn tauſend; das iſt, ungefähr drittehalb Meilen in der Breite, und zehn Meilen in der Länge. Da dieſer Raum damals über und über vier Zoll dick mit Salze bedeckt war: ſo rechnete man aus, daß er hundert tauſend Tonnen enthalten könnte x).

Größe der beträchtlichſten Salzgrube.

Es ließen ſich unterweilen zwar einige Einwohner erblicken, allein, näher beykommen ließen ſie ſich nicht: und alles Aufſuchen des Wood entdeckte ihm nicht die geringſte Spur von ihrem Aufenthalte. Er bemerkte aber dem ungeachtet, daß ſie olivenfarbicht, wie alle Americaner, ausſehen, und den Leib mit verſchiedenen Farben bemalen. Sie machten zuweilen ein erſchreckliches Geſchrey, vermuthlich in der Abſicht, die Engländer zur Flucht zu bewegen: allein, ſie bedroheten ſie niemals mit ihren Pfeilen. Wood glaubte zu bemerken, daß die Luft hier eben ſo gemäßiget ſey, als in England. Das Land kam ihm, zwanzig Meilen in der Runde, dürr und unfruchtbar, voller Felſen und groben Sandes, ohne Holz und ohne Waſſer, mit einem Worte eben ſo vor, als es Narborough beſchrieben hat. Er füget aber hinzu, daß, wenn es ja einiges Gebüſche auf der Seite nach dem Meere zu gebe, ſo finde man deſſelben um ſo vielweniger, je weiter man in das Land hinein komme. Neun Seemeilen von der Rhede entdeckte er einen Fluß mit ſüßem Waſſer, der ſich in eine Salzgrube ergießt. Dieſe Gegend, ſaget er, iſt voller Salz. Man wird aber nichts deſto weniger in einer andern Nachricht erſehen, daß andere Engländer, bey ſehr dringender Noth, nicht die geringſte Aehnlichkeit vom Salze daſelbſt finden konnten.

Verſchiedene Thiere daſelbſt.

Wood ſah auch daſelbſt eine Menge Thiere, die andere Seefahrer von ſeiner Nation daſelbſt nicht mehr in ſo großem Ueberfluſſe fanden. Der Fiſchfang und die Jagd waren ihm während des Winters ein angenehmer Zeitvertreib; zumal, wenn ein ſtarker Froſt eine Menge Enten, Brachvögel, Schneppen, Rebhühner und andere in Europa unbekannte Vögel herbey führete. Die wilden Schafe, welche die Spanier Llanacos nennen, zeigeten ſich Truppweiſe zu ſechs bis ſieben hunderten. Er beſchreibt ſie zwölf Hände hoch. Mit dem Kopfe und langen Halſe ſehen ſie dem Kameele ähnlich; der übrige Theil des Leibes aber und der Rücken haben viel gleiches mit einem Pferde. Bey Erblickung eines Menſchen wiehern ſie wie die Pferde, mit einem gewiſſen Schnarchen, welches aus den Naſenlöchern kömmt. Die Engländer tödteten verſchiedene davon, und befanden ihre Wolle von einer vortrefflichen Feinheit. Sie würden ihrer gern mehr mitgenommen haben, wenn ſie Hunde gehabt hätten, ſelbige müde zu hetzen. Die Strauße, die ſie ebenfalls in großer Anzahl

---

x) Auf der 148 Seite.

y) Auf der 151 und vorherg. S.

Wood.
Ungewiſſes Jahr.

Sonderbare Thiere.

zahl ſahen, können ebenfalls nicht ohne dieſen Beyſtand gefangen werden. Die Haſen ſind daſelbſt von eben der Größe, als in dem verlangten Hafen, und die Füchſe ſcheinen weit größer zu ſeyn, als unſere. Wood ſah daſelbſt mit Verwunderung ein kleines Thier, das nicht ſo groß als eine Landſchildkröte, und auf dem Rücken mit einer kleinen Schale bedeckt war, die ſich in zwey Stücken trennte, welche ſich mit einander vereinigten. Das Fleiſch deſſelben iſt von einem auserleſenen Geſchmacke: die Spanier nennen es ein **küraſſirtes Schwein**. Ein anderes, wegen ſeiner Eigenſchaften weit ſonderbarers Thier wird der Schnaufer oder Schnarcher genannt. Es hat einen dicken Schwanz. Wenn es einen Menſchen kommen ſieht, ſo ſchnarchet, ſchnaufet, und kratzet es die Erde mit den Vorderfüßen. Es hat aber nichts, damit es ſich vertheidigen kann, als ſeinen Hinteren, den es ſo gleich gegen denjenigen drehet, der ſich ihm nähert, und daraus es Unflath gehen läßt, der einen ganz unerträglichen Geſtank von ſich giebt y).

Uebrigens iſt das ſüße Waſſer hier nicht ſelten, als nur im Sommer. Man findet daſelbſt den Winter über an verſchiedenen Oertern Schneewaſſer; der bequemſte aber für die Boote iſt unter denſelben ein Fels, der ſich in dem Hafen zeiget. Das Holz, ob es gleich gemeiner iſt, als in dem verlangten Hafen, tauget zu nichts weiter, als Reißig davon zu machen.

Die Wilden bauen ein Schiff nach Art der unſeren.

Wachsthum unſerer Küchengewächſe in dieſer Himmelsgegend.

Den 16ten des Herbſtmonates, das iſt gegen das Ende des Winters, wurden die beyden Schiffe von der Nothwendigkeit, ſich von friſchem mit Penguinen und Seehunden zu verſehen, nach dem verlangten Hafen zurück gerufen. Sie langten binnen zween Tagen glücklich daſelbſt an; ihre Erſtaunung aber war außerordentlich, als ſie ein Schiff von drey Maſten daſelbſt antrafen, welches roth bemalt, und von Binſen gemacht war. Sie bekamen eine hohe Vorſtellung von der Geſchicklichkeit der Einwohner, die ſie die europäiſchen Schiffe hatte nachmachen laſſen. Wood hatte, nicht gar zu weit von dem Ufer ab, unterſchiedliche Arten von Kräutern und Hülſenfrüchten, als Kohl, weiße und rothe Rüben, Merrettig, Erbſen, Bohnen und Zwiebeln ſäen laſſen: allein, er fand wenig, ſowohl von den einen als den andern, wieder. Die Wilden hatten alles ausgereutet, ohne es zu einigem Nutzen angewendet zu haben. Was noch von den Rüben übrig war, ſchien vortrefflich zu ſeyn: die Erbſen und Bohnen aber hatten ſchon reife Körner. In der Nacht des 18ten beobachtete Wood allhier den Anfang und das Ende einer Mondfinſterniß, welche ihm entdeckte, daß der Unterſchied der Breite zwiſchen dieſem Lande, und zwiſchen London ſiebenzig Grad ſey; das iſt in Abſicht auf die Zeit vier Stunden, und zwey und funfzig Minuten z).

Spitze der Felſenkopf genannt.

Er wartete, ehe er die Anker lichtete, bis auf den 14ten des Weinmonates, um gegen Süden nach der magellaniſchen Meerenge zu ſegeln. Den 17ten ward er zehn Grad mittäglicher Breite einer ſchönen weißen Spitze gewahr, welche er den Felſenkopf nannte. Er ſah, in eben der Höhe, einen Berg, welcher von andern der heilige Yves genannt wird, deſſen Gipfel eine ziemlich große Ebene ausmachet, und der gegen Norden von einem andern eben ſo hohen Berge, welcher ſich in eine Spitze endiget, und von einigen andern, von gleicher Geſtalt, gegen Süden, begleitet wird. Man iſt, wenn man hier ſeinen Beſchreibungen folget, nicht Willens, der Seefahrer ihre zu wiederholen, deren Fußtapfen er

---

z) A. d. 152 S.

Wood. Ungewiſſes Jahr.

folgete. Da eine ſo beſchwerliche, und wegen der beſtändigen verſchiedenen Vorfälle ſo abwechſelnde Fahrt ihm tauſend neue Gegenſtände zu bemerken darſtellte, ſo nahm er ſich vor, nichts anders als nur das zu ſammeln, was ſeinen Vorgängern entwiſchet war.

Cap Blancford.

In dem funfzigſten Grade und dreyßig Minuten entdeckte er ein Cap, welches von weißen Hügeln gebildet wurde, und das in den Karten nicht bezeichnet iſt, daher er es Blancford nennen ließ. Von da bis zu dem Jungfernvorgebirge, wo er den 22ſten anlangte, geht der rechte Weg Süd ein Vierthel Weſtwärts, ungefähr zwanzig Meilen. In dieſem ganzen Umkreiſe iſt das Land niedrig, und es hat weiße Hügel. Man findet allenthalben acht und zwanzig Faden Waſſer auf einem guten ſandigten Grunde. Die Fluth läuft zwiſchen den beyden Capen nordnordoſtwärts, und der Abfluß des Waſſers in der Ebbe ſüdſüdweſtwärts. Im Voll- und Neumonde dauret die Zeit der hohen Fluth auf zehn Stunden, und ſteigt das Waſſer ungefähr vierzig Faden. Dem Jungfernvorgebirge gegen Norden ſieht man ungefähr vier Meilen weit nichts, als weiße und jähe Hügel, bis an das Cap, welches das höchſte Land iſt: allein, auf dem letzten von dieſen Hügeln, ſechs und zwanzig Faden lang, wird man dem Cap gegen Norden einen ſchwärzlichten Ort gewahr, welchem gerade gegen über eine Felſenſpitze iſt, die ſich eine Meile weit in das Meer erſtrecket. Entfernet euch daher eine gute Ecke davon, wenn ihr gegen die Meerenge zu ſegelt. Das Land ſcheint übrigens von einem Cap zum andern, ſehr unfruchtbar zu ſeyn, und kein anderes Holz zu haben, als einige kleine Gebüſche *a*).

Vorgebirge der Königinn Catharina.

Da das Land auf der Südſeite des Einganges in die Meerenge keinen Namen auf den Karten hat: ſo nannte es Wood das Vorgebirge der Königinn Catharina. Es beſteht faſt gänzlich aus weißen Hügeln, die beynahe eben ſo hoch ſind, als die Inſel Wight: und ſeine Entfernung von dem Jungfernvorgebirge beträgt ungefähr acht Meilen. Von dieſem letzteren Cape bis zu der Spitze, welche die Spanier Eigenthum oder Poſſeßion genannt haben, zählet Wood nach dem Compaſſe neun Meilen weſtwärts *b*). Dieſes iſt die Spitze, auf welche Sarmiento ſein erſtes Fort bauen ließ, welches er die Zahl Jeſu nannte.

Woods Anmerkungen über die magellaniſche Meerenge.

Die Fahrt durch den erſten Eingang koſtete den beyden engliſchen Schiffen wenig. Wood bemerket aber zum Beſten derer, wie er ſaget, die nach ihm kommen werden, daß es, der Spitze des Eigenthums gegen Weſten, eine ſandigte Bay giebt, zu welcher ſehr ſchwer zu kommen iſt, weil ſie ſehr ſeichtes Waſſer hat; daß man fünf Meilen von da, weſtſüdweſtwärts den erſten Eingang der Straße findet, welcher von einer Seite zur andern eilftehalb Meilen breit iſt; daß man, wenn man die öſtliche Spitze dieſes Einganges zurück geleget, zwo Untiefen antreffe, die eine gegen Norden, die andere gegen Süden, und daß die beſte, welche in einer Kette von Felſen beſteht, die entfernteſte iſt. Allein, wenn einem der Wind fehlen, oder wenn er gar zu gewaltig wehen ſollte, ſo könne man auf dem Wege, zwiſchen der Spitze des Eigenthums und dem Eingange der Meerenge, Anker werfen. Was das Land anbetrifft, ſo iſt daſſelbe mit weißen Hügeln, von einer mittelmäßigen Höhe, umgränzet. Das Ufer iſt, bey niedrigem Waſſer, mit kleinem und grobem Sande bedeckt, ob es gleich jähe genug iſt, den Booten das Anlanden an daſſelbe zu verwehren. Von dem Sande der Küſte, eine Viertheilmeile von der Abendſpitze, geht eben

---

a) A. d. 157 S.

b) Bis dahin hatte noch niemand dieſe Weiten bemerket: und ſie ſind auch auf den alten Karten nicht richtig.

Wood.
Ungewiſſes Jahr.

ebenfalls eine Kette von Felſen heraus, die man an den Kräutern, welche auf denſelben wachſen, entdecken kann: und man mag dieſe Kräuter wahrnehmen, wo man will, ſo kann man ſicher ſchließen, daß ſie Untiefen und Klippen verbergen c).

Rath für die Schiffahrt.

Wenn man durch den erſten Eingang gekommen iſt, und nicht hoffet, vor Nachts bey der Inſel Eliſabeth anlangen zu können: ſo räth Wood, ſich hier nicht vor Anker zu legen, ſondern lieber zwiſchen die Spitze des Eigenthums und die Enge zurückzukehren. Man würde ſich ſonſt wider den Sturm von Südweſt ein Vierthel Weſt, der in dieſer Gegend gewöhnlich iſt, ohne Schutz befinden; und wenn die Anker während der Nacht losgeriſſen werden ſollten, ſo würde man in Gefahr gerathen, gar von der Küſte abgetrieben zu werden. Wenn man übrigens ungefähr zwo Meilen in dem breiten Raume, der zwiſchen den beyden Engen iſt, zurückgelegt hat: ſo entdecket man nicht ohne Mühe die Spitze des andern, weil das Land daſelbſt ſehr niedrig iſt; und bey neblichtem Wetter ſetzet es ſo viel Schwierigkeit, ſelbige bey Tage zu finden, daß es bey der Nacht noch weit ſchwerer ſeyn muß. Dieſes iſt die Spitze, welche das Cap des Gregorius heißt. Gegen ihre Oſtſeite hat ſie eine Rhede, die den Weſtwinden ausgeſetzt iſt, wo man auf ſieben bis acht Faden Waſſer tief, auf einem ziemlich feſten Grunde, Anker werfen kann.

Die Engländer ſahen auf der Küſte gegen Mittag eine Menge Feuer, welche ihnen uneben und ungleich vorkamen. Sie ſchloſſen daraus, daß ſelbige ſtark bewohnet ſeyn müſſe. Am Abende eben dieſes Tages fuhren ſie durch den andern Eingang. Wood giebt ihm ungefähr eine Breite von fünf Meilen gegen Oſten, und etwas weniger gegen Weſten. Seine Länge erſtrecket ſich, von einem Ende zum andern, auf drey Meilen; ſo daß man von hier bis zu dem Jungfernvorgebirge, drey und zwanzig Seemeilen zählen muß. Man entdecket nicht eher, als bis man daſſelbe gänzlich zurückgeleget hat, drey Inſeln gegen Nordweſten, in einer Entfernung von ungefähr vier Meilen nach dem Compaſſe. Die eine hat von dem Ritter Drake, den Namen Eliſabeth bekommen, und die beyden andern heißen die Inſeln des heiligen Gregorius, und Bartholomäi. Das Land iſt, zwiſchen dieſer andern Enge und der Spitze der Inſel Eliſabeth, ſehr hoch, und an einigen Oertern dürr und unfruchtbar, an andern aber fruchtbar, vornehmlich in den Thälern. Es bringt, außer ziemlich guten Kräutern, kleine Beeren von einem unvergleichlichen Geſchmacke hervor, welche Wood magellaniſche Weinbeeren nannte. Ihre Farbe iſt purpur. Sie haben kleine Kerne, und ihr Geſchmack kömmt den europäiſchen Weintrauben nahe. Andere ſehen faſt wie kleine Kirſchen aus, und haben eine röthlichte Farbe d).

Rath des Wood.

Von der Spitze der andern Enge bis zur Weſtſeite der Inſel Eliſabeth, iſt es ſieben Meilen. Man kann in dieſem Raume, längſt an der nordlichen Küſte hin, auf ſechs bis zwanzig Faden tief Anker werfen: es iſt aber genug, wenn man ſo weit gekommen iſt, daß man die Spitze, welche der Inſel gegen Oſten liegt, gegen Süd ein Vierthel Oſten hat. Haltet euch alsdann in der Mitte zwiſchen der Inſel und der Küſte. Ihr werdet, auf einem ſehr guten Grunde, acht bis neun Faden Waſſer haben, ohne beynahe etwas von der Ebbe und Fluth zu vermerken, welche zwiſchen den Inſeln ſehr ſtark iſt. Dieſer Ort iſt ſehr bequem, die Winde, welche in das Südmeer führen, daſelbſt zu erwarten. Er iſt auch außerdem für alle Arten von Winden gut, weil der Neu- und Vollmond die hohe Fluth daſelbſt verurſachen. Man findet an der Norderküſte zween kleine Hafen, die für kleine

---

c) Auf der 157 S.

d) Auf der 158 S.

Wood. Ungewiſſes Jahr.

kleine Schiffe ſehr vortheilhaft ſind; der eine iſt zwo Meilen von der Straße, und der andere viertehalb. Wood nannte den, welcher am meiſten gegen Morgen liegt, den Hafen der Krebſe, weil dieſe Thiere daſelbſt im Ueberfluſſe ſind, und im Falle der Noth eine ziemlich gute Speiſe abgeben können. Dem andern, welcher ihm unter dieſen beyden der beſte zu ſeyn ſchien, benannte er den Hafen Vaughan *e*).

Beſchreibung der Inſel Eliſabeth.

Die Inſel Eliſabeth hat mehr als ſechs Seemeilen in der Länge, von Oſten gegen Weſten, und dreye in der Breite, von Norden gegen Süden. Sie iſt von einer mittelmäßigen Höhe, vornehmlich nach ihrer oſtlichen Spitze zu, welche ſehr ſteil iſt. Man kann ſie mit einem kleinen Schiffe umfahren: gegen ihre Weſtſeite aber iſt der Canal enge, und ſo voller Felſen, daß ſich an einigen Orten nicht mehr als drey Faden Waſſer darinnen befinden. Sie hat weder Holz noch ſüßes Waſſer, obgleich ſehr gute Kräuter und verſchiedene Arten von Beeren auf derſelben wachſen. Die beyden andern Inſeln haben nichts merkwürdiges, als ihre Penguinen, welche beſſer ſind, als in dem verlangten Hafen, und junge weiße Kropfvögel, deren Güte Wood ſehr herausſtreicht. Das Land iſt von der mittäglichen Küſte der andern Enge bis zu den Inſeln gegen Süden, erhaben; und die vielen Feuer, welche die Engländer daſelbſt wahrnahmen, ließen ſie nicht zweifeln, daß es nicht ſehr volkreich ſeyn ſollte. Sie entdeckten, an eben der Küſte, eine kleine Bucht, die bey hoher Fluth ſo voll von einer Art von, dem Harder (Muge) ähnlichen, Fiſchen war, daß ſie auf einen Zug mit dem Fiſchgarne, ſieben hundert derſelben fingen, von welchen der kleinſte ſo groß war, als eine Makrele. Die mitternächtliche Küſte iſt niedrig, bis zu der Spitze der Inſel Eliſabeth. Die Llanacos und Strauße zeigen ſich daſelbſt in großer Menge, da ſich im Gegentheile auf der Küſte gegen Mittag kein einziger ſehen läßt *f*). Wood berichtet als etwas ſehr wichtiges, daß, wenn man in das Südmeer fahren will, man das Mittel zwiſchen der Inſel der Königinn Eliſabeth, und der Inſel des heiligen Bartholomäus halten müſſe, wo man auf dreyßig Faden tief Anker werfen, und in eben der Weite, bis der erſteren dieſer Inſeln gegen Süden, fortfahren könne. Man muß ſich bey der Inſel des heiligen Georgs vor einer Bank hüten, die eine Meile lang iſt, und auf der man an einigen Orten weniger als drey oder vier Faden hat, die ſich aber auch vom weiten an denen Kräutern, welche auf derſelben wachſen, entdecken läßt *g*).

Klippe der Inſel des heiligen Georgs.

Bay des ſüßen Waſſers.

Den 30ſten des Weinmonates, als man gegen Süden gefahren war, ſah man ſich von einigen Windſtößen, die von den Hügeln herabfielen, gezwungen, bey dem Eintritte der Nacht, in einer ungenannten Bay Anker zu werfen, welcher Wood den Namen, die Bay des ſüßen Waſſers gab, zween kleinen Bächen zu Ehren, wo die Boote ſich leicht damit verſehen können. Dieſes iſt der erſte Ort von dem Jungfernvorgebirge, wo man Holz und Waſſer findet; nicht zu rechnen, daß die Enten und andere Vögel daſelbſt in großer Anzahl ſind. Die Enge iſt ungefähr fünf Meilen breit. Den Tag darauf kam man, drittehalb Meilen weiter, in eine andere Bay, welche derjenigen, aus der man gekommen war, gegen Süden lag, und kleiner und ſandigter war. Es näherten ſich daſelbſt den Engländern viele Indianer von beyderley Geſchlechte, mit vieler Freundlichkeit und Vertraulichkeit, und bezeugten bey Erblickung rother Bänder, die man ihnen um den Hals und die Aerme gethan hatte, eine außerordentliche Freude. Sie vertauſchten dagegen

---

e) Auf der 159 S.

f) Auf der 160 S.

g) Auf der 161 S.

Wood. Ungewiſſes Jahr.

Rath für die Seefahrenden.

gen Bogen und Häute von rothem Wildprete, welche ihnen ſtatt der Kleider dienen. Man fuhr fort, andere kleine Bayen zu finden, bis an den Hungerhafen: allein Wood beſteht ſtark darauf, daß es höchſt nöthig ſey, nahe an der Küſte gegen Oſten hin zu fahren, um ſich wider die Winde in Sicherheit zu ſetzen, welche von eben dieſer Küſte mit großer Gewaltſamkeit herſtreichen. Das Waſſer iſt tief, und der Ankergrund ziemlich ſicher. Er will, daß man ſich nicht weiter als eine oder zwo Meilen von dem Lande entfernen ſolle, bis zwo Seemeilen vom Hungerhafen. Alsdenn, ſaget er, findet man ein ſogenanntes *Recif*, welches ſich eine Meile weit in das Meer erſtrecket; und man iſt nicht ſobald über die Spitze deſſelben hinausgefahren, ſo erkennet man den Hafen an der Erblickung eines großen alleine ſtehenden Baumes, welcher ſich über der mitternächtlichen Küſte zeiget. Man ſieht außerdem eine große Oeffnung, dieſer Spitze gegen Oſten, da hingegen gegen Süden alles von dem Lande eingeſchloſſen zu ſeyn ſcheint. Allein hütet euch, in dieſelbe hineinzufahren, wo ihr euch nicht der Gefahr ausſetzen wollet, nicht wieder aus derſelben herauskommen zu können; es ſey denn, füget er hinzu, daß es eine Durchfahrt nach dem Oſtmeere ſeyn ſolle, wie es die Spanier nennen, bey dem Eingange des heiligen Sebaſtians *b*).

Thörichtes Unternehmen der Spanier.

Ungeheure Seealraupen.

Als Wood in dem Hungerhafen vor Anker lag: ſo unterſuchte er einen berühmten Ort ſehr genau, wo die Spanier im Namen des Königes Philipps des II eine Stadt und Forts erbauet hatten, um andern europäiſchen Nationen den Durchgang durch die Meerenge zu verſperren; ein eben ſo thörichtes Unternehmen, ſaget er, als die Erbauung des Schloſſes Douvres, das zu einem Schlüſſel des Canals de la Manche dienen ſollte. Es iſt nicht die geringſte Spur mehr von den alten Gebäuden zu ſehen, ſeit dem ſie Thomas Candiſh durch das Feuer zerſtöret hat *i*). Man fiſchet in dieſer Rhede Seealraupen, die ein und zwanzig Zoll in der Länge, und achte im Umfange haben *k*). Ein Fluß, welcher gegen Süden iſt, und deſſen Ufer Holz im Ueberfluſſe haben, bekam von Wooden den Namen Sedgar. Verſchiedene Fußſteige, welche die Engländer daſelbſt entdeckten, ließen ſie urtheilen, daß das Land voller Einwohner ſeyn müſſe. Sie ſahen verſchiedene Arten von Vögeln, unter welchen ſie einen jungen Papagey bemerketen *l*).

Den 3ten des Wintermonates begaben ſie ſich zwiſchen dieſe zwo ſteile Küſten, deren fürchterlichen Anblick wir ſchon vorgeſtellet haben, um an das verdrießliche Cap zu kommen, welches der, von dem feſten Lande von America am weiteſten gegen Mittag liegende Strich Landes iſt. Sie fanden, daß es wegen ſeiner hohen ſteilen Felſen am Ufer, und wegen der gefährlichen Windſtöße, die man daſelbſt ausſtehen muß, ſeinen Namen verdiene. Es war ihnen die ganze Nacht hindurch, bis gegen den Mittag des andern Tages, unmöglich, Anker zu werfen, da ſie, dem Cap Holland ein wenig gegen Weſten, in eine ſandigte Bay einliefen, welcher Wood ſeinen Namen gab. Den 5ten, da ſie ſich der Norderküſte näherten, um die kleinen Inſeln und Felſen, die gegen Süden ſind, zu vermelden, fanden ſie eine andere ſandigte Bay, wo man auf acht, neun bis zehn Faden tief, vier bis fünf Ankerſeile lang von dem Ufer, Anker werfen kann. Dieſe Bay, welche dem Cap Galant gegen Oſten iſt, bekam von Wooden den Namen Forteſcue. Sie enthält eine kleine Bucht, welche ſehr bequem für kleine Schiffe iſt, und der Hafen Galant genennet wurde. Man ſieht auch daſelbſt zween kleine Bäche mit ſüßem Waſſer, und eine Menge Holz. Dem Hafen Galant gegen Oſten wird das Land nach dem Ufer zu niedrig;

Bay, welche Wood Forteſcue nennet.

---

h) Auf der 163 S. *i*) Auf der 164 S. *k*) Ebendaſelbſt. *l*) Ebendaſ.

Ungewiſſes Jahr.

Fluß, den er Batchelor nennet.

niedrig: allein gegen Weſten iſt es hoch, und der Gipfel der Gebirge mit Schnee bedeckt. Die Bay Deſcordes, welche eine kleine Inſel und einige Felſen enthält, hat nicht weniger als zwo Meilen in der Länge. Die Breite der Meerenge iſt hier vier Meilen: dieſes hindert aber nicht, daß es, weil ſich die Küſte in einen Zirkel drehet, nicht ſcheinen ſollte, als wenn man gar keinen Durchgang durch dieſelbe finden würde. Zwo Meilen von der Bay Eliſabeth, welche auf der mitternächtlichen Küſte iſt, findet man gegen Weſten einen Fluß mit ſüßem Waſſer, welcher der Fluß **Batchelor** genannt wurde.

Cap Montag.

Dienſttags Bay.

Inſel N. S. Del Socoro.

Unbekannte Hafen und Buſen.

Wenn man bemerket, mit was für einer Sorgfalt alles dasjenige, was ſchon in den vorhergehenden Erzählungen vorgekommen iſt, hier unterdrückt worden: ſo wird man ſich nicht wundern, wenn man ſich auf den 14ten des Wintermonates, und dreyzehn Meilen jenſeit des **Cap Quad** vor eine Spitze des Landes gegen Süden gebracht ſieht, welche weiter hervorraget, als eine andere, die gegen Norden iſt, um ihr den Namen **Cap Montag** geben zu ſehen. Wood bemerket zum erſtenmale, daß die öſtliche Abweichung der Magnetnadel vom Pole in der ganzen Enge ſechzehn oder ſiebenzehn Grad iſt. Nachdem er über das **Cap Quad** hinausgefahren war, ſah er gegen Süden Hafen, Flüſſe, und Holungen, welche ſich weit in das Land hinein erſtrecken, und die auf den Karten ohne Namen geblieben ſind; die Zeit aber erlaubete ihm nicht, ſeine Betrachtungen darüber anzuſtellen. Drey Meilen von dem Ausgange der Meerenge in das Südmeer, lief er, weil er ſich vom ſchlimmen Wetter bedrohet zu werden glaubte, in eine kleine Bay ein, wo ſich ein guter Ankergrund befand, und in welcher man gegen Weſten fünf kleine ſteinigte Inſeln bemerket, die, ſo wie man ſich ihnen nähert, mit dem feſten Lande verbunden zu ſeyn ſcheinen. Sie ward die Dienſtagsbay genannt. Die vier Tage über, da die beyden Schiffe hier vor Anker lagen, entdeckte man dieſer Bay gegen Weſten eine kleine Bucht, die vor allen Winden geſichert war, und wo alle Vögel, die auf der Meerenge gewöhnlich ſind, eben ſo wenig mangelten, als Holz und ſüßes Waſſer. Den 19ten giengen die Engländer aus der Enge heraus, und den 25ſten entdeckten ſie das Land; und nachdem ſie ſich demſelben genähert, legten ſie ſich in einer Bay, auf der Oſtſeite der Inſel **N. S. Del-Socoro** vor Anker. Dieſe Inſel, die ſie durchſuchen ließen, zeigte ihnen nicht eine einzige menſchliche Creatur, obgleich ein Haus, das unſern Gartenlauben ziemlich gleich kam, bey einem Felſen ſtund, auf welchem ſie eine unendliche Menge von denen Vögeln erblickten, die ſie in dem Nordmeere geſehen hatten. Wood ließ zwey bis drey hundert derſelben fangen, welche noch gar zu jung waren, als daß ſie davon fliegen könnten. Holz und Waſſer fehlet hier nicht. Den 30ſten ward der Anker gelichtet, und man bemerkete gegen Nordweſten eine Oeffnung, die man für **San Domingo** hielt. Man fuhr ohne Bedenken darauf los, bis man verſchiedene andere Holungen erblickte, welche ſich von eben der Küſte zeigeten, und als eben ſo viel Hafen oder Buſen ausſahen. Wood wagte es, einen davon auf ſeiner Pinaſſe zu beſichtigen: allein er ſah, daß es eine Inſel war, welcher gegen Weſten, das Meer breiter wurde, und daß das Waſſer zwiſchen den beyden Küſten eine ſchlechte Tiefe hatte. Man fand nicht leicht mehr als vier Faden, und eine ſehr ungeſtüme See. Einige kleine ſandigte Bayen ſchienen einen guten Ort zum Ankern darzureichen, und man konnte mit einem Nordweſtwinde in dieſelben einlaufen: es würde aber nicht möglich geweſen

ſeyn,

---

m) Auf der 170 und vorhergehenden S.

n) Von dem 6ten des Jenners bis zu dem 24ſten.

Wood. Ungewiſſes Jahr.

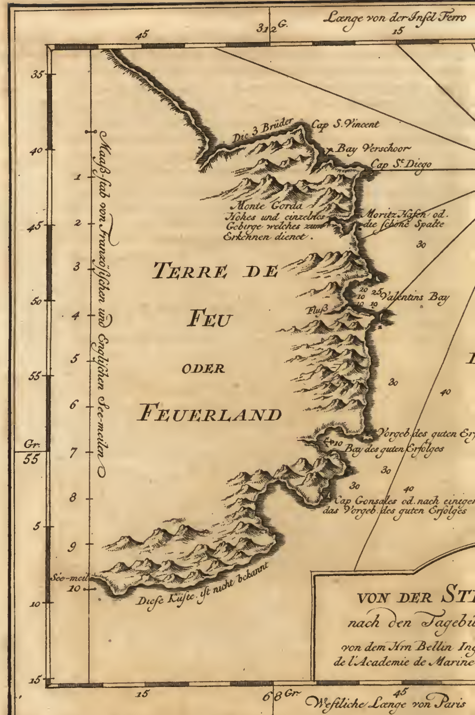
Fluß, den er Batchelor nennet.

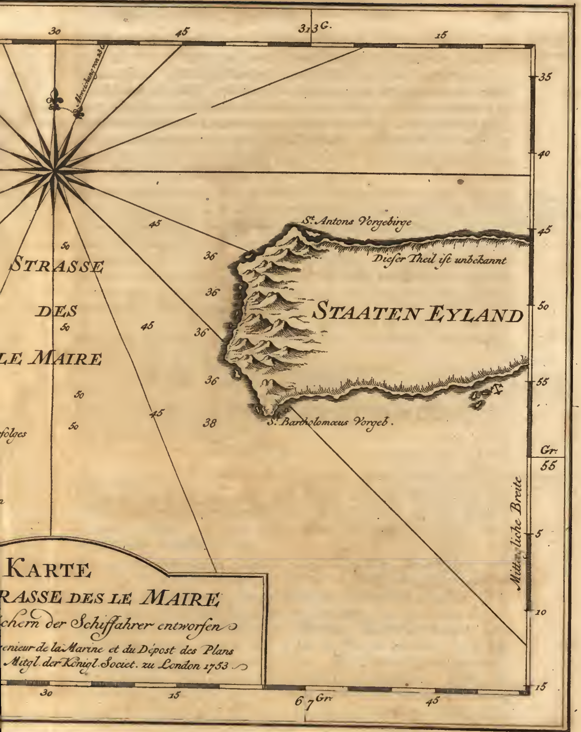
Cap Montag.

Dienſtags Bay.

Inſel N. S. Del Socoro.

Unbekannte Hafen und Buſen.


Længe von der Inſel Ferro
31 2 G.
15
45
35
40
45
50
55
Gr. 55
5
10
15
Maaß-ſtab von Franzöſiſchen und Engliſchen See-meilen
1
2
3
4
5
6
7
8
9
See-meil 10
Die 3 Brüder
Cap S. Vincent
Bay Verſchoor
Cap S.t Diego
Monte Gorda
Hohes und einzelnes Gebirge welches zum Erkennen dienet.
Moritz Hafen od. die ſchöne Spalte
30
TERRE DE FEU ODER FEUERLAND
20 25 10 10 10
Valentins Bay
Fluß
30
40
Vorgeb. des guten Er
Bay des guten Erfolges
30
30
40
Cap Gonsales od. nach einigen das Vorgeb. des guten Erfolges
Dieſe Küſte iſt nicht bekannt
VON DER ST
nach den Tagebü
von dem Hrn Bellin In
de l'Academie de Marine
15
6 8 Gr.
45
Weſtliche Længe von Paris


30
45
31 3 G.
15
Abweichung von 23 G.
35
40
45
50
55
Gr.
55
5
10
15
STRASSE
DES
LE MAIRE
50
45
36
36
36
36
36
38
50
45
50
50
45
folges
n
St. Antons Vorgebirge
Dieser Theil ist unbekannt
STAATEN EYLAND
St. Bartholomæus Vorgeb.
Mittägliche Breite
KARTE
RASSE DES LE MAIRE
chern der Schiffahrer entworfen
enieur de la Marine et du Dépost des Plans
Mitgl. der Königl. Societ. zu London 1753.
30
15
6 7 Gr.
45

Wood. Ungewiſſes Jahr.

ſeyn, mit einem Südwinde wieder aus denſelben herauszukommen. Man hatte ihn Weſtnordweſt. Jedermann rieth, nach der Inſel der Hülfe wieder zurückzukehren, von welcher man die Fahrt nach der Inſel Chiloe nahm, die man den Tag darauf entdeckte. Die Wellen waren daſelbſt ſo ſtark, daß, weil man alle Hoffnung, an ſelbige anzulanden, verlor, man wieder in See ſtach, um ſich nach Baldivia zu begeben; und den neunten Tag lief man glücklich in den Fluß dieſes Namens ein. Wood bemerket, daß von dem Cap Deſſeado, bey dem Ausgange der magellaniſchen Straße bis zu dieſem Fluſſe, der Weg nordwärts, ſechs Grad fünf und vierzig Minuten gegen Oſten, und daß die Entfernung von beyden zweyhundert und zwey und ſechzig Seemeilen iſt *m*).

Woods Zurückkunft nach England

Seine vergeblichen Bemühungen, mit den Spaniern und Indianern einen Handlungsvertrag aufzurichten; das Unglück, viele von ſeinen Leuten eingebüßet zu ſehen; ſeine übereilte Abreiſe, entweder aus Furcht, ſein Schiff zu verlieren, oder ein andermal ſich nicht wieder eben ſo leicht dem Eingange der Straße nähern zu können; ſeine Fahrt durch dieſelbe, welche von dem Cap Deſſeado bis an den verlangten Hafen, achtzehn Tage *n*) dauerte; ſeine Zurückkunft endlich nach England, wo er in der Mitte des Brachmonates des folgenden Jahres anlangete, ſind Begebenheiten, welche ſein Tagebuch groß machen, ohne mehr ſonderbares oder nützliches demſelben beyzufügen.

Das XLV Capitel.

Frezier.

Reiſe des Herrn Frezier durch die Straße des le Maire.

Einleitung.

Einleitung.

Man kann mit Rechte ſagen, daß dieſer Auszug unter den Augen des Verfaſſers ſelbſt zum Vorſcheine kömmt; weil Herr Frezier noch itzt, in einem glücklichen Alter, der Ehre und andern Früchte ſeiner Arbeit genießt: und dieſe Anmerkung wird gleichſam für die Treue, mit der man hier ſeine Perſon und ſeine Schrift vorſtellen will, eine gedoppelte Bürgſchaft leiſten.

Er erkläret, in einem angenehmen Eingange, ſeinen Character, ſeine Gaben, und ſein Glück ſelbſt. „Der Bau dieſes Ganzen, welcher der natürliche Gegenſtand unſerer „Bewunderung iſt, war auch jederzeit der Gegenſtand ſeiner Neubegierde geweſen. Von „ſeiner Kindheit an ſuchte er ſein größtes Vergnügen in allem dem, was ihm einige Kenntniß davon verſchaffen konnte. Weltkugeln, Karten, Reiſebeſchreibungen hatten für ihn beſondere Reizungen. Kaum hatte er ſich im Stande befunden, durch ſich „ſelbſt zu ſehen, ſo unternahm er eine Reiſe nach Italien. Die Studien dieneten ihm nachgehends zu einem Vorwande, einen Theil von Frankreich zu durchwandern. Allein, da „er endlich durch ein Amt *o*), welches er in den Dienſten des Königes zu erhalten, die Ehre „gehabt, gebunden wurde: ſo hatte er die Hoffnung verloren, der Neigung, die ihn zum

---

o) Eines ordentlichen Ingenieurs ſeiner Majeſtät.

Einleitung.

„Reiſen antrieb, zu folgen, als er mit Erlaubniß Seiner Majeſtät die Gelegenheit ergriff, eine Reiſe nach dem Südmeere zu thun.“

In ſeinem Schreiben an den Regenten von Frankreich, berichtet er uns, „daß Ludwig der XIV, der jederzeit prächtig, und dem Eifer und den Bemühungen ſeiner Unterthanen allemal geneigt war, ihm die Erlaubniß ertheilet, Seiner Majeſtät die vornehmſten Stücke ſeiner Erzählungen und die Plane, die er auf Deroſelben Befehl entworfen, ſelbſt zu erklären, und daß er ihm die Gnade erzeiget, ſeine Zufriedenheit darüber zu bezeugen: eine für ihn weit ſchmeichelhaftere Belohnung, als die Freygebigkeit, welche dieſelbe begleitete.“

Nachdem er darauf in der Vorrede von der eigentlichen Beſchaffenheit der Schrift, die er herausgiebt, geredet: ſo machet er eine Anmerkung, die man hier um ſo viel mehr annimmt, weil ſie, da ſie von einem ſo erleuchteten Reiſenden herkömmt, dienen muß, uns mit denenjenigen auszuſöhnen, die ſich darüber beſchweren, daß ſie in dieſer Sammlung eine gar zu große Anzahl von Anmerkungen finden, welche die Schiffahrt betreffen. „Es würde, ſaget er, vieles aus meiner Erzählung wegzuthun ſeyn, wenn man das Nützliche um des Angenehmen willen hindan ſetzen müßte. Allein, es iſt dem gemeinen Weſen, zum Beſten der Handlung, mehr daran gelegen, daß man die Jahreszeiten, die Hauptwinde, die Ströme, die Klippen, und die Oerter kenne, wo gut zu ankern iſt, und wo die Schiffe ausgeladen werden, als Dinge, die bloß zum Zeitvertreibe, und die Neubegierde zu befriedigen dienen. Wenn wir in der Bay Aller Heiligen, und in der Rhede von Angria, die guten Ankergründe gewußt hätten: ſo würden wir nicht ein Ankerſeil und zween Anker verloren haben. Man muß ſonder Zweifel mehr Sorgfalt auf die Erhaltung der Schiffe und ihrer Rüſtungen, und mehr Aufmerkſamkeit auf die Wohlfahrt dererjenigen wenden, die für das Vaterland arbeiten, als auf die Befriedigung der Neubegierde ſolcher, die in einem weichlichen Leben derer Vortheile genießen, welche ihnen die Seefahrer auf Koſten ihrer Ruhe und ihres Lebens verſchaffen *p*).„

Das Anſehen des Hrn. Frezier muß hier um ſo viel mehr Gewicht haben, weil, wenn man ſich deſſelben bedienet, die Nutzbarkeit der Theile zu erheben, die es angeht, man nicht Willens iſt, es zur Unterdrückung dererjenigen, die bloß beluſtigend, und von einer minder ernſthaften Nutzbarkeit ſind, zu misbrauchen.

Er füget hinzu, daß er ſich befliſſen habe, die Irrthümer anzumerken, die man ſeit vierzehn Jahren auf den engliſchen und holländiſchen Seekarten wahrgenommen *q*) hat, und daß er, an ſeinem Theile, das Vergnügen gehabt, ſeine Arbeit über einen wichtigen Punct, durch die aſtronomiſchen Beobachtungen des Pater Feuillee beſtätiget zu ſehen. Dieſer Ordensmann, von dem er ſonſt mit Hochachtung redet, ermangelte nicht, ihn nachgehends unter einem ſehr ſchlechten Vorwande anzugreifen, und nöthigte ihn, ſich durch eine

---

p) Auf der 10 S. des Vorberichts.

q) Man hatte noch keine franzöſiſchen Karten für langwierige Reiſen.

r) Es ward ihm, beynahe ſieben Jahre lang, die Aufſicht über die Feſtungswerke der Inſel Saint Domingue aufgetragen. Nachhero wurde er zu der Bedienung eines Generaldirecteurs über die Feſtungswerke in Bretagne berufen, die er auch noch itzt verwaltet. Ich habe einige gute Erinnerungen über die erſten Theile dieſer Sammlung von ihm erhalten, und ich werde nicht unterlaſſen, mir dieſelben in dem Hauptverzeichniſſe der Fehler zu Nutze zu machen.

Einleitung.

eine ſehr empfindliche Antwort zu vertheidigen. Man will, ohne an dieſen Streitigkeiten, die ſich zur Ehre des Hrn. Frezier geendiget haben, Theil zu nehmen, nichts, als dasjenige davon ſammeln, was zur Erhebung der Schätzbarkeit ſeiner Nachrichten gereichet; indem wir zu erkennen geben, daß er ſchon bey ſeiner Abreiſe alle die Eigenſchaften gehabt habe, die zu der Einſicht eines Reiſenden ein Vertrauen erwecken müſſen. Er hatte eine kleine Abhandlung von der Schiffahrt unter dem Hrn. de la Hire, und von den Anfangsgründen der Sternwiſſenſchaft unter dem Hrn. de Varignon geſchrieben. Er hatte ſich mit guten Werkzeugen verſehen, die er auf eine vortreffliche Art gebrauchte. Und da ihm die Uebung, ſeine Gaben vollkommener zu machen, nicht hatte fehlen können: ſo darf man ſich nicht wundern, daß ihn der Hof nach ſeiner Reiſe mit der Auftragung unterſchiedener vorzüglicher Verrichtungen r) beehret hat. Sein vornehmſter Lobſpruch aber iſt ſeine Nachricht ſelbſt, von welcher man aber dem ungeachtet nur verſchiedene Stücke hier zu liefern gedenket, die ſich zu dem Inhalte dieſes Buches ſchicken s).

Der I Abſchnitt.

Freziers Hinreiſe nach der Straße und deren Beſchreibung.

Abreiſe. Aufenthalt in der Rhede de la Frenaye. Anmerkung über die Locklinie und Tafel. Er geht nach den Inſeln des Cap Verd. Anmerkungen über ſolche. Fahrt bis nach der Inſel St. Catharina. Irrungen von den Strömen auf dem Meere. Inſel Gal und ihre Zugänge. Seebuſen Arazatiba. Anmerkung über St. Catharina. Erfriſchungen daſelbſt. Feuerland und deſſen Ausſicht. Zugänge zu der Straße des le Maire. Der Hafen des Mauritius; des guten Fortganges. Abbildung der Einwohner. Gefahr der beyden franzöſiſchen Schiffe. Außerordentliches Luftzeichen. Wüthender Sturm. Sie erblicken Land. Zween Ströme, deren Kenntniß nöthig iſt. Rath, über das Cap Horn hinauszufahren.

Frezier begab ſich in den Hafen Saint Malo, als ein Officier, am Borde eines Schiffes, welches ſechs und dreyßig Canonen, und hundert und fünf und dreyßig Mann führete, und von Herrn **Du Chene Battas**, einem Manne geführet wurde, der beydes im Seeweſen als in der Handlung gleiche Erfahrung beſaß. Dieſes Schiff, welches der **heilige Joſeph** hieß, wurde von einem kleinen Fahrzeuge von hundert und zwanzig Tonnen, die **Maria** genannt, begleitet, um zur Ueberbringung der Lebensmittel zu dienen.

1711.
Abreiſe.

Die Winde waren bey der Abreiſe ſo wenig günſtig, daß ſich der **heilige Joſeph** und **Maria**, nachdem ſie den 23ſten des Wintermonates im Jahre 1711 aus dem Hafen ausgelaufen, gezwungen ſahen, noch an dieſem Tage bey dem Cap Frehel, unter den Canonen des Schloſſes de la Latte, in der Bay de la Frenaye, t) Anker zu werfen, wo ſie vergeblich auf dieſelben warteten. Der Verfaſſer war daſelbſt ein Zeuge von dem Schiffbruche eines Schiffes von ſechs und dreyßig Canonen u), welches an dem Fuße des Schloſſes de

---

s) Ausgabe in 4 Paris 1732, welcher man eine Antwort des Verfaſſers auf die kritiſche Vorrede der Beobachtungen des Pater Feuillee, und die Zeitrechnung des Unterköniges von Peru, ſeit der Niederlaſſung der Spanier beygefüget hat. Die erſte Ausgabe iſt von 1716, und dem Herzoge von Orleans, Regenten des Reichs, zugeeignet.

t) Dieſe Rhede iſt von St. Malo nicht weiter, als vier Meilen, gegen Weſten, entfernet, und die meiſten Schiffe, die aus dem Hafen auslaufen, werfen daſelbſt Anker, um die Winde zu erwarten, oder ihr Schiffvolk zu verſammeln.

u) Es nannte ſich la Grande Bretagne, und ward von dem Hrn. le Chevalier de la V … commandi-

Frezier. 1712.

Aufenthalt in der Rhede de la Frenaye. 1712.

de la Latte auf einem Felſen ſcheiterte: ein erſchrecklicher Anblick für einen jungen Officier, der ſich das erſtemal auf der See verſuchete. Da ſich die widrigen Winde bey nahe ganzer zween Monate hindurch nicht legeten: ſo kehreten die beyden Schiffe wieder in den Hafen St. Malo zurück, und warfen viermal, in eben der Bay, wieder Anker. Endlich dreheten ſich die Winde gen Oſt ein Viertheil Südoſten, und man gieng alſobald unter Segel, um den großen Canal zwiſchen Rochedouvre und Guerneſey zu paſſiren, in der Abſicht, den Seeräubern zu entgehen, welche damals die Küſten von Bretagne ſehr unſicher machten. Mit Hülfe eben dieſer Winde kam man glücklich durch den Canal de la Manche; und ob das Meer gleich ſehr ungeſtüm war, ſo kam man doch, ohne Verluſt, auf die Breite von zwey und dreyßig Graden, wo die ordentlichen daſelbſt wehenden Nord- und Nordoſtwinde die Schiffahrt angenehmer machten.

Anmerkung über die Tafel und Locklinie.

Als er der Palmeninſel in das Geſicht kam: ſo hatte der Verfaſſer Gelegenheit, einige Anmerkungen über die Locklinie und Tafel x) zu machen. Ob man demſelben gleich nur, auf einem ſehr bekannten Wege, deswegen folget, um ſeine Beobachtungen darüber zu ſammeln: ſo hält man ſich doch verbunden, ſie, um derer Willen, die keinen Geſchmack an umſtändlichen Beſchreibungen von der Art haben, oder den Werth derſelben nicht genugſam erkennen, öfters in die Anmerkungen zu verweiſen y). Allein, wir müſſen dem Herrn Frezier Lob ertheilen, daß er im Stande geweſen, auf einmal ein ſehr wichtiges Urtheil über zärtliche Wirkungen zu fällen, „ohne jemals weder in der Schule der „Seewiſſenſchaft, noch auf dem Meere geweſen zu ſeyn; und daß er die alten Seeleute genöthiget, zuzugeſtehen, daß man mit einem wenig Kenntniß von der Mathematik, dasjenige thun könne, was ſie gemeiniglich nur aus einer bloßen Erfahrung thun, ohne im „Stande zu ſeyn, den geringſten geometriſchen Grund von ihren allerſchlechteſten Handlungen angeben zu können.„

Zeugniß, das ſich der Verfaſſer ſelbſt giebt.

Ein

---

mandiret. Das Schiffvolk würde gerettet, bis auf drey Mann, darunter ein Officier war.

x) Man nennet Lock, von dem Namen ſeines Erfinders, ein Stück Holz von acht bis neun Zollen lang, das zuweilen wie der Boden eines Schiffes gemacht iſt, und welches man mit einem wenig Bley beſchweret, damit es an dem Orte, wo man es hinwirft, auf dem Waſſer bleibe. Was man die Locklinie oder Lockſchnur nennet, iſt ein kleines an das Lock angemachtes Seil, vermittelſt deſſen man den Weg eines Schiffes ſchätzet, indem man die Länge des Theils von dieſem Seile mißt, den man während einer gewiſſen Zeit, welches gemeiniglich eine halbe Minute, oder dreyßig Secunden iſt, abgewunden; unter welcher Zeit das Schiff, welches von dem Winde fortgetrieben worden, ſich von dem Lock entfernet hat, welches gleichſam unbeweglich über dem Waſſer an dem Orte geblieben iſt, da man es hingeworfen. Die Tafel des Lock iſt ein Stück Brett, welches in vier oder fünf Säulen getheilet iſt, um die Weite des Weges, den man jeden Tag gethan zu haben ſchätzet, mit Kreide darauf zu ſchreiben. Auf der erſten ſind die Stunden von zween zu zween, bezeichnet; auf der andern die Windlinien, oder die Ordnung, die ein Schiff, in Abſicht auf die vornehmſten durch den Compaß angezeigten Puncte, halten muß; auf der dritten die Anzahl der Knoten, die man, bey Werfung des Lock, nachgelaſſen hat; auf der vierten der Wind, welcher wehet; auf der fünften die Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel. Die Knoten der Linie, oder des Seils, ſind gemeiniglich ein und vierzig Fuß und acht Zoll, auf das dritte Theil von einer Meile, von einander entfernet; ſo daß, wenn man, während einer halben Minute, den Zwiſchenraum von drey Knoten losläßt, man, in der Stunde, eine Meile Weges gethan zu haben ſchätzet. Allein, dieſe Eintheilung hält nun der Verfaſſer für unrichtig.

y) Auf der 6 S. Hier halfen uns, ſaget der Verfaſſer, vier oder fünf Beobachtungen der Sonnenhöhe ſehr viel wieder zu rechte. Seit unſerm Aus-

Frezier. 1712.

Er geht nach den Inſeln des Cap Verd.

Ein und zwanzig Grad ein und zwanzig Minuten der Breite, und ein und zwanzig Grad neun und dreyßig Minuten der weſtlichen Länge, oder der Weite der Mittagslinie von Paris, fand man, fünf oder ſechs Meilen lang, das Meer ſehr weiß, und vierzig Faden Senkbley gaben keinen Grund. Da nun das Waſſer nach dieſem ſeine gewöhnliche Farbe wieder annahm: ſo glaubete man, über eine hohe Tiefe gefahren zu ſeyn, die auf den Karten nicht bemerket iſt z). Man entſchloß ſich, auf den Inſeln des grünen Vorgebirges Erfriſchungen einzunehmen; und den 15ten des Hornungs erblickte man nach und nach die Inſeln St. Nicolaus, St. Luciä, und St. Vinzent; allein ohne andere Regeln, ſie anfänglich zu unterſcheiden, als bloße Muthmaßungen. Man erkannte damals die Nutzbarkeit der gezeichneten Ausſichten vom Lande. Indeſſen giebt ſich die Inſel St. Vinzent ſelbſt, durch ein niedriges Land, welches ſich an dem Fuße hoher Gebirge gegen Nordweſten von der Seite der Inſel St. Antonius hinſtrecket, und durch einen kleinen Felſen zu erkennen, welcher wie ein Zuckerhut ausſieht, und ſich bey dem Eingange in die Bay, der Inſel gegen Weſten, ungefähr zwey Ankerſeile lang vom Lande, zeiget. Dieſer kleine Fels, an welchen man einen Flintenſchuß weit hinfahren mußte, um den Wind zu gewinnen, iſt ſehr ſicher; und man findet daſelbſt, auf dieſe Weite, ſieben und zwanzig Faden Waſſer. Allein man iſt, wenn man über denſelben hinausgefahren iſt, großen Windſtößen ausgeſetzt, welche von dem Gebirge nordoſtwärts herabfallen a).

Anmerkungen über dieſe Inſel.

Die Inſel St. Vinzent reichete wenig dar, das der Nothdurft des Schiffes hätte abhelfen können. Der Bach, welcher einen großen Theil des Jahres hindurch in einer kleinen, der Bay am meiſten gegen Norden liegenden Bucht fließt, war ganz und gar ausgetrocknet. Man fand in den benachbarten Gegenden nichts, als Seen von ſalzigtem Waſſer; und an ſtatt der Wohnungen einige Hütten von Baumzweigen, welche ſich nicht ſowohl für Menſchen, als für Thiere ſchicketen. Die Thüren derſelben ſind ſo niedrig, daß man nicht anders in dieſel-

---

Ausgange aus dem Canal de la Manche befanden wir uns beynahe jederzeit nicht ſo weit, als unſere Schätzung. Ich glaube, daß dieſer Irrthum von der Linie des Lock herrührete, welcher unſere Schiffer nicht mehr als ein und vierzig Fuß und acht Zoll in einem Knoten, oder das dritte Theil einer Meile zu geben pflegen; indem ſie auf eine Seemeile funfzehn tauſend franzöſiſche Fuß rechnen: darinnen ſie ſich aber auf eine grobe Weiſe betrügen, wenn anders ein Grad 57060 Ruthen, und die Seemeile 2853 Ruthen des Chatelets zu Paris hält, wie ſie die Herren der Akademie der Wiſſenſchaften, auf Befehl des Königes in dem 1672 Jahre gemeſſen haben. Denn da nach dieſer Rechnung die Meile 17118 Fuß hat, ſo ſollte die Linie des Lock, für jeden Knoten, in Abſicht auf eine Uhr von dreyßig Secunden, ſieben und vierzig Fuß ſechs Zoll und ſieben Linien haben. Da alſo nach dieſem Grundſatze die Knoten zu kurz ſind: ſo wunderte ich mich nicht, daß wir wirklich einen kürzeren Weg zurücklegeten, als wir ſchätzeten. Wir hätten $\frac{1}{3}$ und $\frac{21}{190}$, das iſt ungefähr $\frac{1}{10}$ zum wenigſten zurücklegen ſollen. Der Verfaſſer wurde den 31ſten des Jenners in dieſen Gedanken beſtärket, da er, nachdem ſie ungefähr hundert Meilen nach der letzteren Beobachtung, gekommen waren, acht Meilen $\frac{1}{3}$ zu viel nach der Schätzung befand, und andere noch mehr fanden. Allein, er erkannte, bey dem Verfolge ſeiner Reiſe, die Ungewißheit des Lock, welchen die Erfahrung und ein geſunder Verſtand über die Art deſſelben zu werfen, und über die Ungleichheit des Windes, welcher in einer Zeit von zwo Stunden, da man es nicht wirft, ſelten von einem und eben demſelben Grade iſt, verbeſſern müſſen. Der Fall der unbekannten Ströme iſt noch eine neue Urſache der Ungewißheit; ſo daß es ſich öfters zutrug, daß die Tafel des Lock mit der bemerkten Höhe zutraf, und öfters geſchah es, daß man, an ſtatt etwas davon wegzunehmen, noch hinzuthun mußte. Auf der 6 und 7 Seite.

z) Auf der 8 Seite.

a) Auf der 9 S.

Frezier. 1712.

dieſelben hineingehen kann, als wenn man ſich bis auf die Erde bücket. Das Hausgeräthe beſtund in einigen Stücken von Häuten und Schalen von Schildkröten, welche ſtatt der Sitze und Waſſerbehälter dieneten. Die Einwohner der Inſel hatten ihre Wohnungen verlaſſen, aus Furcht in die Sclaverey geführet zu werden. Man ſah zween oder drey derſelben, die ganz nackend waren, und bey Annäherung der Franzoſen in das Gehölze flüchteten. Nach vielem Suchen entdeckte man, gegen die ſüdliche Spitze der Bay, ein kleines, ſehr dünn fließendes Waſſer, welches von abhängigen Feldern nach dem Ufer des Meeres lief: allein man konnte nicht anders, als vermittelſt des Grabens, um ſeinen Lauf zu erleichtern, es ſo weit bringen, daß man das Schiff auf zween Tage damit verſah. Dieſes Waſſer war eben nicht vortrefflich, da es friſch war, und in einer Zeit von ſieben bis acht Tagen, wurde es ſo ſtinkend, daß das Schiffsvolk nicht gern davon trank. Es war leichter, von einer Art von Tamarinden, die nicht weit von dem Meere ſtehen, Holz zu machen. Der Fiſchfang iſt auch ſehr ergiebig in der Bay. Sie iſt mit Steinen beſetzt, welche nirgends, als in einer kleinen Bucht, zwiſchen zwey kleinen Vorgebirgen, gegen Oſtſüdoſten, das Netz auszuwerfen erlauben: man erſetzet aber dieſen Schaden mit der Angel, mit welcher man **Beutelfiſche**, Waſſerhühner, **Machorans**, Sardellen, **Grondeurs**, und Hechte mit weißen Zähnen, und von einer Art fangen kann, die Rattenſchwänze, und über den ganzen Leib runde Flecken haben. Andere Anmerkungen des Verfaſſers ſind ſchon in dem andern Theile dieſer Sammlung, in der Beſchreibung der Inſeln des grünen Vorgebirges, vorgekommen.

Nach-

Anmerkungen über die Schätzung.

b) Der Verfaſſer giebt eine lehrreiche umſtändliche Beſchreibung davon. „Den Tag nach der „Abreiſe von St. Vinzent, ſaget er, kam uns die „Schätzung oder Giſſing etwas zuvor, und den „folgenden Tag kamen wir ihr vor: allein den „26ſten des Hornungs, da wir die Höhe von ſechs „Graden fünf und funfzig Minuten genommen „hatten, befanden wir uns acht Meilen weiter gegen „Süden, als wir nicht dachten, ob wir gleich „zween Tage vorher neun Grad und fünf und vierzig „Minuten beobachtet hatten. Der Irrthum „dauerte beſtändig von dieſer Seite, nebſt dieſen „Kennzeichen der Ströme, die wir **Lits de Maree** nennen, bis gegen die neun Grade Süd, „von fünf bis ſechs Minuten, nach der Größe der „Tagereiſen, ohne die Verbeſſerung der Linie des Lock „zu rechnen. Von den neunten bis zu den dreyzehnten „Graden war der Irrthum geringer, als „von den dreyzehnten bis zu den ſieben und zwanzigſten, „und der Unterſchied war um ſo viel beträchtlicher, „je näher wir dem Lande kamen: ſo „daß es ſich einsmals fand, daß wir fünf und „zwanzig Meilen zurückgelegt hatten, da die Schätzung „nicht mehr als ſechzehn gab.

Irrungen von den Strömen auf dem Meere.

Es ſcheint dem Verfaſſer augenſcheinlich zu ſeyn, daß dieſe Irrungen von den Strömen auf dem Meere herkommen, welche gegen Süden laufen. Ob es gerade gegen Süden, oder Südoſten, oder Südweſten ſey, das, glaubet er, könne man nicht ausdrücklich wiſſen: er urtheilet aber, daß ſie gegen Südweſten, oder gegen Südſüdweſten laufen müſſen, weil ſie von der Lage der Küſte von Braſilien zu dieſer Richtung beſtimmt werden. Dieſe Erfahrung, ſaget er, machet, daß, daß ſich die Anmerkung des Woogt nicht weit erſtrecket, welcher in ſeiner Fackel **des Meeres**, bemerket, daß der Strom, an der Küſte von Braſilien, von dem Märze an bis zu dem Heumonate, längſt an dem Ufer hin, mit vieler Gewaltſamkeit gegen Norden reiße; und daß ſich, von dem Chriſtmonate an bis zu dem März, der ſüdliche Strom verliere; oder wenn ja dieſe Anmerkung von dem nördlichen Theile dieſer Küſte wahr iſt, ſo iſt ſie doch nicht richtig, in Abſicht auf die ſüdlichen, von dem zehnten Grade der ſüdlichen Breite an, ein wenig auf dem hohen Meere.

Man kann nichts deſtoweniger wider die Muthmaßungen des Verfaſſers einwenden, daß, wenn die Ströme gegen Südweſten flöſſen, ſo würden ſie die Schiffe, die von dem Südmeere kommen, der Küſte von Braſilien näher bringen; und da die Erfahrung im Gegentheile lehre, daß man von den Inſeln Sebald an, zwey bis drey hundert Meilen Irrung finde, die der Gegend, wo

man

Frezier. 1712.

Fahrt bis nach der Inſel St. Catharine in Braſilien.

Nachdem man von dieſen Inſeln die Fahrt bis auf vierzig Minuten nordlicher Breite, und drey und zwanzig Grad funfzig Minuten der Mittagslinie von Paris, fortgeſetzet hatte: ſo veränderte man den Weg, um zu verhüten, daß man nicht zu weit nach der Küſte von Braſilien hinunter verſchlagen würde, wo die Ströme gegen Nordweſten führen. Man paſſirte die Linie im dreyhundert fünf und funfzigſten Grade von Teneriffa. Die Meerſtillen hielten das Schiff auf: ſie machten aber den veränderlichen kühlen Lüften, dem Regen, und dem trüben Wetter Platz, unter welchen man zwiſchen den ein und zwanzigſten und zwey und zwanzigſten Grad der Breite, und vier bis fünf und dreyßigſten der Länge kam, wo man nicht weit von der Inſel de l' Aſcenſion zu ſeyn glaubte, weil man einer Menge Vögel gewahr wurde. Allein, man erblickte weder dieſe, noch die Dreyfaltigkeitsinſel, der man ſich ziemlich nahe hielt, nach dem Zeugniſſe einiger Karten, gegen den fünf und zwanzigſten und einen halben Grad der Breite: und drey Tage darnach kam man mit Hülfe eines kühlen Windes, gerade wie die Schätzung der Seeleute, oder Giſſing *b)* gab, bey der Inſel St. Catharine an *c)*.

Inſel Gal, und ihre Zugänge.

Den 31ſten des Märzmonates, da man mit dem Anbruche des Tages Land entdeckte, erkannte man die Inſel Gal an ihrer Geſtalt, und an einigen kleinen weißen Flecken, die man von weitem für Schiffe anſieht, einiger kleinen Inſeln, die ſie umgeben, nicht zu gedenken. Man hatte ſie damals gegen Weſten ein Viertheil Südweſt, acht oder neun Meilen weit. Das Senkbley entdeckte fünf und funfzig Faden Waſſer, und einen Grund von einem

---

man dieſe Küſte, oder die Inſel Fernando Noronho zuerſt erblicket, zuwider iſt, ſo folge daraus, daß die Ströme nicht gen Südweſten laufen.

Hr. Frezier antwortet erſtlich: daß die Ströme, welche längſt an der Küſte von Braſilien hinfließen, wenn ſie die neuen Länder der Inſeln Sebald, und das Land der Staaten antreffen, wieder von der Oſtſeite zurückſtrömen, wie ſolches viele Schiffe erfahren haben; darauf fallen ſie zuweilen in einen andern Strom, welcher nach der Küſte von Guinea führet. Zum andern, ſo kommen dieſe Irrungen von den Seekarten, ſonderlich des Pietergos ſeinen her, deren ſich unſere Seefahrer am meiſten bedienen. Man wird dieſen Irrthum von der Stellung gegen die Gegend, wo man Braſilien zuerſt erblicket, nicht allemal gewahr, wenn man von Europa kömmt, weil man öfters durch die Ströme dahin getrieben wird, und, da man nicht weis, ob die Richtung ihres Laufes von der Oſt- oder Weſtſeite kömmt, man öfters nicht die Meilen verbeſſert, wie der Verfaſſer und andere Perſonen auf dem Schiffe, nach dem Exempel der Holländer, gethan haben. Daher kömmt es, ſaget er, daß man die Karten, welche die Holländer über ihre Tagebücher gemacht haben, ſo gut befindet.

Jedoch dem ſey wie ihm wolle, ſchließt er, ſo iſt es doch ſehr wahr, daß ſein Schiff von der Inſel St. Vinzent bis zu der Inſel der heiligen Catharine, gegen Süden, über ſechzig Seemeilen mehr zurücklegte, als die Schätzung gab, ob man gleich beynahe alle Tage die Höhe gemeſſen, und ſich mit aller Vorſicht gegen dieſen Irrthum verwahret hatte. Dieſem ungeachtet, kamen ſie auf der Inſel der heil. Catharine den 31ſten des Märzes an, gerade mit ihren Puncten, auf der Karte des Pietergos, zehn Meilen mehr oder weniger von einander. Daraus, glaubet er, folgern zu können, daß, wenn das Schiff ſeinen Weg gegen Weſten genommen hätte, es weit in das Land hinein gekommen ſeyn würde, wie es, ſaget er, den meiſten franzöſiſchen Schiffen ergangen iſt, die eine Reiſe nach dem Südmeere gethan haben. Auf der 16 und vorhergehenden S.

c) Den 30ſten des Märzens warf man, in der Meynung, daß man nahe am Lande ſey, gegen Abend das Senkbley, und dieſes gab neunzig Faden auf einem mit Sande, Schlamme, und Muſchelwerke vermiſchten Grunde. Drittehalb Meilen weiter gegen Weſten, fand man zehn Faden weniger; und die ganze Nacht hindurch fand man einerley Tiefe und einerley Grund. Ebendaſ.

feinen und ſchlammigten Sande. Man maß anderthalb Meilen von dieſer Inſel, gegen Süd ein Vierthel Südoſten, drey Meilen der Spitze der Inſel St. Catharine gegen Oſten, die Höhe, und man befand ſie ſieben und zwanzig Grad und zwey und zwanzig Minuten ſüdlicher Breite d).

Seebuſen Arazatiba.

Anmerkungen des Verfaſſers über die Inſel St. Catharine.

Der Verfaſſer, welcher nebſt andern Befehlshabern ernannt war, zu unterſuchen, ob ſich etwa in dem Seebuſen Arazatiba, welcher in dem feſten Lande, der ſüdlichen Spitze der Inſel gegen Weſten iſt, feindliche Schiffe befänden, entdeckete gleich anfänglich einen zum Einnehmen des friſchen Waſſers ſehr bequemen Ort, eine Vierthelmeile von dem Schiffe oſtſüdoſtwärts. Er gieng weiter nach einem kleinen, ſich in die See erſtreckenden Striche Landes zu, wo er in einem verlaſſenen Hauſe noch heiße Aſche fand, woraus er urtheilete, daß die Einwohner nur vor einigen Stunden die Flucht ergriffen haben müßten. Sie hatten ſchon von der Einnahme de Rio de Janeiro Nachricht erhalten, welche Herr **du Guay Trouin** vor Kurzem ſcharf mitgenommen hatte, um den Schimpf zu rächen, den die Portugieſen einigen franzöſiſchen Kriegesgefangenen angethan hatten; und die Ankunft eines franzöſiſchen Schiffes verurſachte ihnen ſo viel Schrecken, daß ſich die Weiber ſchon auf die Gebirge in Sicherheit begeben hatten. Indeſſen kamen doch drey Mann, die ſich auf einer Pirogue näherten, und bothen von Seiten des Statthalters Lebensmittel und Erfriſchungen an, bloß unter der Bedingung, daß man ihnen kein Leid zufügen ſollte. Die franzöſiſchen Befehlshaber, welche ihre ihnen aufgetragene Verrichtung auszurichten fortfuhren, fuhren anfänglich durch eine kleine Enge, die ungefähr zweyhundert Ruthen breit, und von der Inſel und dem feſten Lande eingeſchloſſen war, in welcher ſie nicht mehr als drittehalb Faden Waſſer fanden. Sie erblickten auf beyden Seiten ſchöne Wohnungen. Die Enge, die ſie nicht mit dem Senkbleye zu erforſchen unterließen, hatte nirgends für ein Schiff von ſechs Canonen Waſſer genug. Sie fuhren an verſchiedenen ſchönen Buſen der Inſel hin: allein, da ſie von der Finſterniß aufgehalten wurden, ſahen ſie ſich genöthiget, ſich dem Ufer zu nähern. Der ungefähre Zufall führete ſie in eine kleine Bucht, wo ſie glücklicher Weiſe Waſſer und ein wenig Fiſche fanden. Sie brachten die Nacht daſelbſt zu, unter einer Wache vor Tygern, von welchen das Gehölze angefüllet iſt, und von denen ſie noch friſche Fußtapfen in dem Sande geſehen hatten. Mit dem Anbruche des Tages giengen ſie eine halbe Meile weiter hinein, um ſich gewiß zu verſichern, daß in der Bay Arazatiba kein Schiff vor Anker liege. Einer unter ihnen, welcher zwey Jahre vorher an eben dem Orte, mit dem Herrn **Chabert**, Erfriſchungen eingenommen hatte, zeigte den andern einen ſchmalen Strich niedrigen Landes, der ſich etwas in die See erſtreckte, und darauf man eine Menge wilder Ochſen antrifft: ſo nöthig ſie aber auch dieſel-

---

d) Eine halbe Seemeile weiter gegen Weſten, fanden ſie zwanzig Faden Waſſer, auf einem Grunde von ſchlammigtem und etwas grauem Sande. Der Grund wurde von Zeit zu Zeit geringer, bis auf zehn Faden, da ſie zwiſchen der Inſel der heiligen Catharine und dem feſten Lande Anker warfen, und die Inſel Gal Nordoſt ein Vierthel oſtwärts, ungefähr drey Meilen in gerader Linie mit den nordlichſten Spitzen von St. Catharine und der Spitze des feſten Landes, Nord ein Vierthel Nordoſtwärts hatten. Auf der 17 Seite.

e) Sieben Meilen der Inſel St. Catharine gegen Norden, iſt eine Bucht, wo die Portugieſen Ochſen füttern. Nahe dabey iſt der Hafen Guarupa, in welchem man vor allen Arten von Winden Schutz hat: er iſt aber ſchwer zu erkennen, weil er von außen nicht anders als ein großer Seebuſen ausſieht, in deſſen Innerſten die kleine Oeffnung des Hafens iſt. A. d. 26 S.

f) Indem man zu unterſchiedenen malen, mit dem

Frezier. 1712.

dieſelben brauchten, ſo hatten ſie doch nicht Lebensmittel genug bey ſich, dieſe Jagd unternehmen zu können. Man findet keine Ochſen auf dem nordlichen Theile der Inſel. Es würde weit vortheilhafter ſeyn, gegen Süden einzulaufen, um daſelbſt Erfriſchungen einzunehmen, wenn nur die Schiffe daſelbſt in Sicherheit wären: bey den Oſt, Oſtſüdoſt, und Südoſtwinden aber iſt man allda jederzeit der Gefahr ausgeſetzt, daſelbſt umzukommen. Dieſe Rhede iſt ſieben und zwanzig Grad und funfzig Minuten der ſüdlichen Spitze gegen Weſten. Man findet in einer Bucht, welche der kleinen Inſel Fleuri gegen Oſten liegt, ſehr gutes Waſſer, und kleine friſche Auſtern von einem vortrefflichen Geſchmacke. Als die franzöſiſchen Befehlshaber, bey ihrer Zurückkunft, in dieſe Bucht eingelaufen waren: ſo fanden ſie daſelbſt, in einer verlaſſenen Wohnung, einen großen Vorrath von ſüßen Pommeranzen, Citronen, und großen Limonen, damit ſie ihren Kahn beluden. Gerade gegen der letzten Bucht über, iſt eine kleine Inſel, hinter welcher man einen kleinen Hafen ſieht, wo der Statthalter der Inſel, zum Dienſte der Einwohner, gemeiniglich eine Barke hält, die ſie aber meiſtentheils zu nichts anderm brauchen, als Handlung mit trockenen Fiſchen zu treiben, welche ſie nach Lagoa oder nach Rio de Janeiro führen.

Erfriſchungen der Inſel.

Bey ihrer Ankunft auf dem Schiffe, fanden die franzöſiſchen Befehlshaber den Emmanuel Manſa, Statthalter von der Inſel St. Catharine, nebſt einigen andern Portugieſen, welche Erfriſchungen gebracht hatten. Die Höflichkeit, welche ſie genoſſen, flößte den Einwohnern ſo viel Vertrauen ein, daß man immer eine mit Hühnern, Tabak, und Früchten beladene Pirogue nach der andern ankommen ſah. Sie verſprachen auch Ochſen, welche ſie von Lagoa bringen laſſen mußten. Da dieſer Platz aber auf zwölf Meilen von der Inſel war e), und die Jahreszeit ſchon zu weit verſtrichen zu ſeyn ſchien, als daß man über Horns Vorgebirge hinausfahren können, wo die Winde im Winter ſehr furchtbar ſind: ſo entſchloß man ſich, am Sonntage, als den 10ten des Aprils unter Segel zu gehen. Jedoch das Wetter war ſo wenig günſtig, daß man vor dem 12ten nicht aus dem Canale hinausgehen konnte, und dieſer Aufſchub brachte neue Beobachtungen hervor *f*).

Die Winde waren beynahe beſtändig veränderlich, bis auf die Höhe von vierzig Graden, da ein ſehr dicker Nebel fiel, auf welchen eine Meerſtille erfolgete, nach der man ihn eben ſo dick wieder fallen ſah, gegen drey und vierzig Grad und dreyßig Minuten. In dieſer, und des Capo Blanco Breite, welche ſechs und vierzig Grad iſt *g*), ſah man eine Menge Wallfiſche und neue Vögel, die den Tauben ähnlich waren, und weiße ordentlich mit ſchwarz vermiſchte Federn hatten, daher ihnen von den Franzoſen der Name **Damiers**, und von den Spaniern der Name Pardela, gegeben worden. Sie haben

---

dem Senkbley in der Hand, in einem Striche nach der Inſel und dem feſten Lande zufuhr, fand man einen ziemlich gleichen Grund. Man entdeckte ziemlich nahe, dem Schiffe gleich, eine kleine Bucht, wo man auf fünf bis ſechs Faden, einen guten Grund zu ankern, und vor allen Arten von Winden Schutz hat, und einen kleinen Fluß mit gutem Waſſer antrifft, welcher für die Schiffe ſehr bequem iſt, die ſich bey der erſten kleinen Inſel vor Anker legen, die zur Linken iſt, wenn man hinein kömmt, in einer ſandigten Bucht der Inſel St. Catharine und die Papegeyeninſel heißt. Man bemerkete auch im Laviren einen großen Seebuſen, Toujougua genannt, in welchen ſich ein großer Fluß ergießt. Der Eingang in die Bucht ſchien enge zu ſeyn, und auf der Südſeite erblickte man Felſenbänke. Auf der 27 S. Hr. Frezier liefert eine kurze Beſchreibung von der Inſel der h. Catharine, und ihren Früchten.

g) Man ſehe weiter unten Anſons Tagebuch.

Frezier. 1712.

ben einen langen Schnabel, der ein wenig krumm, und von den beyden Naſenlöchern in der Mitte durchlöchert iſt. Ihr ausgebreiteter Schwanz ſieht den Schürzen mit Falbeln bey der kleinen Trauer ähnlich.

Wie man beſtändig auf ſeiner Huth war, wider die Ströme, und wider die Irrthümer der holländiſchen Karten, welche das Cap Blanc vier Grad zu weit gegen Weſten ſetzen: ſo fing man an, auf dem drey und vierzigſten Grade dreyßig Minuten, und nach der Schätzung des Verfaſſers, auf dem zwey und funfzigſten Grade, das Senkbley auszuwerfen. Man fand auf dieſer Höhe keinen Grund: ſechs und vierzig Grad funfzig Minuten der Breite aber, und acht und funfzig Grad acht Minuten der Länge *b*) fand man fünf und achtzig Faden auf einem Grunde von grau und röthlicht vermiſchtem Sande. Nach dieſen war das Senkbley veränderlich von fünf und ſiebenzig bis zu ſechzig und fünf und ſechzig, indem man beſtändig dem Südweſtwinde folgete, einige Grad faſt gegen Süden, oder gegen Südweſten, um ſich unvermerkt der Küſte zu nähern. Die Nacht des 5ten oder 6ten des Märzens, befürchtete man, derſelben gar zu nahe zu kommen; und dieſe Furcht ſchien den Tag darauf, bey Anſchauung des Meeres, welches man ſehr verändert fand, gegründet zu ſeyn. Gegen Abend hatte man die Küſte von einem niedrigen Lande und von fünf oder ſechs kleinen Bergen, welche einige für das Jungfernvorgebirge*) hielten, indem ſie ſich auf verſchiedene Tagebücher gründeten, welche daſſelbe auf den zwey und funfzigſten Grad und dreyßig Minuten ſetzen, ob es gleich auf den Karten weiter gegen Norden liegt: dieſe Meynung aber wurde durch die letztere Beobachtung der Breite unwahr befunden. Der Verfaſſer urtheilet, daß dieſes das Cap Saint Eſprit von dem Feuerlande geweſen ſey. Man warf das Senkbley aus, welches ſechs und dreyßig Faden Waſſer gab, auf einem Grunde von ſchwarzem, mit Steinen von eben der Farbe vereinigtem Sande.

Feuerland und ſeine Ausſicht.

Den ſiebenten Tag darauf ſah man das Feuerland deutlich, an deſſen Ufer man, in einer Entfernung von vier oder fünf Meilen, hinzufahren, beſchloß. Es iſt von einer mittelmäßigen Höhe, und hat an dem Ufer des Meeres ein ſehr jähes Geſtade. Die Holzungen, mit denen es bekleidet iſt, ſind durch kleine Wälder abgetheilet; und über dieſer erſten Küſte ſieht man hohe Gebirge, die faſt jederzeit mit Schnee bedeckt ſind *i*). Nachdem man dem Feuerlande bis auf fünf oder ſechs Meilen von der Enge des le Maire gefolget war: ſo ſegelte man nach dem Vorgebirge zu, ungefähr vier Meilen auf dem hohen Meere, um daſelbſt den folgenden Tag in vierzig Faden Waſſer auf grobem aber reinem Sandgrunde zu erwarten. Während dieſer Nacht erlitt das Schiff Windſtöße von Südweſten, welche von den hohen Gebirgen des Landes Schnee und Reif brachten. Indeſſen

---

b) Man hielt ſich damals ein und funfzig Meilen von dem Cap Blanc, nach einer geſchriebenen Karte, das iſt, drey hundert und ein und zwanzig Grad zwey und funfzig Minuten von der Mittagslinie der Inſel Ferro, oder drey hundert und drey und zwanzig Grad zwey und dreyßig Minuten von der Mittagslinie von Tenerifa, welches ziemlich mit andern Unterſuchungen einiger Schiffe zutraf, die von dieſem Cape Kenntniß gehabt hatten. Daraus kann man ſchließen, daß es, ohne auf ſeine eigentliche Länge Achtung zu geben, in Abſicht auf das Cap St. Catharine unrecht geſetzt iſt. Man hat wirklich bemerket, daß die wüſte Küſte, oder die Küſte der Patagonen, nicht Südweſt, oder Südweſt ein Viertheil weſtwärts läuft, wie man ſie auf den Karten findet, ſondern Südweſt ein Viertheil von Süd, oder ſüdſüdweſtwärts; welches viele Schiffe in Gefahr gebracht hat. A. d. 28 S.

*) Der größte Theil der Engländer und Holländer nennen es das Cap der Jungfrau Maria.

Frezier. 1712.

deſſen kam es doch nicht gar zu weit von dem Lande ab, welches zur Genüge bewies, daß der Strom wenig Gewaltſamkeit hatte, oder gegen den Wind lief *k*).

Zugänge zu der Straße de le Maire.

Den 8ten des Mayes, als am Sonntage, ſetzte man die Segel bey, um die Straße des le Maire zu ſuchen, welche man gar leichtlich an drey ähnlichen Bergen (Mondrains) erkannte, die man die **drey Brüder** genannt hat. Sie ſtoßen dicht an einander, auf dem Feuerlande; und über ihnen entdecket man ein hohes Gebirge, das wie ein Zuckerhut ausſieht, mit Schnee bedeckt iſt, und ſich ſehr weit in das Land hinein erſtrecket. Eine Meile dieſen niedrigen Bergen gegen Oſten ſieht man das Cap **St. Vincent**, deſſen Land ſehr niedrig iſt; nach dieſem ein kleines Vorgebirge, welches nicht höher iſt, und das Cap **St. Diego** heißt *l*). Als man gegen Nordnordoſten und gegen Norden dieſen kleinen Vorgebirgen kam: ſo ward man, nach dem Maaße wie man ſich näherte, gewahr, daß die Straße des le Maire, welche ſie durch das Land der Staaten bedeckten, ſich nach und nach eröffnet, bis daß man endlich, drey Vierthelmeile dem erſten gegen Oſten, ſeine ganze Oeffnung ſieht. Eine Anmerkung, deren Nothwendigkeit der Verfaſſer bemerket, um ſich der Straße zu verſichern, nach dem Exempel vieler Schiffe, die in dem Durchgange zu ſeyn geglaubt, ob ſie gleich dem Lande der Staaten gegen Oſten geweſen, und ſie nur von der Weſtſeite geſehen haben, weil ſie von den **drey Brüdern** gleichen Bergen, und von einigen Seebuſen betrogen worden, die denen auf dem Feuerlande ähnlich ſind.

Auf der Oſtſeite des Cap **St. Vinzent** fand man eine ſehr ſtarke und ſchnelle Ebbe und Fluth. Allein, weil man wohl wußte, daß ihre Fluth ſechs oder ſiebentehalb Stunden währet: ſo hatte man die günſtige Zeit in Acht genommen, und fuhr nicht weiter als fünf viertheil Meile an der Küſte hin. Dieſe Vorſicht machte, daß wir glücklich durch den Eingang mit der Fluth hindurch kamen, welche ſchnell gegen Süden reißt, und ſich in zween Ströme theilet, von welchen der eine der Straße folget, die nicht mehr als ſechs bis ſieben Seemeilen breit iſt, und der andere ſich gegen Oſten, längſt an dem Lande der Staaten, hinan wendet.

Der Hafen Mauritius.

Gegen die Mitte der Straße erblickte man den Hafen Mauritius, eine kleine Bucht einer halben Meile breit, in deren Innerſten, auf der Nordſeite, ein kleiner Fluß iſt, wo man mit leichter Mühe Waſſer und Holz einnehmen kann. Auf der Seite dieſes Hafens, oder dieſer Bucht, eine Vierthelmeile weiter gegen Süden, findet man eine Bay, die eine Oeffnung von einer Seemeile breit hat, und weit tiefer in das Land hineingeht, welche einige für den Hafen des guten Fortganges, andere aber für die Valentinsbay halten, die ebenfalls Waſſer und Holz darreichet *m*).

Hafen des guten Fortganges, oder Valentinsbay.

---

i) Der Verfaſſer bemerket, daß man die Lage dieſer Küſte gegen Nordweſt ein Viertheil von Norden, und gegen Südoſt ein Viertheil von Süden von der magellaniſchen Meerenge bis zu der Enge des le Maire beſtimmen kann, wenn man eine halbe Windlinie, oder drey und zwanzig Grad der Abweichung verbeſſert. A. d. 29 S.

k) Welches, nach dem Verfaſſer, eben nicht wahrſcheinlich iſt, wegen der Lage der gegenüber liegenden Küſte. Ebendaſ.

l) Frezier glaubet Urſache zu haben, zu urtheilen, daß das Cap Saint Vinzent viel weiter gegen Norden liege, und daß dasjenige, welchem man dieſen Namen gegeben, das Cap St. Diego iſt; er gründet ſich auf ſpaniſche Karten, die ſehr alt, und vielleicht von der Entdeckung der **Nodalen** genommen ſind. A. d. 30 S.

m) Der Verfaſſer füget hinzu: ſo gar weißes und leichtes Holz, von welchem man Maſtkörbe machen könnte.

Frezier. 1712.

Es ſcheint, merket der Verfaſſer an, daß der Hafen des guten Fortganges der erſte Buſen ſeyn muß, den man bey der Herausfahrt findet, wenn man über das Cap Gonzalez, oder des guten Fortganges hinaus gefahren iſt. Der Name allein ſcheint die Lage dieſer beyden Bayen zu entſcheiden, weil die Nodalen, welche die letztere entdecketen, es wirklich als einen glücklichen Fortgang anſehen mußten, daß ſie die Straße paßiret, und eine ſehr gute Bay angetroffen hatten, wo ſie ſich ſicher vor Anker legen konnten. Die Wilden daſelbſt ſind keine Feinde der Fremden n). Sie gehen nackend, ob das Land gleich außerordentlich kalt iſt. Einige tragen eine Vogelshaut um ihre Lenden; andere haben die Schultern mit einer Haut von rothem Wildprete bedeckt, wie die Wilden an der magellaniſchen Meerenge. Sie ſind beynahe eben ſo weiß, als die Europäer. Das Rothe gefällt ihnen ſo ſtark, daß einer von ihnen, da er eine Mütze von dieſer Farbe auf dem Kopfe eines Befehlshabers ſah, die Kühnheit hatte, dieſelbe ihm abzunehmen, und unter ſeinen Arm zu ſtecken. Ein anderer, welcher den rothen Kamm einiger Hühner auf dem Schiffe ſah, riß ihnen denſelben ab, und nahm ihn mit ſich fort. Sie ſcheinen beſſer gewachſen und ſtärker zu ſeyn, als die zu Chili. Ihre Weiber ſind ebenfalls ſchöner, und ihre Piroguen ſind mit vieler Kunſt von Baumrinden zuſammen geneht.

Abbildung der Einwohner.

Gefahr der beyden franzöſiſchen Schiffe.

Man fand auf der Oſtſeite der Valentinsbay die Fluth widrig, und man mußte, weil die Windſtöße ſehr heftig wurden, mit aller Gewalt fortſegeln, um über das Cap St. Bartholomäus, welches von dem Staatenlande das ſüdlichſte iſt, hinaus zu fahren. Man fuhr auch glücklich über daſſelbe hinaus, und man hatte es, gegen die Nacht, zwo Seemeilen nordweſtwärts gelaſſen: das Wetter aber, welches ungeſtüm wurde, zwang ſie, nach dem Vorgebirge zu mit einer Unruhe zu ſegeln, die ganz erſchrecklich war, da man ſich dem Lande und dem Einbruche der Finſterniß ſo nahe befand. „Die Karten, ſaget „der Verfaſſer, droheten uns einen unvermeidlichen Untergang: allein, zum Glücke für „uns, lag das Staatenland, von der Südſeite, nicht oſtſüdoſt, und weſtnordweſtwärts, „wie ſie es bezeichnen. Es läuft nur gegen Oſten und Weſten, ja es wendet ſich ſogar ein „wenig gen Norden bey dem Vorgebirge St. Bartholomäus, wie man vor der Nacht be„merket hatte. Nach den Karten ſollten wir gen Oſten ein Viertheil Südoſten verſchlagen „werden, und da konnten wir dem Untergange nicht entrinnen o).„

Die Freude der beyden franzöſiſchen Schiffe war außerordentlich, da ſie ſich den Tag darauf, bey einer Windſtille wieder ſahen, die auf dieſes erſchreckliche Ungewitter erfolgete, und ihnen Zeit ließ, ſich wieder in Stand zu ſetzen, die Unglücksfälle auf dem Meere aushalten zu können. Sie gewonnen, mit friſchen Winden, dasjenige wieder, was ſie an dem Vorgebirge verloren hatten. Von dem drey und vierzigſten und einem halben Grade bis zu dem ſieben und funfzigſten hatten ſie keinen Wind aus Oſten, und faſt auch keinen ſchönen Tag gehabt,

---

n) Dieſe Erzählung wird durch das Zeugniß zweyer anderer franzöſiſchen Schiffe beſtätiget; der Königinn von Spanien, welches den 6ten des Wintermonates allhier Erfriſchung einnahm, und des heil. Johannes des Täufers, von St. Malo, im 1713 Jahre.

o) Man könnte antworten, bemerket der Verfaſſer, „daß eben der Strom, der uns längſt an „die Küſte der Staaten warf, und auch habe verhindern können, ſo weit gen Nordoſten verſchla„gen zu werden, als wir ſonſt gethan haben wür„den, weil er, wie die Küſte, bey dem Lande lau„fen, und uns in eben der Weite davon halten „müßte. Dieſe Meynung würde wahrſcheinlich „ſeyn, wenn andere Schiffe dieſe Lage nicht beſſer, „als wir, bemerket hätten. Es iſt übrigens au-

Frezier.
1712.

gehabt, ſondern eine veränderliche und neblichte Witterung mit beſtändigen Winden, aus Nord gen Süd par Weſt, ausgenommen von dem ſechs und zwanzigſten Grade bis auf den funfzigſten, da ſie ein guter kühler Wind aus Nordnordoſten binnen zween Tagen aus einer Gegend zog, wo ſie die Gefahr ſehr nahe geſehen hatten. Den 17ten des Maymonates *p*) lief man währender Nacht gen Südoſt ein Viertheil Süd, mit dem Winde aus Südweſten, in Furcht die Inſeln Barnevelt anzutreffen, welche einige auf den ſieben und funfzigſten Grad der Breite ſetzen. Allein, da ſich vier und zwanzig Stunden darauf die Winde in Süden geſetzt hatten: ſo fuhr man gen Nordweſten.

Außerordentliches Luftzeichen.

Man glaubte auf dem ſieben und funfzigſten und einem halben Grade der Breite, und auf dem neun und ſechzigſten oder ſiebenzigſten der Länge, zu ſeyn, als man eine Stunde nach Mitternacht ein Luftzeichen ſah, das den allerälteſten Seefahrern auf dem Schiffe unbekannt war. Es war ein von dem St. Elmusfeuer und einem Blitze unterſchiedener Glanz, welcher eine Zeit von einer halben Minute dauerte, und etwas Hitze empfinden ließ. Dieſes, bey der Kälte und einem ſtarken Winde ſich zeigende Luftzeichen ſetzete den größten Theil derer, die es ſahen, in Schrecken, ſo gar, daß es machte, daß ſie die Augen zuthaten. Diejenigen, die es ſo fürchterlich fanden, ſagten, daß ſich ſein Glanz, wie bey einem Blitze, ſelbſt durch die Augenlieder habe empfinden laſſen. Die dreuſteren verſicherten, daß ſie eine Kugel von einer blaulichten und ſehr empfindlichen Klarheit geſehen hätten, welche ungefähr viertehalb Fuß im Durchſchnitte gehabt, und ſich zwiſchen den hohen Bänken des großen Maſtes zertheilet hätte. Jedermann bildete ſich ein, daß dieſes die Vorbedeutung von einem Sturme wäre. Indeſſen brachten die drey darauf folgenden Tage nichts ärgers; und da man neun bis zehn Grad über Horns Vorgebirge hinaus war, ſo fing man an, ſich zu ſchmeicheln, bald aus dieſer erſchrecklichen Gegend heraus zu ſeyn. Allein, ein Wind aus Nordweſt und Weſtnordweſten erhob die Wellen mit einer ſolchen Wuth, daß man ſich genöthiget ſah, die Raa des Fockemaſtes, ſammt der Vorbramſtenge, ja ſogar den Flaggenſtock abzunehmen. In dieſem erſchrecklichen Zuſtande, machet der Verfaſſer eine ſehr lebhafte Abſchilderung von ſeinem Kummer. „Er empfand einen tödtlichen Verdruß, daß er ſich ſo rauhen Unbequemlichkeiten ausgeſetzt hatte. Das gegenwärtige Uebel rührete ihn, und die zukünftigen erwecketen ihm ein Grauſen, wenn ſein Schiff, wie viele andere, gezwungen werden ſollte, den Winter zu la Plata zuzubringen, auf einem Fluſſe, der wegen des unhaltbaren Grundes, wegen der Stöße von Winden, wegen der Sandbänke und Schiffbrüche, von denen verſchiedene Befehlshaber auf dem Schiffe Zeugen geweſen, höchſt fürchterlich war. Ich verglich, ſaget er, das geruhige Leben der allerelendeſten Menſchen auf dem Lande, mit dem Leben eines ehrlichen Mannes auf dem Meere, zur Zeit eines Sturmes, und die ſchönen Tage, die man in Europa in dem Maymonate genießt, mit dieſen finſtern Tagen, die nicht mehr als ſechs Stun-

Wüthender Sturm.

Bekümmerniſſe des Verfaſſers.

„genſcheinlich, daß wir weit gen Oſten von unſerer Fahrt abkamen. Denn um neun Uhr des Morgens, da ſich das Wetter ein wenig aufgeklärt hatte, ſahen wir kein Land mehr, ob wir gleich nicht weiter als zwo Seemeilen gegen Süden oder Südoſten, auf das Höchſte davon ſeyn ſollten, wenn es, von der Meerenge an, dreyzehn oder vierzehn Seemeilen in der Länge hat, wie es diejenigen verſichern, die an der Küſte deſſelben hingefahren ſind.„ A. d. 33 S.

p) Das andere Schiff hatte ſich den 14ten aus dem Geſichte verloren, auf dem acht und funfzigſten Grade der Breite, und vier und ſechzigſten, oder ein und ſechzigſten der Länge. Man ſah es nicht eher wieder, als in dem Hafen der Empfängniß.

Frezier.
1712.

„den lang waren, und uns nicht viel mehr Licht verſchaffeten, als eine ſchöne Nacht, u. ſ. w.„ Dieſer Sturm dauerte vier und zwanzig Stunden. Auf dem ein und funfzigſten Grade der Breite, und vier oder zwey und achtzigſten der Länge, nach der Muthmaßung, war man im Stande, ſich der Südweſt- und Südſüdweſtwinde zu bedienen, welche die häufigſten ſind; und einige Veränderungen, welche die folgende Tage über erfolgeten, hinderten ſie nicht, auf den vierzigſten Grad vierzig Minuten der Breite zu kommen, wo ſie ſich verwunderten, Land zu erblicken, funfzig Seemeilen eher, als ſie es daſelbſt vermuthet hatten. Man war einer geſchriebenen Karte von St. Malo gefolget, welche bis an die Straße des le Maire beſſer war befunden worden, als die holländiſchen. Die Karte des Pieter Goß ſetzte die Küſte der Patagonen ſechzig Seemeilen zu weit gegen Weſten, in Abſicht auf Braſilien. Indeſſen erblickte man doch, zu Folge ſeiner Länge, zu ſehr richtiger Zeit das Land *q*). Der Verfaſſer nimmt daher Gelegenheit, hier einige neue Anmerkungen über die Schätzung zu machen *r*), welche ihn muthmaßen ließen, daß es zween Ströme daſelbſt gebe, von welchen der eine durch das Südmeer, der andere aber durch das Nordmeer verurſachet wird; daß dieſer von St. Catharina an, bis an das Feuerland gen Südſüdweſten, und von der Meerenge an gen Südoſten, und Oſtſüdoſten ſtröme, weil er zu dieſem Laufe von der Küſte der Patagonen, und darauf von dem neuen Lande der Inſeln Sebald, wie auch von dem Feuer- und Staatenlande, beſtimmt wird: daß der Strom vom Südmeere, von dem Cap Pillar an bis an das Cap Horn, beynahe der Lage des Feuerlandes folge, und ſich von da gen Oſten und Nordoſten, längſt an den Inſeln Barneveldt, und dem Lande der Staaten hinwende, wie es die Erfahrung lehret. Der Verfaſſer urtheilet ferner, daß es daſelbſt einen kleinen Strom geben müſſe, welcher, ſaget er, durch den Strom bey dem Ende der Länder in dem ſüdlichen Theile von Chily, angezogen wird; und die Erfahrung beweiſt es ebenfalls. Endlich verſichert er, ohne den beſondern Lauf der Ströme beſtimmen zu wollen, als der ſich wegen beſonderer Urſachen verändern kann, daß ſie bey dem Cap Horn nach Nordoſten laufen. Die **Maria** befand ſich an der Inſel Diego Ramirez, nicht nur da ſie ſich, nach dem Zeugniſſe der Karte des Pieter Goß, wo

Erblickung des Landes.

Zween Ströme, deren Kenntniß nothwendig iſt

---

q) A. d. 36 und vorherg. Seite.

r) Er bemerket, daß die geſchriebenen Karten, von denen er geredet, von Seiten des Capo Blanc und der Enge des le Maire, nach den Tagebüchern der Schiffe von St. Malo verbeſſert worden, welche die Reiſe nach dem Südmeere gethan haben: Tagebücher, die alle, was die Länge des einen oder des andern anbelanget, ziemlich gut zuſammen treffen. Allein, er zweifelt, daß dieſe allgemeine Uebereinſtimmung eine gewiſſe Meynung verſchaffen könne, weil man längſt an der ganzen Küſte hin Ströme wahrnimmt. Von dem zwey und dreyßigſten bis zu dem drey und dreyßigſten Grade der Breite, kam ſein Schiff etwas weniger ſo weit, als die Schätzung gab, welches von dem Irrthume der Loglinie herrühren konnte: Hingegen aber von dem ſieben und dreyßigſten an bis zu dem ein und vierzigſten, kam es, ſechs bis ſieben Meilen über funfzig, weiter gen Süden, und den Tag darauf ſechzehn und eine halbe Meile über ſiebenzig der Schätzung, das iſt ungefähr der vierte Theil.

Nach dieſem kam dieſe Rechnung wieder herunter, ſo daß auf dem neun und vierzigſten Grade funfzig Minuten, die Höhen ſehr gut mit der Schätzung zuſammen trafen, bis an die Enge des le Maire, deren Länge ein und ſechzig Grade fünf und dreyßig Minuten befunden wurde, welche mit den dreyhundert und achtzehn Graden, fünf und zwanzig Minuten der Mittagslinie der Inſel Ferro, oder dreyhundert und ſechzehn Graden, fünf und vierzig Minuten der Mittagslinie von Teneriffa übereín kommen. Von da an, zweifelt der Verfaſſer, daß die Karten mit Grunde haben verbeſſert werden können, in Abſicht auf die Länge des Cap Horn, und der Küſte von Chily: denn die Schiffe, die an dieſem Cape hingefahren ſind, haben daſelbſt Ströme angetroffen, die gemacht haben, daß ſie den Weg gen Oſten gethan, den ſie gen

Anmerkung über die Schätzung.

Frezier. 1712.

wo ſie auf dreyßig Meilen weiter gen Weſten geſetzt iſt, als auf den geſchriebenen Karten, auf vierzig Meilen davon entfernet hielt, ſondern auch, da ſie beynahe zween Grade weiter gen Süden zu ſeyn rechnete.

Rath über das Cap Horn hinaus zu fahren.

Zum Beſchluſſe räth der Verfaſſer einem Seefahrer, der über das Cap Horn hinausfahren will, wenn er von Oſten kömmt, beſtändig von Süd und Weſt die Hälfte mehr zu nehmen, als er nicht nöthig zu haben glaubet; theils, weil die Winde beſtändig an der Weſtküſte herrſchen, theils um ſich vor den Strömen vorzuſehen, welche ihn zurück werfen können, wie es verſchiedenen Schiffen begegnet iſt, die ſich am Lande befunden haben, wenn ſie geglaubt, über das Cap hinaus, und vierzig bis funfzig Meilen auf dem hohen Meere zu ſeyn: und daher iſt, ſaget er, ſonder Zweifel der Irrthum auf den holländiſchen Karten gekommen, welche die Weite von der Enge des le Maire bis zu dem Cap Horn, auf die Hälfte zu viel angeben.

Das Land, welches man erblicket hatte, war eine Spitze, die man für die Spitze de Vallena hielt, weil ſich gegen Oſten noch eine andere zeigte, welches die von St. Marcel ſeyn konnte. Drey oder vier kleine Inſeln, die man ſüdſüdoſtwärts, hinter dem Schiffe, ließ, waren vermuthlich die Inſeln in dem Eingange von Chiloe, welche von den Spaniern **Farellones de Carelmape** genannt werden, bey welchen man, in einer ſehr dunkeln Nacht, nicht weiter, als einen Canonenſchuß weit, vorbey gefahren war. Auf den Abend ſah man eine andere Spitze Südoſt ein Viertheil oſtwärts, und Nordoſt ein Viertheil nordwärts noch eine andere, welches die Spitze de la Galeere war, wo ſich die Mündung des Fluſſes Baldivia zu bilden anfängt.

Man verſparet die Anmerkungen des Verfaſſers über Chily und Peru auf einen andern Ort.

Die Nachricht von den Fahrten des Verfaſſers an den Küſten von Chily und Peru, und ſeine Anmerkungen über dieſe zwey Länder, über das, was ſie hervorbringen, über ihre Einwohner, Handlung und vornehmſten Städte, müſſen ſorgfältig aufgehoben werden, um die Beſchreibungen von dem mittäglichen America damit zu bereichern. Bey der

Abſicht

---

gen Weſten gethan zu haben glaubeten. Daher kömmt dieſe Verſchiedenheit der Karten, welche von der Meerenge bis an das Cap Horn hundert Meilen ſetzen, da inzwiſchen die geſchriebenen nicht mehr als vierzig bis funfzig rechnen. Was dem Verfaſſer recht gewiß vorkömmt, iſt dieſes, daß es nicht weiter als fünf und funfzig Grade funfzig Minuten, oder ſechs und funfzig Grade der Breite, auf das allerhöchſte, iſt, ob es gleich auf allen gedruckten Seekarten, auf den ſieben und funfzigſten und einen halben oder acht und funfzig geſetzt wird. Was die Weite von dieſem Cape an, bis zu der Küſte von Chily anbelanget, ſo iſt dieſelbe noch wenig bekannt; weil es wenig Schiffe giebt, die an der Küſte des Feuerlandes von dieſer Seite hingefahren ſind. Die Klugheit erlaubet es auch nicht einmal, ſich daſelbſt der Gefahr auszuſetzen; denn die Winde ſind allda gefährlich von Südſüdweſt gen Weſt. Indeſſen hat man doch im 1713 Jahre einen Canal entdecket, durch welchen man ſich in die magellaniſche Meerenge in Sicherheit begeben könnte.

Nach dem Pater Feuillee, welcher la Conception auf 75 Grad 32 Minuten 30 Secunden der Länge, das iſt, fünf und zwanzig Meilen weiter gen Weſten ſetzet, als die geſchriebenen verbeſſerten Karten; und wenn man der Enge des le Maire ihre, ſo wie man ſie itzt angegeben, zum Grunde ſetzet, welches fünf und dreyßig Meilen weiter gegen Oſten machet, als die Karten des Pieter Goß, ſo betrug die Abweichung des Schiffes des Verfaſſers von der richtigen Straße nicht mehr, als ungefähr dreyßig Meilen. Er erkläret die Möglichkeit davon durch eine umſtändliche Beſchreibung von Beobachtungen, welche es begreiflich machen, wie ſein Schiff, ſeitdem es aus der Meerenge gegangen, von ſeiner Fahrt habe abkommen können. Auf der 37 und 38 Seite.

Frezier. 1712. Abſicht, an die man ſich einzig und allein hält, nur alles das hier zu ſammeln, was zur Kenntniß der Straße des le Maire dienen kann, nach der Ordnung, die man bey der magellaniſchen Meerenge beobachtet hat, iſt nichts mehr übrig, als den Herrn Frezier und ſeine Beobachtungen auf ſeiner Rückreiſe nach Europa vorzuſtellen.

Der II Abſchnitt.

Freziers Rückreiſe und Anmerkungen auf ſolcher.

1713. Anmerkungen über die Ströme und Winde. Betrachtungen, die ſie beſtätigen. Zurückkehr des Verfaſſers ins Nordmeer. Eisſchollen, die man noch nicht wahrgenommen. Gedanken des Verfaſſers von den ſüdlichen Ländern. Irrthümer der Seekarten. Erklärung einer Karte des Verfaſſers. Inſeln, die durch die Schiffer von St. Malo entdeckt worden. Küſte de l'Aſſomption. Inſel Acencaon; ob ſie mit der Dreyfaltigkeitsinſel einerley iſt. Andere Fehler der Seekarten. Erblickung des Pic auf den Azoren. Ergänzung der Beſchreibung von Teneriffa. Rath wegen des Ankergrundes. Lage der Stadt Angra. Feſtungswerke des Hafens. Beſchreibung der Stadt. Anmerkungen über das niedrige Land in dieſer See. Zeugniß eines portugieſiſchen Hauptmannes.

Den 9ten des Weinmonates im 1713 Jahre verließ Frezier **Callao**, auf einem Schiffe von Marſeille, welches **la Marianne** hieß, und nach Conception gehen ſollte, Lebensmittel daſelbſt einzunehmen, weil ſie allda nicht nur beſſer, ſondern auch wohlfeiler ſind, als in dem Hafen zu Lima. Den 15ten, nachdem er vier Tage gefahren war, ohne die Breite zu beobachten, befand er ſich einen, ja gar zween Grade weiter gegen Süden, als die Schätzung war, auf den ſiebenzehnten, woraus er ſchloß, daß es eine Wirkung der Ströme war. Drey Schiffe, die nach ihm aus eben dieſem Hafen ausgelaufen waren, fielen in eben dieſen Irrthum. Seine Urtheile über ein ſo geſchwindes Verſehen betreffen die Meerengen von Magellan und le Maire eben ſowohl, als das Meer von Peru.

Anmerkungen über die Ströme und Winde. Man begreift, ſaget er, den Grund von dieſen Strömen gar leicht, ſo bald man weis, daß das Meer, längſt an der Küſte von Peru, beſtändig gegen Norden fließt. Dieſer beſtändige Fluß, von eben der Seite, kann nicht anders, als durch eine Bewegung der Wirbel unterhalten werden. Das Waſſer muß daher gen Süden fließen, um die Stelle desjenigen zu erſetzen, welches längſt an der Küſte hin gen Norden läuft. Zarate ſchreibt, in ſeiner Geſchichte der Eroberung von Peru, dieſen Strom gegen Norden den Südweſtwinden zu, welche das ganze Jahr hindurch an der Küſte regieren; er füget hinzu, daß das Gewäſſer aus dem Nordmeere, welches mit großer Gewaltſamkeit durch die magellaniſche Meerenge hindurch ſtrömet, das an der Küſte von Peru gegen Norden treibe, ſeiner Lage zu Folge. Dieſe letztere Vorſtellung, die man ſich zu einer Zeit gemacht hat, da man noch nicht einen weit größeren Durchgang jenſeits des Feuerlandes entdecket hatte, würde nicht ohne Wahrſcheinlichkeit geweſen ſeyn, wenn man eben dieſen Fluß an dem ſüdlichen Theile von Chily bemerkete. Allein, die Zeit hat es gelehret, daß anſtatt, daß das Nordmeer in das Südmeer laufen ſollte, es vielmehr weit wahrſcheinlicher iſt, daß das Südmeer ſich in das Nordmeer ergieße, weil die Ströme gemeiniglich von der Oſtſeite gegen Hornsvorgebirge ihren Lauf haben. Dieſes haben unterſchiedliche Schiffe augenſchein-

---

[s] A. d. 253 S.

Frezier. 1713.

ſcheinlich erkannt, nicht nur vermittelſt der Schätzung und der Karten, auf welche man ſich wenig Rechnung machen kann, ſondern bey der Erblickung des Landes, nach den beſten Tagebüchern s).

Die ordentlichen Winde, welche von Oſtſüdoſt gen Südoſt regieren, begleiteten die Mariane bis auf den ſieben und dreyßigſten Grad der Breite, und nöthigten ſie, ungefähr zweyhundert Seemeilen weit, auf das hohe Meer zu fahren. Nachher wendeten ſie ſich gen Südſüdweſt, und gen Weſtſüdweſt. Dieſe Ordnung der Oſtſüdoſt und Südoſtwinde machte die Fahrt ſo langwierig, ehe man daran gedacht hatte, weit hinaus auf das hohe Meer zu gehen, daß die Schiffe ſechs bis ſieben Monate brauchten, von Callao bis nach Conception zu gehen, weil ſie nicht anders, als mit Hülfe einiger kleinen Nordwinde, und kühlen Lüften, die des Nachts und einen Theil des Morgens fortrückten, vom Lande kommen t). Daraus muß man den Schluß machen, daß die Unwiſſenheit in der Naturlehre für einen Seemann keine gleichgültige Unwiſſenheit iſt. Die bloße vernünftige Ueberlegung würde zu dieſer Entdeckung haben führen können, die man vielleicht bloß dem ungefähren Zufalle zu danken hat.

Betrachtungen, die ſie beſtätigen.

Dieſe Anmerkung wird von verſchiedenen Betrachtungen begleitet. Der Fluß, welcher von der Oſtſeite, in dem heißem Erdgürtel, beſtändig vom Meere, und nicht von dem Lande kömmt, wo dieſe Winde nicht ordentlich ſind, muß, nach dem Verfaſſer, durch einen andern Strich des Windes erſetzt werden, welcher ebenfalls von dem Meere kömmt, und folglich muß der Wind, jenſeits dieſes Erdgürtels, auf die entgegen geſetzte Weiſe ſtreichen. Es müſſen ſich demnach die Winde, nach den Wendekreiſen zu, gen Weſten, und viel gen Süden wenden, nach dem Maaße, wie man ſich dem Lande nähert, welches von der magellaniſchen Meerenge, bis auf den achtzehnten Grad ſüdlicher Breite, beynahe gen Norden und Süden läuft. Daß die Winde auf den großen Weltmeeren, den ganzen heißen Erdgürtel durch, beſtändig aus Oſten kommen, das iſt unſtreitig eine Folge der täglichen Bewegung der Erde von Abend gegen Morgen; weil dieſer Erdgürtel, welcher die größten Zirkel der Sphäre in ſich begreift, weit ſchneller, als die andern, fortgeriſſen wird, die den Polen näher ſind: und da die Erde mehr Gegengewicht hat, ſo muß ſie auch mehr Geſchwindigkeit haben, als die Dunſtkugel der Luft, die ſie umgiebt. Man muß alſo Widerſtand empfinden, als wenn die Luft gleichſam um einen unbeweglichen Körper flöſſe. Dieſer Widerſtand verurſachet den Wind auf dem Meere, und nicht auf dem Lande, weil die Ungleichheit ihrer Oberfläche, die mit den zwiſchen den Bergen eingeſchloſſenen Hohlungen untermenget iſt, den niedrigſten Theil der Luft, die wir einziehen, mit ſich fort nimmt.

Die Erfahrung, ſetzet Frezier hinzu, beweiſt alle Umſtände dieſes Schluſſes. Da das Südmeer das größte iſt: ſo ſind auch die Winde auf dieſem Meere die ordentlichſten. Wenn man von der Küſte von Peru nach China fährt, ſo findet man jederzeit die Winde aus Oſten. Auf dem Meere von Indien findet man ſie ſowohl, als andere Winde, in einer entgegengeſetzten Richtung; das iſt, Weſtwinde, welche ſich mehr gen Norden oder mehr gen Süden wenden, nachdem ſie die Beſchaffenheit der Länder zurück treibt, oder nach Beſchaffenheit der Jahreszeit. Endlich kömmt es ihm noch ganz deutlich vor, daß es zwiſchen den entgegengeſetzten Winden, Windſtillen und Unordnungen geben müſſe, welche

---

t) Ebendaſelbſt.

Frezier.
1714.

che von den Wirbelwinden verurſachet werden, die aneinander ſtoßen; welches er auch auf dem dreyßigſten Grade Süderbreite erfuhr *u*).

Zurückkehr des Verfaſſers in das Nordmeer.

Nachdem er drey Monate zu la Conception zugebracht, lief er den 18ten des Hornungs im 1714 Jahre aus dieſem Hafen von Chily *x*), nebſt drey Schiffen von St. Malo aus, welche den ſeinigen verſprochen hatten, es bis nach Frankreich zu begleiten. Allein, den 12ten des Märzens verließen ſie es, unter dem Vorwande, daß es ein ſchlechter Segeler wäre, und ließen ihm den Verdruß, ihnen bis auf die Breite von acht und funfzig Graden vierzig Minuten gefolget zu ſeyn, da es vierzig Meilen weiter gegen Norden hätte ſegeln, und ſeinen Weg um ſechs Tage verkürzen können, ohne ſo weit in rauhe Gegenden zu kommen, wo die Beſchwerlichkeiten allemal von der Gefahr unzertrennt ſind. Kaum hatten ſich die drey Schiffe von St. Malo aus dem Geſichte verloren, ſo erblickte man von der Marianne, drey Viertheilmeile gen Weſten, eine Eisſcholle, welche nicht weniger als zwey hundert Fuß außerhalb dem Waſſer hoch war. Man hielt es anfänglich für eine unbekannte Inſel: allein, als das Wetter heller wurde, ſo erkannte man deutlich, daß es eine Eisſcholle war, deren blaulichte Farbe an einigen Oertern, wie Rauch, ausſah; und man ſah kleine Stücken davon um das Schiff herumtreiben. Zwo Seemeilen weiter gen Nordoſten, das iſt, gen Oſtnordoſten, ſah man, in einer Entfernung von fünf Viertheilmeile, eine andere Bank davon, welche weit höher war, als die erſte, und ſich wie eine Reihe Küſten zeigte, vier bis fünf Seemeilen lang, und deren Ende man in dem Nebel nicht entdecken konnte. Man wurde durch einen kühlen Wind glücklich davon befreyet, welcher machte, daß man ſie aus dem Geſichte verlor. Obgleich alle dieſe Gegenden, bemerket der Verfaſſer, ſeit vierzehn Jahren, in allen Jahrszeiten, häufig beſucht worden: ſo hatten doch wenig Schiffe daſelbſt Eisſchollen gefunden. Das einzige Schiff, die Aſſomption, welches von dem Poree geführet wurde, hatte im 1708 Jahre eine große Bank angetroffen, welche einer Küſte gleich ſah. Selbſt die drey Schiffe von St. Malo, die ſich recht nach dem Winde gerichtet, und den Oſtnordoſtwind zu ihrem Vortheile gewonnen, wurden dieſe nicht gewahr, die die Marianne geſehen hatte: allein, ſie fanden eine andere Bank auf dem drey und funfzigſten Grade dreyßig Minuten. Dieſes dienet denenjenigen zur Nachricht, die es wagen, im Winter bey dem Cap Horn vorbey zu fahren: wiewohl auch der Herbſt vielleicht die gefährlichſte Jahreszeit ſeyn kann, weil ſich das Eis alsdann bricht, wenn es durch die kleine Hitze des Sommers aufgelöſet worden. Da es ſehr dick iſt: ſo kann es nicht eher, als im folgenden Sommer ſchmelzen. Denn die Höhe, die man über dem Waſſer ſieht, iſt nur der dritte Theil von der wirklichen Dicke, von welcher das übrige ſich unter dem Waſſer befindet.

Eisſchollen, die man noch nicht wahrgenommen.

Muthmaſſung, wie ſie entſtehen.

Wir wollen keine einzige Anmerkung unterdrücken, von der man für die Schiffahrt nach den beyden Meerengen einigen Nutzen ziehen kann. Wenn es wahr iſt, ſaget der Verfaſſer, wie viele behaupten, daß ſich das Eis auf dem Meere von dem ſüßen Waſſer bildet, welches von den Ländern in daſſelbe fließt: ſo muß man den Schluß machen, daß es deſſelben nach dem Südpole zu gebe: allein, es iſt nicht wahr, daß man weiter gegen Norden, als bis auf den drey und ſechzigſten Grad der Breite, zum wenigſten in einer Weite von mehr als zwey hundert Meilen, von dem drey und funfzigſten Grade der Länge an bis zu dem achtzigſten, etwas davon antreffe; denn dieſer Raum iſt von verſchiedenen Schif-

fen

---

u) A. d. 254 und vorherg. S.

x) Auf ſechs und dreyßig Grad drey und vierzig Minuten ſüdl. Breite.

Frezier. 1714.

fen durchſtrichen, welche die Südweſt, und Südſüdweſtwinde, weit gen Süden zu laufen, gezwungen, um über das Ende der feſten Länder hinaus zu fahren. Daraus zieht Herr Frezier den Schluß, daß dieſe ſüdlichen Länder, die man auf den alten Karten zu bezeichnen pflegte, bloße Chimären ſind, die man mit Grunde auf den neuen Karten wegläßt.

Was der Verfaſſer von den ſüdlichen Ländern hält.

Allein, ob man gleich dieſe falſchen Länder unterdrückt hat: ſo haben doch einige y) die Enge de Brouvers beybehalten, welche nicht minder bloß in der Einbildung beſteht, als dieſe ſüdlichen Länder, ohne zu bedenken, daß von ſo vielen Schiffen, die bey der Oſtſeite des Landes der Staaten vorbeygefahren, kein einziges etwas von einer Küſte weiter gegen Oſten, weder nahe am Lande noch auf dem hohen Meere, wo beynahe alle Schiffe, die aus dem Südmeere kommen, durchlaufen, erkannt habe. Eben ſo wenig hat man auch die Irrthümer von den bekannten Ländern verbeſſert. Die Seekarten ſetzen das Cap Horn auf ſieben und funfzig Grad dreyßig Minuten, oder acht und funfzig Grad der Breite; einige weiter als hundert und zwanzig, und andere gar hundert und vierzig Seemeilen von der Straße des le Maire; ob es gleich wirklich nicht weiter, als auf der Breite von fünf und funfzig Graden fünf und vierzig oder funfzig Minuten, und vierzig oder zum höchſten funfzig Seemeilen, von dieſer Straße liegt. Der Verfaſſer redet nicht von der Länge, welche nicht gewiß bekannt iſt; die man aber beynahe nach der Länge von la Conception einrichten kann, wenn man der größten Uebereinſtimmung der Schätzungen folget, von dreyhundert und zehn Graden, bis zu dreyhundert und eilfen der Mittagslinie von Teneriffa, an ſtatt dreyhundert und drey, oder dreyhundert und vieren, wie man ſie auf den Karten bezeichnet findet. Daher kömmt auch die falſche Lage der Küſte von dieſem Vorgebirge an bis an das Pfeilervorgebirge, welche zuſammen Südoſt ein Viertheil oſtwärts, und Nordweſt, ein Viertheil weſtwärts laufen, an ſtatt daß ſie Südoſt, ein Viertheil ſüdwärts und Nordoſt ein Viertheil nordwärts bezeichnet ſind. Bey Hornsvorgebirge wendet ſie ſich noch weiter gen Weſten, wie diejenigen bemerket haben, die an einem großen Theile dieſer Küſte hingefahren ſind. Man ſieht ſie auch auf den meiſten Karten als eine unbekannte bezeichnet: allein, ob man gleich wirklich keine völlige und umſtändliche Kenntniß von ihr hat, ſo kennet man ſie doch zum wenigſten der vornehmſten Lage nach.

Irrthümer der Seekarten.

Erklärung einer von dem Verfaſſer gelieferten Karte.

Neue Entdeckungen.

Um allen dieſen Fehlern abzuhelfen, hat ſich der Verfaſſer bemühet, Nachrichten zu ſammeln, nach denen er eine Karte entworfen hat, die man, nach ihm zu liefern, gutes Recht zu haben glaubet. Er ſetzet zwo neue Entdeckungen auf dieſelbe. Die eine betrifft einen Durchgang durch das Feuerland, durch welchen der ungefähre Zufall, den 15ten des Maymonats im 1713 Jahre die heilige Barbe, eine franzöſiſche Tartane, die Marcand führete, aus der magellaniſchen Meerenge heraus fahren ließ. Um ſechs Uhr des Morgens lief ſie aus der Eliſabethsbay, und wendete ſich Südweſt ein Viertheil ſüdwärts. Sie hielt den gewöhnlichen Canal für den Canal des Fluſſes Maſſacre; und nachdem ſie ſich, mit Hülfe der Ströme und eines guten Nordoſtwindes, ſüdweſtwärts nach einer Inſel gelenket, die ſie für die Inſel Dauphine anſah, ſo fuhr ſie beſtändig an derſelben hin. Eine Stunde darauf, als ſie bey derſelben vorbeygefahren, befand ſie ſich in einem großen Canale, wo ſie, von der Südſeite, kein ander Land, als eine große Anzahl kleiner Inſeln ſah, die mit Felſenſtücken untermengt waren. Als ſie ſich darauf verirret zu haben glaubete: ſo ſuchte ſie einen guten Ort zu ankern, welchen ſie in einer kleinen Bay fand, auf vier-

---

y) Der Verfaſſer führet den de Fer an, das iſt ſeine Karte von 1700.

Frezier. 1714.

zehn Faden Waſſer, und in einem Grunde von grauem und kleinen weißen und groben Sande. Den 26ten des Maymonates, nachdem ſie lavirt hatte, um aus dieſer Bay, die gegen Oſtſüdoſten offen iſt, heraus zu kommen, fuhr ſie nach und nach gen Süden, und Süd ein Vierthel Südweſt, und gen Südſüdweſten. Zu Mittage befand ſie ſich außer Landes. Sie maß die Höhe, und die Beobachtung gab ihr vier und funfzig Grad vier und dreyßig Minuten der Breite; welches durch die Beobachtung des Tages darauf beſtätiget wurde, welche ihr vier und funfzig Grad zwanzig Minuten gab, bey Erblickung einer kleinen Inſel, die gegen Oſten, und einer großen, die gegen Süden lag, deren Spitze das ſchwarze Cap genannt wurde, weil ſie von dieſer Farbe iſt. Die kleine Inſel iſt ein Felſen, welcher wie ein ſehr hoher Thurm ausſieht, und an deſſen Seite ein anderer weit kleinerer iſt, welcher aber beynahe eben die Geſtalt hat. Diejenigen, welche dieſen Canal ſuchen wollen, können denſelben bey ſo ſonderbaren Kennzeichen nicht verfehlen. Er iſt ungefähr zwo Seemeilen breit. Der Grund iſt gut, und es können die größten Schiffe ſicher durch denſelben hindurchfahren. Man würde ihn für eben die Straße halten, welche de l'Isle auf ſeine letztere Karte von Chily, unter dem Namen Jalouchte, geſetzt hat, wenn die engliſchen Nachrichten, denen dieſer geſchickte Erdbeſchreiber gefolget iſt, ſelbige nicht dem Cap Forward gegen Süden ſetzeten. Es iſt vielleicht eben derſelbe, durch welchen im 1696 Jahre ein Boot von dem Geſchwader des Herrn von Genes ſehr glücklich herausfuhr.

Inſeln, die durch die Schiffer von St. Malo entdeckt worden.

Die andere Entdeckung, welche der Verfaſſer auf ſeine Karte geſetzet hat, iſt die von verſchiedenen neuen Inſeln, auf dem ein und funfzigſten Grade der Breite, von denen der größte Theil ſeit 1700 durch die Schiffe von St. Malo erkannt worden. Sie ſind nach den Nachrichten des Maurepas und Saint Louis, zweyer Schiffe von der indianiſchen Compagnie gezichnet, welche ſie in der Nähe geſehen, und an denen der letztere ſogar, in einer See von rothem und unſchmackhaften Waſſer, bey einem Hafen, dem er ſeinen Namen gab, Waſſer eingenommen. Sowohl der eine, als der andere, durchlief verſchiedene Oerter; am näheſten aber iſt an denſelben St. Johann der Täufer, hingefahren, welcher vom Doublet geführet wurde, der durch eine Höhlung zu fahren ſuchte, die er gegen die Mitte ſah, und in der er nichts, als niedrige Inſeln, fand, die beynahe dem Waſſer gleich waren. Man hat dieſe Reihe Inſeln dem Herrn Fouquet von St. Malo zu danken, welcher ſie, nach dem Namen ſeines Armateurs, Anican nannte z).

Inſeln Anican.

Küſte de l'Aſſomption.

Der nordliche Theil dieſer Länder, den man die Küſte de l'Aſſomtion genannt hat, wurde den 16ten des Heumonates 1708 von dem Poree von St. Malo entdecket, welcher ihm

---

z) Die auf der Karte abgezeichneten Wege zeigen die Lage dieſer Länder, in Abſicht auf die Enge des le Maire, aus welcher Johannes der Täufer heraus kam, als er ſie ſah, und in Abſicht auf das Land der Staaten, von dem die beyden andern Schiffe Kenntniß hatten, ehe ſie dieſelben fanden.

a) Erſtlich treffen die beobachteten Breiten auf der Nord- und Südſeite dieſer Inſeln, und die Lage der bekannten Theile vollkommen in einem Puncte der Wiedervereinigung der Oſtſeite zuſammen, ohne daß etwas Leeres zwiſchen zween bleibe. Zum andern, ſo ſind keine Gründe da, warum man dieſe Küſte de l'Aſſomption den Inſeln Anican gegen Oſten ſetzen ſollte. Es haben verſchiedene Seefahrer Urtheile davon gefället, die nicht zuſammen treffen, uhd die Verſchiedenheit der Schätzungen iſt allemal ein Zeichen der Ungewißheit. Drittens, ſieht es der Verfaſſer für überzeugend an, daß, zu Folge der Länge, auf welche dieſes neue Land auf der geſchriebenen Karte geſetzt war, ſein Schiff über demſelben würde haben hinweg fahren müſſen;

Frezier. 1714.

ihm den Namen des Schiffes gab, auf dem er Hauptmann war. Man hielt ihn für ein neues Land, das ungefähr hundert Meilen oſtwärts von den neuen Inſeln entfernt wäre: allein, verſchiedene Gründe *a*) haben den Verfaſſer bewogen, ſelbige den andern beyzufügen. Er zweifelt übrigens nicht, daß dieſe Inſeln nicht eben die ſeyn ſollten, die der Ritter Hawkins im 1593 Jahre entdeckte. Er befand ſich der Küſte der Patagonen gegen Norden, als er von einem Sturme auf die Küſte einer unbekannten Inſel geworfen wurde, deren Länge ungefähr funfzig Meilen betrug; und die Erblickung vieler Feuer ließ ihn ſchließen, daß ſie bewohnt ſeyn müßte. Bis hieher hatte man dieſe Länder die Inſeln **Sebald** genannt; weil man ſich einbildete, daß die dreye, welche dieſen Namen *b*) auf den Karten führen, nur von ungefähr alſo bezeichnet wären, weil man ihre Anzahl nicht beſſer gewußt hätte. Allein, das Schiff **l'Incarnation**, welches Brignon von St. Malo führete, erkannte ſie in der Nähe, im 1711 Jahre, da es von Rio Janeiro kam, und ſah wirklich drey kleine Inſeln, die ungefähr eine halbe Meile lang waren, und in einem Triangel lagen, ſo wie ſie auch auf den Karten bezeichnet ſind. Es fuhr nicht weiter, als ungefähr drey oder vier Meilen weit davon, bey denſelben vorbey, ohne ein anderes Land gewahr zu werden, ob das Wetter gleich ſehr hell war; welches beweiſt, daß ſie von den neuen Inſeln zum wenigſten ſieben bis acht Meilen abgeſondert ſind.

Endlich erſtattet der Verfaſſer, *in römiſchen Ziffern*, Bericht von der Abweichung der Magnetnadel in dieſen Gegenden, wo ihre Abweichung gegen Nordoſten ſehr beträchtlich iſt. Sie wurde, den neuen Inſeln gegen Oſten, von ſieben und zwanzig Graden befunden *c*).

Wir wollen mit dem Herrn Frezier wieder auf den fünf und dreyßigſten Grad der Breite, und neun und dreyßigſten der Länge kommen, von dannen ihn die Oſtwinde bis an den Wendekreis des Steinbocks führeten. Er hatte daſelbſt vier Tage eine Windſtille, und einen ſo ſtarken Regen, daß er dachte, die Waſſerbrunnen des Himmels hätten ſich aufgethan. Andere Winde brachten ihn, den 8ten des Aprilmonates, der Inſel de l'Aſcenſion, oder vielmehr **Acencaon**, ins Geſicht; ein portugieſiſcher Name, den man beybehalten hat, um ſie von einer andern Inſel **l'Aſcenſion** zu unterſcheiden, welche auf den ſechſten Grad nach der Küſte von Guinea zu liegt. Dieſe hier liegt auf dem zwanzigſten Grade fünf und zwanzig Minuten der Breite, und zwey und dreyßig Grad fünf Minuten der Länge, das iſt, drey Grad weiter gen Weſten, als ſie auf den Karten bezeichnet iſt *d*). Sie iſt eigentlich nichts anders, als ein Felſen, ungefähr anderthalb Meilen lang, und ſehr kenntbar, auf der Süd- und Weſtſeite, an einem langrunden Steine, der eine faſt kegelförmige Geſtalt,

Inſel Acencaon.

ſen; und da ſie ungefähr funfzig Meilen Oſtſüdoſt und Weſtnordweſtwärts lang iſt, ſo iſt es moraliſch unmöglich, daß kein einziges Schiff Kenntniß davon bekommen haben ſollte. Folglich ſchließt er, kann man nicht zweifeln, daß dieſes nicht der nördlichſte Theil der neuen Inſeln ſeyn ſollte, deren weſtlichen Theil, welcher noch unbekannt iſt, die Zeit entdecken wird. A. d. 264. 265 S.

b) Von dem Sebald de Weert, einem Holländer.

c) A. d. 266 und vorherg. S.

d) Der Verfaſſer, welcher aus dem Hafen de la Conception auf fünf und ſiebenzig Grade, funfzehn Minuten der Länge, abgereiſet war, welche dreyhundert und drey Graden fünf Minuten der Mittagslinie von Teneriffa gleich kommen, an ſtatt zwey hundert und acht und achtzig Graden, welches die Länge der holländiſchen Karte iſt, fand dieſe Inſel, nach ſeiner Schätzung auf zwey und dreyßig Graden fünf Minuten, welche mit dreyhundert ſechs und vierzig Graden funfzehn Minuten überein kommen.

Frezier.
1714.

Ob ſie mit der Dreyfaltigkeitsinſel einerley iſt?

Geſtalt hat, und beynahe eben ſo hoch iſt, als die Inſel. Auf der Oſtſeite bildet ſie gleichſam zween Köpfe, welche das Vorgebirge endigen. Noch beſſer kann man ſie an drey kleinen Inſeln erkennen, von denen die eine, welche nicht weniger als anderthalb Meilen lang iſt, der großen Inſel gegen Oſt ein Viertheil Nordoſt liegt. Dieſe drey kleinen Inſeln haben einige Seefahrer veranlaſſet, ſich einzubilden, daß die Inſel l'Aſcenſion, und die Dreyfaltigkeitsinſel eine und eben dieſelbe wären; indem ſie ſich auf dasjenige gegründet, was verſchiedenen Schiffen begegnet iſt, die die letztere auf ihrer Breite geſucht, aber nicht haben finden können. Allein, der Verfaſſer verſichert, daß ſie andere, welche aus Weſtindien gekommen, erkannt, ja ſogar auf derſelben, aus einer See, Waſſer eingenommen haben. Er verweiſt es dem Doctor Halley, daß er ſie auf ſeiner großen Karte ausgelaſſen, und ihr den Namen der Dreyfaltigkeit gegeben hat, welche er ſonſt auf ihre wahre Länge ſetzet.

Andere Fehler der Seekarten.

Man findet auf dieſer Inſel einen ſchönen Waſſerfall, welcher eine ganze Flotte mit Waſſer verſehen könnte; die großen Steine aber, mit welchen das Ufer eingefaſſet iſt, und die Gewaltſamkeit der Wellen, erlauben es nicht, ohne Gefahr an derſelben zu landen: und überdieß, ſo verdarb auch das Waſſer, von welchem die Marianne mit genauer Noth einige Fäſſer hatte einnehmen können, innerhalb drey oder vier Tagen, welches zweifeln läßt, daß es aus einer friſchen Quelle komme. Man mußte den Vorſatz, den Weg fortzuſetzen, fahren laſſen, und ſich entſchließen, an der Küſte von Braſilien Erfriſchungen einzunehmen. Den 20ſten eben dieſes Monates entdeckete man ſie auf zwölf Graden funfzig Minuten der Breite, und noch weiter von der Inſel l'Aſcenſion, als man ſie auf den Karten des Pieter Goß, Robin, van Keulen, und Loots, bezeichnet fand; beynahe die Hälfte auf den einen, und den dritten Theil auf den andern. Der Verfaſſer zählet, von der Inſel bis zu dem feſten Lande, neun Grade der Länge. Wie groß, ſaget er, mußte das Irrefahren der drey Schiffe von St. Malo ſeyn, welche ſich nach den Karten gerichtet hatten, da ſie aus dem Hafen la Conception ausfuhren? Da ſie ihre Fahrt fünf bis ſechs Grade zu weit gegen Weſten genommen, und die Küſte von Braſilien eben ſo viel Grade zu weit gegen Oſten hinausgerückt iſt: ſo waren ſie zum wenigſten zweyhundert Meilen irre gefahren. In eben dieſen Irrthum, füget Herr Frezier hinzu, ſind beynahe alle die Schiffe gerathen, die auf der Küſte von Braſilien, oder auf der Inſel Fernand Noronho, bey ihrer Zurückkunft aus dem Südmeere, Erfriſchungen eingenommen haben e).

Die Beſchreibung der Bay Allerheiligen, und St. Salvador, der Hauptſtadt von Braſilien, mit der ſich der Verfaſſer bis auf den 7ten des Maymonates beſchäfftigte, werden in einem andern Theile dieſer Sammlung mit Ruhme erſcheinen. Er reiſete auf der Marianne, in Begleitung der drey Schiffe von St. Malo ab, welche noch mit aller Macht ſegelten, um ihr voraus zu kommen. Die Windſtillen ausgenommen, welche ſie faſt einen Monat mit kleinen Tagereiſen aufhielten, war ihre Fahrt bis auf den 10ten des Heumonats, als

---

e) Der Pater Feuillee tritt, in ſeiner kritiſchen Vorrede zu ſeinen Beobachtungen, der Meynung des Halley bey: allein, Herr Frezier ſcheint in der ſeinen durch das Anſehen eines portugieſiſchen Seekartenbuches des Manuel Piementel beſtärket zu werden, welcher den Unterſchied zwiſchen den beyden Inſeln ziemlich wohl feſt ſetzet, ſiehe die Antw. auf des P. Feuillee Vorrede, a. d. 45 und 46 S.

f) Der Verfaſſer nennt ſie Terciere.

g) A. d. 282 S.

h) Der Verfaſſer läßt ihre Lage, als eine Nachricht bemerken, ſie zu vermeiden, weil der Grund daſelbſt

Frezier. 1714.

Erblickung des Pic auf den azoriſchen Inſeln.

als einem Dienſtage, glücklich, da ſie den Pic auf einer von den azoriſchen Inſeln erblickte, von welchem Gebirge dieſe Inſel auch ihren Namen erhalten hat. Er ſieht aus wie ein Zuckerhut, und iſt ſo hoch, daß man ihn, wie den auf der Inſel Teneriffa, auf dreyßig Seemeilen weit entdecken kann. Der Verfaſſer ſah ihn auf fünf und zwanzig Seemeilen weit. Drey Tage darauf erkannte man die Inſel St. Michael, ungefähr zwanzig Seemeilen eher, als man ſich es vermuthete. Pieter Gooß bringt dieſe zwo Inſeln zu nahe, und die **Fackel des Meeres** entfernet ſie zu weit. Eben dieſen Irrthum bemerkete man auch, da man ſich der Inſel **Terzera** *f*) näherte, wo man ſich, Erfriſchungen einzunehmen, entſchloß, aus Furcht, die fortwährenden Windſtillen möchten die Lebensmittel vollends verzehren.

Ergänzung zu der Beſchreibung der Inſel Terzera.

Wenn dieſe Beſchreibung der Inſel Terzera in einem andern Bande dieſes Werks geliefert worden iſt, ſo iſt es nach den Beobachtungen des Linſchot, und anderer alten Seefahrer geſchehen, welche keine andere, als die Kenntniß ihrer Zeiten, von Oertern haben geben können, wo eine Zeit von mehr als einem Jahrhunderte, beträchtliche Veränderungen zuwege gebracht haben muß. Die Anmerkungen des Hrn. Frezier werden eine nützliche Ergänzung ſeyn.

Dieſe Inſel iſt ziemlich hoch. Sie läßt ſich auf der Südſeite an einer Zunge vom niedrigen Lande, welche ſich gegen Oſten in die Länge ſtrecket, und an einem auf der Weſtſeite abgekürzten Vorgebirge erkennen, welches von einer Landzunge gemacht wird, die zween kleine Berge zeiget; und endlich an zwey kleinen Klippeneylanden eine Seemeile dieſem Cape gegen Oſten. Drey Felſenſtücke, die dem Waſſer gleich ſind, eine halbe Seemeile dieſen beyden kleinen Inſeln gegen Südſüdoſten, dienen zu einem andern Kennzeichen. Sowohl die einen, als die andern, ſind in der **Meerfackel** unrecht geſetzet *g*).

Rath wegen des Ankergrundes.

Am Sonnabende, als den 14ten des Heumonates, legete ſich die Mariane in der Rhede der Stadt von Angra vor Anker, auf zwanzig Faden Waſſer, und einem Grunde von grauem Sande, verfaultem Muſchelwerke, und kleinen weißen Korallen *h*). Sie begrüßte die Stadt mit neun Canonenſchüſſen, welche ihr Schuß vor Schuß beantwortet wurden. Den Tag darauf ſah ſie ſich dermaßen in den Steinen verſtecket, daß ſie ſich genöthiget ſah, ſich an den gewöhnlichen Ankerort, dicht bey dem Stadtthore, zu begeben, wo der Ort iſt, da man das friſche Waſſer einnimmt, und der Damm *i*).

Lage der Stadt Angra.

Angra liegt am Ufer des Meeres, nach der Mitte des ſüdlichen Theiles von Terzera zu, in dem Innerſten einer kleinen Bucht, die durch eine ſehr hohe Landzunge gebildet wird, welche **Mont Breſil** heißt. Der Verfaſſer glaubet nicht, daß dieſer kleine Hafen anders, als eine Bucht, genannt zu werden verdiene. Er iſt von Oſten bis Südweſten offen, und nicht mehr als vier Ankerſeile breit, ja vielleicht nicht einmal zwey, wo ein guter Grund iſt, und da man zu irgend einer andern Jahreszeit, als in dem ſchönſten Theile des Sommers, ſicher ſeyn könnte. Alsdann regieren nur kleine Winde aus Weſt und Nordnordweſten daſelbſt; ſo bald ſich aber der Winter anfängt, iſt man ſo rauhen Stür-

---

daſelbſt mit großen Steinen untermenget iſt: ſie hatte das Cap des heiligen Antonius Südweſt ein Vierthel weſtwärts, die Hauptkirche Nordweſt ein Vierthel nordwärts, die zwo kleinen Inſeln oſtſüdoſtwärts, und das Schloß St. Sebaſtian nordnordweſtwärts.

i) Man hatte daſelbſt das Schloß St. Sebaſtian gegen Süden, oder Oſt ein Vierthel weſtwärts, und das Schloß des h. Antonius gegen Norden ein Vierthel Nordoſten, auf dreyzehn Faden Waſſer, und einem Grunde von ſchwärzlichtem und ſchlammigtem Sande, ein gutes Ankerſeil weit vom Lande.

Stürmen ausgeſetzet, daß es das kürzeſte Mittel iſt, unter Segel zu gehen, wenn man in der Luft einigen Anſchein vom ſchlimmen Wetter gewahr wird. Eine lange Erfahrung erlaubet den Einwohnern nicht, ſich in dieſem Stücke zu betrügen.

Der hohe Berg bedecket ſich alsdann und wird ganz dunkel, und einige Tage vorher kommen die Vögel, und verführen um die Stadt herum ein gräßliches Geſchrey *k*). Die Seefahrenden, welche von der Noth gezwungen werden, in der Rhede zu bleiben, verlaſſen ihre Schiffe, oder bringen die kleinen Fahrzeuge auf das Land, an den Fuß des Schloſſes St. Sebaſtian, und begeben ſich, bis gegen das Ende des Ungewitters in die Stadt in Sicherheit. Im Herbſtmonate des 1713 Jahres, giengen ſieben Fahrzeuge, im Angeſichte der Stadt Angra zu Grunde, ohne daß man einen einzigen Mann von dem Schiffvolke, das ſich auf denſelben befand, retten konnte *l*).

Feſtungswerke des Hafens.

So gefährlich auch dieſer Hafen iſt, ſo haben ſich die Portugieſen doch ſehr viel Mühe gegeben, denſelben zu befeſtigen. Sie haben eine dreyfache Batterie, die beynahe dem Waſſer gleich iſt, an dem Cape aufgeführet, das am weiteſten nach der rechten Hand zu, wenn man hineinkömmt, geht, und das Cap des heil. Antonius iſt. Auf dieſelbe folgen längſt an der Küſte hin bis an die Citadelle, Redans und kleine flache Baſteyen von gutem Mauerwerke, die ihre Seiten beſchützen, ohne daß es ſonderlich nothwendig iſt; denn die Felſen verwehren den Booten den Zugang ohnedieß. Um eine Communication zwiſchen der Batterie des heiligen Antonius und der Citadelle zu unterhalten, hat man, längſt an dem Berge hin, einen ſchlangenweiſe gehenden Laufgraben gemacht, welcher von einer kleinen Spalte durchſchnitten wird, über die man über eine Brücke geht, die zwo Reduten beſchießen, und in deren Mitte eine Kapelle des heiligen Antonius, nebſt einem guten Springbrunnen ſteht. Die Batterien an der Küſte vereinigen ſich mit den Außenwerken der Citadelle, welche bis an das Geſtade des Meeres gehen.

Citadelle Caſtello de San Juan genannt.

Hohes Fort.

Die Citadelle, welche die Portugieſen Caſtello de San Juan nennen, liegt an dem Fuße des Mont Breſil, welches ſie auf der Weſtſeite mit den Werken der Hauptfeſte, und auf der Seite des Hafens mit den Außenwerken einſchließt. Dieſe Außenwerke, die man eine Fortſetzung der Fortification nennen könnte, ob ſie gleich ohne Graben ſind, würden, bey einer Belagerung zu Lande und zu Waſſer, wenig helfen. Ein Schiff, das ſich auf funfzig Faden, Südoſt ein Vierthel Südwärts, vor Anker geleget, würde ſie beynahe unnütz machen, wenn es dieſelben von der Seite beſchöſſe. Allein, das hohe Fort hat dieſen Fehler nicht. Es iſt ziemlich gut angelegt, wohl ausgeführet, und mit gutem Mauerwerke auf einen Felſen gebauet, in welchen man einen Graben gehauen hat, der vier bis fünf Ruthen tief, und zehn bis zwölfe breit iſt. In dem Innerſten dieſes Grabens, längſt an der Eſcarpe hin, ſieht man eine Reihe Brunnen, welche zwo bis drey Ruthen im Vierecke, und zehn bis zwölf Fuß an der Tiefe enthalten, und ſo nahe an einander ſind, daß ſie nur durch einen Quergang von eben dieſem Felſen, der zween bis drey Fuß dick iſt, von einander abgeſondert werden. Vor der Curtine, wo das Thor iſt, ſtehen dieſe Reihen von Brunnen dreyfach, und erſtrecken ſich auf vier bis fünf Ruthen von der Contreſcarpe.

Die

---

k) A. d. 284 S.

l) Ebendaſelbſt.

Die Tiefe des Grabens, die Hülfe mit den Brunnen, die Höhe der Mauern, und die Feſtigkeit ihres Mauerwerks machen, daß ſich die Portugieſen einbilden, ihr Schloß ſey unüberwindlich. Die Spanier haben in demſelben eine dreyjährige Belagerung wider ſie ausgehalten, bis auf die Ankunft von ſechs tauſend Franzoſen, welche ſie zwangen, den Platz zu verlaſſen, und auf das Meer zu entfliehen, wo ſie gefangen wurden *m*). Frezier machte ſich dieſerhalb keine beſſere Vorſtellung von dieſer Feſtung, die, wie er ſaget, kein anderes Außenwerk hat, als einen kleinen halben Mond an der Seite des Hafens, und einen kleinen bedeckten Weg, der heute zu Tage ohne Palliſaden, und deſſen Glacis, an der äußerſten Spitze des Eckes der Baſtion, nach der Stadt zu, ſo ſteil iſt, daß man ſich deſſelben gar leicht zu einer Bedeckung bedienen könnte, um den Graben durch das Untergraben zu gewinnen; und dieſes um ſo viel mehr, weil er beynahe ganz aus zuſammengeſetzter Erde beſteht, und der Fels von unten zu, ſich ſehr gut bearbeiten zu laſſen ſcheint. Es wird ferner der Graben von nicht mehr, als drey Canonen, vertheidiget, weil die Flanken der Baſtion ſo klein ſind, daß ſie nicht mehr enthalten können. An dem Eingange des Schloſſes, unter dem Walle, iſt eine ziemlich gute, und wohl gewölbte Hauptwache: allein der Verfaſſer glaubet nicht, daß ſie wider die Bomben aushalten könne. Der einzige Ort unter der Erde, wo die Soldaten vor den Bomben ſicher ſeyn können, iſt das Pulvermagazin. Es ſind in dem Schloſſe zwo ſchöne Ciſternen: und man kann auch außerdem Waſſer aus dem Springbrunnen des h. Antonius holen, welcher am Mont Breſil iſt, und zu dem man nicht anders kommen kann, als wenn man durch das Schloß geht, weil die Weſtküſte beynahe eben ſo mit Batterien beſetzt iſt, als die Oſtküſte, und der ſüdliche Theil von unzugänglichen ſteilen Felſen an dem Geſtade eingefaſſet wird. Das Fort hat daher auch, von dieſer Seite her, nicht mehr als einen einzigen Beſchluß. Auf der Höhe des Gebirges gegen Oſten ſieht man zween Thürme, Facha genannt, wo man beſtändig eine Schildwache hält, um die Schiffe zu entdecken, die ſich der Inſel nähern, und um ihre Anzahl, durch die Anzahl der Fahnen zu melden, die ſie nach und nach zeiget.

Urtheil des Verfaſſers.

Andere Werke.

Was die Feſtung ſelbſt betrifft, ſo iſt ſolche mit einer Bekleidung von gutem Mauerwerke verſehen, worauf ſich eine Bruſtwehr von eben der Art befindet, die ſechs bis ſieben Fuß dick iſt. Die Bollwerke geben raſirende Defenſion. Man zählet darauf etwa zwanzig Stücken, und das Magazin ſoll 4000 Stück Gewehr enthalten.

Das Schloß St. Juan iſt nur von den Spaniern weſtwärts des Hafens erbauet worden, das Land zu beſtreichen; daher haben die Portugieſen nachgehends von der Oſtſeite ein kleines Fort St. Sebaſtian erbauet, die Rhede zu beſtreichen. Es iſt ein Viereck von Mauerwerke etwa ſechzig Toiſen auf jeder Seite lang, das ſeinen Eingang auf der Landſeite mit einem kleinen Graben hat, und auf der Seeſeite eine Batterie mit ausſpringendem Winkel vor dem Zwiſchenwalle, die von den Facen des kleinen Bollwerks beſchützet wird. Unter dieſer, in gleicher Höhe mit dem Waſſer, ſieht man eine andere, nach dem Umfange des Felſens gelenket, welche die Rhede und den Hafen ſehr vortheilhaft beſtreicht. Alle Batterien, beſonders die von St. Antonius ſind mit Geſchütze wohl verſehen, aber in ſchlechter Ordnung. Man zählet da über zwey hundert eiſerne Canonen, und etwa zwanzig gegoſſene. Den Platz zu beſetzen, unterhält der König von Portugall or-

Geſchütze und Beſatzung.

---

m) Ebendaſelbſt.

dentlich zwey hundert Mann, deren Sold nur etwa ſechs und dreyßig Livres franzöſiſche Münze beträgt. Sie ſehen auch ſehr elend aus, aber im Nothfalle kann die Inſel ſechs tauſend Mann ſtellen, welche Waffen zu tragen vermögend ſind, wie ſolches bey der Zählung gefunden worden, da ſie ſich verſammlet, ſich dem Ausſteigen des Hrn. von Guay-Trouin zu widerſetzen, der ſich vor der Inſel zeigte, und nachgehends die St. Georgeninſel nahm n).

Beſchreibung der Stadt Angra.

Tercera iſt zwar die beſte von den Azoren, doch ſind die Einwohner von Angra ſehr arm. Sie haben keinen andern Handel als mit Getreide und etwas Wein, den man da für Liſſabon ladet. Der Geldmangel hat ſie indeſſen doch nicht verhindert, ihre Stadt ſehr auszuzieren. Die Häuſer haben nur ein Stockwerk, ſie zeigen außen mehr Reinlichkeit, als Reichthum am Hausrathe innerlich. Die Kirchen haben da ſchon einigermaßen ein prächtiges Anſehen, durch die großen Treppen vor den Thüren, Platesformen und Schranken, die den Eingang dazu machen, beſonders die Cathedralkirche, die in der Landſprache die Se oder San Salvador genannt wird. Die ſchönſten des zweyten Ranges ſind der Barfüßer ihre, oder zu St. Franciſcus, und der Jeſuiten ihre, welches Haus ſich über alle andere Gebäude der Stadt erhebt. Zwey andere Klöſter von ſchlechterm Anſehen ſind auch da, und vier Frauenklöſter zu vier Mönchsklöſtern, ohne eine große Menge Capellen zu erwähnen o). Ob die Stadt gleich nicht in einer vollkommenen Ebene liegt, und nicht ordentlich gebauet iſt: ſo iſt ſie doch angenehm, und wird durch einige gute Brunnen erfriſchet, die in jedes Quartier ausgetheilet ſind. Ein Bach, der ſie durchſtreicht, dienet verſchiedenen Mühlen, die meiſtens über den Mauern ſind. Auch ſieht man da ein altes Fort, das man wegen Nachbarſchaft der Mühlen Forte dos Moinhos genennt hat, auch manchmal, weil es zum Pulverbehältniſſe dienet, Caza da Polvora heißt. Es iſt ein gemauertes Viereck, funfzehn Toiſen auf jeder Seite, welches nach alter Art von einem halbrunden Thurme auf dem Mittel jeder Seite beſtrichen wird. Von da entdecket man die ganze Stadt; und die Vermiſchung des Erdreichs, des Meeres, der Gebäude, und des Grünen, machet eine ſehr angenehme Ausſicht.

Man kann ſie zu Lande angreifen.

Auf der Feldſeite iſt die Stadt ſonſt ohne Verwahrung und ohne einige abgeſonderte Befeſtigung. Man könnte zu Lande dahin kommen, wenn man zu Porto Judeo oder St. Martin ausſtiege, die zwo oder drey Meilen davon ſind, eines oſt, das andere weſtwärts, und wo der Ankerplatz gut iſt, und wenig Vertheidigung hat. Allein, der König von Portugall zieht von dieſen Inſeln ſo wenig Vortheil, daß der Verfaſſer glaubet, man habe ihn wegen derſelben Beſitz nicht zu beneiden. Sie bringen nichts wichtigers hervor, als ein wenig Getreide und viel ſogenannte Canarienvögel. Sie ſind kleiner, als die, welche man in Frankreich ſieht, haben aber eine viel ſtärkere Stimme.

Anmerkungen über das niedrige Land in dieſer See.

Nachdem ſie Waſſer, Holz, Mehl, und Wein eingenommen, ſich auch mit Rindviehe, Geflügel, und Hülſenfrüchten verſorgt hatten: ſo gieng die Mariane den 18ten des Heumonates wieder in die See. Die Inſel St. Michael, welche ſie den 20ſten zu Geſichte bekamen, zeigte ſich ſüdoſtlich wie in zwo kleine Inſeln getheilet, in deren Mitte man verſchiedene kleine Erhöhungen ſah, die man für Inſeln würde gehalten haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß ſie vermittelſt eines niedrigen Landes zuſammenhingen, welches

---

n) Auf der 287 S.

o) Ebendaſelbſt.

ches mit Waſſer bedeckt iſt, wenn man es vier Meilen in der See ſieht. Man ſegelte oſtwärts, zehn bis zwölf Meilen weit von der Spitze eben der Küſte, ohne ein niedriges Land zu fürchten, das die Karten auf dieſem Wege anzeigen, und zehn oder zwölf Meilen von der Spitze ſetzen, wobey der Verfaſſer bemerket, daß man ſich vor ſolchem Verfahren wohl würde gehütet haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß von allem niedrigen Lande, welches auf den Karten um die Azoren verzeichnet iſt, nur das von **Formigas** zwiſchen **St. Maria** und **St. Michael** liegt, welches man von einem ſehr erfahrenen portugieſiſchen Schiffshauptmanne gelernt hatte. Das andere ſind eigentlich hohe Untiefen, wo man nie weniger als vierzig oder funfzig Faden Waſſer findet. Der Schiffshauptmann hatte ſie aber erinnert, an dieſen Orten wäre das Meer viel ungeſtümer. Er nahm auch nicht die drey oder vier niedrigen Gegenden aus, die weſtwärts etwa ſechzig Meilen in die See hinein gezeichnet ſind, auf denen ſich viel Fiſche befinden, dahin die Einwohner der Inſeln täglich zu fiſchen ausfahren. Man kann ihm deſto eher glauben, ſetzet Hr. Frezier hinzu, da Dr. Halley ſolche von ſeiner Karte weggelaſſen hat, welches er nicht ohne ſtarke Gründe wird gethan haben, da es auf nichts geringers als auf den Untergang der Schiffe ankam, die ihr zuverſichtlich folgen würden *p*).

Zeugniß eines portugieſiſchen Schiffshauptmanns.

Der portugieſiſche Hauptmann verſicherte noch, er ſelbſt und die portugieſiſchen Schiffshauptleute, die jährlich nach Braſilien ſegelten, hätten ſich auf allen ihren Reiſen verſichert, daß unter der Linie nordwärts des Vorgebirges St. Auguſtin, gar keine ſolche Unſicherheiten ſind, wie die Karten anzeigen, den **Pennon de St. Pedro** ausgenommen, welches ein faſt runder Felſen iſt, der ſich etwa funfzig oder ſechzig Faden über die See erhebt, und wenigſtens vier Schifftaue im Durchmeſſer hat, daß man ihn alſo auf vier bis fünf Meilen weit erkennet. Außer dieſer Leichtigkeit, ihn zu ſehen, iſt er deſto weniger gefährlich, weil man durch das Senkbley entdeckt hat, daß ſich ſein Grund nicht um ihn herum in Untiefen ausbreitet *q*).

Günſtige Winde, die in der Hälfte des Canals der Azoren und des feſten Landes anfingen, brachten die Mariane an die Mündung der Enge von Gibraltar, den 31ſten des Heumonates ohne merklichen Irrthum, woraus Hr. Frezier folgert, daß dieſe Inſeln in der **großen Fackel des Meeres** richtig verzeichnet ſind. Da ſie in die Straße fuhren, hörte er verſchiedene Schüſſe von den Canonen von Ceuta, welches von den Maroccanern ſeit mehr als dreyßig Jahren belagert ward, und entdeckte des Abends die Feuer ihres Lagers. Endlich kam er den 17ten des Auguſtmonates glücklich in den Hafen von Marſeille *r*).

---

p) Auf der 290 S.

q) Auf der 289 und 290 S.

r) Auf der 291 S.

Das XLVI Capitel.

Georg Anſons Reiſe um die Welt durch Südweſt.

Einleitung.

Einleitung.

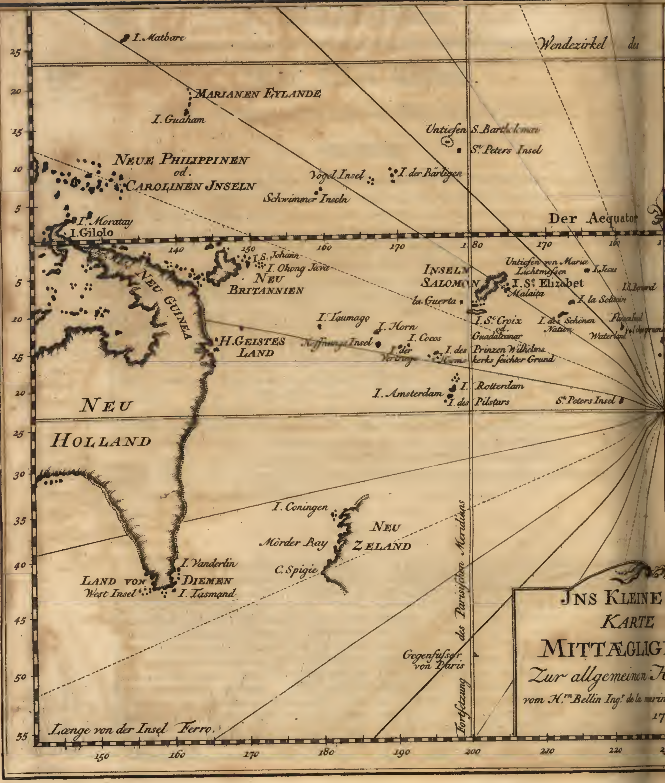
Indem der Bewegungsgrund zu dieſer Unternehmung eben derjenige war, welcher die Engländer ſchon ſo oft in die Südſee geführet hatte, nämlich Spanien durch einen Angriff an der Hauptquelle ſeiner Kräfte zu ſchwächen: ſo wäre es ſehr unnöthig, eine neue Erläuterung der damaligen Staatsumſtände an dem gegenwärtigen Orte beyzubringen; weil ſelbige vielmehr in die allgemeine Geſchichte von Europa, als in eine Sammlung von Reiſen, gehöret. Unterdeſſen kann doch ohne jemandes Beleidigung dieſes bemerket werden, daß man ſchwerlich von einer ähnlichen Unternehmung jemals mehr Weſens gemachet hat, als von dieſer, und daß dem Anſehen nach der Verfaſſer [s] des Tagebuches, ſich die Ehre ſeiner Landesleute zur einzigen Abſicht vorſtellete. Allein, obgleich einige eben daher Gelegenheit nahmen, ſein Werk für einen Roman auszuſchreyen: ſo konnten ſie doch mit dieſer Beſchuldigung ſonſt nirgend fortkommen, als nur bey einigen ausgekünſtelten Beſchreibungen, oder bey einer geringen Anzahl zufälliger Gedanken und Muthmaßungen des Verfaſſers, woran der Stolz über die erhaltenen Vortheile einigen Antheil genommen zu haben ſcheint. Wegen der Gewißheit aber der Begebenheiten an ſich ſelbſt, kann nicht der geringſte Zweifel entſtehen, indem nicht nur lebendige Zeugen vorhanden ſind, ſondern auch bis dieſe Stunde noch kein einziger Menſch etwas gegen die Wahrheit der von unſerm Verfaſſer gelieferten Erzählung einzuwenden verlanget hat. Da wir nun, unſerer Gewohnheit zu Folge, bloß bey dem hiſtoriſchen Theile derſelben zu verbleiben Willens ſind: ſo tragen wir kein Bedenken, den gegenwärtigen Auszug für einen der nützlichſten und angenehmſten in dieſer ganzen Sammlung auszugeben.

Der

---

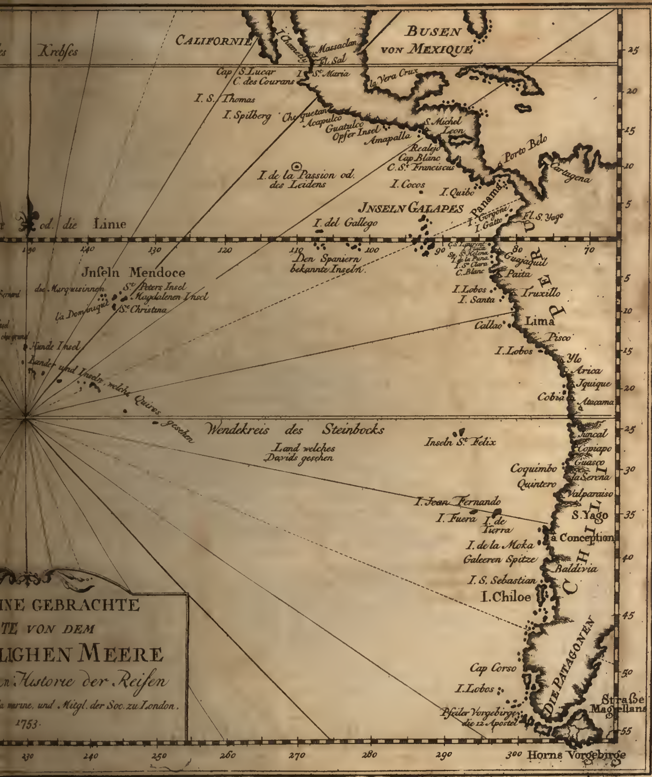
[s] Dieſer iſt der Schiffsprediger Herr Walter. Seine Vorrede iſt mit beſonderm Fleiße ausgearbeitet, und ſuchet er in ſelbiger allen Engländern Luſt zu ähnlichen Unternehmungen zu machen. Er hat ſeiner Erzählung eine große Anzahl Karten und Riſſe beygefüget, welche nach denen von ſeinem Oberhaupte gemachten Beobachtungen eingerichtet ſind. Die franzöſiſche Ueberſetzung ſeines Buches kam erſtlich in Holland heraus, wurde aber nachgehends zu Paris von neuem aufgeleget. Dieſe Ausgabe erſchien im 1750 Jahre in 12 bey Delormel. Sie beſitzt nicht nur, was den Druck und die Kupferſtiche betrifft, eine große Schönheit, ſondern ſie hat auch ſolche Verbeſſerungen erhalten, die ihr in Abſicht auf die Richtigkeit einen merklichen Vorzug beylegen.

[t] Die Schiffe waren folgende: der **Centurion** von ſechzig Stücken und vier hundert Mann, unter dem Geſchwaderoberſten Anſon. Der **Glocester** von funfzig Stücken und drey hundert Mann, unter Richard Norris. Der **Severne** von gleicher Stärke mit dem Glocester, unter Eduard Legg. Die **Perle** von vierzig Stücken und zwey hundert Mann, unter Matthias Mitchel. Der **Wager** von acht und zwanzig Stücken und hundert und ſechzig Mann, unter Dandy-Kidd. Die Schaluppe, der **Tryal** genannt, hatte acht Stücke und hundert Mann, unter Johann Murray. Die beyden Proviantſchiffe waren Pinken, die größere von vier hundert Tonnen, und die kleinere von halb ſo viel. Ohne die nur beſagte Mannſchaft, waren



I. Matbare
Wendezirkel des
Marianen Eylande
I. Guaham
Untiefen
S. Bartholomæ
S.t Peters Insel
Neue Philippinen
od.
Carolinen Jnseln
Vogel Insel
I. der Bärtigen
Schwimmer Inseln
I.e Moratay
I. Gilolo
Der Aequator
Neu Guinea
I. S. Johann
I. Ohong Java
Neu Britannien
Inseln Salomon
Untiefen von Maria Lichtmessen
I. Jesus
I. S.t Elizabet
Malaita
la Guerta
I. la Solitaire
I. S.t Croix od. Guadalcanar
I. des Schönen Nation
Waterland
I. Taumago
I. Horn
I. Cocos
H. Geistes Land
Hoffnungs Insel
I. der Verräther
I. des Prinzen Wilhelms
Prinzen Wilhelms kerks seichter Grund
I. Rotterdam
I. Amsterdam
I. des Pilstars
S.t Peters Insel
Neu Holland
I. Coningen
Neu Zeland
Mörder Bay
C. Spigie
I. Vanderlin
Land von Diemen
West Insel
I. Tasmand
Fortsetzung des Parisischen Meridians
Gegenfüsser von Paris
Længe von der Insel Ferro.
Jns Kleine
Karte
Mittæglig
Zur allgemeinen H
vom H.rn Bellin Ing.r de la marin
17
25
20
15
10
5
5
10
15
20
25
30
35
40
45
50
55
140
150
160
170
180
170
160
150
160
170
180
190
200
220
220

N°7.


CALIFORNIE
Krebſes
BUSEN VON MEXIQUE
I. Chametly
Massaclan
Fl. Sal
Cap S. Lucar
C. des Courans
I. S.^{te} Maria
la Vera Crux
I. S. Thomas
I. Spilberg
Chiquetan
Acapulco
Guatulco
Opfer Insel
Amapalla
S. Michel
Leon
Realejo
Cap Blanc
C. S.^t Franciscus
Porto Belo
Cartagena
I. de la Passion od. des Leidens
I. Cocos
I. Quibo
Panama
I. Gorgone
I. Gallo
Fl. S. Yago
JNSELN GALAPES
I. del Gallego
od. die Linie
Den Spaniern bekannte Inseln
C. S. Laurent
I. Plata
St. S. Helena
I. de la Puna
I. S.^{te} Clara
C. Blanc
Guajaquil
Paita
PERU
Jnſeln Mendoce
des Marquisinnen
S.^t Peters Insel
Magdalenen Insel
la Dominique
S.^{te} Christina
Hunde Insel
Länder und Inseln, welche Quiros gesehen
I. Lobos
I. Santa
Truxillo
Callao
Lima
Pisco
I. Lobos
Ylo
Arica
Jquique
Cobia
Atacama
Wendekreis des Steinbocks
Land welches Davids gesehen
Inseln S.^t Felix
Juncal
Copiapo
Guasco
la Serena
Coquimbo
Quintero
Valparaiso
I. Joan Fernando
I. Fuera
I. de Tierra
S. Yago
à Conception
I. de la Moka
Galeeren Spitze
Baldivia
I. S. Sebastian
I. Chiloe
CHILI
DIE PATAGONEN
Cap Corso
I. Lobos
Pfeiler Vorgebirge die 12 Apostel
Straße Magellans
Horns Vorgebirge
25
20
15
10
5
5
10
15
20
25
30
35
40
45
50
55
140
130
120
110
100
90
80
70
230
240
250
260
270
280
290
300

INE GEBRACHTE
TE VON DEM
LIGHEN MEERE
n Historie der Reiſen
a marine, und Mitgl. der Soc. zu London.
1753.

T.12.D.

Der I Abſchnitt.

Anſons Verrichtungen im Jahre 1740.

Anſon. 1740.

Abreiſe und Stärke des engliſchen Geſchwaders. Die ſpaniſche Flotte lauret auf ſolches. Die Catharineninſel wird zum Verſammlungsplatze beſtimmt. Sandbank Abrolhos wird von den Engländern erforſchet. Ströme und ihre Erklärung. Die Engländer kommen an die Catharineninſel. Beſchreibung dieſer Inſel. Früchte derſelben. Waſſer und Witterung. Wie nützlich Braſilien den Portugieſen ſey.

Abreiſe und Stärke des engl. Geſchwaders.

Das engliſche Geſchwader gieng den 18ten des Herbſtmonates im Jahre 1740 unter Segel. Es beſtund aus fünf Kriegesſchiffen, einer bewaffneten Schaluppe, und zwey Frachtſchiffen für die Lebensmittel *t*). Doch es verzögerten ſowohl verſchiedene andere Hinderniſſe, die mit der Unternehmung ſelbſt keinen Zuſammenhang hatten, als der beſtändig anhaltende widrige Wind, ihre Ankunft bey der Inſel Madera *u*) bis auf den vier und zwanzigſten Tag, ungeachtet man zuweilen nicht mehr als zehne bis zwölfe dazu nöthig hat. Herr Anſon erfuhr von dem Statthalter dieſer Inſel, man habe vor einigen Tagen ſieben bis acht Kriegesſchiffe unweit der Küſte erblicket, und für Franzoſen oder Spanier gehalten. Sogleich gerieth er auf die Vermuthung, ſie würden ſeine Unternehmung hindern ſollen. Es überzeugte ihn auch nachgehends die Folge der Begebenheiten, daß es die berufene ſpaniſche Flotte unter Anführung des Don **Joſeph Pizarro** geweſen war. Allein, es machte ſelbige an ſtatt den Engländern zu ſchaden, am Ende ſonſt niemanden Verdruß, als denen, die ſie zu nur beſagter Abſicht ausgerüſtet hatten *x*).

Die ſpaniſche Flotte des Don Pizarro lauret auf ſelbiges.

Die Catharineninſel wird zum Verſammlungsplatze beſtimmet.

Anfänglich hatte Herr Anſon auf den Fall, wenn etwa die Schiffe von ſeinem Geſchwader durch einen Zufall von einander getrennet würden, eine von den Inſeln des grünen Vorgebirges, nämlich St. Jago, zu ihrem Verſammlungsorte beſtimmet. Allein, bey ſeiner Abreiſe von Madera, welche den 3ten des Wintermonates geſchah, überlegete er, daß die Jahreszeit ſchon weit verſtrichen wäre, und erwählete alſo, um ſich keiner neuen Verzögerung bloß zu ſtellen, an ſtatt St. Jago, die Catharineninſel an der braſiliſchen Küſte. Währender Fahrt nach dieſer Inſel beobachteten die Engländer, daß die Paſſatwinde eine ganz andere Richtung hatten, als ſie an ihnen zu finden gedachten, ungeachtet ihre Vermuthung auf die allgemeine Meynung aller derer, die von den Winden gehandelt haben, und auf die Erfahrung der Seefahrer gegründet war *y*).

Den

---

ren auch vier hundert und ſiebenzig Invaliden und Seeſoldaten unter dem Oberſtlieutenant Cracherode auf dem Geſchwader. Weil die ſchlechte Geſundheit des Hauptmann Norris ihn bey Madera nöthigte, ſein Amt niederzulegen: ſo kam der Hauptmann Mitchel an ſeine Stelle, und an deſſen, der Hauptmann Kidd; Hauptmann Murray wurde ſtatt Kidds auf den **Wager** geſetzet, und dem Lieutenannt Chaap der **Tryal** anvertrauet. Anſons Reiſe I Theil, a. d. 35 und 45 S.

u) Der Verfaſſer fand nach ſeinem Berichte die Länge von Madera weſtlich, von London zu rechnen, zwiſchen achtzehn Grad dreyßig Minuten und neunzehn Grad dreyßig Minuten, ungeachtet die Karten ſie auf den ſiebenzehnten Grad ſetzen.

x) Nachdem dieſes Geſchwader fünf bis ſechs Jahre lang alle faſt erſinnliche Unglücksfälle ausgeſtanden hatte: ſo kam endlich ein einziges Schiff davon, Aſien genannt, im Jahre 1746 in den Hafen Corogne zurück. Der Verfaſſer berichtet die meiſten Begebenheiten dieſer unglückſeligen Flotte, abſonderlich die Meuterey eines gewiſſen Indianers, mit Namen **Orellana**, welcher mit etwa einem Dutzend ſeiner Landesleute am Bord des Aſia war, ſich Meiſter vom Schiffe zu machen ſuchte, eine große Anzahl Spanier niederhieb, und endlich mit dem Degen in der Fauſt umkam. I Th. Cap. 3.

y) Der Doctor Halley ſaget in ſeinem Buche von den gewöhnlichen Paſſatwinden im äthiopiſchen und atlantiſchen Meere: es regiere von dem

acht

Den 20ſten des Wintermonates, nachdem man eines von den Proviantſchiffen von ſich gelaſſen hatte, welches hernach auf ſeiner Fahrt nach den Barbados von den Spaniern aufgefangen wurde, ſtelleten die Schiffshauptleute dem Befehlshaber vor, ſie hätten eine große Menge Kranke am Borde. Das beſte Mittel, welches man dagegen zu erdenken wußte, war dieſes, daß man auf jedem Schiffe ſechs Oeffnungen machte, damit die Luft deſto freyer unter den Verdecken durchſtreichen könnte. Der Verfaſſer nimmt hier Gelegenheit zu einigen auf alle Weiſe gegründeten Vorſtellungen, wie große Urſache man habe, für das Leben und die Geſundheit der Seeleute zu ſorgen, und diejenigen aufzumuntern, welche mit Erfindung neuer Mittel, die Luft auf den Schiffen zu reinigen und friſche hineinzubringen *z*), beſchäfftiget ſind.

Sandbank Abrolhos wird von den Engländern erforſchet.

Als man den 26ſten des Wintermonates auf ſieben und zwanzig Grad neun und funfzig Minuten weſtlicher Länge von London über die Linie gelaufen war: ſo befand man ſich den 10ten des folgenden Monates am Rande der beſchriebenen Klippen, welche in dem größten Theile der Karten **Abrolhos** heißen, und zwar in der Mitte vermuthlich weit gefährlicher ſind, hingegen in der Länge von ſechs und dreyßig Grad dreyßig Minuten, und der ſüdlichen Breite von zwanzig Grad ſo wenig ſagen wollen, daß man daſelbſt auf nicht weniger als ſieben u. dreyßig Faden Grund fand. Die Tiefe nahm nachgehends beſtändig zu, bis auf neunzig Faden, und auf einmal war gar kein Grund mehr zu finden, ungeachtet die Länge der Senkſchnur hundert und funfzig Faden betrug. Zu Folge der Schätzung war man damals achtzig Seemeilen *a*) vom Vorgebirge Frio entfernet.

Ströme und ihre Erklärung.

Jenſeit des ſechszehnten Grades Süderbreite verfiel das Geſchwader in einen reißenden Strom, welcher ſüdwärts an der braſiliſchen Küſte hinlief, ja bis an die Südſeite des Platafluſſes fortſtrich. Er machte innerhalb vier und zwanzig Stunden zuweilen bis dreyßig Meilen, ja er legte einſtens, wie man verſichert war, in beſagter Zeit vierzig Meilen zurück. Der Verfaſſer bemerket, er rühre allem Vermuthen nach bloß von dem Ablaufen des Seewaſſers her; denn, da es von den Paſſatwinden des äthiopiſchen Meeres gegen die braſiliſche Küſte getrieben wird, und ihr auszuweichen ſuchet, ſo geräth man von ſelbſt auf die Vermuthung, es müſſe ſich in ſeiner Bewegung nach der Lage der Küſte richten, und es könnte dieſe Bemerkung das Ihrige zu Erklärung aller übrigen Ströme um ſo viel mehr beytragen, weil man in einer großen Entfernung vom Lande von keinem einzigen anſehnlichen etwas weis: dürfte

acht und zwanzigſten bis zum zehnten Grade Norderbreite, überhaupt ein friſcher Wind aus Nordoſt, welcher an der africaniſchen Seite ſelten oſtlicher als Oſtnordoſt, oder nordlicher als Nordnordoſt werde: an der americaniſchen Seite hingegen ſey er etwas mehr öſtlich, ungeachtet er von eben dieſer Seite ſehr oft um ein paar Striche gegen Norden abſpringe. Er ſaget ferner, es regiereten vom zehenten Grade bis an den vierten Norderbreite, Windſtillen und Travados (Donnerwinde); hingegen von dem vierten Grade Süderbreite, bis an den dreyßigſten, blieſen die Winde faſt allezeit zwiſchen Süd und Oſt. Auf dieſe Grundſätze nun baueten die Engländer ihre Rechnung: allein, die Erfahrung lehrete ſie folgende Ausnahmen. Ungeachtet der Wind um den acht und zwanzigſten Grad Norderbreite wirklich Nordoſt war, ſo wurde er doch von dem fünf und zwanzigſten bis an den achtzehenten Grad dieſer Breite kein einziges mal Oſt gegen Norden, ſondern blieb beynahe beſtändig gegen Süden. Zwar war er von dem achtzehenten Grade bis an ſechs und zwanzig Minuten in der That nordlich von Oſten, doch aber nicht gänzlich, ſondern wendete ſich eine Zeitlang gegen Oſtſüdoſt. Von da bis ungefähr auf die Höhe von vier Grad ſechs und vierzig Minuten eben dieſer Breite, war er höchſt veränderlich. Bald kam er aus Nordoſt, und drehete ſich hernach

Anſon. 1740.

dürfte man ſie als einen ungezweifelten Grundſatz annehmen: ſo würde es niemals ſchwer fallen, die Schätzung der Steuerleute durch die Beobachtung der Breite zu verbeſſern [b]).

Die Engländer kommen an die Catharineninſel.

Die Krankheiten, welche ſich auf den Schiffen äußerten, und in dieſem heißen Striche nie außen bleiben, waren hitzige Fieber; ein Uebel, das nicht nur bey dem wirklichen Anfalle, ſondern auch wegen ſeiner Nachwehen, die manchen bereits Geneſenden noch wegraffen, höchſt gefährlich iſt. Denn ſie bekommen gemeiniglich eine langwierige Ruhr, oder einen heftigen Stuhlzwang, der ſie in langer Zeit nicht zu Kräften kommen läßt. Indem es nun mit den Krankheiten alle Tage ärger wurde: ſo ſchätzeten ſich die Engländer ſehr glücklich, als ſie den 18ten des Chriſtmonates Braſilien entdeckten. Die Küſte erſcheint hoch und bergigt, und läuft zwiſchen Weſten und Weſtſüdweſten fort. In einer Entfernung von etwan zehn Meilen, erblicket man noch ein anderes und niedrigeres Land, das gegen Weſtſüdweſt fortläuft, und das man bald darauf für die Catharineninſel erkennet. Die Engländer liefen zwiſchen die nordliche Spitze derſelbigen, und eine andere Inſel, Namens **Alveredo**, und ließen drey engliſche Meilen von jener, und ſechſe von dieſer, auf zwölf Faden Grund den Anker fallen. Vor ihnen erblickten ſie zwo Schanzen, welche vermuthlich die Durchfahrt zwiſchen der Catharineninſel und dem feſten Lande verſperren ſollten. Nachgehends legeten ſie ſich mit Beyhülfe eines Lootsmannes, den ſie vom daſigen Befehlshaber erhielten, auf ſechſtehalb Faden Grund, in eine räumliche bequeme Bay des feſten Landes, welcher die Franzoſen die Benennung **Bonport** beylegen. Des folgenden Tages giengen ſie wiederum unter Segel, und legten ſich jenſeits der beyden Schanzen, davon die eine **Santa Cruz**, die andere **Saint Jean**, heißt. In dieſer Stellung getröſteten ſie ſich von den Portugieſen alles Beyſtandes, der von den Unterthanen einer gegen England gutgeſinneten Krone zu vermuthen war.

Beſchreibung dieſer Inſel.

Indem die Catharineninſel ſeit der Zeit, da die Beſchreibungen anderer Reiſenden von ihr herausgekommen ſind, mancherley Veränderung erlitten hat: ſo erzählet der Verfaſſer zum Beſten der engliſchen Schiffe, welche etwan auf ihrem Wege nach dem Südmeere daſelbſt vor Anker legen möchten, was er bey ſeinem Aufenthalte daſelbſt wahrnahm. Nach dem Berichte der Einwohner iſt ſie nur etwan zwo Meilen breit, ihre Länge hingegen

---

nach in Südoſten, bald war er auf einmal völlig ſtill, mit etwas Regen und Blitzen. Nachgehends blieb er zwar bis auf den ſiebenten Grad 30 Minuten Süderbreite zwiſchen Süd und Oſt, doch mit faſt unaufhörlicher Abwechſelung, und hierauf hielt er ſich bis auf funfzehn Grad dreyzehn Minuten beſagter Breite, beſtändig zwiſchen Nord und Oſt. Nachgehends war er Oſt und Südoſt bis auf ein und zwanzig Grad ſieben und dreyßig Minuten. Allein, von hier und bis auf die Breite von ſieben und zwanzig Grad vier und vierzig Minuten blies er kein einzigesmal zwiſchen Süd und Oſt, ungeachtet er alle übrige Striche des Compaſſes durchlief. Indem aber das Geſchwader damals nicht weit von der braſiliſchen Küſte entfernet war: ſo kann vielleicht dieſe Nähe des feſten Landes zu einiger Erläuterung des letzten Punctes dienen. Der Verfaſſer hält dieſe Beobachtungen für ungemein wichtig, nicht nur um die Seefahrer der Behutſamkeit zu erinnern, ſondern auch um den wichtigen Streit von der Urſache der Paſſatwinde und **Mouſſons** zu entſcheiden. A. d. 93 und vorherg. Seite.

z) Ebend. a. d. 95 u. f. S.

a) In dieſem ganzen Auszuge ſind die Meilen ein und zwanzig auf einen Grad gerechnet.

b) Ebendaſ. a. d. 103 S.

gen beträgt neun Meilen. Ihre Lage iſt auf neun und vierzig Grad, fünf und vierzig Minuten, weſtlicher Länge von London. Sie erſtrecket ſich von ſieben und vierzig Grad fünf und dreyßig Minuten bis auf den acht und vierzigſten Grad ſüdlicher Breite. Ungeachtet ſie hohes Land hat, ſo fällt ſie doch in einer Entfernung von zehn Meilen ſchwer zu erkennen, weil ſie ſich in dieſer Weite unter den ungemein hohen Bergen des braſiliſchen feſten Landes, nicht hervorthun kann: allein, je näher man an ſie kömmt, deſto kenntlicher wird ſie an einigen, rings um ſie liegenden kleinen Inſeln, die ſich gegen Oſten erſtrecken. Die beſte Einfahrt in den Hafen iſt zwiſchen der Spitze und der Inſel **Alvoredo**; denn bis dahin darf ſich ein Schiff kühnlich wagen, ohne daß es einen andern Wegweiſer, als das Senkbley nöthig hätte. Frezier hat, wie der Verfaſſer anmerket, zwar einen Riß von der Catharineninſel, der benachbarten Küſte und den umliegenden kleinen Inſeln verfertiget, nur aber darinnen gefehlet, daß er die Inſel **Alvoredo** mit dem Namen der Galinſel beleget, da doch die letztere nicht nur ſieben bis acht engliſche Meilen nordweſtwärts von der erſtern liegt, ſondern auch weit kleiner als jene iſt. Mit dem Namen **Alvoredo**, bezeichnet er ein ſüdlich von der Catharineninſel gelegenes Eyland. Die Inſel **Maſacura** läßt er gar aus. Sonſt iſt ſein Riß richtig.

Die Einfahrt in den Hafen iſt an der Nordſeite, und ungefähr fünf engliſche Meilen breit. Acht dergleichen Meilen hat man von hier bis an die Antoniusinſel, und die Richtung von der Einfahrt bis an beſagte Inſel, iſt Süd zu Weſten. Ungefähr in der Mitte der Inſel wird der Hafen durch zwo Erdſpitzen verenget, die einen Canal eine engliſche Viertheil Meile breit zwiſchen ſich laſſen. Um dieſe Durchfahrt zu vertheidigen, hatte man auf der Spitze der Inſel den Anfang zu einer Batterie gemacht. Allein, dieſes Werk ſcheint an einer Durchfahrt, welche kaum zween Faden Tiefe hat, und da folglich keine Schiffe, die einen Angriff wagen dürfen, durchkommen können, etwas unnützes zu ſeyn. Nebſt dem iſt die gewöhnliche, und in Norden der Inſel befindliche Durchfahrt, ſo breit und ſicher, daß ein Geſchwader den Schanzen zum Trotze durchkommen kann, wofern nur der Wind von der See herbläſt. Nebſt der beſagten Batterie auf der Inſelſpitze, hatte man auch noch drey andere Schanzen zu Vertheidigung der Einfahrt in den Hafen angefangen. Die erſte, der heilige Johannes genannt, liegt auf einer Spitze der Catharineninſel der Papageyeninſel gegenüber. Die zweyte, in Geſtalt eines halben Mondes, liegt auf der Antoniusinſel, und die dritte, welche einer ordentlichen Feſtung gleicht, iſt auf einer nahe am feſten Lande gelegenen Inſel. Und hier hat der Befehlshaber ſeinen Sitz.

Die Früchte der Inſel.

Das Erdreich auf der Catharineninſel iſt ſo gut, daß es von ſelbſt trägt. Es iſt voll immergrünender Bäume: allein, es ſtehen ſo viel Stauden, Buſchwerk und Dornhecken darzwiſchen, und es iſt alles dermaßen wild durcheinander gewachſen, daß kein Menſch durchzukommen vermag. Gleichwohl giebt es einige Fußſteige, die von den Einwohnern um ihrer Bequemlichkeit willen durchgehauen worden. Sonſt ſind auf der ganzen Inſel keine freyen Plätze, als die nur beſagten Wege, und ſodann einige Baufelder auf der Seite gegen das feſte Land. Die Wälder beſtehen aus lauter würzhaften Bäumen und Stauden, und dünſten einen höchſt angenehmen Geruch aus. Wo freyes Land iſt, da kommen die Früchte und Kräuter aller übrigen Länder, beynahe ohne alle Wartung, fort. Es iſt folglich ein Ueberfluß da von **Ananas**, Pfirſichen, Trauben, Pommeranzen, Citronen, Limonien, Melonen, Abricoſen und Bananas. Die Zwiebeln und Pataten, davon es

nicht

nichtweniger eine große Menge giebt, gereichen den Schiffen zu großem Troſte. Die übrigen Lebensmittel hingegen werden bey weitem nicht ſo ſehr angerühmet. Sie beſtehen aus einigen ziemlich elenden Ochſen, welche zwar in Geſtalt der Büffel herum gehen, aber ein zähes und abgeſchmacktes Fleiſch haben. Die Urſache davon liegt vielleicht in den wilden Kürbiſſen, davon ſie ſich nähren. Faſanen giebt es zwar in großer Menge, ſie ſchmecken aber nicht ſo gut, als die unſerigen. Hingegen liefert der Hafen allerley auserleſene gute Fiſche, die man in kleinen ſandigen Bayen ohne ſonderliche Mühe fängt.

Waſſer und Witterung.

Das Waſſer in dieſer Inſel ſowohl, als das in dem gegenüberliegenden feſten Lande, iſt von beſonderer Güte, und hält ſich auf der See ſehr gut. Die erſten Tage über giert es in den Fäſſern, giebt einen unerträglichen Geſtank von ſich, und wirft zugleich einen grünlichten Schaum auf. Allein, dieſer Schaum ſinkt bald zu Boden, und hernach wird das Waſſer hell und ſehr ſüß. Die Franzoſen, welche bey ihren Reiſen in das Südmeer, unter der Regierung der Königinn Anna dieſen Ort, des Waſſerholens wegen berühmt machten, verſahen ſich gewöhnlicher Weiſe in der Bonportbay auf dem feſten Lande mit Holze und Waſſer: allein, es iſt bloß für ſolche Schiffe gut, die nicht lange da liegen bleiben. Die Engländer verſorgeten ſich ihres Ortes auf der Catharineninſel ſelbſt, und zwar in der Gegend, welche der Antoniusinſel gleich gegenüber liegt, mit Waſſer. Was die Witterung betrifft, ſo iſt leicht zu erachten, daß die rings um den Hafen ſtehenden Berge und Wälder den Zug der Luft nicht wenig verhindern. Nebſt dem ſteigen von dem fetten Boden, und von der erſtaunlichen Menge ſo vielerley Gewächſe und Pflanzen, dermaßen dicke Dünſte auf, daß die Inſel nicht nur die ganze Nacht über, ſondern auch bis in den Vormittag hinein, ſo lange mit einem Nebel überzogen bleibt, bis ihn entweder die Kraft der Sonnenſtralen oder ein Seewind vertreibt. Den Engländern ſchaffete ein ſo ungeſunder Ort wenig Erleichterung für ihre Krankheiten; im Gegentheile riſſen die Fieber von neuem ein, und brachten eine gefährliche Ruhr mit ſich. Unter andern Verdrießlichkeiten, die ſie ausſtehen mußten, gedenket der Verfaſſer auch eines ungeheueren Mückenſchwarmes, der ſie den ganzen Tag über peinigte, und ihnen weit giftigere Stiche verſetzete, als eine europäiſche Mücke zu thun vermag. Machet ſich dieſes Ungeziefer mit anbrechendem Abende endlich bey Seite: ſo erſcheint dagegen eine unendliche Menge ſehr kleiner, und beynahe unſichtbarer Mücken, die aber nicht nur mit ihrem Geſumme, ſondern auch mit ihrem Stiche höchſtbeſchwerlich fallen. Denn es laufen Beulen davon auf, welche unerträglich jücken. Mit einem Worte, die Catharineninſel hat weiter nichts, was der Schiffahrt zuträglich wäre, als daß die Schiffe auf ihrer Reiſe nach dem Südmeere daſelbſt vor Anker legen und ausruhen können. Sie war lange Zeit ein Aufenthalt einiger Landläufer oder Spitzbuben, die aus ganz Braſilien ihre Zuflucht dahin nahmen, und ſich zwar für portugieſiſche Unterthanen ausgaben, gleichwohl aber ſonſt niemanden, als ihrem ſelbſt erwählten Hauptmanne, Gehorſam leiſteten. Weil ſie nun zwar Lebensmittel im Ueberfluſſe, hingegen aber kein Geld hatten: ſo konnten ſie ohne alle Beyhülfe der benachbarten Pflanzſtädte leben; und es nahm ſich ihrer bettelhaften Umſtände wegen kein Statthalter die Mühe, ſie zu Paaren zu treiben. Eben dieſe Umſtände begabten ſie mit einer großen Leutſeligkeit gegen ausländiſche Schiffe, die an der Inſel landeten. Sie verſorgeten dieſelbigen mit Lebensmitteln, nahmen ſtatt der Bezahlung alte Kleider dafür, und man war auf beyden Seiten mit dieſem Tauſche vergnügt. Allein, ſeit dem die Portugieſen beſſer einſehen lerneten,

Wie nützlich Braſilien den Portugieſen ſey.

Anſon. 1740.

neten, worzu ihnen Braſilien gut ſeyn könnte *c*), mußten es dieſe ehrliche Spitzbuben leiden, daß man eine neue Pflanzſtadt auf ihrer Inſel anlegete, und ſie den Geſetzen einer andern Regierung unterwarf. Statt ihres vorigen Hauptmannes, der in lauter zuſammengeflickten Lappen, und barfuß einher trat, ſtehen ſie voritzt zu ihrer nicht geringen Ehre unter einem vornehmen Officier. Bey der Engländer Anweſenheit nennete er ſich **Don Joſe-Sylva de Paz**, Brigadier in Dienſten Seiner königl. Majeſtät von Portugall. Er war ein ſehr eigennütziger Mann, dem die Ausländer die allergeringſte Gefälligkeit übertheuer bezahlen mußten, und daher billige Urſache hatten, nach dem guten Gemüthe und der billigen Regierung der Spitzbuben zu ſeufzen. Unterdeſſen da der Hafen auf der Catharineninſel der ſicherſte und beſte auf der ganzen Küſte iſt: ſo glaubet der Verfaſſer, es werde dieſe Inſel in weniger Zeit die vornehmſte Pflanzſtadt in ganz Braſilien, und ihr Hafen der wichtigſte in ganz Südamerica werden, wofern anders die benachbarten Pflanzſtädte in ſolche Aufnahme gerathen, als man verhoffet *d*).

Der

---

c) Der Verfaſſer verſichert, ſie hätten erſt zu Anfange dieſes Jahrhunderts entdecket, daß in ihrem Braſilien, welches bis dahin bloß der Pflanzungen wegen in Achtung ſtund, eine erſtaunliche Menge Gold und Diamanten vorhanden ſey. Das erſte braſiliſche Gold, ſaget er, iſt nur ſeit vierzig Jahren nach Europa gekommen. Anfänglich wurde es in einem unweit **Rio de Janeira** liegenden Gebirge gefunden. Nachgehends aber entdeckte man es in andern Gegenden ebenfalls. Hat das Regen- oder Flußwaſſer ſeinen Lauf eine Zeitlang durch eine Gegend genommen: ſo findet man unfehlbar Gold daſelbſt. Das Waſſer nimmt dieſes Metall aus dem Gebirge mit ſich weg, und läßt es hernach im Sande ſeines Flußbettes liegen. Man darf alſo weder Mühe noch Koſten auf Stollen und Schächte verwenden; dahingegen wer im Stande iſt, einen Fluß aus ſeinem bisherigen Bette in ein anders zu leiten, ſichere Rechnung auf einen guten Gewinn machen darf. Hieraus nun folget, es gebe im eigentlichen Verſtande gar keine Goldbergwerke in Braſilien. Eben dieſes verſicherte auch der Statthalter zu **Rio Grande** den Herrn Anſon, als eine zuverläßige Wahrheit, da ihn dieſer bey ſeinem Aufenthalte auf der Catharineninſel etlichemal beſuchte. Die Bemühung, das Gold in dem Bette der Flüſſe und Bäche zu ſuchen, und es auszuſeifen, überläßt man ſchwarzen Leibeigenen unter der einzigen Bedingung, daß ſie ihrem Herrn täglich den achten Theil einer Unze Gold liefern müſſen. Iſt einer ſo glücklich oder ſo geſchickt, mehr zu finden: ſo gehöret es ihm zu. Ja es ſind wohl einige Schwarze ſo reich geworden, daß ſie ihres Ortes ſelbſt Leibeigene hielten. Doch, ſie mögen ſo reich werden, als ſie wollen, ſo darf ihr Herr dennoch nicht mehr von ihnen fordern, als die achtel Unze für jeden Tag, welches beyläufig neun engliſche Schillinge beträgt. Was für eine Menge Gold alle Jahre aus Braſilien nach Liſſabon verführet werde, das läßt ſich aus dem, für den König gehörigen fünften Theil ermeſſen. Denn es wurde jüngſthin beſagtes Fünftel jährlich auf hundert und funfzig Arobes, jede zu zwey und dreyßig Pfund portugieſiſch Gewicht angeſchlagen. Setzet man nun eine ſolche Unze, die bey den Engländern **de Troy** heißt, auf vier Pfund Sterlings, ſo beträgt des Königes Antheil ungefähr drey hundert tauſend Pfund Sterling, folglich die ganze Summe, davon jenes nur den fünften Theil ausmachet, anderthalb Millionen Pfund Sterling. Nebſt dem giebt die Nähe des Plataflußes Gelegenheit zu einem großen Schleichhandel zwiſchen den Portugieſen und Spaniern, deſſen Hauptwerk im Umtauſchen des Goldes gegen Silber beſteht, und zu **Buenos ayres** getrieben wird. Da man nun dieſen Umtauſch kecklich auf eine halbe Million anſchlagen darf: ſo beträgt die völlige Summe des Goldes, welche jährlich aus Braſilien verführt wird, zwo Millionen Pfund Sterlings.

Die Entdeckung der braſiliſchen Diamanten machet der Verfaſſer nicht älter als zwanzig Jahr. Man findet ſie, gleich dem Golde, ſonſt nirgends als in dem Bette der Flüſſe und Regenbäche, wiewohl nur an einigen Orten, nicht aber allenthalben, wie jenes. Kein Menſch konnte ſich einbilden, daß in den ſchlechten Kieſelſteinchen, dafür man ſie bisher allezeit angeſehen hatte, ein ſolcher Schatz verborgen ſeyn ſollte. Aus Beyſorge der Preis möch-

te

Der II Abſchnitt.

Verrichtungen des engliſchen Geſchwaders im Jahre 1741.

Fahrt bis in den Julianshafen. Verhaltungsbefehle für die Hauptleute. Ströme verurſachen Irrungen. Das Geſchwader leget im Julianshafen bey. Beſchreibung der Küſte bis an die magellaniſche Meerenge. Erſtaunliche Vermehrung des Rindviehes. Wie man es fängt. Wilde Pferde. Vigognes und andere Thiere. Wahrnehmungen bis an die Straße. Schrecklicher Anblick des Staatenlandes. Sie laufen durch die Straße. Unerhörte Stürme. Fernere Gefahr. Wie weit die Schätzung der Engländer fehlete. Gefahr des Hauptes des Geſchwaders. In welchem Zuſtande er nach Juan Fernandez kömmt. Genaue Beſchreibung dieſer Inſel. Cumberlandsbay und ihre Beſchaffenheit. Früchte der Inſel. Natürliche Schönheit der Inſel. Thiere daſelbſt. Hunde auf der Inſel, wovon ſie leben. Beſchreibung der Seelöwen. Vögel auf der Inſel Pardelas. Menge von Fiſchen. Engländer ſind wegen ihrer übrigen Schiffe beſorget. Ankunft des Gloceſters. Sein ſchlechter Zuſtand. Schiffsanſtalten. Ankunft der Pinke Anna und ihre Begebenheiten. Inſel und Bay Inchin. Falſche Nachrichten der Spanier. Indianiſche Familie. Seltene Gaben eines Indianers. Schickſal dreyer Schiffe des engliſchen Geſchwaders. Beſchreibung der Inſel Maſa Fuero. Zuſtand des Geſchwaders. Ein ſpaniſches Schiff wird erobert. Gefahr, die ihnen bevorſtund. Sie machen ſich zum Kreuzen fertig. Eroberung des Aranzanu.

Fahrt bis in den Julianshafen.

Weil die Jahreszeit zu dem Vorhaben der Engländer, Hornsvorgebirge vorbey zu ſegeln, täglich unbequemer wurde: ſo wünſcheten ſie ſehnlich, bald wieder unter Segel zu gehen. Allein, weil ihre Schiffe allerley Ausbeſſerungen bedurften: ſo mußten ſie ſich bis den 18ten Jenner da aufhalten. Denn waren ſie einmal von der Catharineninſel weg, ſo waren ſie in dem letzten freundſchaftlichen Hafen geweſen, den ſie beſuchen wollten, und künftig kamen ſie auf ihrer ganzen Reiſe an keine andere, als entweder feindſelige oder wüſte Küſten, wo nicht die geringſte Hülfe zu hoffen war. Nebſt dem waren ſie im Begriffe, gegen Süden zu ſegeln, in Gegenden voll tobender Winde, wo die Furcht vor Stürmen, ja die Gefahr zerſtreuet zu werden, für ſich allein ſchon, große Vorſichtigkeit erforderte.

Verhaltungsbefehle für die Hauptleute.

Nachdem Herr Anſon den gemeinſchaftlichen Sammelplatz beſtimmt hatte, und erwog, es könne ſein eigenes Schiff eben ſowohl zu Grunde gehen, oder außer Stand geſetzet werden, Hornsvorgebirge vorbey zu ſegeln, als ein anderes: ſo ſetzte er vor allen Dingen feſt, man ſollte weder wegen des einen noch des andern nur beſagten Unglücksfalles, die Unternehmung aufgeben. Die Verhaltungsbefehle für die Hauptleute beſtimmten auf den Fall, da die Schiffe zerſtreuet worden wären, zum erſten Sammelplatze die Bay oder den Hafen

---

te wegen ihrer Menge allzuſehr fallen, errichtete der König in Portugall eine Handelsgeſellſchaft, welche ganz allein das Recht hat, ſo weit als Braſilien reichet, Diamanten aufzuſuchen. Um aber der Gierigkeit dieſer Geſellſchaft einen Zaum anzulegen, darf ſie bey hoher Strafe nicht mehr als 800 Perſonen zu dieſer Arbeit gebrauchen. Endlich ſo hat man auch, nach des Verfaſſers Berichte, eine große Stadt, und einen weitläuftigen Strich Landes in der Gegend, wo man die Diamanten findet, öde gemacht, und die Einwohner gezwungen, ſich anderswo im Lande niederzulaſſen, bloß aus Beyſorge, ſie möchten ſich gelüſten laſſen, Diamante zu ſuchen, und einen Schleichhandel damit treiben. Anſons Reiſe I Theil a. d. 141 und vorherg. S.

d) Ebend. a. d. 142 S.

Anſon. 1741.

des heiligen Julians, davon ihnen das Tagebuch des Ritter **Narboroughs**, eine Beſchreibung gab. Hier ſollten ſie für ſich und für das ganze Geſchwader ſo viel Salz, als möglich, einnehmen: Käme nun ihr Oberhaupt innerhalb zehn Tage nicht zu ihnen: ſo ſollten ſie ihren Weg durch die mairiſche Straße fortſetzen, das Hornvorgebirge vorbey ſegeln und in die Südſee laufen, darinnen die Inſel **Noſtra Signora del Socoro** *e)* zum erſten Sammelplatze feſtgeſetzt wurde. In dieſem Gewäſſer ſollten ſie ſo lange, als es ihr Holz und Waſſervorrath erlauben würde, kreuzen, und dabey die Inſel bis auf zwölf Meilen gegen Oſtnordweſt laſſen *f)*. Gienge der Vorrath auf die Neige, ſo ſollten ſie an der Inſel vor Anker legen: fänden ſie aber entweder keinen guten Ankergrund daſelbſt, oder das ungeſtüme Wetter erlaubte, keine Schläge zu machen: ſo ſollten ſie ſich in möglichſter Geſchwindigkeit nach der Inſel **Juan Fernandez**, auf drey und dreyßig Grad ſieben und dreyßig Minuten beſagter Breite, verfügen. Hätten ſie ſich in dieſer Inſel mit Holze und Waſſer verſorget, und auf daſiger Höhe ſechs und funfzig Tage gekreuzet, ohne von ihrem Oberhaupte etwas zu erfahren: ſo ſollten ſie dieſes für ein Merkmaal, daß ihm ein Unglück begegnet ſeyn müſſe, halten, den vornehmſten unter den anweſenden Schiffsofficiren zu ihrem Oberhaupte machen, und für ihre Schuldigkeit achten, den Spaniern zu Waſſer und zu Lande nach Vermögen allen möglichen Abbruch zu thun. Zu dieſem Ende ſollten ſie aus dieſen Meeren nicht eher weichen, als bis ſie ihre eigenen, und die vom Feinde etwan eroberten Lebensmittel verzehret hätten, wohl zu verſtehen, daß gleichwohl noch ſo viel Vorrath übrig ſeyn müßte, damit ſie den Tiegerfluß bey Canton an der chineſiſchen Küſte erreichen könnten, von dannen ſie mit möglichſter Eilfertigkeit nach England zurück kehren ſollten. Eben dieſe Verhaltungsbefehle und dieſen Sammelplatz bekam auch die Pinke Anna, die man noch zur Zeit unmöglich lichten konnte.

Ströme verurſachen Irrungen.

Den Tag nach der Abreiſe, und bis zum 23ſten wechſelte gutes und böſes Wetter mit einander ab, und endlich folgete ein heftiger Sturm. Unterdeſſen fanden ſich doch die ſämmtlichen Schiffe mit Ausnahme der einzigen Perle, die erſt nach Verlaufe eines Monates zum Vorſcheine kam, glücklich wieder zuſammen. Man ſteuerte mit eben den Strömen, die man vor der Ankunft an der Catharineninſel wahrgenommen hatte, beſtändig gegen Süden, das iſt, man rückte alle Tage um zwanzig engliſche Meilen weiter, als die Schätzung

---

e) Auf fünf und vierzig Grad Süderbreite, und ein und ſiebenzig Grad zwölf Minuten weſtlicher Länge vom Cap Lezard.

f) Wir bringen ſorgfältig alles bey, was den Seefahrenden zum Beyſpiele und zur Vorſchrift dienen kann.

g) Ebend. a. d. 160 S.

h) Eben dieſe Urſache, um welcher willen beſagtes Erforſchen weit ſorgfältiger, und in größern Tiefen als bisher noch niemals geſchehen war, angeſtellet wurde, verbindet uns, die Wahrnehmungen der Engländer hier beyzubringen. Auf ſechs und dreyßig Grad, zwey und funfzig Minuten Süderbreite fanden ſie ſechzig Faden Waſſer; der Grund war zarter ſchwarzer und grauer Sand. Von hier bis auf neun und dreyßig Grad fünf und funfzig Minuten hatten ſie von funfzig bis auf achtzig Faden Tiefe, und eben dergleichen Grund als zuvor. Zwiſchen nur beſagter Breite, und drey und vierzig Grad ſechzehn Minuten war der Grund feiner grauer Sand, die Tiefe aber wie zuvor, ausgenommen, daß ſie ein paarmal nur vierzig Faden betrug, und zuletzt einen halben Grad weit, beſtändig auf vierzig Faden, mit grobem Sande und zerbrochenen Muſcheln zum Grunde, verblieb. Sodann hatten ſie das Land im Geſichte, und waren nur ſieben Meilen davon. Als ſie hierauf von der Küſte weg hielten, fanden ſie allerley Grund. Erſtlich ſchwarzen Sand, hernach Schlamm, ſodann ſteinigten höckerichten Grund: Endlich, da ſie bis auf zung angab. Eben dieſe Irrung zeigete ſich ohne merkliches Abwechſeln, bis über den Plataſluß hinaus. Ja auch da war der Strom noch zu ſpüren. Die engliſchen Steuerleute konnten ſich unmöglich vorſtellen, daß dieſer Unterſchied von einem in ihrer Schätzung begangenen Fehler herrühren ſollte. Sie fanden ihn öfter als einmal aus der Erfahrung, wenn die Windſtille zuließ, ſich darauf zu verlaſſen *g*).

Sobald ſie ſüdlicher waren, als der Plataſluß, fanden ſie an der Patagonküſte Grund. Es bemerket der Verfaſſer bey dieſer Gelegenheit, das Erforſchen der Waſſertiefe, wenn es zuverläßig ſey, helfe viel darzu, die Gegend zu erkennen *h*). Eine Zeitlang hatte man das weiße Vorgebirge *i*), als das merkwürdigſte Land an dieſer ganzen Küſte im Geſichte. Als man hernach ſüdlich und ungefähr dreyßig Meilen gegen Oſten hielt, nahm die Tiefe bis auf funfzig Faden zu, der Grund aber blieb immer einerley. Hierauf näherte man ſich der Küſte etwas mehr, indem man auf Südweſt, und noch ein wenig weiter gegen Weſten hielt; der Grund blieb dabey beſtändig Sand, bis man nur noch dreyßig Faden Tiefe hatte. Hier ſah man das Land acht Meilen weit, und unter acht und vierzig Grad ein und dreyßig Minuten Breite vor ſich.

Eben an dieſem Tage, den 17ten des Hornungs Abends, warf man im Geſichte einer kleinen Inſel Anker; alſo, daß man ſelbige gegen Nordweſt, und den weſtlichen **Mondrain**, oder runden Berg, gegen Weſtſüdweſt behielt. Die Fluth lief an dieſem Orte um etwas weniges weſtlicher, als Süden. Den folgenden Tag, eine Stunde nach gelichtetem Anker, ſtellete ſich die Perle ein, und hatte von Glücke zu ſagen, daß ſie fünf großen ſpaniſchen Kriegesſchiffen, die ſie verfolgeten, noch entwiſchet war. Wäre das Ausbeſſern dem engliſchen Geſchwader nicht unumgänglich nöthig gefallen: ſo hätte ihm dieſe Nachricht den Vorſatz, in Julianshafen vor Anker zu legen, gewiß benommen. Den 19ten zu Abende ankerte man in beſagter Bay *k*). Weil ſie denen Schiffen, welche ins Südmeer wollen, ſehr gelegen zum Sammelplatze iſt: ſo hält es der Verfaſſer für nöthig, die Küſte bis an die magellaniſche Meerenge kenntbar zu machen, und eine Beſchreibung von ihr mitzutheilen, welche, wie er ſaget, richtiger iſt, als man ſie in andern Reiſenachrichten antrifft *l*).

Das Geſchwader leget im Julianshafen bey.

Das

---

auf acht und vierzig Faden Tiefe gekommen waren, bekamen ſie bis auf die Breite von ſechs und vierzig Graden zehn Minuten ſchlammigten Grund. Hierauf ſuchten ſie wieder die Tiefe von ſechs und dreyßig Faden, und liefen an der Küſte hin, bis ſie nur noch zwölf Faden Tiefe fanden, der Grund war beſtändig kleine Steine und Kieſel. Auf der 161 u. f. S.

i) Auf ſechs und vierzig Grad zwey und funfzig Minuten Breite, und ſechs und ſechzig Grad drey und vierzig Minuten weſtliche Länge von London. Der Verfaſſer theilet zween Abriſſe von dieſem Vorgebirge mit, und gewähret ſie für richtig. Nimmt man ſie zu Hülfe, ſaget er, ſo kann es nicht fehlen, man muß es erkennen. Doch, dergleichen Abriſſe mögen ſo nützlich ſeyn, als ſie immer wollen, ſo fällt es doch unmöglich, ſie dieſer Sammlung alle einzuverleiben.

k) Auf neunzehn Faden ſchlammigten Grund mit Sande vermiſcht, wobey ſie den hohen **Mondrain** oder runden Berg, den **Narborough**, **Woods-Mount** benennet hat, gegen Weſtſüdweſt hatten.

l) Der Verfaſſer giebt hier zween Riſſe, wie die Küſte von einem gewiſſen Orte anzuſehen iſt. Der erſte ſtellet das Land der Patagonen, nordlich über dem Julianshafen, wo der **Woods Mount** iſt, vor. Die Einfahrt in die Juliansbay drehet ſich um die Landſpitze herum. Der zweyte Riß ſtellet die Bay ſelbſt vor. Noch giebt er einen beſondern Riß von dem Hafen, imgleichen zwo ande-

re

Anſon. 1741.

Beſchreibung der Küſte, bis an die magellaniſche Meerenge.

Das Land der **Patagonen** heißt derjenige Theil des mittägigen America, welcher ſüdlich unter den ſpaniſchen Pflanzorten liegt, und von ſolchen bis an die Meerenge reichet. Das öſtliche Stück nur beſagten Landes hat eine beſondere Eigenſchaft an ſich, die, ſo viel man weis, in gar keiner andern Gegend der Erdkugel angetroffen wird; nämlich, ob gleich das nordlich um den Platafluß liegende Land überall mit Waldungen und hohen Bäumen bewachſen iſt, ſo hat doch die ganze ſüdlich an beſagtem Fluſſe gelegene Gegend nicht den geringſten Baum aufzuweiſen, wofern man die wenigen Pfirſichbäume ausnimmt, welche von den Spaniern bey **Buenos aires** gepflanzet worden. Man findet weder auf der ganzen Küſte, deren Länge vierhundert Meilen beträgt, noch innewendig im Lande, ſoweit als man ſelbiges bisher entdecket hat, ſonſt etwas als hin und her zerſtreuetes niedriges Gebüſche. Doch da es dieſem Lande an Holze fehlet: ſo hat es hingegen Weide genug. Der Boden iſt trocken, leicht und kieſicht; es wechſeln dürre Heiden und dichtbewachſene Plätze, darauf langes und ſtarkes Gras wächſt, und eine ungeheuere Menge Vieh weidet, mit einander ab.

Erſtaunliche Vermehrung des Rindviehes.

Die Spanier brachten Kühe und Stiere aus Europa dahin; und dieſe Thiere haben ſich dergeſtalt vermehret, daß ſich kein Menſch ihres Eigenthumes anmaßen mag. Wer Luſt darzu hat, der kann ſie fällen; ja, die Jäger tödten ſie zu tauſenden, bloß um der Häute und des Talches willen. Es wird dieſe Jagd auf eine ganz beſondere Weiſe angeſtellet. Die Landeseinwohner, ſowohl Spanier als Indianer, ſind vortreffliche Reuter, und gebrauchen gegen die wilden Ochſen und Kühe kein anderes Gewehr, als eine Gattung von Lanzen, mit einem ſchneidenden Eiſen, das aber in die Queere am Holze ſteht. Wollen ſie nun jagen; ſo ſteigen ſie zu Pferde, umringen das Thier, und wer ihm von hinten beykommen kann, der ſchneidet ihm in der Geſchwindigkeit die Kniekähle entzwey. Gemeiniglich ſtürzet es gleich von dem erſten Schnitte zu Boden. Die Jäger laſſen es liegen, und ſuchen ein anderes auf. Zuweilen reuten noch einige andere Perſonen hinter den Jägern her, und ziehen dem erlegten Thiere die Haut ab, gemeiniglich aber laſſen ſie es bis auf den andern Tag liegen; weil ſie in der Meynung ſtehen, von den heftigen Schmerzen, die es ausſtehen muß, berſteten die Fließwaſſergefäße, und ſodann gehe die Haut deſto leichter ab. Nach des Verfaſſers Verſichern haben die Geiſtlichen wider dieſes grauſame Verfahren ſtark geeifert: ja er ſaget, wofern ihn ſein Gedächtniß nicht betrüge, ſo ſey ihr Eifer dermaßen heftig gewachſen, daß ſie die Halsſtarrigen mit dem Kirchenbanne bedroheten. Dem ungeachtet konnten ſie dieſen Gebrauch nicht ausrotten *m*).

Wie man es fängt,

Ob man nun gleich eine große Menge von dieſen Thieren bloß um der Haut und des Talchs willen zu Grunde richtet: ſo fängt man doch auch viele lebendig, und gebraucht ſie entweder zum Ackerbaue oder ſonſt. Bey dieſer Jagd geht es ganz anders her, als bey der vorigen, und erfordert ſie große Geſchicklichkeit. Man bedienet ſich einer Schlinge, die aus einem ſtarken viele Klafter langen Riemen beſteht, und am Ende eine Schleife hat. Der Jäger ſitzt zu Pferde, machet den Riemen an einem Ende am Sattel feſt, und führet die Schleife in der rechten Hand. So bald er dem Thiere nahe genug iſt, wirft er ihm die Schlinge nach den Hörnern, verfehlet ſie auch ſelten. Zwar will das Thier ausreißen: allein, der Jäger rennet mit ſolcher Geſchwindigkeit hinter ihm drein, daß der Riemen

---

re Ausſichten. In der erſten ſieht der Zuſchauer den Fluß aufwärts; in der andern wird angenommen, als ob er gegen die Mündung ſähe. Die Barre, die Untiefen, und die engen Gaten, durch welche die Schaluppen bey ſeichtem Waſſer laufen können, ſind ſehr genau vorgeſtellet.

Anſon. 1741.

men nie zu ſtark angezogen wird. Während dieſes Rennens, ſuchet ein anderer Jäger dem Thiere eine Schlinge um die Hinterfüße zu werfen; und ſobald dieſes geſchehen iſt, laufen beyde Pferde, welche ſchon darauf abgerichtet ſind, eines gegen dieſe, das andere gegen jene Seite. Indem nun dergeſtalt die Riemen nach zweyerley einander gänzlich entgegen geſetzten Richtungen angezogen werden: ſo muß das Thier fallen. Die Jäger halten hierauf ſtille, alſo daß die Riemen beſtändig ausgeſpannt bleiben. Sodann iſt der allerwildeſte Stier nicht im Stande, ſich zu rühren. Man ſitzt hierauf ab, und feſſelt ihn ſo ſtark und ſorgfältig, daß er mitgehen muß, wohin man will. Auf eben dieſe Weiſe geht es auch an, die Pferde zu fangen, ja ſogar die Tieger. Der Verfaſſer, welcher von Natur nicht leichtgläubig iſt, hätte daran gezweifelt, wenn ihn nicht der einhällige Bericht aller derer, welche eine Zeitlang zu **Buenos ayres** geweſen wären, überzeugt hätte *n*). Zuweilen nimmt man von den erlegten Kühen nicht nur die Haut und das Talch, ſondern auch die Zunge. Das übrige übergiebt man der Verweſung, oder vielmehr den reißenden Thieren, abſonderlich den wilden Hunden, davon es in dieſen Gegenden wimmelt. Man glaubet, ſie wären von ſpaniſcher Art, und kämen von verlaufenen Haushunden her, die in einem Lande, wo die Aeſer überall herum liegen, ihre Herren nicht erſt lange ſuchen wollten *o*). Gleichwohl verhindern dieſe Hunde, die man wohl zu tauſenden antrifft, die Vermehrung des Viehes nicht; weil es ſich in großen Heerden, die ſie nicht angreifen dürfen, beyſammen hält. Sie begnügen ſich alſo mit dem, was die Jäger liegen laſſen, oder was ſich von der Heerde verlaufen hat.

Hunde auf dem Patagonlande.

Wilde Pferde.

Die wilden Pferde, davon das Land eben ſo voll läuft, als von Ochſen und Kühen, ſtammen nicht weniger aus Spanien her. Ungeachtet ſie überhaupt vortrefflich ſind, ſo ſetzet doch ihre Menge und die geringe Mühe, ſie zu fangen, ihren Preis ungemein herab. Denn obgleich in dieſem Lande das Geld einen ſehr geringen, alle Waaren aber einen ſehr hohen Preis haben: ſo koſtet doch das beſte nicht mehr, als einen Thaler. Wie weit ſich etwan das Rindvieh und die Pferde gegen Süden ausgebreitet haben, das weis zwar niemand zu ſagen: doch hält man aus einigen Anzeigungen für glaublich, daß ſie zuweilen bis in die Gegend der magellaniſchen Straße herum ſchweifen, und mit der Zeit dieſen ganzen ungeheuer großen Strich Landes anfüllen werden. Sollte dieſes dereinſt wirklich geſchehen: ſo würde es denen Schiffen, welche an dieſer Küſte vor Anker legen, um deſto vortheilhaftiger ſeyn, weil nicht nur dieſes Rindvieh, ſondern auch ſogar die Pferde vortrefflich gut zu eſſen ſind. Nur ſcheint es zum Unglücke, als ob die patagoniſche Oſtküſte Mangel an der vornehmſten Labung, darnach man auf weiten Reiſen Verlangen trägt, nämlich an ſüßem Waſſer leide. Denn der Boden ſcheint voller Salz und Salpeter zu ſeyn, und es iſt ſowohl das fließende als das ſtehende Waſſer meiſtentheils geſalzen. Unterdeſſen dürfte man bey genauerem Nachſuchen vielleicht dennoch gutes Waſſer finden.

Vigognes und andere Thiere.

Es giebt eine große Menge dergleichen Schafe, die man **Vigognes** nennet, im Lande *p*): ſie ſind aber ungemein ſcheu und ſchnell im Laufen, folglich ſehr ſchwer zu fangen. Die Küſte wimmelt von Seekälbern und allerley Seevögeln, darunter die **Pinguinen** den Vorzug haben; hingegen ſind die Einwohner an dieſer Oſtküſte deſto ſeltener. So lange

als

---

m) A. d. 176 S.

n) A. d. 178 S.

o) Dieſe Muthmaßung iſt um ſo viel wahrſcheinlicher, weil es vor Ankunft der Spanier keine Hunde in America gab.

p) Andere nennen ſie **Llanacos**, und ſchreiben

ihnen

Anſon. 1741.

als die Engländer im Julianshafen verweileten, bekamen ſie keinen einzigen Menſchen zu Geſichte. Hingegen bey Buenos ayres giebt es deſto mehr, und ſie ſind öfters ziemlich verdrießliche Nachbarn für die Spanier. Allein, es genießt auch dieſelbige Gegend eine weit gelindere Witterung, luſtigere Ausſicht, und eine mehrere Weite. Denn das feſte Land hat daſelbſt eine Breite von drey bis vierhundert Meilen; dahingegen ſeine Breite auf der Höhe des Julianshafens kaum hundert beträgt. Vielleicht kömmt ſonſt niemand an die Oſtküſte, als die Einwohner der weſtlichen, oder auch der Gegenden um die Straße.

Warnehmungen bis an die Straße.

Freytags den 27ſten des Hornungs lief das Geſchwader aus dem Julianshafen. Das Senkbley gab überhaupt zwiſchen vierzig und funfzig Faden ſchwarzen und grauen Sandgrund, zuweilen mit Kieſeln vermiſcht. Noch eben dieſen Tag erblickte man das Jungfernvorgebirge in einer Entfernung von ſechs bis ſieben Meilen. Dieſes Vorgebirge machet den nordlichen Theil von der Mündung der magellaniſchen Straße q). Ungeachtet es niedrig und glatt iſt, ſo läuft es doch in eine Spitze zu. Auf dieſer Höhe hatte man zwiſchen fünf und dreyßig und acht und vierzig Faden Grund. Die Engländer lerneten hier zum erſtenmale, was die folgende Erfahrung unaufhörlich beſtätigte, nämlich daß in dieſen weit gegen Süden gelegenen Gegenden das ſchöne Wetter nie lange währte, und wenn es am ſchönſten wäre, einen Sturm verkündigte. Für dieſesmal folgete auf einen windſtillen Abend eine ſehr ſtürmiſche Nacht. Indem ſie gegen Süden ſteuerten, entdeckten ſie des folgenden Tages das Feuerland zum erſtenmale. Es erſtecket ſich von Süden gegen Weſten, auf Südoſt gen Oſten. Man ſieht ſonſt nichts an ihm, als erſtaunlich hohe Berge mit Schnee bedecket. Den ganzen Tag über folgete man der Küſte, und das Senkbley zeigte zwiſchen vierzig und funfzig Faden Tiefe, Stein und Kiesgrund. Den folgendem ſiebenten Tag des Märzmonates gieng man früh um vier Uhr unter Segel. Um acht Uhr ſah man Land, und bald darauf die Straße des le Maire. In ſelbigem Augenblicke war das Vorgebirge S Diego dem Geſchwader gegen Oſtſüdoſt; das Vorgebirge S. Vincent gegen Südoſt gen Oſt; der Mondrain in der Mitte der drey Brüder, gegen Süden gen Oſten; Monte Gorda gegen Süden, und das Vorgebirge St. Bartholomäus, welches die mittägige Spitze vom Staatenlande iſt, gegen Oſtſüdoſt. Alle dieſe Ausſichten hat der Hr. Verfaſſer in ſeinen Karten vorgeſtellet. Er bemerket, es habe Herr Frezier von dem an die Straße ſtoßenden Stücke des Feuerlandes, einen ſehr genauen Abriß gegeben, hingegen von dem Staatenlande, welches die andere Seite der Straße ausmachet, keine, und dieſes habe die Steuerleute, als es darauf ankam, die Mündung der le mairiſchen Straße zu finden, in große Verlegenheit geſetzt, bis ihnen endlich dieſe Mündung auf einmal vor dem Geſichte war. Hätten ſie ſich nicht ſeit langer Zeit an die Küſte gehalten: ſo wären ſie vor der Straße vorbey gelaufen, und ohne ihr Wiſſen an die Oſtſeite des Staatenlandes gekommen.

Schrecklicher Anblick des Staatenlandes.

So ſchrecklich als der Anblick des Feuerlandes iſt: ſo hat doch der Anblick des Staatenlandes noch etwas gräßlicheres an ſich. Man ſieht nichts als eine Reihe unzugänglicher Felſen, auf allen Seiten mit ſpitzigen Klippen von erſtaunlicher Höhe, beſetzet, mit ewigem Schnee bedecket, und mit Abgründen umgeben. Einige von beſagten Klippen ſcheinen auf eine recht fürchterliche Weiſe gleichſam in der Luft zu ſchweben. Man ſollte die

Felſen

---

ihnen nur einige Aehnlichkeit mit den Vigognes zu.

q) Auf zwey und funfzig Grad ein und zwanzig Minuten Süderbreite, und ein und ſiebenzig

Grad

Anſon. 1741.

Felſen, die ihnen zur Grundlage dienen, für ein Ganzes anſehen, das aber von der Gewalt eines heftigen Erdbebens an vielen Orten von einander geborſten iſt und Klüfte bekommen hat. Ihre Wände ſind beynahe ſchnur gerade. Sie ſcheinen in das Weſen der Felſen und bis an ihre Wurzel einzudringen. Mit einem Worte, dieſe Küſte giebt den wildeſten und gräßlichſten Anblick, den man ſich vorſtellen kann.

Laufen durch die Straße.

Noch denſelbigen Tag, an welchem das Geſchwader die Mündung der Straße gefunden hatte, machte es ſich das ſchöne Wetter nebſt dem kühlen Winde zu Nutze, und lief hinein. Ungeachtet nun die Länge derſelbigen ungefähr acht Meilen beträgt, ſo kam es doch mit Hülfe einer ſtarken Fluth glücklich durch: hier endiget ſich die atlantiſche See, und es nimmt dagegen die Südſee ihren Anfang. Indem nun die Engländer gedachten, voritzt wäre zwiſchen ihnen und denen reichen Ländern, nach denen ſie trachteten, weiter nichts als eine offene See: ſo baueten ſie ſchon allerley Schlöſſer in die Luft, und überlegeten, wie weit ſie ihr Glück mit den Schätzen aus Chili und Peru treiben wollten. Ungeachtet der Winter mit Macht hereinbrach: ſo war doch der Himmel ungemein hell, und der gegenwärtige Tag dünkete ſie der allerſchönſte zu ſeyn, den ſie ſeit ihrer Abreiſe gehabt hätten. Alſo nun war ihr Zuſtand beſchaffen, ehe der 7te des Märzmonates zu Ende lief. Allein, kaum waren ſie aus der Straße heraus, ſo wären ſie beynahe nebſt allen ihren Anſchlägen in den Abgrund verſunken.

Unerhörte Stürme.

Ehe noch die letzten Schiffe vom Geſchwader zur Mündung heraus waren, überfiel ſie ein dermaßen entſetzlicher Sturm, daß ſie zweifelten, ob das Vorhaben das Vorgebirge Horn vorbey zu ſegeln, ihr Vermögen nicht überſtiege? Bisher hatten ſie vermeynet, ihre Vorgänger hätten die Schwierigkeiten dieſer Fahrt entweder nur erdichtet, oder doch mit einer ziemlichen Vergrößerung ſo gefährlich abgeſchildert: die Gefahr aber, damit ſie die folgenden drey Tage kämpfen mußten, bedünkete ſie alles zu überſteigen, was ein Menſch jemals ausgeſtanden haben möchte. Wir wollen zu einiger Abwechslung ein Stück von dieſer unerhörten Beſchreibung mittheilen. „Seit dem Sturme, der uns an der Mündung
„überfiel, ſaget der Verfaſſer, folgete einer auf den andern, und unſere erfahrenſten See-
„leute geſtunden, alles, was ſie bisher Stürme geheißen, ſey dagegen wie nichts zu achten.
„Die Wellen giengen ſo hoch und ſo kurz auf einander, daß man ihres gleichen in keinem
„einzigen bekannten Meere ſieht. Wir waren nicht ohne Urſache in unaufhörlicher Angſt.
„Hätte ſich eine einzige Welle an unſerm Schiffe gebrochen: ſo hätte ſie uns in den Ab-
„grund gedrücket. Nebſt dem verurſachten ſie ein dermaßen gewaltſames Schwanken des
„Schiffes, daß man in unaufhörlicher Gefahr ſchwebete, ſich den Kopf am Verdecke
„oder an der Wand einzuſtoßen. Einige von unſern Leuten büßeten durch dergleichen Zu-
„fälle ihr Leben ein, andere wurden beſchädiget. Einer von unſern beſten Matroſen wurde
„aus dem Schiffe geſchleudert, und erſoff; ein anderer verrenkete ſich den Hals; noch ein
„anderer wurde durch die Lücke zwiſchen die Verdecke geworfen, und zerbrach das Bein.
„Ein Oberbootsmann brach den Achſelknochen an zween Orten entzwey. Was dieſe Stür-
„me am aller gefährlichſten machte, das war ihre Ungleichheit, und die zwiſchen ihnen
„anſcheinende Aufklärung. Dabey waren ſie mit kaltem Regen und Schnee vergeſellſchaf-
„tet; unſer Tauwerk war mit Eis überzogen, und unſere Segel froren ſteif. Dadurch wur-

---

Grad vier und vierzig Minuten weſtlich von London. Man theilet einen genauen Abriß davon mit, auf welchem das Vorgebirge ſelbſt vorgeſtellet iſt.

Anſon. 1741.

„de eines wie das andere ſo mürbe, daß es nicht die geringſte Gewalt auszuſtehen vermochte. Unſere Leute vermochten ſich kaum zu rühren. Einige erfroren Hände und Füße, u. ſ. w.

Fernere Gefahr.

Nunmehr hatte man mit dieſen entſetzlichen Stürmen ſchon ſieben Wochen unter Furcht und Hoffnung gekämpfet. Faſt alle Schiffe hatten bereits Nothzeichen gegeben. Dieſes hatte ſeine Rhaen, ein anderes ein Paar Maſten eingebüßet. Unterdeſſen hoffete man doch mit Ausgange des Märzmonates, es werde das Elend nunmehr bald ein Ende nehmen, weil man vermöge der Schätzung zehen Grade weſtlich vom Feuerlande zu ſeyn glaubete, dieſe Entfernung aber doppelt ſo groß iſt, als ſie nach dem Ermeſſen der Seefahrer ſeyn muß, wenn ſie der Gewalt der weſtlichen Ströme die Wage halten ſolle. Dennoch vermeynete man ſchon weit genug in der Südſee zu ſeyn; und man bemühete ſich ſchon ſeit langer Zeit, gegen Norden zu ſteuern. Den 13ten des Aprilmonates war man nur noch einen Grad der Breite ſüdlicher, als die weſtliche Mündung der magellaniſchen Straße. Die Hoffnung wuchs: allein, beynahe hätte man ſie theuer genug bezahlet. Denn in der folgenden Nacht fehlete es wenig, ſo wäre das ganze Geſchwader auf den Strand beſagter Küſte gelaufen. Zum Glücke heiterte ſich nicht nur das Wetter, welches bis dahin ungemein trübe geweſen war, auf einmal auf, und man erblickte das Land in einer Nähe von zwo engliſchen Meilen vor ſich, ſondern es begonn auch der Mond zu ſcheinen, und der Wind

Anmerkungen die Schiffahrt betreffend.

r) Auf der 222 S. Indem der Verfaſſer ein ganzes Capitel dazu anwendet, daß er den Seefahrern, welche um das horniſche Vorgebirge ſchiffen wollen, Unterricht ertheilet: ſo berechtiget uns zwar die Trockenheit der Materie im geringſten nicht, eine Abhandlung von ſolcher Wichtigkeit mit Stillſchweigen zu übergehen, wohl aber erlaubet ſie, den Vortrag abzukürzen, und in eine Anmerkung zu verweiſen. Gleich anfänglich ſchiebt der Verfaſſer alles Unglück, das ſein Geſchwader betraf, auf das lange Verzögern; indem es die einzige Urſache war, daß ſie nachgehends zur allerſchlimmeſten Zeit im ganzen Jahre, in die Südſee kamen. Hierauf behauptet er durch verſchiedene Gründe, es ſollten alle Schiffe, die ihre Fahrt nach der Südſee geheim halten wollen, die braſiliſche Küſte ſorgfältig vermeiden. Wofern ſie aber wegen Mangels an Bedürfniſſen ſchlechterdings daſelbſt anzulegen genöthiget würden: ſo ſollten ſie doch die Catharineninſel ſonſt nicht als nur im äußerſten Nothfalle beſuchen; 1. weil es keine ſolche Thiere, die man lebendig an Bord nehmen kann, als zum Exempel, Schweine, Schafe und Geflügel, daſelbſt giebt, und das Volk viel ausſtehen muß, wenn es lauter eingeſalzen Fleiſch zu eſſen bekömmt. 2. Weil dieſe Inſel allzunahe am Plataſluſſe liegt, folglich die Spanier allzuleicht erfahren können, was für Schiffe dahin kommen. Er ſeines Ortes hält Rio-Janeiro für bequemer. Es giebt dort Schweine und Geflügel; es iſt auch wegen der ziemlich weiten Entfernung vom Plataſluſſe das beyderſeitige Verkehr nicht ſo ſtark.

Den Weg um das Vorgebirge Horn betreffend, giebt er eine Lehre von äußerſter Wichtigkeit, welche, wie er ſaget, ſowohl auf ſeine eigene Erfahrung als auf die Vergleichung vieler Tagebücher mit einander gegründet iſt. Wer nämlich in die Südſee verlanget, der muß nicht durch die le mairiſche Straße laufen, ſondern vielmehr die Oſtſeite des Staatenlandes gewinnen, und erſtlich bis auf die Höhe von ein und ſechzig bis zwey und ſechzig Grad ſüdlich, ſodann aber gegen Weſten ſteuern, auch in dieſer Breite ſo lange, bis er genugſam verſichert iſt, nun ſey er weit genug nach Weſten fortgerücket, bleiben; hernach erſt muß er ſich gegen Norden wenden. Zu Bewegungsurſachen bringt der Verfaſſer folgendes bey: es ſey das Durchſchiffen der le mairiſchen Straße mit großer Gefahr verknüpfet, und der Klugheit gar nicht gemäß, ſich derſelbigen zu unterwerfen, indem man auf dieſem Wege nicht weiter gegen Weſten komme, als auf einer andern weit ſicherern Fahrt auf offener See. 2. Bis auf die Breite von ein und ſechzig bis zwey und ſechzig Graden räth er deswegen ſüdlich zu halten, weil aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge auf beſagter Höhe weder die Ströme ſo reißend, noch die Winde ſo ſtürmiſch und unbeſtändig ſeyn können. Auch lehret dieſes die im Texte

Wie weit die Schätzung der Engländer fehlete.

Wind erlaubete, gegen Süden zu wenden. Man ſchloß aus der Breite dieſes Landes, es ſey ein Stück von dem Feuerlande, nicht weit von der ſüdlichen Mündung der magellaniſchen Straße, welche Hr. Frezier in ſeiner Karte bemerket hat, und man hielt es für die daſelbſt befindliche Landſpitze, das ſchwarze Vorgebirge genannt. Die Engländer konnten nicht begreifen, wie es zugienge, daß die Ströme ſie dermaßen weit gegen Oſten geführet hatten. Denn vermöge aller ihrer Schätzungen, ſollten ſie ſchon über zehn Grade weſtlich von dieſem Lande entfernet ſeyn. Aber nun hatten ſie ſtatt der neunzehen Grad Länge, die ſie nach ihrer Meynung zurück geleget hatten, nicht die Hälfte zurück geleget. An ſtatt alſo nunmehr unter einen gemäßigtern Himmelsſtrich und in eine ruhigere See zu kommen, wie ſie gehoffet hatten, mußten ſie wieder gegen den Pol zurück kehren, und mit der ſchon ſo lange Zeit ausgeſtandenen Wuth der tobenden Weſtwinde von neuem kämpfen. Die Krankheiten nahmen überhand. Es ſtarben auf allen Schiffen, von Tage zu Tage mehr Leute weg, und was ſie am meiſten niederſchlug, das war die merkliche Verminderung des Geſchwaders. Denn ſeit dreyen Tagen fehleten zwey von den beſten Schiffen, nämlich der Severne und die Perle. Sie kamen auch nie wieder zum Vorſcheine. Jedermann glaubete, ſie wären auf der Küſte geſcheitert, weil ihnen das Mondlicht und der Wind nicht ſo günſtig geweſen, als den übrigen *r*).

Texte angeführte Erfahrung wirklich. Denn als er, um ſich vom Lande loszumachen, gegen Süden lief, ſo hatte er keine ſo ſtürmiſche Winde. Zwar die Luft war kalt und ſchneidend, auch der Wind heftig genug: allein, er veränderte ſich nicht, ſondern blieb immer einerley; der Himmel war heiter, und das Wetter hell. Gleichfalls ſind die Ströme daſelbſt nicht ſo reißend, als neben der Küſte, ſondern ſie werden immer ſchwächer, je weiter man vom Lande wegkömmt. Alles dieſes iſt in der Erfahrung gegründet, und der Verfaſſer bringt deswegen verſchiedene Erläuterungen bey.

Noch eine andere Warnung von gleicher Wichtigkeit iſt, man ſolle die Durchfahrt zu keiner andern Zeit als mitten im Sommer, das iſt, im Chriſtmonate und Jenner unternehmen. Zieht man ſonſt gar nichts als die Ungeſtümigkeit der Weſtwinde in Erwägung: ſo ſollte man vermeynen, die Engländer hätten im ganzen Jahre keine unbequemere Zeit zu ihrer Durchfahrt treffen können, als die Nähe des Gleichtages: allein, man würde mitten im Winter wegen der grauſamen Kälte und kurzen Tage noch weit mehr ausſtehen müſſen, und nicht weit genug gegen Süden laufen können. Mit einem Worte, die beſten Monate, die man wählen kann, ſind der Chriſtmonat und Jenner; inſonderheit muß man nach verſtrichenem Märzmonate ſich durchaus nicht mehr in die ſüdlich am horniſchen Vorgebirge befindlichen Meere wagen.

Sind die Schiffe einmal in die Südſee gekommen: ſo iſt der beſte Erfriſchungsort, den man ihnen vernünftiger Weiſe vorſchlagen kann, die Inſel Fernandez. Zwar giebt es an der patagoniſchen Weſtküſte Hafen genug: allein, es iſt dieſe Küſte nicht nur allenthalben mit Klippen und Felſen beſetzt, ſondern es herrſchen auch die tobenden Weſtwinde ohne Unterlaß daſelbſt. Ehe man ſich alſo dahin waget, wird man wenigſtens die Rheden, Gaten, und Ankerplätze vorher kennen müſſen.

Statt der braſiliſchen Küſte, weis man bereits zween andere Orte zum Ausruhen vorzuſchlagen, zu deren beſſerer Unterſuchung der Verfaſſer ſeine Landesleute aufmuntert. Der eine iſt die Inſel Pepys, die auf ſieben und vierzig Grad Süderbreite, und nach Halleys Ermeſſen achtzig Seemeilen vom weißen Vorgebirge an der patagoniſchen Oſtküſte liegt. Den zweyten fände man auf den Inſeln Falkland unter dem ein und funfzigſten Grade Süderbreite und ungefähr im Süden von der Inſel Pepys. Dieſe letztbeſagte Inſel wurde im Jahre 1686 vom Hauptmanne Cowley entdecket; er beſchreibt ſie als einen zum Holz und Waſſerholen höchſtbequemen Ort, mit einem guten Hafen, darinnen wohl tauſend Schiffe Platz hätten, und wo man über dieſes Vögel und Fiſche im Ueber-

Man ſteuerte hierauf bey ungemeinem ſchönen Wetter, welches bis auf den 24ſten des Maymonates dauerte, gegen Südweſt, bis über den ſechzigſten Grad Süderbreite, und ſechs Grade weſtlich vom ſchwarzen Vorgebirge. Allein, hier überfiel ſie ein ſolches Ungeſtüm, daß der Geſchwaderoberſte ſeine vier übrigen Schiffe aus dem Geſichte verlor, ungeachtet ſie bey allen bisherigen Stürmen um ihn geblieben waren. Er ſah ſie nicht eher wieder, als nach ſeiner Ankunft bey der Inſel Fernandez; die ganze Zeit über, da er gegen Norden ſegelte, vom 22ſten des Aprilmonates bis zum Ende deſſelben, wurde er von den Winden beſtürmet, bis er endlich am letzten Tage des Monates ſich auf zwey und funfzig Grad dreyzehn Minuten Breite, das iſt, nordlich über der magellaniſchen Straße befand, und ſodann hoffete, er habe nunmehr die Durchfahrt geendiget, und werde nun in das Südmeer einlaufen. Unterdeſſen hatte er alle Tage mehr auszuſtehen, nicht nur vom Scharbocke, welcher unter ſeinen Leuten gewaltig aufräumete r), ſondern auch von den allerwidrigſten Hinderniſſen an ſeiner Fahrt, welche ihm weder die Inſel Socoro, als den erſten Sammelplatz, noch die Höhe bey Baldivia, wo der zweyte ſeyn ſollte, erreichen ließen. Der Verfaſſer giebt uns eine ſehr traurige Abſchilderung von dem Zuſtande, darinnen er ſich bis den 9ten des Brachmonates befand. An ſelbigem erblickte man mit grauendem Tage die Inſel Juan Fernandez. Man hatte ſiebenzig bis achtzig Mann verloren. Es fehlete am Waſſer, und die noch übrige Mannſchaft war durch Krankheiten und

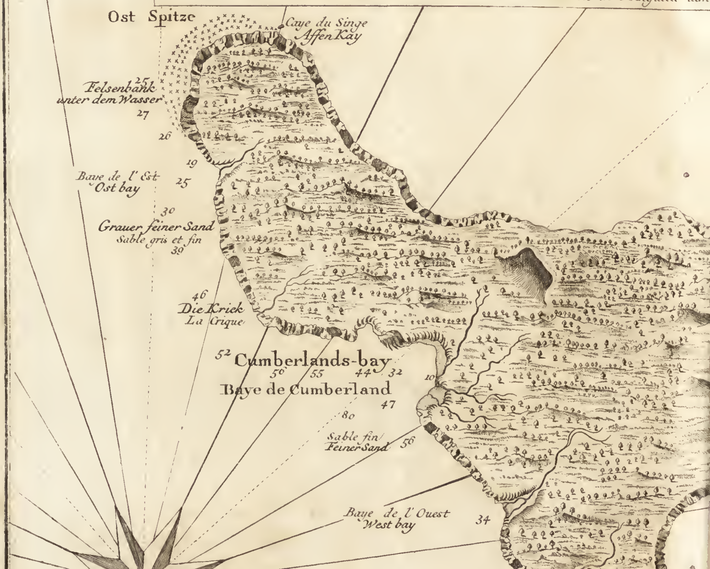
In welchem Zuſtande er nach Juan Fernandez kömmt.

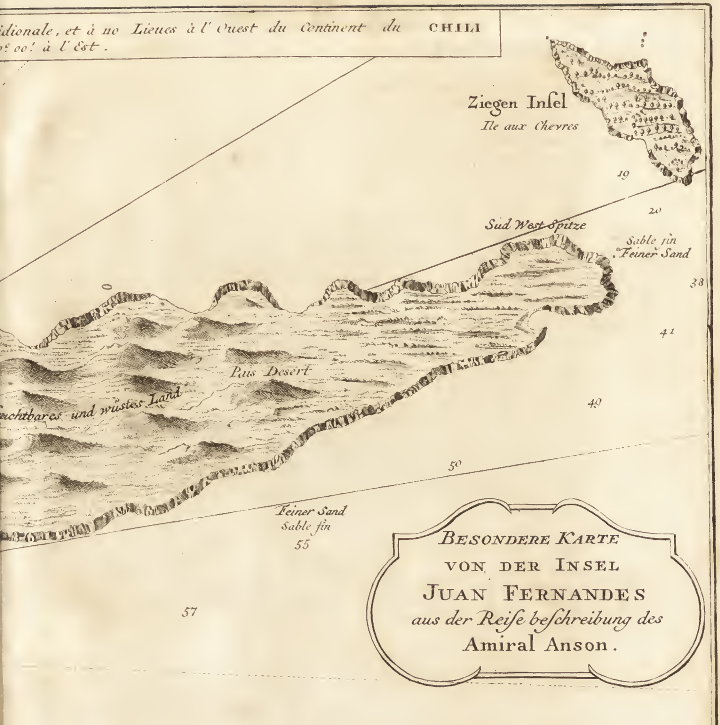
Ueberfluſſe fände. Die Inſeln Falkland ſind von unterſchiedlichen Seefahrern ſowohl Franzoſen, als Engländern beſucht worden. Herr Frezier hat ſie unter dem Namen der neuen Inſeln in ſeine Karte von der americaniſchen Südſpitze geſetzet. Woods-Rogers, welcher im Jahre 1708 nordöſtlich an der Küſte dieſer Inſeln vorbey lief, ſaget: ſie erſtreckten ſich ungefähr zween Grade weit in die Länge; ſie beſtünden aus lauter Anhöhen, die immer ſanft von einander ablaufen; der Boden ſchiene gut zu ſeyn, wäre mit Waldungen bewachſen, und man fände gute Hafen da. Beyde Orte liegen in einer ſchicklichen Entfernung vom feſten Lande. Bekannt iſt, daß die beyden engliſchen Schiffe, der Herzog und die Herzoginn von Briſtol, nicht mehr als fünf und dreyßig Tage zwiſchen der Inſel Falkland und der Inſel Juan Fernandez zubrachten. Indem nun die Rückreiſe wegen der in daſigem Gewäſſer herrſchenden Weſtwinde noch leichter fällt: ſo glaubet der Verfaſſer, man habe zu der ganzen Reiſe, d. i. zur Hin- und Herfahrt nur etwas mehr als zween Monate nöthig: dieſe Entdeckung hält er für ungemein vortheilhaft.

Um ſeine Vorſchläge deſto mehr zu erleichtern, theilet er von dieſer Weltgegend eine Landkarte mit, die er für richtiger hält, als alle, die bisher ans Licht gekommen ſind. Nach ſeiner Meynung ſind die beyden beſten, die man von dem ſüdlichen Ende des mittägigen America hat, die vom Halley über die Abweichung der Magnetnadel entworfene, und die, welche Frezier in ſeiner Reiſe nach der Südſee beygebracht hat. Allein, es giebt noch eine dritte, nämlich des Narborough ſeine von der magellaniſchen Straße und den benachbarten Küſten, welche nicht nur ſo weit, als ſie geht, richtiger iſt, als des Freziers, ſondern auch gewiſſer maßen als die Halleyſche, abſonderlich was die Länge der zur Straße gehörigen Landſtücke betrifft. Was die Küſte von dem weißen Vorgebirge bis an das Feuerland betrifft, ſo war der Verfaſſer im Stande, ſie aus ſeinen eigenen Wahrnehmungen verbeſſert vorzuſtellen, indem er bey dem Vorbeyfahren vor dieſer Küſte das Land faſt beſtändig im Geſichte behielt. So hält er auch die von ihm angegebene Stellung der nordlich über der magellaniſchen Straße liegenden Weſtküſte, für beſſer getroffen, als ſie in keiner andern Karte iſt.

Er behauptet, man dürfe ſich keinesweges auf die Länge verlaſſen, welche Hr. Frezier der le mairiſchen Straße und dieſer ganzen Küſte in ſeiner Karte beyleget. Denn, ſaget er, es iſt alles zuſammen um acht bis zehn Grade zu weit gegen Oſten gerücket, wenigſtens doch in dem Falle, wofern man ſich auf die Uebereinſtimmung vieler Tagebücher, welche über dieſes noch an einigen Orten durch aſtronomiſche Beobachtungen beſtätiget wurde, verlaſſen darf. Alſo darf man zum Exempel für das Jungfernvorgebirge nicht wohl weniger als ein u. ſiebenzig Grade weſtlicher Länge von London anſetzen: Hr. Frezier hingegen giebt ihm nicht einmal

l'Ile de **JUAN FERNANDES** *dans la Mer du Sud à 33°. 40'. de Latitu*
Variation de l'Aiguille aim


Ost Spitze
Caye du Singe
Affen Kay
25
Felsenbank
unter dem Wasser
27
26
19
Baye de l' Est
Ost bay
25
30
Grauer feiner Sand
Sable gris et fin
39
46
Die Kriek
La Crique
52
Cumberlands-bay
56
55
44
32
Baye de Cumberland
10
47
80
Sable fin
Feiner Sand
56
Baye de l' Ouest
West bay
34
Baye du Pain du Sucre
Zuckerhuts oder West bay
West Spitze



BESONDERE KARTE
VON DER INSEL
JUAN FERNANDES
aus der Reiſe beſchreibung des
Amiral Anson.

idionale, et à 110 Lieues à l'Ouest du Continent du CHILI
° 00.' à l'Est.
Ziegen Inſel
Ile aux Chevres
19
20
Sud West Spitze
Sable fin
Feiner Sand
38
41
49
50
Pais Desert
uchtbares und wüstes Land
Feiner Sand
Sable fin
55
57
Echelle de 2 Lieues de vingt au Degre.
2
Maaßſtab von zwo Französiſchen Seemeilen.

und Arbeit dermaßen entkräftet, daß keine zehn Matroſen mehr auf die Wache ziehen konnten t).

Die Erſcheinung des Landes, das man auf zehn bis zwölf Seemeilen in Nord ein halb Viertheil gen Oſt vor ſich ſah, war ein höchſterfreulicher Anblick für die Kranken. Weil man um die Bay, welche an der Nordſeite iſt, zu finden, eine Zeitlang neben der Inſel herſegeln mußte: ſo erregte die unvergleichliche Ausſicht der grünenden Thäler und vieler Waſſerquellen eine ſolche Begierde in ihnen, die ſchwer zu beſchreiben fällt. Ungeachtet es in der Inſel einen Ueberfluß von allerley trefflichen Gewächſen giebt: ſo waren doch die erſten Leute, die man ans Land ſchickte, nicht ſo glücklich, dergleichen Kräuter in der Eile zu finden; ſie rafften alſo in der Geſchwindigkeit nur ſchlechtes Gras zuſammen: gleichwohl wurde es mit unglaublicher Gierigkeit verſchlungen. Den folgenden Tag kam man in der Bay auf ſechs und funfzig Faden vor Anker, und erblickete noch an eben demſelben ein Segel, das man bald darauf für den Tryal, ein zum Geſchwader gehöriges Schiff erkannte. Es hatte nicht weniger ausgeſtanden, als des Geſchwaderoberſten ſeines.

Genaue Beſchreibung der Inſel Fernandez.

Sobald man die Kranken verſorget hatte, beſchäfftigten ſich die noch einigermaßen Geſunde damit, daß ſie, um eine ausführliche Beſchreibung von dieſer Inſel geben zu können, ſolche aller Orten durchſtrichen. Herr Anſon, welcher beſtändig auf den Nutzen der Schiffahrt gedacht, hatte aus eigener Erfahrung gelernet, wie viel an dergleichen Nachrichten

---

mal ſechs und ſechzig Grade von Paris, folglich weniger als drey und ſechzig Grade von London, welches aber ganz gewiß um acht Grade zu wenig iſt. Der Verfaſſer fand nur drittehalb Grade Unterſchied in der Länge, zwiſchen dem Jungfern- und Bartholomäusvorgebirge, das der lemairiſchen Straße in Oſten liegt; Frezier hingegen machet dieſen Unterſchied vier Grade groß, und ſetzet folglich nicht nur das Bartholomäusvorgebirge um zehn Grade zu weit oſtlich, ſondern giebt auch der Küſte zwiſchen der magellaniſchen Straße eine gedoppelte Größe.

In Halleys Karte hält der Verfaſſer zwar die braſiliſche, ingleichen die am Südmeere gelegene peruvianiſche Küſte für gut gezeichnet: allein, von dem Platafluſſe an der Oſtſeite, und dem gegenüber befindlichen Puncte auf der Weſtſeite, laufe die Küſte in beſagter Karte von Grad zu Grad allzuſehr weſtlich, alſo daß nach ſeiner Meynung die magellaniſche Straße beynahe um funfzig Seemeilen von ihrem wahren Orte weggerücket ſey. Wenigſtens folget doch dieſes aus den Beobachtungen des ganzen Geſchwaders, welche mit des Narboroughs ſeinen einſtimmig ſind. Gleichfalls ſind alle Tagebücher des Geſchwaders darinnen einſtimmig, daß ſie die weſtliche Länge des Julianshafens zwiſchen ſiebenzig u. ein Viertheil, und ein und ſiebenzig und einen halben Grad anſetzen, ungeachtet ſie Halley, vermittelſt einer Mondfinſterniß, welche Wood in dieſem Hafen beobachtete, auf ſechs und ſechzig und einen halben Grad feſt ſetzen will.

Endlich hat der Verfaſſer nicht nur den Weg, den er wirklich machte, ſondern auch den vermeynten, das iſt, den die Schätzung angab, in ſeiner Karte verzeichnet, um dadurch die Gewalt der Ströme, und wie erſtaunlich weit ſie vom Wege abführen, vorſtellig zu machen. Er hat auch die Tiefen an der patagoniſchen Küſte, und die Abweichung der Magnetnadel dazugeſetzet, woraus zu ſehen, daß dieſer Karte an keinem weſentlichen Stücke etwas fehlet. A. d. 258 und vorherg. S.

s) Unter andern erſtaunlichen Wirkungen dieſer Krankheit, erzählet der Verfaſſer auch folgende: ein am Borde befindlicher Soldat war vor funfzig Jahren in der Schlacht an der Boyne verwundet, und ſo vollkommen geheilet worden, daß ihm ſeit dem nicht das geringſte gefehlet hatte. Allein, ſo bald er den Scharbock bekam, brachen alle ſeine Wunden auf, ingleichen löſete ſich an dem Orte, wo damals der Knochen einen Bruch bekommen hatte, die Schwiele auf, eben als ob der Bruch nie geheilet worden wäre, ungeachtet ſie ſich vollkommen gut angeſetzet hatte. Viele Matroſen mußten zwar wohl im Hangebette liegen, ſchienen aber doch bey ziemlichen Kräften zu ſeyn, ja es ſchmeckte ihnen das Eſſen, ſie waren luſtig, und hatten eine ſtarke Stimme: allein, ſo bald man ſie bewegte, auch in ihrem Hangebette, gaben ſie im Augenblicke den Geiſt auf. A. d. 270 S.

t) A. d. 282 S.

ten gelegen ſey. Denn eben deswegen, weil er die Lage dieſer Inſel nicht genau wußte, hatte er ſie am 15ten des Maymonates, da er ſehr nahe dabey war, verfehlet, und ſich zur Unzeit wieder gegen Oſten gewendet, welcher Irrthum ihm manchen Mann koſtete.

Cumberlandsbay und ihre Beſchaffenheit.

Er ließ daher alle Rheden und Küſten ſorgfältig unterſuchen, und befahl, nicht das geringſte außer Acht zu laſſen. Die Inſel Juan Fernandez liegt auf drey und dreyßig Grad vierzig Minuten Süderbreite und hundert und zehn Seemeilen weit von dem feſten Lande Chili. Ihren Namen hat ſie von einem gewiſſen Spanier, dem ſie von der Regierung zugeſtanden wurde, der auch anfänglich eine Pflanzſtadt darauf anlegen wollte, nachgehends aber ſie wiederum verließ. Die Inſel ſelbſt hat eine unregelmäßige Geſtalt u). Ihre größte Weite beträgt zwiſchen vier und fünf Meilen, ihre Breite hingegen nicht völlig zwo. Der einige gute Ankerort iſt an der Nordſeite, wo es drey Bayen giebt. Die mittelſte, die man unter dem Namen der Cumberlandsbay kennet, iſt die breiteſte, tiefſte und beſte. Die beyden übrigen, davon eine die Oſt- die andere die Weſtbay heißt, ſind eigentlich nur zum Ausſchiffen bequem, weil die Schaluppen ihre Waſſertonnen bis auf den Strand führen können. Die Cumberlandsbay iſt gegen alle Winde von der Südſeite ſicher, und die Schiffe haben daſelbſt von keinem unter ihnen etwas zu beſorgen, ausgenommen von denen, die zwiſchen Nordnordweſt, und Oſtſüdweſt blaſen. Allein, die Nordwinde ſind in dieſer Gegend ſo ſelten und ſo ſchwach, daß man ſich vor ihnen wenig zu fürchten hat. Uebrigens, da dieſe Bay die beſte Rhede auf der ganzen Inſel iſt: ſo ſcheint es nöthig, noch dieſes dabey zu erinnern, daß die Schiffe an der Weſtküſte, und etwas weiter als die Länge von zwey Ankertauen beträgt, anlegen müſſen. Hier können ſie auf vierzig Faden Tiefe vor Anker, und vor der Gewalt der Wellen, welche die Oſt- oder Weſtwinde in die Bay jagen, faſt gänzlich ſicher liegen. Blaſen beſagte Winde, ſo muß man das Tau, wo es am Anker hängt, fünf bis ſechs Faden lang mit eiſernen Ketten oder mit ſonſt etwas umwinden, damit es ſich nicht an den Grundklippen entzwey reibt.

Es iſt bereits erwähnet worden, daß der Nordwind hier ſelten zu ſpüren ſey, welches vielleicht von der Höhe des Landes, das der Bay gegen Mittag liegt, herkommen mag. Die Südwinde, welche hier gemeiniglich regieren, kommen zuweilen ſtoßweiſe, und mit großem Ungeſtüme vom Lande her, dauern aber ſelten über zwo bis drey Minuten. Dieſe öftern und plötzlichen Windſtöße verhindern das Einlaufen in die Bay, wenn der Wind vom Lande kömmt.

Nordlicher Theil.

Der nordliche Theil der Inſel beſteht aus hohen und ſteilen Bergen, und giebt es einige ganz unzugängliche darunter, ungeachtet ſie meiſtentheils mit Holze bewachſen ſind. Ihre Erde iſt locker und gar nicht tief, alſo daß zuweilen große Bäume aus Mangel der Wurzeln abſtehen, oder von dem geringſten Stoße umfallen. Ein Matroſe vom Geſchwader, der auf einem ſolchen Berge den Ziegen nachſpührete, ergriff einen auf dem Abſchuſſe deſſelbigen ſtehenden Baum, um ſich das Steigen zu erleichtern: allein, der Baum fing an zu ſinken, und der Menſch gerieth ins Fallen; währenden Herabrollen ſuchte er ſich an einem andern Baume von einer ſehr anſehnlichen Größe zu erhalten: doch dieſer ſtund eben ſo wenig feſt, als der vorige, und der Kerl ſtürzete ſich an den Felſen zu Tode x).

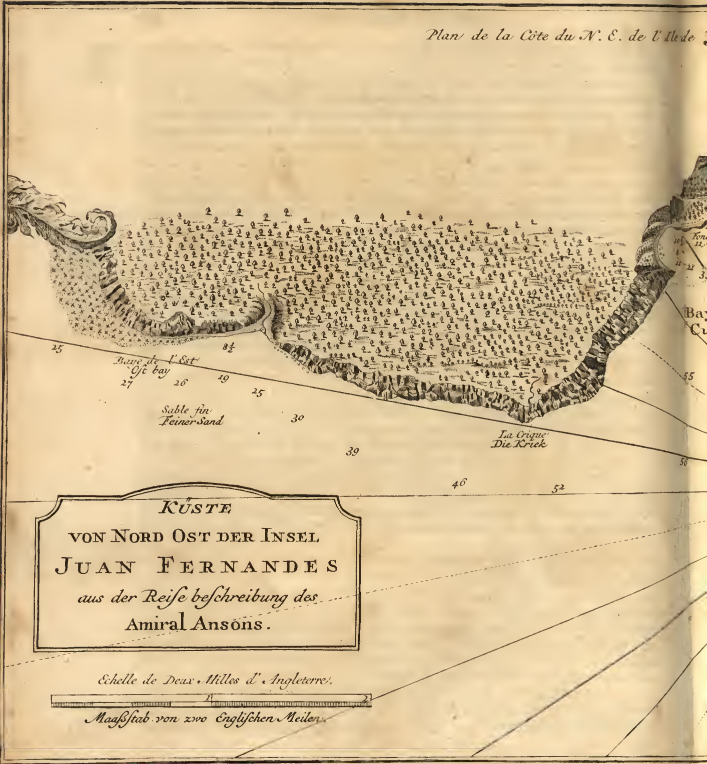
Südlicher Theil.

Der mittägige Theil der Inſel, oder vielmehr der gegen Südweſt gelegene, iſt weit anders beſchaffen, als ihre übrigen Gegenden. Es iſt ein dürrer, ſteiniger, von allen Bäu-

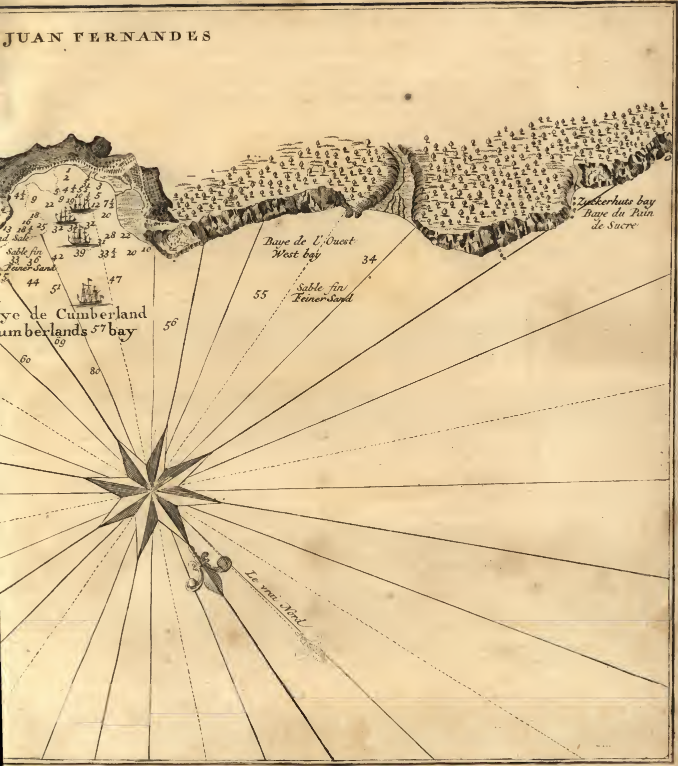
men

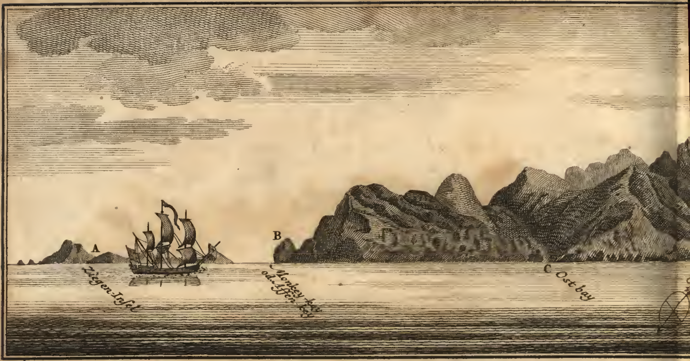
---

u) Der Verfaſſer ſtellet auf drey Karten vor, wie ſie von unterſchiedlichen Seiten anzuſehen iſt.

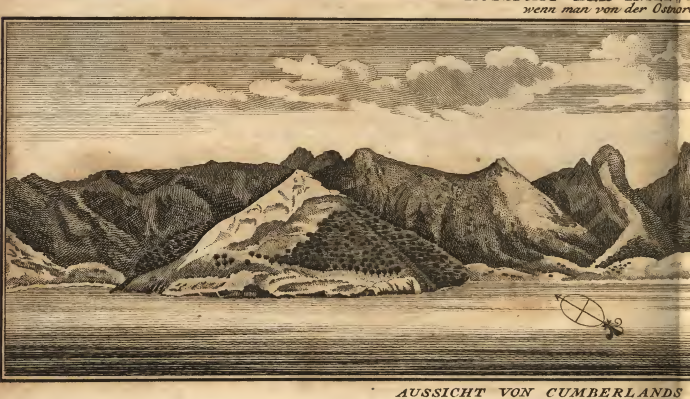

Plan de la Côte du N. E. de l'Ile de
Baye de l'Est
Oſt bay
Sable fin
Feiner Sand
La Crique
Die Kriek
25
8½
27
26
19
25
30
39
46
52
55
56
Bay
Cu
Echelle de Deux Milles d'Angleterre.
1
2
Maaßſtab von zwo Engliſchen Meilen.

KÜSTE
VON NORD OST DER INSEL
JUAN FERNANDES
aus der Reiſe beſchreibung des
Amiral Ansons.


JUAN FERNANDES
ye de Cumberland
umberlands bay
Sable fin
Feiner Sand
d Sale
Baye de l'Ouest
West bay
Sable fin
Feiner Sand
Zuckerhuts bay
Baye du Pain de Sucre
Le vrai Nord
1
2
3
5
4½
5½
4½
9
22
9
19
10½
12
7½
20
18
16
13
18½
25
32
32
32
28
22
31
39
33½
20
10
42
33
36
5
44
51
47
57
69
60
80
56
55
34

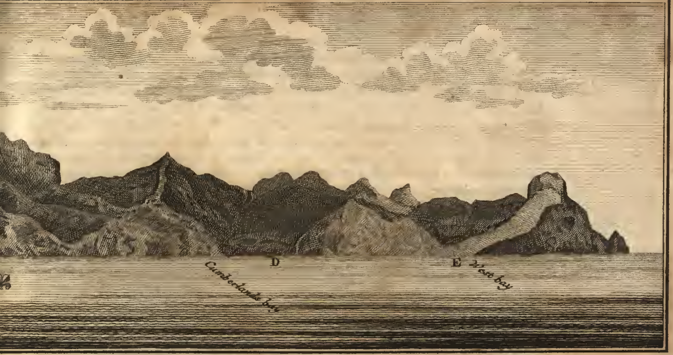

A
Ziegen-Inſel
B
Monkey bay od. Affen bay
C Ost bay

AUSSICHT DER INSEL „J
wenn man von der Ostnor

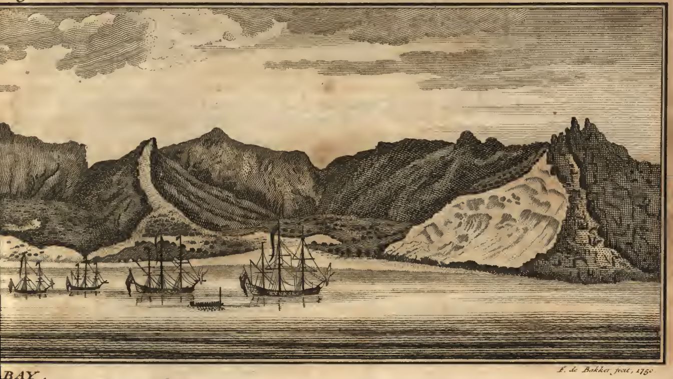


AUSSICHT VON CUMBERLANDS

N.° 10.


D
E
Cumberlands bay
West bay

JUAN FERNANDES .
dostſeite kömmt .



BAY .

F. de Bakker fecit, 1750.

men kahler Boden, oder in Vergleichung mit dem mittägigen niedrig und ſehr eben. Es verlanget nie ein Schiff, daſelbſt zu landen; denn die Küſte iſt ſehr ſteil; es fehlet an ſüßem Waſſer, und man ſteht dem Südwinde bloß, welcher faſt das ganze Jahr über, abſonderlich im Winter, daſelbſt regieret. Die Bäume, die in den Wäldern auf der Nordſeite der Inſel wachſen, ſind beynahe alle gewürzartig, auch von allerley Gattungen: doch giebt es keine ſolche Stämme, als man zu ſtarkem Zimmerwerke nöthig hat, nur den Mirthenbaum, als den größten auf der Inſel, ausgenommen, wiewohl er dennoch keine Zimmerhölzer, die über vierzig Schuh lang wären, liefern kann. Er hat eine runde Krone, als ob ſie mit Fleiß alſo geſchnitten wäre. Auf ſeiner Rinde wächſt eine Art von Mooſe, das wie Knoblauch riecht und ſchmecket. Auch findet man den Pimento und den Kohlbaum auf der Inſel, wiewohl in geringer Anzahl.

Früchte der Inſel.

Nebſt einer unzähligen Menge anderer Pflanzen, welche auf dieſer Inſel von ſelbſt wachſen, deren Beſchreibung aber eine größere Kenntniß der Kräuterwiſſenſchaft erfordert, als der Verfaſſer ſich beyleget, fanden die Engländer auch beynahe alle Gewächſe, die man für bewährte Mittel gegen den Seeſcharbock hält, als zum Beyſpiele, den Brunnkreß, den Portulack, trefflichen Sauerampfer, und erſtaunlich viele Steckrüben und ſicilianiſche Rettige. Das Grüne an den Rettigen ſchmeckte ihnen beſſer, als die Wurzel ſelbſt, welche nicht ſelten holzig war. Sie fanden auch viel Haber und Klee. Nach den Kohlbäumen ſehneten ſie ſich nicht ſonderlich; denn weil ſie faſt allemal am Rande irgend eines Abgrundes, oder an einem andern ſteilen Orte ſtunden: ſo mußte man um eines einigen Kohlhaupts willen, den ganzen Baum umhauen. Ueberhaupt ſchicket ſich die Inſel, wegen der gelinden Witterung und des trefflichen Bodens, für allerley Gewächsgattungen ungemein gut. Man darf das Erdreich nur ein wenig umrühren: ſo ſteht es im Augenblicke voll Rüben und Rettige. Herr Anſon hatte Saamen von mancherley Küchengewächſen, und Kerne von allerley Obſtbäumen bey ſich: er ließ alſo Lacktuck, und gelbe Rüben ausſäen, auch Pflaumen, Abricoſen, und Pfirſchkerne ſtecken. Dieſe Bemühung blieb nicht ohne Frucht, wenigſtens doch in Anſehung der Obſtbäume; denn nachgehends erfuhr er, man habe ſeit ſeiner Anweſenheit auf dieſer Inſel eine große Menge Abricoſen und Pfirſichbäume angetroffen, dergleichen man daſelbſt noch nie geſehen hatte.

Natürliche Schönheit der Inſel.

In den Wäldern, damit die ſteilen Berge meiſtentheils bewachſen waren, gab es nicht das geringſte Dorngebüſche, das den Eingang ſchwer machte. Weil in dem nordlichen Theile der Inſel die Felſen und jähen Klippen ſehr unordentlich durcheinander ſtunden: ſo halfen ſie um eben dieſer Urſache willen, eine große Anzahl ſchöner Thäler bilden, durch welche viele Bäche hinfloſſen, und meiſtentheils dem Auge Waſſerfälle von allerley Gattungen vorſtelleten. Die ſchattigten Wälder, und der liebliche Geruch, den ſie ausdünſteten, die hohen Felſen, welche gleichſam in der Luft ſchwebeten, und das herabſtürzende ſilberhelle Waſſer, machten hier und dort dermaßen angenehme Luſtorte, als in irgend einer Gegend auf der ganzen bekannten Welt zu finden ſeyn mögen. Wir wollen dieſe Beſchreibung mit folgenden Worten des Verfaſſers beſchließen: „Unſtreitig iſt „es, ſaget er, daß an dieſem Orte die Einfalt der Natur alles, was die ſinnreicheſte Einbildungskraft auszudenken vermag, übertrifft. Die Anmuth des Ortes, wo der Geſchwaderober-

---

x) Ebendaſelbſt II Theil, auf der 22 Seite.

„deroberſte ſein Zelt aufſchlagen ließ, und ſich Zeit ſeiner Anweſenheit aufhielt, iſt mit keinen Worten zu beſchreiben. Es war ein Raſenplatz von mittelmäßiger Größe, lag eine halbe engliſche Meile vom Strande, und in einer Gegend, wo das Erdreich einen gleichſam unmerklichen Abſchuß hatte. Vor dem Zelte war ein breiter Gang bis an die See durch Wald ausgehauen. Und weil das Land allmählig immer niedriger wurde, ſo erblickte man am Ende des Ganges die Bay und die vor Anker liegenden Schiffe. Um den Raſenplatz ſelbſt ſtunden große Myrthenbäume in einem halben Kreiſe herum. Indem nun dieſes Wäldchen zwar höher ſtund, als der Raſenplatz, doch aber nicht ſo hoch, daß es dem Auge den Anblick der Berge und ſteilen Klippen benehmen konnte: ſo vermehreten dieſe gräßlichen Klüfte, die über den Wald hervorrageten, die Anmuth der Ausſicht. Ja damit an dieſem Luſtorte alle Schönheiten beyſammen wären: ſo rauſcheten etwa hundert Ruthen weit vom Gezelte zween cryſtallenhelle Bäche, einer zur rechten, der andere zur linken Hand zwiſchen den Bäumen heraus.„ Dem Verfaſſer gefiel dieſe anmuthige Gegend ſowohl, daß er ſie für werth achtete, ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen y).

Thiere auf der Inſel.

Was die Thiere auf der Inſel betrifft, ſo verſichern einige Reiſende, ſie hätten eine große Menge Ziegen und Böcke darauf angetroffen. Es iſt auch ihr Zeugniß deſto unverdächtiger, weil bekanntermaßen die **Boucaniers** und **Flibuſtiers**, als ſie in dieſen Gewäſſern herumſchwärmeten, dieſe Inſel ſehr fleißig beſucheten. Ja man hat noch zwey Exempel, das eine von einem indianiſchen **Mosquitten**, das andere von einem Schotten, Namens **Selkirk**, die alle beyde auf der Inſel zurück gelaſſen wurden, und bey einem etlichjährigen Aufenthalte daſelbſt, Zeit genug hatten, die Reichthümer derſelbigen zu erforſchen. Selkirk blieb wohl vier bis fünf Jahre darauf, fuhr hernach auf dem Schiffe, der Herzog und die Herzoginn von Briſtol, wieder ab, und gab eine Beſchreibung ſeiner Abentheuer heraus z). Dieſer nun berichtet abſonderlich, er habe mit freyer Hand mehr Ziegen gefangen, als er zu ſeiner Nahrung bedurft, den überflüßigen habe er ein Zeichen an die Ohren gemacht, und ſie wieder laufen laſſen. Ob er nun gleich ungefähr zwey und dreyßig Jahre vor Ankunft des engliſchen Geſchwaders auf der Inſel geweſen war: ſo hatte doch die allererſte Ziege, welche die Engländer ſchoſſen, aufgeſchlitzte Ohren, woraus zu ſchließen war, ſie müſſe dem Selkirk durch die Hände gegangen ſeyn. Es hatte dieſes Thier ein prächtiges Anſehen, einen ehrwürdigen Bart, und andere Merkmaale eines hohen Alters an ſich. Nachgehends bekamen ſie noch mehr dergleichen Thiere mit einem Merkmaale am Ohre, und man erkannte inſonderheit die Böcke an ihrem erſtaunlich langen Barte, und andern Zeichen eines ſehr langen Lebens.

Alte Ziegen des Alexander Selkirks.

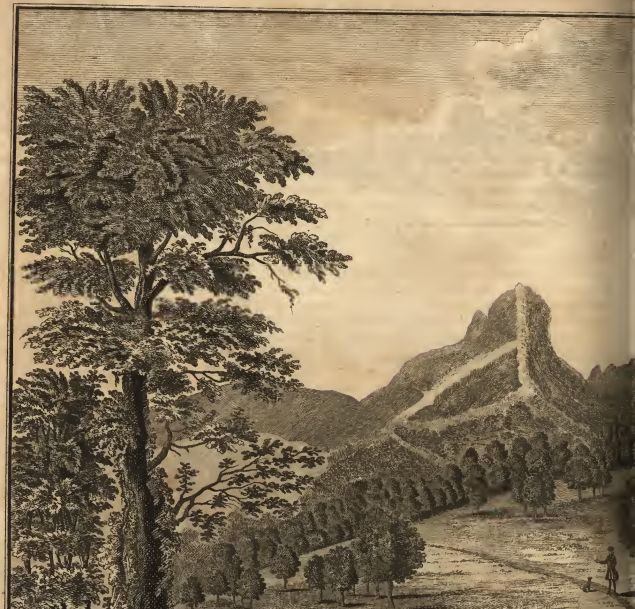
Sind durch die Hunde vertilget worden.

Allein, dieſe Menge Ziegen hat ſehr abgenommen, ſeit dem die Spanier erfuhren, zu was für einem Gebrauche die **Boucaniers** und **Flibuſtiers** das Fleiſch dieſer Thiere anwendeten. Denn damit ſich ihre Feinde auf dieſe Weiſe nicht weiter helfen könnten, nahmen ſie ſich vor, die ganze Art auszurotten. Zu dieſem Ende brachten ſie eine große Menge Hunde in die Inſel, die ſich ſehr vermehreten, und ſo weit ſie kommen konnten, alle Ziegen vertilgeten, alſo daß voritzt nur noch wenige zwiſchen den Klippen und Klüften, dahin ſie kein Hund verfolgen kann, vorhanden ſind. Sie haben ſich in kleine Heerden, jede von zwanzig bis dreyßig Stücken vertheilet, jedwede Heerde hat ihren eigenen Bezirk.

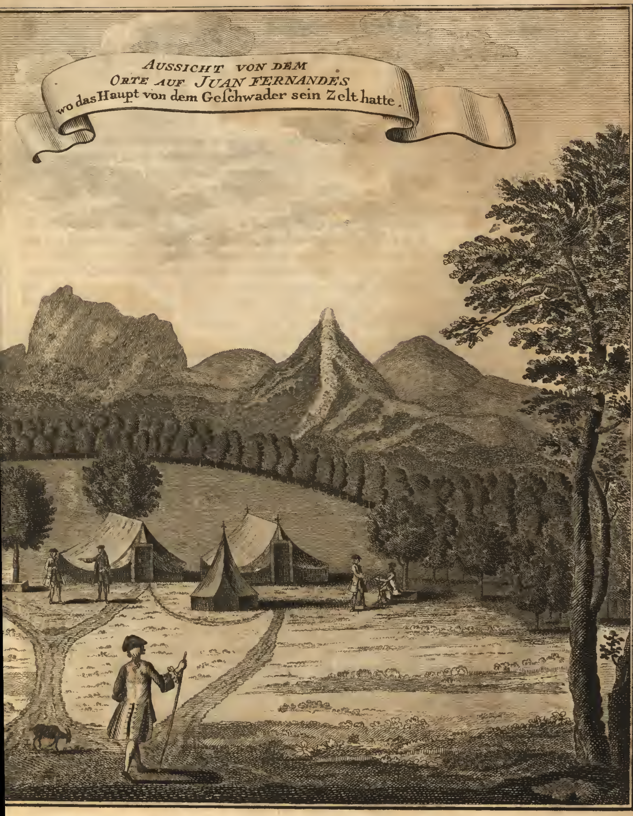
Ueberbleibſel von ihnen.

---

y) Um dieſer Urſache willen hat man ſein Werk für einigermaßen romanenmäßig ausgeben wollen.



N.° 10 *


AUSSICHT VON DEM
ORTE AUF JUAN FERNANDES
wo das Haupt von dem Geſchwader sein Zelt hatte.

T. 12. H.

und miſchet ſich nicht unter die übrigen. Es fiel den Engländern ſehr ſchwer, welche zu erlegen. Allein, weil ihnen ihr Fleiſch ungemein behagte: ſo lerneten ſie durch unermüdeten Fleiß zuletzt alle Heerden kennen. Wie der Verfaſſer glaubet: ſo betrug die ganze Anzahl aller auf der Inſel vorhandenen Böcke und Ziegen, damals nicht über zwey hundert Stücke *a*).

Hunde auf der Inſel, wovon ſie leben.

Die Hunde, von welchen ſie vertilget, oder doch aus den ebenen Gegenden der Inſel verjaget worden, ſind von allerley Gattungen, und haben ſich ſämmtlich ungemein vermehret. Sie legten zuweilen einen nächtlichen Beſuch bey den Engländern ab, und holeten ihre Eßwaaren weg. Ja ſie fielen ſo gar einige Matroſen an, denen man zu Hülfe kommen mußte, weil ſie ſich ihrer nicht mehr erwehren konnten. Man glaubet, ſeitdem es ihnen an Ziegen fehlet, müßten ſie hauptſächlich von jungen Seekälbern leben; denn als die Engländer ihr Fleiſch verſucheten, hatte es einen Fiſchgeſchmack.

Beſchreibung der Seelöwen.

Weil es mit dem Ziegenſchießen ſo ſchwer zugieng, und das Schiffsvolk der Fiſche allgemach überdrüßig wurde: ſo ließ es ſich die Seekälber und Seelöwen ſchmecken. Die erſtern ſind aus vielen Beſchreibungen bereits bekannt. Allein, die letztern, welche von den Engländern für Rindfleiſch gegeſſen wurden, kamen ihnen ſo ſonderbar vor, daß ſie eine genaue Beſchreibung davon auffetzeten. Der ganze Leib eines Seelöwen mag wohl zwölf bis zwanzig Schuhe in die Länge, und acht bis funfzehn im Umkreiſe betragen. Sie ſind ungemein fett. Hat man die Haut durchſchnitten, welche wenigſtens einen Zoll dick iſt: ſo findet man das Fett wohl einen Schuh hoch über dem Fleiſche oder den Knochen liegen. Ein recht großer giebt wohl hundert und ſechs und zwanzig Gallons *b*) Thran. Dem ungeachtet haben ſie eine große Menge Blut bey ſich. Giebt man ihnen einige tiefe Stiche, ſo ſpritzet das Blut aus einer jeden Wunde, wie aus einem Springbrunnen heraus. Um die eigentliche Menge ihres Geblütes zu erfahren, ſchoß man einen todt, ſchnitt ihm hernach die Gurgel ab, und maß das herauslaufende Blut. Am Ende fand man, daß es zwo Waſſertonnen voll füllete, ohne was in den Adern zurück blieb. Die Haut dieſer Thiere iſt mit kurzen Haaren von einer hellbraunen Farbe bewachſen: der Schwanz aber und die Floſſen, die ſie ſtatt der Füße gebrauchen, ſind ſchwärzlicht. Zu unterſt an den Floſſen haben ſie einige den Fingern oder Fußzähen nicht unähnliche Gliedmaßen; jedes iſt mit einer Klaue verſehen, und hängt vermittelſt einer Haut, die aber nicht völlig bis an die Zähenſpitze reichet, mit ſeinem Nachbar zuſammen. Sie unterſcheiden ſich von den Seekälbern nicht nur vermittelſt ihrer Größe, ſondern auch, wiewohl nur die Männchen, vermittelſt eines äußerlichen fünf bis ſechs Zolle langen Gewächſes, das vom Ende des obern Kinnbackens herabhängt. Die Weibchen haben dieſe Gewächſe nicht; daher kennet man ſie auch bey dem erſten Anblicke von den Männchen, abſonderlich da ſie weit kleiner ſind. Die engliſchen Matroſen beehrten das größte Männchen mit dem Titel des Baſſa, weil er allemal ein zahlreiches Serail um ſich hatte. Es können dieſe Thiere in der That auf dem Lande eben ſo gut leben, als im Waſſer; den Sommer über liegen ſie im Waſſer, und im Winter auf dem Lande. In dieſer letztern Jahreszeit paaren ſie ſich, und die Weibchen werfen Junge, zwey zugleich, in der Größe eines völlig gewachſenen Seekalbes, und nähren ſie mit ihrer Milch.

---

z) Man ſehe oben Woods-Rogers Reiſe.

a) A. d. 35 S.

b) Dieſes beträgt ungefähr fünf hundert pariſer Pinten.

Wovon ſie leben. Sind gefährlich.

So lange die Seelöwen auf dem Lande ſind, leben ſie von dem Graſe, das an fließendem Waſſer wächſt; haben ſie ſich ſatt gefreſſen, ſo legen ſie ſich in den Schlamm hin und ſchlafen. Nun ſind ſie zwar von Natur etwas plump, und ſchlafen folglich deſto feſter: allein, eben deswegen hat ſie die Natur auch gelehret, einige Männchen auf die Schildwache auszuſtellen, welche bey Erblickung eines Menſchen die ſchlafende Geſellſchaft unfehlbar ermuntern. Denn ſie lärmen ſo gräßlich und ſo wunderlich durcheinander, daß kein Schlaf dagegen aushalten kann. Bald grunzen ſie wie die Schweine, bald wiehern ſie wie der muthigſte Hengſt. Zuweilen beißen ſie ſich mit einander herum, abſonderlich die Männchen, und die Uneinigkeit entſpinnet ſich ordentlicher Weiſe über irgend ein Weibchen. Einſtens geriethen die Engländer über ein paar ſolche Kämpfer in großes Erſtaunen; weil ſie dachten, es wäre eine ganz neue Gattung von Thieren; denn ſie hatten einander ſo häßlich zugerichtet, und waren dermaßen mit Blute beſchmieret, daß ſie kein Menſch ſogleich kennen konnte. Der ſogenannte **Baſſa** hatte, wie es ſchien, ſein zahlreiches Serail und ſein Anſehen bey den übrigen Männchen bloß der großen Menge ſeiner Siege zu danken. Es bezeugeten auch die vielen Narben, die er am Leibe hatte, genugſam, was für hitzige Kämpfe er gehalten hatte. Das beſte an einem ſolchen Thiere iſt das Herz, hauptſächlich aber die Zunge, weil ſie den Engländern noch beſſer ſchmeckete, als Ochſenzungen. Es fällt um ſo viel leichter, ſie zu erlegen, weil ſie nicht ſonderlich im Stande ſind, weder ſich zu wehren, noch mit der Flucht zu retten. Bey ihren langſamen Fortkriechen, ſieht man eigentlich, wie ihnen das Fett bey der geringſten Bewegung, die ſie machen, unter der Haut am Leibe herum ſchwappet. Unterdeſſen hat man doch Urſache ihren Zähnen aus dem Wege zu treten. Einſtens zog ein Matroſe einem Jungen die Haut ab, und ließ ſich kein arges einfallen: aber ehe er es ſich verſah, war die Alte da, erwiſchte ihn beym Kopfe, und biß die Hirnſchaale durch, woran er alles Bemühens der Wundärzte ungeachtet ſterben mußte c).

Vögel auf der Inſel; Pardelas, die in der Erde niſten.

Von Vögeln giebt es auf der Inſel **Juan Fernandez** keine andere, als Falken, Amſeln, Nachteulen und Colibri. Diejenige Vogelart, die in die Erde niſtet, und von einigen Reiſenden unter dem Namen **Pardelas** oder **Damices** beſchrieben wird, ſahen die Engländer nicht, wohl aber einige von ihren in die Erde gemachten Neſtlöchern, woraus ſie ſchloſſen, es wären ſelbige von den Hunden ausgerottet worden. Mit denen Katzen, die zu **Selkirks** Zeit in großer Menge da waren, mußte es eben alſo gegangen ſeyn, weil ſie bey ihrem langen Aufenthalte, nicht über etliche zu Geſichte bekamen. Das Rattengeſchlecht hingegen hatte den Platz behauptet, und machte den Engländern alle Nacht nicht wenig Ungelegenheit in ihren Zelten.

Menge von Fiſchen.

Endlich ſo liefert die Bay auch allerley Fiſche. Die Stockfiſche haben eine erſtaunliche Größe, und ſind in nicht geringerer Menge da, als an der Küſte von **Terreneuve**. Auch giebt es große Bremen, Meerengel, ſogenannte **Cavaliers**, **Tatonneurs**, Silberfiſche, eine beſondere Gattung Meeraale, und einen vortrefflichen Fiſch, der an Geſtalt einem Karpen nicht unähnlich, an Farbe aber ſchwarz war, und bey den Engländern der Caminfeger hieß. Zwar ſteht der Strand ſo voll Klippen und Steine, daß man mit keinem Netze fiſchen kann: allein, der Fang mit der Angel geht deſto hurtiger, und zween Menſchen ſind damit im Stande, innerhalb zwo bis drey Stunden eine ganze Schaluppe zu verſorgen. Nur machen die Hayen und andere Raubfiſche eine Hinderniß darein, indem

---

c) Auf der 44 und vorherg. S.

Anſon.
1741.

dem ſie den Fiſch im Augenblicke, da er gefangen wird, wegſchnappen. Seekrebſe ſind bey Juan Fernandez vielleicht häufiger, als an keinem Orte in der Welt. Sie haben einen vortrefflichen Geſchmack, und wiegen gemeiniglich acht bis neun Pfund. Es wimmelt dermaßen von ihnen, daß die Schaluppen, wenn ſie vom Lande ſtoßen oder anlegen, manchen mit dem Schiffshacken treffen.

Engländer ſind wegen ihrer übrigen Schiffe beſorgt.

Aus dieſem allen zieht der Verfaſſer den Schluß, es wäre dieſe Inſel der beſte Zufluchtsort, den man für ein dermaßen übel zugerichtetes Schiff, als das ſeinige war, wünſchen könnte. Es beſſerte ſich in der That merklich mit den Kranken; und weil der Tryal ſich eingeſtellet hatte: ſo verhoffeten ſie von den übrigen Schiffen bald ein gleiches, und ſahen ſich ohne Unterlaß nach ihnen um. Als aber bereits vierzehn Tage verlaufen waren, ohne daß etwas zum Vorſcheine kommen wollte: ſo verloren ſie beynahe alle Hoffnung, jemals eins von ihren verſchlagenen Schiffen wieder zu ſehen; denn ſie mußten geſtehen, wenn das ihrige die See bis itzo hätte halten müſſen, ſo wäre es längſt ausgeſtorben, und der mit Leichen angefüllte leere Wrack ein Spiel der Wellen und Winde geworden.

Ankunft des Gloceſters.

Sein ſchlechter Zuſtand.

Nichts deſtoweniger erblicketen ſie am 15ten des Brachmonates den Gloceſter, dem ſie aber, weil er nur noch die untern Segel führen konnte, ſogleich anſahen, er müſſe nicht weniger gelitten haben, als ſie. Man ſchickte ihm ohne Zeitverluſt den Nachen mit Waſſer, Fiſchen und anderen Erquickungen entgegen. Sein Volk befand ſich in dem elendeſten Zuſtande, der nur zu erdenken iſt. Zwey Drittheile davon lagen ſchon in der See begraben, und unter den noch lebenden konnte ſich keiner mehr rühren, als die Officiers und ihre Bediente. Seit langer Zeit mußten ſie ſich mit einer Pinte Waſſer, vier und zwanzig Stunden behelfen, und dennoch gieng dieſer Sparſamkeit ungeachtet der Vorrath auf die Neige, und ſie mußten gewärtig ſeyn, nächſtens vor Durſt umzukommen. Sie ſchwebten lange Zeit um die Inſel her, und es koſtete gewaltige Mühe, bis ſie die Winde und Ströme bemeiſtern, und den Ankerplatz erreichen konnten. Zwar ſchickte man ihnen ohne Unterlaß allerley Nothwendigkeiten zu: dem ungeachtet aber war ihre Anzahl bey dem Einlaufen in die Bay bis auf den vierten Theil geſchmolzen. **Mitchel**, der Hauptmann dieſes unglücklichen Schiffes erzählete, es hätten ihn, ſeitdem er das Geſchwader aus den Augen verloren, die Winde bis an die kleine Inſel **Maſa Fuero**, zwey und zwanzig Meilen weſtlich von Juan Fernandez, geführet. In ſelbiger habe er zwar aus ſeinem Schiffe einige Bäche erblicket, und die Schaluppe nach Waſſer ausgeſchicket: allein, ſie habe wegen der heftigen Brandung, die der Wind erregte, nicht anzulegen vermocht, doch wäre ſie nicht leer zurück gekommen, ſondern habe eine Menge Fiſche mitgebracht. Zwar geben einige Reiſebeſchreibungen dieſe Inſel für einen bloßen Felſen aus: allein, Hauptmann **Mitchel** berichtete dem Geſchwaderoberſten, ſie wäre voll Bäume und Grünes, habe wenigſtens vier engliſche Meilen in die Länge und Breite, auch aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge irgend eine kleine Bay, darinnen ſich ein Schiff im Nothfalle bergen könnte.

Schiffsanſtalten.

Einige Anſtalten, welche der Geſchwaderoberſte zu ſeiner Sicherheit vorkehrete, ſind bloß den Seefahrern zum Unterrichte angemerket worden. Als ſelbiger ſeinen Fockemaſt beſichtigte: ſo fand er ihn zu großem Erſchrecken gerade unter dem erſten Verdecke, gleich an den Salings des zweyten Verdeckes geborſten. Der Spalt war zween Zoll tief, und hatte zwölfe im Umkreiſe: Allein, die Zimmerleute ſagten nach geſchehener Beſichtigung, wenn er ausgedibbelt und Wangen herum gelegt würden, ſo müßte er ſo gut ſeyn, als zuvor.

Ferner fehlete es an Tauwerke und Hanfe. Zwar hatte man ſich mit einem und dem andern reichlich verſorget: allein, bey den unaufhörlichen Stürmen war alles darauf gegangen. Nachdem man nun alle alte Tauen und Wände ſchon verbraucht, und ſtehendes Tauwerk daraus gemacht hatte: ſo mußte man ein Tau aufdrehen, und Läufer daraus machen. Von Hanf und Segelſtücken konnte man mit genauer Noth noch ſo viel zuſammen bringen, als zu einem vollſtändigen Segelwerke gehörete.

Um die Mitte des Auguſts erlaubete man den Kranken, mit denen es nicht vielmehr zu ſagen hatte, daß ſie die bisherigen Krankenzelter verlaſſen, und jedweder in ſeiner eigenen Hütte bleiben dürfte; denn man glaubete, ſie würden ſich, wenn ſie voneinander abgeſondert wären, deſto reinlicher halten können, doch wurde ihnen angedeutet, ſich auf den erſten Stückſchuß an Bord zu begeben. Ihre Verrichtungen beſtunden darinnen, daß ſie ſich Lebensmittel verſchaffeten, Holz fälleten, und aus dem Fette der Seelöwen Thran ſotten. Man brauchte dieſes Thran zu allerley. Man brannte es in Lampen; man vermiſchte es entweder mit Peche, und beſtrich das Schiff damit, oder mit Aſche, und verwendete es zum kalfatern. Einige Matroſen wurden zum Einſalzen der Stockfiſche gebraucht, auf welche Gedanken der Geſchwaderoberſte durch zween Stockfiſchfänger von Terreneuve gebracht wurde. Doch, es wurde dieſer Vorrath, wiewohl er ziemlich anwuchs, faſt gar nicht geachtet, aus Beyſorge, er möchte gleich allen eingeſalzenen Speiſen den Scharbock verurſachen. Man hatte auch einen kupfernen Backofen an das Land gebracht, und backte Brodt für die Kranken darinnen.

Ankunft der Pinke Anne, und ihre Begebenheiten.

Den 16ten des Auguſtmonates erblickete man gegen Norden ein Segel, und erkannte es bald darauf für die Pinke Anne. Ihre Ankunft wurde als eine Gnade des Himmels angeſehen, und von nun an bekam jedermann ſeinen völligen Antheil Brodt. Denn nunmehr durfte der Geſchwaderoberſte nicht mehr beſorgen, es möchte der Vorrath ein Ende nehmen, ehe er einen freundſchaftlichen Hafen erreichen könnte, gegen welches Unglück in dieſem ungeheuern Meere weder Rath noch Hülfe geweſen wäre. Jedermann wunderte ſich, wie es käme, daß das Volk auf dieſer Pinke Segel und Tau ohne allen Anſchein einer Schwachheit regieren konnte, ungeachtet das Schiff zween ganzer Monate ſpäter auf dem Sammelplatze erſchien, als die übrigen? Man erfuhr aber, daß ſie ſeit der Mitte des Maymonates: das iſt, ſeit dem der Centurion an der Inſel Juan Fernandez, vor Anker gekommen war, und noch beynahe vier Wochen darüber, ausgeruhet hatten. Den 16ten des Maymonates hatte es ſich auf vier und funfzig Grad funfzehn Minuten Süderbreite, nur vier engliſche Meilen weit vom Lande befunden. Nachgehends wurde es von einem Weſtſüdweſtwinde gegen die Küſte getrieben, worauf der Hauptmann entweder, weil er es überdrüßig war, die See länger zu halten, oder weil er ſich gegen den Wind nicht weiter zu halten getrauete, gerades Weges auf einige Inſeln, die er in großer Menge vor ſich ſah, losfuhr. Zwar hatte er das Glück, oſtlich an der Inchininſel eine Ankerſtelle zu finden: allein, weil er ſich nicht nahe genug an die Inſel gelegt hatte, und ſein Volk zu ſchwach war,

---

d) Er geſteht zugleich, daß der von ihm beygebrachte Abriß der Bay und des Hafens nach dem Berichte und Entwurfe zweener ſehr ſchlechter Zeichner verfertiget worden und deswegen vielleicht hier und dort nicht allzugenau ſey. Indem aber gleichwohl die Hauptpuncte nach der Schätzung ihrer gegenſeitigen Entfernung angeſetzet worden, die engliſchen Seeleute aber in dieſer Schätzung ſehr geübt ſeyn: ſo könnten die Irrungen von keiner Wichtigkeit ſeyn. Zwar ſey ein Hauptſtück, nämlich die war, das Tau ſo geſchwind, als es nöthig war, einzuholen; ſo wurde das Schiff gegen Oſten getrieben, und die Tiefe des Waſſers nahm von fünf und zwanzig Faden bis auf fünf und dreyßig beſtändig zu. Man wurde noch immer nach dem Walle getrieben, und den folgenden Tag warf man den Pflichtanker aus, durch deſſen Hülfe man zwar eine Zeitlang Widerſtand leiſtete: allein, als das Schiff den folgenden Tag von neuem anfing, die Anker bis auf eine Meile vom Lande zu ſchleppen, ſo vermuthete man nichts gewiſſers, als zu ſtranden, und zwar an einem Orte, wo die Küſte ſehr hoch und ſteil zu ſeyn ſchien; zum Unglücke waren nicht nur die Schaluppen ſehr läck; ſondern man konnte auch nirgends einen zum Landen bequemen Ort erblicken. Bey dieſen Umſtänden ſchätzete ſich jedermann für verloren; denn geſetzt, es wäre einem oder dem andern gelungen, ſich an das Land zu retten, ſo hätte er doch von den daſigen Indianern keine Gnade zu hoffen gehabt, weil ſie keine andere Europäer, als die Spanier, deren Todfeinde ſie ſind, kennen. Unterdeſſen trieb das Schiff immer näher an die gräßlichen Klippen, daraus die Küſte beſteht. Jedoch in dem Augenblicke, da man die Hoffnung ſinken ließ, zeigte ſich mitten unter den ſteilen Felſen eine kleine Oeffnung, die jedermann ein neues Leben einflößete. Man kappete ſogleich die Tauen beyder Anker, und ſteuerte nach dieſer Oeffnung, die man für einen engen Durchgang zwiſchen einer Inſel und dem feſten Lande erkannte. Er führete die Engländer in einen ſichern und windſtillen Hafen, wo ſie treffliches Waſſer und Lebensmittel im Ueberfluſſe fanden, und um dieſer Urſache willen, dieſe glückliche Entdeckung für ein Wunderwerk anſahen.

Dieſe Umſtände haben wir aus eben dem Grunde ausführlich beygebracht, aus welchem der Verfaſſer eine genaue Beſchreibung des beſagten Hafens giebt. Er glaubet nämlich, ſie wäre höchſtnützlich für ſolche Seefahrer, welche von den Weſtwinden, die in daſigem Gewäſſer beynahe unaufhörlich regieren, an eben dieſelbige Küſte geworfen werden möchten *d*).

Beſchreibung der neuentdeckten Inſel und Bay Inchin.

Die Inſel **Inchin**, darzu dieſe Bay gehöret, iſt vielleicht, ſaget er, eine von den **Chonosinſeln**, welche die ſpaniſchen Landbeſchreiber in großer Anzahl an dieſe Küſte ſetzen. Sie werden, vermöge ihres Berichtes, von einem wilden Volke bewohnt, das wegen ſeines Haſſes gegen die Spanier berufen iſt. Es kann ſehr wohl ſeyn, daß das, was die Engländer für feſtes Land anſahen, nur eine andere Inſel war, jenes hingegen viel weiter gegen Oſten lag; doch, dem ſey wie ihm wolle, ſo hat der Hafen zwo bequeme Stellen zum kalfatern. Es ergießen ſich auch viele ſehr helle Waſſerbäche hinein, und bey einigen iſt die Lage dermaßen bequem, daß man in der Doppelſchaluppe die Tonnen bloß mit der Waſſerſchaufel füllen kann. Der anſehnlichſte Bach iſt dem Hafen in Nordoſt. Die Engländer fanden einige Fiſche, und abſonderlich einige vortreffliche Meeralaute darinnen, woraus ſie ſchloſſen, er müſſe bey bequemerer Jahreszeit weit fiſchreicher ſeyn. An Lebensmitteln gab es allerley Pflanzen, zum Beyſpiele wilden Sellerey; ferner Muſchelwerk, abſonderlich Kamm- und Spitzmuſcheln von ungemeiner Größe und trefflichem Geſchmacke; weiter, eine Menge Gänſe, Möwen und **Pinguinen**, lauter köſtliche Gerichte für ausgehungerte Leute,

---

Breite, nicht gar zu gewiß, weil das Schiffsvolk weder den Tag vor dem Einlaufen in die Bay, noch den Tag nach dem Auslaufen, die Höhe genommen habe, dem ungeachtet aber könne dieſe Breite dennoch nicht weit von fünf und vierzig Grad dreyßig Minuten ſüdlich abweichen, und überdieſes verringere die Größe der Bay, die wegen ihrer eigentlichen Breite noch übrigbleibende Ungewißheit um ein merkliches. A. d. 84 S.

te, die ſchon ſo lange auf der See herumſchwärmeten. Ungeachtet man damals mitten im Winter war, ſo ſchien doch die Witterung im geringſten nicht ſtrenge. Sowohl die Bäume, als die Raſenplätze, zeigeten noch etwas grünes, und würden im Sommer ohne Zweifel noch weit mehrere Labſale, welche damals fehleten, zu finden ſeyn. Die daſigen Einwohner ſind weder ihrer Menge, noch ihrer Grauſamkeit wegen ſo fürchterlich, als es den Spaniern ſie abzubilden beliebet hat. Noch hat dieſer Hafen den Vortheil, daß er von allen Pfanzſtädten nurbeſagter Nation weit entfernet, überhaupt auch ſo wenig bekannt iſt, daß ein Schiff, wenn es nur einige Vorſichtigkeit dabey gebrauchen will, lange Zeit da liegen könnte, ehe die Spanier das geringſte Wort davon erführen. Nebſt dem könnte es ſich auch ſehr leicht vertheidigen. Iſt man Meiſter von der Inſel, zu welcher die Bay gehöret: ſo kann man ſie mit weniger Mannſchaft gegen ein zahlreiches Heer behaupten. Es iſt dieſe Inſel auf der Seite, wo der Hafen liegt, faſt allenthalben ſteil. Unmittelbar vor der Küſte hat man noch ſechs Faden Tiefe, und die Pinke lag hundert und zwanzig Schuhe weit vom Lande vor Anker. Es würde ſehr ſchwer fallen, ein Schiff abzuſchneiden oder zu entern, das in einer ſolchen Nähe von wohlbewaffneten Leuten, und die noch darzu an einem beynahe unzugänglichen Orte ſtehen, beſchützet wird. Mit einem Worte, dem Verfaſſer liegen dieſe ungemeinen Vortheile ſehr nahe am Herzen, und er muntert ſeine Landesleute auf, ſie möchten einen ſolchen Ort, welcher die Achtſamkeit der Nation und der Vorſteher des Seeweſens auf alle Weiſe verdiene, genauer ausforſchen laſſen e).

Falſche Nachrichten der Spanier.

Die Pinke Anne war wegen ihrer wenigen Mannſchaft nicht im Stande, Leute auszuſchicken, und die Inſel durchzuſtreifen. Man furchte ſich nicht nur vor den Indianern, ſondern auch vor den Spaniern; man getrauete ſich folglich nicht, ſich vom Schiffe zu entfernen, ſondern ſchränkete das Streifen in die Gegend um den Hafen ein. Doch geſetzt, die Befehlshaber hätten gewiß gewußt, es wäre nichts zu beſorgen: ſo ſteht doch das Land ſo voller Wälder und Berge, daß es ſchwer fällt, tief hinein zu kommen. Unterdeſſen bemerkete man doch ſo viel, daß die ſpaniſchen Berichte ziemlich weit von der Wahrheit abgehen, wenn ſie dieſe Küſte mit einer zahlreichen Menge grimmiger Einwohner bevölkern. Denn ſie ſteht, wenigſtens doch im Winter, ſo öde, daß die Engländer, ſo lange ſie da waren, nicht mehr als eine einzige indianiſche Familie ſahen, die aus einem Manne von etwan vierzig Jahren, aus ſeinem Weibe, und zwey Kindern, davon das eine nicht über drey Jahre alt war, das andere noch an der Bruſt lag, beſtund. Sie fuhren in einer Piroge, und hatten vermuthlich alle ihre Schätze bey ſich, die in einem Hunde, einer Katze, einem Fiſchernetze, einem Beile, einem Meſſer, einer Wiege, einigen Baumrinden zum verdecken, einem Garnhaſpel, einem Feuerſteine und Feuerzeuge, und anſtatt des Brodtes aus einigen gelben übelſchmeckenden Wurzeln, beſtund. Der Hauptmann ſchickte den Nachen aus, der ſie ohne Mühe an Bord brachte. Hier mußten ſie bleiben, weil der Hauptmann beſorgete, ſie möchten ihn verrathen; doch ließ er ſie wohl halten. Bey Tage waren ſie vollkommen frey auf dem Schiffe, nur bey Nacht wurden ſie eingeſchloſſen. Sie aßen mit dem Schiffsvolke. Man gab ihnen zum öftern Branntwein, darauf ſie viel zu halten ſchienen. Sie betrübeten ſich über ihre Umſtände im gerinſten nicht; abſonderlich freuete ſich der Mann, wenn man ihn mit auf die Jagd nahm, und ſah dem Schießen des Wildprets mit Luſt zu. Endlich aber wurde er tiefſinnig, und es ſchien ihm nahe zu gehen,

Indianiſche Familie, welche die Engländer an Bord nehmen.

Seltene Gaben eines Indianers

---

e) Auf der 88 Seite.

Wie er entwiſchet.

hen, daß er ein Gefangener ſeyn ſollte, ungeachtet die Frau einmal ſo luſtig blieb, als das andere. Er ließ einen ſcharfen Verſtand an ſich ſpüren. Er wußte ſeine Meynung mit großer Geſchicklichkeit an den Tag zu legen, und durch allerley Zeichen das auszudrücken, was er von einer Sache urtheilete, oder gern wiſſen wollte. Er verwunderte ſich darüber, daß auf einem ſo großen Schiffe nur ſo wenige Leute ſeyn ſollten, und ſchloß aus dieſem Umſtande, es müßten viele geſtorben ſeyn, welches er alſo zu verſtehen gab, daß er ſich mit geſchloſſenen Augen und ohne ein Glied zu rühren, auf den Ueberlauf hinlegete: doch die größte Probe ſeiner Geſchicklichkeit legete er durch die künſtliche Weiſe ab, wie er nach achttägigem Verweilen am Borde entwiſchete. Die Lücke am Vordercaſtelle ſtund offen; er nahm alſo eine ſtürmiſche Nacht zu Hülfe, ſtieg mit ſeinem Weibe und Kindern zur Lücke hinaus, und ließ ſich mit ihnen über Bord in den Nachen hinab. Dabey war er ſo liſtig, und ſchnitt, um das Nachſetzen unmöglich zu machen, die Stricke entzwey, daran die Schaluppe und ſeine Piroge hinten an das Schiff angehängt waren, worauf er gerades Weges nach dem Lande zu ruderte. Ungeachtet nun Wache auf dem halben Verdecke gehalten wurde, ſo gieng es doch mit ſeiner Unternehmung ſo ſtille und geſchwind zu, daß kein Menſch etwas davon merkete, bis ihn das Geräuſch der Ruder bey dem Abſtoßen vom Schiffe verrieth. Allein, da war es zu ſpät, ihm die Flucht zu verwehren. Ueberdieß hatte man weder Schaluppe noch Nachen mehr, wohl aber große Mühe, ſie wieder zu bekommen. Einige Engländer, bey welchen die ſeltene Gemüthsart dieſes Indianers viele Achtung erwecket hatte, vermutheten, er würde mit ſeinen Angehörigen noch in den Wäldern unweit des Hafens herum irren, und vielleicht Noth leiden; ſie brachten es alſo bey dem Hauptmanne zuwege, daß er an einem Orte, den ſie zu ihrer Abſicht für bequem erachteten, einige Lebensmittel hinlegen ließ. Man hatte Urſache, zu glauben, es habe ihm dieſe Gutherzigkeit Frommen gebracht; denn die Lebensmittel kamen weg, und man konnte aus einigen Umſtänden ſchließen, daß ſie kein anderer Menſch, als er ſelbſt, abgeholet hatte *f*). Unterdeſſen konnte er vielleicht auch die Inſel **Chiloe** erreicht, und den Spaniern von ſeinem Abentheuer Nachricht ertheilet haben, dieſen aber wäre es etwas leichtes geweſen, das Schiff zu überfallen. Eben deswegen nun unterließ der Hauptmann von dieſer Zeit an, alle Abende ein Stück zu löſen, gleichwie ſeine Gewohnheit bisher geweſen war, indem er vermeynet hatte, das Gekrache werde den Feinden, die es zu hören bekämen, ſein Schiff deſto fürchterlicher machen, oder ihnen wenigſtens doch beweiſen, daß man auf ſeiner Hut ſtehe. Aber voritzt ſah er ein, es beſtehe ſeine Sicherheit hauptſächlich darinnen, daß ihn kein Menſch finden könne; dahingegen er ſich nur ſelbſt verrathen werde, wenn er es den Kriegesſchiffen nachmachen wollte. Endlich, nachdem das Volk ſich von dem ausgeſtandenen Ungemache erholet, auch mit Holze und Waſſer verſorget hatte, gieng die Anne unter Segel, und kam glücklich an die Inſel **Juan Fernandez**.

Schickſal dreyer Schiffe des engliſchen Geſchwaders.

Noch waren drey Schiffe vom Geſchwader zurück: der Severne, die Perle und der Wager. Die beyden erſten waren, wie man nachgehends erfuhr, wieder nach Braſilien umgekehrt; der Wager hingegen, unter dem Hauptmanne **Cheap**, hatte den 14ten des Maymonates auf den ſieben und vierzigſten Grad Süderbreite, zwiſchen zwo kleinen Inſeln, einen Flintenſchuß weit vom Lande, geſcheitert. Der Verfaſſer beſchreibt die Uneinigkeit des Schiffsvolkes, und das Unglück des Hauptmannes ſehr umſtändlich. Es wurde dieſer von ſeinen Leuten

---

f) Auf der 95 Seite.

leuten im Stiche gelaſſen, worauf er den Spaniern in die Hände fiel, und ſo lange ein Gefangener bleiben mußte, bis er nach errichtetem Auslöſungsvertrage zwiſchen Spanien und England, auf einem franzöſiſchen Schiffe nach Europa geſchickt wurde g).

Indem der Geſchwaderoberſte wegen der drey Schiffe, deren Schickſal ihm unbekannt war, in großer Sorge lebete: ſo ließ er, nach des **Gloceſters** Ankunft, die Inſel **Maſa Fuero** beſichtigen, in Hoffnung irgend eine Bay, die ihnen zur Zuflucht gedient haben möchte, daſelbſt auszuforſchen. Der **Tryal**, dem dieſe Verrichtung aufgetragen wurde, umſchiffete die ganze Inſel, und ſah zwar nicht das geringſte Schiff, brachte aber doch ſolche Nachrichten zurück, die man bisher noch nicht gehabt hatte, und die nach des Verfaſſers Meynung von allzugroßer Wichtigkeit für die Schiffahrt ſind, als daß er ſie weglaſſen ſollte h).

Beſchreibung der Inſel Maſa Fuero.

Die ſpaniſchen Bücher reden von zwo **Juan Fernandez**inſeln, einer großen und einer kleinen. Die große iſt diejenige, wo das Geſchwader vor Anker lag; die kleine iſt weiter vom feſten Lande entfernet, als jene, und hat deswegen den Namen **Maſa Fuero** bekommen. Der **Tryal** erfuhr zuverläßig, ſie liege zwey und zwanzig Meilen von **Juan Fernandez** weſtlich, gegen Süden. Sie iſt größer, als man ſie gemeiniglich vorſtellet: Eben ſo irrig iſt es, wenn ſie als ein kahler Fels ohne Holz, ohne Waſſer, ja überhaupt unbeſteiglich vorgeſtellet wird. Die Engländer auf dem **Tryal** verſicherten, ſie ſey voll Bäume, und habe viele ſchöne Bäche, die ſich ins Meer ergießen. Auch ſahen ſie in Norden der Inſel eine Stelle, wo Schiffe vor Anker legen können, wiewohl ſie übrigens die beſte nicht iſt. Denn der Strand hat wenig Fläche. Er iſt meiſtens ſehr ſteil. Indem auch das Waſſer eine allzugroße Tiefe hat: ſo muß man den Anker ſehr nahe an den Wall ausbringen, da man aber gegen keine andere als die Südwinde Schutz findet. Außer allen dieſen Unbequemlichkeiten läuft auch noch eine Reihe Klippen von der Oſtſpitze der Inſel zwo engliſche Meilen weit in die See hinein, wiewohl ſie, die Wahrheit zu ſagen, weiter nicht viel zu ſagen hat, indem ſich die Wellen ohne Unterlaß daran brechen, und ſie dergeſtalt ſehr kenntlich machen.

Worinnen ſie die Inſel Fernandez übertrifft.

Dieſe Inſel hat über **Juan Fernandez** in dieſem Stücke einen Vorzug, daß ſie von Ziegen recht wimmelt; und weil dieſe Thiere in ihrem Aufenthalte bisher noch nie geſtöret worden ſind, ſo laſſen ſie den Jäger an ſich, es ſey denn, er verſcheuche ſie mit Schießen. Seekälber und Seelöwen giebt es da in Menge. Mit einem Worte, ungeachtet man dieſe Inſel einiger widrigen Umſtände wegen, vielleicht nicht gern zu einem Erholungsorte wählen möchte, ſo könnte ſie, nach dem Urtheile der Engländer, doch wohl im Nothfalle ſehr nützlich fallen, abſonderlich einem einzelnen Schiffe, das befürchten müßte, auf der Inſel **Juan Fernandez**, einen allzuſtarken Feind anzutreffen i).

Die Pinke Anne wird abgeſchafft.

Weil ſich die Pinke Anne in dermaßen ſchlechtem Zuſtande befand, daß die Zimmerleute ihre Ausbeſſerung für ein unmögliches Werk hielten: ſo ließ der Geſchwaderoberſte ſich gefallen, ſie abzuſchaffen: doch wurden die Lebensmittel, und alles, was den übrigen drey

Schiffen

---

g) Auf der 121 und vorherg. S.

h) Er bringt zwo Ausſichten davon bey, eine von Nordoſt, die andere von Süden.

i) A. d. 126 S.

k) Man verfertigte ein Protocoll des Inhalts: Es wären auf der Anne zwölf Kniehölzer und vierzehn Queerbalken, entweder gänzlich zerbrochen, oder doch ſehr beſchädiget; das eine Gabelholz am Boegſpriet wäre in Stücken, das andere verfaulet; die Klappen am Speygat offen und verdorben;

Anſon. 1741.

Schiffen ſonſt nützlich ſeyn konnte, heraus genommen *k*). Ihr Hauptmann beſtieg nebſt dem Ueberreſte ſeiner Leute den **Gloceſter**, wo man ſie zur höchſten Noth bedurfte. Ungeachtet es ſich mit den Kranken ziemlich gebeſſert hatte: ſo machte doch die geringe Anzahl der noch vorhandenen Mannſchaft dem Herrn Anſon allerley ſchwere Gedanken. Seit der Abreiſe aus England hatte er von den vier hundert und ſechs Mann, damit er auf den Centurion zu Schiffe gegangen war, zwey hundert und zwey und neunzig verloren. Eben ſo viel hatte auch der **Gloceſter**, wiewohl er nicht ſo ſtark bemannet geweſen war, eingebüßet, folglich nur noch zwey und achtzig Mann übrig. Man hätte vermuthen ſollen, es müßten auf dem Tryal noch weit mehr Leute geſtorben ſeyn; weil das Volk auf dem Ueberlaufe faſt immer bis an die Knie im Waſſer ſtehen mußte, gleichwohl waren nur zwey und vierzig geſtorben, und ſein günſtiges Schickſal hatte neun und dreyßig bey dem Leben erhalten. Die Seeſoldaten und Invaliden waren weit ſchlechter weggekommen, als die Matroſen. Von funfzig Invaliden, welche der Centurion am Borde gehabt hatte, lebeten nur noch viere, und von neun und ſiebenzig Seeſoldaten nur eilfe. Auf dem **Gloceſter** giengen alle Invaliden drauf; und von ſeinen acht und vierzig Seeſoldaten hatte er noch zween. Mit einem Worte, bey ihrer Abreiſe aus England, waren die drey Schiffe, woraus nunmehr das ganze Geſchwader beſtund, mit neun hundert und ein und ſechzig Mann beſetzt geweſen, voritzt aber betrug die ganze Summe aller Köpfe, die Jungens mit eingerechnet, nur noch drey hundert und fünf und dreyßig. Dieſe Anzahl war mit genauer Noth hinlänglich, nur die Schiffe zu regieren. Gleichwohl konnte man in Ermangelung einer gewiſſern Nachricht nicht anders vermuthen, als die Flotte des **Pizarro** müßte im Südmeere zugegen ſeyn; und ſie möchte nun bey der Durchfahrt durch die Straße gelitten haben, ſo viel ſie wollte: ſo ſtunden ihr doch alle ſpaniſche Seehäfen zum Ausbeſſern offen, und ſie konnte ſich überall mit Lebensmitteln und friſchem Volke verſorgen. Nebſt dem wußte man auch aus einigen Nachrichten, daß die Spanier mit Ausrüſtung einer neuen Flotte zu **Callao** beſchäfftiget waren. Alle dieſe Umſtände nun waren nicht ſonderlich geſchickt, den Muth der Engländer zu vermehren. Doch ein ganz unvermutheter Zufall gab ihrer Hoffnung auf einmal ein neues Leben.

Zuſtand des Geſchwaders.

Ein ſpaniſches Schiff wird erobert.

Zu Anfange des Herbſtmonates, da ſie eben im Begriffe waren, die Inſel zu verlaſſen, erblicketen ſie in Nordoſt ein Schiff, und dachten anfänglich, es gehöre zu ihrem Geſchwader; indem ſie aber bald darauf ſahen, daß es ein ſpaniſches war, und vermuthlich nach **Valparaſio** beſtimmt ſeyn müßte, ſo machten ſie Jagd darauf. Dieſer Sieg koſtete ihnen ſchlechte Mühe *l*). Es war ein Kauffahrer von vier hundert und funfzig Tonnen, und ſeine Mannſchaft belief ſich auf drey und funfzig Köpfe, theils weiße, theils ſchwarze. Seine vornehmſte Ladung beſtund aus Zucker und blauen wollenen Zeugen, die in der Landſchaft **Quito** gewebet werden, ferner in einigen Ballen ſogenannter **Pannia de Tierra**, oder grober Tücher von allerley Farbe, und in einigen Ballen Baumwolle und Tabak. Gleichwohl fanden die Engländer auch ſonſt noch etwas, darnach ſie mit größerer Begierde

---

den; viele Takel entzwey oder faul; das ſämmtliche Eiſenwerk faſt ganz abgenützet; die Bark und Raahölzer faul; und als man die Futterdielen zum Theile weggenommen, habe man die hinterſten in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befunden: endlich, ſo wäre das Gallion und die Verdecke läck. Dieſe Seeſprache wird für diejenigen, die wenig davon wiſſen, nicht ohne Nutzen ſeyn.

l) Er hatte nur drey vierpfündige Stücke, die aber nichts mehr taugeten, und einige Piſtolen.

de ſucheten, nämlich einige Kiſten mit Silberwerke, und drey und zwanzig Käſtchen voll Piaſter, jedwedes zwey hundert Pfund ſchwer, nebſt einer Menge Briefe und anderer Schriften, daraus ſie manches zu erfahren verhoffeten.

Nachrichten, welche die Engländer daraus erfuhren.

Das Schiff ſelbſt hieß U. L. Frau vom Berge Carmel, und wurde vom Don **Manuel Zamora** geführet. Es war vor ſieben und zwanzig Tagen zu Callao ausgelaufen, und in der That für **Valparaſio** in Chili befrachtet, von da es Getreide, Wein, etwas Gold und Hanfſchnüre, daraus man zu Lima Seile ſpinnet, zurück bringen ſollte. Das erſte, was die Engländer vom Centurion, welcher den Fang gethan hatte, vornahmen, war, daß ſie nach der Flotte frageten, die ſich auf der Höhe von **Madera** hatte ſehen laſſen; denn bisher hatten ſie weder von der Stärke, noch von der eigentlichen Beſtimmung derſelbigen, eine andere als unvollkommene Nachricht gehabt.

Nützliche Nachrichten für die Engländer.

Sie erfuhren von ihren Gefangenen, es beſtehe ſelbige aus fünf großen ſpaniſchen Schiffen unter dem Admirale **Pizarro**, und wäre bloß, die gegenwärtige Unternehmung der Engländer zu vernichten, beſtimmt geweſen; es habe aber **Pizarro** aller angewendeten Bemühung ungeachtet, das horniſche Vorgebirge nicht vorbey ſegeln können, ſondern ſeine zwey beſten Schiffe darüber eingebüßet, und endlich wieder nach dem Platafluſſe umkehren müſſen. Von hieraus habe er den Spaniern in Peru zu wiſſen gemacht, es könnte zwar wohl ſeyn, daß den Engländern das Einlaufen in die Südſee gelungen ſey: weil er aber aus ſeiner eigenen Erfahrung leicht abnehmen könne, daß ſie ungemein geſchwächet, und in ſchlechtem Vertheidigungsſtande ſeyn müßten, ſo wäre ſein Rath, der Unterkönig ſollte ſo viel Schiffe, als er immer könnte, zum Kriege ausrüſten, und gegen Süden ausſchicken, woſelbſt ſie aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge einem engliſchen Schiffe nach dem andern über den Hals kommen würden, ehe ſelbige im Stande wären, ſich auszubeſſern und mit friſchem Vorrathe zu verſorgen. Dieſer Anſchlag habe dem Unterkönige ſehr wohl ausgedacht zu ſeyn geſchienen; er habe folglich auf der Stelle vier Schiffe, eines von funfzig Stücken, zwey von vierzig, und eins von vier und zwanzig ausrüſten, und von **Callao** auslaufen laſſen. Drey davon hätten Befehl gehabt, auf der Höhe des Conceptionhafens zu kreuzen, das vierte auf der Höhe von **Juan Fernandez**. Auf dieſen Poſten wären ſie auch bis auf den 6ten des Brachmonates verblieben, nachgehends aber, weil keine Engländer zum Vorſcheine kommen wollten, wieder nach **Callao** umgekehrt, indem ſie der gänzlichen Meynung geweſen, ihre Feinde hätten unmöglich die See ſo lange halten können, ſondern ſie wären entweder längſt unter den Wellen begraben, oder doch wieder nach Europa zurück gekehret. Beſagte ſpaniſche Schiffe waren, als ſie noch kreuzeten, durch einen Sturm von einander getrennet, und nach ihrer Ankunft zu **Callao** völlig abgetakelt worden; es verſicherten auch die Gefangenen, man möchte die Anweſenheit der Engländer in dieſem Gewäſſer zu **Lima** erfahren, ſo bald man wollte, ſo würden doch wenigſtens zween Monate darüber wegſtreichen, ehe der Unterkönig ſein Geſchwader aufs neue in ſegelfertigen Stand ſetzen könnte.

Gefahr, die ihnen bevorgeſtanden.

Dieſe Nachricht fiel den Engländern um ſo viel angenehmer zu hören, weil die Mannſchaft des Centurions beym Ausſteigen auf der Inſel **Juan Fernandez** einige Aſchenhäufchen, Ueberbleibſel von Fiſchen, neue Scherben von Waſſerkrügen, und andere friſche Spuren von der Spanier Gegenwart, antraf. Wäre das Schiff nur um einige Tage zeitiger an die Inſel gekommen: ſo hätte es ohne allen Zweifel ſeine Feinde daſelbſt angetroffen, und in dem Zuſtande, darinnen es ſich wegen des langwierigen Ungemaches zur ſelbigen Zeit befand, wäre

dieſe

dieſe Zuſammenkunft nicht nur für den **Centurion** ſelbſt, ſondern auch für den **Tryal**, den **Glouceſter** und die Pinke Anne, unglücklich ausgefallen, weil immer eines nach dem andern ankam. Als hierauf die Spanier vom **Carmel** an ihrem Orte ſich gleichfalls erzählen ließen, wie widrig es den Engländern ergangen ſey, ſo konnten ſie kaum begreifen, daß man ſo viel unglückliche Zufälle ausſtehen könnte. Sie wurden nebſt ihrem Schiffe in der Bay **Juan Fernandez** aufgebracht. Hier verdoppelte ſich ihr Erſtaunen, als ſie den **Tryal** vor Anker erblicketen. Denn ſie gedachten anfänglich, er wäre hier auf der Inſel erſt gebauet worden, und bewunderten die Geſchicklichkeit der Engländer, daß ſie nach ſo viel ausgeſtandenem Ungemache, und in dermaßen kurzer Zeit nicht nur ihre übrigen Schiffe ausgebeſſert, ſondern auch ein neues von ſolcher Geſtalt erbauet hätten. Allein, da ſie erfuhren, es wäre mit dem übrigen Geſchwader aus England abgeſegelt: ſo fiel es ihnen unbegreiflich, wie es um das Hornsvorgebirge zu kommen vermocht habe, da doch die beſten ſpaniſchen Kriegesſchiffe nicht im Stande geweſen, dieſes Verhaben auszuführen.

Sie machen ſich zum kreuzen fertig.

Noch mehr Licht bekamen die Engländer aus denen Briefen, die ſie am Borde des **Carmels** fanden. Denn es beſagten ſelbige, es würden unterſchiedliche Kauffahrer aus dem Hafen zu **Lima** nach **Valparaiſo** abſegeln. Auf dieſen ſchönen Grund bauete Herr Anſon allerley Anſchläge, und ſchickte ſogleich den **Tryal** ab, mit Befehle, auf der Höhe des letztern Hafens zu kreuzen. Seine übrigen Schiffe beſchloß er ebenfalls zu vertheilen, und auf verſchiedenen Höhen kreuzen zu laſſen, nicht nur um die Gefahr, daß man ſie von der Küſte wahrnehmen möchte, zu vermindern, ſondern auch um die Bequemlichkeit der Fänge zu vermehren. Der voritzt gemachte hatte die ſämmtliche Mannſchaft mit ſolchem Muthe erfüllet, daß ſie alles ausgeſtandenen Uebels darüber vergaßen. Das Geſchütz der Pinke Anne wurde auf den **Carmel** gebracht, und der **Glouceſter** bekam zu Beſtreitung der Handarbeit eine Verſtärkung von drey und zwanzig ſpaniſchen Matroſen. Nach dieſer Anſtalt gieng man den 19ten des Herbſtmonates unter Segel. Der **Glouceſter** mußte bis auf fünf Grade ſüdlicher Breite vorwärts rücken, und auf der Höhe von **Paita** kreuzen, jedoch in einer ſolchen Entfernung, daß man ihn vom Lande nicht erblicken konnte. Der **Centurion** und **Carmel** nahmen ihren Weg gegen Oſten, und wollten ſich auf der Höhe bey **Valparaiſo** mit dem **Tryal** vereinigen. Fünf Tage hernach trafen ſie letztbeſagtes Schiff an, welches ſchon ein ſpaniſches von ſechs hundert Tonnen, der **Aranzanu** genannt, ohne ſonderlichen Widerſtand weggenommen hatte. Es war ſelbiges ungefähr eben alſo befrachtet geweſen, als der **Carmel**, nur das Geld ausgenommen, welches nicht über fünf tauſend Pfund Sterlinge am Werthe betrug, doch die Freude über dieſen Fang wurde ihm ziemlich verſalzen, weil es maſtlos geworden, und allenthalben läck war. Eine Ausbeſſerung auf der offenen See mit ihm vorzunehmen, daran war nicht zu gedenken; und eben ſo wenig erlaubeten die Umſtände, in irgend einem Hafen die Zeit darüber zu verlieren. Herr Anſon beſchloß alſo, es in Grund zu bohren, und die Mannſchaft nebſt dem Geſchütze auf den **Aranzanu** zu verſetzen, welchem er den Namen **Tryalsfang** beylegte. Dieſes Schiff, welches der Unterkönig von Peru ſchon öfter als einmal zum Kriege ausgerüſtet hatte, ſollte künftig Fregattendienſte thun, und Herr **Saunders** wurde, es zu führen, auserſehen. Sein Geſchütz beſtund aus zwanzig Stücken, die zwölfe, die am Borde des **Tryals** geweſen waren, mit darzu gerechnet.

Eroberung des Aranzanu.

Bekömmt den Namen Tryalsfang.

Der III Abſchnitt.

Fernere Verrichtungen des engliſchen Geſchwaders im Jahre 1741.

Vergebliche Anſchläge. Santa Thereſa wird erwiſcht. Edelmuth der Engländer. Röthe der See und ihre Urſache. Unterſchied der Wärme in einerley Breite. U. L. F. von Roſenroth wird erobert. Urſache einer Unternehmung auf Paita. Beſchreibung dieſer Stadt. Anſtalten zum Angriffe. Wie die Engländer ſie überrumpeln; wie ſie ihren Sieg gebrauchen. Paita wird abgebraunt. Was die Engländer mit ihren Gefangenen vornehmen. Zwey andere Schiffe werden erobert. Anſon hoffet, mit Vernons Flotte Gemeinſchaft zu pflegen. Er ſtellet der manilliſchen Gallion nach; will zu Quibo Waſſer einnehmen. Lage und Beſchreibung dieſer Inſel. Anſon beſichtiget ſolche. Perlenauſtern zu Quibo. Schildkröten. Der Spanier ungegründete Meynung dawider. Choripe, ein Dorf voll Vorrath.

Vergebliche Anſchläge.

Vermöge der weit ausſehenden Abſichten des Geſchwaderoberſtens, verhoffte man, keine geringere Thaten zu thun, als alle zur Handlung ſüdlich zwiſchen Peru und Chili, nordlich aber zwiſchen Panama und Peru beſtimmte Schiffe aufzufangen. Allein, wie der Verfaſſer ganz recht erinnert: „auch die allerklügſte Anſtalt machet den glücklichen „Ausgang einer Unternehmung nur erſt wahrſcheinlich, aber bey weitem noch nicht gewiß, „darum', weil er meiſtentheils auf ſolchen Zufällen beruhet, die kein menſchlicher Verſtand „vorher ſehen kann.„ Indem die verdrießliche Begebenheit mit dem Tryal die übrigen Schiffe nöthigte, ihr Kreuzen ſo lange einzuſtellen, und ihm beyzuſpringen: ſo hatten die Spanier unterdeſſen Zeit, nach Valparaiſo zu kommen. Man entdeckete bis auf den 5ten des Wintermonates nicht ein einziges feindliches Segel, und hielt folglich für ausgemacht, die Einwohner zu Valparaiſo müßten über das Außenbleiben des **Carmels** und **Aranzanu** Argwohn gefaſſet, und alle auf ihrer Küſte befindlichen Kauffahrer in Beſchlag genommen haben. So war auch zu beſorgen, der Unterkönig möchte mit einer abermaligen Ausrüſtung ſeiner Flotte beſchäfftiget ſeyn; denn es kann ein eilender Bothe innerhalb neun und zwanzig bis dreyßig Tagen zu Lande von Valparaiſo nach Lima kommen, ſeit Eroberung des Carmels aber waren bereits funfzig Tage verlaufen. Dieſe doppelte Sorge bewog die Engländer, ſich unter den Wind von Callao zu legen, um auf dieſe Weiſe im Stande zu ſeyn, eins mit dem ſpaniſchen Geſchwader zu wagen. Herr Anſon wußte wohl, daß kein daſiges Schiff den Hafen zu Callao vorbeyſegeln darf, ſondern bey hoher Strafe daſelbſt vor Anker kommen muß. Ein ſo unverbrüchliches Geſetz nicht achten, das hieße ſich ſelbſt verrathen. In der Ungewißheit, an welchem Orte er die Spanier antreffen möchte, wendete er ſich gegen Norden. Er befuhr die kleine Inſel St. Gallan, die nur etwa ſieben Meilen gegen Nordoſt gen Nord davon entfernet iſt. Beſagte Inſel liegt unter dem vierzehnten Grade Süderbreite fünf engliſche Meilen nordlich von einer Anhöhe **Morrovejo** oder Graukopf genannt. Zwiſchen dieſer Anhöhe und der Inſel iſt der allerbequemſte Platz zum Kreuzen, darum weil alle nach Callao beſtimmte Schiffe, ſie mögen übrigens von Norden oder von Süden herkommen, dieſe beyden Orte aufſuchen, um ihren Lauf darnach einzurichten. Den 5ten des Wintermonates bekam man die Berge bey **Barranca**, welches auf zehn Grad ſechs und dreyßig Minuten liegt, zu Geſichte. Als man noch acht oder neun Meilen davon war: ſo genoß man endlich das lange gewünſchte Vergnügen, ein Schiff zu ſehen. Der **Centurion** machte mit allen Segeln Jagd darauf, holete es auch ein, ehe eine Stunde verlief. Es hielt vierzehn Stückſchüſſe aus, und ergab ſich hernach. Dieſes Schiff war von Guajaquil, trug ungefähr drey hundert Tonnen, und hieß

Santa Thereſa wird erwiſchet.

Santa Thereſa de Jeſus. Es war für Callao befrachtet, mit Zimmerholze, mit Zwirne von Pito, welcher ungemein ſtark iſt, und von einer gewiſſen Pflanze gemachet wird; ferner mit Tuche von Quito, mit Cacao, Cocosnüſſen, Tabak, leder, Wachs und andern Waaren. An baarem Gelde fand man nicht über hundert und zehn Pfund Sterlings werth, am Borde. Die ladung wäre freylich von großem Werthe geweſen, wenn die Engländer ſie anzubringen gewußt hätten: allein, weil es den Spaniern nicht erlaubt iſt, ein Schiff vom Feinde loszukaufen, ſo helfen die Sachen, die man ihnen in dieſem Gewäſſer wegnimmt, dem Ueberwinder größtentheils weiter nichts, als in ſo weit er ſie zu ſeinem eigenen Gebrauche anwenden kann. Es ſuchten auch die Engländer ihren erhaltenen Vortheil hauptſächlich nur darinnen, daß ſie ihrem Feinde Schaden zugefüget hatten *m*).

Drey darauf befindliche Frauenzimmer. Edelmuth der Engländer.

Nebſt dem Schiffsvolke, das ſich auf fünf und vierzig Mann belief, hatte das weggenommene Schiff auch vier Manns- und drey Frauensperſonen am Borde, die alle von ſpaniſchen Aeltern waren, imgleichen drey ſchwarze Sclavinnen zur Bedienung des Frauenzimmers. Der Verfaſſer rühmet mit allem Rechte die Keuſchheit der engliſchen Officier, abſonderlich, da ſie, wie er ſaget, in ſolcher Verfaſſung waren, darinnen Seeleute nach einer beynahe jährigen gezwungenen Enthaltung natürlicher Weiſe ſeyn müſſen. Beſagte drey Frauenzimmer waren eine Mutter und ihre zwo Töchter, davon die ältere etwa ein und zwanzig, und die jüngere vierzehn Jahre alt ſeyn mochte. Sie waren in grauſamer Angſt, da ſie ſich in der Gewalt ſolcher Feinde ſahen, denen ſie wegen der ehemaligen Grimmigkeit der Freybeuter, und des Unterſchiedes in der Glaubenslehre, kaum eine menſchliche Geſtalt zutraueten; abſonderlich vermehrete die außerordentliche Schönheit der jüngſten Tochter ihre Bekümmerniß. Aus dieſen Urſachen hatten ſie ſich, als die Ueberwinder an Bord kamen, verſtecket, und es koſtete viele Mühe, bis man ſie beredete, ihren Zufluchtsort zu verlaſſen. Allein, hernach machte ſie ein lieutenant vom Centurion durch ſeine höfliche Aufführung bald wiederum etwas getroſter. Sobald der Geſchwaderoberſte von dieſer Begebenheit Nachricht bekam, ſo verordnete er, ſie ſollten auf ihrem Schiffe und in dem Zimmer, das ſie bisher inne gehabt hatten, verbleiben, und nach Möglichkeit wohl bedienet werden, verboth auch zugleich, ihnen im mindeſten verdrießlich zu fallen. Ja, damit ſeinem Befehle deſto genauer nachgelebet werden möchte, und ſie im Stande wären, Klage zu führen, wenn ſich jemand dagegen vergienge: ſo erlaubete er ſo gar, daß der ſpaniſche Steuermann, welcher auf einem ſpaniſchen Schiffe als die zweyte Perſon angeſehen iſt, in der Eigenſchaft ihres Bewahrers und Beſchützers, um ſie bleiben durfte. Dieſes Amt trug er dem Steuermanne deswegen auf, weil man merkete, es liege ihm die Sicherheit der drey Frauenzimmer ungemein am Herzen. Ja, er hatte ſich ſogar für den Ehemann der jüngſten ausgegeben. Allein, man erfuhr theils von den Gefangenen, theils mit der Zeit aus andern Umſtänden, die in der Folge vorkommen werden, daß er ſich nur deswegen dafür ausgab, um ſie gegen die Unziemlichkeiten, die ihr nach ſeiner Meynung bevorſtünden, deſto kräftiger zu verwahren. Doch das großmüthige Verfahren des Befehlshabers machte aller Furcht der drey gefangenen Frauenzimmer ein baldiges Ende.

Röthe der See und ihre Urſache.

Die vier Schiffe ſtießen zuſammen, und ſegelten mit einander gegen Norden. An eben dieſem Orte hatte die See rings herum einige engliſche Meilen weit, eine ungemein ſchöne rothe Farbe. Man befand, daß dieſe Farbe bloß von einer erſtaunlichen Menge Fiſche,

---

m) Auf der 185 und 186 S.

ſche, welche die ganze Oberfläche des Waſſers bedecketen, herrühre. Man ſchöpfte dergleichen Waſſer mit einem Glaſe, da es denn ſo hell war, als ein Cryſtall, ausgenommen, daß rothe und kleberichte Kügelchen darauf ſchwammen *n*).

Unterſchied der Wärme in einerley Breite.

Indem die Engländer neben der Küſte hinliefen: ſo bemerketen ſie faſt unaufhörlich einen Strom, der die Schiffe alle Tage zehn bis zwölf engliſche Meilen weit gegen Norden mit ſich fortriß. Auf acht Grad Süderbreite, ſahen ſie ſeit ihrer Abreiſe von der braſiliſchen Küſte zum erſtenmale wieder Boniten und fliegende Fiſche um ſich. Es iſt etwas ganz beſonderes, daß man ſie an der öſtlichen Küſte des ſüdlichen America viel weiter gegen Norden antrifft, als an der weſtlichen Küſte nurbeſagten Welttheiles. Denn an der braſiliſchen Küſte verliert man ſie allererſt bey dem ſüdlichen Wendekreiſe aus dem Geſichte. Die Urſache dieſes Unterſchiedes kann ſchwerlich eine andere ſeyn, als weil es, auf einer Seite dieſes großen Landes, unter eben derſelbigen Breite nicht eben ſo warm iſt, als auf der andern *o*).

U. L. F. von Roſenroth wird erobert.

Urſachen einer Unternehmung auf Paita.

Den 10ten des Wintermonates nahmen die Engländer drey Meilen ſüdlich von der mittägigſten unter den Loboſinſeln *p*) ein ſpaniſches Schiff ohne Gefecht weg. Es hieß **Unſere liebe Frau von Roſenroth** und hatte drey und vierzig Matroſen am Borde. Seine Ladung beſtund in Stahl, Eiſen, Wachs, Pfeffer, Cedernholze, Dielen, Schnupftaback, Roſenkränzen, einigen Ballen europäiſcher Waaren, Zimmet, blauer Stärke, und Ablaßbriefen. Es war für Callao befrachtet, und hatte unterwegens zu Paita vor Anker geleget, von wannen es erſt ſeit vier und zwanzig Stunden ausgelaufen war. Unter den Gefangenen war auch ein Irrländer, Namens **Williams**, welcher ausſagete, der Statthalter zu Paita wäre von dem Kreuzen der Engländer in dieſen Gewäſſern benachrichtiget, und voriezt wirklich damit beſchäfftiget, den königlichen und ſeinen eigenen Schatz tiefer ins Land hinein zu flüchten. Man erfuhr ferner, es liege in dem Zollhauſe zu Paita eine große Summe Geldes, das einigen Kaufleuten von Lima zugehöre, und am Borde eines wirklich ſchon im Hafen liegenden Schiffes, gebracht werden ſolle. Die Vorſtellung von einer ſo reichen Beute, und die gewiſſe Nachricht, daß die Anweſenheit des Geſchwaders nunmehr ſchon verrathen, folglich das längere Kreuzen an dieſer Küſte für die lange Weile ſey, bewog den Herrn Anſon, einen unvermutheten Angriff auf Paita zu beſchließen.

---

n) Auf der 190 S.

o) Der Verfaſſer bringt hier ſeine Gedanken von der Urſache dieſer verſchiedenen Wärme bey, und klaget darüber, daß die Naturforſcher noch niemals Acht darauf gegeben hätten. Zuförderſt ſetzt er die Sache ſelber feſt, nämlich daß die Breite eines Ortes keine Regel abgebe, woraus man den Grad der daſelbſt regierenden Wärme oder Kälte beurtheilen könne. Alſo iſt zum Exempel unleugbar, daß London wärmere Witterung habe, als die Hudſonsbay, ungeachtet ſie alle beyde unter einerley Grade der Breite liegen. Vergleicht man die braſiliſche Küſte mit der Weſtküſte von eben dieſer Hälfte des americaniſchen Welttheiles, zum Exempel **Bahia** mit **Lima**: ſo äußert ſich ein noch weit größerer Unterſchied. Es zeigen die Thermometra, die man, was den Grad der Kälte und Wärme betrifft, für eine unfehlbare Regel annehmen muß, daß zuweilen in einer ſehr nordlichen Breite, dergleichen Petersburg hat, die Wärme weit ſtärker iſt, als man ſie jemals zwiſchen den Wendekreiſen bemerket hat. Zu London verſpürete man im 1746 Jahre einige Stunden lang eine Hitze, welche diejenige übertraf, die ein Schiff vom anſoniſchen Geſchwader auf der Hin- und Herreiſe von England nach dem horniſchen Vorgebirge empfand. Denn im Sommer beſagten Jahres, ſtieg einſtens ein Fahrenheitiſches Thermometer zu London bis auf acht und ſiebenzig Grade, dahingegen ein eben ſolches auf dem erwähnten Schiffe nur bis auf ſechs und ſiebenzig ſtieg. Es geſchah ſolches auf der Catharineninſel faſt zu Ende des Chriſtmonates,

da

ßen. Hierbey hatte er über dieſes auch Gelegenheit, ſeine Gefangenen ans Land zu ſetzen, die in ziemlicher Anzahl waren, und ihm ſeinen Vorrath, den er ſelbſt brauchte, wegzehreten. Dennoch erkundigte er ſich auf das genaueſte nach der Stärke und dem übrigen Zuſtande dieſes Platzes. Die Unternehmung ſchien ihm leicht, und der glückliche Ausgang beynahe unfehlbar zu ſeyn.

Beſchreibung der Stadt Paita und der umliegenden Gegend.

Die Stadt Paita liegt in einer ganz unfruchtbaren Gegend *q*), da der Boden aus lauter Sande und Schiefer beſteht. Sie wird nur von etwa zwey hundert Haushaltungen bewohnet. Die Häuſer haben nicht mehr als einen einzigen Stock, Wände von geſpaltenem Rohre mit Leimen überkleibet, und Dächer von dürrem Laube. Unterdeſſen iſt dieſe Bauart in einem Lande, wo es höchſtſelten regnet, dauerhaftig genug. Die Einwohner ſind größtentheils Indianer, ſchwarze Sclaven, Mulatres oder Meſtizen; Weiße ſieht man wenig. Der Hafen wird zwar unter die beſten auf der ganzen Küſte gerechnet, verdienet aber dennoch nur den Namen einer Bay; doch liegt man ſicher und bequem darinnen vor Anker. Inſonderheit beſuchen ihn die Schiffe, welche von der Nordſeite herabkommen; und für diejenigen, welche von Acapulco, Sonſonate, Realejo, und Panama nach Callao wollen, iſt er der einzige Erholungsort. Denn wegen der Langwierigkeit dieſer Reiſen, auf welchen man beynahe das ganze Jahr über keinen günſtigen Wind antrifft, iſt man genöthiget, ſich an die Küſte zu halten, um ſich mit friſchem Waſſer zu verſorgen. Ob nun gleich die Gegend von Paita ſo öde iſt, daß man weder ſüßes Waſſer, noch das geringſte Gemüſe, noch andere Lebensmittel, als Fiſche und Ziegen da antrifft: ſo haben doch die Indianer zwo bis drey Meilen weit gegen Norden eine Stadt, Namens Colan, von welcher ſie auf Flößen nach Paita fahren, und Waſſer, Maiz, Gemüſe, Geflügel, und andere Bedürfniſſe dahin bringen. Vieh kömmt von Rivera, einer andern Stadt, die vierzehn Meilen tiefer im Lande liegt. Das Waſſer, das von Colan dahin geführet wird, hat zwar eine weißliche Farbe: es iſt aber deswegen dennoch ſehr geſund; ja, man giebt vor, da es durch die Salſapareillewälder fließe, ſo nehme es von der Kraft dieſer Bäume etwas an ſich. Nebſt dieſen Gemächlichkeiten, pflegen auch die Reiſenden, welche von Acapulco und Panama nach Lima wollen, zu Paita auszuſteigen. Denn da es nur zweyhundert Meilen von Callao als dem Hafen beſagter Hauptſtadt in Peru liegt, und man dieſe Reiſe zur

---

da es nur an drey Graden fehlete, daß man die Sonne nicht gerade über dem Haupte hatte. Zu Petersburg ſtieg den 20ſten und 25ſten des Heumonates im Jahre 1734 der Weingeiſt im Schatten bis auf acht und neunzig Grade, welches eine erſtaunliche Hitze iſt. Wie kömmt es nun, daß die Hitze an einigen Orten zwiſchen den Wendekreiſen ſo gar unerträglich zu ſeyn ſcheint, da doch die angeführten Exempel beweiſen, ſie ſey in der Nähe des Nordkreiſes oft eben ſo groß, ja noch größer? Der Verfaſſer giebt zur Antwort: die Schätzung der Wärme eines gewiſſen Ortes dürfe nicht nach demjenigen Grade derſelbigen, der ſich nur zuweilen daſelbſt äußert, eingerichtet werden, ſondern vielmehr nach der mittlern Wärme einer Jahreszeit, oder wohl gar des ganzen Jahres. Er giebt hiervon eine Urſache an, die von uns ſelbſt hergenommen iſt, nämlich die Empfindung, die unſer Leib von der Wärme habe, ſtimme mit der Wärme an und für ſich ſelbſt, wie ſie vom Thermometer angezeiget wird, gar nicht unfehlbar überein, welches er ſodann weiter ausführet. Auf der 203 u. vorherg. S.

p) Auf ſechs Grade ſieben und zwanzig Minuten Süderbreite. Es giebt zwo Inſeln, die alſo heißen: nämlich die gegenwärtige, Lobos zur See genannt, und dann eine andere weiter gegen Norden gelegene, welche mit jener viel Aehnlichkeit hat, und Lobos am Lande heißt.

q) Auf fünf Grad zwölf Minuten Süderbreite.

Anſon. 1741.

zur See faſt allemal mit widrigem Winde verrichten muß: ſo geht man lieber zu Lande, abſonderlich weil die Küſte eine bequemere Landſtraße hat, an welcher man Dörfer und Gaſthöfe antrifft r).

Anſtalten zum Angriffe.

Paita iſt ein offener Ort, und hat bloß eine Schanze zu ſeiner Beſchützung. Herr Anſon erfuhr von ſeinen Gefangenen, die Schanze ſey zwar mit acht Stücken beſetzet, aber bloß mit einer Mauer von Ziegelſteinen umgeben, ohne Graben, Außenwerke und Wall, und die Beſatzung beſtehe aus einer ziemlich ſchwachen Compagnie Soldaten. Zwar hieß es auch, die Stadt vermöge drey hundert Mann ins Gewehr zu ſtellen: allein, da der Geſchwaderoberſte einen plötzlichen Ueberfall im Sinne hatte, ſo ſchien es ihm nicht unmöglich zu ſeyn, den Ort gleich die folgende Nacht zu gewinnen. Seine Schiffe lagen zwölf Seemeilen weit von der Küſte; demnach durften ſie nicht beſorgen, entdeckt zu werden, und konnten doch, wenn ſie alle Segel beyſetzeten, noch vor ſinkender Nacht in die Bay einlaufen. Allein, er überlegte, daß man ſie ihrer Größe wegen, auch in der Dunkelheit wahrnehmen müßte, und daß bey dieſem Anblicke die Einwohner ihre beſte Habſeligkeit ohne Verzug tiefer ins Land hineinſchaffen würden. Ueber dieſes war auch die Unternehmung überhaupt nicht von ſolcher Wichtigkeit, daß er ſeine völlige Macht dabey anzuwenden nöthig gehabt hätte. Er beſchloß alſo nur, die Schaluppen zu gebrauchen. Brett, ſein Lieutenannt, bekam Befehl, den Anſchlag auszuführen, und acht und funfzig auserleſene Leute dazu. Um auch alle Schwierigkeiten, die von der Dunkelheit, oder Unbekanntſchaft des Ortes herrühren möchten, zu vermeiden, gab man ihm zween ſpaniſche Steuerleute zu Wegweiſern mit. Doch hielt man bey einem ſo kützlichen Auftrage für nöthig, ſich ihrer Treue zu verſichern. Man verſprach alſo, würden ſie das Ihrige redlich leiſten, ſo wollte man nicht nur ſie, ſondern auch alle übrige Gefangene, ohne einiges Löſegeld, in Freyheit ſetzen: im Gegentheile könnten ſie auch ſicher glauben, man werde ihnen bey dem geringſten Anſcheine einer Verrätherey den Kopf entzwey ſchlagen, und alle ihre Cameraden mit nach England führen. Der Verfaſſer bemerket hierbey dieſen beſondern Umſtand, es ſey einer von beyden Wegweiſern vor zwanzig Jahren vom Hauptmanne Clipperton gefangen und genöthiget worden, bey der Ueberrumpelung der Stadt Truxillo, welche ſüdlich von Paita im Lande liegt, einen Wegweiſer abzugeben. Demnach hatte ihn ſein widriges Schickſal dazu beſtimmet, daß er die beyden einzigen Unternehmungen, welche ſeit ſo langer Zeit auf dieſer Küſte gegen ſeine Landesleute gewaget worden, zum glücklichen Ende bringen mußte s).

Wie die Engländer Paita überrumpeln.

Brett kam mit ſeinen Schaluppen erſt um zehn Uhr des Abends in die Bay. Er lief hinein, ohne daß es jemand wahrnahm. Allein, als er ſich dem Strande näherte, erblickte man ihn am Borde eines vor Anker liegenden Schiffes, und ſogleich wurde Lärm; denn die Kerl riefen aus Leibeskräften: **die Engländer ſind da! die Hunde, die Engländer!** daß man ihr Geſchrey bis in die Schanze hörete. Der Schrecken breitete ſich im Augenblicke durch die ganze Stadt aus. Brett ſah viele Lichter mit großer Geſchwindigkeit von einem Orte zum andern eilen, wurde auch noch andere Merkmaale einer großen Beſtürzung gewahr. Er ſprach ſeinen Leuten zu, ſie möchten wacker drauf los rudern, und dem Feinde keine Zeit laſſen, daß er ſich zur Gegenwehr ſetzen könnte. Allein, ehe ſie das Land zu erreichen vermochten, hatten die Soldaten in der Schanze gleichwohl ſchon einige Stücke zum

---

r) Auf der 221 u. vorherg. S.

s) Ebendaſelbſt a. d. 223.

zum Schuſſe fertig gemachet, und ſo gewiß gegen die Stelle, wo die Engländer ausſtiegen, gerichtet, daß ihnen eine Kugel über den Kopf hinſauſete.

Allein, Brett ließ ihnen die Zeit nicht zum zweytenmale abzufeuern. Sobald ſeine Leute am Lande waren, führete ihn einer von den Wegweiſern funfzig Schritte weit vom Strande in ein enges Gäßchen. Hier waren ſie gegen das Feuer aus der Schanze in Sicherheit, ſtelleten ſich in ſolche Ordnung, als es Zeit und Gelegenheit erlaubete, und rückten geradesweges auf den Paradeplatz. Es war dieſer Platz ein großes Viereck, daran das beſagte Gäßchen ſtieß. Die Schanze machet eine Seite vom Vierecke, und des Befehlshabers Wohnung eine andere. Ungeachtet ſie nun in ganz guter Ordnung angezogen kamen: ſo brachte doch ihr eigenes Jauchzen und Lärmen, das zum Theile aus großer Hitze, theils aus der Hoffnung gute Beute zu machen herrührete, imgleichen das Geräuſch ihres Gewehres, und das Gelärm ihrer Trommeln, darauf mit aller Macht losgeſchlagen wurde, alles dieſes, ſage ich, brachte die Einwohner auf die Gedanken, der Feind müßte in großer Menge vorhanden ſeyn, und es wäre hier nichts beſſers zu thun, als Reißaus zu nehmen. Zwar hatten ſich einige Kaufleute auf die Gallerie an des Befehlshabers Wohnung geſtellet, und begrüßeten die Engländer mit einer Salve: es war aber nur die einzige; denn ſobald man ihren Gruß erwiederte, warfen ſie das Haſenpanier auf, und ließen die Engländer machen, was ſie wollten t). Mit der Beſatzung in der Schanze ſetzete es eben ſo wenig lange Arbeit; denn ſie kletterte über ihre eigene Mauer weg, und verſteckte ſich im Gehölze. Dergeſtalt waren die Engländer innerhalb einer Viertelſtunde Meiſter von der Stadt, ohne mehr als einen Todten und zween Verwundete zu bekommen.

Wie ſie ihren Sieg gebrauchen.

Brett beſetzete ſogleich die Schanze, imgleichen die Wohnung des Befehlshabers; denn dieſer hatte ſich über Hals und Kopf nur halb angekleidet aus dem Staube gemacht, und ſeine Frau von ſiebenzehn Jahren, damit er erſt ſeit drey Tagen verheirathet war, im Stiche gelaſſen. Die übrigen Zugänge zu der Stadt wurden gleichfalls mit einiger Mannſchaft oder doch wenigſtens mit einer Schildwache beſetzet. Als dieſes geſchehen war: ſo nahm Brett vor allen Dingen Beſitz von dem Zollhauſe, wo die ſämmtlichen Reichthümer der Kaufleute in Verwahrung lagen. Er fand ganze Packhäuſer voll koſtbare Waaren, die aber dem Geſchwader wenig nützeten. Doch als Hr. Anſon den folgenden Tag mit ſeiner ganzen Macht herbeykam, und die Früchte des Sieges genauer beſichtiget wurden: ſo waren die Schaluppen kaum im Stande, die Beute fortzuſchaffen. Man erfuhr nachgehends, daß die Spanier ihren Verluſt auf anderthalb Millionen Piaſters ſchätzeten; und der Verfaſſer hält dieſe Summe nicht für übertrieben; denn die Engländer nahmen nur allein an Gelde und Silberwerke für 30000 Pf. Sterlings mit ſich weg. Die Juwelen, als Ringe, Armbänder u. ſ. w. machten zuſammen einen Werth aus, der ſchwer anzugeben fällt. Nebſt dem iſt die Beute, die jedweder für ſich ſelbſt machte, in beſagter Rechnung nicht mit begriffen. Weil es nun dem Verfaſſer ſchwer fällt, die Summe davon anzugeben: ſo ſaget er nur, es ſey die wichtigſte Beute geweſen, welche die Engländer auf dieſer Küſte gemacht hätten u).

Paita wird abgebrannt.

Allein, ſie vernichteten wohl eben ſo viel, als ſie mitnahmen, weil ſie den Schluß faſſeten, mit Ausnahme beyder Kirchen, die zum Glücke frey ſtunden, die ganze Stadt wegzubrennen. Dem Befehle wurde genau nachgelebet. Man füllete innerhalb einigen Tagen

---

t) A. d. 227 u. vorherg. S.

u) A. d. 252 S.

Anſon. 1741.

gen verſchiedene Häuſer mit Peche und Theere, daran die Vorrathshäuſer keinen Mangel hatten. Das Feuer gieng überall zugleich auf, und griff mit ſolcher Geſchwindigkeit um ſich, daß es keine menſchliche Kunſt mehr hätte zu löſchen vermocht. Viele feine Tücher, Seidenzeuge, Batiſt und andere Waaren, giengen im Rauche auf. Das Geſchütz in der Schanze vernagelte man, und fünf im Hafen liegende Schiffe bohrete man nach gekappten Maſten in Grund. Indem dieſes vorgieng, ſahen die Einwohner auf einer Anhöhe dem Handel zu; zwar thaten ſie einigemal, als ob ſie einen Angriff auf die Stadt und Schanze zu wagen gedächten: allein, ſie hatten niemals das Herz, den Engländern unter die Augen zu kommen.

Was die Engländer mit ihren Gefangenen vornehmen.

Weil nun der Geſchwaderoberſte mit der Redlichkeit der beyden ſpaniſchen Steuerleute zufrieden war: ſo geſtund er ihnen die verheißene Belohnung ihrer Dienſte ohne weiteres Bedenken zu. Es waren unter den Gefangenen unterſchiedliche angeſehene Perſonen, abſonderlich ein junger Menſch von ſiebenzehn Jahren, des Vicepräſidenten der chiliſchen Regierung Sohn. Als er ſich an den Bord eines Schiffes vom Geſchwader begeben ſollte: ſo verurſachte die Erinnerung des unmenſchlichen Verfahrens der ehemaligen **Flibuſtiers** und **Boucaniers**, davon man ihm von Jugend auf ſo viel erzählet hatte, ein ſolches Entſetzen bey ihm, daß er vor Schrecken beynahe in Ohnmacht dahin ſank. Er beweinete ſein Unglück auf die kläglichſte Weiſe, und bejammerte ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Brüder, ſeine Schweſtern, ſein Vaterland, von welchem allen er nicht das geringſte wieder zu ſehen verhoffete, ſondern ſich einbildete, er müßte nun, wenn es ihm anders ſo gut würde, Zeit Lebens ein elender Leibeigener bleiben. Eben dieſe Meynung hatten auch alle übrige Spanier von ihrem Schickſale. Hr. Anſon ſuchte ihnen dieſen ſchimpflichen Verdacht auf alle mögliche Weiſe zu benehmen. Er ließ diejenigen, die eines ſolchen Vorzuges würdig waren, an ſeiner Tafel ſpeiſen; er befahl, man ſollte mit einem jedweden nicht nur leutſelig, ſondern auch ſeinem Stande gemäß, umgehen. Sie ſchöpften auch bald wieder Muth, ja ſie wurden allgemach ganz luſtig. Inſonderheit gewann der junge Menſch eine ungemeine Liebe und Hochachtung gegen ſeinen Wohlthäter; ja, es gefiel ihm die engliſche Lebensart überhaupt ſo wohl, daß es der Verfaſſer für ungewiß hält, ob es ihm nach ſeiner Befreyung zu Paita lieber geweſen wäre, eine Reiſe nach England zu thun, als nach Hauſe zu gehen *x*). Die drey Frauenzimmer von der Thereſe, welche man beſtändig mit aller nur erſinnlichen Achtung bedienet hatte, ließen ſich die bezeugte Höflichkeit ſehr wohl gefallen, und verlangeten in dem erſten Augenblicke ihrer Freyheit, an den Bord des Centurion gebracht zu werden, um dem Geſchwaderoberſten ihre Dankſagung in eigener Perſon abzuſtatten. Ein Jeſuit, der bey den Spaniern beſonders viel galt, konnte nicht Worte genug finden, ſeine Erkenntlichkeit auszudrücken. Abſonderlich erhub er die Aufführung der Engländer gegen das Frauenzimmer *y*) bis an die Sterne.

Erkenntlichkeit der Spanier.

Grundſatz einer weiſen Staatsklugheit.

Der Verfaſſer beſchließt dieſe Erzählung mit einigen ſehr vernünftigen Gedanken. Er ſaget: „es iſt uns auf alle Weiſe viel daran gelegen, was für Gedanken die Spanier „von uns haben. Ja, es iſt uns an ihrer Hochachtung vielleicht mehr gelegen, als an der „guten

---

x) Auf der 255 Seite.

y) Auf der 258 Seite.

z) Auf der 259 Seite.

a) Auf der 266 Seite.

b) A. d. 269 und vorhergehenden Seite. Wir müſſen die ausführliche Beſchreibung dieſer Anſchläge doch wenigſtens in einer Anmerkung mittheilen. Erſtlich, ſetzet der Verfaſſer voraus, es hätte

Anſon.
1741.

„guten Meynung aller übrigen Völker in der ganzen Welt. Die Handlung, die wir mit „ihnen treiben, und künftig wieder mit ihnen treiben können, iſt nicht nur ungemein wichtig, ſondern hat über dieſes auch die ganz beſondere Eigenſchaft, daß ſie auf beyden Seiten ehrliebende Geſinnungen, Treu und Glauben erfordert. Demnach that Herr Anſon „den Regeln der Staatsklugheit nicht weniger ein Genügen, als ſeiner eigenen Neigung, „wenn er mit den Spaniern, die ihm das Waffenglück in ſeine Hände lieferte, gütig umgieng„ z).

Zwey andere Schiffe werden erobert.

Indem die Unternehmung auf Paita ausgeführet wurde, fuhr der **Gloceſter** unter dem Hauptmanne Mitchel mit glücklichem Erfolge in ſeinem Kreuzen fort, und eroberte zwey ſpaniſche Fahrzeuge. Eines führete Wein, Branntewein, Oliven in Krügen, und ungefähr ſieben tauſend Pfund Sterlings an baarem Gelde; das andere war nur eine große Barke, und mit Baumwolle beladen. Als das Geſchwader den 26ſten wieder in die See geſtochen war: ſo traf es gleich am folgenden Tage den Mitchel mit ſeinen beyden Fängen an. Die Gefangenen vom letztern gaben ſich anfänglich für ſehr arm aus; die Engländer glaubeten es auch, weil ſie in der That ſonſt nichts als Baumwolle ſahen. Allein, da ſie die Ladung an Bord des **Gloceſters** brachten, ſo zeigete ſich der Betrug, indem die Baumwolle eigentlich nur die Einhüllung war, inwendig aber in jedwedem Ballen noch ein Päckchen doppelte Piſtolen und Piaſter lag, die in allem über zwölf tauſend Pfund Sterlings am Werthe betrugen *a*).

Herr Anſon hoffet mit der Flotte des Admirals Vernon Gemeinſchaft zu pflegen.

Nach der Vereinigung mit dem **Gloceſter** beſchloß man, gegen Norden zu laufen, und ſobald als möglich das Vorgebirge **St. Lucas** in **Californien**, oder das Vorgebirge **Corientes** an der mexicaniſchen Küſte zu gewinnen. Bey der Abreiſe von Juan Fernandez hatte Herr Anſon ſich vorgeſetzt, in der Gegend bey Panama anzulegen, und zu ſehen, ob er nicht mit der Flotte des Admirals **Vernon** einigen Zuſammenhang errichten könnte; denn er glaubete, es müßte dieſelbige voritzt in Weſtindien zugegen ſeyn, wußte auch, daß ſie ihre Macht gegen irgend eine ſpaniſche Pflanzſtadt anwenden ſollte. Weil er es nun nicht für unmöglich hielt, daß voritzt eine engliſche Beſatzung in **Porto bello** liegen könnte: ſo hoffete er, in der Nähe des ſchmalen Landſtriches leicht eine Gelegenheit auszufinden, wie er die engliſche Flotte, die nach ſeiner Meynung an der jenſeitigen Küſte lag, von ſeinen Umſtänden benachrichtigen könnte, es ſey nun entweder vermittelſt der daſigen Indianer, welche England gar nicht abgeneigt ſind, oder wohl gar durch Hülfe eines gebohrnen Spaniers, den man vielleicht durch das Verſprechen einer großen Belohnung blenden könnte. Wäre nun der Briefwechſel einmal angefangen, ſo fiele es deſto leichter, ihn fortzuſetzen. Dergeſtalt hoffete er eine Verſtärkung aus der Nähe zu erhalten; ja er machte ſich die Gedanken, vielleicht **Panama** ſelbſt wegzunehmen, wenn er mit den Häuptern der engliſchen Macht in der Nordſee nach einem gemeinſchaftlichen Entwurfe zu Werke gehen könnte. Dieſe Eroberung, fährt unſer Verfaſſer fort, hätte England den wirklichen Beſitz der peruvianiſchen Schätze, oder doch eine Vergütung für ſeine Anforderungen an einen oder den andern Aſt des Hauſes **Bourbon** verſchaffet *b*).

Sein Anſchlag auf Panama.

---

hätte das Geſchwader das horniſche Vorgebirge ohne einige Verringerung ſeiner Kräfte, vorbeygeſegelt, indem dieſes eine an ſich ſelbſt gar wohl mögliche Sache ſey, gleichwie das Beyſpiel der beyden Armateurs, der Herzog und die Herzoginn von Briſtol genannt, beweiſe, welche auf der ganzen Fahrt von der braſiliſchen Küſte, bis an die Inſel Juan Fernandez nicht mehr als zween Mann ein-

Anſon.
1741.

Er ſtellet der manilliſchen Gallion nach.

Dergleichen weit ausſehende Anſchläge hegte Herr Anſon, unſerm Verfaſſer zu Folge, ungeachtet der Schwäche ſeines Geſchwaders. Allein, als er die Briefſchaften, die der **Carmel** am Borde gehabt hatte, durchlas: ſo erfuhr er, es wäre die Unternehmung auf **Carthagena** mislungen. Dieſes Unglück machte, daß er nicht weiter daran gedachte. Das einzige, was er voritzt noch hoffen konnte, war, die manilliſche Galion an der ſüdlichen Spitze von **California** oder an der mexicaniſchen Küſte zu erlauern, indem ſie bereits auf ihrem Wege nach **Acapulco** begriffen ſeyn mußte. Weil nun die Fahrt bis dahin nicht mehr als einen Monat oder fünf Wochen erfordert: ſo hatte er die benöthigte Zeit noch gedoppelt übrig,

---

einbüßeten; dieſes alſo vorausgeſetzt, ſuchet er zu beweiſen, das anſoniſche Geſchwader wäre ſodann im Stande geweſen, die ſpaniſche Herrſchaft in America zu erſchüttern, und ſtellet zu dieſem Ende den Zuſtand vor, darinnen ſich die an der See gelegenen Landſchaften von **Chili** und **Peru** zu ſelbiger Zeit befanden, und die wirkliche Geſinnung ihrer Einwohner, ſowohl Spanier als Indianer. „Unter den Befehlshabern, ſaget er, herrſchete lauter Misverſtändniß. Die **Creolen** waren äußerſt ſchwürig. Es war weder Gewehr noch Pulver da. Die Beſatzungen und alle Kriegeszucht überhaupt waren zu Grunde gegangen. Die benachbarten Indianer warteten nur auf einen günſtigen Augenblick, wenn ſie die Waffen ergreifen, und die ſeit zwey hundert Jahren ausgeſtandenen Drangſalen rächen könnten. Alles dieſes erſah Herr Anſon aus denen Briefen, die er auf den eroberten Schiffen fand. Die Furcht vor dem engliſchen Geſchwader machte den Widerwillen der Statthalter gegen einander ſelbſt noch größer. Es ſchob immer einer die Schuld, wegen des bevorſtehenden Unglücks, auf den andern. Die Präſidenten von **Chili** und **Panama**, imgleichen alle übrige Befehlshaber, verlangeten von dem Unterkönige in Peru, den benöthigten Vorſchuß zu Gegenanſtalten. Der Unterkönig gab zur Antwort: die königliche Kammer zu **Lima** wäre erſchöpft, und er habe mit ſich ſelbſt genug zu thun. Ueber das alles war auch der gemeine Mann ſehr misvergnügt. Er glaubete, die Staatsangelegenheiten wären ſchon viele Jahre her bloß nach eigennützigen Abſichten beſorget worden. Man hatte unzählige Beweiſe in Händen, daß dieſes die allgemeine Meynung der **Creolen** war; und der Verfaſſer hält für genug, nur einen einzigen anzuführen, nämlich das Zeugniß der franzöſiſchen Akademiſten, die ſich in America aufhielten, um einen Grad unter der Linie auszumeſſen. Denn in dem Berichte des Herrn **de la Condamine**, darinnen er die Ermordung eines franzöſiſchen Wundarztes erzählet, wird auch gemeldet, es hätten bey dem damals entſtandenen Auflaufe alle Einwohner die Regierung einmüthig verflucht.

„Die Indianer an der Gränze wären ihrer Seits faſt überall zur Empörung geneigt. Man erſah aus einigen aufgefangenen Briefen, daß ſie bey der geringſten Unterſtützung zum Gewehre gegriffen hätten. Abſonderlich war dieſes die Geſinnung derer, welche ſüdlich an **Peru** gränzen, der **Arancos** und anderer chiliſchen Völkerſchaften, das iſt der allermächtigſten. Die Spanier ſchrecketen damals die **Chilier** mit der großen Verſtärkung, die ſie unter dem Admirale **Pizarro** aus Spanien erhalten würden, und droheten ſodann, dasjenige vollends auszuführen, was ihre Vorfahren unausgemacht gelaſſen hätten. Dieſe Drohungen erſchrecketen die Indianer dermaßen, daß ſie glaubeten, es wäre auf ihre gänzliche Vertilgung angeſehen. Die Pizarren, wovon die erſten Eroberer des Königreichs **Peru** geweſen, und die Peruvianer, welche die Zerſtörung ihres Reiches, den Tod des **Atalipa**, deſſen Angedenken ihnen noch immer werth iſt, die Abſchaffung ihres Gottesdienſtes, und das Niedermetzeln ihrer Vorältern, noch gar nicht vergeſſen haben, verabſcheuen alles, was **Pizarro** heißt. Eben ſo gut weis man auch in **Chili**, daß der ſclaviſche Zuſtand, und das Elend der Einwohner bloß aus dieſer Quelle entſprungen ſey. Das Angedenken dieſer traurigen Begebenheiten iſt bey dieſen Leuten noch im geringſten nicht erloſchen: im Gegentheile ſind alle ihre Feſte mit ſolchen Aufzügen vergeſellſchaftet, die ſie an ihre ehemalige Herrlichkeit, und an ihr nunmehriges Unglück erinnern. Sie kommen bey dieſen Vorſtellungen vor Herzeleid und Grimm ganz außer ſich. Unwiderſprechliches Merkmaal! daß ſie nur auf Gelegenheit lauern, ſich in Freyheit zu ſetzen, und an ihren Tyrannen zu rächen. Den ſpaniſchen Statthaltern war dieſe Geſinnung ſehr wohl bekannt; ſie beſorgeten eine allgemeine Empörung, und ſuchten alle Mittel hervor, die trotzigſten unter dieſen Indianern zu beſänftigen.

Anſon.
1741.

übrig, indem beſagtes Schiff nicht vor dem halben Jenner zu **Acapulco** anlanget. Unterdeſſen da das ſüße Waſſer auf allen Schiffen des Geſchwaders abzunehmen begonnte: ſo mußte man vor allen Dingen dieſer Noth, welche noch größer werden konnte, Rath ſchaffen, ehe man an die Fahrt nach **California** gedachte. Zu **Paitá** hatte man kaum ſo viel Waſſer aufgetrieben, als täglich aufgieng. Man zog alſo die Tagebücher der Reiſenden zu Rathe, und beſchloß endlich, auf der Inſel **Quibo**, die unweit der Einfahrt in die Bay von **Panama** liegt, friſches Waſſer einzunehmen. Zwar lag die Cocosinſel näher am Wege: allein, ungeachtet ſie in einigen Berichten der **Flibuſtiers** ſehr angerühmet wird: ſo hatte

„Der Präſident von Chili hatte den Oberhäuptern der **Arancos** große Geſchenke gegeben, um ſie zu einem Stilleſtande, deſſen Bedingungen für ſie ungemein vortheilhaft waren, zu bewegen; und bey der Engländer Ankunft war die Sache noch nicht zur Richtigkeit gebracht. Herr Anſon hätte alle Küſten ohne Volk und ohne Gewehr angetroffen. Er bekam zuverläßige Nachricht, es wären im ganzen Königreiche Chili keine drey hundert Feuerröhre, ja noch darzu meiſtens nur alte Muſqueten anzutreffen. **Baldivia** hätte keine andere Mühe, als den Angriff erfordert; die **Arancos**, **Pulchos**, und **Puginchos**, die fünf und zwanzig Meilen nordlich von beſagter Stadt am Kaiſerfluſſe wohnen, hätten das Gewehr ſogleich ergriffen. Es können dieſe Völker bis dreyßig tauſend Mann, meiſt Reuterey ins Feld ſtellen. Es hätte ſie nicht das geringſte an einem Einfalle in Chili gehindert, wo ſie weder Gewehr noch Pulver, wohl aber weibiſche Einwohner, welche ihr Wohlleben und der Müßiggang einiges Ungemach auszuſtehen untüchtig gemacht hat, angetroffen hätten. Da nun die Indianer an der peruvianiſchen Gränze nicht weniger geneigt waren, das ſpaniſche Joch abzuwerfen: ſo hätte ein allgemeiner Aufſtand in dem ganzen ſpaniſchen America daraus entſtehen können. In dieſem Falle hätten ſich die **Creolen**, welche der Regierung ohne dieß nicht günſtig waren, auf keine andere Weiſe zu helfen gewußt, als wann ſie mit den Indianern einen Vergleich gemacht, und einem Landesherrn, der für ihre Sicherheit ſo ſchlechte Sorge trug, den Gehorſam aufgekündiget hätten. Sollte ja dieſe Muthmaßung ungegründet zu ſeyn ſcheinen: ſo hält doch der Verfaſſer zum wenigſten dieſes für unſtreitig, daß die Spanier nicht im Stande geweſen ſeyn würden, ſich gegen die Unternehmungen der Engländer zu ſetzen, wenn die Indianer bey ihrer Ankunft das Gewehr ergriffen hätten. Er ſaget ferner, es wären auf dieſer ganzen Küſte nicht mehr als zween Plätze, nämlich **Panama** und **Callao**, geweſen, denen man die Stärke, dem engliſchen Geſchwader zu widerſtehen, hätte zutrauen können: und Herr Anſon hatte ſichere Nachricht, daß dieſer Widerſtand nicht lange würde gewähret haben. Der Unterkönig ſelbſt beſorgete ſich eines Beſuches in **Lima**. Es giebt in der That unterſchiedliche Stellen an der Küſte, da man ſehr bequem vor Anker liegt, abſonderlich eine, zwo Meilen ſüdwärts von Callao, gerade nordlich über der Spitze, welche Herr Anſon in ſeiner Karte **Morro Solar**, nennt: hier findet man auf zwey Ankertauen weit vom Lande, ſechzig bis achtzig Faden Tiefe; und die Spanier wußten vollkommen wohl, wie leicht es falle, eine Landung an dieſem Orte zu wagen; denn da die Erſchöpfung der königlichen Kammer es nicht erlaubete, eine Schanze an dieſem Orte anzulegen, ſo ſtelleten ſie hundert Reuter dahin, die aber freylich zu ſonſt nichts geholfen hätten, als von der Ankunft der Engländer bey Zeiten Nachricht zu geben. Der Verfaſſer bringt noch viele andere Umſtände bey, welche dem Geſchwader zum Vortheile gereichen konnten, abſonderlich aber, daß es über den ſchmalen Landſtrich bey **Panama** alle Bedürfniſſe an Gewehre, Pulver und Volke zu erhalten vermocht hätte, und daß, kurz zu ſagen, England im Stande geweſen wäre, ſeine daſigen Eroberungen der ganzen ſpaniſchen Macht zum Trotze, zu behaupten. Es ſtunden dem Madriter Hofe nur zween Wege offen, ſich wieder in den Beſitz dieſer reichen Länder zu ſetzen, nämlich Gewalt der Waffen, und gütlicher Vergleich. Der erſtere Weg wäre ſehr ſchwer, ja vielleicht gar unmöglich gefallen; der zweyte hätte England doch wenigſtens einen Frieden verſchaffet, darinnen dem Hochmuthe ſeiner Feinde Schranken geſetzet worden wären.„

Es iſt nicht zu verwundern, daß Herr Walther, um ſich die verdrießlichen Stunden einer langwierigen Reiſe, zu verſüßen, ſich zuweilen mit einem ſo ſchönen Traume beluſtigte, wie jener Athenienſer beym **Horatius**.

Anſon. 1741.

hatte ihn doch die Erfahrung ſchon gelehret, auf dergleichen verdächtige Nachrichten wenig zu bauen. Nebſt dem konnte ihm auch wohl auf dem Wege nach Quibo irgend ein Schiff von Panama in die Hände fallen.

Will zu Quibo Waſſer einnehmen.

Er machte ſich alſo mit acht Fahrzeugen, welche eine anſehnliche Flotte vorſtelleten, auf den Weg nach Quibo. Den 19ten erblickte man auf ſieben engliſche Meilen weit das weiße Vorgebirge, und ließ es in Süd gen Oſt liegen. Beſagtes Vorgebirge liegt unter vier Grad funfzehn Minuten Süderbreite, und giebt eine ſehr bequeme Stelle zum Kreuzen ab, indem niemals einiges Schiff, das dieſe Küſte befährt, es mag übrigens von unten herauf oder von oben herab kommen, es aufzuſuchen unterläßt. Den 22ſten in der Frühe erblickte man die Inſel Plata auf vier Meilen weit gegen Oſten, und um drey Uhr Nachmittages hatte man die Spitze Manta auf ſieben Meilen in Südoſt gen Oſt vor ſich. Weil nun die Stadt gleiches Namens nicht weit davon liegt: ſo ergriff der Gloceſter dieſe Gelegenheit, ſich ſeine Gefangenen vom Halſe zu ſchaffen. Den 25ſten erblickte man die Inſel Gallo auf vier Meilen weit in Oſt gen Süd. Hernach lief man queer durch die Bay von Panama, in Hoffnung gerades Weges an die Inſel Quibo zu kommen: allein, es zeigte ſich bald, daß man beſſer weſtlich hätte halten ſollen. Denn weil die Winde gegen dieſes Compaßviertel umliefen: ſo hatte das Geſchwader große Mühe, an die Inſel zu kommen. Den 22ſten lief es über die Linie. Indem man nun hiermit die Nachbarſchaft der ungeheuern Gebirge, die von den Spaniern Cordelleras genannt werden, verlaſſen hatte, und ſich dem ſchmalen Landſtriche näherte, wo der Zug der Luft von Oſten nach Weſten, durch das nurbeſagte erſtaunliche Gebirge nicht mehr aufgehalten wird: ſo ſpürete man den Unterſchied der Witterung ſehr geſchwind. Die Hitze war eben ſo unerträglich, als an der braſiliſchen Küſte. Bis auf den ſiebenten Grad der Norderbreite, hatte man viele Windſtillen, und ſtarke Regengüſſe, die man nicht ſowohl der Nähe der Linie, als den noch immer fortwährenden Vandevols zuſchrieb, ungeachtet ihre Zeit, der gemeinen Meynung zu Folge, im Brachmonate anfangen, und im Wintermonate aufhören ſollte.

Inſel Quibo und ihre Lage.

Beſagte Windſtillen fielen den Engländern bequem, einige von ihren Schiffen, die keine gute Segeler waren, zu verbrennen, wornach das Geſchwader noch aus fünf Schiffen beſtund. Endlich den 3ten des Chriſtmonates erblickte man die öſtliche Spitze c) der Inſel Quibo, vier Meilen weit von ſich in Nordoſt, und die Inſel Quicara eben ſo weit in Weſtnordweſt. Der Grund war auf fünf und ſechzig Faden Tiefe grauer ſchwarzgeſprengter Sand. Weil bey der Mündung des Gats einige Untiefen vorhanden ſind: ſo beſchloß man, bis auf den folgenden Tag die hohe See zu halten. Um ſechs Uhr Vormittages hatte man das Vorgebirge Maſiaro auf drey bis vier Meilen weit in Nordoſt gen Nord vor ſich. Als man dieſes vorbey gelaufen war: ſo hatte man um neun Uhr die Inſel Sebaco auf vier Meilen in Nordweſt gen Nord. Zwar trieb der widrige Wind die Schiffe öfters zurück: doch des folgenden Tages erreichte man die Südſüdoſtſpitze der Inſel glücklich, und um drey Uhr Nachmittages lief man in das Gat oder den Canal Bueno, indem man einer gewiſſen Sandbank, die ſich von der ſüdlichen Spitze in die See hinein erſtrecket, auswich. Beſagtes Gat iſt wenigſtens ſechs engliſche Meilen breit, und bleibt man im Durchfahren anderthalb Meilen weit von der Brandung. Die Engländer fanden eine ſehr gute Ankerſtelle auf

---

c) Auf ſieben Grad zwanzig Minuten Süderbreite.

d) A. d. 282 und vorherg. S. Der Verfaſſer giebt einen Grundriß von der oſtlichen Spitze, wo man

Anſon. 1741.

auf drey und dreyßig Faden Tiefe, und ſchlammichten Grund. Hier hatten ſie die ſüdliche Spitze der Inſel in Südſüdoſt, eine ſehr kenntliche Anhöhe auf der Inſel in Weſtnordweſt, und die Inſel Sebaco in Oſtnordoſt *d*).

Beſchreibung der Inſel Quibo.

Sie fanden den Waſſerplatz ohne Mühe, indem er nicht weiter als drey Vierthel einer engliſchen Meile in Nordweſt gen Nord von ihnen lag. Die Inſel Quibo iſt zum Holz und Waſſerholen gleich bequem. So weit als die Fluth aufſteigt, iſt der ganze Boden mit Bäumen bewachſen, und es ergießt ſich ein ſtarker Bach ſüßes Waſſers über ein ſandigtes Ufer. Die Inſel iſt überhaupt mit Ausnahme eines einzigen Ortes nur mittelmäßig hoch, und eigentlich ein Wald von immer grünen Bäumen. Abſonderlich findet man da viele Canificier, oder Caſſiabäume, und einige Limonienbäume. Allein, die Engländer wunderten ſich ſehr, daß ſie an einem ſo ſtillen Orte keine andere Vögel, als Papageyen, Perricos und Aras fanden. Unter den übrigen Thieren waren die Affen und Eydechſen am zahlreichſten, die ſie erlegeten und aßen. Ander Wildpret konnten ſie wegen des dichten Gehölzes nicht ſchießen. Sie ſpüreten nur einen einzigen Tieger, wiewohl ihre Gefangenen verſicherten, es gebe ſehr viele hier. Doch furchten ſie ſich vor den Tiegern nicht ſo ſehr, als vor einer gewiſſen Art Schlangen, welche der Verfaſſer fliegende Schlangen nennet, weil ſie allen Gattungen von Thieren ohne Unterſchied von den Aeſten herab, auf den Leib ſchießen. Die See um die Inſel iſt wegen der großen Menge ungeheuer großer Alligator ebenfalls ſehr gefährlich, imgleichen wegen einer gewiſſen Gattung großer und platter Fiſche, die unvermuthet einen Schuß aus dem Waſſer thun. Der Verfaſſer hielt ſie für diejenigen, welche zuweilen die Perlfiſcher mit ihren Floſſen umfaſſen, und erwürgen. Man verſicherte ihn, die Täucher hätten eben deswegen ein ſpitziges Meſſer bey ſich, und ſtießen es dem Thiere in den Leib, ſo bald es ſie zu packen beginne.

Herr Anſon beſichtiget die Inſel.

Hat viel Vergnügen dabey.

Der Geſchwaderoberſte nahm ſich vor, eine gewiſſe Bay, die man im nordlichen Theile der Inſel erblickete, in eigener Perſon zu beſichtigen, und hernach die ganze Oſtküſte der Inſel zu befahren. Er ſtieg nirgends ans Land, als wo ihm der Boden fett, und das Waſſer gut, und in Menge vorhanden zu ſeyn ſchien. An der nordoſtlichen Spitze erblicket man einen Waſſerfall, welcher Verwunderung erwecket. Es ſtrömet ein Fluß von dem reinſten Waſſer, und zwanzig Klaftern in die Breite über einen ziemlich jähen Abſchuß von etwan achtzig Klaftern in die Länge, in ein ſehr rauhes Bette hinab, indem ſowohl der Boden, als die Ufer deſſelbigen, aus lauter großen Felſenſtücken beſtehen. An einigen Orten, wo die Böſchung eben iſt, breitet ſich das Waſſer auseinander, und bildet die ſchönſten Güſſe; an andern Orten ſtürzet es ſich in Springfällen herab. Die umliegende Gegend iſt mit einem angenehmen Walde bewachſen, ja ſelbſt die Felſen, daraus die Ufer des Bettes beſtehen, oder damit ſie hier und dort zum Theile überdeckt werden, ſind mit ſehr hohen Bäumen bekrönet. Indem Herr Anſon und ſeine Befehlshaber ihre Augen an der natürlichen Schönheit dieſer Wildniß weideten: ſo zog ein Arasflug über ihnen weg; „und eben, „als ob dieſe Vögel Willens wären, die Luſtbarkeit zu vermehren, und dieſem prächtigen „Schauſpiele eine neue Zierde zu geben, ſchwungen ſie ſich über dieſem Orte auf hundert„fache Weiſe in der Luft herum, und ließen den Zuſchauern den Schimmer ihres vielfärbi„gen Gefieders in die Augen ſpielen. Noch itzo können diejenigen, welche bey dieſem Auf„tritte gegenwärtig waren, nicht ohne Luſt daran gedenken *e*).„

Ein=

---

man Waſſer einnimmt, nebſt der Ankerſtelle, und den Tiefen.

e) A. d. 288 S.

Anſon. 1741.

Perlauſtern zu Quibo.

Einwohner ſahen ſie nicht, wohl aber einige Hütten am Ufer, und große Haufen Muſcheln und ſchöne Perlmutter, welche die panamiſchen Fiſcher im vorigen Sommer da liegen ließen. Ungeachtet man in der Bay von Panama überall Perlenauſtern findet: ſo ſind ſie doch nirgends häufiger vorhanden, als zu Quibo. Man darf ſich nur in die See bücken, und ſie vom Grunde wegnehmen. Die meiſten ſind ſehr groß, aber zäh und von ſchlechtem Geſchmacke. Diejenigen, welche die meiſten Perlen in ſich haben, liegen am tiefſten. Man verſichert, es beruhe die Schönheit einer Perl auf der Beſchaffenheit des Grundes, wo die Auſter lebete. Wäre ſelbiger ſchlammigt, ſo ſey auch die Perl dunkel an Farbe, und habe ein ſchlechtes Waſſer. Es werden zu dieſer Fiſcherey ſchwarze Leibeigene gebraucht, davon die Einwohner der Stadt Panama, und der benachbarten Küſte eine große Menge haben. Sie müſſen mit beſonderer Sorgfalt zu dieſer Uebung abgerichtet werden. Man hält ſie für keine vollkommene Taucher, als wenn ſie ſo lange unter dem Waſſer bleiben können, bis ihnen das Blut zur Naſe, Mund und Ohren heraus ſchießt. Nach dieſer Probe fällt ihnen das Tauchen weit leichter: der Blutſturz ſtillet ſich von ſelbſt, und überfällt ſie niemals wieder f).

Schildkröten, und wie man ſie fängt.

Die vortrefflichen Schildkröten in der See bey Quibo, hielten die Engländer wegen der ſchlechten Auſtern ſchadlos. Die großen, oder ſogenannten Tortues franches, ſind eine ſehr geſunde Speiſe, und von vortrefflichem Geſchmacke. Sie wiegen gemeiniglich zwey hundert Pfund. Sie dieneten nicht nur dem ſämmtlichen Schiffsvolke, ſo lange es auf der Inſel war, zur täglichen Speiſe, ſondern man nahm auch ſo viele in Vorrath mit, daß man länger als einen Monat daran zu eſſen hatte. Sie trieben in den heißen Tagesſtunden oft in großer Anzahl oben auf der See, und ſchliefen. Sodann ſtellete ſich ein guter Taucher vorn in die Schaluppe, und ſo bald er der Schildkröte, die er fangen wollte, bis auf wenige Klaftern nahe gekommen war, ſo tauchte er unter, kam aber ganz nahe bey ihr wieder herauf. Sodann packte er die Schale um die Gegend des Schwanzes, und drückte mit der andern Hand den Hintern des Thieres ins Waſſer; dieſes wachte darüber auf, und begonn mit den Hinterfüßen zu arbeiten; damit blieb die Schildkröte nebſt dem Manne ſo lange auf dem Waſſer ſchwimmen, bis die Schaluppe dazu kam, und ſie alle beyde miteinander auffiſchete.

Spanier haben eine ungegründete Meynung davon.

Der Verfaſſer bewundert, wie es komme, daß die Spanier, welche an dieſer Küſte wohnen, wo die Lebensmittel nicht allemal in gleichem Ueberfluſſe vorhanden ſind, auf die Einbildung verfallen ſind, es wäre das Schildkrötenfleiſch höchſt ungeſund, ja gleichſam giftig. Nach ſeinem Erachten mochte vielleicht die wunderliche Geſtalt dieſes Thieres beſagtes Vorurtheil veranlaſſet haben. Die am Borde befindlichen Sclaven, ſowohl Indianer als Schwarze, welchen von Jugend auf eben die Meynung als ihren Herren im Kopfe ſteckte, verwunderten ſich darüber, als die Engländer mit ſolcher Luſt davon aßen, und hielten es für eine Verwegenheit, die übele Folgen nach ſich ziehen würde. Allein, da ſie endlich ſahen, daß es ihnen wohl bekam: ſo folgeten ſie ihrem Beyſpiele, und ſchätzeten ſich wegen dieſer Erfahrung recht glücklich; indem ſie künftig ohne Koſten und ſonderliche Mühe beſſere Mahlzeiten thun konnten, als ihre Herren.

Den

---

f) A. d. 290 S.

g) Auf zwanzig Grade zwanzig Min.

h) Auf ein und zwanzig Grade fünf und zwanzig

Den 9ten des Chriſtmonates gieng das Geſchwader wiederum unter Segel, zween Tage hernach, nahm es eine panamiſche Barke weg, die nach Cheripe, einem kleinen Dorfe auf dem feſten Lande, wollte. Zwar fand man nichts darauf als Bindfaden von ausgezupften Tauen, Steinſalz und etwa dreyßig bis vierzig Pfund Sterlings an Gelde: man erfuhr aber, daß Cheripe zu allen Zeiten mit Lebensmitteln angefüllet ſey, welche auf Fahrzeugen, die von Panama dahin kommen, abgeholet, und beynahe die ganze Stadt damit verſorget werde. Zwar hätten die Engländer ein offenes Dorf, das in gar keinem Vertheidigungsſtande war, ohne die geringſte Gefahr wegnehmen können: indem aber ihr Vorrath an Schildkröten für alle ihre Anſchläge hinreichend war, ſo bohreten ſie nur die Barke in Grund, und ſuchten ihre zum Kreuzen auserſehene Stelle ohne weiteres Verzögern zu gewinnen.

Cheripe, ein Dorf voll Vorrath.

Der IV Abſchnitt.

Anſons Unternehmungen im Jahre 1742.

Verhaltungsbefehle, die Galion aufzuſuchen. Cocosinſel. Irrthum der Engländer. Sie ſuchen Acapulco: verfehlen die Galion. Wie die Handlung zwiſchen Manilla und Mexico getrieben wird. Einrichtung dieſer Handlung. Man hält ſie Spanien für nachtheilig. Sonderbare Fahrt der Galion. Wie ſich die Spanier ſüßes Waſſer verſchaffen. Hinderniſſe, die von ihrer Unwiſſenheit herrühren. Merkmaale, daran die Galion die Nähe des Landes erkennet. Indianiſche Pflanzſtadt am Lucasvorgebirge. Vergebliches Warten der Engländer. Anſon muß friſches Waſſer ſuchen; Beſchreibung des Hafens Chequetan. Schwierigkeit, ihn von der See aus zu kennen. Beſchaffenheit des Waſſerplatzes. Vergeblicher Streif der Engländer. Sie verbrennen die eroberten Schiffe und laſſen die Gefangenen los.

Bey dem Aufbruche von Quibo hatte der Geſchwaderoberſte den Hauptleuten neue Verhaltungsbefehle zugeſtellet. Erſtlich ſollten ſie ſich nordlich über Acapulco begeben, und die Küſte zwiſchen der Breite von achtzehn und neunzehn Grad befahren, nachgehends in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen an der Küſte hinlaufen, bis an das Vorgebirge Corientes *g*). Hier ſollte man bis auf den 14ten des Hornungs zu kreuzen fortfahren; hernach die mittelſte Inſel unter den drey Marien, welche fünf und zwanzig Meilen von beſagtem Vorgebirge liegt, aufſuchen *h*). Fänden die übrigen Schiffe den Oberſten nicht an dieſer Inſel: ſo ſollten ſie ſich von da nach Macao an der chineſiſchen Küſte begeben.

Verhaltungsbefehle, die Galion aufzuſuchen.

Jedermann hoffete, man werde die Paſſatwinde bald antreffen, wenn man nur erſt die hohe See gewonnen habe. Allein, man wurde faſt einen ganzen Monat lang, durch die Weſtwinde, durch die Windſtillen, und durch die erſtaunlichen Regengüſſe, die mit einer erſtickenden Luft vergeſellſchaftet waren, daran verhindert. Dergeſtalt bekam man die Cocosinſel erſt den 25ſten des Chriſtmonates zu Geſichte, ungeachtet ſie nach der Schäzung der engliſchen Steuerleute, nicht weiter als hundert Meilen vom feſten Lande liegt *i*). In ihrem weſtlichen Theile ſteht ein ſehr hoher Berg, der aber auf der Oſtſeite abnimmt, und in eine niedrige Spitze zuläuft. Von dieſer Inſel ſieht man das Vorgebirge in Weſtnordweſt. Bis auf den 9ten Jenner legte man abermal nicht mehr als hundert Meilen zurück. Hier fing der Paſſatwind an, ſich ſpüren zu laſſen, und verließ das

Cocosinſel.

---

zig Minuten gegen Nordoſt, dem beſagten Vorgebirge gegen Norden.

i) Auf fünf Grad zwanzig Minuten Norderbreite.

Geſchwader nicht bis den 17ten Jenner, da man ſich auf zwölf Grad funfzig Minuten nordlich befand. Aber an eben dieſem Tage machte er einem Weſtwinde Platz, welche Abwechslung jedoch vermuthlich nur daher rührete, weil man dem Lande allzunahe gekommen war, ungeachtet man es noch auf mehr als ſiebenzig Seemeilen von ſich hatte. Hieraus ſchließt der Verfaſſer, die Paſſatwinde blieſen nur in einer großen Entfernung vom feſten Lande. Den 26ſten Jenner war man in Norden von Acapulco; hier änderte man den Lauf, und hielt öſtlich gegen das Land. Die letzten vierzehn Tage über hatte man einige Schildkröten, die auf dem Waſſer trieben, gefangen, ingleichen einige Delphine, und eine große Menge Boniten und Albicores.

Irrthum der Engländer.

Den 26ſten Jenner um zehn Uhr Abends erblickte man ein Licht in Nordoſt. Jedermann glaubete, es ſey die Galion, nach welcher jedermann auf dem ganzen Geſchwader ſeufzete. Es machte folglich die Nacht über jedwedes Schiff ſeine Anſtalten zum Angriffe. Allein, bey Aufgange der Sonne ſah man deutlich, es ſey ein Feuer auf der Küſte. Ein ſo gewaltiger Irrthum verurſachte viel Kummer. Zwar befand man ſich auf dem Wege der Galion: allein, da der Jenner beynahe ſchon zu Ende lief: ſo gerieth man in Zweifel, ob ſie nicht etwa ſchon angekommen ſey? Doch verſicherten die Gefangenen, ſie komme zuweilen erſt in der Hälfte des Hornungs; ja, ſie ſchloſſen vielmehr, weil das Feuer auf der Küſte angezündet worden, ſo müſſe ſie noch in der See ſeyn, indem allezeit, wenn ſie allzulange außenbliebe, an verſchiedenen Orten der Küſte Feuer angezündet würden, damit ſie ſich darnach richten könnte. Man glaubte ihrem Berichte nur allzugern, und das Geſchwader vertheilete ſich auf zwölf Seemeilen weit von der Küſte in einer ſolchen Ordnung, daß ſie unmöglich unvermerkt durchwiſchen konnte. Aber endlich regten ſich die Zweifel von neuem. Nebſt dem hatte das Volk auf allen und jeden Schiffen einen Hafen zu ſeiner Erholung nöthig. Herr Anſon beſchloß alſo, bey Nachtzeit eine Schaluppe in den Hafen von Acapulco zu ſchicken, weil ihm einige Indianer verſicherten, ſie könnten daſelbſt alle beliebige Nachricht einziehen, ohne daß man ihrer gewahr würde. Der Officier, welcher ſie anführete, kam fünf Tage hernach wieder zurück. Er hatte in der Gegend, wo nach der Gefangenen Ausſage Acapulco ſeyn ſollte, nicht das geringſte, das einem Hafen ähnlich wäre, gefunden. Um nun ihn zu entdecken, hatte er ſich gegen Oſten gewendet, und die Küſte auf einer Weite von zwey und dreyßig Seemeilen befahren, aber nichts als große ſandige Strecken erblicket, woran ſich das Meer mit ſolcher Gewalt brach, daß keine Schaluppe ans Land zu kommen vermochte. Endlich erblickte er von weitem zwo Zitzen ähnliche Berge in Oſten, welche, vermöge ihrer Geſtalt und Breite, die von Acapulco ſeyn mußten. Allein, weil ſein Vorrath zu Ende war: ſo mußte er den Rückweg nach dem Geſchwader ſuchen.

Sie ſuchen Acapulco.

Vermöge des letzten Stückes ſeiner Wahrnehmungen ſegelte man gegen Oſten, um Acapulco deſto näher zu kommen. Den 13ten des Hornungs fiel ein hohes Land ins Geſicht, das man im Anfange für das geſuchte hielt, nachgehends aber für das hohe Land von Seguateneio erkannte. Man ſchickte noch eine Schaluppe auf Kundſchaft aus, welche die Nachricht zurückbrachte, ſie habe den Hafen von Acapulco befahren, und ſey er wenigſtens noch funfzig Meilen gegen Oſtſüdoſt entfernet. Sie war bis über die Inſel, welche an der Einfahrt des Hafens liegt, gekommen, ohne daß die mitgegebenen beyden Wegweiſer, nämlich ein ſpaniſcher Steuermann, und ein Indianer, wußten, wo ſie waren. Allein, ſie hatte drey ſchwarze Fiſcher gefangen genommen, dabey aber die Vorſichtigkeit gebraucht,

gebraucht, den Nachen dieſer Leute gerade einem Felſen gegenüber den Wellen zu überlaſſen, die ihn nothwendiger Weiſe daran in Stücke ſchlagen, folglich bey denen, welche die Trümmer finden möchten, die Meynung erwecken mußten, als ob die drey Fiſcher zu Grunde gegangen wären.

Die Engländer verfehlen die Galion.

Dieſe Gefangenen nun verſicherten, die Engländer hätten die Galion verfehlet, indem ſie ſchon den 9ten Jenner zu Acapulco angelanget ſey. Doch tröſteten ſie das ſämmtliche Schiffvolk auch wieder, weil ſie dazu ſetzeten, das Schiff ſey ausgeladen worden, und müſſe, ſobald es mit Lebensmitteln und Waſſer verſorget ſey, den 14ten des Märzmonates eine neue Reiſe nach den philippiniſchen Inſeln antreten. Dieſe Zeitung war den Engländern um ſo viel angenehmer, weil es ihnen weit vortheilhafter war, die Galion auf ihrer Hinreiſe wegzunehmen, als auf ihrer Herreiſe; denn die Ladung war ihnen nicht ſo viel nütze, als das daraus gelöſete Geld. Ihre Hoffnung lebete demnach von neuem auf. Um dieſe zu rechtfertigen, ſuchet der Verfaſſer an dieſem Orte einen richtigen Begriff von der zwiſchen Mexico und den manilliſchen Inſeln im Schwange gehenden Handlung zu geben, weil, wie er ſaget, noch niemand ſo gute Gelegenheit, als er, gehabt hat, die Sache von Grunde aus zu erforſchen. Er geht mit ſeinen Unterſuchungen bis auf die Reiſe des Magellans zurück. Allein, weil wir in dem Artikel von den philippiniſchen Inſeln ſchon alles, was die Entdeckung, Eroberung und Regierung derſelbigen betrifft, ſorgfältig geſammelt haben k): ſo dürfen wir voritzt nur dasjenige beybringen, was beſagtem Artikel ein größeres Licht geben kann.

Wie die Handlung zwiſchen Manilla und Mexico getrieben wird.

Vorzeiten wurde die ſpaniſche Handlung der philippiniſchen Eylande zwiſchen Callao und Manilla getrieben. Die Paſſatwinde waren dieſer Fahrt allemal günſtig, und man legte gar oft zwey bis drey tauſend Seemeilen in zween Monaten zurück. Allein, die Rückreiſe von Manilla nach Callao war deſto beſchwerlicher und langweiliger. Man brachte zuweilen wohl ein ganzes Jahr damit zu, weil die erſten, welche dieſe Fahrt unternahmen, aus großer Unwiſſenheit, auf ihrem ganzen Wege immer innerhalb des Bezirkes der Paſſatwinde blieben. Endlich belehrete ſie ein gewiſſer Jeſuit eines beſſern, indem er ſie beredete, ſo lange bis ſie dem Paſſatwinde entgangen wären, ihren Lauf nordlich zu nehmen, und mit Hülfe der Weſtwinde, als welche mit zunehmender Breite gemeiniglich regieren, gegen California zu ſegeln. Nachgehends verlegete man, um die Hin- und Herreiſe abzukürzen, den Handelsſitz von Callao in Peru, nach Acapulco, welches in Mexico liegt.

Der geneigte Leſer kann hier ſich an dasjenige erinnern, was anderswo ſchon von der Inſel **Luſon**, von der Bay zu **Manilla**, von dem Hafen **Cavite**, und von ihrer allerſeitigen Bequemlichkeit zu der Handlung nach China und Indien beygebracht worden. Der Verfaſſer giebt unterſchiedliche Riſſe davon, die uns in gegenwärtiger Sammlung zu Verfertigung einer Karte von den philippiniſchen Inſeln ſehr nützlich gefallen ſind.

Waaren von Manilla.

Manilla bekömmt die Waaren, die ſich für Mexico und Peru ſchicken, hauptſächlich aus China und andern Gegenden Indiens. Dergleichen ſind Gewürz, chineſiſche Seidenwaare, abſonderlich ſeidene Strümpfe, davon wenigſtens alle Jahre funfzig tauſend Paare dahin kommen; ferner eine Menge indianiſche Zeuge, Neſſeltuch, gemalte und andere Cattune, zu geſchweigen der Goldſchmidsarbeit, welche meiſtentheils von Chineſen, die zu

---

k) In dem gegenwärtigen Theile.

Manilla ſelbſt wohnhaftig ſind, verfertiget wird, indem man daſelbſt über zwanzig tauſend Hausbediente, welche arbeiten können, zählet. Alle dieſe Waaren werden in einem großen Schiffe, das man die Galion benennet, fortgeſchaffet, ja zuweilen in zweyen, welche alle Jahre von Manilla nach Acapulco abgehen.

Einrichtung dieſer Handlung.

Nicht jedwedem Spanier auf den philippiniſchen Inſeln iſt es erlaubt, dieſe Handlung zu treiben; ſondern ſie iſt nur auf gewiſſe Perſonen eingeſchränket, und die deswegen vorhandenen königlichen Verordnungen laufen mit den Befehlen, welche die von Cadix nach Weſtindien abgehenden Regiſterſchiffe betreffen, auf eines hinaus. Nämlich der König von Spanien hält die manilliſchen Galionen, und giebt ſowohl Officiern, als Gemeinen, ihren Sold. Die Ladung iſt in eine gewiſſe Anzahl Ballen von gleicher Größe eingetheilet, und den manilliſchen Klöſtern zu einer Ergötzung wegen ihrer vielen Mühe mit dem Heidenbekehren angewieſen. Jedwedes Kloſter iſt berechtiget, nach dem Maaße als ihm mehr oder weniger Ballen zugeſtanden ſind, auch mehr oder weniger Waaren auf die Galion zu laden, oder wenn es mehr Vortheil dabey zu finden vermeynet, ſein Recht an andere Perſonen zu verkaufen oder zu übertragen. Indem nun die Kaufleute, welche dieſes Recht an ſich bringen, nicht allemal ſo viel baares Geld haben, daß ſie es nach Wunſche gebrauchen können, ſo vergleicht ſich das Kloſter mit ihnen; und ſchießt ihnen große Summen auf Gewinn und Verluſt vor. Nun iſt zwar durch die königlichen Befehle feſtgeſetzet, wie hoch ſich bey dieſer Handlung die Waaren am Werthe belaufen dürfen, und der Verfaſſer glaubet, zuverläßig zu wiſſen, es ſey beſagter Werth auf ſechs hundert tauſend Piaſter geſetzet. Allein, man beobachtet dieſe Verordnung ſehr ſchlecht; es iſt kein einziges Jahr, da der Werth der Ladung ſich nicht weit höher beliefe; die Rückfahrt aber beträgt ſelten weniger, als drey Millionen Piaſter.

Man hält ſie Spanien für nachtheilig.

Man ermißt leicht, daß der größte Theil dieſer Rückfahrt nicht in Manilla bleibe, ſondern durch ganz Oſtindien vertheilet werde. Alle europäiſche Mächte halten es für eine Grundregel der Staatskunſt, man müſſe ſchlechterdings keiner americaniſchen Planzſtadt ſo viel einräumen, daß ſie ohne ihre väterliche Hauptſtadt beſtehen könnte, noch müſſe man ihnen ein Verkehr, davon ſie reich werden könnten, mit einer andern handelnden Nation erlauben. Aus dieſem Grunde ſind der ſpaniſchen Regierung ſchon manche Vorſtellungen wegen der Handlung zwiſchen Mexico, Peru, und Oſtindien gemachet worden. Man hat angeführet, weil die chineſiſche Seidenwaare aus der erſten Hand nach Acapulco komme, ſo werde ſie weit wohlfeiler verkauft, als die zu Valenzia und anderswo in Spanien verfertigten Seidenzeuge; und man könnte von der europäiſchen Leinewand, die von Cadix nach America geführt werde, faſt gar nichts abſetzen, weil jedermann die Cattune von der Küſte Coromandel trage. Es iſt auch in der That unſtreitig, nicht nur daß Mexico und Peru eben wegen ihrer manilliſchen Handlung, Spanien um ſo weniger nöthig haben, ſondern auch, daß eben dieſe Handlung den ſpaniſchen Kaufleuten und ihren Factoren erſtaun-

---

l) A. d. 341 u. vorherg. S.

m) **Carreri** hat eine Beſchreibung ſeiner Fahrt von **Manilla nach Acapulco** herausgegeben, und ihr den Titel: **langweilige und höchſtverdrießliche Reiſe** beygeleget: er meldet aber nicht das geringſte, was nicht die Erzählung unſers Verfaſſers beſtätigte. Sein Tagebuch hält zwar wenig merkwürdiges in ſich, doch findet man die Urſachen darinnen, warum die ſpaniſchen Kaufleute, Factore und Matroſen dieſe Fahrt, die er erſtaunlich nennet, wohl zum zehntenmale wieder antreten, ungeachtet ſie ſich allemal vermeſſen, es ſollte ſie ihr Tage kein Menſch mehr darzu bereden. „Nämlich es beträgt der Sold eines jedweden Matroſens

Anſon. 1742.

ſtaunliche Summen entziehe, und hingegen den Beutel einiger einzelnen Perſonen ſpicke, die am Ende der Welt wohnen. Der ſpaniſche Oberſtaatsrath Don Joſeph Patinho ſah die Stärke dieſer Gründe nur allzuwohl ein, und beſchloß deswegen ums Jahr 1725 dieſer Handlung ein Ende zu machen, und die Einfuhren der oſtindiſchen Waaren in America auf die bloßen Regiſterſchiffe einzuſchränken. Es wurde aber dieſes Vorhaben durch das Anſehen derjenigen, welche von dieſer Handlung den größten Vortheil haben, bey Zeiten vernichtet *l*).

Es wird alſo jährlich ein Schiff, oder aufs höchſte zwey, von Manilla nach Acapulco abgeſchickt. Die Zeit der Abfahrt iſt der Heumonat. Die Ankunft zu Acapulco geſchieht meiſtens im Chriſtmonate, zuweilen auch im Jenner, oder im Hornung. Sind die Waaren an Mann gebracht: ſo geht man ordentlicher Weiſe im Märzmonate nach Manilla unter Segel, und kömmt im Brachmonate dahin. Demnach erfordert die ganze Reiſe ungefähr ein Jahr. Ob nun gleich gemeiniglich nur ein einziges Schiff darzu gebraucht wird: ſo liegt doch allemal ſchon wieder ein anderes in Bereitſchaft, das nach des erſtern Rückkunft ſogleich unter Segel geht; und noch zwey oder drey andere ſind im Vorrathe da, um in die Stelle der vorigen zu treten, wenn ſich etwan ein ſolcher Zufall, der die Handlung unterbrechen könnte, ereignen ſollte. Die Hauptgallionen ſind an Größe den Kriegesſchiffen vom erſten Range gleich, und können bis tauſend zwey hundert Mann am Borde haben. Die andern ſind zwar kleiner, gleichwohl aber noch ſehr anſehnlich, und führen ungefähr tauſend zwey hundert Tonnen, auch gemeiniglich drey hundert und funfzig bis ſechs hundert Mann, nebſt funfzig Stücken. Der Befehlshaber nimmt den Generaltitel an, und läßt die königlich ſpaniſche Flagge vom großen Maſte wehen.

Sonderbare Fahrt der Galion.

Es hat dieſe Schiffahrt ihre gewiſſen Regeln, oder Gebräuche, davon kein Haar breit abgewichen wird. Die Galion geht um die Mitte des Heumonates aus dem Hafen Cavite unter Segel, und ſticht mit Hülfe des Weſt-Muſſons, der um dieſe Zeit zu blaſen anfängt, in die oſtliche See. Beliebt man die Lage der philippiniſchen Inſeln auf der Karte zu betrachten: ſo wird man leicht ermeſſen, es müßte die Fahrt durch den Embocadero, bis auf die hohe See höchſt unbequem fallen. Es verſtreicht auch zuweilen wirklich der ganze Auguſt darüber, ehe die Galion vom Lande wegkömmt. Sodann hält ſie auf Oſtnordoſt, und ſuchet bis auf drey Grad Breite oder etwas darüber zu kommen, wo ſie die Weſtwinde antrifft, und von ihnen geradesweges an die californiſche Küſte geführet wird. Alles, was die Spanier in dieſem ungeheuern Waſſerbezirke entdecket haben, das läuft auf einige Inſelchen hinaus. Ja es iſt, nach dem einmüthigen Zeugniſſe aller Seefahrer, von den philippiniſchen Inſeln, bis nach California kein einziger Hafen, ja, nicht einmal eine bequeme Rhede zu finden. Man läßt alſo in dieſem ganzen Striche, ſo bald man das Land einmal aus dem Geſichte verloren hat, den Anker nie fallen *m*). Da nun die Reiſe ſelten

unter

„ſens drey hundert und funfzig Stücke von Achten, man giebt ihnen aber zu Cavite nur fünf und ſiebenzig auf die Hand, weil man beſorgen muß, wenn ſie auch nur die Hälfte zum Voraus bekämen, ſo würden ſie nie wieder nach Manilla kommen, und den Reſt abholen. Denn es bringt jede Reiſe den Kaufleuten hundert und funfzig bis zwey hundert Gewinn auf ein hundert, den Factoren aber neun vom hundert; und es iſt eine hübſche Sache, wenn man vor Ablaufe eines Jahres mit einem Gewinne von ſiebenzehn tauſend bis achtzehn tauſend Thaler, ohne das, was man für ſich ſelbſt thut, zu rechnen, nach Hauſe gehen kann. Ein gewiſſer ſpaniſcher Edelmann,

„welcher

Wie ſich die Spanier ſüſſes Waſſer ſchaffen.

unter einem halben Jahre geendiget wird, und die Galion mit Waaren und Leuten vollgepfropfet iſt, ſo hat man nichts gewiſſers als Mangel an ſüßem Waſſer zu gewarten. Gleichwohl weis die Geſchicklichkeit der Spanier Rath dafür. Bekanntermaßen füllen ſie bey ihren Fahrten auf der Südſee das Waſſer nicht in Tonnen, ſondern in irrdene Geſchirre, welche den großen Krügen, darinnen man in Europa zuweilen das Oel aufbehält, nicht unähnlich ſind. Die Galion hat beym Abſegeln einen weit größern Waſſervorrath, als man zwiſchen die Verdecke bringen könnte; denn alle Wände und Stage hängen um und um voll Krüge. Auf dieſe Weiſe erſparet man viel Raum; nebſt dem ſind die Krüge leichter zu handhaben, als die Fäſſer, leichter in Ordnung zu ſtellen, und dem Ausrinnen nicht ſo unterworfen. Unterdeſſen, da der allerſtärkſte Vorrath dennoch über drey Monate nicht hinreicht: ſo muß man ſeine Zuflucht zum Regenwaſſer nehmen, daran es auch zwiſchen dreyßig und vierzig Graden Norderbreite gewöhnlicher Weiſe nicht fehlet. Es wird mit einer großen Menge Matten aufgefangen, die man deswegen an Bord nimmt, und ſobald es zu regnen beginnet, ſchief am Steuerborde aufhängt. Dieſe Matten reichen von einem Ende des Schiffes bis zum andern. Unten ſtoßen ſie an ein geſpaltenes breites Bambusrohr, damit das Waſſer als mit einer Rinne in die Krüge geleitet wird. Ungeachtet es nun mit dieſer Verſorgung auf das bloße Glück ankömmt: ſo hat es doch den Spaniern noch nie damit fehl geſchlagen, ja ſie bekommen auf mancher Reiſe ihre Krüge öfter als einmal gefüllt *n*).

Hinderniſſe die von ihrer Unwiſſenheit herrühren.

In weit größerer Verlegenheit werden ſie durch die heftigen Anfälle des Scharbockes, und durch die Schwierigkeit, dieſem Uebel zu ſteuern, geſetzet. Der Verfaſſer iſt der Meynung, es rühre die erſtaunliche Länge dieſer Schiffahrt, als die Haupturſache der Krankheiten, bloß von der Faulheit und Unwiſſenheit der ſpaniſchen Seeleute her. Alſo ſaget man zum Beyſpiele, ſie ſetzeten bey Nachtzeit das große Segel niemals bey, ja öfters nähmen ſie alle Segel ein, ohne daß es im geringſten nöthig wäre. Sie fürchten ſich mehr vor einem allzuſtarken, ob gleich günſtigen Winde, als vor den Beſchwerlichkeiten einer langen Fahrt. Die Hauptleute bekommen den ausdrücklichen Befehl, ſo viel möglich, unter dem dreyßigſten Grade der Breite zu bleiben, und ja nicht weiter, als zum Aufſuchen des

---

„welcher dieſe Reiſe außer Dienſten that, verſicherte den **Carreri**, ſie trüge ihm nur für die Beſorgung aufgetragener Geſchäffte dreyßig tauſend Stücke von Achten ein. Dem Steuermanne zahlete man zwanzig tauſend; jedwedem Unterſteuermanne neun tauſend. Dem Generale vierzig tauſend. Der Bootsmann, der Conſtabler und Equipagemeiſter, welche die meiſten Waarenballen in Verwahrung nehmen können, dürfen nur eine einzige ſolche Reiſe thun, ſo ſind ſie auf ihre Lebenszeit reich genug. Wer Geld zu funfzig vom hundert aufnimmt, der kann noch einmal ſo viel damit gewinnen, ohne daß ihm die Waaren, die verloren gehen, angerechnet werden. Bey einem ſo großen Gewinne achtet man alles Elend und alle Gefahr für nichts. Was mich betrifft, ſaget **Carreri**, ſo möchte mir einer verſprechen, was er immer wollte, ſo möchte ich doch eine ſolche Fahrt, die einen entweder ums Leben bringen, oder doch ſelbiges auf immer unnütz machen kann, nimmermehr wieder unternehmen. **Carreri** V Theil a. d. 327 S. Man ſehe übrigens ſeine hernach folgende Reiſe.

n) Anſons Reiſe III Theil a. d. 345 u. f. S.

o) A. d. 351 und vorherg. S.

p) Der Verfaſſer ſchließt aus dem Namen, es müſſe eine Art von Seeknoblanch ſeyn. **Carreri** ſaget, dieſes Kraut ſey bis fünf und zwanzig Spannen lang, an der Wurzel ſo dick, als ein Arm, oben aber wie ein kleiner Finger, inwendig hohl, wie der Lauch, wie denn auch das Ende der Wurzel einer Zwiebel ähnlich ſehe. An der dickſten Seite habe es lange, zween Finger breite, und ſechs Spannen lange ſchilfähnliche Blätter, ſämmtlich

Anſon. 1742.

des Weſtwindes ſchlechterdinges nöthig fällt, gegen Norden zu ſegeln. Allein, dieſe Einſchränkung ſtimmet mit den Seeregeln der Engländer ſchlecht überein; indem aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge, die Weſtwinde in der Breite von dreyßig Graden, weder ſo beſtändig noch ſo ſtark ſeyn können, als weiter gegen Norden. Wofern nun, ſaget unſer Verfaſſer, die Galion, an ſtatt anfänglich bis auf die Breite von drey Graden und drüber, gegen Oſtnordoſt zu halten, ihren Weg gleich bey dem Auslaufen, bis unter den vierzigſten oder fünf und vierzigſten Grad gegen Nordoſt, ja noch weiter nordlich nähme: ſo könnte ſie ihre Fahrt zum Theile mit Beyhülfe der Paſſatwinde verrichten, und die Reiſe würde nur halb ſo lange währen. Der Weſtwind würde das Schiff in kurzer Zeit an die Küſte von Californien führen, und keine andere Beſchwerlichkeit übrig bleiben, als daß man eine etwas hohlere See und ſtärkern Wind anträfe. Im Jahre 1721 kam ein franzöſiſches Schiff in weniger als funfzig Tagen von der chineſiſchen Küſte bis an das Thal de Vanderas in Mexico, bloß weil es die von unſerm Verfaſſer vorgeſchlagene Straße gehalten hatte *o*).

Merkmaale, daran die Galion die Nähe des Landes erkennet.

Iſt die Galion einmal ſo weit gegen Norden gekommen, daß ſie die Weſtwinde angetroffen hat: ſo bleibt ſie beſtändig auf derſelbigen Breite, und richtet ihren Lauf nach der californiſchen Küſte. Hat man von dem Vorgebirge Spiritu Sancto zu rechnen, ſechs und neunzig Grade der Länge zurück geleget: ſo findet man gemeiniglich ein gewiſſes Kraut, das die Spanier Porra *p*) nennen, in großer Menge auf der See ſchwimmen. Dieſer Anblick iſt ein gewiſſes Merkmaal für ſie, daß ſie nicht weit mehr von California entfernet ſind *q*). Sogleich ſtimmen ſie nicht anders, als ob alle Mühe und Gefahr nun ein Ende hätte, das Te Deum an, und ſteuern gegen Süden, indem ſie das Land nicht eher, als unter einer niedrigen Breite, im Geſichte zu haben verlangen. Zur Urſache hiervon geben ſie an, das californiſche Meer ſey an dieſem Orte voll Inſeln und Sandbänke, darein ſie ſich nicht wagen wollen. Sie unterſtehen ſich nicht eher, das Land aufzuſuchen, als bis ſie nahe am ſüdlichen Ende beſagter Halbinſel ſind; ſodann aber ſuchen ſie es auf, zum Theile um von den daſigen Einwohnern Nachricht einzuholen, ob keine Feinde in dieſem Gewäſſer kreuzen, zum Theile um bey Erblickung des Lucasvorgebirges, ihre Schätzung in Richtigkeit

zu

---

lich von gleicher Länge, und gelblicht von Farbe. Es gehöret dieſes Kraut unter die größten, welche der Verfaſſer je geſehen hat. Er koſtete es, und fand nicht den geringſten übeln Geſchmack daran. Die Matroſen eſſen es in Weineſſig eingemacht. Ebendaſ. a. d. 342 S.

q) Die Matroſen auf der Galion haben die Gewohnheit, ein ſpaßhaftiges Gericht zu halten, dem ſie die Benennung des **Wahrzeichen**-Gerichtes beylegen, und davor ſich die Officier auf dem Schiffe ſtellen müſſen. Man vergönnet ihnen dieſe Luſt nach einer ſchrecklichen Reiſe von mehr als dreytauſend Meilen, und weil man nunmehr ſchon ſo gut als im Hafen iſt, indem nur noch ſiebenhundert Meilen bis dahin ſind. Der erſte Matroſe, welcher das Kraut erblicket, bekömmt von dem Generale eine goldene Kette, und von andern Perſonen eine Menge Stücke von Achten verehret. Zum Halten des Wahrzeichengerichts wird ein Thronhimmel aufgerichtet, darunter der Oberrichter nebſt zween Beyſitzern in einem lächerlichen Aufzuge Platz nehmen. Den Anfang des Verurtheilens machen ſie bey dem Generale, dem Oberſteuermanne, den Unterſteuerleuten, dem Conſtabler, Oberbootsmanne und den übrigen Officiern. Hernach müſſen die Reiſenden ebenfalls vor Gericht. Der Schiffsſchreiber lieſt die Anklage ab, und hierauf ſprechen die Richter das Todesurtheil aus, verwandeln es aber ſogleich in eine Geldbuße, oder in etwas gewiſſes an Chocolate, Zucker, Zwieback, Fleiſch, Wein oder Confect. **Carreri**, Ebendaſ. a. d. 338 u. 340 S.

Indianiſche Pflanzſtadt am Lucasvorgebirge.

zu bringen. Die Lebensmittel bekommen ſie aus einer gewiſſen Pflanzſtadt, welche im Lande unweit beſagten Vorgebirges, von den Jeſuiten angeleget worden iſt. Eben dieſe Pflanzſtadt beſorget auch gewiſſe Loſungsfeuer, darnach ſich die Galion richten kann r). Dieſen Ort hält der Verfaſſer für die bequemeſte Stelle, auf ſie zu kreuzen, und ſie unvermuthet zu überfallen. Von hier muß ſie nach dem Vorgebirge Corientes gehen, und ſodann bis Acapulco neben der Küſte bleiben.

Iſt die Galion an Ort und Stelle gekommen: ſo wird ſie an dem weſtlichen Ufer an zween Bäume feſt gemacht, und die Stadt, welche zu anderer Zeit gleichſam wüſte liegt, wimmelt im Augenblicke von Kaufleuten aus allen Landſchaften von ganz Mexico. Sobald die Ladung ans Land geſchafft und verkauft iſt, bringt man das daraus gelöſete Geld, imgleichen die nach Manilla beſtimmeten Waaren, und die nöthigen Lebensmittel in möglichſter Geſchwindigkeit zu Schiffe. Denn es iſt um ſo weniger einige Zeit dabey zu verlieren, weil, vermöge des ausdrücklichen Befehls, die Galion den 1ſten April nicht mehr im Hafen ſeyn darf. Den beſten Theil ihrer Ladung für die Rückreiſe beträgt das baare Geld; das übrige beſteht aus Cochenille, Confect aus dem americaniſchen Spanien, aus allerley europäiſchen Tändeleyen und Schmuck für das manilliſche Frauenzimmer, aus ſpaniſchem Weine, aus Tinto oder dem einzigen andaluſiſchen Weine zum Meſſeleſen. Weil nun dieſe Ladung wenig Platz wegnimmt: ſo beſetzet man nunmehr die unterſte Batterie mit den Stücken, die bey der Herreiſe von Manilla zu unterſt im Raume liegen bleiben. Das Volk wird mit einer guten Anzahl Matroſen verſtärket, imgleichen mit einer oder zwoen Compagnien Soldaten, welche zu Ergänzung der philippiniſchen Beſatzungen beſtimmet ſind. Hiezu kommen allemal noch viele Reiſende, alſo, daß die Galion auf der Rückreiſe gemeiniglich mit ſechshundert Mann beſetzet iſt s).

Rückkehr der Galion.

Anfänglich ſuchet man die Breite von dreyzehn oder vierzehn Graden zu gewinnen, hält auch dieſen Strich ſo lange, bis man die Inſel Guam, eine von den marianiſchen, erblicket. Die Verhaltungsbefehle erinnern ausdrücklich, man ſolle ſich vor den Sandbänken des heil. Bartholomäus und der Inſel Gaſparico wohl in Acht nehmen. So wird auch die Galion benachrichtiget, daß die Spanier zu Guam und Rota gehalten ſind, den ganzen Brachmonat über, auf gewiſſen Anhöhen des Nachts brennende Feuer zu erhalten, damit das Schiff in der Dunkelheit nicht etwa vorbey ſegeln möge.

Zwar liegt bloß deswegen ſpaniſche Beſatzung in der Inſel Guam t), damit die Galion daſelbſt vor Anker legen könne: es iſt aber die daſige Rhede ſo ſchlecht, daß ſie nur zween Tage da liegen bleibt. Sie verſorget ſich mit Waſſer und andern Bedürfniſſen, und ſteuert ſodann gerades Weges nach dem Vorgebirge Spiritu Sancto, auf der Inſel Samal. Hier muß ſie ſich nach dem Loſungszeichen umſehen, gleichwie auch zu Catandumas, Batuſon, Birriborrongo und auf der Inſel Batan. An allen dieſen Orten ſind Schildwachen ausgeſtellet, welche bey Erblickung des Schiffes die Loſungsfeuer anzünden müſſen. Sieht der General, daß man das erſte Feuer ausgehen läßt, und an deſſen Statt vier andere, oder mehr als viere anzündet: ſo muß er daraus ſchließen, es wären Feinde in dieſem Gewäſſer zugegen; und ſeine Schuldigkeit verbindet ihn, ans Land zu gehen, und ſowohl

von

---

r) Dieſe Pflanzſtadt treibt den Ackerbau und allerley Handwerke. Sie hat Weinſtöcke gepflanzet, und machet Wein, der dem von Madera beykömmt, und in Mexico allgemach beliebt wird. Die erſten Koſten zu dieſer Einrichtung ſchoß der Marquis v. Valera her. Anſons Reiſe Ebend. S. 354.

von der Stärke des Feindes, als von den übrigen Umſtänden, die ihm gefährlich ſeyn könnten, Nachricht einzuziehen. Nach dieſer Nachricht muß er ſich achten, und einen ſichern Hafen ſuchen. Wird der Zufluchtsort, dahin er ſich begiebt, ausgekundſchaftet, und er befürchtet einen Angriff: ſo muß er nicht nur den Schatz, ſondern auch zu deſſelbigen Vertheidigung ſchweres Geſchütz ans Land ſchaffen, und dem Statthalter zu Manilla ſeine Umſtände zu wiſſen thun. Wird er aber gewahr, daß die Schildwachen nach dem erſten Feuer nur zwey andere anzünden: ſo darf er kecklich glauben, es ſey keine Gefahr zu befürchten, ſondern er könne ſeine Reiſe bis nach Cavite, dem Hafen von Manilla, fortſetzen *u*).

Vergebliches Warten der Engländer.

Nunmehr hatte die Hoffnung der Engländer zwar noch eben daſſelbige Ziel: allein die Sache mußte voritzt anders angegriffen werden, weil man aus dem Berichte der Gefangenen erfahren hatte, daß die Zerſtörung der Stadt Paita zu Acapulco erſchollen ſey, und daß man hierauf nicht nur die Befeſtigungswerke der Stadt vermehret, ſondern auch auf der Inſel am Eingange des Hafens eine Hauptwache angeleget habe. Gleichwohl erfuhr man auch, beſagte Wache ſey zween Tage zuvor, ehe die Schaluppe dahin kam, wieder abgeführet worden; und man ſchloß daraus, es müſſe nicht nur das Geſchwader noch nicht entdecket, ſondern auch der Feind in dem Wahne ſeyn, es befinde ſich gar nicht mehr in dieſem Gewäſſer, ſondern habe nach der Eroberung Paita ſeinen Lauf anders wohin genommen. Hierüber wurde man ſo muthig, daß man bis ins Geſicht der oberhalb Acapulco liegenden Berge, die Zitzen genannt, rückte, und daſelbſt eine Stellung annahm, bey welcher die Galion unmöglich unangepacket durchkommen konnte. Hier blieb man bis auf den 14ten März. Ja, man wäre des Wartens noch lange nicht überdrüßig geworden, wofern ſich nicht der Waſſermangel von neuem geäußert hätte. In der Ungeduld über dieſen verdrießlichen Zufall überlegte Herr Anſon, ob es nicht möglich fallen ſollte, Acapulco zu überrumpeln. Doch es ſtund, als man die Sache beym Lichte beſah, eine unüberſteigliche Hinderniß im Wege; denn als er die Gefangenen befragte, was für Winde an der Küſte regiereten? ſo verſicherten ſie, man verſpüre in einer mäßigen Entfernung vom Ufer beynahe die ganze Nacht über, eine gänzliche Windſtille, gegen Morgen aber, erhebe ſich allezeit ein Landwind. Demnach fiel es unmöglich, des Abends unter Segel zu gehen, und dergeſtalt bey *x*) Nachtzelt an die Stadt zu kommen.

Hr. Anſon muß friſches Waſſer ſuchen.

Dieſes verdrießlichen Auflaurens und aller der vergeblichen Vernunftſchlüſſe hätten die Engländer können überhoben ſeyn, wenn ſie damals ſchon gewußt hätten, was ſie nachgehends erſt erfuhren, nämlich daß der Feind ihr Daſeyn ſehr wohl wiſſe, und die Galion bis auf das folgende Jahr in Beſchlag genommen habe. Allein voritzt, da ſie feſt glaubten, es wiſſe kein Menſch das geringſte von ihnen, wurden ſie bloß durch ihre gegenwärtigen Umſtände genöthiget, ſich zu entfernen und friſches Waſſer aufzuſuchen. Sie beſchloſſen, nach dem Hafen Seguataneio zu gehen, weil er der näheſte war. Die Schaluppen, die man den Waſſerplatz auszuforſchen voraus geſchickt hatte, kamen den 5ten April wieder zurück und hatten etwa ſieben engliſche Meilen weſtlich von den Felſen bey Seguataneio vortreffliches Waſſer gefunden. Aus der Beſchreibung muthmaßete man, es müſſe der Hafen

---

s) Ebendaſ. a. d. 361 und vorherg. S.

t) Man ſehe oben die Beſchreibung der marianiſchen Inſeln.

u) Anſons Reiſe III Th. a. d. 354 S.

x) Ebendaſ. a. d. 282 und vorherg. S.

ſen ſeyn, den Dampier Chequetan nennet. Herr Anſon ſchickte die Schaluppen abermals fort, um die Tiefe zu unterſuchen; und da er nach ihrer Rückkunft vernahm, es ſey eine Rhede da, wo das Geſchwader ohne Gefahr liegen könnte, ſo gieng er dahin unter Segel.

Beſchreibung des Hafens Chequetan.

Der Verfaſſer hält für nöthig, eine genaue Beſchreibung davon zu geben. Der Hafen oder die Rhede Chequetan liegt auf ſiebenzehn Grad ſechs und dreyßig Minuten Norderbreite und dreyßig Meilen von Acapulco auf der Weſtſeite. Die erſten achtzehn Meilen von Acapulco, findet man ein ſandiges Ufer, daran ſich die Wellen mit ſolchem Ungeſtüme brechen, daß man unmöglich ans Land kommen kann. Gleichwohl iſt die See auf dem Grunde ſo rein, daß die Schiffe in der ſchönen Jahreszeit auf eine oder zwo engliſche Meilen weit vom Strande ſicher vor Anker liegen. Das Land iſt gut genug. Es ſcheint wohl angebauet, voll Dörfer, und auf einigen Anhöhen ſtehen Thürme, welche vermuthlich Warten vorſtellen. Alles dieſes machet eine ungemein ſchöne Ausſicht. Sie endiget ſich einige Meilen vom Strande an einer Bergreihe, welche links und rechts von Acapulco bis auf eine große Weite fortlaufen. Die Engländer bewunderten hierbey, daß in einem Striche Landes von achtzehn Meilen, und zwar an der volkreichſten unter allen Küſten, keine einzige Barke, ja nicht einmal der geringſte Fiſchernachen zu erblicken war. Fünf engliſche Meilen weiter, und noch immer gegen Weſten, ſteht ein hoher Berg, den man im Anfange für eine Inſel anſieht. Noch drey engliſche Meilen weiter, zeiget ſich ein weißer ſehr kenntlicher Fels zwey Ankertauen weit vom Ufer, in einer Bay, davon die Oeffnung etwa neun Meilen beträgt. Auf der oſtlichen Spitze dieſer Bay ſteht ein Berg, der Petaplan heißt; die Spitze ſelber iſt eigentlich eine Halbinſel, und hängt, vermittelſt einer niedrigen ſchmahlen Erdzunge voll Klippen und Geſträuche, am feſten Lande. Hier nimmt die Bay Seguataneio ihren Anfang, und erſtrecket ſich von der Bay Petaplan, die nur ein Stück von ihr iſt, ſehr weit gegen Weſten. An dem Eingange dieſer Bay, und in einiger Entfernung vom Berge, ſtehen viele Klippen auf einem Haufen beyſammen, die von dem Miſte der Vögel von allerley Gattung ganz weiß ausſehen. Die vier größten unter beſagten Klippen, ſehen einem Kreuze nicht ungleich, und tragen die Benennung der weißen Mönche. Sie ſind in Weſten, Petaplan aber in Norden; ſieben engliſche Meilen von ihnen weiter gegen Weſten, findet man den Hafen Chequetan; dieſen machet eine große Klippe, welche anderthalb engliſche Meilen weit von ſeiner Einfahrt in Süd gen Weſt ſteht, noch kenntlicher, als die vorigen Bayen *y)*.

Schwierigkeit, den Hafen Chequetan von der See aus zu kennen.

Hält man nahe genug an der Küſte: ſo iſt es unmöglich, daß man bey allen dieſen Wahrzeichen den Hafen Chequetan nicht erkennen ſollte. Es iſt an der Küſte vom halben Weinmonate bis zu Anfange des Maymonates keine Gefahr zu beſorgen: allein, die übrige Zeit vom Jahre ſtellen ſich Wirbelwinde, heftige Regengüſſe, und gefährliche Stürme ein, die alle Striche des Compaſſes durchlaufen. Wer ſich in einer großen Weite von der Küſte befände, der hätte kein ander Mittel, den Hafen zu finden, als die Kenntniß von ſeiner Breite; denn das inwendige Land hat ſo viel Berge, davon immer einer über den andern empor raget, daß man auf der See und in einer etwas weiten Entfernung nichts deutliches von ihm erkennen kann. So oft man die Stelle verändert, ſo oft erblicket man andere Berge, und es endet ſich die ganze Ausſicht ſo ſehr, daß alle Riſſe, die man aufnehmen wollte, zu nichts helfen würden; weil ſie mit dem Anblicke, den man wirklich

---

y) Der Verfaſſer ſtellet hier auf einigen Karten die Bay, den Hafen und den Waſſerplatz vor.

Anſon. 1742.

ſich hat, niemals übereinſtimmen können. Die Einfahrt in den Hafen iſt nicht breiter, als eine halbe engliſche Meile. Von beyden Spitzen, damit ſie eingeſchloſſen wird, und welche zween beynahe bleyrechte Felſen vorſtellen, liegt eine der andern in Südoſt und Nordoſt. Der Hafen ſonſt überall, nur gegen Weſten nicht, iſt mit hohen Gebirgen voll Bäume umringet. Die Einfahrt iſt ohne Gefahr, man mag nun den Weg zur rechten oder linken Seite an dem Felſen, der vor der Einfahrt liegt, vorbey nehmen. Außen vor dem Hafen, iſt der Grund kieſig, mit Steinen untermenget, inwendig aber, von weichem Schlamme. Die einzige Vorſicht, die man bey dem Ankern beobachten muß, betrifft die großen Wellen, welche die See zuweilen hinein jaget. Die Engländer beobachteten, daß die Fluth fünf Schuhe ſtieg, und ungefähr gegen Oſten und Weſten lief.

Beſchaffenheit des Waſſerplatzes.

Der Waſſerplatz kam ihnen wie ein großer Teich vor, der keinen Ablauf hat, und durch den Strand vom Meere abgeſondert iſt. Er füllet ſich von einer Quelle, die eine halbe engliſche Meile tiefer im Lande aus der Erde hervor kömmt. Das Waſſer ſchmecket etwas ſalzig, inſonderheit nahe an der See; denn je weiter man gegen die Quelle kömmt, deſto ſüßer und friſcher iſt es. Dieſer Unterſchied machte den Engländern viele Beſchwerlichkeit, weil ſie genöthiget waren, ſo weit als möglich aufwärts zu gehen, wenn ſie ihre Tonnen füllen wollten. Sie gebrauchten hierzu Pirogen, die tief im Waſſer giengen, und ſehr kleine Fäſſer, die ſie auf eben dieſe Weiſe wieder zurück und bis an den Strand brachten, wo man ſie in die großen Fäſſer ausleerete. Ungeachtet beſagter Teich damals mit der See gar keinen Zuſammenhang hatte: ſo kann er ihn doch wohl währender Regenszeit haben, indem Dampier von ihm als einem großen Fluſſe redet. Gleichwohl iſt das Land rings herum ſo niedrig, daß es beynahe gänzlich überſchwemmet werden muß, ehe das Waſſer über den Strand ablaufen kann z).

Vergeblicher Streif der Engländer.

Die benachbarte Landſchaft, abſonderlich die nur beſchriebene, hatte ſo volkreich und wohl angebauet geſchienen, daß die Engländer unfehlbar einige Lebensmittel da zu finden verhoffeten. Der Geſchwaderoberſte ſchickte dennach vierzig wohlbewaffnete Mann auf Partey aus, mit dem Befehle, ein Dorf aufzuſuchen, und einiges Verſtändniß mit den Einwohnern aufzurichten. Die Leute kamen gegen Abend wieder zurück, nachdem ſie etwa zehn engliſche Meilen weit auf einem unbekannten Wege, darauf hin und wieder Pferd- und Mauleſelmiſt lag, fortgerücket waren. Zum Unglücke hatten ſie ihren Weg gegen Oſten genommen, da ſie dann in eine große Savanne kamen, und zwar nicht die geringſte Spur, daß die Gegend bewohnet ſeyn möchte, erblickten, gleichwohl aber ſo lange fortgiengen, bis ſie der Durſt und die Mattigkeit umzukehren nöthigten. Doch ſteckten ſie unterweges hin und wieder Stangen in die Erde, und hefteten Zeddel in ſpaniſcher Sprache daran, des Inhalts, die Einwohner möchten ihnen Lebensmittel bringen, die Bezahlung ſollte redlich und ehrlich erfolgen. Allein, dieſe Anſtalt war vergeblich, weil kein Menſch etwas brachte. Nachgehends erfuhren ſie, wenn ſie ſich gegen Weſten gewendet hätten, ſo wären ſie ſehr bald zu einer Stadt oder zu einem Flecken, der nur zwo engliſche Meilen von der Wegſcheide liege, gekommen. Weil nun ihr Verſuch, von den Einwohnern Lebensmittel zu erhalten, fruchtlos abgelaufen war: ſo mußten ſie ſich mit dem, was ſie in der Nähe des Hafens auftreiben konnten, begnügen. Hier fingen ſie nun Mackrelen, Bremen, Meeralante, Solen und Hummer. Dieſer Ort war der einzige in dieſem ganzen

---

z) A. d. 399 S.

Meere, da ſie Krampffiſche ſahen. Es iſt ein glatter und einem Rochen ſehr ähnlicher Fiſch; ſeinen Namen hat er von einer ſeltſamen Eigenſchaft, die er im Südmeere eben ſowohl beſitzt, als in der africaniſchen oder indianiſchen See. Der Verfaſſer erfuhr an ſich ſelbſt, man werde nicht nur, wenn man auf ihn trete, am ganzen Leibe wie lahm, abſonderlich aber an dem Orte, damit man den Fiſch unmittelbar berühret hatte, ſondern es bleibe auch der Arm, damit man ihm einen Stock auf den Leib hält, eine Zeit lang wie eingeſchlafen, und man ſpüre noch den folgenden Tag etwas davon. Unterdeſſen behält der Krampffiſch dieſe Eigenſchaft nur, ſo lange er lebet; man ißt ihn ohne Schaden *a*). Hier ſah man keine Schildkröten mehr, ſondern die Schaluppen mußten ſie an der Bay Petaplan fangen. Das Land liefert beynahe keine andere Thiere, als Eydechſen, die in großer Anzahl herum liefen und von den Matroſen mit Luſt geſpeiſet wurden. Die daſigen Alligators waren nur klein. Man ſah alle Morgen im Sande bey dem Waſſerplatze die Spuren von einer großen Menge Tieger: doch ſind dieſe Thiere hier bey weitem nicht ſo gefährlich, als in Aſien oder Africa, indem ſie ſehr ſelten einen Menſchen anfallen. Faſanen giebt es in großer Menge und von allerley Gattungen auf der Küſte: man fände folglich allemal etwas zu eſſen, wenn ihr Fleiſch nicht hart und ungeſchmackt wäre. Noch giebt es vielerley kleinere Vögel, abſonderlich Papagoyen, davon die Engländer viele ſchoſſen und aßen. Obſt, Gemüſe und Wurzelwerk iſt hier etwas ſeltenes und wenig nütze. Mit genauer Noth gab es im Gehölze ſo viel Limonien, als das Geſchwader täglich verbrauchte, nebſt einigen Papas, und dergleichen Pflaumen, die man zu Jamaica Schweinspflaumen benennet. Das einzige Kraut, das genennet zu werden verdienet, iſt der Hünerdarm, (Alſine). Es wächſt an Bächen, und die Matroſen eſſen es ſeiner Bitterkeit ungeachtet, dennoch mit großer Begierde, weil es gegen den Scharbock bewähret ſeyn ſolle.

Beobachtungen wegen des Hafens Chequetan.

Herr Anſon, welcher beſtändig bemühet war, denen, welche dieſes Gewäſſer nach ihm beſuchen möchten, mit einem nützlichen Unterrichte zu dienen, bemerkete dem Hafen in Weſten eine ziemlich große Strecke, welche getheilet zu ſeyn und eine Oeffnung zu haben ſchien, alſo daß ſie ihm wie ein Hafen vorkam. Er ſchickte ſogleich eine Schaluppe dahin: man fand aber, daß die zween Berge, welche die beſagte Landſtrecke als getheilet vorſtelleten, vermittelſt eines Thales zuſammenhingen, und weder Hafen noch Rhede zwiſchen ſich hatten. Ueberhaupt vermag der Hafen zu Chequetan zwar nicht alle Bedürfniſſe zu liefern, es iſt aber den Seefahrern dennoch viel daran gelegen, daß ſie ihn kennen. Denn, Acapulco ausgenommen, das die Spanier inne haben, iſt ſonſt weit und breit an der Küſte keine einzige ſichere Ankerſtelle anzutreffen. Man kann daſelbſt ungeſtöret Holz und Waſſer holen, die Einwohner mögen es gern ſehen oder nicht. Denn es geht vom Strande nur ein einziger ſchmaler Weg durch die herumliegenden Wälder ins Land hinein, und dieſer Weg kann von weniger Mannſchaft gegen die ganze Macht, welche die Spanier in daſiger Gegend aufzubringen im Stande ſind, behauptet werden *b*).

Die Engländer verbrennen die eroberten Schiffe,

Weil die Jahreszeit den Engländern nicht erlaubete, ſich länger mit einer vergeblichen Hoffnung abzuſpeiſen: ſo ſuchten ſie ſich alles, was ihrer Fahrt nach China hinderlich fallen könnte, vom Halſe zu ſchaffen. Demnach wurden die drey ſpaniſchen Fahrzeuge, die man mit

---

a) A. d. 410 S.

b) A. d. 414 und vorherg. S.

c) Dieſen bringt der Verfaſſer bey. Er ſtellet die weſtliche Spitze der Einfahrt vor, welche den Namen El-Griffo trägt, und auf 16 Gr. 45 M. Breite liegt. Ferner eine Inſel, welche drey Meilen mit einiger Mannſchaft beſetzet hatte, der Sicherheit des Centurion und des Glocesters aufgeopfert. Herr Anſon ergriff die Entſchließung, ſie zu verbrennen, vorher aber die Leute und das Takelwerk auf die übrigen beyden Schiffe zu nehmen, weil ſie ohne dieſe Verſtärkung außer Stande waren, der ſtürmiſchen chineſiſchen See, die er um die Zeit des Muſſonwechſels zu befahren verhoffte, zu widerſtehen. Gleichfalls beſchloß er, ſeine Gefangenen mit Ausnahme der Mulatres, und der ſtärkeſten Schwarzen nach Hauſe zu ſchicken. Dieſe Verrichtung wurde dem le Brett aufgetragen, welcher zu dieſem Ende bis vor die Einfahrt des Hafens zu Acapulco rückete, und bey dieſer Gelegenheit einen Riß von beſagter Einfahrt, und der benachbarten Küſte aufnahm c).

und ſetzen die Gefangenen in Freyheit.

Der V Abſchnitt.

Fahrt des engliſchen Geſchwaders nach China.

Irrige Meynung der Engländer. Vögel auf der offenbaren See. Anſon verbrennet den Glocester. Gefährlicher Zuſtand des Centurions. Man erblicket zwo Marian-Inſeln. Ausſage eines ſpaniſchen Wachmeiſters. Beſchreibung der Inſel Tinian. Eingefallene Gebäude daſelbſt. Der daſige Ankerplatz iſt nicht ſicher. Das Schiff wird durch einen Sturm weggeführet. Zuſtand der Verlaſſenen. Glückliche Zurückkunft des Schiffes. Was es ausgeſtanden. Die Engländer ſegeln von Tinian ab. Weg bis Macao. Erſtaunliche Menge Fiſchernachen. Die Engländer bekommen eine ſchlechte Meynung von den Chineſen. Der Centurion ankert bey Macao. Zuſtand dieſer Stadt. Das Schiff ſegelt nach Tipa. Anſons Schreiben an den Unterkönig. Ein chineſiſcher Mandarin beſichtiget das Schiff. Klugheit des Oberbefehlshabers. Er bekömmt Lebensmittel; bittet die Mandarinen zu Gaſte. Die Engländer müſſen in Sorge ſtehen.

Irrige Meynung der Engländer.

Als das Geſchwader den 6ten May die americaniſche Küſte verließ: ſo hoffete es die Fahrt von Mexico bis an die aſiatiſche Oſtküſte in weniger als zween Monaten zu endigen. Es lief in der Abſicht die Paſſatwinde, welche aus Nordoſt kommen, zu gewinnen, gegen Südweſt, indem die Tagebücher ihrer Vorgänger in dieſer See berichteten, es ließen ſich ſelbige ſchon auf ſiebenzig bis achtzig Meilen weit vom Lande ſpüren. Zu der jetztgemeldeten Urſache, warum die Engländer ſüdlich ſteuerten, kam auch noch ihre Abſicht, den dreyzehnten oder vierzehnten Grad der Norderbreite zu gewinnen, weil man auf der Fahrt über die Südſee gemeiniglich auf dieſer Breite bleibt, und ſie für diejenige hält, darinnen die wenigſte Gefahr zu beſorgen ſey. Allein, ſie hielten dieſe Straße wohl ſieben Wochen, ohne die verlangeten Winde anzutreffen, wohl aber fanden ſie widrige oder veränderliche, und hatten folglich in der Zeit, darinnen ſie die ganze Reiſe zu endigen verhofften, kaum den vierten Theil des Weges zurückgeleget. Nebſt dem waren beyde Schiffe ſchon heftig vom Scharbocke und von allerley Zufällen, die ihrem Zimmerwerke nichts gutes droheten, angegriffen. Zu Folge der allgemeinen Meynung iſt ſüßes Waſſer im Ueberfluſſe, und friſcher Vorrath an Lebensmitteln das kräftigſte Verwahrungsmittel gegen den Scharbock. Den Engländern fehlete es weder an einem, noch dem andern, ſie machten

auch

Meilen weit von dem Zuſchauer in Nordnordoſt lag, und die öſtliche Spitze der Einfahrt ausmachet; Sodann den Hafen **Marquis**; **Sierra di Brea**, einen weißen Felſen im Hafen, und einige Wachthürme.

auch noch andere dienliche Anſtalten; ſie reinigten ihre Schiffe ſorgfältig, hielten die Lücken und Stückpforten offen; dem ungeachtet wurde es mit den Kranken nicht beſſer. Als man das horniſche Vorgebirge umſegelte: ſo ſchrieb man die Heftigkeit des Uebels der damaligen ſtrengen Witterung zu: allein, es war voritzt in einer warmen Gegend eben ſo arg. Hieraus ſchließt der Verfaſſer, wenn der Scharbock einmal überhand genommen habe, ſo könne man ihn ſonſt nirgend, als am Lande, oder doch in einer geringen Entfernung davon los werden. „Zwar wird man, ſaget er, die wahre Urſache dieſes Uebels nimmermehr einſehen; unterdeſſen iſt doch dieſes offenbar, daß die Thiere zu Erhaltung ihres Lebens öftere Abwechslung der friſchen Luft bedürfen, und daß dieſe Luft ihre ausdehnende Kraft, und andere uns bekannte Eigenſchaften alle beybehalten, dennoch aber von den Seedünſten dermaßen verändert werden kann, daß ſie, das Leben der Landthiere zu erhalten, nicht mehr im Stande iſt, es ſey denn, ſie werde durch gewiſſe Ausdünſtungen, welche nur das Land allein zu liefern vermag, wiederum verbeſſert *d*).„

Vögel auf offenbarer See.

Dieſes allgemeine Unglück hinderte ſie unterdeſſen nicht, darauf Acht zu geben, daß man ſelten drey Tage zurück legte, ohne eine große Menge Vögel zu erblicken, welches zu einem unfehlbaren Merkmaale dienete, es müßten in dieſer See weit mehr Inſeln oder doch wenigſtens Felſen vorhanden ſeyn, als man noch zur Zeit entdecket hat. Beſagte Vögel waren meiſtentheils ſolche, die auf dem Lande leben, und man konnte ſowohl aus der Weiſe als aus der Zeit ihrer Ankunft ſicher ſchließen, ſie müßten des Morgens von irgend einem nicht weit entferneten Orte ausfliegen, und gegen Abend ihr Neſt wieder ſuchen. Indem die Zeit, wenn ſie herbey kamen und zurück kehreten, ſtufenweiſe abwechſelte: ſo glaubte man, es käme dieſer Unterſchied bloß von der größern oder kleinern Entfernung ihrer Neſter her.

Herr Anſon verbrennet den Gloceſter.

Vom Ausgange des Brachmonates bis zu Ende des folgenden, hatte man einen Paſſatwind ohne die geringſte Veränderung. Allein, am 26ſten des Heumonates, da man vermöge der Schätzung nicht über dreyhundert Meilen weit von den marianiſchen Inſeln *e*) entfernet zu ſeyn gedachte, lief er zum Unglücke in Weſten um. Weil nun dieſe verdrießliche Hinderniß, das Ende der gegenwärtigen Mühſeligkeit noch ſehr ungewiß machte, und der Gloceſter allerley Schadhaftigkeiten an ſich hatte, denen man nicht abhelfen konnte: ſo ergriff man die Entſchließung, dieſes Schiff zu verbrennen. Es geſchah auch, wiewohl es unendliche Mühe koſtete, bis man das Geld und die Lebensmittel auf den Centurion brachte. Weiter konnte man aus dieſem unglücklichen Schiffe, das alle Augenblicke ſinken wollte, nichts retten. Das Volk beſtund nur noch aus ſieben und ſiebenzig Mann, achtzehn Jungen und zween Gefangenen. Die Kranken, an der Zahl ſiebenzig, wurden zwar mit aller möglichſten Behutſamkeit in der Schaluppe übergeſetzt. Gleichwohl ſturben drey bis viere von ihnen währenden Anfholens an dem Borde des Centurions.

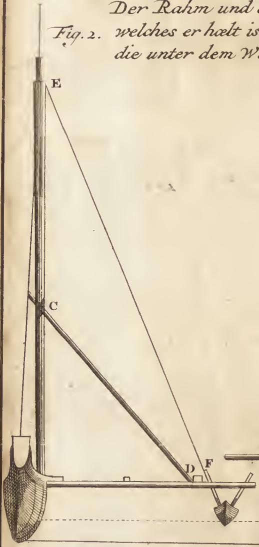
---

d) Anſon III Theil a. d. 9 und 10 S. Bey dem damaligen ſchlechten Zuſtande des Volkes auf beyden Schiffen, machte Herr Anſon eine ſehr merkwürdige Erfahrung. Er hatte bey ſeiner Abreiſe von London einen guten Vorrath von den Pillen und Tropfen des Hrn. Wards mit ſich genommen, weil man ſie ungemein rühmete. Er brauchte alſo dieſe Arzneymittel entweder alle beyde, oder auch nur eines allein, bey unterſchiedlichen Perſonen, und in verſchiedenen Graden der Krankheit. Einer von den Kranken fing nach dem Gebrauche an, heftig aus der Naſe zu bluten, und wurde bald darauf beſſer, ungeachtet es beynahe ſchon am letzten mit ihm geweſen war. Nachgehends kam er, wiewohl langſam, wieder zu Kräften, und vierzehn Tage hernach erlangete er auf dem Lande ſeine völlige Geſundheit.

PROS VOM VORDERTHEILE

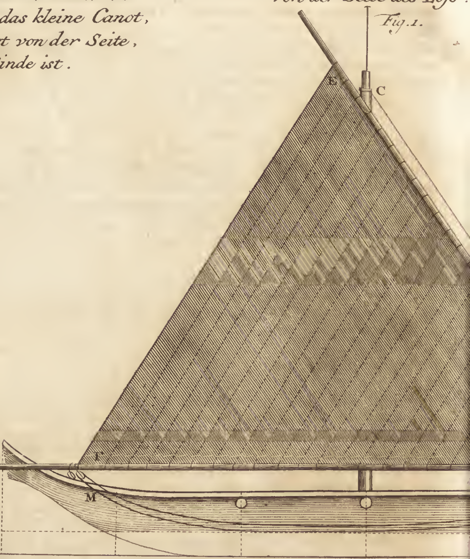
Der Rahm und das kleine Canot, welches er hælt ist von der Seite, die unter dem Winde ist.

Fig. 2.

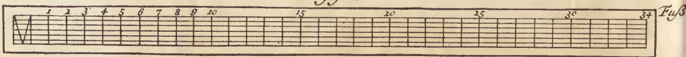


Pros unter Segel *von der Seite des Lofs.*

Fig. 1.



Maaßſtab

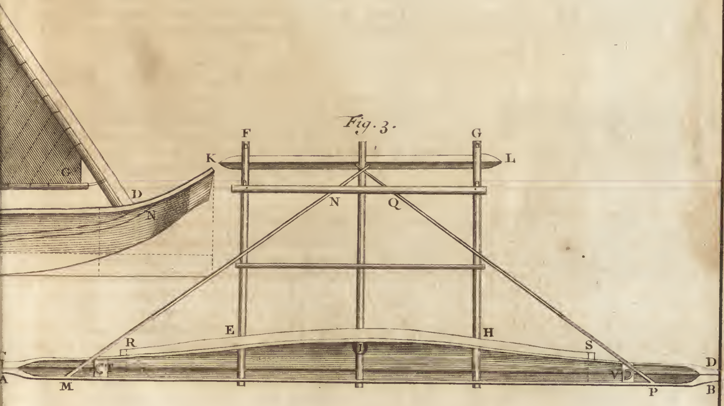

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
15
20
25
30
34
Fuſs

LEICHTE FAHRZEUGE AU

ABRISS VON EINEM PROS.

A.B. *Seite am Lof.*
C.D. *Seite, die unter dem Winde ist.*
E.F.G.H. *Cadre oder Rahm auf eben der Seite.*
I. *Stück mitten im Rahme, woran der Mast befestiget ist.*
K.L. *Kleines Canot zu Ende dieſes Rahmes.*
M.N.P.Q. *Zween Arme, einen am Vorder- den andern am Hintertheile, den Rahm zu befestigen.*
R.S. *Brett an der Seite des Pros, unter dem Winde, um zu verhindern, daß von oben kein Waſſer hineinkömmt.*

Fig. 3.



DEN RÆUBER-INSELN.

Gefährlicher Zuſtand des Centurions.

Dieſe Verſtärkung bekam dem einzigen Schiffe, das von dem ganzen Geſchwader nunmehr noch übrig war, ungemein wohl. Allein, es war durch eben den Sturm, welcher den Glocester ſo übel zurichtete, aus ſeiner Straße verſchlagen, und weit gegen Norden geführet worden. Weil nun der Strom eben dieſe Richtung hielt, und dem Schiffe deſto geſchwinder forthalf: ſo war es, ſtatt dreyzehn und einen halben Grad, auf welcher Breite man die Inſel Guam antrifft, voritzt unter ſiebenzehn und ein viertheil Grad Norderbreite. Die Steuerleute wußten zwar nicht, wie weit ſie eigentlich von dem Mittagskreiſe der marianiſchen Eylande entfernet ſeyn möchten, glaubeten aber doch, es müßten ſelbige in der Nähe liegen, und beſorgeten nur, der Strom möchte ſie unvermerkt unter den Wind beſagter Inſeln geführet haben. Denn in dieſem Falle wäre kein anderer Rath übrig geweſen, als den Lauf nach irgend einem öſtlichen Theile von Aſien zu richten: daſelbſt aber hätten ſie den Weſtmuſſon in ſeiner völligen Stärke gefunden, und unmöglich ans Land kommen können. Nebſt dem waren ſie wohl vier bis fünfhundert Meilen von beſagter Küſte entfernet, und ehe ſie dahin kamen, konnte das ganze Schiff am Scharbocke ausſterben. Es vergieng kein Tag, da man nicht bis zwölf Mann einbüßete. Was aber das allerärgſte war, ſo hatte man einen Läck, der nach Ausſage der Zimmerleute unmöglich vollkommen geſtopfet werden konnte, ſo lange man in keinem Hafen vor Anker käme.

Man erblicket zwo marianiſche Inſeln.

Mitten in dieſer großen Noth, kühlete der Wind auf einmal aus Nordoſt; es änderte auch der Strom ſeine Richtung nach Süden, und man hatte am folgenden Morgen mit anbrechendem Tage zwo Inſeln gegen Weſten im Geſichte. Die näheſte hieß, wie man nachgehends erfuhr, Anatacan, und man ſchätzte ſie etwa funfzehn Meilen weit entfernet. Sie ſchien ſehr gebirgig und mittelmäßig groß zu ſeyn. Die andere war Serigan, und glich vielmehr einem Felſen, als einem Orte, da man vor Anker liegen konnte. Weil der Landwind nicht erlaubte, Anatacan zu nähern: ſo verlor man ſie den 26ſten Auguſt aus dem Geſichte, erblickte aber des folgenden Tages in der Frühe die Inſeln Saypan, Tinian und Agnigan. Herr Anſon befahl, nach Tinian zu ſteuern, welche in der Mitte liegt. Weil er auch wohl wußte, daß ſpaniſche Beſatzung auf Guam lag: ſo machte er allerley Anſtalten zu ſeiner Sicherheit. Um von der eigentlichen Beſchaffenheit dieſer Inſel deſto geſchwinder Nachricht zu erhalten, ließ er die ſpaniſche Flagge wehen, in der Hoffnung, die Inſeleinwohner würden ſein Schiff für die manilliſche Galion anſehen, und ohne Zeitverluſt an Bord kommen. Nachmittage kam auch wirklich ein **Pros** mit einem Spanier und vier Indianern zum Vorſcheine, und wurde von der engliſchen Pinaſſe angehalten, der Nachen aber näherte ſich unterdeſſen dem Lande, und ſuchte, eine gute Ankerſtelle auszuforſchen.

Ausſage eine ſpaniſchen Wachmeiſters.

Die Ausſage des Spaniers von dem Zuſtande der Inſel übertraf den Wunſch der Engländer. Er berichtete, ſie habe keine Einwohner, welches bey ihren damaligen Umſtänden

---

ſundheit. Andere beſſerten ſich zwar, es hatte aber keinen Beſtaud damit. Bey einigen half es gar nichts. Unterdeſſen ſchadete es ſowohl dieſen als jenen eben ſo wenig, als wenn ſie gar keine Arzeney gebrauchet hätten. Das allerwunderbareſte war, daß dieſe Arzeney bey dem Kranken nach dem Verhältniſſe ſeiner Kräfte wirkete. Den meiſten, welche nur noch wenige Tage leben konnten, that ſie gar nichts. Bey den übrigen wirkete ſie entweder durch Schwitzen, oder Erbrechen, oder gelindes Abführen. Bey denen, welche noch ihre völlige Kräfte hatten, brachte ſie zwar eben dieſe Wirkungen, nur aber mit großer Heftigkeit hervor. Ebendaſ. a. d. 11 und 12 S.

e) Der Verfaſſer nennet ſie allemal nach ihrem alten Namen die Diebesinſeln.

Anſon. 1742.

ſtänden ein Glück für ſie war; dem ungeachtet, ſagte er weiter, gäbe es alle Lebensmittel der bewohnteſten Gegenden da; das Waſſer ſey vortrefflich. In der Inſel ſelbſt wimmelte es von allerley Thieren, die ungemein gut ſchmeckten. Im Gehölze wüchſen Pomeranzen, Limonien, Citronen, Cocosnüſſe, imgleichen die von Dampier alſo genannte Brodtfrucht, alles von ſich ſelbſt. Die Spanier pflegten wegen dieſer ungemeinen Fruchtbarkeit der Inſel, alle Lebensmittel für ihre zu Guam liegende Beſatzung daraus abzuholen. Er, der Redner ſelbſt, ſey unter beſagter Beſatzung Wachmeiſter und mit zwey und zwanzig Indianern nach Tinian gekommen, Ochſen zu ſchlachten und eine Barke von etwa funfzehn Tonnen, die unweit der Küſte vor Anker liege, damit zu beladen.

Dieſer Bericht erweckete bey den Engländern ungemeine Freude. Sie ſahen von dem Orte, da ſie ſich gegenwärtig befanden, wirklich große Heerden Vieh auf der Weide gehen. Die übrige Erzählung wurde durch das ſchöne Anſehen der Inſel glaublich gemacht, indem ſie nicht ſowohl einem unbewohnten und unangebaueten Eylande, als vielmehr dem vortrefflichſten Wohnplatze glich. Man erblickte angenehme Wälder, mit großen und ſchönen Raſenplätzen, die man für ein Werk der Kunſt hätte halten ſollen. Weil der ſpaniſche Wachmeiſter noch erwähnte, die mit ihm angekommenen Indianer wären voritzt mit der Ochſenjagd beſchäfftiget: ſo erinnerte dieſer Umſtand den Hr. Anſon daran, wie nöthig es ſey, dieſe Leute hier zu behalten, damit ſie dem ſpaniſchen Statthalter die Anweſenheit des Schiffes nicht verrathen könnten. Demnach befahl er, man ſolle ſich der Barke verſichern.

Mit großer Mühe kam endlich der Centurion auf zwey und zwanzig Faden vor Anker. Die Segel einzunehmen, mußte man fünf ganzer Stunden Zeit haben. Alles, was noch Dienſte thun konnte, belief ſich auf ein und ſiebenzig Köpfe. Dieß waren die geringen Ueberbleibſel von der vereinigten Mannſchaft dreyer Kriegesſchiffe, die bey ihrer Abreiſe aus England beynahe tauſend Mann am Borde gehabt hatten.

Die Engländer finden die Inſel verlaſſen.

Als die Indianer aus dem Wegnehmen ihrer Barke merketen, es wären Feinde vorhanden: ſo verſtecketen ſie ſich ins Gehölze, und ließen ihre Hütten leer ſtehen, welches den Engländern Zeit und Mühe erſparete, Gezelte aufzuſchlagen. Eine von beſagten Hütten war ſechzig Schuh lang, und fünf und vierzig breit, und wurde zum Hoſpitale gemacht. Die ſämmtlichen Officier, ja der Geſchwaderoberſte ſelbſt, halfen die Kranken aus dem Schiffe ans Land bringen. An eben demſelbigen und an dem vorhergehenden Tage verlor man noch ein und zwanzig Mann.

Beſchreibung der Inſel Tinian.

Die Inſel Tinian, welche der Verfaſſer kaum genug rühmen kann, liegt auf funfzehn Grade, acht Minuten Norderbreite und hundert und vierzehn Grade acht Minuten weſtlicher Länge von Acapulco. In der Länge hat ſie etwa zwölf engliſche Meilen, und in der Breite halb ſo viel. Sie ſtreicht von Südſüdweſt gegen Nordnordoſt. Der Boden iſt dürr und etwas ſandig, um welcher Urſache willen der Raſen auf den Wieſen und im Gehölze zarter und gleicher iſt, als er in heißen Gegenden gemeiniglich zu ſeyn pfleget. Das Land wird von dem Orte, wo die Engländer ihr Waſſer holeten, bis in die Mitte der Inſel unvermerkt immer höher. Ehe man aber die größte Höhe erreichet, findet man unterſchiedliche ſanft ablaufende Raſenplätze, mit zartem Klee, und allerley darunter ſtehenden Bluhmen bewachſen, und mit einem anmuthigen Gehölze umfaſſet, darinnen vortreffliche Früchte wachſen. Das flache Land hat unvergleichlich ebenen Boden, und die Waldungen ſehr wenig Geſträuche. Das Gehölze höret an denen Orten, wo es die Ebene begränzet,

Anſon. 1742.

gränzet, ſo ſchnurgleich auf, als wenn die Bäume mit Fleiß alſo gepflanzet wären. Dieſe Abwechſelung, nebſt der Mannigfaltigkeit der Hügel und Thäler, verurſachet unzählig vielerley ſchöne Ausſichten. Die Thiere, welche dieſen Luſtort die meiſte Zeit des Jahres ganz allein beſitzen, gehören ihres Ortes ſelbſt mit zu ſeiner romanmäßigen Anmuth, und helfen ihm ein ſtarkes Anſehen einer bezauberten Inſel beylegen. Hier weidete das Rindvieh oft zu tauſenden auf einer großen Wieſe, und es erwecket dieſer Anblick um ſo viel mehr Bewunderung, weil beſagte Thiere eine vollkommene Milchfarbe haben; nur die Ohren, als welche gemeiniglich ſchwarz ſind, ausgenommen. Ungeachtet auf der Inſel keine lebendige Seele wohnet, ſo ſollte man doch vermuthen, es müſſe eine nicht geringe Menge Höfe und Dörfer auf ihr vorhanden ſeyn, wenn man ſo vieles Heerdvieh ohne Unterlaß blöcken und auf den Auen weiden ſieht. Das Rindvieh iſt im geringſten nicht ſcheu. Anfänglich ließ Herr Anſon einige Stücke ſchießen. Allein, als er nachgehends für nöthig befand, das Pulver zu ſchonen: ſo fing man mit bloßer Hand ſo viel weg, als man wollte. Ihr Fleiſch iſt wohlgeſchmackt und leicht zu verdauen. Eben ſo leicht fiel es auch, das Geflügel, das nicht weniger wohlgeſchmackt iſt, zu erhaſchen. Kaum konnte es im erſten Anſatze hundert Schritte weit fliegen, ſo war es müde, und außer Stande, ſich wieder in die Luft zu ſchwingen. Im Gehölze lief eine Menge wilder Schweine herum: die ſchmeckten nun zwar ungemein gut, es war aber ſo übel mit ihnen umzugehen, daß die Engländer einige große Hunde zu Hülfe nehmen mußten. Es waren ſolche mit den ſpaniſchen Ochſenfängern herüber gekommen, und ſchon dazu abgerichtet. Auf dieſer Jagd gieng es hitzig her. Denn als die Schweine ſahen, daß man ihnen zu nahe aufs Leder wollte, wurden ſie toll, und ſchlugen unterſchiedliche Hunde zu Schanden.

Die Engländer fanden, daß der ſpaniſche Wachtmeiſter in ſeinem Berichte nicht im mindeſten aufgeſchnitten hatte, vielmehr mußten ſie die Menge der Cocos, Goyaven, Limonien und Pommeranzen, davon alle Wälder voll waren, höchlich bewundern. Die Brodtfrucht,, welche in dieſen Inſeln den Namen Rima trägt, ſchmeckete ihnen noch beſſer als wirkliches Brodt. Dampier hat ſie in ſeinem Buche nicht genau genug beſchrieben: ſie wächſt aber auf einem ziemlich hohen Baume, der ſich oben am Gipfel in große und lange Zweige vertheilet. Die Blätter haben eine ſchöne dunkelgraue Farbe, ihre Länge beträgt einen Schuh biß achtzehn Zoll. Die Frucht wächſt an allen Orten der Zweige ohne Unterſchied. Sie iſt mehr eyförmig, als völlig rund, ſieben bis acht Zolle lang, und liegt in einer dicken ſtarken Schale. Jede Frucht wächſt beſonders. Man ißt ſie, wenn ſie ihre völlige Größe zwar ſchon bekommen hat, doch aber noch grün iſt, und in dieſem Zuſtande gleicht ſie ſowohl an Geſchmacke, als Beſchaffenheit ihres Weſens, einem Artſchockenboden. Nach dem völligen Reifen wird ſie weich, gelb, ſüßlich, und riecht ſehr angenehm faſt wie ein reifer Pfirſig; nichts deſtoweniger ſoll ſie ſodann ungeſund ſeyn und die Ruhr verurſachen *f*). Ueber alle dieſe Baumfrüchte, hatte die Inſel auch Waſſermelonen, Löwenzahn, Münze, Portulack, Löffelkraut und Sauerampfer, welche Kräuter die Engländer mit derjenigen Begierde, welche die Natur bey denen, die den Scharbock am Halſe haben, zu erwecken pfleget, verſchlangen. Wilde Enten, Taucher, Rohrſchnepfen und Waſſerhüner gab es in zween großen Teichen von ſüßem Waſſer die Menge.

Tinian war ſonſt bewohnet.

Es ſcheint allerdings wunderlich, daß ein ſo geſegneter Boden unbewohnet und ungebauet liegen ſolle, abſonderlich da er noch andere Inſeln in der Nähe hat, die er haupt-

---

f) Eben daſ. Tom. III. a. d. 52. und vorh. S.

Eingefallene Gebäude.

ſächlich ernähren muß. Allein, man erzählete den Engländern, es hätten erſt vor funfzig Jahren noch Leute da gewohnet. Ja es befanden ſich nach dem Berichte des Spaniers mehr als dreyßig tauſend Seelen auf Tinian g). Auf einmal kam eine heftige Seuche unter ſie, und raffte die meiſten hinweg. Was übrig blieb, das verſetzeten die Spanier auf die Inſel Guam, welche nicht weniger gelitten hatte, und wollten auf dieſe Weiſe die Stelle der Verſtorbenen erſetzen. Allein, die meiſten bekamen das Heimwehe, und fielen weg, wie die Fliegen. Dieſer Bericht der Gefangenen wurde durch den Anblick vieler eingegangenen Gebäude beſtätiget, indem der Augenſchein genugſam bewies, es müſſe die Inſel ſehr volkreich geweſen ſeyn. Beſagte Ueberbleibſel beſtehen meiſt alle aus zwo Reihen pyramidenförmiger Pfeiler, die auf einem viereckigen Geſtelle, und etwa ſechs Schuhe weit von einander ſtehen. Zwiſchen beyden Reihen iſt zwölf Schuhe Raum. Das Pfeilergeſtelle hat fünf Schuhe ins Gevierte; ihre eigene Höhe beträgt dreyzehn Schuh. Oben an jedem Pfeiler, ruhet eine halbe, doch etwas glatte Kugel, und das ganze Weſen, das iſt ſowohl die Pfeiler als die Halbkugeln, iſt aus Sand und Steinen zuſammen gekittet, und mit Gips beworfen h). Dieſe Denkmaale ſind nach Ausſage der Gefangenen Ueberbleibſel von indianiſchen Klöſtern. Ohne die bisher angeführten Vortheile, hat die Inſel auch ſehr geſunde Luft; indem ſie theils durch die friſchen Winde, die hier beſtändig blaſen, theils durch den Regen, der zwar ſelten fällt, auch nie lange währet, gereiniget wird; hingegen hat die Inſel wenig fließendes Waſſer. Dieſem Mangel halfen die ehemaligen Einwohner durch eine große Menge Schöpfbrunnen ab, die noch allenthalben zu ſehen ſind, und nur geringe Tiefe haben. Hingegen giebt es viele ſehr gute ſtehende Waſſer, die, wie es ſcheint, von Quellen herrühren. Das größte Ungemach auf der Inſel Tinian, leidet man von einer unzähligen Menge Ungeziefer, als zum Beyſpiele von Mücken, Tauſendfüßen, und Scorpionen. Auch wird man von Holzläuſen gepeiniget, die ſowohl Menſchen als Thiere anfallen, ſich in der Haut eingraben, und eine ſchmerzhafte Entzündung verurſachen.

Der Ankerplatz daſelbſt iſt nicht ſicher.

Doch dieſe Uebel ſchienen den Engländern wie nichts in Vergleichung mit dem vielen Guten, das ihnen dieſe Inſel darboth. Nur wußten ſie nicht, daß die Ankerſtelle zu gewiſſen Zeiten ſehr unſicher ſey, und daß ihnen der ſchrecklichſte Zufall, der ihnen je begegnen konnte, bevorſtehe. Die beſte Stelle für große Schiffe iſt in Südweſten der Inſel. Eben da lag der Centurion einer ſandigen Bay gegenüber anderthalb engliſche Meilen weit vom Strande, auf zwey und zwanzig Faden vor Anker. Denn der Grund beſagter Rhede iſt voll ungemein ſpitziger Korallenklippen, welche einem Schiffe von der Hälfte des Brachmonates bis in den halben Weinmonat ſehr gefährlich ſeyn können. Denn dieſes iſt die Zeit des Weſtmuſſons. So lange dieſer währet, iſt der Wind im Vollmonde, hauptſächlich aber im Neumonde gewöhnlicher Weiſe ſehr veränderlich, und läuft zuweilen alle Striche des Compaſſes durch. Sodann tobet er mit ſolchem Ungeſtüme, daß man dem allerſtärkeſten Taue nicht trauen darf. Hiezu kömmt noch die reißende Fluth, welche nach Südoſt zwiſchen den Inſeln Tinian und Agnigan ſtrömet, und die Größe der Gefahr nicht wenig vermehret. Die übrigen acht Monate, das iſt, vom halben Weinmonate bis in die Hälfte des Brachmonates iſt das Wetter beſtändig gleich, und einerley i).

Von

---

g) Man ſehe oben die allgemeine Beſchreibung der marianiſchen Inſeln.

h) A. d. 58. und vorherg. S. hat der Verfaſſer dieſe Pfeiler abgezeichnet.

Anſon. 1742.

Von dieſem allen wußten die Engländer kein Wort. Nachdem ſie mit Ausbeſſerung ihres Schiffes zu Stande waren: ſorgeten ſie für nichts als für ihre Kranken, mit denen es ſich nach Wunſche beſſerte. Herr Anſon war ſelbſt vom Scharbocke angegriffen, und hatte ſich am Strande ein Zelt aufſchlagen laſſen, darinnen er ſeiner Geſundheit pflegte, und an kein Arges gedachte. Da man aber gleichwohl den Herbſtſchein nächſtens zu erwarten hatte: ſo befahl er aus einer klugen Vorſichtigkeit wegen des gegenwärtigen Weſtmuſſons, man ſolle zu deſto beſſerer Sicherheit des Schiffes dasjenige Ende der Tauen, daran der Anker hing, mit den Dregketten umwinden. Ja er ließ es in der Länge von dreyßig Faden vom Anker weg, und auf ſieben Faden von den Kluislöchern mit einem guten Windſeile, das fünftehalb Zoll im Umkreiſe hatte, bewickeln. Nebſt dem ließ man ſowohl die große als die Fockerhaa ganz herab, damit der Wind das Schiff um ſo weniger packen könnte.

Das Schiff wird durch einen Sturm weggeführt.

Der Neumond trat den 18ten ein. Dieſer und die drey folgenden Tage giengen ohne Unglück vorbey: zwar das Wetter war ſtürmiſch, allein, man verließ ſich auf die gemachten Anſtalten, welche unverbeſſerlich zu ſeyn ſchienen. Aber den 22ſten erhub ſich auf einmal ein Oſtwind mit ganz unerhörtem Toben, riß alle Tauen entzwey, und ſchleuderte das Schiff auf die hohe See. Die Nacht wurde ſtockfinſter, und der Sturm immer entſetzlicher: zugleich donnerte es auf eine erſchreckliche Weiſe, wozu noch das Getöſe des heftigen Regens kam, alſo daß man die Nothſchüſſe nicht hören konnte, zu welchen man vermuthete, daß der Befehlshaber am Borde, Saumarez, ſeine Zuflucht nehmen würde. Man ſah auch keine Loſungsfeuer, das denen am Lande befindlichen einige Nachricht ertheilet hätte. Dergeſtalt hatte Herr Anſon, nebſt dem größten Theile der Officierer und des Schiffsvolkes das einzige Mittel, wieder aus dieſer Inſel wegzukommen, verloren, ohne daß ſie es wußten. Doch wir wollen die Abſchilderung ihres Zuſtandes dem Verfaſſer ſelbſt überlaſſen.

Zuſtand der Verlaſſenen.

„Als man mit anbrechendem Tage kein Schiff mehr ſah: ſo entſtund bey jedermann „eine unbeſchreibliche Beſtürzung. Die meiſten bildeten ſich ein, es ſey geſcheitert, und „erſuchten den Geſchwaderoberſten, er möchte die Schaluppe ausſchicken, und die Trümmern rings um die Inſel aufſuchen laſſen. Einige hielten es zwar für möglich, daß es „den Sturm hätte aushalten können, glaubeten aber nicht, daß es jemals im Stande ſeyn „würde, wieder an die Inſel zu kommen; denn der Wind blies noch immer mit äußerſtem „Ungeſtüme aus Oſten, das Schiff aber war viel zu ſchwach beſetzet, mit einem Sturme „zu kämpfen. Es mochte nun aber von beyden Theilen Recht haben, welcher nur wollte, „ſo war doch nicht die geringſte Hoffnung mehr da, von der Inſel Tinian hinwegzukommen. „Macao, der nächſte Hafen für ihre Nation, war über ſechshundert Meilen weit „entfernet. Ein ander Fahrzeug hatte man nicht, als die kleine ſpaniſche Barke, die man „angehalten hatte, darinnen aber nicht der vierte Theil von ihnen Raum hatte. Daß „aber irgend ein Schiff zufälliger Weiſe an dieſe Inſel kommen und ſie abholen ſollte, daran war nicht zu gedenken. Vielleicht war der Centurion das erſte europäiſche Schiff, „das jemals dahin gekommen war, und die Zufälle, die ihn hieher gebracht hatten, möchten ſich wohl in einigen hundert Jahren kaum wieder ereignen; demnach hatten die Engländer nichts anders zu gewarten, als ihr Leben auf dieſer Inſel zu beſchließen. Ja

i) A. d. 64. und vorherg. S.

k) Dieſer Sturm wird nach der Länge beſchrieben.

Anſon. 1742.

„dieſes war das wenigſte, was ſie befürchteten. Denn ſie mußten billig in Sorge ſtehen, der Statthalter zu Guam werde ihre Anweſenheit erfahren, und ſeine ganze Macht gegen ſie ausſchicken, wornach ſie nichts beſſers erwarten durften, als auf ihre ganze Lebenszeit in Feſſel geſchlagen zu werden. Ja vielleicht wäre man mit ihnen als mit Seeräubern umgegangen, und hätte ſie auf eine ſchimpfliche Weiſe hingerichtet, weil ihr Beſtallungsbrief am Borde war.

„Ungeachtet nun der Geſchwaderoberſte von dieſem vielfachen Kummer allerdings genaget wurde: ſo nahm er doch ein gelaſſenes und ſtandhaftes Bezeugen an ſich. Vor allen Dingen dachte er auf Mittel, ſich aus dieſem verzweifelten Zuſtande zu reißen. Den gemachten Entwurf eröffnete er den verſtändigſten unter dem Haufen; und als dieſe ihren Beyfall dazu gaben, ſo rief er auch die übrigen herbey, und ſtellete ihnen vor, es ſey nicht wahrſcheinlich, daß der Centurion ſollte geſunken ſeyn; denn wollten ſie die gewaltige Stärke eines ſolchen Schiffes recht überlegen, ſo würden ſie ſelbſt glauben, es ſey im Stande, die allergewaltſamſten Stürme auszuhalten. Vielleicht werde er in wenig Tagen wieder zum Vorſcheine kommen. Unterdeſſen müſſe man ſich doch den ſchlimmſten Fall eben ſowohl als möglich vorſtellen. Es könne ſeyn, daß ihn der Sturm allzuweit von der Inſel verſchlagen, und wegen lauterer Unmöglichkeit ſie wieder zu erreichen, ſeinen Lauf nach Macao zu nehmen, genöthiget habe. Demnach müſſe man unterdeſſen Mittel hervor ſuchen, von dieſer Inſel wegzukommen. Ihm ſey eines beygefallen. Man müſſe nämlich die ſpaniſche Barke entzwey ſägen, und ſie um zwölf Schuhe länger machen, auf welche Weiſe ein Fahrzeug von etwa vierzig Tonnen daraus werden würde, darinnen ſie alle mit einander nach China ſegeln könnten. Er habe die Zimmerleute ſchon um ihre Meynung befraget, und ſie hielten die Sache gar wohl für thunlich, wofern nur jedermann Hand anlegen wolle. Er ſeines Ortes ſey geſonnen, ſo gut daran zu arbeiten, als ein anderer, verlange auch nicht, daß jemand etwas thun ſolle, wozu er nicht mit ſeinem Beyſpiele voran gehe. Nur ſey äußerſt viel daran gelegen, daß man ohne Verzug und mit allem Eifer zum Werke ſchreite. Man müſſe ſich zu dieſem Ende vorſtellen, der Centurion werde nie wieder kommen. Denn geſetzt er komme wieder, ſo ſey zwar die Arbeit umſonſt, man habe aber doch keinen Schaden davon, dahingegen wenn er ausbliebe, ihre gegenwärtigen Umſtände und die Jahreszeit, alle mögliche Geſchwindigkeit, folglich auch allen möglichen Fleiß erforderten.

„Dieſe Rede machte zwar den Leuten Muth, brachte aber die Wirkung, welche der Oberſte gehoffet hatte, ſogleich dennoch nicht zu wege. Denn die Hoffnung, die er ihnen gemacht hatte, vertrieb die erſte Angſt aus ihrem Gemüthe, und ſie hielten es gleichſam für unſtreitig, der Centurion müſſe wieder kommen, und ſie der verdrießlichen Arbeit überheben, dazu allenfalls noch allemal Zeit genug ſey. Allein, nachdem ſie einige Tage lang vergeblich darauf gewartet hatten, ließen ſie dieſe Hoffnung fahren, und legten die Hand mit allem Eifer an das Mittel ihrer Erlöſung. Ueberleget man, wie ſchlecht ſie mit allen zur Ausführung ihres Entwurfes benöthigten Dingen verſorget waren: ſo muß man erſtaunen, daß Herr Anſon ſich vornehmen durfte, die Barke nicht nur zu vergrößern, ſondern auch mit Lebensmitteln zu verſorgen, und in den Stand zu ſetzen, daß er eine Reiſe von ſechs bis ſiebenhundert Meilen über eine ihm wenig bekannte See damit wagen dürfte. Eben um dieſer Urſache willen halten wir uns für ſchuldig, einige

„Um-

„Umſtände, daraus man ſieht, was Seeleute zu thun im Stande ſind, ausführlich beyzubringen.

„Ein beſonderes Glück, dafür die Engländer dem Himmel danketen, war dieſes, daß „zu der Zeit, als das Schiff in die See gejaget wurde, die Zimmerleute am Lande waren, und die Kaſten mit ihrem Handwerksgeräthe bey ſich hatten. Der Schloſſer war „mit ſeiner Schmiede und andern Werkzeugen gleichfalls da; nur die Blaſebälge waren „am Borde. Man war folglich bedacht, ein Paar neue zu verfertigen. Gearbeitet Leder „hatte man zwar nicht, wohl aber friſche Häute, und mit dieſen behalf man ſich. Es „lag noch von der Indianer oder Spanier Zeiten her etwas Kalch auf der Inſel; mit „dieſem nun machte man einige Ochſenhäute gahr. Zur Röhre brauchte man einen Flintenlauf. Es fehlete wirklich den neuen Blasbälgen weiter nichts, als daß ſie wegen des „halb rohen Leders nicht zum beſten rochen.

„Unterdeſſen da der Schmid darauf los hämmerte, wurden Bäume gefället, und „Bretter geſchnitten. An dieſe Arbeit legete Herr Anſon ſelbſt Hand an, weil ſie die beſchwerlichſte war. Weil man nun weder Rollen noch Seile genug hatte, die Barke ans „Land zu holen: ſo kamen die Walzen in Vorſchlag, und man glaubete, weil die Stämme der Cocosbäume rund und glatt ſind, ſo würden ſie ſich am beſten dazu ſchicken. „Demnach hieb man einige ſolche Bäume um, und machte an den Enden Löcher hinein, „um die Hebel einzuſtoßen. Zu gleicher Zeit grub man eine Docke, dahinein man die „Barke auf einem von der See bis an die Docke ausdrücklich gemachten Wege brachte. „Nebſt dem ſchlachtete man Ochſen, und war auf allerley Vorrath bedacht. Nach langem hin und her ſinnen, womit man die Barke in ſegelfertigen Stand ſetzen wolle? fiel „man endlich darauf, es könnten die am Lande aufgeſchlagenen Gezelte, nebſt dem Strickwerke, das der Centurion zufälliger Weiſe zurück gelaſſen hatte, dazu gebrauchet werden: „nähme man nun die eigenen Segel und Takel der Barke noch mit dazu, ſo werde es „ſich wohl thun laſſen. Talch war im Ueberfluſſe da. Man beſchloß alſo, Kalch darunter zu miſchen, und die Barke damit zu theeren.

Noch äußerte ſich eine große Schwierigkeit, nämlich wie man ſich auf eine ſo lange Reiſe mit Lebensmitteln verſorgen wolle; denn es war weder Zwieback noch ſonſt einiges Korn am Lande. Man hatte ſich, ſo lange man auf Tinian geweſen war, mit der Brodtfrucht beholfen, welche aber auf der See nicht gut bleiben konnte. Lebendiges Vieh gab es zwar genug, aber kein Salz zum Einpäckeln; und über dieſes hätte in dieſer heißen Gegend das Salz nicht angegriffen. Endlich beſchloß man, ſo viel Cocosnüſſe, als möglich, an Bord zu nehmen, und den Mangel des Brodtes mit Reiße zu erſetzen. Cocos gab es auf der Inſel. Um aber Reiß zu bekommen, wollte man warten, bis die Barke fertig wäre, und ſodann eine Unternehmung auf die Inſel Rota wagen, wo man wußte, daß die Spanier große Pflanzungen haben, aber die Sorge dafür den Indianern überlaſſen. Indem aber dieſes Vorhaben nicht anders, als mit Gewalt ausgeführet werden konnte: ſo unterſuchte man, wie groß der Pulvervorrath ſey. Zum Unglücke betrug alles, was man zuſammen bringen konnte, nicht mehr als neunzig Flintenſchüſſe. Hierinnen beſtund der einzige Troſt für Leute, die ſich entweder ums Brodt ſchlagen, oder einen ganzen Monat lang nicht nur Brodt, ſondern auch alles übrige, was die Stelle deſſelbigen vertreten könnte, miſſen ſollten.

Anſon 1742.

Doch die allergrößte Schwierigkeit, und welche ohne den Beytritt unterſchiedlicher höchſtaußerordentlicher Zufälle das Auslaufen der Barke ſchlechterdings unmöglich gemacht haben würde, haben wir bis zuletzt verſparet. Nachdem alles, was ihren Bau und ihre Ausrüſtung betraf, eingerichtet worden war: ſo konnte man die Zeit, wenn alles im völligen Stande ſeyn werde, ohne ſonderliche Mühe ausrechnen. „Dieſe Ueberlegung führete natürlicher Weiſe auf eine andere, nämlich, was für einen Lauf man halten, und nach welchem Lande man ſich wenden wollte? Aber, hiebey fiel es den Officiern ein, daß weder Compaß, noch Quadrant auf der Inſel vorhanden ſey. Acht Tage giengen vorbey, ohne daß man gegen dieſes Unglück einigen Rath auszuſinnen vermöchte. Endlich ſtörete man eine Kiſte durch, die zur ſpaniſchen Barke gehöret hatte, und fand einen kleinen Compaß darinnen, der zwar nicht viel beſſer war, als diejenigen, damit die Schüler ſpielen, gleichwohl aber, als eine unſchätzbare Koſtbarkeit angeſehen wurde. Wenig Tage hernach fand man einen Quadranten auf dem Strande liegen, der irgend einem Verſtorbenen vom Schiffsvolke zugehöret hatte. Zwar fehleten die Abſichten, und er war folglich nicht zu gebrauchen: allein, als ein Matroſe von ungefähr die Schublade an einem alten Tiſche, den die Wellen ans Ufer getrieben hatten, auszog: ſo fand er einige Abſichten, die ſich ganz gut an den Quadranten ſchickten, und ſogleich dazu gebraucht wurden, die Breite von Tinian mit vieler Richtigkeit zu beſtimmen. Dieſe unvermutheten Glücksfälle, machten, daß die Arbeit mit unerhörtem Eifer fortgeſetzet wurde, dergeſtalt, daß man den 9ten des Wintermonates im Stande zu ſeyn vermeynete, ihre Dauer zu beſtimmen, und den 5ten des Wintermonates zum Abfahrtstage feſtzuſetzen. *l*).

Glückliche Rückkunft des Centurions.

Doch der ſchlechte Zuſtand der Engländer ſollte ſich weit geſchwinder und glücklicher endigen. Zween Tage hernach gieng ein Matroſe in andern Abſichten auf die Anhöhe mitten in der Inſel. Als er ſich umſah: ſo erblickte er von fernen den Centurion. Sogleich rannte er in vollem Springen nach dem Strande zu, und ſchrie dabey, wie ein toller Menſch, das Schiff! das Schiff! Alle, die ihn höreten, wurden durch die Heftigkeit, damit er dieſe neue Zeitung verkündigte, ſogleich von ihrer Gewißheit überzeuget, und renneten mit gleichem Eifer und Geſchreye auf den Geſchwaderoberſten los. Dieſer war eben damals in voller Arbeit begriffen. Allein, bey Vernehmung dieſes unverhofften Glückes, warf er ſeine Axt von ſich, „und die Freude ſetzete ihn, wie der Verfaſſer ſaget, zum erſtenmale aus der beſtändig gleichen Gemüthsfaſſung, die man bis hieher an ihm bemerket hatte. Jedermann begleitete ihn vor Entzückung außer ſich, ans Ufer, und weidete die Augen mit einem Anblicke, deſſen man ſich auf immer verziehen hatte *m*).

Was er ausgeſtanden hatte.

Die Abweſenheit des Centurions hatte neunzehn Tage gedauert, und in dieſer Zeit hatte er alle Gefährlichkeiten, darein die tobende See ein Fahrzeug ſtürzen kann, ausgeſtanden. Anfänglich war er gegen die Inſel Agnigan getrieben worden; und es fehlete wenig, ſo hätte er ſich in der Dunkelheit an den Klippen in tauſend Trümmern zerſplittert. Nachgehends hatten ihn die Ströme über vierzig Meilen weit nach Weſten geführet, und es koſtete ihm unbeſchreibliche Arbeit, ehe er die Inſel Tinian wieder zu Geſichte bekommen konnte. Indeſſen hatte er ſeine Doppelſchaluppe eingebüßet, indem ſie ſich gleich in der erſten Nacht an der Schiffsverkleidung in Stücken geſtoßen hatte; und dieſer Zufall

ſetzte

---

l) A. d. 101. und vorherg. S.

m) A. d. 102 S.

n) Zwar giebt der Verfaſſer an dieſem Orte eine kurze Beſchreibung der marianiſchen Inſeln,

die

ſetzte den Geſchwaderoberſten in große Verlegenheit. Denn nunmehr mußte man die Waſſertonnen auf Flößen überſetzen; wobey es wegen der heftigen Windſtöße ſehr gefährlich zugieng. Doch zuletzt kam alles, was die Inſel an Lebensmitteln zu liefern vermochte, glücklich an Bord, und man war den 21ſten des Weinmonates im Stande, unter Segel zu gehen *n*).

Die Engländer ſegeln von Tinian ab.

Der Oſt-Muſſon ſchien nunmehr völlig eingetreten zu ſeyn. Man hatte einen friſchen und beſtändigen Wind hinter ſich, mit welchem man im Anfange alle Tage vierzig bis funfzig Meilen zurück legte. Nur ſtund man wegen des alten Lecks noch in einiger Sorge, weil es nicht möglich gefallen war, ihn ſo vollkommen zu ſtopfen, daß er bey hohler See nicht hätte größer werden können. Doch das ſämmtliche Schiffsvolk war bey vollkommener Geſundheit, und verrichtete alle Arbeit, ſowohl im Segelwerke, als an der Pumpe ohne Murren und Ungeduld.

Weg bis Macao.

Den 3ten des Wintermonats *o*) entdeckte man eine Inſel, und hielt ſie beym erſten Anblicke für die Inſel **Betel-Tobago-Xima**: ſie ſchien aber kleiner, als dieſelbige gemeiniglich vorgeſtellet wird. Nach einer Stunde erblickte man fünf oder ſechs engliſche Meilen weiter in Weſten noch eine. Weil nun die Seekarten und Bücher ſonſt keine Inſel öſtlich von Formoſa erwähnen, als **Betel-Tobago-Xima**, und es denſelbigen Mittag unmöglich fiel, die Höhe zu nehmen: ſo beſorgete man, das Schiff werde durch irgend einen Strom in die Nachbarſchaft der **Bachi-Eylande** geführet worden ſeyn. Man nahm alſo mit anbrechender Nacht zur Vorſorge die Segel ein, und blieb bis auf den folgenden Tag, da man die beyden Inſeln abermal erblickte, in der Ungewißheit. Hierauf ließ Herr Anſon weſtlich halten, und man erblickte nach Verlaufe zwoer Stunden die Südſpitze der Inſel **Formoſa**. Bey dieſem Anblicke hielt man es für ausgemacht, die zweyte Inſel wäre Betel-Tobago-Xima, und die erſte fünf bis ſechs Meilen von jener entfernet, ein kleines Inſelchen, oder eine Klippe geweſen, davon in keiner Karte oder Tagebuche eine Nachricht ſtehe.

Inſel Betel-Tobago-Xima.

Klippen Vele Rete.

Als man **Formoſa** näher kam, ſo ſteuerte man nach Weſt gen Süd, in der Abſicht um die Spitze zu laufen. Zugleich ſah man beſtändig nach den Klippen **Vele Rete** aus, bekam ſie aber erſt Nachmittages um zwey Uhr ins Geſicht. Damals hatte man ſie auf drey engliſche Meilen weit in Weſtnordweſt, und die ſüdliche Spitze von Formoſa fünf Meilen weit in Nord gen Weſt. Um beſagten Klippen auszuweichen, lief man anfänglich nach Süd gen Weſt, alſo daß man ſie zwiſchen dem Lande und dem Schiffe liegen ließ. Ungeachtet ſie in der Dicke eines Schiffrumpfes über das Waſſer heraus ragen, ſo iſt doch die Brandung rings um ſie ungemein heftig; noch gefährlicher aber iſt eine Sandbank, die ſich bis auf anderthalb engliſche Meilen von beſagten Klippen ſüdlich erſtrecket. Der Lauf von **Betel-Tobago-Xima** bis dahin, iſt Südweſt gen Weſt, und die Entfernung dreyzehn Meilen. Zufolge der beſten Schätzung der Engländer, liegt die ſüdliche Spitze von Formoſa unter zwanzig Grad funfzig Minuten Norderbreite, und drey und zwanzig Grad funfzig Minuten weſtlicher Länge von **Tinian**, ungeachtet einige ſie einen Grad weſtlicher angeben.

---

die aber nichts enthält, was nicht ſchon oben in dem eigenen Artikel von ihnen beygebracht worden wäre. Man ſehe oben.

o) Die umſtändliche Erzählung dieſer Fahrt iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß man nichts davon weglaſſen kann.

Aus Begierde den Hafen von Macao bald zu erreichen, ſteuerte man von Formoſa nach Weſtnordweſt, und zuweilen etwas weiter nordlich, in der Abſicht an der Oſtſeite von Pedro blanco, einen Felſen, der denen Schiffen, die nach Macao wollen, zum Wegweiſer dienet, an die chineſiſche Küſte zu kommen. Dieſen Lauf ſetzte man des Tages über fort, in der Nacht aber nahm man zum öftern die Segel ein, und den Bleywurf zur Hand. Doch erſt den 5ten des Wintermonats um neun Uhr Vormittages fand man grauen Sandgrund mit Muſcheln untermiſchet, auf zwey und vierzig Faden Tiefe. Zwanzig engliſche Meilen weiter gegen Weſtnordweſt, hatte man eben dieſen Grund auf fünf und dreyßig Faden. Nachgehends nahm die Tiefe ab bis auf zwanzig. Allein, gleich hernach betrug ſie auf einmal wieder dreyßig Faden. Ueber dieſe Ungleichheit verwunderte man ſich um ſo vielmehr, weil alle Karten das Abnehmen der Tiefe nordlich über Pedro blanco als etwas, das ſehr ordentlich geſchehe, angeben. Zur Vorſorge wendete man ſich gegen Nordweſt. Als man in dieſer Richtung fünf und dreyßig Meilen zurück geleget hatte: ſo verminderte ſich die Tiefe wieder allmählich bis auf zwey und zwanzig Faden, und endlich erblickte man um Mitternacht die chineſiſche Küſte in einer Entfernung von vier Meilen in Nord gen Weſt, beſchloß aber, den Anbruch des Tages auf der hohen See zu erwarten.

Erſtaunliche Menge Fiſchernachen.

Die Engländer geriethen in großes Erſtaunen, da ſie ſich bey der Sonnen Aufgange mitten unter einem unendlichen Schwarme Fahrzeuge, der die ganze See anfüllete, ſahen. Der Verfaſſer glaubet, man könne ihre Anzahl ohne Vergrößerung auf ſechs tauſend ſchätzen, und in jedwedem ſaßen drey, vier bis fünf Kerl, gemeiniglich aber fünfe. Dieſer Schwarm von Fiſchern iſt an dieſer ganzen Küſte, bis nach Macao allenthalben gleich groß. Herr Anſon verhoffte, es würde unter ſo vielen Seeleuten doch wenigſtens ein einziger Lootsmann ſeyn, der ſich bereden ließe, ſein Schiff zu führen. Doch er mochte verſprechen, was er wollte: ſo konnte er weder einen Lootsmann an Bord, noch ſonſt die mindeſte Nachricht heraus bringen. Nennete man Macao, ſo bothen ſie dagegen ſtatt der ganzen Antwort ihre Fiſche an *p*), ohne weder bey einem ſo neuen Anblicke als ein großes europäiſches Kriegesſchiff für ſie ſeyn mußte, die geringſte Verwunderung zu äußern, noch ihre Arbeit nur einen Augenblick bey Seite zu ſetzen. Indem nun dieſe Unempfindlichkeit mit den Lobſprüchen, damit man die Gemüthsgaben dieſer Nation beleget, ſehr ſchlecht übereinſtimmete: ſo bekamen die Engländer gleich zum Anfange eine ſchlechte Meynung von ihr. Herr Anſon mußte ſich mit der wenigen Kenntniß, die er von dieſer Küſte hatte, helfen, ſo gut er konnte. Aus der Breite, und aus der Waſſertiefe, die nicht über ſiebenzehn bis achtzehn Faden betrug, ſchloß er, man müſſe bisher noch immer oſtlich von Pedro blanco ſeyn *q*). Um zwey Uhr Nachmittages, als man gegen Weſten lief,

Die Engländer bekommen eine ſchlechte Meynung von den Chineſen.

---

p) Nachgehends erfuhren die Engländer, Macao heiße Fiſch.

q) Der Verfaſſer berichtet als etwas wichtiges, man könne nicht nur aus der Breite des Felſen Pedro blanco, nämlich zwey und zwanzig Grad achtzehn Minuten und aus der Waſſertiefe, welche weſtlich von beſagtem Felſen faſt überall zwanzig Faden beträgt, ſondern auch aus der Beſchaffenheit des Grundes wiſſen, an welchem Orte man ſey. Bis auf dreyßig Meilen von Pedro blanco hatte man beſtändig Sandgrund; aber nahe bey ihm bekam man weichen Schlammgrund, der bis nach Macao fortdauerte. Nur war er in einem kleinen Raume ſehr nahe bey Pedro blanco, und im Geſichte deſſelbigen, von grünlichtem Schlamme mit Sande vermiſchet. Ebendaſ. a. d. 151 u. 152 S.

r) Der Verfaſſer ſtellet an dieſem Orte in einem Riſſe vor, wie die Lema-Inſeln anzuſehen ſind, wenn man die weſtlichſte auf anderthalb engliſche

Anſon. 1742.

lief, und noch immer eine Menge Fahrzeuge vor ſich ſah, wehete auf einmal eine rothe Flagge mitten unter den chineſiſchen Fiſchern, und es wurde zugleich auf einem Horne geblaſen, worauf ſie alle mit einander Feyerabend machten. Der Centurion ſetzete ſeinen Lauf fort, und ſegelte zwo kleine Klippen vorbey, die vier bis fünf Meilen weit von der Küſte ſtunden. Die Nacht brach ein, ehe man den Pedro blanco zu ſehen kriegte, und die Segel wurden bis zu Anbruche des Tages eingenommen. Mit ſelbigem erblickte man auch dieſen Felſen, welcher keine ſonderliche Dicke, wohl aber eine ziemliche Höhe hat, und an Geſtalt und Farbe einem Zuckerhuthe nicht übel gleicht. Er ſteht ſieben bis acht Meilen weit von der Küſte. Den 7ten erblickte man eine Inſelreihe, die gegen Oſt und Weſt ſich erſtrecket, und wie man nachgehends erfuhr, den Namen der Lemainſeln trägt. Es ſind ihrer ungefähr ſechzehn von allerley Größe, aber unfruchtbar und voll Klippen. Zwiſchen ihnen und dem feſten Lande liegen noch mehr Inſeln r). Einige Fiſcher gaben durch Winken zu verſtehen, man müſſe um die weſtlichſte unter beſagten Inſeln fahren s). Man folgte ihrem Rathe, und warf des Abends auf achtzehn Faden Anker. Des folgenden Tages erſchien ein chineſiſcher Lootsmann, und both in geradbrechtem Portugieſiſch ſeine willige Dienſte an. Man erfuhr von ihm, Macao wäre nicht mehr weit entfernet, und es lägen voritzt eilf europäiſche Schiffe, und darunter vier engliſche auf dem Cantonfluſſe, vor deſſen Mündung beſagte Inſel ſich befindet. Er führete das Schiff erſtlich zwiſchen der Bambus und Cabuce Inſel durch, wo man zwölf bis vierzehn Faden Waſſer fand; hernach aber nach Nord gen Weſt, durch eine große Menge Inſeln, wobey man bis gegen Abend meiſt immer einerley Tiefe fand, und endlich legte man in einer mäßigen Entfernung von der Inſel **Lantun**, der größten unter denen, daraus die Reihe beſteht, auf ſiebenzehn Faden vor Anker. Um ſieben Uhr Morgens gieng man wiederum unter Segel, hielt auf Weſtſüdweſt und Südweſt gen Weſt, und kam nach drey Stunden auf der Rhede von Macao vor Anker t).

Lemainſeln.

Der Centurion ankert bey Macao.

Nunmehr waren die Engländer innerhalb zwey Jahren und drüber, da ſie die See hielten, das erſtemal in einen freundſchaftlichen Hafen und in ein wohlbeſtelltes Land gekommen, das ihnen alle Bequemlichkeiten des menſchlichen Lebens, und alle Bedürfniſſe für ihr Schiff zu liefern vermochte. Der Verfaſſer giebt einen kurzen Begriff von dem Zuſtande, darinnen ſie die portugieſiſche Stadt Macao fanden. Er ſaget: „Dieſe Stadt „war ehemals ſehr reich, voll Einwohner, und im Stande, dem benachbarten chineſiſchen „Statthalter Trotz zu biethen. Aber voritzt hat die alte Herrlichkeit ſehr abgenommen. „Zwar wird ſie noch immer von Portugieſen bewohnet, ſie ſteht auch heutiges Tages noch unter „einem Statthalter, den der König von Portugall dahin ſetzet, allein übrigens muß ſie der

Zuſtand dieſer Stadt.

---

liſche Meilen in Weſtnordweſt liegen hat.

s) Ihr weſtlichſter Felſen dienet denen, die von Oſten herkommen, zu einem kenntlichen Merkmaale. Er liegt auf ein und zwanzig Grad zwey und funfzig Minuten Norderbreite in Süden, vier und ſechzig Grade weſtlich, ein und zwanzig Meilen von Pedro bianco. Man muß ihn auf Steuerbord laſſen. Man darf ſich ihm bis auf eine halbe Meile nähern, und hat ſodann noch achtzehn Faden Waſſer. Nachgehends muß man Nord gen Weſt halten, und in das Gat zwiſchen der Cabuce und Bambusinſel einlaufen. Ebend. a. d. 158. und 159 S.

t) Auf fünf Faden Tiefe; die Stadt blieb dabey auf drey Meilen Entfernung in Weſt gen Nord, die Spitze **Lantun** in Oſt gen Nord, und die große **Ladrone** in Süd gen Oſt, jedwedes von den letztern beyden auf etwa fünf Meilen weit. A. d. 156 S.

„Chineſen Gnade leben, die ſie durch Abſchneiden der Lebensmittel wegnehmen können, „wenn ſie ſie wollen. Um dieſer Urſache willen vermeidet der portugieſiſche Statthalter „alle Gelegenheit zu einem Misverſtande auf das ſorgfältigſte u).

Der Fluß **Canton** iſt vorjetzt der einige Hafen, der von Europäern beſuchet wird, auch iſt er zum Erholen für die Schiffe bequemer, als Macao. Allein weil die chineſiſchen Gebräuche, ſo viel die Ausländer betrifft, bloß für Kauffahrer eingeführet ſind: ſo beſorgete Herr Anſon, der engliſchen oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft einigen Verdruß bey der cantoniſchen Regierung zu verurſachen, wenn er ſich mehr heraus nähme, als die Befehlshaber der Kauffſchiffe zu thun pflegen. Aus dieſem Grunde legte er bey Macao vor Anker, und ließ durch einen Officier bey dem portugieſiſchen Statthalter anfragen, wie er ſich gegen die Chineſen aufzuführen habe? Die Hauptſchwierigkeit betraf den Zoll, welcher allen Schiffen bey dem Einlaufen in den Fluß **Canton** abgefordert, und bloß nach ihrer Größe abgemeſſen wird. Nun ſind aber die Kriegesſchiffe in der ganzen Welt vom Zollerlegen befreyet, und der engliſche Geſchwaderoberſte erachtete es ſich ſchimpflich zu ſeyn, wenn er dieſe Beſchwerung in China übernähme.

Auf den Abend kamen zween portugieſiſche Edelleute mit dem Abgeordneten des Herrn Anſons zurück, und vermeldeten im Namen des Statthalters, die Chineſen würden vom Zollfordern nimmermehr abſtehen; doch wollte ihm der Statthalter einen Lootsmann mitgeben, der ihn nach **Tipa**, einem benachbarten ſichern und zum Ausbeſſern der Schiffe, ſehr bequemen Hafen bringen ſollte, woſelbſt die Chineſen vermuthlich keinen Zoll abfordern würden.

Das Schiff ſegelt nach Tipa.

Dieſer Vorſchlag gefiel den Engländern; ſie lichteten die Anker, und ſegelten nach **Tipa**, einem Hafen, der ſechs Meilen von Macao liegt, und von einigen Inſeln gebildet wird. Sie grüßeten das Schloß mit eilf Schüſſen, und man dankete ihnen, mit eben ſo vielen. Den folgenden Tag begab ſich Herr Anſon ans Land, um den portugieſiſchen Statthalter zu ſprechen, und einige Lebensmittel von ihm zu erhalten. Er wurde ſehr höflich empfangen, bekam auch die Verſicherung, man wollte das Schiff, ſo viel unter der Hand geſchehen könnte, gar gern mit allem verſorgen, öffentlich aber wäre es unmöglich, indem die Portugieſen, wie der Statthalter frey heraus ſagte, für ſich ſelbſt, ohne Erlaubniß der chineſiſchen Regierung, darunter ſie ſchlechterdings ſtünden, keine Lebensmittel bekommen könnten. Demnach beſchloß Herr Anſon, in eigener Perſon nach **Canton** abzugehen, und ſein Verlangen bey dem Unterkönige vorzubringen. Kaum konnte er den **Hoppo** oder chineſiſchen Zolleinnehmer ſo weit bringen, daß er in einer chineſiſchen Schaluppe abfahren dürfte, ja er mußte zuletzt Drohworte zu Hülfe nehmen. Als er nach Canton kam: ſo gieng er mit den Officiern der engliſchen Schiffe zu Rathe, wie er die Sache an dieſem Hofe anſtellen ſollte. Man rieth ihm, die Vermittelung der Kaufleute zu gebrauchen; es half aber zu nichts, als daß er Leuten, die weder bey Hofe etwas galten, noch es aufrichtig mit ihm meyneten, vier Wochen lang für die lange Weile in den Ohren lag. Weil es ihm nun auf dieſe Weiſe nicht gelingen wollte, ſeine Klage anzubringen: ſo beſchloß er, die Sache anders anzugreifen. Er gieng wieder an Bord, und ſchrieb an den Unterkönig: „er wäre Oberſter über ein Geſchwader Seiner großbritanniſchen Majeſtät, „und ſchon vor zwey Jahren in die Südſee abgeſchickt worden, um auf die Spanier, mit „denen ſein König Krieg führete, zu kreuzen. Nun habe ihm, da er auf der Heimreiſe be„griffen

Schreiben des Hrn. Anſons an den Unterkönig.

---

u) Ebendaſ. a. d. 160 S.

„griffen ſey, ein Läck, und die Nothwendigkeit, friſche Lebensmittel an Bord zu nehmen, „dahin vermocht, daß er in dem Hafen zu Macao eingelaufen ſey. Zwar habe er ſich in „Perſon nach Canton begeben, und daſelbſt um den benöthigten Beyſtand Anſuchung thun „wollen, wegen Unwiſſenheit der Landesgebräuche aber, keinen Zugang bey Hofe erhalten „können, er wäre demnach genöthiget, ſein Begehren ſchriftlich anzubringen, und beſtehe „es darinnen, daß man ihm erlauben möge, die nöthigen Handwerksleute zu Ausbeſſerung „ſeines Schiffes anzunehmen, und Lebensmittel einzukaufen, damit er vor Ende des Muſ„ſons abreiſen könne.„.

Ein chineſiſcher Mandarin beſichtiget das Schiff.

Dieſes Schreiben wurde in die chineſiſche Sprache überſetzt, und that erwünſchte Wirkung. Zween Tage hernach erſchien ein Mandarin vom erſten Range, und Befehlshaber der Stadt Janſon, nebſt zween Mandarinen von einer geringern Ordnung, und einer Menge Bedienten, auf einem Geſchwader von achtzehn halben Galeeren, das mit Spielleuten und Soldaten beſetzet war, und eine Menge Flaggen und Wimpel wehen ließ. Der Mandarin ließ den Anker vor dem Centurio fallen, und dem Geſchwaderoberſten hernach melden, er habe von dem Unterkönige zu Canton Befehl, den Zuſtand des Schiffes zu unterſuchen. Sogleich wurde er von der engliſchen Schaluppe abgeholet. Man machte große Anſtalten zu ſeinem Empfange. Hundert von den beſten Leuten auf dem Schiffe, zogen die Uniform der Seeſoldaten an, und traten auf dem Ueberlaufe ins Gewehr. Sobald er den Bord beſtieg, erſchalleten die Trommeln und die übrige Feldmuſik der Engländer. Als er vor der paradirenden Mannſchaft vorbey war, empfing ihn der Geſchwaderoberſte auf dem halben Verdecke, und führete ihn in die große Cajüte. Hier wiederholete er den Inhalt ſeiner Verrichtung, er ſollte nämlich erforſchen, ob der Inhalt des Schreibens in der Wahrheit gegründet wäre, oder nicht? abſonderlich den Läck betreffend. Er hatte zu dieſem Ende zween chineſiſche Zimmerleute mitgebracht, die zu Bewerkſtelligung ſeiner Befehle bereit ſtunden. Jeden Punct hatte er auf ein beſonderes Papier geſchrieben, und zum Beyſetzen ſeiner Wahrnehmungen einen großen Platz gelaſſen.

Klugheit des Oberſten.

Es ſchien dieſer Mandarin nicht nur ein wohl verdienter, ſondern auch ein aufrichtiger und ehrlicher Mann zu ſeyn, welche beyde Eigenſchaften der Verfaſſer in China für ſelten hält. Nach einigem Suchen, befanden die chineſiſchen Zimmerleute den Läck wirklich alſo beſchaffen, wie man ihn angegeben hätte, und hielten es, ſo lange er nicht geſtopfet würde, für eine unmögliche Sache, mit dem Schiffe in die See zu gehen. Hierauf bezeugete ſich der Mandarin gegen den Oberſten von der Wahrheit ſeines ganzen Vorgebens überhaupt, verſichert zu ſeyn. Er fuhr mit Beſichtigung der übrigen Theile des Schiffes fort, und es fiel ſeine Betrachtung abſonderlich auf die Stücke, deren Größe, gleichwie auch die Dicke und Schwere der Kugeln er bewunderte. Dieſe Gelegenheit ergriff der Oberſte, und gab mit guter Art zu verſtehen, die Chineſen würden der Klugheit nicht gemäß verfahren, wenn ſie die Bewilligung ſeines Anſuchens auf die lange Bank ſpieleten. Zugleich beſchwerete er ſich über die Aufführung der Zollbeamten, und ſchrieb ihnen liſtiger Weiſe die Meynung zu, als ob der Centurion ganz allein im Stande wäre, alle auf dem Cantonfluſſe befindliche Fahrzeuge zu vernichten, ſetzte aber dazu, daß zwar unter freundſchaftlichgeſinnten Völkern es ſich nicht ſchicke, Gewalt zu gebrauchen, daß aber es ſich noch weniger ſchicke, ſeine guten Freunde mitten im Haſen vor Elend umkommen zu laſſen, abſonderlich wenn ſie alles, was man ihnen zugeſtehen würde, gern bezahlen woll=

Anſon. 1742.

wollten. Der Mandarin erkannte die Billigkeit dieſer Sprache. Er ſagte auf eine ſehr höfliche Weiſe, er müßte ſich kraft der ihm aufgetragenen Verrichtung künftig als den gevollmächtigten Sachwalter des engliſchen Schiffes anſehen. Nach ſeiner Ankunft zu Canton werde ſich die Regierung, davon er ein Mitglied wäre, verſammeln, und man werde, wie er im geringſten nicht zweifele, auf ſeine Vorſtellung, dem Geſchwaderoberſten alles, was er verlange, bewilligen. Endlich ließ er ſich ein Verzeichniß aller dem Schiffe nöthigen Lebensmittel geben, ſchrieb die Erlaubniß, ſie zu liefern darunter, und befahl einem Officier von ſeinem Gefolge, darauf zu ſehen, daß die ſämmtlichen Bedürfniſſe jeden Morgen herbey geſchafft würden *x*).

Er bekömmt Lebensmittel.

Bittet die Mandarinen zu Gaſte.

Nach dieſem vortheilhaften Ausſpruche, bath der Geſchwaderoberſte die drey Mandarinen zur Tafel, entſchuldigte ſich aber zugleich mit ſeinen gegenwärtigen Umſtänden, die ihm nicht zuließen, ſie ſo gut zu bewirthen, als er gern wollte. „Unter andern Speiſen „trug man auch Rindfleiſch auf, davon aber die Chineſen nicht gern eſſen. Herr Anſon „wußte nicht, daß ſeit einigen Jahrhunderten mancher indianiſcher Aberglauben bey ihnen „im Schwange geht. Dafür griffen ſie nach vier großen Stücken Geflügel, und verzehreten ſie beynahe völlig. Mit Meſſer und Gabel wußten ſie nicht umzugehen. Sie „verſuchten es im Anfange, aber vergeblich, und auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe, und „endlich mußten ſie ſich an ihren Landesgebrauch halten, das iſt, ſie ließen ſich das Fleiſch „durch ihre Leute in kleine Stücke zerſchneiden. Allein, in der Kunſt zu trinken, waren ſie „um ein ziemliches weiter gekommen. Als Herr Anſon ſeine Unpäßlichkeit vorſchützete, „die ihm nicht erlaubte, viel zu trinken: ſo warf der große Mandarin die Augen auf einen „jungen Schiffsofficier, der recht friſch und geſund ausſah, klopfete ihm auf die Achſel „und ließ ihm durch den Dollmetſcher ſagen, es ſchiene nicht, als ob er eben dergleichen „Urſache zur Mäßigkeit habe, als ſein Oberſter, und alſo bäthe er ihn, eines Beſcheid zu „thun. Als der junge Engländer ſah, daß vier bis fünf Flaſchen Franzwein den Herrn „Mandarin noch immer ließen, wie er geweſen war: ſo ließ er eine Flaſche **Barbados**waſſer bringen. Der Chineſer verſchmähete ſie keinesweges, ſtund hernach von der Tafel auf, und war eben ſo gelaſſen, als da er ſich niederſetzte *y*).

1743.

Die Engländer müſſen in Sorge ſtehen.

Ungeachtet ſeines Verſprechens, gieng es dennoch ungemein ſchwierig und langweilig zu, ehe die Regierung die verlangte Erlaubniß ertheilete, und die Engländer hatten Zeit genug, ſich unterdeſſen in der Geduld zu üben, denn ſie erfolgete erſt den 6ten Januar. Gleich den Tag darauf kam eine Menge chineſiſcher Handwerksleute an Bord, und die Arbeit wurde mit aller Macht angegriffen *a*). Gleichwohl wurde ſie durch allerley Gerüchte geſtöret, weil die Engländer durch ſelbige auf die Gedanken gebracht wurden, ſie hätten im Hafen zu Tipa einen Angriff zu beſorgen. Sie erfuhren auch nachgehends, daß die

---

x) A. d. 183 und vorherg. S.

y) A. d. 96 S.

z) Der Verfaſſer giebt die Hinderniſſe zum Theile den liſtigen Anſchlägen der zu Canton befindlichen Franzoſen Schuld. Wir wollen ſeine Klage, die ziemlich hitzig iſt, von ihm ſelbſt anhören. „Es „war einer unter ihnen, der große Bekanntſchaft „in der Stadt hatte, die Landesſprache gut redete, „wohl wußte, daß für Geld alles feil iſt, viele obrigkeitliche Perſonen insbeſondere wohl kennete, und „mit einem Worte, ungemein tüchtig dazu war, „die Abſichten des Herrn Anſons zu verhindern, „Gleichwohl darf man ſeine liſtigen Ränke nicht eben „dem Haſſe gegen unſere Nation, noch dem Widerſpruche des beyderſeitigen Vortheils nur allein „zuſchreiben. Es hatte vielmehr ein noch weit ſtärkerer Bewegungsgrund Antheil daran, nämlich das „Windmachen. Die Franzoſen geben die Schiffe „ihrer Handelsgeſellſchaft für Kriegesſchiffe aus, „und die franzöſiſchen Officier beſorgeten, jedwe„der die manilliſche Regierung auf erhaltene Nachricht, daß der Centurion im Hafen zu Tipa ausgebeſſert werde, den Entſchluß, dieſes Schiff durch einen ſpaniſchen Hauptmann in Brand ſtecken zu laſſen, gefaſſet, beſagter Hauptmann auch die Sache gegen eine Belohnung von vierzig tauſend Piaſtern auszuführen übernommen habe, daß aber endlich wegen des ſchlechten Verſtändniſſes zwiſchen dem Statthalter und den Kaufleuten, nichts daraus geworden ſey. Zeit genug hätten die Spanier dazu gehabt; denn es war bereits der April da, ehe man mit dem Ausbeſſern, Anſchaffen des nöthigen Vorrathes an Lebensmitteln, und dem Ausrüſten des Schiffes zu Stande war. Den Chineſen wurde die Zeit dabey lang. Man ſchickte von Macao zwo Schaluppen an Herr Anſon ab, und ließ ihn erinnern, er möchte ſeinen Abzug beſchleunigen. Dieſe Bothſchaft wurde ſo oft wiederholet, daß Herr Anſon das viele Gehenheißen endlich für eine Beleidigung aufnahm, und zur Antwort gab, er wollte gehen, wenn es ihm beliebete. Dieſes verdroß die Herren Mandarinen. Sie verbothen, dem engliſchen Schiffe künftig mehr Lebensmittel zu bringen; und weil dieſem Befehle nur allzugehorſamlich nachgelebet wurde, ſo mußten die Engländer die Anker lichten, ſobald ſie nur die Handwerksleute abgeſchafft hatten.

Der VI Abſchnitt.

Anſons Verrichtungen im Jahre 1743.

Der Centurion geht unter Segel. Die Engländer ſtreuen ein falſches Gerücht aus. Anſons wichtige Anſchläge. Er eröffnet ſie ſeinen Leuten. Ihre Freude darüber. Dampiers Irrthum in der Lage der Bachi-Inſeln. Anſon übet ſeine Leute. Sie erblicken eine Galion. Man rüſtet ſich zum Gefechte. Das Gefecht geht an. Die Galion ergiebt ſich. Freude der Ueberwinder und Gefahr. Wie man die Gefangenen verwahret. Ihr elender Zuſtand. Die Engländer kehren nach Canton um. Werth der Beute. Die Chineſen erforſchen die Stärke des engliſchen Schiffes. Anſon läuft wider ihren Willen durch das Gat; ſchreibt an den Unterkönig zu Canton. Zeugniß der ſpaniſchen Gefangenen. Erklärung des Unterköniges. Bittere Klagen der Engländer über die Chineſen. Anſon reiſet nach Canton. Seine Anſtalten wegen des Schiffes. Er wird von den chineſiſchen Kaufleuten betrogen; bekömmt Gehör beym Unterkönige. Was dabey vorgeht. Seine Rückreiſe nach England.

Der Centurion geht unter Segel.

Den 19ten April ſtachen ſie in die hohe See. Zum Glücke waren ſie nun mit einem völlig ausgebeſſerten Schiffe und einer ziemlichen Menge friſchen Kriegesvorrathe, den ſie unter der Hand angeſchafft hatten, verſorget. Nebſtdem hatten ſie zu Macao noch drey und zwanzig Mann angeworben, meiſtentheils Laſcarinen, oder indianiſche Matroſen, und einige Holländer.

Die Engländer ſtreuen ein falſches Gerücht aus.

Der Geſchwaderoberſte hatte ausgeſprenget, er gehe nach Batavia, und von da nach England. Ungeachtet nun der Weſtmuſſon bereits eingetreten

---

„der Vorzug, der dem engliſchen Geſchwaderoberſten „kraft ſeines königlichen Beſtallungsbriefes zugeſtanden werde, mache ſie in der Chineſen Augen „um ſo viel geringer, und gereiche zu einem nachtheiligen Beyſpiele für ihre Handelsſchiffe. Ja „wollte Gott, es hätten nur die franzöſiſchen Officier allein ſo groß gethan, und ſich zu Befehlshabern über Kriegesſchiffe machen wollen, ſodann „aber beſorget, es möchte ihr Anſehen darunter „leiden, wenn dem Centurio anders begegnet würde, als ihnen. Das ſchlimmſte war, daß dieſe „Bewegungsgründe bey unſern Landesleuten gleiche „Wirkung thaten.„ A. d. 192 S. Demnach waren die daſigen Engländer ſelbſt dem Herrn Anſon zuwider.

a) Sie mußten für einen Zentner Eiſen drey Pfund Sterlings bezahlen. Die Handwerksleute verlangten tauſend für die Arbeit: ließen ſich aber doch mit ſechshundert begnügen.

Anſon. 1743.

treten war, und man die Reiſe, die er zu unternehmen vorgab, zu dieſer Jahreszeit für etwas unmögliches hält: ſo hatte er doch ein ſo großes Vertrauen auf die Stärke ſeines Schiffes und auf die Geſchicklichkeit ſeiner Leute geäußert, daß ganz Macao, ja ſeine Leute ſelbſt für gewiß glaubten, er wollte ſich durch eine dermaßen verwegene Unternehmung berühmt machen. Ja es gaben ihm verſchiedene Einwohner zu Macao und Canton Briefe mit an ihre Freunde zu Batavia.

Wichtige Anſchläge des Herrn Anſons.

Doch das war nur ein Deckmantel, darunter weit wichtigere Anſchläge verborgen lagen. Herr Anſon überlegte, weil im vorigen Jahre kein Schiff von Acapulco ausgelaufen wäre, ſo würden voritzt vermuthlich zwey aus beſagtem Hafen unter Segel gehen. Dieſen nun wollte er bey dem Vorgebirge **Spiritu Santo** auf der Inſel **Samal** aufpaſſen; indem dieſes das erſte Land iſt, welchem ſich die Spanier auf ihrer Fahrt nach den philippiniſchen Inſeln nähern. Gemeiniglich kommen ſie im Brachmonate dahin, und er hoffete zeitig genug da zu ſeyn, daß er ihre Ankunft abwarten könnte. Zwar hatte er wohl gehöret, die Galionen wären große ſtarke Schiffe, jedwedes mit vier und vierzig Stücken, und mehr als fünfhundert Mann beſetzet, es war auch nicht anders zu vermuthen, als ſie würden einander Geſellſchaft leiſten, dahingegen er nicht mehr als zwey hundert ſieben und zwanzig Köpfe am Borde hatte, darunter wohl dreyßig unerwachſene Jungens waren. Allein dieſe Ungleichheit der Kräfte vermochte ihn von ſeinem Vorſatze keinesweges abwendig zu machen. Er wußte, daß ſein Schiff zum Schlagen weit geſchickter wäre, als eine Galion, und der ungeheure Schatz, den er wegzunehmen verhoffete, ſagte ihm für die Herzhaftigkeit ſeiner Leute gut.

Eröffnet ſie ſeinen Leuten.

Dieſen wichtigen Anſchlag hatte er ſchon gefaſſet, als er die mexicaniſche Küſte verließ, und das langweilige Verfahren der Chineſen war ihm nur deswegen ſo verdrüßlich gefallen, weil er beſorgete, es möchten ihm darüber die Galionen entwiſchen. Zu Macao hatte er ſich nicht das allergeringſte davon merken laſſen, weil die Sache wegen der Handlung zwiſchen beſagter Stadt und **Manilla** ſehr leicht verrathen werden konnte. Allein, ſobald er ſich auf offener See befand, ließ er alle ſeine Leute auf dem halben Verdecke zuſammen kommen. Hier eröffnete er ihnen ſein Vorhaben, „und verſicherte, er wollte eine ſolche Stelle zum Kreuzen erwählen, daß ihm die Ga„lionen auf keine Weiſe entwiſchen ſollten. Er ſeines Ortes halte, der Stärke bey„der Schiffe ungeachtet, den Sieg für unfehlbar, er wiſſe zwar wohl, von was für „Holze ſie gebauet wären, indem den ſpaniſchen Mährchen zu Folge, keine Stückku„gel durchgehen könnte. Allein, er verſpräche hiermit bey ſeiner Ehre, er wollte, wenn „er ſie nur erſt antreffe, ihnen dergeſtalt in der Nähe zuſprechen, daß die Stückku„geln ſtatt des Abſpringens, alle beyde Seiten zugleich durchbohren ſollten *b*).

Wie ſehr ſie ſich freuen.

Dieſe Rede wurde mit Entzückung angehöret. Jedermann ſchwur, entweder zu überwinden oder zu ſterben; ja die Vermeſſenheit überſtieg die Schranken der Beſcheidenheit auf einmal. Der Verfaſſer bringt einen artigen Streich bey, welcher dieſe Anmerkung beſtätiget. „Herr Anſon, ſaget er, hatte in China lebendige Schafe eingekauft. Als „nun kein Schöpſenfleiſch mehr auf die Tafel kam: ſo fragete er den Schlächter, ob die „Schafe

---

b) A. d. 208 und vorherg. S.

c) A. d. 209 S.

d) Zufolge den Wahrnehmungen der Engländer, liegt die mittelſte unter dieſen Inſeln auf zwölf Grad

Anſon. 1743.

„Schafe ſchon alle verzehret wären? Der Mann gab mit der größten Ernſthaftigkeit von „der Welt zur Antwort: es wären zwar wirklich noch zwey lebendige da, er habe ſie aber „mit des Herrn Oberſten vermuthlicher Erlaubniß aufſparen wollen, damit man den General der Galionen damit bewirthen könne *c*).„

Dampiers Irrthum in der Lage der Bachiinſeln.

Nach dem Auslaufen aus dem Hafen zu Macao, hatte man einige Tage weſtlich gehalten. Den 1ſten May ſah man ein Stück von der Jnſel Formoſa; von hier lief man gegen Süden, und kam den 4ten auf die Breite, dahin Dampier die Bachieylande ſetzet. Allein, die Engländer muthmaßeten, er müſſe ſich in dieſer Lage geirret haben, gleichwie denn ſein Bericht, was die Breite der ſüdlichen Spitze von Formoſa betrifft, gleichfalls fehlerhaft befunden wurde. Abends um ſieben Uhr entdeckte man fünf kleine Jnſeln, die man für die Bachieylande anſah, nach dieſen fiel Betel-Tabago-Xima ins Geſicht, und man verbeſſerte bey dieſer Gelegenheit die Lage der Bachieylande, die man bisher um fünf und zwanzig Meilen zu weit nach Weſten geſetzet hatte *d*).

Von hier aus ließ Herr Anſon nach Süden und Südweſt ſteuern, um ſich dem Vorgebirge Spiritu Sancto zu nähern. Man erblickte es den 20ſten May in Südſüdweſt, eilf Meilen weit von ſich. Es iſt ein niedriges Land mit verſchiedenen Bergen von runder Geſtalt beſetzet. Weil man wohl wußte, daß auf dieſem Vorgebirge Schildwachen aufgeſtellet ſind, welche den Galionen, ſobald ſie dem Lande nahe genug ſind, die Loſungszeichen geben: ſo ließ Herr Anſon, aus Beyſorge, entdecket zu werden, die obern Segel einnehmen. Hier nun war die Stelle, die er ſich zum Kreuzen auserſehen hatte. Er befahl, man ſollte das Vorgebirge zwiſchen Süden und Weſten behalten, und ſuchen, auf der nordlichen Breite, von zwölf Grad vierzig Minuten, und auf vier Grad oſtlicher Länge, von Betel-Tabago-Xima zu bleiben. Dergeſtalt lief der May allmählig zu Ende: und weil man die Galionen im folgenden Monate erwartete, ſo hoffete ein jedweder von Stunde zu Stunde auf den Augenblick, der ihn für alles erlittene Ungemach tröſten ſollte *e*).

Anſon übet ſeine Leute.

Weil nun dieſe Zeit über wenig ſchwere Arbeit auf dem Schiffe vorfiel: ſo übete Herr Anſon ſeine Leute ordentlicher Weiſe im Laden und Schießen mit dem großen und kleinen Gewehre. Er hatte dieſe Gewohnheit auf der ganzen Reiſe, ſo oft es die Gelegenheit litt, beobachtet, und der Vortheil, den ſie ihm bey dem Gefechte mit der Galion brachte, zeigte genugſam, wie wohl er ſeine Mühe angewendet hatte. Der Verfaſſer räth bey dieſer Gelegenheit allen Befehlshabern der Kriegesſchiffe unter ſeinen Landesleuten, ſie möchten ſich dieſe Uebung als das vornehmſte Stück ihrer Schuldigkeit anbefohlen ſeyn laſſen. „Muß nicht jedermann geſtehen, es müſſe die größere oder geringere Geſchick„lichkeit, mit dem groben Geſchütze und dem Handgewehre umzugehen, den einzigen Unter„ſchied zwiſchen zweyen Kriegesſchiffen machen, die an Stücken und Mannſchaft ein ander „gleich ſind? Hat es ſeine Richtigkeit, daß dieſe Waffen das Gefecht entſcheiden, wie groß muß „nicht die Ungleichheit zwiſchen zwo Parteyen ſeyn, davon die eine dem Feinde allen mög„lichen Schaden mit ihrem Gewehre zu thun vermag, dahingegen die andere ſo ſchlecht da„mit umzugehen verſteht, daß ſie beynahe eben ſo viel Gefahr davon zu beſorgen hat, „als

---

Grad vier Minuten Norderbreite. Sie ſind zwanzig Meilen weit von der Jnſel Betel-Tabago-Xima in Südſüdoſt, und dieſe letztbeſagte Jnſel liegt auf ein und zwanzig Grad ſieben und funfzig Minuten eben dieſer Breite.

e) A. d. 209 S.

Anſon. 1743.

„als der Feind f).„ Nach des Verfaſſers Meynung iſt es zu beklagen, daß ſeine Nation ſo gar ſchwer von der alten Leyer abzubringen iſt. Zum Beyſpiele, daß die Uebung mit der Flinte auf den engliſchen Kriegesſchiffen bisher noch nicht zur Vollkommenheit gediehen iſt, das rühret nicht ſowohl von einer Nachläßigkeit her, ſondern vielmehr, weil man ſich nach einer ſchlechten Weiſe übet. Auf des Herrn Anſons Schiffe lehrete man die Matroſen die geſchwindeſte Weiſe, mit Patronen zu laden; man übete ſie beſtändig mit Schießen nach einem Ziele, und der Geſchwaderoberſte ſetzete für die beſten Schützen Preiſe aus. Dermaßen wohlgeübtes Volk kann freylich noch einmal ſo viel ausrichten, als Leute, die im Schießen nicht geübet ſind g).

Unterdeſſen mochte man ſo viele Vorſichtigkeit gebrauchen, als man nur wollte, damit das Schiff den Schildwachen auf dem Lande nicht ins Geſicht fallen möchte, ſo wurde es doch öfter als einmal von ihnen erblicket. Man erſtattete Bericht davon nach Manilla. Die Kaufleute geriethen darüber in Angſt, und brachten es bey dem Statthalter dahin, daß er fünf Schiffe, zwey von zwey und dreyßig Stücken, eines von zwanzig, und zwey von zehen, ausrüſten ließ, um die Feinde Spaniens damit anzugreifen. Einige von dieſen Schiffen hatten ſchon die Anker gelichtet. Es entſtunden aber wegen der Unkoſten dieſer Ausrüſtung neue Streitigkeiten zwiſchen dem Statthalter und der Kaufmannſchaft; hierzu kam noch der widrige Muſſon, und darüber gerieth die ganze Unternehmung nochmals ins Stecken. Herr Anſon verwunderte ſich darüber, daß man ihn auf der Küſte ſo oft geſehen hatte; denn die Spitze des Vorgebirges iſt gar nicht hoch, und das Schiff blieb beynahe immer zehn bis funfzehn Meilen davon. Unterdeſſen wurde die Ungeduld der Engländer beſtändig größer, je weiter man in den Brachmonat hinein rückete. Man zählete bereits den 19ten. Wir halten uns zwar mit dem Verfaſſer nicht dabey auf, wie ſehr ihre Einbildungskraft mit Vorſtellung der ſpaniſchen Schätze beſchäfftiget war, doch geben wir ihm gern zu, daß ſie bey dermaßen langer Verzögerung zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebeten, und daß die Gewißheit, die Galion zu erblicken, von Stunden zu Stunden geringer wurde h).

Sie erblicken eine Galion.

Endlich wurden ſie am 20ſten des Brachmonates, das iſt, gerade einen Monat nach ihrer Ankunft, der bisherigen Ungewißheit auf einmal los. Mit anbrechendem Tage erblickte man ein Segel in Südoſt. Als nun der Geſchwaderoberſte ſogleich darauf zuhalten ließ: ſo erkannte man es zwar für eine Galion, nur mußte man bewundern, warum es nicht auszuweichen begehrete, ſondern gerades Weges auf den Centurion losgieng. Herr Anſon konnte anfänglich nicht glauben, daß ihn die Spanier ſo gut kennen ſollten, als er ſie. Gleichwohl konnte er bald darauf nicht mehr daran zweifeln, ſondern wurde überzeuget, ihr Vorhaben ſey wirklich, eines mit ihm zu wagen.

Man rüſtet ſich zum Gefechte.

Gegen Mittag waren die Engländer nur noch eine Meile von der Galion entfernet; und weil die zweyte nicht zum Vorſcheine kam: ſo glaubeten ſie, beyde Schiffe müßten von einander getrennet worden ſeyn. Bald darauf hiſſeten die Spanier ihr Fockeſegel, und fuhren nur mit ihren Marsſegeln; ſie hielten gerade auf Norden, und ließen die große ſpaniſche Flagge von dem großen Maſte wehen. Herr Anſon hatte ſich gleichfalls zum Gefechte fertig gemacht, und alle Mittel hervorgeſucht, ſeine Kräfte auf das vortheilhaftigſte zu gebrauchen. Er ſuchte dreyßig der beſten Flintenſchützen aus, und vertheilete ſie auf die

---

f) A. d. 213 S.

g) A. d. 216 S.

Anſon. 1743.

die Maſtkörbe; da ſie ihm in der That keine geringere Dienſte leiſteten, als er von ihnen verhoffet hatte. Weil er, wegen Mangel am Volke, nicht Leute genug zum groben Geſchütze ſtellen konnte: ſo bekam jedwedes Stück auf den unteren Batterien nur zwey Mann, um die Ladung zu beſorgen. Der Reſt war in kleine Häufchen, zu zehn bis zwölf Mann vertheilet, welche zwiſchen den Verdecken herum gehen, die Stücke, wenn ſie geladen waren in die Schießlöcher bringen, und losfeuern mußten. Dieſe Anſtalt ſetzete ihn in den Stand, alle ſeine Stücke zu gebrauchen; und weil er nicht Lagenweiſe feuern konnte, indem nothwendiger Weiſe zu viel Zeit zwiſchen zweyen verſtrichen wäre: ſo befahl er, ein beſtändiges Feuer zu unterhalten. Hiervon hoffete er deſto größern Nutzen, weil die Spanier, wenn ſie ſehen, daß man die Lage geben will, auf den Bauch niederfallen, und ſo lange bis ſie abgefeuert iſt, liegen bleiben, hernach aber aufſtehen und ihr großes und kleines Gewehr ſo lange hitzig genug gebrauchen, bis ihnen eine neue Lage drohet. Um dieſen Vortheil gedachte ſie Herr Anſon zu bringen, wenn er Schuß vor Schuß feuern ließe.

Das Gefechte geht an.

Sobald der **Centurion** auf einen Stückſchuß weit am Feinde war: ſo ſteckte er ſeine Flagge auf. Herr Anſon bemerkete, daß die Spanier bis hieher nichts aus dem Wege geräumet hatten, was ihnen den Platz zum Fechten benahm, und daß ſie voritzt beſchäfftiget waren, ihr Vieh und was ihnen ſonſt hinderlich fiel, ins Waſſer zu werfen. Er gab aus ſeinen Streichſtücken Feuer unter ſie, ungeachtet der allgemeine Befehl war, ſonſt nicht als auf einen Piſtolenſchuß weit, zu feuern. Die Galion antwortete mit ihren beyden Stücken vom Hintercaſtelle, und als der Centurion ſeine Boegſpriet Rhaa vorſteckete, um ſich zum entern gefaſſet zu halten, machten es ihm die Spanier nach. Bald darauf ſtellete er ſich den Feinden unter den Wind, und Seite gegen Seite, damit ſie nicht voraus wiſchen, und den Hafen Jalapay, davon man nicht weiter als ſieben Meilen entfernet war, gewinnen möchten. Und nun wurde das Gefecht ſehr hitzig.

Eine halbe Stunde lang erhielten ſich die Engländer in einer ſolchen Stellung, daß ihr Schiff über das feindliche hinaus ragte, und beſchoſſen ſein Vordertheil; denn ſie konnten, weil ihre Schießlöcher weit genug waren, dennoch alle ihre Stücken gebrauchen, die Galion hingegen nur einen Theil von den ihrigen. Gleich im Anfange des Gefechtes, fingen die Matten, damit die Schanzkleider ausgefüllet waren, Feuer, alſo daß die Flamme in der Höhe des halben Fockemaſtes empor loderte. Vermuthlich waren die Pfropfen der engliſchen Stücke an dieſem Zufalle ſchuld, und verurſachte es zwar bey dem Feinde große Verwirrung, allein es ſetzete auch den Geſchwaderoberſten in billige Sorge, die Galion möchte gar verbrennen, und ſein Schiff gleichfalls anſtecken. Endlich ſchafften ſich die Spanier das Unglück vom Halſe; denn ſie hieben die Schanzkleider entzwey, und warfen das brennende Gezeug miteinander ins Waſſer. Bey dieſem allen behauptete der Centurion ſeine vortheilhafte Stellung noch immer. Seine Stücken wurden mit der größten Ordnung, und nicht geringerem Eifer bedienet; ſeine Flintenſchützen reinigten anfangs die feindlichen Maſtkörbe, und ſchoſſen hernach alles nieder, was ſich auf dem halben Verdecke blicken ließ, oder machten es doch zum Gefechte untüchtig. Dieſes unaufhörliche Feuern verurſachte den Spaniern unglaublichen Verluſt. Ihr General ſelbſt wurde verwundet. Aber nach Verlaufe einer halben Stunde, verlor der Centurion die bisherige vortheilhafte Stellung, und die Feinde hielten ſein Feuer noch eine ganze

---

h) A. d. 220 S.

Anſon. 1743.

Die Galion ergiebt ſich.

Stunde aus. Endlich aber räumeten die engliſchen Cartätſchenſchüſſe dermaßen unter ihnen auf, daß ſie allmählig den Muth verloren. Herr Anſon wurde ihre Beſtürzung ſehr wohl gewahr. Er ſah, wie die ſpaniſchen Officier auf dem Schiffe herum liefen, und ſich alle Mühe gaben, daß ihre Leute Stand halten möchten. Allein, es war alles vergeblich. Zuletzt feuerten ſie noch ein halb Dutzend Stücken mit großer Richtigkeit ab, und ergaben ſich hernach. Ihre Flagge war gleich im Anfange des Gefechtes weggeſchoſſen worden, ſie ſtrichen alſo die große Flagge, die oben von dem großen Maſte wehete. Beynahe hätten die Schützen denjenigen, dem dieſe gefährliche Verrichtung aufgetragen war, herab geſchoſſen: allein, weil der Oberſte wohl merkete, was der Mann vorhabe, ſo verboth er ihnen zu feuern. Demnach koſtete der Sieg den Engländern weiter nichts *i*).

Die Galion hieß **Unſere Liebe Frau von Cabadonga**. Es führete ſie der General, **Don Geronimo de Montero**, ein gebohrner Portugieſe, der braveſte und geſchickteſte Officier, den Spanien auf den philippiniſchen Inſeln hatte. Das Schiff war nicht nur größer als der Centurion, ſondern auch mit fünfhundert und funfzig Mann, ſechs und dreyßig Stücken, und acht und zwanzig Steinſtücken beſetzet. Die Mannſchaft war mit kleinem Gewehre wohl verſehen, und das Schiff gegen das Entern aufs beſte gedecket, nicht nur durch ſeine hohe Dalbord, ſondern auch durch ein ſtarkes Netz von zween Daumdicken Seilen, das ſein Schanzkleid vorſtellete, und dahinter man die halbe Picke gebrauchen konnte. Die Spanier bekamen während der Zeit des Gefechtes, ſieben und ſechzig Todte und vier und achtzig Verwundete. Der Centurion verlor nicht mehr, als zween Mann, und bekam ſiebenzehn Verwundete, darunter ein Lieutenant war. Der Verfaſſer beſchließt dieſe Erzählung mit der Anmerkung, Leute, die ihr Gewehr recht zu gebrauchen nicht gelernet hätten, wüßten auch wenig damit auszurichten *k*).

Freude der Ueberwinder. Sind in Gefahr.

Wir verlangen nicht die Entzückung der Engländer zu beſchreiben, als ſie endlich im Beſitze eines Schatzes waren, nach welchem ſie ſich ſo lange geſehnet, und ſeinetwegen ſo viel ausgeſtanden hatten. Gleichwohl fehlete es kaum ein Haar breit, ſo wäre dieſes Glück durch den ſchrecklichſten Zufall von der Welt vernichtet worden. Kaum hatte der Feind die Flagge geſtrichen, ſo trat ein Lieutenant zu dem Herrn Anſon, als ob er ihm Glück wünſchen wollte, ſagete ihm aber, wiewohl ganz ſacht ins Ohr, der Centurion habe nicht weit von der Pulverkammer Feuer gefangen. Der Geſchwaderoberſte ließ darüber nicht die geringſte Veränderung an ſich merken, ſondern machte nur ſo gute Anſtalt, daß das Feuer ohne Verzug gedämpfet wurde.

Das eroberte Schiff vertraute er dem Herrn **Saumarez**, ſeinem erſten Lieutenant, mit dem Titel eines Hauptmannes auf einem Schiffe von der Linie. Die ſpaniſchen Gefangenen brachte man ſämmtlich an Bord des engliſchen Schiffes, nur ausgenommen diejenigen, welche man zum Takelwerke auf der Galion nöthig hatte. Man erfuhr von ihnen, die andere Galion, welche das vorige Jahr der Engländer wegen, im Hafen zu Acapulco liegen geblieben war, habe die Ankunft der vorißt weggenommenen, nicht abgewartet, ſondern ſey allein unter Segel gegangen, auch vermuthlich ehe zu **Manilla** angelanget, als der Centurion bey dem Vorgebirge **Spiritu Sancto**. Die Engländer bedauerten es ſehr, daß die Zeit, die ſie zu Macao vergeblich zubrachten, ſie verhindert hätte, ſtatt eines Schiffes zwey wegzunehmen *l*).

---

i) A. d. 229 und vorherg. S.

k) A. d. 230 S.

l) A. d. 233 S.

Nach geendigtem Gefechte beſchloſſen ſie, ohne Verlierung eines Augenblickes nach Canton umzukehren. Herr Anſon erachtete für nöthig, vor allen Dingen die ſpaniſchen Schätze an Bord des Centurion zu ſchaffen, und es war hieran hauptſächlich viel gelegen. Denn da die gegenwärtige Jahreszeit ſchlechte Witterung verſprach, und die Reiſe auf einer unbekannten See geſchah: ſo mußte der Geſchwaderoberſte eine ſo koſtbare Beute vor ſeinen Augen behalten, und durch die Treue ſeiner Leute und Stärke ſeines Schiffes gegen alle Zufälle in Sicherheit ſetzen. Nebſt dem war es nöthig, wegen der Gefangenen außer Sorge zu ſeyn. Denn hierauf beruhete nicht nur die Sicherheit des eroberten Schatzes, ſondern auch das Leben der Eroberer ſelbſt. Die Spanier waren doppelt ſo zahlreich, als ihre Ueberwinder. Einige unter ihnen konnten bey Erblickung der geringen Anzahl der Engländer, darunter viele junge Leute waren, nicht umhin, allerley Merkmaale ihres Verdruſſes zu äußern, daß ſie ſich von einer Hand voll Kinder hätten wegnehmen laſſen *m)*. Um ihnen alſo die Mittel zur Empörung abzuſchneiden, verſchloß man ſie alle miteinander, bloß die Officier und Verwundeten ausgenommen, in den Raum, hielt aber doch, um der Luft einen Zug zu ſchaffen, zwo Lücken offen. Allein, man umfaſſete dieſe Lücken mit ſtarken Dielen, welche von der Lücke im erſten Verdecke, bis an die im zweyten reicheten, und gleichſam zwo Röhren vorſtelleten. Dergeſtalt konnte nicht nur friſche Luft in den Raum kommen, ſondern die Engländer waren auch gegen alle Unternehmungen ihrer Gefangenen ſicher, weil ſie unmöglich in einem ſieben bis acht Schuhe hohen Verſchlage, hinauf klettern konnten. Doch zum Ueberfluſſe pflanzete man noch vier Steinſtücke mit Flintenkugeln geladen, gegen dieſe Oeffnung, und ſtellete Schildwachen mit brennender Lunte in der Hand dazu, nebſt dem Befehle, Feuer zu geben, ſobald die Spanier ſich rühren würden. Ihre Officier, an der Zahl achtzehn, wurden mit einer Wache von ſechs Mann in des Oberlieutenants Cajüte geleget, der General ſelbſt, der in des Geſchwaderoberſten Cajüte ſchlief, hatte eine Wache um ſich. Ueber dieſes wurde es den ſämmtlichen Gefangenen mit Ernſte angekündiget, ihr Leben wäre bey dem geringſten Tumulte verloren. Doch aller dieſer Anſtalten ungeachtet, hielten ſich die Engländer auf den erſten Wink fertig. Alle Flinten waren geladen bey der Hand. Die Matroſen legeten weder Säbel noch Piſtolen von ſich, die Officier ſchliefen in ihren Kleidern, und das Gewehr neben ſich *n)*.

Wie man die Gefangenen verwahret.

Ihr elender Zuſtand.

Der Verfaſſer geſteht offenherzig, es hätten ſich die Spanier in einem mitleidenswürdigen Zuſtande befunden. Sie mußten im Raume nicht nur gewaltige Hitze, ſondern auch einen unerträglichen Geſtank ausſtehen. Der Mann bekam alle Tage nicht mehr als eine Pinte Waſſer, welches kaum ſo viel war, daß ſie nicht vor Durſt umkamen. Allein, man konnte ihnen nicht mehr geben, weil man dem Schiffsvolke ſelbſt nicht mehr als noch die Hälfte drüber, reichete. Zu verwundern war es, daß bey allem dieſem Elende auf der ganzen ziemlich langen Reiſe, dennoch nicht ein einziger ſtarb, wohl aber ſchienen ſie nach dieſer monatlichen Einſperrung auf eine ſeltſame Weiſe verſtellet. Denn da ſie vorher friſch und geſund ausſahen: ſo kamen ſie nach Verlaufe dieſer Zeit als leibhaftige Geſpenſter zum Vorſcheine *o)*.

Die Engländer kehren nach Canton um.

Unterdeſſen nun, da man dieſe Anſtalten zur Sicherheit des Schatzes und der Gefangenen vorkehrete, ließ Herr Anſon die Segel nach dem Cantonfluſſe wenden. Den 30ſten des Brachmonates gegen Abend, erblickte man das Vorgebirge Langano zehn

---

m) A. d. 235 S.

n) A. d. 237 S.

o) A. d. 238 S.

Meilen weit von ſich. Des folgenden Tages ſah man die Bachi-Eylande. Ungeachtet man gemeiniglich nur fünfe zählet, ſo erblickten doch die Engländer in Weſten noch mehrere. Von hier ſetzeten ſie den Lauf gegen Canton fort, und erblickten den 8ten des Heumonates die Inſel Supata p), welche unter den Lemainſeln die weſtlichſte iſt. Den 11ten nahmen ſie zween chineſiſche Lootsmänner an Bord, einen für den Centurion, den andern für das eroberte Schiff, und kamen ohne Hinderniß glücklich bey Macao vor Anker.

Werth der Beute.

Während dieſer Fahrt hatten ſie Zeit genug gehabt, den Werth der Beute zu überſchlagen. Sie belief ſich auf eine Million und dreyhundert dreyzehn tauſend acht hundert drey und vierzig Stück von Achten, und fünf und dreyßig tauſend ſechshundert zwey und achtzig Unzen Silberſtangen, ohne eine ziemliche Menge Cochenille und andere Waaren, die aber in Vergleichung mit dem baaren Gelde von keinem großen Werthe waren. Dieſer Fang betrug, die vorherigen mit dazu gerechnet, ungefähr vier hundert tauſend Pfund Sterlings, jedoch ohne die Schiffe, Kaufmannsgüter, u. ſ. w. welche das engliſche Geſchwader den Spaniern entweder verbrannt oder ſonſt zu nichte gemachet hatte, und nicht wohl weniger als ſechs hundert tauſend Pf. Sterlings werth ſeyn konnten. Demnach ſchätzet der Verfaſſer den Verluſt der Spanier auf mehr als eine Million Sterlings. Rechnet man nun noch, ſaget er, die Unkoſten, welche beſagte Krone auf die Ausrüſtung des pizarriſchen Geſchwaders verwendete, die außerordentlichen Unkoſten, welche ihr die Ankunft der Engländer in ihren americaniſchen Seeplätzen abnöthigte, und der Untergang ihrer Kriegesſchiffe: ſo muß die ganze Summe etwas erſtaunliches betragen q).

Auf der Galion fand man Riſſe, Tagebücher und eine Karte von dem ſtillen Meere zwiſchen Mexico und den philippiniſchen Inſeln r).

Die Chineſen erforſchen die Stärke des engl. Schiffes.

Als man die Anker dießſeits der Bocca Tigris, welche ein enges Gat in der Mündung des Cantonfluſſes iſt, geworfen hatte: war der Geſchwaderoberſte Willens, den folgenden Tag durch das Gat zu ſtechen, und bis an die Tiegerinſel aufwärts zu ſegeln, weil die daſige Rhede gegen alle Winde Sicherheit verſchaffet. Allein, ehe es Nacht wurde, erſchien eine Schaluppe, welche im Namen des Befehlshabers der Schanzen an Bocca Tigris Anfrage hielt, woher beyde Schiffe kämen? Herr Anſon gab dem chineſiſchen Officier zur Antwort, der Centurion ſey ein Kriegesſchiff Sr. Großbrittanniſchen Majeſtät, und das andere Schiff den Spaniern von ſelbigem abgenommen worden. Sein Vorhaben ſey, den Fluß aufwärts zu gehen, um gegen die bey damaliger Jahreszeit gewöhnlichen Orcane in Sicherheit zu ſeyn, übrigens werde er nach England zurück kehren, ſo bald der gute Muſſon ſich einſtelle. Der Officier verlangete hierauf ein Verzeichniß aller am Borde befindlichen Leute, des Gewehrs und anderer Kriegsrüſtungen, weil er dem Statthalter zu Canton Bericht davon erſtatten müßte. Allein, da er hörete, die Engländer hätten vier hundert Flinten, und drey bis vierhundert Fäſſer voll Pulver: ſo erſchrack er dermaßen darüber, daß er ſich nicht einmal unterſtund, dieſe beyden Puncte in ſein Verzeichniß zu ſetzen, aus Beyſorge, ſeine Obern möchten in allzugroße Sorge gerathen. Bey dieſer

---

p) Auf hundert neun und dreyßig Meilen; und in Norden zwey und achtzig Gr. ſieben und dreyßig Min. in Weſten von der Graftons Inſel.

q) A. d. 242. S.

r) Der Verfaſſer ſtellet den Weg der Galione und dieſer Gelegenheit unterſagete er, wie die Engländer glaubeten, dem chineſiſchen Lootsmanne in der Stille, die Schiffe durch die Bocca Tigris zu führen.

Anſon läuft wider ihren Willen durch das Gat.

Es iſt dieſes Gat nicht viel über einen Büchſenſchuß breit, und wird durch zwo Erdſpitzen gebildet, davon jedwede mit einer Schanze verſehen iſt. Die zur linken Hand iſt eigentlich nur eine Batterie am Strande, mit achtzehn Schießſcharten: es waren aber damals nicht mehr als zwölf vier bis ſechspfündige eiſerne Stücke aufgeführet. Die Schanze zur Rechten, hat ungefähr das Anſehen wie ein großes altväteriſches Schloß. Es ſteht auf einem hohen Felſen, doch ſahen die Engländer nicht mehr als etwa zehn ſechspfündige Stücke. Alſo waren die Feſtungswerke beſchaffen, welche die Einfahrt in den Cantonfluß beſchützeten. Man erachtet leicht aus dieſer Beſchreibung, daß ſie viel zu ſchwach waren, den Herrn Anſon aufzuhalten, geſetzt auch, es wären beyde Schanzen mit Geſchütze und Conſtablern im Ueberfluſſe verſehen geweſen. Er lichtete wirklich, des Weigerns der Lootsmänner ungeachtet, die Anker, und fuhr zwiſchen beyden Schanzen durch, wobey er den chineſiſchen Lootsmann bedrohete, würde eines oder das andere von beyden Schiffen auf den Grund zu ſitzen kommen, ſo wolle er ihn zum Trinkgelde dafür, an die große Rhaa aufknüpfen laſſen. Man kam ohne Widerſtand durch das Gat. Allein, der arme Lootsmann wurde von den Chineſen dafür geſtraft; ja es gieng dem Befehlshaber der Schanzen für ſeine eigene Perſon nicht beſſer, ungeachtet es in ihrer Macht keinesweges geſtanden, das Uebel zu verhindern.

Anſon ſchreibt an den Unterkönig zu Canton.

Den 16ten des Heumonates ſchickete Herr Anſon einen Officier mit einem Schreiben an den Unterkönig nach Canton ab, eröffnete in ſelbigem die Urſache, warum er aus eigener Macht durch das Gat zu laufen, genöthiget geweſen ſey, und meldete, daß er Willens ſey, ihn zu beſuchen. Der engliſche Officier wurde höflich empfangen, und der Unterkönig verſprach, eine Antwort zu überſchicken. Zu eben dieſer Zeit bathen einige ſpaniſche Officier bey dem Geſchwaderoberſten um Erlaubniß, auf ihr Wort nach Canton zu gehen, erhielten ſie auch auf zween Tage. Als die Mandarinen ihre Anweſenheit in der Stadt erfuhren: ſo ließen ſie dieſelbigen zu ſich holen, und frageten: auf was für Weiſe ſie in der Engländer Gewalt gerathen wären? Die Spanier geſtunden freymüthig, weil die Könige von Spanien und England einen offenbaren Krieg mit einander führeten, ſo wären ſie Willens geweſen, den Centurion wegzunehmen, hätten ihn auch in dieſer Abſicht angegriffen: allein, die Sache ſey nicht nach ihrem Wunſche ausgefallen. Dieſes Geſtändniß von einem Feinde war bey den Chineſen, wie billig, zwar nicht ohne Frucht, indem ſie den Herrn Anſon bisher für einen Seeräuber angeſehen hatten; doch, ungeachtet ſie in das Zeugniß der Spanier nicht den geringſten Zweifel ſetzen konnten, ſo frageten ſie dennoch, wie das möglich ſey, daß ſie von einem ſchwächern Feinde überwältiget worden wären? und warum die Engländer ihnen nicht allen mit einander die Hälſe umgedrehet hätten, weil doch beyde Nationen Krieg unter ſich führeten? Auf die erſte Frage hatten die Spanier geantwortet: ungeachtet der Centurion ſchwächer am Volke ſey, ſo ſey er doch ein Kriegesſchiff, und habe folglich allerley Vortheile über die Galion, die nur ein Kauffahrer ſey. Die zweyte Schwierigkeit erkläre ſich von ſelbſt, indem es die Gewohnheit bey allen

Zeugniß der ſpaniſchen Gefangenen.

---

und des Centurions in eben demſelbigen Meere, nebſt der Abweichung der Magnetnadel, auf einer Karte vor. Wie er ſaget, ſind dergleichen Wahrnehmungen noch nie ans Licht getreten, und ſtimmen ſie mit des Doctor Halley ſeinen überein.

len europäiſchen Nationen alſo mit ſich bringe, daß man einem, der das Gewehr ſtrecke, das Leben ſchenke. Doch legeten ſie dem Herrn Anſon zugleich das Lob bey, er beſitze ein ungemein leutſeliges Gemüth, und habe ſie in allerley Stücken weit beſſer gehalten, als er, vermöge der eingeführten Kriegesgebräuche, zu thun ſchuldig geweſen wäre. Dieſe Antwort ſetzete den Oberſten in beſondere Hochachtung bey den Mandarinen; wiewohl es der Verfaſſer dennoch dahin geſtellet ſeyn läßt, ob nicht das Gerücht von denen großen Reichthümern, die er beſitze, zu dieſer ihrer guten Meynung eben ſo viel beygetragen habe, als der Ruhm ſeiner erhabenen Eigenſchaften s).

Erklärung des Unterköniges.

Den 20ſten erſchienen drey Mandarinen mit einem zahlreichen Gefolge, und einer ganzen Flotte von Schaluppen, am Borde des Centurion, und überlieferten dem Oberſten einen Befehl des Unterköniges, dadurch ihm alle Tage eine gewiſſe Menge Lebensmittel zugeſtanden, auch erlaubet wurde, Lootsmänner anzunehmen, und beyde Schiffe bis ans zweyte Riff führen zu laſſen. Als eine Antwort auf ſein abgelaſſenes Schreiben vermeldeten ſie: der Unterkönig vermöge ſeinen Beſuch bey dieſer heißen Jahreszeit nicht füglich anzunehmen, weil die Mandarinen und Soldaten, welche nothwendiger Weiſe bey dieſem feyerlichen Vorgange zugegen ſeyn müßten, ſich nicht ohne große Beſchwerlichkeit verſammeln könnten. Allein, gegen den Herbſtmonat, wenn die Hitze etwas nachlaſſe, wolle er ihn mit Vergnügen bey ſich ſehen. Allein, Herr Anſon hatte bereits Wind davon, daß man die Ankunft beyder Schiffe durch einen eilenden Bothen nach Peking berichtet hatte; er konnte folglich ohnſchwer errathen, es ſuche der Unterkönig durch die vorgeſchützte Ausflucht nur ſo viel Zeit zu gewinnen, daß der kaiſerliche Befehl unterdeſſen einlaufen könne. Doch dieſes war noch nicht das wichtigſte Stück von dem, was die Mandarinen vorzubringen hatten. Sie erwähneten des Zolles, den beyde Schiffe zu bezahlen ſchuldig wären. Allein, der Geſchwaderoberſte wies dieſes Zumuthen mit Ernſte von ſich. Er gab zur Antwort: weil er weder einiges Kaufmannsgut in ihre Hafen eingeführet hätte, noch mit ſich wegzunehmen verlangete, ſo giengen ihm die chineſiſchen Landesgeſetze, die nur der Handelsſchiffe wegen eingeführet worden, nichts an; man fordere in keinem Hafen, da man Zoll gebe, einem Kriegsſchiffe dergleichen ab, und dürfe er, vermöge des ausdrücklichen Befehls von ſeinem Könige, hierinnen nicht das geringſte nachgeben. Bey dieſer Verweigerung ließen es die Mandarinen, ſo viel den gegenwärtigen Punct betraf, beruhen; und ſchritten zum letzten; ſie erſucheten nämlich den Geſchwaderoberſten, er möchte ſeine am Borde habenden Gefangene in Freyheit ſetzen, weil der Unterkönig beſorgete, es möchte den Kaiſer verdrießen, wenn er vernähme, daß man Perſonen von einer mit ihm verbündeten Nation, und die über dieſes ſtarke Handlung mit ſeinen Unterthanen triebe, in ſeinem eigenen Lande gefangen halte. Herr Anſon wünſchete zwar von Grunde des Herzens ſeiner ſpaniſchen Gefangenen los zu ſeyn, machte aber doch, um dieſer Gefälligkeit einen deſto größern Werth beyzulegen, allerley Schwierigkeiten. Endlich that er, als ob es bloß dem Unterkönige zu Gefallen geſchähe. Damit giengen die Mandarinen ihrer Wege, und vier Tage hernach wurden die Gefangenen durch einige Junken abgeholet, und nach Macao gebracht. Zum Beſchluſſe legeten ſich beyde Schiffe überhalb des zweyten Riffs, wo ſie ſo lange, bis der Muſſon eintreten würde, verbleiben ſollten.

Bittere Klagen der Eng-

Wir übergehen die umſtändliche Beſchreibung aller Unbilligkeit, der Betrügerey und des vielen Bezwackens, das die Engländer von den Chineſen ausſtehen mußten, ehe ſie

für

---

s) A. d. 254. u. f. S.

Länder über die Chineſen.

für ihr Geld ſo viel Vorrath, als zu ihrer Rückreiſe nach Europa nöthig fiel, erhalten konnten. Der Verfaſſer iſt weit entfernet, die großen Lobſprüche, damit die Heidenbekehrer dieſe Nation belegen, zu unterſchreiben. „Er ſaget, ſchwerlich möchte man in irgend „einem andern Lande in der ganzen Welt ſolche Beyſpiele liſtiger Betriegerey und Gewinnſucht auftreiben, die man mit dem, was in China alle Tage vorgeht, in Vergleichung „ſtellen könnte t). Er bringt eine große Anzahl davon bey, und verlanget, aus dieſem „Muſter ſolle man ein Volk beurtheilen, das den übrigen Menſchenkindern nicht ſelten als „ein Spiegel aller vortrefflichen Eigenſchaften vorgeſtellet wird u).

Anſon reiſet nach Canton.

Doch den Geſchwaderoberſten fochten alle dieſe Schwierigkeiten nicht ſo viel an, als daß der Herbſtmonat beynahe ſchon zu Ende gelaufen war, ohne die geringſte Bothſchaft vom Unterkönige zu erhalten. Nach reifer Ueberlegung wußte er kein beſſer Mittel auszuſinnen, wie er ſich aus dieſer Verlegenheit wickeln könnte, als wenn er ſelbſt nach Canton reiſete. Demnach ſchickte er den 27ſten des Herbſtmonates einen Officier an den **Mandarin**, welchem die Aufſicht über ſein Schiff anvertrauet war, und ließ ihm vermelden, er ſey Willens, in ſeiner Schaluppe nach Canton zu gehen, und werde er den Tag nach ſeiner Ankunft den Unterkönig erſuchen, die Zeit zum Gehöre zu beſtimmen. Hierauf gab der Mandarin weiter keine Antwort, als, er wolle dem Unterkönige die Meynung des Geſchwaderoberſten zu wiſſen thun.

Seine Anſtalten wegen des Schiffs.

Dem ungeachtet machte man ſich zu dieſer Reiſe fertig. Das Volk auf der Schaluppe, an der Zahl achtzehn Mann, wurde ſehr prächtig gekleidet. Der Monturrock war von Scharlach, die Weſte von blauem Seidenzeuge, mit ſilbernen Knöpfen, auf dem Rocke und der Mütze war das Wapen des Oberſten geſticket. Um aber auf alle Fälle gefaſſet zu ſeyn, ſtellete Herr Anſon den Oberlieutenant auf ſeinem Schiffe als Hauptmann vor, und hinterließ ihm gewiſſe Verhaltungsbefehle. Sie beſtunden darinnen: würden etwa die Chineſen, des Zolles wegen, einen Zank mit dem Oberſten anfangen, und ſeine Perſon gefänglich anhalten, ſo ſollte man die Galion in Rauch aufſchicken, der Centurion aber ſollte den Fluß hinab, durch die **Bocca Tigris** laufen, vor dem Gat liegen bleiben, und neue Befehle von dem Geſchwaderoberſten abwarten.

Er wird von den chineſiſchen Kaufleuten betrogen.

Die ſämmtlichen Officierer der engliſchen, däniſchen, und ſchwediſchen Schiffe, kamen an Bord des Centurion, um das Oberhaupt der engliſchen Nation zu begleiten. An eben dieſem Tage beſtieg er ſeine Schaluppe, und die Schaluppen der Handelsſchiffe fuhren hinter ihm her. Als er die Rhede zu **Wampo**, wo die Europäer vor Anker lagen, vorbey ſegelte: ſo begrüßeten ihn alle Schiffe, nur die franzöſiſchen nicht, und des Abends kam er nach Canton. Bey ſeiner Ankunft warteten ihm die vornehmſten chineſiſchen Handelsleute auf, und erfreueten ſich, wie ſie ſagten, ungemein ſehr über ſeine glückliche Ankunft. Aber alles dieſes war eitel Argliſt, damit er ein gutes Vertrauen auf ſie ſetzen, und ihnen die Sorge, Gehör bey dem Unterkönige zu verſchaffen, überlaſſen möchte. Er ſtellete ihrem Verſprechen wirklich Glauben zu, wiewohl er in dieſem Stücke ſich keiner allzugroßen Leichtgläubigkeit ſchuldig machte, indem ihm die Kaufleute von ſeiner eigenen Nation, ſehr deswegen in Ohren lagen. Dergeſtalt hielt man ihn einen ganzen Monat lang vergeblich auf, und machte ihm unterdeſſen weis, man gebe ſich erſtaunliche Mühe, um die

---

t) A. d. 263 S.

u) A. d. 275 S.

Anſon. 1743.

Einwilligung in ſein Geſuch zu erhalten. Als aber des Verzögerns kein Ende wurde: ſo merkete er endlich, man führe ihn nur bey der Naſe herum. Er beſchloß alſo, ſich unmittelbar an den Unterkönig ſelbſt zu wenden und um Gehör anzuſuchen, weil er wohl begriff, er werde ohne ſelbiges die Erlaubniß, ſeine Lebensmittel an Bord zu ſchaffen, nimmermehr erhalten. Demnach ſetzete er ein Schreiben auf, und übergab es einem Mandarin, welcher die Wache an dem Hauptthore zu Canton hatte, zur Beſtellung. Ein junger Factor vom engliſchen Lagerhauſe, der ſehr gut chineſiſch redete x), war ſein Dollmetſcher. Indem dieſes vorgieng, brannten eilf Gaſſen zu Canton ab. Weil nun die Engländer den Einwohnern alle mögliche Hülfe, um das übrige von der Stadt zu retten, geleiſtet hatten; ſo gefiel dieſes dem Unterkönige dermaßen wohl, daß er den 3ten des Wintermonates zum Gehöre beſtimmete.

Bekömmt Gehör beym Unterkönige.

Dieſe Zeitung war dem Herrn Anſon um ſo viel angenehmer, weil die Regierung keinen Schluß deswegen faſſen konnte, ohne ihrer Anforderung zu entſagen, und ihm alles, was er verlangete, zu bewilligen; denn die Herren Mandarinen wußten ſeine Anſtalten ſehr wohl, und ihre feine Staatsklugheit hätte ihnen nicht erlaubt, ihn Zankens wegen zum Gehöre zu laſſen. In dieſen Gedanken machte er ſich mit Vergnügen fertig, nach dem Pallaſte zu gehen, um ſo viel mehr, weil er ſich auf ſeinen Dollmetſcher verlaſſen konnte, der ihm verſprochen hatte, alles, was er ihm befehle, unerſchrocken wieder zu ſagen. Am beſtimmten Tage, um zehn Uhr Vormittages erſchien ein Mandarin, und meldete, der Unterkönig erwarte ihn. Damit machte er ſich, nebſt ſeinem Gefolge auf den Weg. Am Thore fand er zweyhundert Soldaten in guter Ordnung ſtehen, die ihn bis auf den Hauptplatz vor dem Pallaſte begleiteten. Auf dieſem Platze ſtunden zehen tauſend andere im Gewehre, und wurde er mitten durch ſie bis in den Gehörſaal geführet. Hier ſaß der Unterkönig in einem koſtbaren Armſtuhle unter einem ſehr koſtbaren Himmel, und hatte alle Regierungsmandarinen um ſich. Für den Geſchwaderoberſten ſtund ein lediger Seſſel da, auf den er ſich ſetzete, und ſaß zwiſchen ihm und dem Unterkönige ſonſt niemand, als der Großrechtsgelehrte, und der Oberſchatzmeiſter, als welche nach der chineſiſchen Rangordnung, allen Kriegesbedienten vorgehen.

Was dabey vorgeht.

Bey dieſem Gehöre, erfuhr Herr Anſon aus des Unterköniges eigenem Munde, er habe die erſte Nachricht von der Anweſenheit deſſelben zu Canton, aus ſeinem Schreiben erhalten. Doch es war ihm die Betriegerey der Kaufleute auch ohne dieſe beißende Beſtätigung zur Gnüge bekannt. Des Zolles wurde mit keinem Worte erwähnet. Man ertheilete ihm alle Erlaubniß, die er verlangete; und als er mit ſeinem Vortrage zu Ende war, ſo legte der Unterkönig vor allen Dingen eine zierliche Dankſagung ab, für den wichtigen Beyſtand, den er bey neulicher Feuersbrunſt der Stadt Canton geleiſtet habe. Nachgehends erwähnete er der ſchon ziemlich langen Zeit, ſeit welcher der Centurion an der chineſiſchen Küſte liege, und um dieſe Aeußerung, welche gewiſſer maßen einer Klage ähnlich zu ſeyn ſchien, zu verſüßen, wünſchete er ihm eine glückliche Reiſe nach Europa.

Beym

---

x) Er hieß **Flint**. Man hatte ihn, bey noch zarten Jahren, nach Canton geſchicket, um die chineſiſche Sprache zu lernen, weil man damals in der Meynung ſtund, es werde der engliſchen Nation zu großem Vortheile gereichen, wenn ſie einen Landesmann zum Dollmetſcher habe. Es beklaget der Verfaſſer, daß man dieſem Beyſpiele nicht gefolget ſey, ungeachtet die Erfahrung bewieſen habe, daß der Nutzen größer ſey, als man geglau-

Anſon. 1743.

Beym Herausgehen aus dem Gehörſaale, wurde der Geſchwaderoberſte gebethen, in ein ander Zimmer einzutreten, wo einige Erfriſchungen für ihn in Bereitſchaft ſtünden. Weil er aber erfuhr, der Unterkönig würde nicht zugegen ſeyn: ſo machte er eine höfliche Entſchuldigung. Beym Weggehen wurde er mit drey Stückſchüßen begrüßet, welche Zahl die Chineſen bey einem Gepränge nie überſchreiten. Er war ungemein vergnügt, nicht nur weil ihn die erhaltenen Erlaubniſſe in Stand ſetzeten, mit dem erſten Eintritte des Muſſons abzureiſen, und ehe nach England zu kommen, als man in Europa erfahren könnte, daß er auf dem Wege ſey, ſondern auch, und zwar am meiſten, weil er die Zollfreyheit der engliſchen Schiffe in China durch ein kundbares Beyſpiel feſtgeſetzet hatte *y*).

Dem Befehle des Unterköniges wurde mit ſolchem Eifer nachgelebet, daß Herr Anſon innerhalb vier Tagen den völligen Vorrath am Borde hatte, und zur Abreiſe weiter nichts fehlete, als den Anker zu lichten. Den 10ten des Chriſtmonates fuhr der Centurion mit ſeinem eroberten Schiffe durch die Boccatigris. Den 12ten wurfen ſie bey Macao Anker. Die daſigen Handelsleute bothen ſechs tauſend Piaſter für die Galione, welches weit unter ihrem Werthe war. Es war ihnen auch Ernſt, den Handel abzuſchließen: allein, weil ſie wohl wußten, die Engländer würden ſich deswegen nicht verweilen, ſo wollten ſie dem Angebothe durchaus nicht mehr zulegen. Nun hatte Herr Anſon zu Canton genugſame Nachricht erhalten, daß der Krieg zwiſchen England und Spanien noch immer währete, und daß Frankreich England den Krieg ankündigen würde. Er wußte auch, daß man ſeinen Sieg nicht eher in Europa erfahren könnte, als wenn die Handelsſchiffe, die er in China angetroffen hatte, nach Hauſe kämen. Da er nun auf dieſe Weiſe eine gedoppelte Urſache hatte, ſeine Reiſe zu beſchleunigen: ſo ließ er die Galion für den angebothenen Preis.

Seine Rückreiſe nach England. 1744.

Den 15ten des Chriſtmonats gieng er nach England unter Segel. Seine Fahrt war glücklich bis an die ſundiſche Straße, wo er den 3ten Jänner in der Rhede des Prinzeneylands Anker warf, und ſich mit Holze und Waſſer verſorgete. Den 8ten ſtach er wieder in die See, und das bisherige Glück begleitete ihn bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung. Drey Wochen Raſt, in dieſer ſchönen Pflanzſtadt der Holländer, dabey er ſich an die ſchönen Thäler auf Juan Fernandez, und an die anmuthigen Raſenplätze auf Tinian erinnerte, ſetzeten ihn in den Stand, den 3ten April ſeine Straße fortzuſetzen. Den 19ten erblickte er die Heleneninſel, wollte ſich aber da nicht aufhalten. Den 11ten des Brachmonates bekam er das Vorgebirge Lezard zu Geſichte, und den 15ten des Abends kam er nach einer Reiſe von drey Jahren und neun Monaten ohne Schaden und Gefahr auf der Rhede bey Spithead vor Anker.

---

geglaubet hätte. Er eifert darüber, daß man eine ſo anſehnliche Handlung, als England zu Canton treibe, bloß durch das verwirrte Gewäſche einiger chineſiſchen Dollmetſcher, oder durch die höchſtverdächtige Hülfe anderer Nationen führen wolle. A. d. 293 S.

y) A. d. 307 S.

z) A. d. 327 S.

Der VII Abſchnitt.

Critiſche Anmerkungen über die Chineſer.

Beurtheilung der chineſiſchen Künſte; Ihrer Gelehrſamkeit; ihrer Sittenlehre; ihrer Regierungsform.

Wir bringen hier einige Urtheile von dem chineſiſchen Zuſtande, aus der Reiſebeſchreibung des Herrn Anſons bey, und bedaueren nur, daß es uns nicht möglich gefallen, ſie dem Artikel von China im ſechſten Theile dieſer Sammlung einzuverleiben *a*). Unterdeſſen dürfen wir ſie doch, ihres beſondern Inhaltes wegen, nicht mit Stillſchweigen übergehen.

Beurtheilung der chineſiſchen Künſte.

Die ſchöne Arbeit, die man in großer Menge in China ſieht, und die von den weit entfernteſten Nationen ſo begierig aufgeſuchet wird, beweiſt den Fleiß der Chineſen zur Genüge. Gleichwohl iſt dieſe Geſchicklichkeit in dergleichen Handwerkskünſten, welche wohl ihre hauptſächliche Naturgabe ſeyn möchte, noch bey weitem nicht bis auf den möglichen höchſten Grad geſtiegen. Sie ſind, was die Künſte betrifft, weit unter den Japonern, welche gleich ihnen ſich darauf legen, und ſie kommen in vielen Stücken den Europäern an Erfindungskraft und Kunſtgriffen nicht bey. Weil ihr ganzes Geſchick meiſtentheils nur im Nachmachen beſteht: ſo trifft man bey ihnen eben die Unfruchtbarkeit an Erfindungen an, die man allen knechtiſchen Nachäffern zu aller Zeit vorgeworfen hat. Dieſes bemerket man abſonderlich an ſolcher Arbeit, welche ſehr genau und ſcharf paſſend gemachet werden muß, zum Beyſpiele an Thurm- und Taſchenuhren, an Schießgewehr u. ſ. w. Sie machen zwar jedwedes Stück für ſich allein recht gut nach, können auch dem ganzen Werke zuſammen eine große Aehnlichkeit mit dem vorgelegten Muſter geben: allein, es ſchicket ſich dennoch alles miteinander nicht dermaßen genau zuſammen, daß diejenige Wirkung, wozu das Werk beſtimmet iſt, daraus entſpringen könnte.

Schreitet man von den geringern Künſten zu andern von einem höhern Range, dergleichen die Malerey und Bildhauerey iſt: ſo leuchtet eine noch größere Unvollkommenheit bey ihnen hervor. Sie haben eine Menge Maler, es wird auch dieſe Kunſt von der ganzen Nation in allen Ehren gehalten, gleichwohl tauget ſowohl die Zeichnung, als das Ausmalen bey menſchlichen Bildern, ſehr ſelten etwas. Eben ſo wenig verſtehen ſie in großen Stücken die Parthien zu halten. Bluhmen und Vögel gerathen ihnen zwar ziemlich wohl: allein, es rühret dieſes nicht ſowohl von ihrer Kunſt, als von der Schönheit ihrer Farben her. Gemeiniglich miſchen ſie Licht und Schatten ohne Verſtand durcheinander; noch ſeltener wiſſen ſie einem Stücke die Anmuth und das flüchtige Weſen zu geben, das an der Arbeit unſerer Künſtler zu bewundern iſt. Alles, was vom chineſiſchen Pinſel herkömmt, das hat etwas ſteifes und gezwungenes an ſich, das unangenehm läßt. Alle dieſe Fehler an ihren Kunſtſtücken können als eine Folge ihrer Gemüthsbeſchaffenheit angeſehen werden, indem es ihnen ſchlechterdings an Feuer und erhabenen Gedanken fehlet.

Beurtheilung ihrer Gelehrſamkeit.

Was die Gelehrſamkeit betrifft, ſo giebt der Verfaſſer ihre Meynungen für ungereimt, und ihre Halsſtarrigkeit für unbegreiflich aus. Seit vielen hundert Jahren, ſchreiben alle ihre Nachbarn mit Buchſtaben: nur die Chineſen allein verachten dieſe göttliche Erfin-

---

a) Dieſe Reiſebeſchreibung kam nachgehends erſt heraus.

Erfindung noch immer, und bleiben bey ihrem ungeſchickten Gebrauche, die Worte durch willkührliche Zeichen vorzuſtellen. Eine ſolche Schreibart vermehret nothwendiger Weiſe die Wortzeichen allzuſehr für das Gedächtniß. Sie machet das Schreiben zu einer Kunſt, die unendliche Mühe erfordert, und darinnen man nie eine andere, als nur mäßige Geſchicklichkeit erlangen kann. Alles, was auf dieſe Weiſe aus den vorigen Zeiten auf die gegenwärtige gebracht wird, das muß mit Finſterniß und Verwirrung eingehüllet ſeyn. Denn die Verbindung zwiſchen dieſen Wortzeichen und der Sache, die ſie bedeuten, kann in keinem Buche auf die Nachwelt fortgepflanzet werden. Sie muß folglich bloß durch die mündliche Sage von einer Abſtammung auf die andere kommen, welches aber für ſich allein ſchon hinlänglich iſt, verwickelte Materien und Dinge von weitausgreifendem Umfange, in eine große Ungewißheit zu ſetzen. Man darf ſich zu dieſem Ende nur vorſtellen, wie ſehr eine Begebenheit verſtellet wird, wenn ſie nur durch drey oder vier Mäuler geht. Aus dieſem nun ſchließt der Verfaſſer, die große Wiſſenſchaft und das hohe Alterthum der chineſiſchen Nation ſey eine ſehr zweifelhafte Sache.

Beurtheilung ihrer Sittenlehre.

Zwar geſtehen einige Heidenbekehrer, ſaget er, die Chineſen kämen, was die Wiſſenſchaften betrifft, mit den Europäern nicht in Vergleichung; hingegen machten ſie ein rechtes Muſter der Gerechtigkeit und Sittenlehre, ſowohl was die Lehrgründe als die Ausübung betrifft, aus ihnen. So, wie einige ſolche Schriftſteller die Sache vorſtellen, iſt das ungeheuere chineſiſche Reich gleichſam nur eine einzelne Haushaltung, die auf das beſte beſtellet, und durch die Bande einer zärtlichen Zuneigung unter ſich verbunden iſt, da man nur mit Höflichkeit und Gutthaten einander zu übertreffen ſuchet. Doch der Verfaſſer findet die Widerlegung dieſes Lobſpruches in der Aufführung der Mandarinen und Handelsleute zu Canton gegen ſeinen Herrn Geſchwaderoberſten. Betreffend ihre Lehrſätze, ſo erhellet nach ſeiner Meynung aus dem eigenen Zeugniſſe der Heidenbekehrer, daß dieſe vermeynten Weltweiſen an ſtatt gewiſſe Grundſätze auszumachen, darnach man die menſchlichen Handlungen beurtheilen, und allgemeine Regeln der Aufführung vorſchreiben könnte, weiter nichts thun, als einen lächerlichen Eifer in Beobachtung gewiſſer Puncte, daran der Sittenlehre im Hauptwerke wenig gelegen iſt, einzuſchärfen. Die Chineſen, fährt er fort, haben weder wegen ihrer Redlichkeit, noch wegen ihres tugendhaften Gemüthes Urſache, ſich über ihre Nachbarn zu erheben, ihr Vorzug beruhet bloß auf dem angenommenen beſtändig gleichen Weſen im äußerlichen, und auf ihrer unaufhörlichen Sorgfalt, nicht den geringſten Verdruß oder Zorn an ſich merken zu laſſen. Ja, wollte man die Sache beym Lichte beſehen, ſo möchten wohl alle Fehler der Chineſen ihre Gelaſſenheit und Geduld, darauf ſie ſich ſo viel einbilden, und die ſie vor allen andern Nationen zum Voraus haben, für ihre eigentliche Quelle erkennen. Denn der öftern Erfahrung zu Folge iſt es ſehr ſchwer, die heftigſten und gewaltigſten Leidenſchaften bey einem Menſchen zu ſchwächen, ohne zugleich andere, die mit ſeiner Eigenliebe einen genauern Zuſammenhang haben, zu verſtärken. Vielleicht fließt der Mangel an Herzhaftigkeit, die Verſtellung und die Betriegerey der Chineſen, hauptſächlich aus ihrer gezwungenen Ernſthaftigkeit, und weil ſie auf den äußerlichen Wohlſtand, der bey der ganzen Nation als ein unverbrüchliches Geſetz beobachtet werden muß, äußerſt erpicht ſind.

Beurtheilung ihrer Staatsverfaſſung.

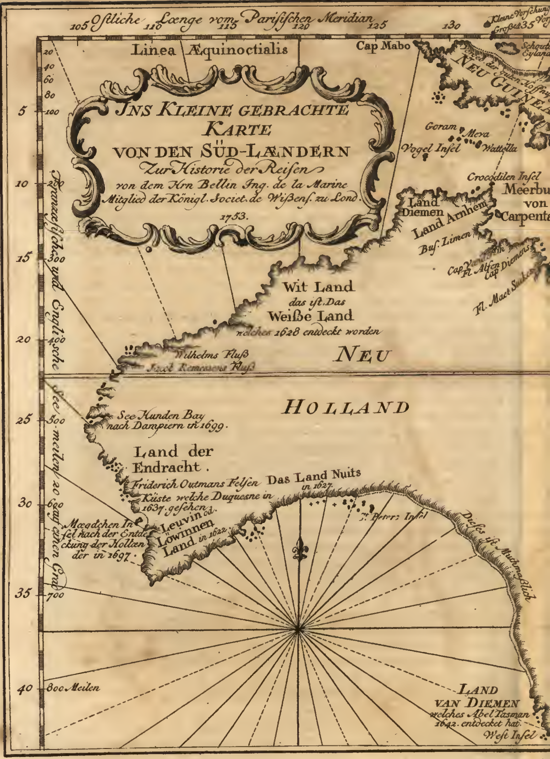
Ihre Staatsverfaſſung ſchonet der Verfaſſer eben ſo wenig. Er beruft ſich in dieſem Stücke abermal auf den Herrn Anſon. Wir ſahen, ſind ſeine eigenen Worte, ungerechte Obrigkeit, diebiſche Unterthanen, Richterſtühle, da man Recht und Gerechtigkeit für

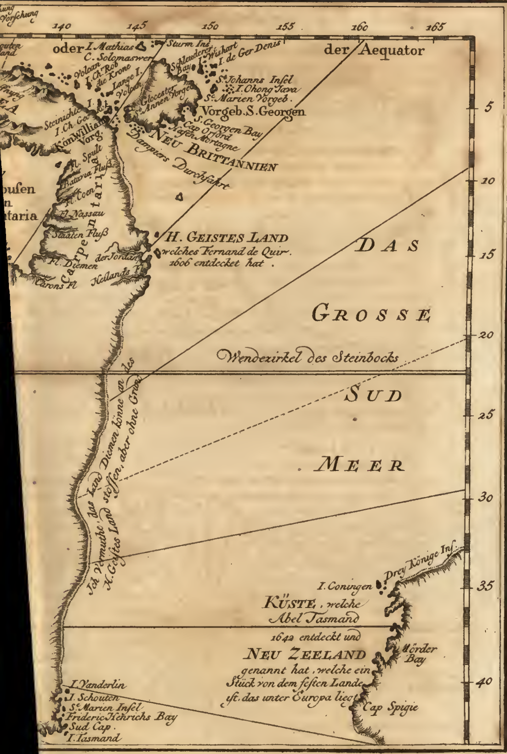
Anſon. 1744.

Geld verkaufte oder nach Gunſt ertheilete. Ja es tauget die Verfaſſung des ganzen Reiches nicht viel; denn die Hauptabſicht einer weiſen Regierung muß darinnen beſtehen, daß die Unterthanen gegen die Unternehmungen ausländiſcher Machten in Sicherheit ſeyn mögen: Nun iſt aber dieſes große, reiche, unglaublich bevölkerte Reich, deſſen Weisheit und Staatsklugheit ſo viele Schriftſteller bis in den Himmel erheben, von einer Handvoll Tataren erobert worden. Ja, die Zaghaftigkeit der Einwohner, und die Verabſäumung alles deſſen, was zum Kriege gehöret, iſt noch heutiges Tages ſo groß, daß China nicht nur dem Angriffe eines mächtigen Feindes, ſondern auch den Anfällen eines jedweden Seeräubers, oder Spitzbubenoberſten bloß ſteht. Es iſt, bey Gelegenheit der Zwiſtigkeit des Herrn Anſons mit den chineſiſchen Mandarinen ſchon bemerket worden, daß beſagter General die ganze chineſiſche Seemacht mit dem einzigen Centurion zu überwältigen ſich getrauet hätte. Um nun dieſen kecken Ausſpruch glaublich zu machen, giebt der Verfaſſer einen Abriß von beyderley Gattungen Schiffe, die in China üblich ſind. Die erſte iſt eine Junke von hundert und zwanzig Tonnen; und dergleichen Fahrzeuge werden auf großen Strömen gebrauchet, zuweilen auch auf kleinen Seereiſen, da man die Küſte nicht aus dem Geſichte verliert. Die andere iſt von zwey hundert und achtzig Tonnen; ungeachtet auch die Chineſen Schiffe von größerer Ladung haben, ſo haben ſie doch alle mit einander einerley Geſtalt. Das Vordertheil eines ſolchen Schiffes iſt völlig glatt. Iſt das Fahrzeug ſtark beladen: ſo geht das zweyte und dritte Brett dieſes glatten Bodens gar oft unter Waſſer. Die Maſte, die Segel und das Takelwerk einer ſolchen Junke, haben eine noch längere Geſtalt als der Rumpf des Schiffes. Die Maſten ſind bloße Bäume, denen man Aeſte und Rinde benommen hat. Kein Maſt hat mehr als zwo Wände, die von Binſen geflochten, und zuweilen alle beyde auf der Seite, daher der Wind kömmt, beleget ſind. Der Mantel der Rhaa dienet, wenn er gehiſſet wird, ſtatt der dritten Wand. Die Segel ſind von Matten; und, damit ſie deſto beſſer halten ſollen, ſo wird von drey zu drey Schuhen eine Rippe von Bambus durchgezogen. Sie werden mit Hülfe vieler untergelegten Reifen an dem Maſte aufgezogen. Will man ſie einnehmen, ſo leget man ſie auf den Ueberlauf in Falten zuſammen. Die Handelsſchiffe haben gar kein grobes Geſchütz. Aus dieſer Beſchreibung iſt genugſam zu erſehen, daß ſie ſchlechterdinges außer Stande ſind, dem allergeringſten von unſern Kriegesſchiffen zu widerſtehen, ja, es iſt im ganzen Reiche kein einziges Schiff vorhanden, daß ſeiner Bauart wegen im Stande wäre, die andern zu beſchützen. Zu Canton, welchen Hafen der Verfaſſer als das Zeughaus der chineſiſchen Seemacht betrachtet, ſahen die Engländer nicht mehr, als vier Kriegesjunken von etwa dreyhundert Tonnen, und eben dergleichen Gebäude als jetzt beſchrieben worden, auch nur mit acht oder zehn Stücken beſetzet, davon das größte nicht über vier Pfund ſchoß *b*).

b) A. d. 323 und vorherg. S.

* * *


Jns Kleine gebrachte
Karte
von den Süd-Lændern
Zur Historie der Reiſen
von dem Hrn Bellin Ing. de la Marine
Mitglied der Königl. Societ. de Wißenſ. zu Lond.
1753.
105 Oſtliche 110 Længe vom 115 Pariſiſchen 120 Meridian 125 130
Kleine Vorſchung
Großes 135 Vor
Linea Æquinoctialis
Cap Mabo
Schouten Eyland
Land der guten Hoffnung
Neu Guinea
Goram
Meva
Vogel Inſel
Wattella
Crocodilen Inſel
Meerbu
von
Carpenta
Land Diemen
Land Arnhem
Buſ. Limen
Cap Vanderlin
Fl. Alfen
Cap Diemens
Fl. Mact Sucker
Wit Land
das iſt Das
Weiße Land
welches 1628 entdeckt worden
Neu
Holland
Wilhelms Fluß
Jacob Remessens Fluß
See Hunden Bay nach Dampiern in 1699.
Land der Endracht.
Friderich Outmans Felſen
Das Land Nuits in 1627.
Küste welche Duquesne in 1637 geſehen.
Leuvin od. Löwinnen Land in 1622.
Mædchen Inſel nach der Entdeckung der Hollænder in 1697.
St. Peters Inſel
Dieſes iſt Muthmaslich
Land van Diemen welches Abel Tasman 1642. entdecket hat.
Weſt Inſel
5
10
15
20
25
30
35
40
20
40
60
80
100
200
300
400
500
600
700
800 Meilen
Franzöſiſche und Engliſche See-meilen 20 auf einen Grad


Vorſehung
140
145
150
155
160
165
der Aequator
oder I. Mathias
Sturm Ins.
C. Solomaswer
Volcan
I. Ch. Rob
die Krone
Lange I.
Volcan
Schleuderer Bay
I. Wishart
I. de Ger Denis
S.t Johanns Inſel
I. Ohong Java
S.t Marien Vorgeb.
Glocester
S.t Annen Vorgeb.
Vorgeb. S. Georgen
Steinichte I.
I. Ch. Georg
Kön. William Vorg.
S. Georgen Bay
Cap Orford
Hafen Mortagne
NEU BRITTANNIEN
Dampiers Durchfahrt
Fl. Spult
Batavia Fluß
Fl. Coen
Fl. Naſsau
Staaten Fluß
Carpentaria
Fl. Diemen
Carons Fl.
der Jordan
Heilands Fl.
H. GEISTES LAND
welches Fernand de Quir. 1606 entdecket hat.
DAS GROSSE SUD MEER
Wendezirkel des Steinbocks
Ich Vermuthe, das Land Diemen könne an das H. Geiſtes Land stoſsen, aber ohne Grund
Drey Könige Inſ.
I. Coningen
KÜSTE, welche Abel Tasmand 1642 entdeckt und NEU ZEELAND genannt hat, welche ein Stück von dem feſten Lande iſt, das unter Europa liegt
Mörder Bay
Cap Spigie
I. Vanderlin
I. Schouten
S.t Marien Inſel
Frideric Hehrichs Bay
Sud Cap.
I. Tasmand
5
10
15
20
25
30
35
40

T. 12.. M.

Das III Buch.

Reiſen nach den Südländern.

Einleitung.

Einleitung.

Als Magellan eine Fahrt in das Südmeer durch die Straße eröffnet hatte, welche ſeinen Namen unſterblich gemacht: ſo fand man ſich an den Küſten von Chili und Peru, deren Ruhm hinlänglich war, die Seefahrer gänzlich zu beſchäfftigen, begieriger nach Reichthume, als nützlichen Kenntniſſen; und man bekümmerte ſich wenig um Länder, die man gegen Mittag, das iſt, zur Linken der Straße ließ. Dieſe Länder wurden anfänglich als ein neues feſtes Land angeſehen, welches vielleicht eben ſo groß wäre, als ganz America. So ſieht man ſie auch auf einer alten Karte gezeichnet c), wiewohl ohne Namen; weil dieſe Karte älter iſt, als die Namen, die ſie heutiges Tages führen. Die Schiffahrer haben dieſe Muthmaßungen nach und nach zernichtet; und wir können in Zukunft von ihrem Aufſuchen oder dem ungefähren Zufalle nur vollkommenere Einſichten von der Lage, der Größe, und den Eigenſchaften eines Landes erwarten, welches noch immer ſeit mehr als zweyhundert Jahren, da man deſſen Daſeyn kennet, faſt unbekannt iſt. So viel iſt gewiß, daß alles, was man **Südländer** nennet, zwiſchen dem äthiopiſchen Meere, dem Südmeere und dem indiſchen Ocean eingeſchloſſen liegt.

Man begreift alſo unter dieſem Namen nicht allein alle Länder, die unter dem Südpole liegen, ſondern auch noch viele andere, die an eben der Seite gelegen ſind, und da ſie ſich zu weit von den andern Theilen des feſten Landes entfernet befinden, zu nichts natürlicher können gerechnet werden, als zu dem mittäglichen feſten Lande. Man rechnet ſo gar das Feuerland darunter, welches Magellan gegen Südweſt, längſt an der Straße, die ſeinen Namen führet, entdecket hat. Dieſer berühmte Seefahrer hatte keine andere Urſache, es das **Feuerland** zu nennen, als weil er bey Tage viel Rauch, und des Nachts Flammen davon aufſteigen ſah. Jacob le Maire erkannte hundert Jahre darnach, daß es eine wahre Inſel wäre, deren beyde merkwürdigſte Oerter das Vorgebirge **Horn** gegen Süden und das **Cap Deſeado** oder **verlangte Vorgebirge** gegen Weſten und an Magellans Straße wäre. Das Staatenland, das Land Moritz, und die Inſel Barnaveld, welche le Maire zu gleichen Zeiten gegen Süden und gegen Oſten von der Straße ſeines Namens entdeckete, das Land Brower, welches von dem holländiſchen Hauptmanne ſo benennet worden, der es entdeckete, in der falſchen Hoffnung, daſelbſt eine neue Straße unter des le Maire ſeiner zu finden; endlich die Salomonsinſeln ſelbſt, welche vom Alvarez von Mendoza gegen Morgen von Neu-Guinea entdecket worden, und die man nachher nicht wieder gefunden hat, und viele andere in des le Maire Nachrichten ſchon genannte Inſeln, als **Horn**, **Cocos**, die **Verräther**, die **Hunde** ꝛc. werden gemeiniglich unter den Südländern begriffen.

---

c) Des Plantius ſeine.

Einleitung.

Indeſſen ſcheint es doch, daß dieſe Benennung eigentlich nur denen Theilen eines feſten Landes unter dem Südpole zu komme, welche die europäiſchen Seefahrer zu verſchiedenen Zeiten beſuchet haben: indem einige von ungefähr durch die Winde und Stürme dahin verſchlagen worden, andere aber mit Vorſatze dahin gegangen ſind, das Land zu entdecken, um ſich daſelbſt niederzulaſſen. Die erſtern haben keine beſondere Nachrichten von einem Zufalle aufgeſetzet, welcher nicht zu dem Hauptgegenſtande ihrer Reiſe gehörete, außer einem holländiſchen Kaufmanne **Pelſart**, und einem franzöſiſchen Hauptmanne **Gonneville** *d*). Die andern, deren eine ſehr kleine Anzahl iſt, haben der Welt von dem Erfolge ihrer Unternehmung Nachricht gegeben. Da ſie aber faſt alle von den unüberwindlichen Schwierigkeiten abgeſchrecket worden: ſo führen ſie nichts an, was für eine wahre Beſchreibung könnte gehalten werden; und in allen ihren Erzählungen bemerket man nicht ſo wohl achtſame Beobachter, als vielmehr Schiffahrer, die ihres Weges nicht gewiß und ohne Unterlaß wegen der Gefahr, worinnen ſie ſich befinden, beſorget ſind. Dem ungeachtet findet man doch nur allein in ihren Tagebüchern diejenigen Nachrichten, die man bisher von einem ſo weitläuftigen Lande gehabt hat; und dieſe Urſache machet ſie ſo ſchätzbar, daß man ihnen ihre Trockenheit und zuweilen ihre Dunkelheit verzeihen muß. Um aber dasjenige zu erſetzen, was ihnen abgeht, ſcheint es nöthig zu ſeyn, die vornehmſten Entdeckungen allhier nach der Ordnung der Jahre zu ſetzen.

Das Feuerland im Jahre 1520, von dem berühmten Magellan.

Neu-Guinea im Jahre 1527, von einem Spanier, Alvaro de Savedra, welcher ihm dieſen Namen deswegen gab, weil es faſt gerade dem africaniſchen Guinea entgegen liegt. **Anton Urdanetta** erkannte es das folgende Jahr. Einige vermengen es mit dem Lande der Papous; andere halten es für deſſen weſtlichen Theil; und noch andere glauben, es ſey gänzlich davon abgeſondert.

Die **Salomonsinſeln** im Jahre 1567, von dem Spanier Alvaro de Mendoza.

Neu-Albion von dem Ritter Drake, einem Engländer im Jahre 1579. Man iſt nicht glücklicher geweſen, es wieder zu finden, als die Salomonsinſel.

Das eigentlich ſo genannte **Südland**, gegen Mittag von dem alten feſten Lande im Jahre 1603, von Gonneville, einem Franzoſen; die Holländer ſagen 1630 von Pelſart.

Das Land **Quir**, oder Südland des heil. Geiſtes, gegen Südweſt von den Salomonsinſeln zwiſchen dem zehnten und ein und zwanzigſten Grade mittäglicher Breite im Jahre 1606, von Peter Ferdinand von Quir, einem Spanier, welcher ihm ſeinen Namen gab.

Das **Staatenland**, die Inſel **Moritz**, **Barneveld** und viele andere im Jahre 1616, von Jacob le Maire und Wilhelm Schouten, einem Holländer.

Neu-Holland gegen Mittag von den Molucken, wovon es durch das Meer **Lantchidol** abgeſondert iſt, ohne daß man noch weis, ob es eine Inſel iſt, oder an dem feſten Lande hängt, im Jahre 1618, von Zechaen, einem Holländer. Man kennet nur die Küſten

---

d) **Pelſarts** Nachricht wird allhier einen Platz bekommen, weil er in den Augen der Holländer und auch ſelbſt vom Thevenot, der ſich wenigſtens nicht darüber beſchweret, für den erſten gehalten wird, welcher das eigentlich ſo genannte Südland entdecket hat. Indeſſen ſcheint es doch aus der angemerkten Zeit unſtreitig zu ſeyn, daß Gonnevillen dieſe Ehre gebühre. Man hat kein Tagebuch von ſeiner Reiſe: man gab aber im Jahre 1663 zu Paris eine Beſchreibung aus ſeinen Nachrichten heraus, worinnen man findet, daß er einen von den Söhnen des Königes des daſigen Landes mit ſich genommen. Der Verfaſſer von der Art und Weiſe, wie man die Geographie ſtudieren ſolle, Einleitung. ſten davon, deren verſchiedenen Theilen man die Namen **Concordia**, **Arnheim**, **Edels**, **Lewin** u. ſ. w. gegeben hat.

Das Land **Nuitz**, zwiſchen Neu-Holland und Neu-Guinea, im 1627 Jahre, von Peter Nuiß, einem Holländer. Es ſcheint nicht, daß dieſes Land nachher beſuchet worden. Man gab aber im Jahre 1718 eine ziemlich gute Nachricht davon heraus, um zu beweiſen, daß, weil es in der fünften Himmelsgegend zwiſchen dem dreyßigſten und zwey und dreyßigſten Grade der Breite läge, es wie alle Länder in eben der Lage, eines von den wohnbarſten, reichſten und fruchtbarſten Theilen der Welt ſeyn müßte *e*).

Das Land **Diemenz** und **Taſman** im Jahre 1642 von Abel Janſen Taſman, einem Holländer.

Das Land **Brower**, von dem Holländer, Brower, im Jahre 1643.

Neu-Seeland, deſſen Küſte ſich von Süden gegen Norden zwiſchen dem vier und ſechzigſten und vier und vierzigſten Grade mittäglicher Breite erſtrecket, und einige für eine Inſel, andere für das feſte Land halten, im Jahre 1654 von den Holländern.

Das Land **Carpenter** oder **Carpenteria**, zwiſchen Neu-Guinea und Neuholland, im Jahre 1662 von einem Holländer, Carpenter.

Die Küſte, Madagaſcar gegen über, welche von einem Holländer Ulammins im Jahre 1697 beſuchet worden.

Neu-Britannia, welches von dem Engländer, Dampier, im Jahre 1700 entdecket worden.

Das Vorgebirge der Beſchneidung, oder **Cap de la Circonciſion**, welches zween franzöſiſche Schiffe im Jahre 1739 entdecket und benannt haben.

Das I Capitel.

Franz Pelſarts Reiſe nach den Südländern.

Sturm, welcher Pelſarten in ein unbekanntes Meer wirft Sein Schiffbruch. Wildheit der Matroſen. Inſeln, die ihnen zur Zuflucht dienen. Pelſart verläßt ſie. Er entdecket das Südland. Er unterſuchet die Küſte. Einwohner des Landes. Die Noth treibt ihn wieder nach Batavia. Traurige Begebenheit unter ſeinen Leuten. Cornelis wird zu ihrem Generalcapitain ernannt; und gefangen genommen. Pelſart kömmt wieder an den Ort ſeines Schiffbruches. Wie er ſeinen Untergang vermeidet. Reichthum, den er aus ſeinem Schiffbruche rettet.

Pelſart 1629. Pelſart war den 28ſten des Weinmonates im Jahre 1628 aus dem Texel mit einer zahlreichen Flotte und in der ordentlichen Abſicht, zu handeln, nach Oſtindien abgegangen *f*). Als er ſich dem Vorgebirge der guten Hoffnung näherte: ſo wurde ſein

---

ſolle, verſichert, es habe ſich dieſer ſüdliche Prinz, Namens Eſſomery in der Normandie niedergelaſſen, und ſeine Nachkommen, welche noch leben, ſind beſtändig für Edelleute gehalten worden. III Th. a. d. 325 S. Man ſaget nichts von der vorgegebenen Reiſe des Jacob Sadeur, die nur ein bloßer Roman iſt. Man ſehe den Artikel **Sadeur** in Baylens Wörterbuche.

e) Dieſe Nachricht kam zu Amſterdam, bey Humbert heraus, und ſchien auf Befehl des Hrn. Law gemacht zu ſeyn, um einen Geſchmack zu neuen Colonien zu erwecken.

f) Sein Tagebuch findet ſich in der großen Sammlung der holländiſchen Schiffahrten und beym Thevenot I Th. a. d. 50 u. f. S.

Pelſart 1629.

Sturm, welcher Pelſarten in ein unbekanntes Meer wirft.

ſein Schiff, **Batavia** genannt, durch einen Sturm von den andern getrennet, und bey der Nacht im acht und zwanzigſten Grad Süderbreite gegen Felſen geführet, welche die Holländer **Friederich Outmans Felſen** nennen. Pelſart war eben mit einer beſchwerlichen Krankheit befallen. Weil er indeſſen wahrzunehmen glaubete, daß ſein Schiff aufſtieß: ſo lief er geſchwind auf das oberſte Verdeck, wo er alle Segel aufgeſetzet und den Strich Nordoſt gen Nord fand. Ein ziemlich klarer Himmel, welchen man dem Monde zu danken hatte, ließ ihn in der Ferne einen ſehr dicken Schaum wahrnehmen. Seine Unruhe vermehrete ſich. Er fragete: an welchem Orte in der Welt iſt das Schiff; und wovon mag ein ſo weißer Schaum herkommen? Der Lootsmann antwortete ihm: die Weiße des Schaumes ſchien ihm von dem Mondenlichte herzurühren, aber Gott allein wüßte, wo ſich das Schiff befände; und es hätte nur gar zu ſehr das Anſehen, daß man auf einer unbekannten Bank wäre.

Sein Schiffbruch.

Pelſart ließ das Loot auswerfen. Man fand hinten achtzehn Fuß Waſſer und vorn noch weniger. Eine ſo entſetzliche Gefahr machte, daß man den Entſchluß ergriff, alles Geſchütz ins Meer zu werfen, in der Hoffnung, es würde das Schiff wenigſtens wieder flott werden. Unterdeſſen aber, daß man damit beſchäfftiget war, erhob ſich ein Sturm von Regen und Winde; und nunmehr glaubete ein jeder, daß er am Ende ſeines Lebens ſey. Man befand ſich zwiſchen Felſen und Bänken, wider welche das Schiff unaufhörlich ſtieß. Pelſart ließ den großen Maſt abkappen, welcher nur dienete, die Stöße zu verdoppeln. Ob man ihn nun gleich unten am Fuße abgekappet hatte: ſo war es doch zum Unglücke nicht möglich, ihn von dem Takelwerke loszumachen. Man ſah kein Land, welches nicht von der See bedecket ward, außer einer Inſel, die etwan drey Seemeilen weit entfernet zu ſeyn ſchien, und zwoen andern, die man für noch näher hielt. Der Lootsmann, welcher ausgeſchickt wurde, von ihnen Erkundigung einzuziehen, verſicherte, das Meer bedeckete ſie nicht, es wäre aber ſchwer, zwiſchen ſo vielen Bänken und Felſen zu ihnen zu kommen. Dem ungeachtet aber entſchloß man ſich, die Gefahr zu laufen und erſtlich die Weiber und Kinder und Kranke, deren Geſchrey und Verzweifelung den Matroſen nur den Muth benehmen konnte, ans Land zu bringen. Sie wurden mit vieler Geſchwindigkeit in die Schaluppe und den Kahn geſetzet.

Wildheit der Matroſen.

Um zehn Uhr des Morgens nahm man wahr, das Schiff ſey geborſten. Pelſart ließ alle Kräfte verdoppeln, um das Brodt und andere Lebensmittel zu retten. Das Waſſer wurde nicht geachtet, weil man ſich nicht einbildete, daß es zu Lande daran fehlen könnte. Der Verfaſſer läßt hier die Wildheit einiger holländiſchen Matroſen bewundern, welche bey einem ſo verzweifelten Zuſtande, ſaget er, ſonſt an nichts dachten, als ſich mit Weine zu überladen, weil man ihn Preis gegeben hatte. Man konnte alſo auch nicht mehr, als drey Fahrten thun, ehe es Nacht ward, und ungefähr achtzig Perſonen, zwanzig Tonnen Brodt und einige kleine Gefäße mit Waſſer ans Land bringen. Dieſe Lebensmittel wurden ſo gar von dem Schiffsvolke verſchwendet, ſo wie ſie in die Inſel kamen. Pelſart gieng dahin, um die Unordnung aufzuhalten. Dieſe Achtſamkeit war um ſo viel nützlicher, weil ſie dienete, ihm bekannt zu machen, daß in der Inſel kein Waſſer wäre. Als er aber mit einer heftigen Ungeduld wieder nach dem Schiffe gehen wollte, um ſolches nebſt den koſtbarſten Waaren des Schiffes nach der Inſel bringen zu laſſen: ſo nöthigte ihn ein ſtarker Wind, nach dem Orte wieder zurück zu kehren, von da er abgegangen war. Er verſuchete es zu unterſchiedenen malen vergebens, wieder an Bord zu gelan-

Pelſart 1629.

gen. Das Meer brach ſich ſo heftig an dem Schiffe, daß es ihm unmöglich fiel, hinan zu kommen. Nachdem nun ein Matroſe ins Meer geſprungen und zu ihm geſchwommen war, um ihm vorzuſtellen, wie nöthig ſeine Leute ſeiner Hülfe hätten: ſo wandte er von neuem noch einige mal ſeine Kräfte an. Da er aber verzweifelte, die Macht der Wellen überwinden zu können: ſo ſah er ſich genöthiget, den Matroſen durch eben den Weg wieder zurück zu ſchicken, mit dem Befehle, alle Bohlen und Bretter, die man auf dem Schiffe finden würde, zuſammen nehmen zu laſſen, ſie an einander zu binden und ins Meer zu werfen, damit man ſie wieder auffiſchen könnte, um an der Schaluppe oder dem Kahne Schlag- oder Seitenbretter davon zu machen. Allein, da der Sturm zugenommen hatte und der Verluſt ſeines Lebens den Unglücklichen nichts helfen konnte, welche ſeinen Beyſtand anfleheten: ſo war er gezwungen, nach der Inſel zurück zu kehren, und zu ſeinem größten Schmerze ſeinen Lieutenant nebſt ſiebenzig Mann in einer Gefahr zu laſſen, aus welcher ſie nur allein der Himmel befreyen konnte g).

Inſeln, die ihnen zur Zuflucht dienen.

Diejenigen, welche ſich für glücklich geſchätzet hatten, daß ſie in eine oder die andere Inſel hatten kommen können, waren in keinem beſſern Zuſtande. Als ſie ihr Waſſer nachrechneten: ſo fanden ſie in der kleinen Inſel nur ungefähr funfzig Pinten für vierzig Perſonen, aus welchen ihr Haufen beſtund. In der großen Inſel war noch weniger, wo ſich ungefähr hundert und achtzig von dieſen Unglückſeligen befanden. Als Pelſart in die erſte gekommen war: ſo ſtellete man ihm die Nothwendigkeit vor, ſich der Schaluppe und des Kahnes zu bedienen, um in den benachbarten Inſeln Waſſer zu ſuchen. Er erkannte ſolche: er meldete aber, er könnte dieſes nicht thun, ohne es denen in der großen Inſel zu melden, welche ſonſt in die äußerſte Verzweifelung gerathen würden, wenn ſie die Schaluppe und den Kahn ſich entfernen ſähen. Er hatte viel Mühe, ihnen dieſen großmüthigen Gedanken einzureden, weil man in Furcht ſtund, man möchte ihn auf der großen Inſel behalten. Da er ſich aber erklärete, er wollte lieber im Angeſichte ſeines Schiffes umkommen, als den größten Theil ſeiner Leute und ſeiner Freunde in einer Ungewißheit laſſen, die ärger, als der Tod, wäre: ſo erhielt er die Freyheit, ſeinen Entſchluß auszuführen. Als er ſich aber der großen Inſel näherte: ſo ſageten diejenigen, die ihn begleiteten, ſie würden ihm nicht erlauben, auszuſteigen; und wenn er dem andern Haufen etwas zu ſagen hätte, ſo könnte er ſchreyen, daß man ihn hörete. Er bemühete ſich vergebens, ins Waſſer zu ſpringen, um ans Ufer zu kommen. Man hielt ihn mit ſolcher Halsſtarrigkeit zurück, daß er endlich, da er ſich gezwungen ſah, dem Geſetze zu folgen, das man ihm auflegete, die Partey ergriff und ſeine Schreibtafel in die Inſel warf, nachdem er hinein geſchrieben hatte, er gienge mit dem Kahne ab, in denen Ländern Waſſer zu ſuchen, die ihnen der barmherzige Himmel zeigen würde.

Pelſart verläßt ſie in der Schaluppe.

Anfänglich ſuchete er ſolches längſt den Felſen und an den Küſten vieler andern kleinen Inſeln. Wenn er aber einiges in den Löchern der Erde oder Felſen fand: ſo hatte ſich das Meerwaſſer, welches beſtändig wider dieſe Klippen ſchlug, damit vermiſcht, und machte es zu ſeiner Bedürfniß unnütz. Er mußte nach der kleinen Inſel wiederum zurückkehren, um daſelbſt von einigen ſchlechten Brettern eine Art von Verdecke auf der Schaluppe zu machen. Denn man konnte keine längere Schiffahrt mit einem offenen Fahrzeuge unternehmen. Pelſart, deſſen Entſchließung der ganze Haufe genehm gehalten hatte, reiſete mit denjenigen ab, die er zu ſeiner Begleitung erwählete. Er nahm die Höhe; und fand ſie

---

g) Pelſarts Reiſe am angef. Orte a. d. 50 und 51 S.

Er entdecket das Südland.

acht und zwanzig Grad dreyzehn Minuten. Bald darauf erblickete er eine Küſte, die er für das feſte Land hielt, ungefähr ſechs kleine Meilen, nach ſeiner Schätzung, gegen Nord ein Viertheil Weſt von dem Orte ſeines Schiffbruches. Er fand mit dem Senkbleye fünf und zwanzig und dreyßig Faden Waſſer. Weil die Nacht einbrach: ſo entfernete er ſich den Abend von der Küſte: als er ſich ihr aber den Morgen wiederum genähert hatte, ſo war er um neun Uhr nur drey kleine Meilen davon. Sie ſchien ihm niedrig, ohne Bäume und voller Felſen zu ſeyn, die faſt eben die Höhe hatten, als die zu Douvres. Er entdeckte eine kleine Bucht, deren Grund ſandig war. Der Wind, welcher ſehr ſtark war, erlaubete ihm nicht, hinein zu gehen. Den folgenden Tag, den 10ten des Brachmonates, hielt er ſich in eben der Gegend auf, und wollte an verſchiedenen Orten länden. Weil aber das Meer nicht aufhörete, ſehr ſtürmiſch zu ſeyn: ſo ſah er ſich genöthiget, einen Theil ſeiner Lebensmittel hinein zu werfen, die ihn verhinderten, das Waſſer aus der Schaluppe zu ſchöpfen, womit ſie beſtändig angefüllet ward. Nachdem ſich der Wind geleget hatte: ſo ließ er den andern Morgen den Lauf nach Norden nehmen, ohne daß er ſich getrauete, ſich in die Brandung einzulaſſen, die ihn in Furcht ſetzete, ſich dem Lande zu nähern. Den 12ten fand er die Höhe ſieben und zwanzig Grad. Er folgete der Küſte mit einem Südoſtwinde, aber ſtets mit Miſtrauen, weil ſie ſehr jähe war, und er keine Anſcheinung von einer Oeffnung ſah. In dieſer Entfernung ſchien ihm das Land fruchtbar und mit Kräutern bedeckt zu ſeyn. Den 13ten fand er die Höhe fünf und zwanzig Grad und vierzig Minuten, woraus er ſchloß, daß ihn der Strom gegen Norden getrieben hatte. Als er daſelbſt eine Oeffnung entdeckete: ſo gab er ſich vergebens Mühe, zu länden. Die Küſte beſtund aus rothen Felſen von einer gleichen Höhe, ohne Erde und Sand, die ein Ufer zu machen ſchienen.

Er beſuchet die Küſte.

Den 14ten, im vier und zwanzigſten Grade erlaubete ihm die Fluth, welche ſtark nach Norden trieb, noch weniger, anzuländen. Weil indeſſen Pelſart von fern viel Rauch wahrgenommen hatte: ſo ließ er ſogleich die Ruder brauchen, um ſich dem Orte zu nähern, wo er ihn herkommen ſah. Er verſprach ſich, in einer Gegend, die von Menſchen bewohnt ſeyn müßte, Waſſer zu finden. Man konnte aber an die Küſte nicht kommen, und das Meer war ſo unruhig, daß er die Hoffnung verlor, hinan kommen zu können. Bey der Bekümmerniß über eine ſo grauſame Hinderniß ſprangen ſechs von ſeinen Leuten, die ſich auf ihre Geſchicklichkeit verließen, in die Fluthen und erreichten endlich mit vieler Mühe und Gefahr das Land; da unterdeſſen die Schaluppe in fünf und zwanzig Faden Waſſer vor Anker lag. Sie wandten den ganzen Tag an, Waſſer zu ſuchen; und

Einwohner des Landes.

bey ihrem Herumſchweifen wurden ſie vier Leute gewahr, die mit dem Bauche an der Erde auf ſie zu kamen, das iſt auf Händen und Füßen wie die Thiere giengen. Sie erkannten ſie nicht für menſchliche Geſchöpfe, als nachdem ſie ſolche durch einige Bewegungen erſchreckt hatten, welche ſie nöthigten, ſich aufzurichten, und die Flucht zu nehmen. Man ward ſie darauf aus der Schaluppe ſelbſt gewahr. Dieſe Wilden ſind ſchwarz und ganz nackend. Da die ſechs Holländer keine Spur von Waſſer hatten entdecken können: ſo ſchwammen ſie wieder zu Pelſarten, und waren von dem Stoße der Wellen und den Felſen verwundet und übel zugerichtet. Man lichtete den Anker; und ungeachtet der Furcht vor der Brandung fuhr man doch fort, der Küſte zu folgen *b*).

Den

---

b) Ebendaſ. a. d. 51 und 52 S

Den 15ten entdeckete man ein Vorgebirge, und gegen ſeine Spitze eine Kette von Felſen, welche eine kleine Meile weit ins Meer gieng. Pelſart machte keine Schwierigkeit, zwiſchen dieſe Klippen hinein zu fahren, weil ihm das Meer daſelbſt etwas ruhig zu ſeyn ſchien. Er fand aber daſelbſt nur einen Sack, wo kein Ausgang war. Eine andere Oeffnung, in die er eben ſo verwegen hinein fuhr, ließ ihn ſtufenweiſe nur zween Fuß Waſſer und viel Steine finden. Da aber dieſe Küſte ein Sandufer von einer kleinen Meile breit wies: ſo ſtieg er daſelbſt aus, um Brunnen graben zu laſſen. Das Waſſer war aber eben ſo ſalzig, als das Seewaſſer. Indeſſen fand man doch in den Felſenlöchern übriggebliebenes Regenwaſſer, welches eine ungemeine Erquickung für die Unglückſeligen war, die vor Durſt faſt umkamen, und die ſeit vielen Tagen nur ein halb Septier die Perſon gehabt hatten. Sie ſammelten die ganze Nacht hindurch etwan einhundert und funfzig Pinten davon. Aus der Aſche und den Schalen, die ſie daſelbſt fanden, urtheileten ſie, daß die Wilden erſt kürzlich da geweſen wären.

Die Hoffnung, eine größere Menge Waſſer in den Felſen zu ſammeln, hatte die Kraft, daß ſie die abſcheulichſte Gefahr überſtiegen. Sie giengen den 16ten mit ſo weniger Achtung ihres Lebens wiederum ans Land, daß ſie kaum das Senkbley braucheten. Weil es aber ſeit langer Zeit nicht geregnet hatte: ſo waren die ſchönſten Anſcheinungen betrüglich. Alles war in den tiefſten Oeffnungen der Felſen trocken. Das Land, welches man weiterhin entdeckete, verſprach nicht mehr Waſſer. Es war ein weites Gefilde, ohne Gras und Bäume, worauf man nur Ameishaufen oder vielmehr Arten von Bienenſtöcke ſah, welche ſich dieſe Thiere zu ihrer Zuflucht machen, und meiſtens ſo groß, daß man ſie vom weiten für Häuſer der Indianer anſehen konnte. Die Fliegen waren in ſo großer Anzahl daſelbſt, daß Pelſart und ſeine Leute genug zu thun hatten, ſich derſelben zu erwehren. Sie ſahen in einiger Entfernung acht Wilden, welche bey ihrer Annäherung davon liefen. Endlich da ſie verzweifelten, Waſſer zu finden, giengen ſie aus dieſer Kette von Felſen wieder hinaus, mit dem Vorſatze, dieſe Küſte zu verlaſſen. Sie hatten ſich geſchmeichelt, den Fluß Jacob Remmeſſens anzutreffen. Da ſie ſich aber auf zwey und zwanzig Grad ſiebenzehn Minuten befanden, und der Wind aus Nordoſt, welcher ſehr heftig ward, ihnen nur neue Schwierigkeiten zeigete: ſo erwogen ſie, daß ſie den kleinen Vorrath von Waſſer, den ſie geſammelt hatten, nicht beſſer anwenden könnten, als ſich eiligſt damit nach Batavia za begeben, wo die Erzählung ihres Unglücks denenjenigen, die ſie auf den Inſeln gelaſſen hätten, weit nützlichern Beyſtand verſchaffen würde, als alle ihr Suchen.

Das Elend nöthiget Pelſarten, den Weg nach Batavia zu nehmen.

Sie ſegelten alſo den 17ten, hundert kleine Meilen von dem Orte ihres Schiffbruches nach Nordoſt; und ungeachtet der beſtändigen Ungewißheit ihres Laufes brauchten ſie doch nur vierzehn Tage zu dieſer verwegenen Schiffahrt.

Traurige Begebenheit unter dem Schiffsvolke.

Während der Zeit, da ſie nicht ſowohl gedachten, ſich von ihren Beſchwerlichkeiten zu erholen, als vielmehr für diejenigen Hülfe zu ſuchen, die ſie verlaſſen hatten, gieng ein entſetzliches Schauſpiel auf denen dreyen Eylanden vor, wo ſie dieſen unglücklichen Haufen verlaſſen hatten. Einer von den Commiſſarien, Hieronymus Cornelis genannt, hatte ſchon lange Zeit mit dem Lootsmanne und einigen Matroſen darauf geſonnen, wie ſie ſich des Schiffes bemeiſtern möchten, um Seeräuberey zu treiben. Da er nach dem Schiffbruche kein Mittel fand, ſich ans Land zu begeben: ſo brachte er zween Tage auf dem großen Maſte zu, welcher herum ſchwamm; und da er ſich nichts anders als den Tod

Pelſart 1629.

Viele Holländer werden umgebracht.

Greuliche Frechheit der Mörder.

verſah, ſo führete ihm der Wind eine Segelſtange zu, welche ihm dienete, an eine von den Inſeln zu kommen. Er ſollte in Pelſarts Abweſenheit Befehlshaber ſeyn. Anſtatt daß er ſich, wegen des gemeinen Unglücks, ſeine treuloſen Anſchläge ſollte gereuen laſſen, ſo glaubete er vielmehr, daß ſolches eine Gelegenheit wäre, ſie auszuführen; und wenn er ſich von dem übriggebliebenen Schiffsvolke Meiſter machen könnte, ſo würde es ihm leicht werden, den Befehlshaber zu überfallen, wenn er mit dem Beyſtande zurückkäme, den er zu Batavia ſuchen wollen; und ſich alsdann ſeines Schiffes zu bemächtigen. Er mußte ſich aber diejenigen vom Halſe ſchaffen, von denen er befürchtete, daß er ſie ſeinem Unternehmen entgegen finden würde. Bevor er ſeine Hände in Blut tauchete, ließ er ſeine Mitgenoſſen eine Verſprechung unterſchreiben, wodurch ſie ſich anheiſchig machten, ſeinen Befehlen blindlings zu gehorchen. Der größte Theil von dem Schiffsvolke befand ſich in der Inſel, wo er angelanget war; und eine traurige Ahndung hatte ſolche bereits den Gottesacker von Batavia nennen laſſen. Er ſchickete einen jungen Officier, Namens **Weybehais**, einen klugen und herzhaften Mann, von dem er am meiſten Hinderniß befürchtete, in die andere Inſel, unter dem Vorwande, daſelbſt Waſſer zu ſuchen. Da er nun von der Scharfſichtigkeit der andern ſich nichts befürchtete: ſo nahm er ſeine Maaßregeln mit ſolcher grauſamen Klugheit, daß er dreyßig oder vierzig umbringen ließ, ehe ſie das geringſte Mistrauen auf ihn geſetzet hatten. Diejenigen, welche dem Blutbade entgiengen, flüchteten auf einigen Stücken Holz, und kamen zum **Weybehais**, dem ſie ihre Begebenheit erzähleten. Er hatte vierzig Mann in der Inſel, wo er hingegangen war; und da er nicht zweifelte, daß ihm die Mörder nicht eben dergleichen Begegnung beſtimmet hätten: ſo ſetzete er ſich in Stand, ihnen zu widerſtehen. Sie ſahen aber gar wohl ein, daß ſie ihn auf ſeiner Hut finden würden. Ihre Wuth führete ſie anfänglich nach der dritten Inſel, wo ſie durch ihren Ueberfall und ihre ſtärkere Macht alle die Unglückſeligen tödteten, die ſich daſelbſt verſammlet hatten, einige Frauen und ſieben Kinder ausgenommen. Sie verſchoben die letzte Handlung ihres blutigen Trauerſpiels, welche den **Weybehais** angieng, bis auf Morgen, in der Hoffnung, er würde ſich, weil er ſchlecht bewaffnet wäre, unter der Zeit entſchließen, ihrem Angriffe durch eine freywillige Unterwerfung zuvorzukommen. **Cornelis** wandte dieſe Zeit dazu an, daß er die Kaſten der Kaufleute, die man von dem Schiffe gerettet hatte, aufmachen ließ. Er theilete die Zeuge unter ſeinem Haufen aus; und da er ſich eine Wache erwählet hatte, ſo ließ er ſolche in Scharlach mit großen goldenen und ſilbernen Spitzen kleiden. Fünf Frauen, die er hatte erhalten laſſen, wurden als ein Theil der Beute angeſehen. Eine davon nahm er für ſich. Eine andere, welche des Schiffpredigers Tochter war, wurde ſeinem Lieutenante gegeben; und die drey andern blieben den übrigen überlaſſen, jedoch mit einiger Verfügung, ſetzet der Verfaſſer des Berichtes hinzu, auf was für Art ſie dienen ſollten i).

Cornelis wird zum Generalcapitain ernannt.

Nach dieſen ungeheuren Gewaltthätigkeiten ließ er ſich durch eine Urkunde, die von allen ſeinen Anhängern unterzeichnet ward, zum Generalcapitain erwählen. Darauf ſchickete er zwey und zwanzig Mann auf Schaluppen aus, den Haufen des **Weybehais** anzugreifen. Allein, da dieſe Abgeſchickten zurückgetrieben wurden: ſo gieng er ſelbſt mit ſieben und dreyßig Mann dahin; denn mehr konnten zwey kleine Fahrzeuge nicht an Bord halten. Weybehais empfing ihn, beym Ausſteigen, faſt mit keinen andern Waffen, als

mit

---

i) Ebendaſ. a. d. 55 S.

Pelſart 1629.

mit Stöcken, die mit eiſernen Nägeln beſchlagen waren, und zwang ihm, ſich zurück zu begeben. Die Unmöglichkeit, durch Gewalt etwas auszurichten, machte, daß die Mörder den Weg der Unterhandlung ergriffen. Sie ſchlugen einen Friedensvertrag vor. Weybehais machte keine Schwierigkeit, ſich dazu zu bequemen; und der Prediger, welcher bey ihm war, mußte die Artikel davon aufſetzen. Der Friede wurde unter folgenden Bedingungen geſchloſſen: Cornelis ſollte den Haufen des Weybehais nicht ferner beunruhigen; er ſollte ihm einen Theil von denen Zeugen geben, ſeine Leute zu kleiden; man wollte ſich zuſammen bemühen, Waſſer und Lebensmittel zu ſuchen, welche mit aller Gleichheit unter beyde Haufen ſollten ausgetheilet werden; und auf Weybehaiſens Seite wollte man ein kleines Fahrzeug wiedergeben, womit ſich ein Matroſe von der gegenſeitigen Partey in ſeine Inſel geflüchtet hätte. Allein, unterdeſſen, daß man mit allem Scheine der Aufrichtigkeit unterhandelte, ſchrieb Cornelis an einige franzöſiſche Soldaten, die ſich an Weybehais gehangen hatten, und both einem jeden ſechstauſend Livres an, um ſie zu beſtechen, in der Hoffnung, es würde ihm dieſes Verſtändniß ein Mittel geben, ſeine Feinde zu überfallen. Dieſe Briefe bekam Weybehais zu ſehen, welcher ſich entſchloß, die Liſt wider die Verrätherey anzuwenden. Da der folgende Tag zu Vollziehung der Artikel angeſetzet war: ſo brachte Cornelis ſelbſt, der ſich nicht für entdecket hielt, mit dreyen oder vieren von ſeinen Leuten die Zeuge. Man ließ ihm die Freyheit, ans Land zu ſteigen: er wurde aber ſo gleich gefangen genommen, und mit Ketten beleget. Die übrigen von ſeinem Haufen wurden durch die Begebenheit mit ihrem Haupte wüthend, und bemüheten ſich vergebens, ihn zu befreyen *k*).

Er wird gefangen genommen.

Der Krieg wurde zwiſchen dieſen beyden Parteyen mit einer um ſo viel erſtaunlichern Feindſeligkeit fortgeſetzet, weil man auf beyden Seiten zugleich wider Hunger und Durſt zu ſtreiten hatte. Es iſt ſchwer, zu urtheilen, was für ein Ende dieſer Streit würde genommen haben. Pelſart aber, der nicht einen Augenblick verloren hatte, ob gleich ſeine Abweſenheit ſchon über zween Monate gedauert, war endlich von Batavia mit einer Fregatte, der **Serdam** genannt, abgegangen; und da er nur guten Wind gehabt hatte, ſo war es ihm nicht ſchwer, Oerter wieder zu finden, wovon ihm ſein Unglück ein lebhaftes Bild eingedrücket hatte. Bey ſeiner Annäherung ſah er Rauch, welcher von einer dieſer Inſeln aufſtieg. Dieſer Anblick, welcher ihn verſicherte, daß noch nicht alle ſeine Leute todt wären, war ein ſüßer Troſt für ihn. Er warf Anker. Der Himmel erlaubete, daß **Weybehais** der erſte war, der ihn anſichtig ward. Dieſer großmüthige Holländer ſetzete ſich ſo gleich mit vier Mann in eine Schaluppe und begab ſich an Bord des **Serdam**. Er meldete Pelſarten alle die abſchenlichen Thaten, die während ſeiner Abweſenheit vorgegangen waren; und daß die Aufrührer den Anſchlag gemacht hätten, ſich des Schiffes zu bemeiſtern. Unter der Zeit daß er ſolches erzählete, entdeckete Pelſart zwo Schaluppen, die mit dem Winde heran kamen; und erſtaunete ungemein, als er ſie voller bewaffneter Leute ſah, die mit goldenen und ſilbernen Spitzen bedeckt waren. Er ſetzete ſich in Vertheidigungsſtand; und als ſie ihn verſtehen konnten, ſo fragete er ſie, warum ſie mit den Waffen in der Hand kämen. **Waterlos**, der ſie anführete, und welchen Cornelis zu ſeinem Lieutenante gemacht hatte, antwortete, ſie wollten ihm ihre Urſachen dazu entdecken, wenn ſie am Borde ſeyn würden. Pelſart aber befahl ihnen, ihr Gewehr in die See zu ſchmeißen,

mit

Pelſart kömmt wieder an den Ort ſeines Schiffbruches.

Wie er ſeinem Untergange entgeht.

---

k) Ebendaſ.

Er bemächtiget ſich aller Mörder.

mit der Drohung, ſie auf der Stelle in Grund zu bohren, wenn ſie nicht gehorcheten. Sie hatten keine andere Partey zu ergreifen, als ſich zu unterwerfen. Sie ſchmiſſen alſo ihr Gewehr weg. Man ließ ſie in das Schiff kommen, wo Pelſarts und Weybehaiſens erſte Sorgfalt war, ihnen Ketten anlegen zu laſſen. Einer von ihren Anführern, Namens Johann von Bremen, welcher vor den andern gefraget ward, weil er die Kühnheit gehabt hatte, denenjenigen zu drohen, die ihn feſſelten, geſtund freywillig mit eben der Unverſchämtheit, daß er von hundert und fünf und zwanzig Perſonen, welche waren umgebracht worden, ſieben und zwanzig mit ſeiner eigenen Hand getödtet hätte. An eben dem Tage ließ auch Weybehais den Cornelis an Bord bringen.

Es war der 18te des Herbſtmonates. Pelſart ſchickete einige wohlbewaffnete Mann in ſeinen eigenen Schaluppen ab, ſich der übrigen Mörder zu bemächtigen. Sie verloren den Muth, als ſie das Schickſal ihrer Häupter vernahmen; und ob ihrer gleich noch dreyßig an der Zahl waren, welche ihm durch ihren Widerſtand etwas hätten zu thun machen können, ſo nahmen ſie doch die Feſſel geduldig an.

Reichthum, den er aus ſeinem Schiffbruche rettet.

Die folgenden Tage wurden angewandt, eine große Menge von koſtbaren Waaren zuſammen zu ſuchen, welche an verſchiedenen Orten der Inſel zerſtreuet waren. Man fand alles wieder bis auf eine goldene Kette. Darauf näherte ſich Pelſart den Trümmern des Schiffes Batavia. Dieſes unglückliche Fahrzeug war in Stücken. Der Kiel war auf der einen Seite auf dem Sande geſcheitert, ein Theil von dem vorderſten ſaß auf einen Felſen, und andere Stücken waren zerſtreuet. Ein ſo trauriger Anblick gab wenig Hoffnung, die vornehmſten Reichthümer der Compagnie zu retten Indeſſen meldete doch ein Matroſe, daß er einen Monat zuvor, da er ziemlich nahe bey den Trümmern gefiſchet hätte, mit der Spitze eines Spießes auf einen Kaſten voller Silber geſtoßen, wie er glaubete. Pelſart nahm mit den guſurattiſchen Täuchern, die er mitgebracht hatte, einen ſchönen Tag, und man zog hintereinander fünf noch ganze Kaſten voller Silber heraus. Die Täucher verſicherten, ſie hätten noch viele andere gefunden, es wäre ihnen aber unmöglich, ſie herauszuziehen, weil das Wetter ſehr ſchlecht würde; und man mußte nur einen Anker und ein Stück da laſſen, um den Ort zu bezeichnen, wo dieſe Schätze verſenket lägen.

Er läßt die Verbrecher hinrichten.

Ein kalter und heftiger Südwind, welcher nicht erlaubete, dieſe Arbeit länger fortzuſetzen, machte, daß ſich Pelſart entſchloß, eiligſt nach Batavia zurück zu gehen. Die große Anzahl der Gefangenen aber verurſachete ihm eine Unruhe, und er ließ den Rath zuſammen kommen, um ſich zu berathſchlagen, ob er ſie vor ſeiner Abreiſe verurtheilen, oder nach Batavia führen ſollte. Die Furcht, ſo viele Reichthümer, welche man glücklich aus dem Schiffbruche gerettet hätte, neuen Gefährlichkeiten auszuſetzen, überwog die Ehrerbiethung, welche man dem Tribunale der Compagnie ſchuldig war. Weil außerdem die Verbrechen, die man zu beſtrafen hatte, nicht von der Natur waren, daß ſie viele Beweiſe und Erläuterungen bedurften: ſo wurden alle Strafbare den Tag vorher, da man wieder unter Segel gieng, hingerichtet *l*).

Das

---

l) Der Verfaſſer bemerket zum Nutzen der Seefahrer, daß man auf Weybehaiſens Inſel zween Brunnen gegraben, wovon man das Waſſer lange Zeit nicht trinken wollen, weil es mit der Ebbe und Fluth gefallen und geſtiegen, endlich aber genöthiget worden, ſich deſſelben zu bedienen, und daß es niemanden etwas geſchadet hätte.

Das II Capitel.

Abel Jansen Tasmans Reiſe nach den Südländern.

Einleitung. Abreiſe von Batavia. Abweichung der Magnetnadel. Das Land Van Diemen. Friedrich Heinrichsbay. Weg, den man nehmen will. Wilde aus Neu Seeland. Mörderbay. Drey Königs Inſel. Pylſtaarts Inſel. Eylande, Amſterdam und Rotterdam. Prinz Wilhelms Inſel und Haemskerks Untiefen. Inſel Anthong-Java. Cap St. Maria. Andere Inſeln. Bay der guten Hoffnung. Inſel Moa. Inſel Schouten. Rückkehr nach Batavia.

Einleitung.

Dieſer Bericht hat noch das Trockene und Schwere an ſich, wegen deſſen ich bey einigen vorhergehenden, in Anſehung ihres Nutzens, um Verzeihung gebethen. Der Verfaſſer, welcher ſelbſt aller Hoffnung entſaget, zu gefallen, rühmet ſich nur ſeiner Treue, womit er den Befehl ausgeführet, den er zu Entdeckung der Südländer erhalten, und des Dienſtes, den er der Schiffahrt geleiſtet zu haben vermeynet.

Abreiſe von Batavia.

Er ſegelte den 14ten Auguſt im 1642 Jahre mit zweyen Schiffen, **Heamſkerk** und der **Seehahn** genannt, von Batavia ab *m*). Den 5ten des Herbſtmonates warf er bey der Inſel **Moritz** Anker, die er funfzig deutſche Meilen weiter gegen Oſten fand, als er geglaubet hatte. Da ihn die Winde bis den 8ten des Weinmonates daſelbſt aufgehalten: ſo gieng er wieder in See, um mit einem Nordweſtwinde bis auf vierzig Grad nach Süden zu laufen; und in dieſem Raume fand er drey und zwanzig, vier und zwanzig und fünf und zwanzig Grad Abweichung der Magnetnadel. Den 22ſten des Weinmonates, da er gegen Oſten ein wenig ſüdwärts geſteuret hatte, fand er ſich den 29ſten eben deſſelben Monates in fünf und vierzig Grad ſieben und vierzig Minuten mittäglicher Breite und in neun und achtzig Grad vier und vierzig Minuten Länge, nebſt ſechs und zwanzig Grad fünf und vierzig Minuten Abweichung gegen Nordweſt.

Abweichung der Magnetnadel wird Magnetbergen zugeſchrieben.

Den 6ten November war er neun und vierzig Grad vier Minuten Süderbreite und hundert und vierzehn Grad ſechs und funfzig Minuten Länge. Da er nunmehr ſechs und zwanzig Grad Abweichung gegen Nordweſt hatte, und die Luft voller Nebel und Stoßwinden mit großen Wellen war, die aus Südweſt und Süden kamen: ſo verzweifelte er, die benachbarten Länder gegen dieſe beyden Rhomben anzutreffen. Den 15ten fand er nach ſeiner Beobachtung vier und vierzig Grad drey Minuten Breite und hundert und vierzig Grad zwey und dreyßig Minuten Länge. Er bemerkete achtzehn Grad dreyßig Minuten Abweichung gegen Nordweſt. Dieſe Abweichung aber verminderte ſich von Tage zu Tage dergeſtalt, daß er nicht mehr, als vier Grad Abweichung fand. Den 22ſten war die Nadel in beſtändiger Bewegung, ohne auf einem von den achten Rhomben ſtille zu ſtehen. Er urtheilete daraus, daß er nicht weit von einigen Magnetbergen wäre.

Land Van Diemen.

Den 24ſten des Wintermonates endlich in zwey und vierzig Grad fünf und zwanzig Minuten Süderbreite und hundert und drey und ſechzig Grad funfzig Minuten Länge entdeckete er das Land gegen Oſten ein Vierthel Südoſt. Es war etwan zehn Meilen entfernet. Er nannte es

Van

---

m) Friedrich Bernards Sammlung, Amſterdam 1738 III Th. a. d. 203 S.

n) Heutiges Tages die Inſel **Frankreich** genannt.

Tasman. 1642.

Van Diemen. Die Nadel drehete ſich nunmehr gerade gegen dieſe Küſte. Das Wetter, welches ſtürmiſch war, nöthigte Tasmanen, gegen Süd ein Vierthel Oſt, längſt an der Küſte in vier und vierzig Grad Süderbreite zu ſteuren, wo das Land gegen Oſten und von da gegen Nordoſt ein Vierthel Nord läuft. Als er aber in drey und vierzig Grad zehn Minuten Breite, und hundert und ſieben und ſechzig Grad Länge gekommen war; ſo legete er den 21ſten des Chriſtmonates in einer Bay vor Anker, die er **Friedrich Heinrichs Bay** nannte. Er glaubete, einen Trompetenſchall am Ufer zu hören; und dieſe Vorſtellung machte, daß ſeine Leute ſehr hitzig nachſucheten. Anfänglich trafen ſie zween Bäume an, die über zween Faden dick waren und über ſechzig Fuß hoch unter den Zweigen. Man hatte fünf oder ſechs Fuß hoch von einander Stufen in die Rinde eingehauen, um bis auf den Gipfel zu ſteigen; woraus Tasman ſchloß, die Einwohner dieſes Landes müßten von einer übermäßigen Größe ſeyn, oder ſie hätten eine unbekannte Art, ſich dieſer Stufen zu bedienen. An einem von dieſen Bäumen ſchienen die Stufen ſo friſch zu ſeyn, als ob ſie ſeit vier Tagen eingehauen worden. Die holländiſchen Schiffsleute wurden Fußſtapfen von wilden Thieren gewahr, welche ſie für die von einem Tiger hielten. Sie fanden Baumgummi und Harz. Das Land iſt nicht mit Gebüſchen noch Sträuchen bewachſen, und die Bäume ſind daſelbſt nicht ſehr dick. Man ſah an vielen Orten Rauch in der Ferne. Tasman zog die Klugheit zu Rathe, welche ihm nicht erlaubete, ſich auf ein Gerathewohl ſo weit einzulaſſen. Er ließ nur einen Pfahl aufrichten, woran alle ſeine Leute ihren Namen ſchrieben, und auf welchen er eine Fahne aufſtecken ließ. Die Abweichung in dieſer Bay iſt drey Grad gegen Nordoſt, und die Ebbe und Fluth ſteigt und fällt daſelbſt ungefähr drey Fuß o).

Friedrich Heinrichs Bay.

Den 5ten des Chriſtmonates, da die beyden holländiſchen Schiffe auf ein und vierzig Grad vier und dreyßig Minuten Breite und gegen hundert und neun und ſechzig Grad Länge fortgerücket waren, verließ Tasman das Land Diemen mit dem Vorſatze, gegen Oſten bis auf hundert fünf und achtzig Grad Länge fortzugehen, um die Salomons Inſeln zu entdecken. Den 9ten in zwey und vierzig Grad ſieben und dreyßig Minuten Breite, und hundert ſechs und ſiebenzig Grad neun und zwanzig Minuten Länge fand er fünf Grad Abweichung gegen Nordoſt. Den 12ten urtheilete er aus denen großen Wellen, welche aus Südweſt kamen, daß er in dieſem Striche vergebens Land ſuchen würde. Den 13ten in zwey und vierzig Grad zehn Minuten Breite und hundert acht und achtzig Grad acht und zwanzig Minuten Länge, nachdem er ſieben Grad dreyßig Minuten Abweichung gegen Nordoſt gefunden hatte, entdeckete er ein ſehr erhabenes und bergichtes Land, welches itzo in der Karte den Namen **Neu Seeland** führet. Er ſteuerte nach Nord ein Vierthel Nordoſt und folgete dabey noch immer der Küſte bis den 18ten des Chriſtmonates, da er in einer Bay vierzig Grad funfzig Minuten Süderbreite, und hundert ein und neunzig Grad ein und vierzig Minuten Länge vor Anker legete. Die Abweichung war daſelbſt neun Grad gegen Nordoſt. Es währete nicht lange, ſo wurde er Wilde gewahr. Die erſten Zeichen aber ſchienen ihnen nicht viel Vertrauen beyzubringen. Die Kühneſten näherten ſich dem Schiffe nur auf einen Steinwurf weit. Sie hatten eine rauhe Stimme und große Geſtalt; ihre Farbe war zwiſchen braun und gelb; die Haare waren ſchwarz, faſt ſo lang als der Japoneſer ihre und auf der Spitze des Kopfes in die Höhe gebunden

Wilde von Neu Seeland.

mit

---

o) Tasmans Reiſe a. d. 206 S.

Taſman.
1642.

mit einer Feder in der Mitte. Den Vorderleib hatten ſie einige mit einem Stücke Matte, andere mit baumwollenen Zeuge bedecket. Das übrige war nackend. Einige ſpieleten auf einem Inſtrumente, welches faſt wie eine Trompete klang.

Dieſe Wilden, welche den andern Tag ſchon kühner und vertrauter geworden waren, ſcheueten ſich nicht, in einem von dieſen beyden Schiffen an Bord zu ſteigen, um daſelbſt ihren Tauſch zu treffen. Taſman befürchtete einen Ueberfall. Er ſchickte alſo gleich ſeine Schaluppe mit ſieben Mann aus, um den Hauptmann dieſes Schiffes zu ermahnen, Vorſicht zu brauchen. Sie wurde von den Wilden angegriffen, welche drey von den ſieben Holländern tödteten, und die andern zwangen, ſich durch Schwimmen zu retten. Taſman nennete aus Schmerz dieſen Ort, die **Mörderbay**. Er wollte wegen einer ſo ſchändlichen Treuloſigkeit Rache nehmen. Das rauhe Wetter aber hinderte ihn, ſeine Leute ans Land zu ſetzen. Es ſchien ihm ſolches angenehm und fruchtbar zu ſeyn. Er gieng aus der Bay; und da er gegen Oſten ſteuerte, fand er ſich bald mit Land umgeben und zweifelhaft, ob er eine Durchfahrt finden würde. Seine Unruhe ließ ihn nach der Bay wieder zurück gehen: den 26ſten aber ließ ein günſtiger Wind ihn gleich ſeinen Weg nach Norden, ein wenig gegen Weſten nehmen. Den 4ten Jenner in vier und dreyßig Grad fünf und dreyßig Minuten Süderbreite, und hundert ein und neunzig Grad neun Minuten Länge, rückete er bis auf die Höhe eines Vorgebirges fort, welches gegen Nordweſt iſt, wo ihm die großen Wellen aus Nordoſt keinen Zweifel ließen, daß nicht ein großes Meer auf eben der Seite wäre, und er die Durchfahrt gefunden hätte, die er ſuchete. Eine Inſel, die ſich nicht weit davon zeigete, wurde die Inſel der **H. drey Könige** genannt, weil ſich die beyden Schiffe derſelben an dieſem Feſte näherten, in der Hoffnung, einige Erfriſchungen daſelbſt zu finden. Taſman entdeckete auf einem Gebirge dreyßig oder vierzig Mann, die in der Ferne von ſehr großer Geſtalt zu ſeyn ſchienen, mit dicken Prügeln bewehret waren, und mit ſtarker Stimme ſchryen, ohne daß man doch ihre Meynung verſtehen konnte. Er bemerkete, daß ſie beym Gehen große Schritte machten. Die beyden Schiffe fuhren um dieſe Inſel hinum. Man entdeckete keine Spur, daß ſolche angebauet wäre, und die Inſulaner ließen ſich auch nicht in größerer Anzahl ſehen. Man fand aber einen Fluß mit ſüßem Waſſer daſelbſt. Taſman entſchloß ſich, nach Oſten zu ſteuern, bis auf zwey hundert und zwanzig Grad Länge; darauf nach Norden, bis auf ſiebenzehn Grad Süderbreite, und von da gen Weſten, bis an die **Cocos- und Hornsinſeln**. Dieſes Ziel ſetzete er ſeinen Leuten vor, ſich zu erfriſchen, wenn ihm nicht das Glück noch eher einen Ort dazu anböthe. Denn er hatte bey dem Lande **Van Diemen** angeländet, ohne daſelbſt etwas zu finden, und das Wetter hatte ihm nicht erlaubet, an dem Ufer von Neu Seeland einmal auszuſteigen †).

Mörderbay.

1643.

Drey Könige Inſel.

Den 8ten Jenner in dreyßig Grad fünf und zwanzig Minuten Süderbreite und hundert und zwey und neunzig Grad zwanzig Minuten Länge bemerkete er neun Grad Abweichung gegen Nordoſt. Die großen Wellen, welche aus Südoſt kamen, ließen ihn kein Land an der Seite hoffen. Den 12ten im dreyßigſten Grad fünf Minuten Breite und hundert zwey und neunzig Grad ſieben und zwanzig Minuten Länge war die Abweichung zehntehalb Grad gegen Nordoſt, und die Wellen kamen von Südoſt und Südweſt. Den 16ten in ſechs und zwanzig Grad neun und zwanzig Minuten Breite, und hundert neun und neunzig Grad zwey und dreyßig Minuten Länge, wich die Nadel gen Nordoſt acht Grad ab. Den 19ten in zwey und zwanzig Grad

---

†) Ebend. a. d. 211 S.

Taſman. 1643.

fünf und dreyßig Minuten Breite, und zweyhundert und vier Grad funfzehn Minuten Länge, war die Abweichung ſieben und einen halben Grad gegen Nordoſt und man entdeckete eine Inſel, von ungefähr drey Meilen im Umfange, die hoch, jähe und unfruchtbar war, ſo viel man in der Ferne davon urtheilen konnte. Eine heftige Ungeduld machte, daß das Schiffsvolk auf beyden Schiffen wünſchete, hinan zu fahren: die Stärke des Windes aber benahm ihnen die Macht dazu. Sie nannten die Inſel das **Pylſtaarts Eyland**, weil ſie eine große Menge von dieſen Vögeln da herum fliegen ſahen. Den Morgen entdeckten ſie zwo andere Inſeln.

Pylſtaarts-Inſel.

Inſeln Amſterdam und Rotterdam.

Den 21ſten, im ein und zwanzigſten Grade zwanzig Minuten Süderbreite, und zweyhundert und fünf Grad neun und zwanzig Minuten Länge, fand ſich die Abweichung ſieben Grad ein Vierthel gegen Nordoſt, und man näherte ſich der nordlichſten von dieſen beyden Inſeln, welche auch die höchſte und größte iſt. Sie wurde **Amſterdam** und die andere **Rotterdam** genannt. Man fand in der erſtern eine Menge Schweine und Hühner und allerhand Früchte. Die Inſulaner waren ohne Waffen. Sie ſchienen ſanftmüthig und gutthätig, aber zum Stehlen geneigt zu ſeyn. Die Richtung der Ebbe und Fluth, iſt gegen Nordoſt um dieſe beyden Inſeln, und der Wind bläſt da beſtändig aus Südoſt und Südſüdoſt. Man nahm in der Inſel Amſterdam kein Waſſer ein, weil man die Schwierigkeiten daſelbſt nicht überwinden konnte. Taſman richtete ſeine Hoffnung auf die Inſel Rotterdam. Er fand daſelbſt eben ſolche Indianer, das iſt, die ſehr freundlich und ohne die geringſten Waffen, aber große Diebe waren. Man nahm daſelbſt viel leichter Waſſer ein, und die Erfriſchungen waren allda nicht weniger im Ueberfluſſe. Man ſah auch eine Menge Cocosbäume, die ſehr ordentlich gepflanzet waren, und ſchöne Gärten, mit allerhand Arten von Früchten angefüllet, deren Bäume in einer vortrefflichen Ordnung ſtunden. Als man dieſes Eyland verließ: ſo entdeckete man noch andere. Taſman beſtärkete ſich in dem Entſchluſſe, nach Norden zu ſteuren, bis auf den ſiebenzehnten Grad der Breite, und ſich darauf nach Weſten zu wenden, ohne durch die **Verräther-** und Horns-Inſel zu gehen.

Prinz Wilhelms Inſeln und Haemskerks Untieſen.

Den 6ten des Hornungs im ſiebenzehnten Grade neunzehn Minuten Süderbreite, und zweyhundert und ein Grad fünf und dreyßig Minuten Länge, fanden ſich die beyden Schiffe zwiſchen neunzehn bis zwanzig Inſeln, die mit Sande und Felſen umgeben waren. Sie führeten in den Karten den Namen der **Prinz Wilhelms Inſeln** und **Haemskerks Untieſen**. Den 8ten ergriff man aus Furcht, man möchte weiter gegen Weſten ſeyn, als man es nach der Schätzung vermuthete, und man möchte gegen Süden von Neu-Guinea kommen, oder auf unbekannte Küſten gerathen, die Partey, nach Norden, oder wenigſtens Nordnordweſt, bis auf fünf oder ſechs Grad Süderbreite zu halten, und ſich darauf nach Weſten gegen Neu-Guinea zu wenden. Man ſegelte nach dieſer neuen Richtung bis den 20ſten März mit vielen Abweichungen der Magnetnadel zwiſchen acht, neun und zehn Grad Nordoſt. Den 22ſten in fünf Grad zwo Minuten Süderbreite, und hundert acht und ſiebenzig Grad zwey und dreyßig Minuten Länge hatten ſie vier Meilen an der Weſtſeite Land im Geſichte. Es waren auf zwanzig Inſeln, die in den Karten **Anthong Java** genannt werden, und nur vier und neunzig Meilen von den Küſten von Neu-Guinea entfernet ſind.

Inſeln Anthong Java.

Den 25ſten, in vier Grad fünf und dreyßig Minuten Breite, und hundert fünf und ſiebenzig Grad zehn Minuten Länge, fanden ſie neun Grad, dreyßig Minuten Abwei-

chung

Taſman.
1643.

Inſeln Mark.

chung auf der Höhe der Inſeln **Mark**, deren Entdeckung man Wilhelm Schouten und Jacob le Maire zu danken hat. Es ſind ihrer an der Zahl vierzehn oder funfzehn. Ihre Einwohner ſind Wilde, welche ſchwarze und aufgeſträubete Haare haben, wie die an der **Norderbay** in Neu-Seeland. Den 29ſten gieng man die grüne Inſel, und den 30ſten die Inſel **St. Johann** vorbey.

Vorgebirge Santa Maria

Inſeln Caens, Gardener, Viſcher.

Den 1ſten April, im vierten Grade, dreyßig Minuten Süderbreite, und hundert ein und ſiebenzig Grad zwo Minuten Länge, hatte man den Anblick von Neu-Guinea gegen das Vorgebirge zu, welches die Spanier **Santa Maria** nennen. Die Abweichung fand ſich acht Grad fünf und vierzig Minuten. Taſman folgete der Küſte, welche Nordweſt lief. Er gieng vor den Inſeln **Anton Caens**, **Gardener** und **Viſcher** vorbey, gegen das Vorgebirge, welches den Namen **Struys Hoek** führet, wo die Küſte Süd- und Südoſt läuft. Er hörete nicht auf, ihr zu folgen, in der Hoffnung, eine Durchfahrt nach Süden zu finden. Den 12ten in drey Grad fünf und vierzig Minuten Breite, und hundert ſieben und ſechzig Grad Länge, fand er zehn Grad Abweichung gegen Nordoſt. An eben dem Tage ſpürete man ein Erdbeben mit gewaltigen Stößen. Man glaubete, man wäre auf einen Felſen gerathen: das Senkbley aber fand keinen Grund. Die beyden Schiffe waren um **Struys Hoek** hinumgefahren, und fanden ſich in der Bay der **guten Hoffnung**. Den 14ten in fünf Grad ſieben und zwanzig Minuten Breite, und hundert ſechs und ſechzig Grad ſieben und funfzig Minuten Länge, war die Abweichung neun Grad funfzehn Minuten. Man hatte das Geſicht vom Lande von Oſtnordoſt, bis nach Süden und von da bis nach Südſüdweſt. Taſman ließ zwiſchen dieſen beyden Gränzen eine Durchfahrt ſuchen: man fand aber nur einerley Küſte ſelbſt bis nach Weſten. Man mußte das Vorgebirge gegen Weſten behalten, längſt an der Küſte, wo man von vielen Windſtillen überfallen ward.

Brennende Inſel.

Den 20ſten April in fünf Grad vier Minuten Süderbreite und hundert vier und ſechzig Grad ſieben und zwanzig Minuten Länge, fand man ſich bey der **brennenden Inſel**; und die Nacht über, ward man Flammen gewahr, welche aus der Spitze eines Berges hervorſtiegen. Zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande, ſah man ſehr viele Feuer nahe am Ufer, und gegen die Mitte eines hohen Gebirges, woraus Taſman ſchloß, daß dieſes Land ſehr bevölkert ſey. Die Windſtillen fingen auf dieſer Küſte oftmals wiederum an. Man traf daſelbſt ſchwimmende Bäume und verſchiedenes Geſträuche an, welches die Flüſſe in ihrem Waſſer fortſchleppeten. Nachdem man um den brennenden Berg herum gefahren: ſo folgete man der Küſte, welche Weſtnordweſt läuft. Den 27ſten in zween Grad zehn Minuten Süderbreite, und hundert ſechs und funfzig Grad ſieben und vierzig Minuten Länge, glaubete Taſman, das Eyland **Moa** zu ſehen: es war aber die Inſel **Jama**, die etwas mehr gegen Oſten liegt. Man fand daſelbſt Cocos im Ueberfluſſe, und eine Menge von andern Lebensmitteln. Die Einwohner ſind ganz ſchwarz. Sie können leicht alle die fremden Wörter wiederholen, die ſie hören, woraus Taſman ſchloß, daß ihre eigene Sprache ſehr reich ſey. Die Ausſprache aber iſt ſchwer; weil der Buchſtabe R oft hinein kömmt, und vielmals in einem einzigen Worte. Den andern Morgen legete man vor der Inſel **Moa** an, wo man viele Erfriſchungen fand, und bis den 6ten May durch widrige Winde aufgehalten wurde. Die Handlung war kaum mit den Einwohnern geöffnet, ſo wurde ein Bootsknecht von dem Schiffsvolke von einem dieſer Eyländer mit einem Pfeile verwundet. Die andern aber brachten ſolchen freywillig geſchwind an Bord, und übergaben

Inſel Moa.

ben ihn der Rache der Holländer; worauf der Tauſch eben ſo ruhig, als redlich geſchah. Taſman erinnerte ſich, daß im Jahre 1616 Wilhelm Schouten und Jacob le Maire nicht ſo glücklich geweſen waren. Die Gewaltthätigkeiten eben der Wilden hatten ſie genöthiget, ihr Schiff ſehr nahe ans Land rücken zu laſſen, und vielmal Feuer zu geben, welches mehr Wirkung hatte, als alle ihre Freundſchaftsanerbiethungen, um dieſe Barbaren zur Vernunft zu bringen.

Inſel Schouten.

Den 12ten May, in vier und funfzig Minuten Süderbreite, und hundert drey und funfzig Grad ſiebenzehn Minuten Länge, war die Abweichung ſechs Grad dreyßig Minuten gegen Nordoſt. Man ſegelte längſt der nordlichen Küſte der Inſel Schouten, welche achtzehn bis neunzehn Meilen lang und ſehr bevölkert iſt. Den 18ten in ſechs und zwanzig Minuten Breite, und hundert ſieben und vierzig Grad fünf und funfzig Minuten Länge, war die Abweichung nicht über fünf Grad dreyßig Minuten. Man war an das oſtliche Ende von Neu-Guinea gekommen, welches eine abgeriſſene Spitze iſt. Die Windſtillen und widrigen Winde machten den beyden Schiffen daſelbſt viel zu ſchaffen. Da man indeſſen das Cap gegen Norden von Ceram gebracht hatte: ſo langeten ſie daſelbſt mit mehrerm Glücke an, als ſie ſichs verſprochen hatten. Den 27ſten giengen ſie durch die Straße gegen Norden von Bouro; und den 15ten des Brachmonates legeten ſie, nach einer zehnmonatlichen Reiſe, in dem Hafen von Batavia an, wo ſie ausgefahren waren *p)*.

Rückkunft nach Batavia.

Das III Capitel.

Wilhelm Dampiers Reiſe nach den Südländern.

Einleitung.

Alle Theile dieſer Reiſebeſchreibung, die nicht zur Hauptabſicht der Reiſe gehören, werden bey denen Ländern angebracht werden, die ſie eigentlich betreffen *q)*.

Dampier hat ſich in ein ſo verdientes Anſehen geſetzet, daß ſein Name allein ſchon ſtatt einer Lobrede iſt. Seine zahlreichen und weitläuftigen Reiſen, ſeine gründlichen Bemerkungen über die Winde, Fluthen, Ströme, Sandbänke, Abweichungen der Magnetnadel, und alle Eigenſchaften der Gegenden, die er durchſtrichen hat, machen ihm ungemein viel Ruhm.

Bey der Abreiſe aus England, auf dem Schiffe, die Gemſe, (Chevreuil) davon man ihm die Führung anvertrauet hatte, um neue Entdeckungen in den Südländern zu machen, machte er ſich eine Bemerkung des berühmten Dr. Halley zu Nutze, deren Wichtigkeit er ſehr erhebt. Sie iſt kurz, und man hat ſie zu London nur in einem einzeln gedruckten Blatte geſehen. Ihr Titel war: Nachricht für diejenigen, welche im Canale von England ſchiffen. Man rücket ſie alſo hier deſto williger ein, weil ſie durch die Anpreiſung eines Mannes, wie Dampier, einen neuen Werth bekömmt *r)*.

---

p) Ebendaſ. a. d. 223 und vorherg. S.

q) Man folget hier der zweyten Auflage, Amſterdam bey Marret 1705 in fünf Bänden in 12.

Einleitung.

Wichtige Nachricht für die, welche im Canale ſchiffen.

Man bemerket ſeit langer Zeit, daß die Schiffe, die durch den Canal ſegeln ſollen, Nordwärts an die Sorlinge fallen, und aus Verſehen, in den Canal von Briſtol gerathen, oder in das Meer von Severn kommen, viel Gefahr laufen. Viele ſind ſo gar daſelbſt unglücklicher Weiſe umgekommen. Dieſes rühret unſtreitig daher, daß ſich die Abweichung der Nadel geändert hat, und auch die Breite des Lezard und der Sorlinge faſt fünf Meilen zu weit nordlich angeſetzet iſt. Man ſieht wenigſtens aus ungezweifelten Beobachtungen, daß die Spitze des Lezard in neun und vierzig Grad acht und vierzig Minuten liegt, das Mittel der Sorlinge weſtwärts hat, und der ſüdliche Theil dieſer Spitze, genau in neun und vierzig Grad funfzig Minuten iſt, da doch in den meiſten Karten und Seebüchern ſie funfzig Grad nordlicher Breite, und bey manchen gar funfzig Grad zehn Minuten geſetzet werde. Dieſer Irrthum würde kein Unglück verurſachen, wenn die Abweichung immer nach Oſten zugienge, wie zu der Zeit, da die Karten verfertiget wurden. Aber ſeit dem Jahre 1657 hat ſie ſich ſo ſtark nach Weſten gewandt, daß ſie jetzo ſieben und einen halben Grad ungefähr iſt. Alle Schiffe alſo, die aus dem Ocean kommen, in den Canal zu gehen, und das Cap nach der Magnetnadel oſtwärts bringen, entfernen ſich nach Norden, und gerathen aus ihrem eigentlichen Laufe, ungefähr um zwey Drittheil eines Windſtriches. Das iſt noch nicht alles, von achtzig bis zu vier und achtzig Meilen ändern ſie ihre Breite ungefähr um zehn Minuten; und wenn ſie zwey oder drey Tage hinter einander ihre Beobachtungen anzuſtellen unterlaſſen, ohne etwas für dieſe Abweichung zu rechnen, ſo fallen ſie unfehlbar wider ihre Erwartung nach Norden, beſonders wenn ſie rechnen, daß die Sorlinge weiter als funfzig Grad liegen. Manche ſchreiben ſolches dem Strome im Canale St. Georg zu, in den Gedanken, die Fluth führe weiter nach Norden, als die Ebbe wieder zurück führe. Aber wenn man einmal die Abweichung mit gerechnet hat, ſo findet man, daß dieſer Strom nicht merklich iſt, und daß die Schiffe, die ihren Weg Oſt halb Süd den Lauf einer Sanduhr zweymal durch, und alle, die ſolchen einmal Oſtwärts nehmen, ihre Parallele genau erhalten. Dieſes machet gegenwärtiges Verfahren für alle Schiffer wichtig, die dieſe Abrechnungen nicht anzuſtellen wiſſen. Man räth ihnen auch, wie ſie aus dem Oceane kommen, in den Canal zu gehen, daß ſie einem Parallele folgen, der nicht über neun und vierzig Grad vierzig Minuten nordlich iſt. Dieſes wird ſie gerade an das Lezard bringen.

Aber dieſes iſt nicht die einzige Gefahr, welcher dieſe Veränderung der Abweichung die Schiffe im Canale ausſetzet. Man hat verſchiedene geſehen, die, wenn ſie von den Dünen abgereiſet ſind, auf der franzöſiſchen Küſte und den Caſquetes einen traurigen Schiffbruch gelitten haben. Vergleicht man den genauen Durchſchnitt der franzöſiſchen Küſte mit der Ausſicht der engliſchen, bey der man vielleicht nicht ſo viel Richtigkeit beobachtet hat: ſo wird man finden, daß der wahre Weg, von Beachy, oder Dungyneß nach den Caſqueten zu gehen, ſechs und zwanzig Grad Weſt iſt, wobey man ſich nach Süden zieht. Sonſt, als die Nadel ſich ſo ſehr nach Nordoſten zog, als ſie ſich itzo nach Nordweſten zieht, war der Weg ungefähr Südweſt, halb Weſt nach der Nadel, und der Weg Weſtſüdweſt, den man den Weg des Canals nennet, war für alle Schiffe ſehr gut, die in den Ocean gehen ſollten. Heute zu Tage aber wird jedes Schiff, das im Canale Weſtſüdweſt ſegelt,

---

davon die erſten drey die Reiſe um die Welt enthalten. Sie ſoll am richtigſten gedruckt ſeyn.

r) Dieſer Durchſchnitt iſt um eben die Zeit bekannt gemacht worden.

Einleitung.

ſegelt, ſo nahe es ſich auch an der Küſte von Beachy hält, unausbleiblich auf die Caſqueten, oder vielmehr oſtwärts ihnen, fallen. Daraus folget, daß in Abſicht auf die itzige Abweichung der Nadel der Weg Weſt ein Vierthel Süd, der Weg des Canals ſeyn muß, ſtatt des vorigen Weſtſüdweſt, und daß man ſich auf eine gehörige Weite von Cap Beachy zu entfernen hat, durch welchen Weg man die Inſel Wight vermeiden, und ungefähr das Mittel zwiſchen der Spitze von Portland und den Caſqueten halten wird, die aufs höchſte vierzehn Seemeilen davon und faſt unter eben dem Mittagskreiſe ſind s).

Der I Abſchnitt.

Dampier geht nach Braſilien; ſegelt wieder nach den Südländern. Seine Beobachtung von Annäherung eines Sturmes. Annäherung von Neuholland. Lage der Küſte. Seehundenbay. Muthmaßung wegen einer Durchfahrt ins Südmeer. Sie treffen Einwohner an. Dampiers Streit mit verſchiedenen Wilden. Abbildung ihres Anführers. Beſchreibung des Landes. Landthiere. Dampiers Betrachtungen über ſein Unternehmen. Gedanken von den Südländern. Er muß ſein Vornehmen unterbrechen; ſegelt nach Timor. Eiferſucht der Holländer für dieſe Inſel. Schwierigkeit, daſelſt einen Hafen zu finden. Dampier trifft den Statthalter des Forts an. Mistrauen der Holländer. Beſchreibung der Inſel Anamabao. Bay Cupang. Bay Laphao. Portugieſiſche Stadt Larentuka. Gaſtmahl des holländiſchen Statthalters. Vorſpiel der nordweſtlichen Muſſon. Dampier verläßt Timor. Brennende Inſeln. Waſſerhoſe, die aus einer Wolke fällt.

Dampier. 1699.

Abreiſe. Er geht nach Braſilien. Er ſegelt wieder nach den Südländern, gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung zu.

Dampier reiſete von den Dünen den 14ten Jenner des 1699 Jahres ab, und gieng den 10ten des Maymonates durch die Linie, um die Zeit, da Tag und Nacht gleich ſind. Er hatte beſchloſſen, nicht an dem Vorgebirge der guten Hoffnung anzuländen, und deswegen wandte er ſich nach Braſilien, um daſelbſt Erfriſchungen einzunehmen. Nachdem er mit Ausführung dieſes Vorhabens faſt fünf Monate zugebracht hatte: ſo ſegelte er zu ſeiner Zeit wieder ab. Da er ſich aber oſtwärts lenkete: ſo konnte er es nicht verhindern, im Anfange des Brachmonates ins Geſicht des Vorgebirges zu kommen, von dem er nur ſechzehn Meilen entfernet war. Von dar nahm er ſeinen Weg Oſtſüdoſt, um deſto kürzer nach Neuholland zu kommen. Dieſes Land iſt gleichwohl Nordoſt des Vorgebirges, aber alle Schiffe, die dahin nach dieſer Küſte oder der Enge Sonde gehen wollen, müſſen einige Zeit in eben dem Parallele bleiben, oder ſich in einer Breite zwiſchen fünf und dreyßig und vierzig Grad wenigſtens halten, und zwar ein wenig Südoſt, um in dem Striche der veränderlichen Winde zu bleiben; ſie müſſen alſo das Cap nicht zu ſehr nach Norden bringen, damit ſie nicht in die Herrſchaft der beſtändigen Winde kommen, die ſie von ihrem oſtlichen Wege abbringen würden.

Seine Beobachtungen über die Annäherung eines Sturmes.

Die Nacht, Dienſtages den 6ten des Brachmonates, war die Sonne in einer ſehr dicken Wolke untergegangen, die wie die Erde ausſah, und die Wolken, welche ſich darüber zeigeten, waren dunkelroth. Den andern Tag, da ſich die Sonne dem Horizonte näherte: ſo ſchienen die Wolken ſehr angenehm vergoldet. Indeſſen war die Sonne nicht über zween Grad geſtiegen, ſo gieng ſie in eine dicke Wolke, die eine Farbe wie Rauch hatte, und mit dem Horizonte parallel lag, aus der man anfangs eine Menge dunkeler und ſchwärz=

---

s) Dampier IIII Th. a. d. 16 S.

Dampier. 1699.

ſchwärzlichter Stralen gehen ſah. Der Himmel war ſchon mit Wölkchen bedecket, die ſehr dicht an einander lagen, von der Art, welche die Seeleute dichte nennen, die keinen Regen drohen. Vom Rande des Horizontes an, bis drey oder vier Grad Höhe, waren ſie goldfarben, nachgehends etwan bis zehn Grad ſchienen ſie roth und ſehr glänzend. Die nach ihnen kamen, bis ſechzig und ſiebenzig Grad Höhe, waren dunkeler; darüber aber hatten ſie ihre natürliche Farbe. Dampier hält dieſe Abſchilderung für wichtig, weil er allezeit beobachtet hat, daß das Gewölke dieſer Art einen nahen Sturm anzeiget. Er bereitete ſich auch zu allen Gefahren des Meeres, und empfand bald die Nothwendigkeit ſeiner Vorſichtigkeit. Denn er ſtund zween Tage lang eine heftige Erregung der Wellen aus. t).

Annäherung an Neuholland.

Den 19ten des Heumonates, befand er ſich in vier und dreyßig Grad ſiebenzehn Minuten ſüdlicher Breite, und neun und dreyßig Grad vier und zwanzig Minuten oſtlicher Länge vom Cap. Funfzehn Tage darnach, das iſt, den 4ten des Heumonates, befand er ſich ſeiner Rechnung nach in einem Mittagskreiſe, welcher eilfhundert Seemeilen von des Cap ſeinem entfernet war. Nichts kam ihm auf dieſem Wege beſonders merkwürdig vor, außer daß ihn den ganzen Weg ſehr viele Vögel, beſonders Pintaden, begleiteten, und daß er von Zeit zu Zeit einen Wallfiſch entdeckete. Bey der Annäherung an Neuholland aber ſah er oft drey bis viere beyſammen. Neunzig Seemeilen vom Lande bemerkete man Seekräuter, alle von einerley Geſtalt. Dreyßig Meilen davon ſah man Knochen vom Blackfiſche ſchwimmen, und unter vielen Fiſchen, die man beſtändig bemerkete, ſprang einer von denen, welche Gais heißen, viermal nahe beym Borde in die Höhe. Man entdeckete auch auf dem Waſſer viele Kügelchen, die man für Perlen hätte halten ſollen, und deren einige ſo groß, als trockene Erbſen, aber hell und durchſichtig waren. Wenn man ſie zerdrückete, ſo gieng ein Tropfen Waſſer heraus, und das Häutchen, das ihn einſchloß, war ſo zart, daß man es mit Mühe unterſchied. Den 30ſten des Heumonates, verließen alle Vögel das Schiff, die den Dampier begleitet hatten: aber man ſah welche von einer ganz andern Art, die ſo groß als Kiebitze waren, graue Federn, einen Kreis um die Augen von ſchwarzer Farbe, rothen und ſpitzigen Schnabel, lange Flügel und Gabelſchwänze, wie Schwalben, hatten. Die Hoffnung, das Land zu ſehen, wuchs alle Augenblicke. Dampier glaubete, er wäre ſüdwärts der Sandbänke, die er in einer ſeiner Karten in ſieben und zwanzig Grad achtzehn Minuten Breite verzeichnet fand, und die ungefähr ſieben Meilen ins Meer rücken ſollten. Alle ſeine Rechnungen trafen mit dieſer Vorausſetzung überein: allein, er fand gegentheils, daß dieſe Bänke ſüdwärts des Schiffes lagen, und daß ihr äußerer Rand ſechzehn Meilen vom Ufer war. Endlich entdeckete man den 1ſten Auguſt um neun Uhr des Morgens Land oben vom großen Maſte, und man erhielt bald verſchiedene Ausſichten davon in verſchiedenen ungleichen Entfernungen.

Lage der Küſte

Dampier dachte auf nichts, als einen Hafen zu finden, um ſeine Leute daſelbſt ausruhen zu laſſen, nachdem ſie hundert und vierzehn Grade von Braſilien an geſegelt waren. Außerdem war ſeine Abſicht, ſeine Entdeckungen hier anzufangen, die er in Neuholland und in Neuguinea machen ſollte. Das Land war niedrig und ſchien ſehr eben zu ſeyn. Man entdeckte doch

---

t) Ebendaſ. a. d. 90 u. f. S.

Seehundebay

doch darauf einige rothe und weiße Hügel. Im ſechs und zwanzigſten Grade ſah man eine Oeffnung, die einen Hafen, den man ſuchte, zu verſprechen ſchien: allein, die Mündung, die nicht weniger als zwo Meilen breit war, ward von Klippen verſchloſſen, wobey ſich auch auf der Küſte weder Gebüſche noch Kraut zeigete, und die Meerufer ſehr ſteil waren. Man fuhr fort, in allen Buchten das Senkbley auszuwerfen, bis den 6ſten, da man in einer Bay voll Seehunde ankerte. Sie ward die Seehundebay genannt u). Weil man aber daſelbſt kein Waſſer finden konnte, auch keine andere Vögel, als Adler, Flußvögel und Meervögel antraf, die Landthiere aber nur eine Art von Caninchen, deren Fleiſch ſehr wohl ſchmeckete, und Guanos von einer häßlichen Geſtalt waren, die ſtille hielten und pfiffen, wenn man ſich ihnen näherte, ohne ſich die Mühe zu nehmen, davon zu fliehen: ſo lichtete man die Anker, um einen bequemern Aufenthalt zu ſuchen. Die Unterſuchungen wurden bis den 21ſten fortgeſetzet. Man ſah dieſen Tag viele Schlangen, manche gelb und einer Fauſt dick, ungefähr vier Fuß lang, mit einem platten und vier Zoll breiten Schwanze; die andern waren viel kleiner und kürzer, rund und ſchwarz und gelb gezeichnet. Das Erdreich, von dem man neun Meilen entfernet war, ſchien eine Art von Vorgebirge zu machen; und man erkannte bey der Annäherung, daß es das oſtliche Ende einer Inſel von fünf bis ſechs Meilen Länge, und einer Meile Breite war. Drey oder vier andere Inſeln mit Felſen bedecket zeigeten ſich eine Meile weit von dieſer Spitze, und oben vom großen Maſte entdeckte man unzählig viel andere oſtwärts und weſtwärts, ſo weit als man ſehen konnte. Man ſah auch welche von der Südſeite, die meiſtens ziemlich hoch waren, daß man ſie von acht oder neun Meilen weit entdecken konnte. Dampier zweifelte faſt nicht mehr, daß es eine Reihe Inſeln wäre, die ſich der Länge nach mehr als zwanzig Meilen von Oſtnordoſt nach Weſtſüdweſt, und auch der Breite nach ziemlich weit erſtrecketen. Die großen Fluthen, die er einige Zeit darnach antraf, veranlaſſeten ihn, zu glauben, daß ſich in dieſem Inſelmeere vielleicht eine Durchfahrt durch Süden von Neuholland und Neuguinea in das große Südmeer nach Oſten befände. Er beſchloß, ſolches bey ſeiner Rükkunft zu unterſuchen, wenn er keine Verhinderung fände. Aber damals befürchtete er, es möchte ihm am Waſſer fehlen, ohne daß er ſicher war, welches in dieſen Inſeln zu finden. Dieſe Gegenden liegen in zwanzig Grad und ein und zwanzig Minuten Breite, ob ſie wohl in Taſmanns Karte neunzehn Grad und funfzig Minuten angeſetzt ſind.

Muthmaßung wegen einer Durchfahrt ins Südmeer.

Sie treffen Einwohner an.

Mit ſo wenigem Erfolge irreten ſie einen ganzen Monat herum, und bemerketen allezeit Schlangen, Wallfiſche und verſchiedene Vögel, unter denen man einige Buſen fing, die in denen Oertern, welche zwiſchen den beyden Wendekreiſen liegen, ziemlich gemein ſind, und ſich des Nachts auf die Schiffe ſetzen, wo ſie ſich fangen laſſen, ohne ſich zu bewegen. Nach dieſem ſah man den 30ſten wieder Land, im achtzehnten Grade ein und zwanzig Minuten, und bemerkete viel ſtarken Rauch auf dem Ufer. Den 31ſten ſtieg Dampier aus, in Begleitung zehn oder zwölf ſeiner Leute. Sie waren mit Säbeln und Muſketen, auch Aexten und Spaten, im Erdreiche zu arbeiten, verſehen. Da ſie ſich dem Lande näherten: ſo ſahen ſie zween große ſchwarze Männer ganz nackend, die ſich ihnen gegen über in einer ſandigten Bay befanden, aber die Flucht nahmen, als ſie die Fremden annähern ſahen. Dampier ließ die Schaluppe in einiger Entfernung vom Ufer ankern, und verfolgete die beyden Schwarzen. Er erzählet ſeine erſte That ſelbſt folgender maßen: „Sie hatten „ſchon

Dampiers Streit mit

---

u) Das Ufer iſt daſelbſt mit außerordentlich ſchönen Muſcheln bedeckt.

verſchiedenen Wilden.

„ſchon den Gipfel eines kleinen Hügels gewonnen, und ſich da mit acht oder neun andern Wilden vereiniget. Weil ſie uns aber ihnen auf der Spur nachgehen ſahen: ſo entfernten ſie ſich ſogleich. Als wir auf den Hügel kamen, entdeckten wir eine Savanne, eine halbe Meile weit von uns, und einige kleine Erhöhungen, die wir von weitem für Häuſer hielten: es waren aber nur Felſen. Alle Schwarzen waren verſchwunden, und wir fingen an, in die Erde nach Waſſer zu graben. Während dieſer Arbeit zeigeten ſich neun oder zehn Wilde auf einer kleinen Höhe, in einiger Entfernung von uns, droheten uns mit den Händen und ſchrien ſtark dazu. Endlich näherte ſich uns einer und die andern folgeten ihm vom weiten. Ich gieng ihm ſo gleich entgegen, aber alle meine Freundſchafts- und Friedenszeichen hielten ihn nicht ab, mir den Rücken zu zukehren, und die andern ahmeten ihm nach. Den Nachmittag nahm ich nur zwey Leute mit mir, und gieng längſt dem Ufer hin, in Hoffnung, einen von dieſen Wilden zu ertappen, um wenigſtens zu erfahren, wo ſie ſüßes Waſſer bekämen. Ich bemerkete ein Dutzend ziemlich nahe bey uns, die uns von weitem folgeten, da ſie uns hatten den großen Haufen der unſerigen verlaſſen ſehen. Nachgehends verhinderte ſie eine Erhöhung, uns zu ſehen; da wir denn hielten, in Hoffnung ſie zu überfallen, wenn ſie uns weiter folgeten. Sie verließen ſich auf ihre Menge, und hoffeten, auch uns zu überwältigen. Einige giengen nach dem Ufer zu, und andere nahmen die Höhen ein. Aus der Erfahrung des Morgens wußte man, daß ſie nicht ſo gar leicht zum Laufen waren. Ein junger ſehr munterer Menſch, der ſich bey mir befand, ſah nicht ſo bald einige erſcheinen, ſo lief er ihnen nach. Sie flohen anfänglich. Als er ſie aber erreicht hatte: ſo wandten ſie ſich um, mit ihm zu kämpfen. Er war nur mit einem Säbel bewaffnet, und ſeine Feinde hatten hölzerne Lanzen. Ich verfolgete zu eben der Zeit zween andere, die ſich dem Ufer genähert hatten, aber aus Furcht, mein junger Menſch möchte zu vieler Gefahr ausgeſetzet ſeyn, kam ich zurück und fand, daß ſie ihn ſehr enge eingeſchloſſen hielten. So bald ich erſchien, warf einer der Schwarzen eine Lanze auf mich, mit der er mich beynahe durchſchoſſen hätte. Ich that einen Flintenſchuß in die Luft, ſie zu erſchrecken: ſie erholeten ſich aber bald wieder, ſchüttelten ihre Arme, ſchrien pouh, pouh, pouh, und drungen noch ſtärker auf den jungen Menſchen. Sein Leben und das meinige ſchienen mir in Gefahr zu ſeyn. Ich eilete, meine Flinte wieder zu laden, und brannte auf einen dieſer Elenden los, der zur Erde fiel. Die andern ließen nach, und zogen ſich mit ihrem verwundeten Geſellen zurück. Der zweyte der meinigen hatte mir nicht helfen können, weil er kein Gewehr hatte. Dem andern war der Backen mit einer Lanze durchſtochen, die man anfangs für vergiftet hielt, aber nachgehends fand, daß man ſich geirret hatte *x*).

Abbildung ihres Anführers.

Unter denen Feinden, mit denen Dampier kämpfete, bemerkete er einen, der nach ſeiner Aufführung und äußerlichem Anſehen ihr Oberhaupt oder Anführer zu ſeyn ſchien. Es war ein junger Menſch von mittelmäßiger Größe, lebhaft, und voller Muth. Er hatte allein einen weißgemalten Kreis um ſeine Augen, und einen Streifen von eben der Farbe vom Obern der Stirne bis an die Spitze der Naſe. Seine Bruſt war auch weiß gemalt, imgleichen ein Theil ſeiner Arme. Alle die andern hatten ſchwarze Haut, ein wildes Anſehen, kraus Haar, eine lange und ſchlanke Geſtalt: aber es fiel Dampiern unmöglich, zu unterſuchen, ob ihnen auch wie andern Wilden, die dieſes Landes waren, zween Zähne

---

x) Dampier an oben angeführtem Orte a. d. u. 118. 119 S.

Dampier. 1699.

im obern Kinnbacken fehleten. Er ſah viel Oerter, wo ſie Feuer angezündet und Baumäſte eingeſteckt hatten, um ſich vor dem Meerwinde zu verwahren, den er Briſe nennet, und der hier allezeit von demſelben Puncte wehet. Man fand an allen dieſen Lagerplätzen große Haufen Muſcheln und Fiſchgräten.

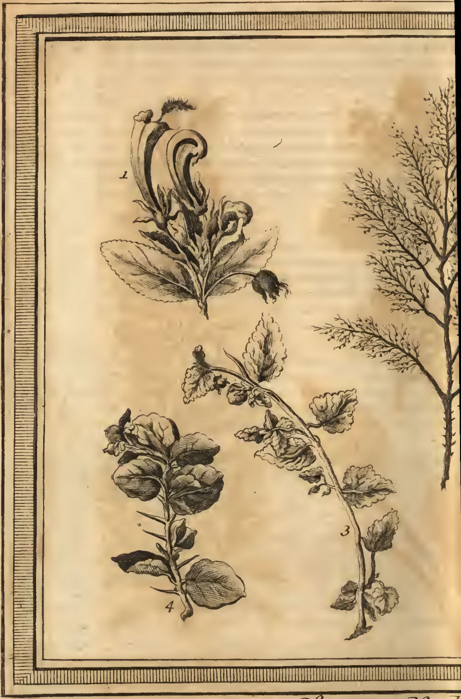
Beſchreibung des Landes und deſſen Früchte.

Das Land iſt ziemlich niedrig. Es ſcheint von der Meerſeite von einer langen Reihe Höhen geſchloſſen, die, weiter zu ſehen, verhindern. Die Fluth ſteigt ſo hoch, daß das Land ſehr niedrig ausſieht, wenn ſie am höchſten iſt: aber nach der Ebbe iſt es von mittelmäßiger Höhe und ſo mit Klippen bedeckt, daß man nur in einer Schaluppe anländen kann. Bey hoher Fluth geht man über die ſandigte Bay, die längſt den Dünen hinliegt. Tauſend oder zwölfhundert Schritte vom Meere iſt das Land trocken und trägt nichts als Geſträuche und Bäumchen. Einige ſind mit gelben Blüthen bedeckt, andere mit blauen, noch andere mit weißen, davon die meiſten einen ſehr angenehmen Geruch von ſich geben. Viele zeugeten eine Frucht, welche den Schotenerbſen ziemlich ähnlich war; jede enthielt zehn kleine Erbſen, allemal in gleicher Anzahl. Man fand auch in Menge eine Art Bohnen, und eine andere Art einer kleinen rothen und harten Hülſenfrucht, die auch in einer Schote ſteckete, und einen kleinen ſchwarzen Keim hatte, wie die Bohnen. Dampier vergleicht ſie denen, die man in Oſtindien brauchet, das Gold damit aufzuwiegen. Dieſe Frucht, die er allemal eine Hülſenfrucht nennet, wächſt auf einem Gebüſche. Eine dritte Art von Bohnen wächſt auf einem kriechenden Stengel. Die Höhen am Ufer waren mit allen dieſen Arten Früchten bedeckt, manche grün, andere reif, und andere ſchon abgefallen: aber man ſah nicht, daß welche wären abgeleſen worden, oder daß die Einwohner einigen Gebrauch davon gemacht hätten.

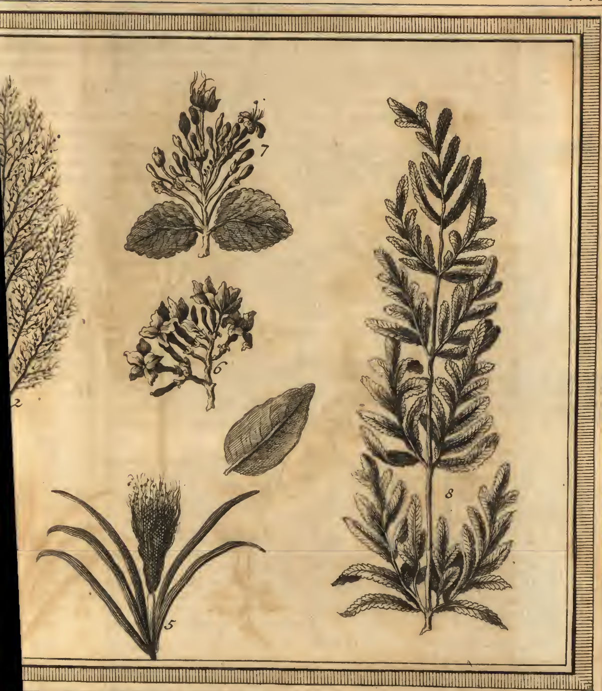
Noch weiter hin, das iſt, ſo weit ſich das Auge in das Land erſtrecken konnte, ſchien es niedriger zu ſeyn, als nahe am Meere, eben, mit Savannen und Wäldern untermengt. Dieſe

---

y) Unter verſchiedenen Pflanzen fand er erſtlich die, welche itzo unter dem Namen neuholländiſches Rapuntium bekannt iſt. Der Kelch beſteht aus fünf langen und ſpitzigen Theilen. Zweytens, die Geſtalt des Saamenbehältniſſes beweiſt, wie er ſaget, daß dieſe Pflanze ein Rapuntium iſt. Drittens Fucus alis capillaceis breuiſſimis. Dieſer ſchöne Fucus iſt eine Art von Erica marina oder Sargaza, aber ſeine Theile ſind viel feiner. 4) Ein Ricinoides mit eckigten dicken Blättern. Es kömmt einem Gebüſche nahe. Seine Blätter ſind dick und wollicht, beſonders unten. Seine Frucht iſt außen rauch, und das Saamenbehältniß in fünf Theile getheilet. Es gleicht dem Ricino fructu paruo frucoſa Curaſſauica. 5) Das Solanum Spinoſum, das man itzo neuholländiſches nennet. Dieſes neue Solanum trägt eine blaulichte Bluhme, wie die andern, aber die Blätter ſind weißlicht, dick, und oben und unten wollicht, einen Zoll lang, und faſt ſo breit. Die Stacheln daran ſind ſehr ſpitzig, dicht beyſammen, und von dunkler Orangenfarbe, beſonders gegen die Spitze. 6) Eine Art Scabioſa, deren Bluhme auf einem vier Zoll langen Stiele wächſt, und in ein ſehr rauhes und gelblichtes Behältniß eingeſchloſſen iſt. Die Blätter ſind nicht über einen Zoll lang. Sie ſind ſehr ſchmal, oben grün, unten weiß und wollicht, und wachſen in Büſcheln. Die Bluhme, welche Dampier davon nahm, war ſo vertrocknet und ſo verderbet, daß man nicht hat entſcheiden können, ob es eine Scabioſa oder ein Helichryſum wäre. 7) Alcea, die man jetzo von Neuholland nennet, mit ganz wollichtem Stengel und Bluhmen, wie auch das Untertheil des Saamenbehältniſſes. Die Bluhme hat fünf ſehr zarte Blätter, die kaum ſo groß ſind, als das Bluhmenbehältniß, und in deren Mitte ſich ein Säulchen, ganz mit ſtumpfen Spitzen umgeben, befindet, welches zeiget, daß es eine Art von Malva iſt. 8) Ein Bäumchen, deſſen Blätter Lobes Amelanchier gleichen. Sie ſind oben grün, unten ſehr wollicht, aber ſie endigen ſich nicht in eine Spitze, wie die andern; ſie haben oben einen Einſchnitt. Die Bluhme iſt ſehr ſchön roth, beſteht aus fünf großen, auf beyden Seiten, beſonders oben, wollichten Blättern, das Mittel der Bluhme iſt voller Faden, die unten wollicht ſind, ſo lang als die



1.2.3.4. Pflanzen von Neu H



lland. 5. 6. 7. 8. Pflanzen welche Dampier in Braſilien gefunden.

[illegible]

Dampier. 1699.

ſe Wieſen tragen eine Art Gewächſe, die rauh und dünn iſt. Faſt überall beſteht das Erdreich aus einem gröbern Sande, als der am Ufer iſt: aber an einigen Orten iſt es thonicht. Man ſieht da viel Felſen, von fünf bis ſechs Fuß hoch, deren Gipfel rund iſt, manche roth, manche weiß. Die Wälder beſtehen nur aus kleinen Bäumen, davon die größten nicht drey Zoll im Umfange haben. Ihr Stamm hat zwölf bis vier und zwanzig Fuß Höhe, und kleine Aeſtchen machen die Krone davon. Man trifft auch einige ſchwarze Manglen an den Ufern der Buchten an.

Landthiere.

Die Erdthiere ſind hier nicht gar zu häufig. Dampier ſah einige Eidexen. Seine Leute trafen zwey oder drey Thiere an, die wie hungrige Wölfe ausſahen, und außerordentlich mager waren. Es gab auch keine andere Landvögel, als Krähen, die den unſerigen völlig ähnlich waren, Falken, Geyer, viele fette Turteltauben, und zwo oder drey Arten kleiner Vögel, von denen die größten unſere Lerchen nicht übertreffen. Die Seevögel ſind Pelicane, Boubies, Buſas, Corlieux, und Meerelſtern. Die Wallfiſche waren hier am größten unter allen, die Dampier in dieſem Meere ſah, kamen aber den nordiſchen nicht bey. Die grünen Schildkröten befinden ſich da in großer Menge: aber es iſt unmöglich, welche zu fangen, weil es keinen Canal giebt, wohin ſie ſich begeben könnten, und die Heftigkeit der Fluthen nicht verſtattet, Netze zuſtellen. Man bemerkete Seehunde und Patricotes. Auch fing man mit der Angel viele von denen Fiſchen, welche die Matroſen alte Weiber nennen. Die gemeinen Auſtern, die Conques, die Muſcheln und Kammuſcheln waren im Ueberfluſſe da. Dampier ſammlete ſehr außerordentliche Muſcheln, beſonders von der Art, die mit Stralen oder Spitzen gezieret waren y).

Muſcheln und Pflanzen.

Dampiers Betrachtungen über ſein Unternehmen.

Schon fünf Wochen waren ſeit Dampiers Ankunft in den Südländern verſtrichen, und ſeine Fahrt längſt den Küſten hatte ungefähr drey hundert Meilen betragen, während welcher er vergebens Waſſer und Lebensmittel geſucht hatte, um ſich in Stand zu ſetzen,

---

die Blätter, jeder mit ſeinem Kölbchen gekrönet. Das Fruchtbehältniß iſt in fünf runde und ſpitzige Theile geſondert. Das Geſchlecht dieſes Bäumchens iſt ungewiß. Es hat mit keiner je beſchriebenen Pflanze die geringſte Aehnlichkeit. 9) Dammara von Neuholland. Rumpf iſt der erſte, der von Amboina zwo Arten der Dammara geſchickt hat, eine mit langen und ſchmalen Blättern, die andere mit breiten und kürzern. Dieſe iſt von eben der Art, weil Bluhmen und Früchte ſehr ähnlich ſind, aber an den Blättern zeiget ſich ein beträchtlicher Unterſchied. Die Bluhmen voll Faden ſind graſe grün, und kommen zwiſchen den kurzen faſt runden, ſteifen, mit Rippen verſehenen Blättern hervor. Dieſe Blätter ſind oben dunkelgrün, unten blaß grün, paarweiſe einander gegenüber geſetzet, und ſo dicht, daß ſie den Stengel bedecken. Die Frucht iſt von der Größe eines Pfefferkorns, faſt rund, weißlicht, trocken und hart. Sie hat oben ein Loch und enthält einen kleinen Saamen. Die Blätter haben einen ſehr würzhaften Geſchmack. Wenn man dieſe Pflanze, ohne ihr Saamenbehältniß ſähe: ſo ſollte man ſie für eine Erica oder Sanamunda halten. 10) Equiſetum mit ſehr langen Blättern. Man kann zweifeln, ob der Pflanze dieſer Name gehöre, aber das Gewebe der Blätter kömmt dem Equiſeto näher, als einigen andern Gewächſen, weil ſie bey jedem Gelenke ineinander vergliedert ſind, welches dieſer Art eigen iſt. Die längſten haben faſt neun Zoll. 11) Die neuholländiſche Colutea. Da die Blätter fehlen: ſo iſt es ſchwer, zu entſcheiden, zu welchem Geſchlechte man die Pflanze bringen ſoll. Die Bluhmen ſind der Bluhme von der Colutea Barba Jovis folio, flore coccineo Breynii ähnlich. Sie haben eben die Scharlachfarbe, auch einen vertieften Purpurfleck auf deren Fähnchen (Vexillum) der aber größer iſt, und entſpringen alle an einem Orte. Das Saamenbehältniß iſt ſehr rauch, und endigt ſich in einem Faden, der faſt zween Zoll lang iſt. 12) Eine Conyza aus Neuholland, die viel Aeſte hat und einem Bäumchen gleicht. Ihre Bluhmen haben ſehr kurze Stiele, die aus dem Mittel der Blätter herausgehen, und die Blätter ſind den Rosmarinblättern vollkommen ähnlich, nur kleiner. Dieſe Pflanze hat, da man ſie aufgetrocknet hat, einen ſehr bittern Geſchmack bekommen. Damp. daſ. a. d. 125 u. f. S.

ſeine Entdeckungen weiter zu treiben. Er ſtellet hier merkwürdige Betrachtungen über ſein Vorhaben an. Dieſer große Raum eines bisher faſt unbekannten Welttheiles erſtrecket ſich faſt von einem Grade weit von der Linie ab, bis an den Wendekreis des Steinbocks und noch darüber. Die Lage deſſelben iſt ſo vortheilhaft in den reichſten Erdſtrichen, dem heißen und dem gemäßigten, daß, da er entſchloſſen war, ſolchen zu umſegeln, er ſich zu ſchmeicheln hatte, er würde auf dem feſten Lande und auf den Inſeln Oerter finden, wo die Natur Früchte, Gewürze, Specereyen, vielleicht auch Mineralien, kurz, alles hervor brächte, was ſich in andern Theilen der Erde findet, die zwiſchen eben den Parallelen enthalten ſind. Man ſollte wenigſtens glauben, die meiſten dahin verpflanzeten Gewächſe würden, bey einer geringen Wartung, ſich an dieſes Erdreich gewöhnen. Außerdem ſetzete er ſich vor, die kleinſten Inſeln, Ufer, Vorgebirge, Bayen und Hafen, die ihm zu einer Zuflucht, oder befeſtiget zu werden, dienlich ſchienen, die Klippen und Sandbänke, die verſchiedenen Tiefen, Ströme und Fluthen, Winde und Witterungen, Abweichungen der Nadel, kurz, alles, was er der Schiffahrt und der Handlung nützlich hielt, aufs genaueſte kennen zu lernen. Hätte er bey ſeiner Abreiſe aus England einen Entwurf verfolgen können, den er bey einer andern Gelegenheit abgefaßt hatte: ſo wäre er nach Weſten durch die magellaniſche Enge gegangen, oder vielmehr um das Feuerland geſegelt, um ſeine Entdeckungen auf der oſtlichen, und am wenigſten bekannten Seite der Südländer anzufangen.

Unternehmen das er nicht ausführen kann.

Weil es aber ſchon zu weit in der Zeit war: ſo konnte er dieſen Weg nicht nehmen; denn ſonſt hätte er um den ſüdlichen Theil von America herum fahren, und ſich auf eine ſehr große Breite begeben, auch ſolches im Winter dieſer Gegenden verrichten müſſen. Er war alſo gezwungen, ſich oſtwärts zu wenden, und um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumzugehen, nachgehends den ordentlichen Winden auszuweichen, die ihm zuwider geweſen wären. Er war außerdem wohl verſichert, daß die Theile der Südländer, die ſeine Unterſuchungen am meiſten verdieneten, diejenigen wären, die ſich am nächſten bey der Linie befänden, und die Sonne am geradeſten über ſich hätten. Alle dieſe Urſachen hatten ihn bewogen, anfangs längſt der Küſte hinzuſegeln und nordwärts zu gehen, um ſich nachdem oſtwärts zu lenken, in der Abſicht, um dieſe Länder herum zu kommen, und im Sommer auf ihrer Südſeite wieder zurück zu gehen.

Gedanken von den Südländern, die er richtig befindet.

Er hoffete ſogar, dieſe Fahrt verkürzen zu können, wenn er bey der Ankunft an der Küſte von Neuguinea fände, daß unweit der Roßmarininſel, ſeiner Vermuthung nach, eine Durchfahrt in dieſe Meere wäre; denn er konnte ſich nicht einbilden, daß die Art von Meerbuſen, die er daſelbſt auf einer andern Reiſe geſehen hatte, nur von einem großen Fluſſe gemacht würde; und in der Folge ſchien ihm ſeine Muthmaßung gewiß zu ſeyn, als er längſt der Küſte von Neuguinea hinfuhr, und erkannte, daß andere Stellen dieſes weitläuftigen Südlandes, welche man bisher für das Ufer eines feſten Landes angeſehen hatte, nur Inſeln waren. Allem Anſehen nach verhält es ſich eben ſo mit Neuholland, wie er ſchon angemerket hat, ob ihn wohl andere Gründe verhindert haben, den Weg wieder zurück zu nehmen, den er ſich vorgeſetzet hatte, und er alſo ſeine Muthmaßung nicht zur völligen Gewißheit bringen konnte. Alles, wenigſtens was er vom ſieben und zwanzigſten Grade ſüdlicher Breite bis an den fünf und zwanzigſten, wo ſich die Seehundebay befindet, und von dieſem Orte an, bis an die Roßmarininſel geſehen hatte, d. i. bis an den zwanzigſten Grad, ſchien ihm von der Meerſeite nicht anders als eine Kette ziemlich großer Inſeln zu ſeyn, was man auch von dem, was ſie hinter ſich haben, urtheilen will, man mag es für andere Inſeln oder für feſtes Land halten.

Dampier. 1699.

Er muß ſein Vornehmen unterbrechen.

Er begab ſich alſo den 5ten des Herbſtmonates wieder ins Meer, in der Abſicht, die Küſte nordwärts vorbey zu fahren, und ſich immer nach Oſten zu halten, um neue Entdeckungen zu machen. Seine Hoffnung war, ſüßes Waſſer zu finden, wenn er in die Erde graben ließe. Aber er mußte ſeinen Entſchluß bald ändern. Die Untiefen, die er beſtändig antraf, an einer unbekannten Küſte; denn er war in ſechzehn Graden neun Minuten; und die Gefahren, die er bey der Ankunft des Nordweſtmuſſons voraus ſah, der mit Wirbelwinden und grauſamen Stürmen begleitet eintritt, und deſſen Zeit nicht ſo gar weit entfernt war, veranlaſſeten ihn, ſeine Unternehmung zu unterbrechen, um ſüßes Waſſer auf dem Eylande Timor einzunehmen. Er überlegete, daß er da Früchte und andere Erfriſchungen für ſein Volk, das vom Scharbocke angegriffen war, finden könnte. Außerdem war es gegen das Ende der trocknen Jahreszeit; und er fürchtete, es würde ſchwer ſeyn, auch auf der beſten Küſte von Neuholland Waſſer durch Eingraben zu finden.

Er ſegelt nach Timon.

Im funfzehnten Grade ſieben und dreyßig Minuten und den 8ten des Herbſtmonates ließ er die Segel nach Timor lenken. Man bemerkete eben den Tag einige weiße Wölkchen, die erſten, die ſich von der Seehundebay an gezeigt hatten. Dieſes war eine Vorbedeutung, daß ſich der nordweſtliche Muſſon näherte. Die beſtändige Abweichung der Winde war ein anderer Beweis davon. Den 10ten entdeckte man eine kleine ſandigte Inſel, die in den Karten dreyzehn Grad und funfzehn Minuten geſetzt iſt, aber nach einer genauen Beobachtung im dreyzehnten Grade eilf Minuten gefunden ward. Es iſt nur ein Sandhaufen, der nicht über eine Meile im Umfange hat. Die folgenden Tage bemerkete man einige Vögel, ſo groß als Lerchen, und viele Meerſchlangen, davon eine ſehr groß und ſchwarz war, die einzige von dieſer Farbe, die Dampier je geſehen hatte. Den 14ten ſah man die hohen Gebirge von Timor. Die Schwierigkeit war nur, einen guten Hafen, von welcher Seite er ſich auch zeigete, an einer Inſel zu finden, die Dampier wenig kannte. Er hatte gehöret, daß die Holländer und Portugieſen ſich da geſetzt hätten: aber er wußte nicht, auf welcher Seite er ſie ſuchen ſollte. Die Nacht verſtattete ihm nicht, ſich der Küſte zu vertrauen, und er erwartete den folgenden Morgen, ſich der Inſel zu nähern, die hoch und ſehr kenntlich iſt, von welcher Seite man ſie auch anſieht. Er ankerte in vierzehn Faden, ſchwarzer Schlamm, eine Meile vom Ufer. Dampier beobachtete das Erdreich beym Meere und ſüdwärts, und fand ſolches niedrig und ſandigt in einem Raume von etwa zweyhundert Ruthen, mit hohen und geraden Bäumen wie Fichten bedeckt. Darüber, gegen die Berge zu, in einem Raume von drey Meilen Breite, ſieht man ſumpfichtes Land voll Manglen. Die Fluth ſteigt nie, ohne dieſes Erdreich zu überſchwemmen, wozu man verſchiedene Oeffnungen auf der Seeſeite ſieht. Einer dieſer Oeffnungen gegen über hatte Dampier geankert. Er gieng durch ſolche in ſeiner Schaluppe, um ſich mit den benachbarten Inſulanern bekannt zu machen; denn in einer geringen Entfernung entdeckete man auf den Hügeln, Pflanzſtätte, Häuſer und Rauch. Er fand eine große See geſalzenes Waſſer, die ſich in verſchiedene Aeſte theilete, aber er ſah keine Spur ſüßen Waſſers, und die Manglen, die in einem ſchlammichten Erdreiche ſehr dicht ſtunden, verſtatteten ihm nicht, zu Fuße bis an die Wohnungen zu kommen.

Eiferſucht der Holländer für dieſe Inſel.

Erſte Anmerkungen über das Land.

Schwierigkeit daſelbſt einen Hafen und ſüßes Waſſer zu finden.

Er ſah ſich genöthigt, den Anker zu lichten, und ſegelte oſtlich an einer geraden und ebenen Küſte hin, wo er mehr als zwanzig Meilen zurück legete, ohne Spitzen oder Buchten, ja nur eine Oeffnung, eine Schaluppe einzunehmen, zu finden. Das Land ſchien angenehm zu ſeyn, wenigſtens die Hügel und das Oberſte der Berge, die mit Holze bekleidet, und mit

Wie-

Wieſen untermenget waren. Man entdeckete eine Pflanzſtatt von Cocosbäumen mit verſchiedenen Häuſern, aber ohne einige Hoffnung, ſich ihr nähern zu können. Nachdem man den Weg ſehr vielmals geändert hatte: ſo lenkete man ſich wieder nach Südweſt der Inſel, und den Abend des 18ten bemerkete man das Eyland Rotay mit einem andern ſüdwärts, das in den Karten nicht verzeichnet war, alle beyde ſüdweſtlich von Timor. Man entdeckete daſelbſt Rauch den Tag über, und Feuer während der Nacht.

Irrthum der Karten.

Es waren, wie ſich bald zeigete, verſchiedene Zuckerſiedereyen der Portugieſen. Den 21ſten gieng man in eine große Oeffnung, wo man nicht eher Grund fand, als bis man um ihr oſtliches Vorgebirge geſegelt war, und ankerte daſelbſt in neun Faden eine Meile vom Ufer. Dieſe Oeffnung, die etwa fünf Meilen von Oſten nach Weſten iſt, ward anfangs für eine Bay angeſehen, die ſich ziemlich weit in die Inſel Timor erſtreckete: aber man erkannte nachgehends, daß es ein Durchfahrt zwiſchen der weſtlichen Seite dieſer Inſel, und einem andern kleinen Eylande Anamabao wäre. Die Karten, welche die beyden Seiten dieſer Durchfahrt zuſammen ſtoßend unter dem Namen Timor vorſtelleten, verurſachten dieſen Irrthum, und Dampier verbeſſerte ihn in der ſeinigen.

Geheimniß, das ſich die Holländer vorbehalten.

Er hielt dieſe Beobachtungen für deſto wichtiger; weil alles, was die Inſel Timor betrifft, heute zu Tage nur den Holländern bekannt iſt, die ſich ſolches als ein Geheimniß vorbehalten. Die einzige Vorſichtigkeit, die er für nöthig hielt, war, die Schaluppe voraus fahren zu laſſen, und ſolcher zu befehlen, daß ſie ihm durch Zeichen Nachricht ertheilete, ob die Tiefe unter acht Faden wäre, und ohne Furcht zu ſegeln, wenn ſie ſich größer fände. Er wandte ſich mehr nach der Weſtſeite, weil er daſelbſt mehr kleine Buchten ſah, und eine gute Zuflucht zu finden hoffte, von da er ſeine Boote ſicherer ſenden könnte, ſüßes Waſſer zu ſuchen. Ein ſtürmiſcher Wind aber nöthigte ihn, wieder nach der oſtlichen Küſte von Timor zu kehren, der ſeiner Schaluppe gefolget war. Endlich ankerte er drey Meilen von der ſüdweſtlichen Spitze, wo er den Morgen geankert hatte, und zwo Meilen von einer andern Spitze, die Nornordoſt iſt.

Dampier trifft den Statthalter des Fort an.

Mistrauen der Holländer.

Kaum hatte er die Segel einziehen laſſen, ſo ſah er eine Barke mit holländiſchen Flaggen, die um dieſes letzte Vorgebirge herum kam. Er eilete, ſeine Schaluppe dahin zu ſenden. Es war eine holländiſche Barke vom Forte Concordia, dem einigen, das die Holländer in dieſer Inſel haben. Das Schiff war nur etwa fünf Meilen von demſelben. Sie führete den Statthalter des Forts, welcher erſtaunete, ein fremdes Schiff zu ſehen. Wie er indeſſen von dreyßig bis vierzig Soldaten begleitet war: ſo verſtattete er der Barke, ſich zu nähern. In der erſten Bewegung geſtund er, er hätte dieſe Fahrt nur den Holländern für bekannt gehalten, und bezeugete wenig Luſt, ihnen Waſſer zu geſtatten: er ſetzete hinzu, man fände überall auf dieſem Theile der Inſel keines, als bey dem Forte, wo die Einwohner der Inſel gewohnt wären, die Fremden nieder zu machen. Man erfuhr nachgehends, er habe bey Erblickung der Waffen, die Dampiers Leute in der Schaluppe hatten, ſie für Seeräuber gehalten, und nachdem er von dieſem Mistrauen befreyet worden, gemuthmaßet, ſie hätten wenigſtens beſondere Karten von einem Schiffe ſeiner Nation genommen, weil die gemeinen Karten nicht bemerken, daß eine Durchfahrt zwiſchen Timor und Anamabao iſt, und weil den Holländern ausdrücklich unterſagt wird, die ihrigen andern mitzutheilen z). Er kehrete auch mit widrigen Vorurtheilen ins Fort zurück. Dampier aber fragte

---

z) Damp. daſ. a. d. 15 und vorhergeh. S.

fragte wenig nach ſeinem Misvergnügen. Den folgenden Tag lichtete er die Anker, um nach dem Forte zu ſegeln. Indem er ſich dem Ende der Durchfahrt näherte: ſo ſah er ziemlich nahe am Meere viele Häuſer auf beyden Seiten und eine Menge Schiffe nahe am Ufer. Das Land iſt auf beyden Seiten ziemlich hoch, obwohl das Land von Timor noch höher iſt, aber es ſcheint trocken und röthlich. Die Bäume ſind klein, dürre und ſtehen einzeln.

Beſchreibung der Inſel Anamabao.

Die Inſel Anamabao oder Anabao hat nicht mehr als zehn Meilen Länge bey vier Meilen Breite. Dem ungeachtet iſt ſie in zwey Königreiche getheilet. Anamabao liegt oſtlich nach Timor und nordoſtlich, und Anabao nimmt den weſtlichen und ſüdweſtlichen Theil der Inſel ein. Die natürlichen Einwohner des Landes ſind ſchwarzbraun und haben ſchwarze Haare. Die von Anabao leben in gutem Verſtändniſſe mit den Holländern, wie mit den Einwohnern des Königreiches Cupang, das ihnen gegen über auf dem Eylande Timor iſt, und in welchem die Holländer ihr Fort Concordia haben: aber ſie ſind Todtfeinde derer von Anamabao, ob ſie gleich ihre nächſten Nachbarn ſind. Dieſe Eyländer bauen ihre kleinen Pflanzſtädte, die in Cocosbäumen und verſchiedenen Arten Wurzeln beſtehen. Sie lieben die Jagd und die Fiſcherey, daß ſie damit vier bis fünf Tage hintereinander zubringen, ohne an die Rückkunft nach ihren Familien zu denken. Man ſieht ſie nie ohne Waffen. Dampier ſah verſchiedene, die aber auf keine Art zu ihm kommen wollten. Die Fiſche und das Büffelfleiſch trocknen ſie und räuchern ſolches auf hölzernen Roſten, um einen Vorrath davon aufzubehalten.

Bay Cupang.

Der Argwohn, der von Seiten der Holländer nicht aufzuhören ſchien, und die Maaßregeln ſelbſt, die ſie zu ihrer Vertheidigung nahmen, machten, daß das Schiff bey dem Forte vorbey gieng, ohne um etwas anders anzuſuchen. Man hatte auf der andern Seite eine niedrige und ſandige Inſel, voll Bayen, und mit ziemlich hohen Bäumen bedeckt. Den 27ſten ankerte man mitten in der Bay **Cupang** etwa vier Meilen unter dem holländiſchen Fort, da indeſſen die Schaluppe vergeblich ſüßes Waſſer ſuchete. Dampier hoffte bey den Portugieſen mehr Gefälligkeit zu finden, deren Wohnung, wie man ihm berichtet hatte, vierzig Meilen von dieſer Bay war. Er fuhr an der nordlichen Küſte von Timor nach Oſten hin, wobey ihm Stöße von Land- und Seewinden behülflich waren. Das Land unweit des Ufers iſt von mittelmäßiger Höhe, aber tiefer hinein mit Bergen beſetzet, zwiſchen deren Erhöhungen ſich abwechſelnd Gehölze und Felder zeigen. Die Bäume ſcheinen da klein und ſehr dürre zu ſeyn; die Felder von einer gelblichten Farbe, als wenn es ihnen an Feuchtigkeit fehlete. In den Thälern und nahe beym Meere aber, iſt das Grün ziemlich lebhaft. Man bemerkete keine Oeffnung bis den 30ſten. Endlich entdeckete man eine ziemlich tiefe Bay mit zweyen großen Thälern und einem kleinen, die am Fuße der Berge in einen einzigen zuſammen giengen. Die Bewegung der See, die bisher ſchwach um die Inſel geſchienen hatte, ward hier ſtärker. Die Fluth ſtrich oſtwärts und die Ebbe weſtwärts. Dampier lernete bald von den Portugieſen, daß der Strom in dem Canale in der Mitte zwiſchen Timor und einer Kette anderer Inſeln, die nordwärts ihrer liegen, als **Miſicomba**, **Pintaro**, **Laubana**, **Ende**, ꝛc. ſich allezeit weſtwärts wendet.

Bay wo Dampier ſüßes Waſſer findet.

Man ankerte im Hinterſten der Bay in fünf und zwanzig Faden weichen Schlamm eine halbe Meile vom Ufer. Man fand daſelbſt in einem Teiche funfzig Schritte vom Meere, ſehr blaſſes Waſſer, das aber doch gut war. Die Bäume wurden zum Holzwerke zu Ausbeſſerung der Schaluppen gebrauchet. Die Rinde des Maho und der Calebaſſier dienete zu Tauen, da indeſſen ein Theil des Schiffsvolkes, eine Menge Tauben, Papa-

Dampier.
1699.

geyen und Cackatoue tödtete. Den 6ten des Weinmonates ſegelte man wieder ab, um der öſtlichen Küſte zu folgen, bis man an die Wohnungen der Portugieſen käme, und die Stärke des Stromes verſtatete nicht mehr, als ſieben Meilen in fünf Tagen zurück zu legen. In dieſer Entfernung von der Bay gieng man vor einer kleinen Inſel vorbey, die nicht anderthalbe Meile lang iſt, und nicht über hundert Ruthen Breite hat: gleichwohl aber hoch genug iſt, ſich auf zehn Meilen weit in der See zu zeigen, und faſt in der Mitte des Weges zwiſchen der Bay und der vornehmſten Wohnung der Portugieſen geſehen zu werden. Sie iſt drey Meilen von der Küſte von Timor.

Bay Laphao wo ſich die Portugieſen geſetzet haben.

Was Dampier daſelbſt für Höflichkeit genießet.

Den 12ten ſandte Dampier bey Erblickung vieler Häuſer am Ufer, einen ſeiner Officier in ſeiner Schaluppe nebſt einem portugiſiſchen Matroſen, den er aus Braſilien mitgebracht hatte, dahin. Seine Abgeordneten wurden ſehr höflich empfangen. Ein portugieſiſcher Lieutenant, der einige Mannſchaft zu Pferde und zu Fuße unter ſich hatte, ließ ihm alle Arten von Erfriſchungen anbiethen. Er ließ ihn bitten, auszuſteigen, um den Statthalter zu beſuchen, der ſieben Meilen weit davon war. Man ſegelte ſogleich weiter und kam in die Bay Laphao, wo man in zwanzig Faden Waſſer ankerte in ſchlammichten Boden (fond vaſart) der Stadt gegen über a). Bald war alles auf dem Schiffe im Ueberfluſſe. Ein portugieſiſcher Lieutenant, der Befehlshaber über die Bay war, bewirthete die engliſchen Officier mit vieler Höflichkeit. Er zeigete ihnen große Goldſtücken, die ein wenig dünne waren, und andere Einwohner ſagten ihnen, da ſie dieſes Metall in großer Menge hätten, ſo verhandelten ſie ſolches willig gegen alle europäiſche Waaren. Der Statthalter kam ausdrücklich vom Lande dahin, und Dampier begrüßete ihn mit ſeinem Geſchütze. Ihre Unterredung ward in einer kleinen Kirche gehalten, wo ſich alle Einwohner von einigem Range verſammlet hatten, da ſich indeſſen das Volk in Menge draußen befand. Dieſes Gebäude war nur oſtwärts mit einer Mauer verwahret, auf allen den andern Seiten war bloß eine Paliſſade mit Planken drey bis vier Fuß hoch von der Erde. In der ganzen Verſammlung befanden ſich nur zween Weiße, ein Prieſter, der mit dem Statthalter gekommen war und ein Kaufmann aus der Stadt; die andern waren nach Dampiers Ausdrucke meſſing Farben, mit ſchwarzen und platten Haaren. Die Unterredung dauerte zwo Stunden vermittelſt eines Dollmetſchers. Dampier befragete ſich nach der Zeit, wenn der Nordweſtmuſſon anfangen würde. Man antwortete ihm, er würde alle Stunden erwartet, er träte bisweilen im September ein, verzöge aber nie länger, als bis in den October; man rieth ihm alſo, dieſe Gegenden aufs baldigſte zu verlaſſen, weil es ihm nachgehends unmöglich ſeyn würde, daſelbſt Anker zu halten. Er fragete, ob es keine Hafen da gäbe, in denen er ſich vor der erſten Wuth der Winde retten könnte. Man ſagte ihm, der beſte Hafen der Inſel wäre Anabao nordwärts der Bay Cupang, und wäre unbewohnet, aber die Hölzer daſelbſt voll Büffel, das Meer voll Fiſche, und auch ſüßes Waſſer da zu finden: außerdem gäbe der Hafen Seſial eine gute Zuflucht, der ſich zwanzig Seemeilen oſtwärts von Laphao befände, er wäre auch ohne Einwohner, aber es befände ſich ein Fluß ſüßen Waſſers daſelbſt; und wenn Dampier ſich dahin begeben wollte, ſo würde man Einwohner der Inſel mit Vieh dahin ſchicken, das ſie ohne große Wahl gegen alle Arten von Waaren vertauſchen würden. Ferner würde er auch oſtwärts des Eylandes Ende, noch einen guten Hafen finden, nebſt einer portugieſiſchen Stadt, **Larentuka**, wo es ihm an Erfriſchungen nicht fehlen würde,

Unterricht, den er von ihnen bekömmt.

Portugieſiſche Stadt Larentuka im Eylande Ende.

---

a) Siehe unten die Beſchreibung von Timor.

Dampier. 1699.

de, ſo wenig als an **Dammer**, einer Art Theer, das man zu den Schiffen gebrauchet; aber es wäre einige Gefahr dabey, dieſe Ueberfahrt ohne Lootſen zu machen, weil die Fluth zwiſchen den Inſeln **Ende** und **St. Solon** ſehr heftig wäre. In der zweyten dieſer Inſeln wären viele Holländer, die man ihrer Verbrechen wegen dahin verbannet hätte.

Die Neugier, Oerter, welche ſo wenigen Reiſenden bekannt ſind, zu beſehen, nebſt der Nothdurft, die Schiffe zu calfatern, war eine ſtarke Verſuchung für Dampier, in die Inſel **Ende** zu gehen, beſonders nachdem er den Hafen Seſial hatte beſichtigen laſſen, und die Nachricht erhalten, daß er nur eine elende kleine Bucht, und dem Nordwinde ausgeſetzet wäre, daß ſich an beyden Seiten der Einfahrt Klippen befänden, und die Durchfahrt ſo enge wäre, daß man nicht ohne Gefahr hinein kommen könnte. Da aber die Höflichkeit der Portugieſen nicht ſo weit gieng, ihm einen Piloten zu geſtatten: ſo faſſete er den Entſchluß, ſich nach Anabao zu begeben. Den 23ſten brachte er das Cap weſtwärts; die ganze Küſte ſchien ihm ſicher und ohne Untiefen zu ſeyn. Inwendig iſt das Land voll Gebirge, aber gegen das Ende ſind große Thäler.

Gaſtmahl des holländiſchen Statthalters.

Dampier langete den 27ſten in der Bay **Cupang** an, und den folgenden Morgen ankerte er in der Rhede Anabao, zwanzig Faden tief, ſchlammichten Grund, drey Meilen vom Lande. Er brachte daſelbſt ſieben Wochen zu, ſein Schiff auszubeſſern und ſich mit Nothwendigkeiten zu verſorgen, wobey er beſtändig auf ſeiner Hut gegen die Einwohner der Inſel ſeyn mußte, die, ob ſie ſich gleich nicht ordentlich an dem Ufer dieſer Rhede aufhalten, doch manchmal haufenweiſe dahin kommen, und allen fremden Schiffen zu ſchaden ſuchen. Vor ſeiner Abreiſe wurden ihm von den Holländern viele Höflichkeiten erwieſen. Der Statthalter hatte ſich nun anders beſonnen, und gab ihm eine prächtige Mittagsmahlzeit im Forte. „Die Tafel, ſaget Dampier, war mit dem ſchönſten Tafelzeuge „und vielen vortrefflichen Speiſen bedecket. Die Teller und Schüſſeln waren von Silber „oder ſchönen Porcellain. Ich bin nie auf allen meinen Reiſen, ſo prächtig, noch mit ſo viel „Ordnung und Wohlſtande bewirthet worden. Er zeigete mir einige Schubläden voll „Muſcheln, welche die außerordentlichſten und ſonderbarſten waren, die ich in meinem Le„ben geſehen habe *b*).„

Vorſpiel der nordweſtlichen Muſſon.

Ob man wohl von Tage zu Tage den nordweſtlichen Muſſon erwartete: ſo war er doch noch nicht eingetreten, aber faſt ſeit einem Monate ſah man täglich ſehr ſchwarze Wolken erſcheinen; man hörete es auf den Bergen donnern, oder es regnete, doch ohne daß beydes ſich der Rhede näherte. Selbſt in den Gehölzen fand Dampier, der daſelbſt oft auf die Jagd gieng, viel Bäume, die niedergeworfen und vom Winde ausgewurzelt waren, ob er wohl noch kein Lüftchen empfunden hatte.

Endlich ſegelte man von Anabao den 12ten des Chriſtmonates ab, und hier öffnete ſich der Schauplatz für eine deſto merkwürdigere Schiffahrt, da ſie den Dampier in Oerter führete, von denen anderen Reiſenden kaum der Name bekannt iſt.

Er ſegelte an den oſtlichen Küſten der Inſel Timor hin, und ſah in der Höhe von Laphao ſehr ſchwarze Wolken in Nordweſt. Da er aber aller Gefahr ungeachtet Neuguinea zu ſuchen entſchloſſen war: ſo ſetzete er ſeine Reiſe unerſchrocken fort. Den 20ſten entdeckete er die Oeffnung zwiſchen den Inſeln **Omba** und **Fetter**; und da ihn der Strom ſechs bis ſieben Meilen ſüdweſtlich aus der Fahrt die Nacht über gebracht hatte, ſo konnte er über dieſe

Dampier verläßt Timor.

---

b) A. d. 34 und vorherg. Seite.

Dampier.
1699.

Omba und Fetter.

Mündung nicht eher, als den 22ſten ſetzen. Eine genaue Beobachtung lehrete ihn, daß die ſüdweſtliche Spitze von Omba acht Grad fünf und zwanzig Minuten Breite liegt, ob ſie wohl in ſeinen Karten acht Grad zehn Minuten geſetzt war. Der wahre Weg von Anabao wendet ſich oſtlich fünf und zwanzig Grad, nordlich hundert und drey und achtzig Meilen weit. Man entdeckete auf der nordoſtlichen Spitze von Omba viele Leute, und einige artige Häuſer. Nachmittags kündigte ein Wirbelwind mit Regen, Donner und Blitze begleitet die Ankunft des Muſſon an.

Brennende Inſel.

Irrthümer der Seekarten.

Verſchiedene Inſeln.

Den 27ſten ſah man die **brennende Inſel**, die ziemlich hoch, aber klein iſt, in ſechs und dreyßig Grad ſüdlicher Breite. Sie erhebt ſich vom Meere an ſchief, bis an den Gipfel ihres Berges, der ſich in zwo Spitzen theilet, und aus dem Zwiſchenraume ſtieg ein ſtarker Rauch auf. Die nordliche Seite iſt grün, aber alles übrige dürr und unfruchtbar. Dampier richtete ſeinen Lauf nach zwo Inſeln zu, die man die Schildkröten nannte; ſie lagen in ſeinen Karten funfzig Meilen von der brennenden Inſel Nordoſt ein Vierthel Oſt. Den 28ſten ſah er, nordwärts ſeines Weges zwo kleine niedrige Inſeln **Lucaparros** genannt. Er ſchätzete ſich nur noch zwanzig Meilen von den Schildkröten; und da er ſich in der Breite, welche ſie den Karten nach haben ſollten, befand, ſo ſuchete er ſie zu entdecken, aber er bemerkete nur eine einzige Inſel gegen die Mitte des Tages: und wenn ſolches eine von den Schildkröten war, ſo befand ſich weder ihre Länge noch ihre Breite, recht angegeben. Man fand hier zwey Grad zwey Minuten oſtliche Abweichung. Nachmittages ſegelten ſie Nordoſt ein Vierthel Oſt nach der bemerkten Inſel, und entdecketen oben vom Maſte, viel näher als die Schildkröten in den Karten angegeben haben, zwo Inſeln, deren eine ein ſehr hoher Berg iſt, welcher ſpitzig aufſteigt, am Gipfel geſpalten iſt, aber viel größer und höher. Die zweyte ſchien lang und flach zu ſeyn. Man konnte nicht zweifeln, daß es nicht die Inſeln von **Banda** ſeyn ſollten. Nachdem ſie die Nacht über ein wenig Wind gehabt hatten: ſo ſahen ſie den folgenden Morgen bey Anbruche des Tages eine andere hohe und ſpitzige Inſel, von der man ſich bald nur acht Meilen entfernet befand. Dampier erkannte ſie für die Vögelinſel, aber nach ſeiner Beobachtung, rücken ſie die Karten, welche ſie in fünf Grad neun Minuten ſetzen, um ſieben und zwanzig Meilen zu weit nach Süden.

Waſſerhoſe, die aus einer Wolke fällt.

Die folgende Nacht ſetzete er nur wenig Segel aus, um ſich verſchiedenen Inſeln nicht allzuſehr zu nähern, die ſich zwiſchen Ceram und Timor krümmen, und wie einen halben Mond machen. Den Tag darauf entdeckete er ſie, und fand ſie weiter von der Vögelinſel entfernet, als er geglaubet hatte. Ein Strom, deſſen Richtung ſüdwärts gieng, verſtattete ihm nicht eher, als gegen Abend, durch alle dieſe Inſeln zu ſchiffen. Er kam glücklich um die kleine Watela. Nicht ohne Schrecken ſah er ziemlich nahe beym Schiffe, aus einem ſchwarzen Gewölke, eine Waſſerhoſe, mit Regen, Donner und Blitze fallen; ſobald ſie von der Wolke abgeſondert war, zerſtreuete ſie ſich. Die Inſel **Koſiway**, die man lange Zeit ſah, ſchien bis in die Nacht mit Rauche bedecket zu ſeyn.

Der II Abſchnitt.

Dampier langet in Neu⸗Guinea an. Sehr ſchöne Hühner. Weiße Inſel. Inſel Sabuda. Cap Maho. Eyland König Wilhelms. Inſeln der Vorſicht und Schouten. Sturminſel. Dampier ſteigt in Neu⸗Guinea ans Land. Wirkung ſeines Anblickes bey den Einwohnern. Bay der Schleuderer. Inſel Garret Denis. Ihrer Einwohner ſeltſame Geſtalt. Inſel Anton Cava. Inſel St. Johann. Vorgebirge St. Georg. Cap d'Orford. Tiefe Bay und Dampiers Gefahr daſelbſt. Er ſuchet die Wilden leutſeliger zu machen; erſetzet die Räuberey ſeiner Leute. Feuerſpeyender Berg. Dampier entdecket eine Durchfahrt; Neu⸗Brittannien; die lange Inſel. Kroneninſel und andere. Sonderbare Wirbel. Dampiers äußerſte Gränze nach Oſten. Seine Rückkunft durch einen unbekannten Weg. Inſel Ceiram und Bonao. Eyland Miſacombi. Dampiers Rückkehr in ſein Vaterland. Schiffbruch auf einer Bay der Aſcenſionsinſel. Schiff, das ihn wieder nach England bringt.

Dampier langet in Neu Guinea an.

Sehr ſchöne Hühner.

Weiße Inſel.

Den 1ſten Januar entdeckete man das Land von Neu⸗Guinea, und näherte ſich des folgenden Tages verſchiedenen ziemlich hohen Inſeln, die vor der Küſte hinliegen. Das Land ſchien hoch und eben, mit großen, blühenden und grünen Bäumen bedecket zu ſeyn, die eine ſehr angenehme Ausſicht machten. Man lief weſtwärts von vier bergigten Inſeln, in Begleitung vieler ſchwarzen Wolken. Den 6ten fand Dampier einen ſtarken Strom, der ihm entgegen ſtrich; daher er ſich entſchloß, in acht und dreyßig Faden zwiſchen der Küſte, und einer Inſel eine Meile lang, die drey Meilen von ihm war, zu ankern. Die oſtlichſte Landſpitze, die er im Geſichte hatte, war Oſt ein Viertheil Süd nach Süd halb Süd drey Meilen vom Schiffe, und die weſtlichſte Weſtſüdweſt halb Süd zwo Meilen davon, welcher ihm alſo einen ſehr ruhigen Platz zum ankern umſchloß. Vor der Nacht brachten ihm ſeine Leute verſchiedene Arten Früchte, die ſie in den Wäldern gefunden hatten, und eine Henne, deren Schönheit er bewunderte. Sie war ſo groß, als die größten Hähne. Ihr Gefieder war himmelblau mit einem weißen Flecken mitten auf den Flügeln, den einige andere von röthlicher Farbe umgaben. Auf dem Kopfe hatte ſie einen großen Buſch langer Federn, den Schnabel wie der Tauben ihrer, Schenkel und Füße wie die Haushühner, nur mit dem Unterſchiede, daß die Füße röthlich waren. Ihr Kropf war voll kleiner Beere, und ihre Eyer, von denen die Jäger nur eines auf dem Baume, auf dem ſie niſtete, gefunden hatten, glichen unſeren größten Hühnereyern. Die Fiſcherey war eben ſo glücklich. Mit einem einzigen Zuge des Netzes fing man dreyhundert und zwey und funfzig Mackerellen und viel andere Fiſche, darunter auch Hechte, die dem Paracotta ſehr ähnlich waren, aber eine längere Schnauze hatten. Man fand auch ſehr gutes Waſſer, aber keine Spuren von Menſchen. Indeſſen entdeckete man in einer kleinen Bucht zween hölzerne Röſte, die nicht allzualtzu ſeyn ſchienen, und die Stäbe dazu ſchienen mit einem ſcharfen Werkzeuge geſchnitzet zu ſeyn, woraus man ſchloß, daß die Einwohner den Gebrauch des Eiſens hätten. Da aber keine Hoffnung war, andere Erfriſchungen zu finden: ſo ließ Dampier den Anker lichten, um ſich der ſüdlichen Küſte der Bay zu nähern. Er gieng bey einer Inſel vorbey, die in den Karten nicht genannt iſt: welche er die weiße nannte, weil ſie viel Felſen von dieſer Farbe zeigte. Sie iſt ſonſt ſehr hoch, voll Gehölze, eine Meile lang, fünf Meilen vom feſten Lande, dem ſie ſich aber mit ihrem weſtlichen Ende nähert. Ihre Lage iſt drey Grad vier Minuten ſüdlicher Breite fünfhundert und zwölf Meilen oſtwärts von Anabao.

Der Strom hatte hier ſo viel Gewalt, daß man drey Tage lang ihm widerſtreben mußte, um nur um eine Landſpitze hinumzukommen, worauf man von dieſer Hinderniß

Dampier. 1700.

Inſel Sabuda und ihre Beſchreibung.

befreyet war und nach Norden ſegelte. Das Senkbley zeigete verſchiedene Tiefen, die aber allezeit abnahmen, bis ungefähr vier Meilen von Cap. In dieſer Höhe ſah man einige Inſeln, die vier Meilen weit weſtwärts zu liegen ſchienen. Man näherte ſich ihnen, weil man Rauch ſah. Einige Wilden, die ſich durch Meſſer, Glaskügelchen und Aexte anlocken ließen, brachten viele Wurzeln und Früchte an Bord. Ihre Inſel hat keinen Namen in den Karten, aber ſie nannten ſie Sabuda. Ihre Länge iſt etwa drey Meilen und die Breite zwo Meilen. Sie iſt hoch genug, eilf bis zwölf Meilen in der See bemerket zu werden und voll Felſen, über denen man gutes ſchwärzliches Erdreich findet, das ohne allzuviel Tiefe zu haben, doch große Bäume und alle Arten Wurzeln und Früchte trägt. Dampier ſah da Plantanen, Cocosnüſſe, Ananas, Orange, Papahs, Patates und andere große Gewächſe. Die wilden Jacas ſind daſelbſt zwo Fäuſte groß und von ſehr angenehmem Geſchmacke. Der Libbey wächſt in den ſumpfichten Thälern der Inſel, und die Einwohner machen eine Art Kuchen daraus. Dampier kaufte deren vierzig mit einigen Muſcatnüſſen, die in ihren Schalen waren, und die friſch abgenommen zu ſeyn ſchienen; ſie mochten nun aber von der Inſel oder von einem anderen Orte ſeyn, ſo konnte er dieſerwegen nichts von den Einwohnern erfahren. Unter den Thieren ſah er da **Boubics** oder **Buſes**, Krieger, Goldens, Krebsfänger, deren Gefieder milchweiß iſt, große Tauben, Krähen, die von den unſeren nur darinnen unterſchieden ſind, daß das Untertheil ihrer Flügel ganz weiß iſt, große Hühner von himmelblauer Farbe, wie das, welches man auf der Küſte von Neu-Guinea getödtet hatte, und viel kleine ihm unbekannte Vögel. Die Fledermäuſe waren da ſo groß, als kleine Kaninchen. Hals, Kopf, Ohren und Schnauze an ihnen glichen den Füchſen. Ihr Haar iſt rauh. Das Haar um den Hals an ihnen iſt blaß gelb, aber auf dem Kopfe und an den Schlüſſelbeinen ſchwarz. Ihre Flügel ſind vier Fuß lang von einem Ende zum andern. Sie geben einen ſo ſtarken Geruch von ſich, als der Fuchs. Die genaue Lage dieſer Inſel iſt zwey Grad drey und vierzig Minuten ſüdlicher Breite vierhundert und ſechs und achtzig Meilen vom Hafen Anabao. Es liegen neun oder zehn andere kleine Inſeln um ſie herum, die ſich in den Karten finden.

Ihre Einwohner.

Ihre Einwohner ſcheinen von einer Art Indianer zu ſeyn; ſie ſind ſehr ſchwarzbraun, haben ſchwarze lange Haare und kommen in ihren Gebräuchen denen von **Mindanao** ſehr nahe. Außer dieſer Art, welche die vornehmſte iſt, ſah Dampier auch daſelbſt Schwarze aus Neu-Guinea, die krauſe und wollichte Haare haben. Die meiſten ſind Sclaven, ſehr arm und gehen nackend. Indeſſen haben ihre Weiber eine Art Kleidung von Baumwolle, und ihre Zierrathen ſind Armbänder mit blauen und gelben Körnern beſetzet. Die Mannsperſonen ſind mit Bogen und Pfeilen bewehret, auch mit Lanzen, die eine Spitze von Knochen haben, und Säbel. Sie ſchießen die Fiſche ſehr geſchickt mit einer hölzernen Kugel. Dampier bewunderte ihren Witz bey der Art, wie ſie die Fiſche oben auf das Waſſer hinauf bringen *c*). Ob ſie wohl ihren vornehmſten Unterhalt von ihren

---

c) Sie haben, ſaget er, ein Stück Holz, das artig gearbeitet und gemalet iſt, von der Geſtalt eines Delphins oder eines andern Fiſches. Sie binden ſolches an eine Leine und werfen es mit einem kleinen Gewichte, das es unten hat, ins Waſſer. Wenn ſie glauben, es ſey tief genug, ſo ziehen ſie es plötzlich zurück, und der Fiſch, der nach dieſem Bilde in die Höhe ſteigt, zeiget ſich nicht ſobald, als ſie ihn ſchießen.

d) Ebendaſ. a. d. 68 S.

e) Wie die auf dem Eylande Celebes.

f) Es iſt von Wichtigkeit, hier zu bemerken, daß die Fluth weſtlich, und die Ebbe oſtlich, aber die letztere ſehr ſchwach iſt, welches man ununterbrochen

Dampier 1700.

Ihr Handel.

ren Pflanzſtädten haben, ſo gebrauchen ſie doch auch große Schaluppen, nach Neu Guinea zu fahren, wo ſie Sclaven und ſchöne Papageyen kaufen, die ſie nach **Goram** bringen, und daſelbſt gegen baumwollene Zeuge vertauſchen. Dampier kaufete einige Papageyen von ihnen. Er wollte ihnen auch einige Sclaven abkaufen, aber ſie wollten ſelbige gegen nichts, als baumwollene Zeuge, verhandeln, die er nicht hatte. Ihre Häuſer ſind ſo klein, daß ſie nur zu der höchſten Nothwendigkeit Raum genug haben. Doch finden ſich auch größere auf der andern Seite der Inſel. Bey der Schwierigkeit, ihre Religion zu unterſcheiden, urtheilete Dampier doch, daß ſie nicht muhammedaniſch ſeyn müßte, weil ſie ohne Bedenken ſtarke Getränke aus eben dem Becher mit den Engländern trunken *d*).

Cap Maoh.

Nachdem ſie anſehnlichen Vorrath eingeſchiffet hatten: ſo ſegelten ſie wieder nach Norden, und den folgenden Tag kamen ſie vor einer Menge kleiner Inſeln vorbey, zwiſchen vielen Untiefen, die nicht gefährlich ſind. Den 4ten des Hornungs ſah er ſich drey Meilen vom Cap, Nordweſt von Neu-Guinea, das die Holländer das **Cap Mahon** genannt haben. In der Höhe dieſes Caps findet man eine kleine Inſel mit Holze bedecket, der viele andere Nord und Nordoſt folgen. Dieſer Theil von Neu-Guinea iſt ein hohes Land, voll großer, ſehr grüner Bäume. Das Cap ſelbſt iſt nicht ſehr erhoben, aber es endiget ſich in verſchiedene Spitzen, die ihm vom weiten das Anſehen eines Diamantes geben, wenn man ſich der mittlern Spitze gegen über befindet.

Tauben und Kammuſcheln.

Eyland Königs Wilhelms.

Man näherte ſich der weſtlichſten dieſer Inſeln, ohne mit einer Schnur von funfzig Klaftern tief Grund zu finden. Die Schaluppe, die ausgeſandt wurde, eine Sandbank zu unterſuchen, die wenigſtens eine Meile vom Ufer war, brachte eine ſchöne Kammuſchel zurück *e*), davon die Schale achtzehn Pfund wog. Da ſich ihrer daſelbſt eine ſtarke Anzahl, und viel größere befinden: ſo nannte Dampier dieſe Inſel, die **Kammuſchelinſel**, (isle des Petoncles). Er ſah auch da viel Tauben und große Fledermäuſe. Als er den folgenden Morgen in einer kleinen Inſel ſechs bis ſieben Meilen von der andern, ausgeſtiegen war: ſo fand er daſelbſt mehr Tauben, als er je in Oſt- und Weſtindien geſehen hatte, und eine ſolche Menge Kammuſcheln, daß eine Stunde würde zugereicht haben, die Schaluppe damit zu laden. Man nahm eine der leeren Schale, die zweyhundert und acht und funfzig Pfund wog *f*). Den 7ten des Hornungs näherte man ſich einer Inſel, die Dampier **König Wilhelms Eyland** nennete. Sie iſt ſehr hoch, voller Gehölze und etwa dritthalb Meilen lang. Die Bäume, die ihm meiſtens unbekannt waren, hatten nicht nur ſehr grünes Laub, ſondern ſie trugen auch gelbe, weiße oder purpurfarbene Blühten, die einen ſehr angenehmen Geruch ausbreiteten. Die meiſten haben einen hohen Stamm, der gerade und bis an den Gipfel gleich ſtark iſt.

Man fuhr fort, oſtwärts zu ſegeln, bis den 14ten des Hornungs im Geſichte verſchiedener Oeffnungen, die ſich hier und dar auf dem Ufer des feſten Landes zeigeten, denen man ſich aber wegen des Windes nicht nähern konnte. Nachgehends änderte man den Weg,

---

chen von der Inſel Timor an gefunden hat. Wenn die Winde oſtlich ſind: ſo fällt es unmöglich, auf dieſer Küſte wider Wind und Meer zuſammen fortzurücken. Dieſe Oſtwinde verſtärketen ſich ſtets bey Dampiers Reiſe von etwa zwey Grad ſüdlicher Breite, und je mehr er ſich der Linie näherte, deſto mehr wandte er ſich oſtwärts. Er ſetzet hinzu, in dieſen Gegenden, nordlich des feſten Landes von Neu-Guinea, wo ſich das Ufer oſtlich und weſtlich ſtrecket, habe er gefunden, daß der beſtändige Wind von Weſten wehete, ob er gleich in den größten Höhen ordentlich Nordnordweſt und Nordweſt iſt. A. d. 72 S.

Dampier 1700.

Inſeln der Vorſicht und Schouten.

Kampf einer Schlange mit zween Fiſchen.

Weg, um bey zweyen Vorgebirgen vorbey zu ſegeln, die zwanzig Meilen von einander waren, und fand gegen das letztere, welches das Vorgebirge der ſüdlichen guten Hoffnung war, vier Grad Abweichung. Da ſich Wind und Regen vermindert hatten: ſo erkannte man den 15ten eine kleine ſehr hohe Inſel, die man die **Vorſicht**, (Providence) nannte, und fünf Meilen weiter ſüdwärts, ſah man die, welche in den Karten Wilhelm Schoutens Namen führet. Sie hat hohes Land, und iſt nicht kürzer als zwanzig Meilen. Den 16ten giengen ſie durch die Linie, und man fand ſechs Grad ſechs und zwanzig Minuten öſtlicher Abweichung. Der Strom ſtrich ſüdwärts, aber den 21ſten wandte er ſich nordwärts, gegen den eigentlichen ordentlichen Muſſon, den Dampier hier, wie in allen andern Gegenden, erwartete, weil man dem Vollmonde nahe war. Den 22ſten wandte ſich ein ſchwacher Strom nach Süden. Den 24ſten hatte man ein ſonderbares Schauſpiel. Zween Fiſche, die das Schiff ſeit fünf bis ſechs Uhr begleitet, bemerketen ſowohl, als die Engländer eine große Seeſchlange, und fingen an, ſolche zu verfolgen. Sie hatten ungefähr die Geſtalt und Größe der Mackerelle, aber ihre Farbe war gelb und grünlicht. Die Schlange, die vor ihnen ſehr ſchnell floh, hob den Kopf aus dem Waſſer, und einer von den Fiſchen beſtrebete ſich, ſie bey dem Schwanze zu faſſen: ſo bald ſie ſich herumwandte, blieb der erſte Fiſch zurück, und der andere nahm ſeine Stelle ein. Sie verfolgeten ſie dergeſtalt lange Zeit, dabey ſie ſich beſtändig im Fliehen vertheidigte, bis man ſie alle aus dem Geſichte verlor *g*).

Sturminſel.

Den 25ſten des Hornungs gab Dampier den Namen St. Matthias einer bergichten Inſel von neun oder zehn Meilen Länge. Sieben bis acht Meilen weiter oſtwärts entdeckete er eine andere, die zwo bis drey Meilen lang war, und die von ihm den Namen der **Sturminſel** erhielt, weil er dieſen Tag heftige Wirbel ausſtund, die ihm daſelbſt anzuländen hinderten. Sie iſt niedrig, eben, voller Gehölze, und gegen ihre ſüdweſtliche Spitze ſtößt eine Reihe Klippen an ſie, die eine Meile lang iſt, und ſie mit einer andern kleinern, aber eben ſo mit Holze bedeckten Inſel verbindet. Die Gewalt des Windes, der immer von einem Compaſſe ſtrich, nach dem andern jähling rückete, Regen, Waſſerhoſen Blitze und alles Schrecken des Muſſons, hatten bisher noch nicht geſtattet, ſich dem feſten Lande zu nähern. Da ſich indeſſen der Himmel auf der Landſeite aufgekläret hatte: ſo glaubete man den 26ſten zehn Meilen weit Südſüdoſt das Cap Solomaſwer zu entdecken, und den 27ſten, nachdem man durch viel niedrige Inſeln voller Gehölze gefahren war, die in den Karten nicht verzeichnet ſind: ſo ſah man ſich nahe bey der Küſte. Die Abweichung war neun Grad funfzig Minuten. Man hatte den Morgen eine große ſehr hohe Inſel zur Linken des Schiffes gelaſſen, die nicht über ſechs Meilen vom feſten Lande iſt und in den holländiſchen Karten **Wishart** heißt.

Dampier ländet in Neu-Guinea an.

Was ſein Anblick bey den Einwohnern wirket.

Neu-Guinea iſt hier hoch, bergicht und mit ſchönen grünen Bäumen bedeckt. Am Rande der Berge ſah man viele große Pflanzſtädte und angebauete Felder, die keinen Zweifel übrig ließen, daß das Land bewohnet wäre. Dampier war ſehr begierig, mit den Wilden bekannt zu werden, und wir wollen ſolches in ſeinen eigenen Worten vortragen, um eine bloße Schiffererzählung, wenigſtens durch die Abwechslung, lebhafter zu machen. Dieſe Leute hatten niemals einen Europäer geſehen. „Beym Anländen, ſaget er, entdeckete ich „eine Pirogue, nachgehends zwo, und drey. Endlich ſah ich ihrer aus allen Bayen und Buchten eine ſolche Menge heraus kommen, daß ich ihrer bald ſechs und vierzig zählete. Sie kamen

---

g) Ebend. a. d. 77 S.

„uns ſo nahe, daß wir von beyden Seiten unſere Zeichen unterſcheiden und ſelbſt die „Stimmen hören konnten, obgleich keiner des andern Sprache verſtund. Dieſe Wilden „ſchienen uns zum Ausſteigen zu ermahnen: weil ich ihnen aber nicht trauen wollte, beſonders bey einem ſtarken Regen, der uns am Gebrauche unſers Feuergewehres gehindert hätte: ſo wollte ich in eine Bay laufen und daſelbſt ankern. Der Wind war ſo „ſtark, daß er uns aus der Fahrt brachte; indeſſen folgeten die Piroguen uns immer. Ich „zeigete den Wilden gläſerne Halsbänder, und Meſſer, um die Kühneſten zu veranlaſſen, „daß ſie ſich näherten. Sie ſchienen gegen mein Anerbiethen unempfindlich zu ſeyn. „Ich warf ihnen ein Meſſer zu, das auf ein Stück Brett gebunden war, und eine gläſerne wohlverſtopfte Flaſche, in die ich einige Glaskügelchen gethan hatte. Sie ergriffen „ſolche mit einiger Freudensbezeugung. Uebrigens ſchlugen ſie ſich oft mit der rechten „Hand an die Stirne, und hielten mit der andern Hand einen großen ſchwarzen Stab „über die Köpfe. Dieſen für mich ſehr neuen Gebrauch legete ich als ein Freundſchaftszeichen aus, und befahl meinen Leuten, ihnen nachzuahmen. Wenn wir uns dem Ufer näherten, „ſo ſchienen ſie uns Zeichen ihres Beyfalles zu geben; und wenn ſie ſahen, daß wir bereit „waren, uns davon zu entfernen, ſo runzelten ſie die Augenbraunen: aber ſie fuhren fort, „uns zu folgen, und uns das Land mit den Händen zu weiſen. Endlich kamen wir in „die Mündung der Bay. Man fand keinen Grund daſelbſt, wenigſtens eine Meile vom „Ufer. Ihr Umfang war ungefähr drey Meilen. Da ich nicht wußte, wo zu ankern wäre: ſo war ich deſto weniger gewiß, mich daſelbſt aufzuhalten; weil die Nacht heranrückete, und man in Weſten eine große ſchwarze Wolke, als ein untrügliches Zeichen „eines neuen Sturmes, ſah. Außerdem ſah ich, daß mir über zweyhundert Mann in den „Piroguen folgeten, und ich entdeckete nicht weniger, als vierhundert, welche das Ufer beſetzeten. Was ſie für Waffen hatten, und was ihre Abſichten ſeyn konnten, weis ich nicht. „Kaum aber hatte ich das Schiff gewandt: ſo ſchickten uns die aus den Piroguen einen „Steinhagel mit Maſchinen zu, deren Geſtalt ich nicht entdecken konnte. Ich hielt ſie „für Schleudern, und nannte daher den Ort, die **Bay der Schleuderer**. Ein einziger „Canonenſchuß, den ich thun ließ, machte ſie ſo beſtürzt, daß alle ihre Feindſeligkeiten „aufhöreten, beſonders da ſie einige ihrer Spießgeſellen durch die Kugel verletzet, oder „getödtet ſahen *b*).

Bay der Schleuderer.

Den folgenden Morgen ſegelte Dampier bey verſchiedenen Inſeln vorbey, und ſah eine Menge Bayen, wo eben ſo oft Piroguen heraus kamen, aber auch mit weniger Neigung, ans Schiff zu kommen. Dicke Wolken, die ſich über den Gipfeln der Berge wälzeten, und nachgehends bis an den Fuß ſenketen, erinnerten ihn, daß ſich Stürme näherten. Seine einige Sorgfalt war, alsdann ſich der erſten Zuflucht, die ſich zeigete, zu bedienen. Den 3ten des Märzmonates ſah er fünf Meilen von einer großen Inſel, die zwo andere Nordoſt hat, wiederum das feſte Land vor ſich, und eine andere große Inſel, ſieben Meilen, gegen die er zu ſteuern beſchloß. Die holländiſchen Karten nennen ſie die Inſel **Garret Denis**. Ihr Umfang iſt vierzehn bis funfzehn Meilen. Sie iſt hoch, bergicht und mit Gehölze bedeckt. Die Bayen ſind mit Cocosbäumen wohl verſehen. Man ſieht auch darauf einige kleine Häuſer, und viel Pflanzſtätte auf den Hügeln. Das neu bearbeitete Land ſchien braunröthlicht zu ſeyn. Die Inſel ſelbſt iſt mit Spitzen umgeben, die ihre

Inſel Garret Denis.

---

b) Ebend. a. d. 82 S.

Dampier. 1700.

ihre Geſtalt ſehr unordentlich machen. Sie liegt in drey Grad zehn Minuten ſüdlicher Breite. Ihre Einwohner ſind ſchwarz und ſtark. Sie haben große und runde Köpfe. Ihre kurzen und krauſen Haare ſind auf mannigfaltige Art abgeſchnitten, und roth, weiß

Einwohner.

und gelb gefärbet. Ihr Geſicht iſt rund und breit, die Naſe groß und platt, welches ihre Geſtalt noch nicht unangenehm machen würde, wenn ſie nicht jenes durch Gemälde, und dieſe durch einen Riegel von der Dicke eines Fingers, und vier Zoll lang, verſtelleten, den ſie dergeſtalt queer durch die Naſenlöcher ſchieben, daß die beyden Enden die Backenkno-

Ihre ſeltſame Geſtalt.

chen berühren, und die Naſe um ihren Zierrath herum kaum zu unterſcheiden iſt. Sie beſitzen eine außerordentliche Geſchicklichkeit, ihre Piroguen zu regieren. Dampier bewundert die Kunſt, mit welcher dieſe kleinen Fahrzeuge gebauet ſind. Sie ſind lang und ſchmal, auf einer Seite mit hervorragenden Stücken i). Das Vordertheil und das Hintertheil ſind erhabener, als das Uebrige, und allemal mit Schnitzwerke gezieret, das einen Vogel, einen Fiſch, oder eine angeſtrichene Hand, erhoben darſtellet. Die Aehnlichkeit iſt gut genug, der Erfindung der Einwohner Ehre zu machen. Sie haben ſehr artige Pagayen, deren ſie ſich eben ſo geſchickt bedienen. Ihre vornehmſten Waffen ſind die langen hölzernen Degen, Schleudern, Bogen und Pfeile. Dampier fand, daß ſie mit denen ſehr viel Aehnlichkeit hatten, die ihn in der Schleudererbay anfielen, und zweifelte nicht, ſie würden eben ſo treulos ſeyn. Ihre Sprache ſchien ordentliche Sylben zu haben. Sie wiederholten oft die beyden Wörter Vacuſi allamai, und wieſen das Ufer mit der Hand. Ihre Freundſchaftsbezeugungen beſtunden darinnen, daß ſie einen großen Stock über den Kopf hielten, oder dergleichen mit einem Aſte voll Laub thaten, und ſich dabey oft auf die Stirne ſchlugen.

Den folgenden Tag langete man mit günſtigem Winde unter einer hohen Inſel an, die vier bis fünf Meilen im Umfange hatte, mit Holz bedeckt, und voller Pflanzſtätte auf den Abhängen der Berge war. Sie liegt in drey Grad fünf und zwanzig Minuten Breite, und ihre Entfernung vom Cap Maho, iſt ungefähr dreyzehnhundert ſechzehn Meilen ſüdlich. Südoſtwärts von ihr entdecket man drey bis vier kleine Inſeln voll Wälder und Cocosbäume, deren eine hohe Spitzen hat, die andere niedrig und platt iſt. Nordwärts von ihr ſieht man eine andere von mittelmäßiger Höhe, aber größerm Umfange. Dampier wählete ſei-

Inſel Anton Cava.

ne Durchfahrt zwiſchen dieſer, und der, welche die holländiſchen Karten die Inſel von Anton Cava nennen. Er glaubet, die Holländer haben die beyden andern nie geſehen, ſo wenig als die, welche nordwärts der Inſel Garret Denis ſind.

Indeſſen folgeten ihnen die Kähne immer nach, und die Bayen waren voll Menſchen, die immer fortgiengen, nachdem ſie das Schiff fortrücken ſahen. Manche ſuchten ihnen auch nachzuſchwimmen, aber ſie blieben bald weit dahinten. Bey der Ankunft an die nordoſtliche Spitze fand er einen gewaltigen Strom, der nordweſt ſtrich, und ihn nach der niedrigen Inſel trieb. Drey Einwohner der Inſel hatten hier die Kühnheit, ſich ihm in einer Pirogue zu nähern. Man gab ihnen ein Meſſer, einen kleinen Spiegel, und ein gläſernes Halsband, welches ſie alles begierig nahmen. Dampier ließ ihnen Zitronen

Kühnheit einiger Einwohner.

und Cocosſchalen vorlegen, und erſuchte ſie durch Zeichen, ihm eben die Früchte zu bringen. Sie brachten ihm ſogleich drey Cocos, die ſie in ihrer Pirogue hatten. Man wies ihnen darauf Muſcatennüſſe, und aus ihren Zeichen ließ ſich urtheilen, daß ihre Inſel welche hervor brächte. Man wies ihnen auch Goldpulver, das ihnen nicht unbekannt zu ſeyn

---

i) A d. 84 S.

Dampier. 1700.

ſeyn ſchien. Sie ſchryen Manil, Manil; und wieſen mit dem Finger nach dem Ufer. Da ſich einige andere Kähne nach ihrem Beyſpiele hatten nähern wollen: ſo ſchloß Dampier aus einigen Zwiſtigkeiten, die unter ihnen entſtunden, ſie wären aus Abgunſt gegen einander in Streit gerathen. Ihre Farbe war ſchwarz, und ihre Leibesgeſtalt ſehr groß. Den Leib hatten ſie mit bunten Gemälden überſtrichen, krauſe Haare und die Naſenlöcher mit großen Riegeln durchbohret.

Er ſegelte Südſüdoſt von ihrer Inſel an, und hatte einen ſehr ſtrengen Strom zu überwältigen, ob man ihn wohl nur an einigen Orten merkete, wo man Baumſtämme mit ihren Aeſten ſchwimmen ſah. Dampier ließ einen heraufziehen, um kleine Klötzer zum Feuerholze daraus zu machen: aber er war von Würmern zerfreſſen, deren einige lebendig und ſo ſtark, als eine Gänſefeder waren. Sie waren über einen Zoll lang, und ihr Kopf ſchien mit einer ſehr dünnen Schale bedecket zu ſeyn.

Inſel St. Johann.

Man langete bey einer Inſel an, welche die Holländer St. Johann nennen: man ließ ſie aber nordwärts. Ihr Umfang iſt neun bis zehn Meilen. Sie zeiget eine Menge Pflanzſtätte auf den Hügeln, lange Gänge voll Cocosbäume, und dicke Wälder am Ufer der Bayen. Die Kähne, die man da heraus kommen ſah, glichen denen, die man bey den vorigen Inſeln geſehen hatte, und die Sprache der Einwohner ſchien eben dieſelbe zu ſeyn. An der Spitze dieſer Inſel fiel Dampier wieder auf ſeine Unternehmung, ſeine Entdeckungen am feſten Lande fortzuſetzen, weil er oſtwärts keine weiter ſah, und in denen, wo er geweſen war, ſich aufzuhalten nicht für ſicher hielt, da ſie gar zu volkreich waren. Die Weſtwinde giengen bald zu Ende, die ſchöne Jahreszeit nahete alſo heran, und wenn er der Küſte ohne Gefahr folgen konnte: ſo hoffete er, daſelbſt leicht Holz und Waſſer zu finden, welches alles war, was er brauchte.

Vorgebirge St. Georg.

Den 8ten des Märzmonates endecketen ſie einigen Rauch an verſchiedenen Orten des feſten Landes. Man näherte ſich demſelben, ohne einige Oeffnung zu finden: aber das Land ſchien hoch und voll Gehölze nebſt einigen Savannen untermenget zu ſeyn. Südwärts ſah man ein Vorgebirge, über welches das Ufer nicht mehr zu ſehen war; daher man urtheilete, es wendete ſich weſtwärts. Dieſes Vorgebirge iſt in fünf Grad zwo Minuten ſüdlicher Breite und ſein Mittagsſtrich zwey tauſend zwey hundert und neunzig Meilen vom Cap Maho. Auf eben der Seite machen verſchiedene Spitzen, die ins Meer hinaus gehen, eben ſo viel artige Bayen. Den Tag darauf entdeckete man eine Meile vom Cap nach Norden, eine kleine runde ziemlich hohe Inſel, die eine große und tiefe Bay einſchließt. Dampier nannte das Vorgebirge: **Cap St. Georg.** Das Ufer ſtrecket ſich darauf Weſtnordweſt, etwa zehn Meilen, das iſt, ſo weit man ſehen kann. Was man aber für ein Stück Land weſtwärts deſſelben gehalten hatte, das war ein anderes Vorgebirge in dieſer Entfernung. In dem Zwiſchenraume findet ſich eine Bay von mehr als zwanzig Meilen Tiefe, in deren Grunde man einige Spitzen wie Inſeln ſieht. Den folgenden Tag bemerkete Dampier andere Stücken Land, Südoſt der oſtlichen Spitze. Er nannte die Inſel, welche dem Cap gegen über iſt, auch **St. Georg**, und der Bay zwiſchen dem Cap und der weſtlichen Spitze, gab er eben den Namen. In der Abſicht ſeinem Vaterlande durch neue Entdeckungen Ehre zu machen, bemerkete er hier, daß ungefähr zehn Meilen fehlen, daß die holländiſchen Karten nicht ſo weit gehen, als dieſes Cap.

Wenigſtens eine Meile vom Ufer, das ziemlich hoch und voll Wälder iſt, bemerkete man keine Pflanzſtätte: aber den 10ten des Märzmonates entdeckete man einen brennen-

Cap d'Orford.

den Berg, der rund, hoch, oben ſpitzig, wie die meiſten feuerſpeyenden Berge war, und häufigen Rauch ausſtieß. Den 12ten gieng man nahe bey dem ſüdweſtlichen Cap dieſer Bay hin, welches man nordlich ließ. Dampier nannte es **Cap d' Orford**, dem engliſchen Herrn, der dieſen Namen führet, zu Ehren. Es iſt achtzehn Meilen vom Cap St. Georg Südweſt *k*). Das Ufer erſtrecket ſich nachgehends Nordweſt ein Vierthel Weſt. Die Abweichung iſt hier neun Grad Oſt. Von den beyden Seiten des Cap d' Orford ſieht man mehr Savannen, als Gehölze, und das höchſte Land iſt Nordweſt. Das Cap ſelbſt iſt eine flache Spitze von mittelmäßiger Höhe, oben mit einer Ebene. Er fuhr fort, der Küſte Südoſt zu folgen, um Gelegenheit zu finden, wo er Holz und Waſſer bekommen könnte; ſie ſchien hoch und bergicht, aber weniger mit Bäumen bedecket zu ſeyn, als die andere Seite des Cap.

Tiefe Bay u. Dampiers Gefahr daſelbſt.

Den 14ten ſah er eine ziemlich tiefe Bay und einige Inſeln, die ſie bedeckten, da er denn ſicher zu ankern hoffete. Er erblickte an einigen Orten Rauch, und alle Anſcheinungen verſprachen ihm ſüßes Waſſer. Kaum war er um die Spitze der Bay angelanget: ſo ſah er viel Cocosbäume und Häuſer. Als er fünf bis ſechs Meilen vom Ufer war: ſo kamen ſechs Schaluppen, etwa mit vierzig Mann beſetzet, das Schiff zu beobachten. Man gab ihnen durch Zeichen zu verſtehen, ſie ſollten wieder nach dem Canale kehren; dadurch ward ihre Neubegierde nur lebhafter, und ſie ſtelleten ſich, als verſtünden ſie es nicht. Dampier that einen Flintenſchuß, der ſie aus allen Kräften zu rudern und ſich zu entfernen veranlaſſete. Aber drey andere Schaluppen näherten ſich von der entgegen geſetzten Seite. Eine war groß, wohl gebauet, etwa mit vierzig Mann beſetzet, und die andern kleiner. Zu gleicher Zeit ſah man eine vierte erſcheinen, die ſo groß, als die erſte war, und ſich voll bewaffneter Wilde befand, die aus der Tiefe der Bay kamen. Dampier zweifelte nicht, daß ihre Abſicht wäre, ihn anzugreifen. Er that einen Flintenſchuß auf die erſte der beyden Schaluppen, die dem Schiffe am nächſten war. Der Schuß geſchah zwar nur gerade in die Höhe: aber einige Körner, die von den Wilden gefühlet wurden, macheten, daß ſie wieder ihre Zuflucht zu den Rudern nahmen. Indeſſen hatten ſie ſich nur zurück gezogen, um ſich mit den andern zu vereinigen. Dampier, den die Windſtille fortzurücken verhinderte, entſchloß ſich, einen Canonenſchuß mit grobem, runden und viereckichten Hagel thun zu laſſen, der um ſie herum fiel, und ſie ſehr zu erſchrecken ſchien. Sie nahmen ſogleich die Flucht. Man bedienete ſich eines kleinen Windes, nach der Spitze zuzurücken, ob ſie gleich voll ſehr vieler auf den Felſen zerſtreueter Leute war. Ein zweyter Canonenſchuß erſchreckete ſie ebenfalls ſehr. Endlich bemerkete Dampier längſt dem Ufer hin viele andere Wilden, die unter Bäumen ſaßen, und ließ den dritten Schuß thun, der ihnen eben das Schrecken verurſachete. Seine Abſicht war nur, ſich in einem ſo bevölkerten Lande furchtbar genug zu machen, damit er, bey dem wenigen Vertrauen auf die Leutſeligkeit der Einwohner, ſich ruhig mit Holze und Waſſer verſorgen könnte. Dieſes Verfahren gieng ſo gut von ſtatten, daß ſeine beyden Schaluppen, die er an die Mündung des Fluſſes geſandt hatte, noch vor der Nacht mit einigen Tonnen friſches Waſſer zurück kamen, und den folgenden Tag ward es ihnen eben ſo leicht, welches zu bekommen.

Seine Geſchicklichkeit befreyet ihn davon.

Wie er ſich beſtrebet, die Wilden leutſeliger zu machen.

Da aber ſeine Leute beobachtet, daß die Wilden viel Schweine, Yams und vortreffliche Pflanzen hatten: ſo beſchloß er, ſich noch einige Tage länger aufzuhalten. Man beſchäfftigte ſich den andern Morgen, ohne Hinderniß Holz zu ſammeln. Dreyßig oder vierzig Ein-

---

k) Das Cap d' Orford iſt in fünf Grad vier und zwanzig Minuten eben ſelbiger Breite, und vier

Einwohner, die von ungefähr an den Ort kamen, wo man arbeitete, ließen anfangs einige Furcht merken: man machte ſie aber durch Freundſchaftszeichen ſicher, daß ſie ihren Weg ruhig fortſetzeten. Die Mannsperſonen hatten Federn von allerley Farbe um den Kopf, und Lanzen in den Händen. Die Weibesperſonen hatten keinen Zierrath, und bedeckten ihre Blöße nur mit kleinen grünen Aeſten, die vorne und hinten in einer Schnur geſtecket waren, die ihnen ſtatt des Gürtels dienete. Auf den Köpfen trugen ſie große Körbe voll Yams. Dampier bemerkete beſtändig unter dieſen wilden Völkern, daß die Weibesbilder die Laſten tragen, die Mannsperſonen aber voran gehen, ohne ſich mit etwas weiter, als ihren Waffer, zu beſchweren *l*).

Man beſuchet ihre Wohnungen.

So ruhige Anſcheinungen machten die Engländer kühner, und manche giengen bis zu den erſten Wohnungen. Die Wilden hatten alle Cocosnüſſe abgenommen, und ihre Schweine bey Seite geführet. Man fragte einige Alte, die ſich nicht entfernt hatten, wo ihr Vieh hingekommen wäre. Sie wieſen mit den Fingern einige Häuſer hinten in der Bay, und vermuthlich eine Verſicherung ihrer Redlichkeit zu geben, machten ſie zu gleicher Zeit das natürliche Geſchrey der Schweine und Ziegen nach. Sie hielten auch die Hand wagrecht ausgeſtreckt in verſchiedenen Höhen von der Erde, vermuthlich die verſchiedene Größe derſelben anzuzeigen. Dampier unternahm ſelbſt, einige ihrer Dörfer zu beſuchen. Er durchſtrich drey, die er verlaſſen fand. Seine Befehlshaber und alle ſeine Leute drangen ſehr in ihn, er ſollte ſie in die Tiefe der Bay ſchicken, wo ſie Vieh zu finden hoffeten.

Gewaltſame Unternehmung der Engländer.

„Ich wollte ihnen dieſes nicht gern geſtatten, ſaget er, aus Furcht, ſie möchten den Einwohnern übel begegnen. Um zwey Uhr erhoben ſich eine Menge ſchwarze Wolken, und ich hoffete, dieſer Anblick würde ihr Vorhaben ändern. Allein, ſie drangen dergeſtalt in mich, daß ich es ihnen geſtatten mußte. Ich gab ihnen allerley Kleinigkeiten und empfohl ihnen vor allen Dingen, gelinde Mittel zu brauchen, und ſich ihrer eigenen Sicherheit wegen wohl in Acht zu nehmen. Der Ort der Bay, wohin ſie ſich begeben ſollten, war zwo Meilen vom Schiffe. Als ſie abgegangen waren, machte ich mich fertig, ſie mit meinem groben Geſchütze zu unterſtützen. Sie begaben ſich kühn nach dem Ufer zu: allein, die Einwohner widerſetzeten ſich ihrem Ausſteigen und ſchüttelten ihre Lanzen auf eine drohende Art. Manche waren gar ſo kühn, mit ihren Waffen ins Waſſer zu gehen. Die Freundſchaftszeichen und der Anblick der Neuigkeiten für ſie, ſchienen ſie wenig zu rühren. Meine Leute waren entſchloſſen, Lebensmittel zu erhalten, es möchte koſten, was es wollte, und thaten alſo einige Muſketenſchüſſe, ſie zu erſchrecken. Dieſer Knall, welchen ſie zu fürchten gelernet hatten, zerſtreuete ſo gleich die größte Anzahl, doch blieben noch viele in einer kriegeriſchen Stellung. Ein neuer Muſketenſchuß, davon der kühneſte am Arme verletzet wurde, daß er ſeinen Schild mußte fahren laſſen, trieb ſie vollends alle in die Flucht. Meine Leute ſtiegen aus, und fanden um die Häuſer herum eine Menge zahmer Schweine, von denen ſie neune tödteten und ſogleich an Bord brachten. Ich verhinderte ſie nicht, alſobald nach eben dem Orte zurück zu kehren, und gegen den Abend kamen ſie mit acht andern Schweinen wieder.

Wie Dampier die Räuberey ſeiner Leute erſetzet.

Dampier machte ſich in der That ein Gewiſſen daraus, fremdes Gut mit etwas Gewalt weggenommen zu haben, und ließ in einen kleinen Kahn der Indianer, welcher ſich an dem Ufer befand, zwo Aexte, zwo Schneidemeſſer, ſechs andere Meſſer, ſechs Spiegel,

---

vier und vierzig Meilen Weſt vom Mittagsſtriche des Cap Georg.

l) Ebend. a. d. 95 u. vorherg. S.

gel, ein groß Pack Halsbänder und vier gläſerne Flaſchen legen. Ein ziemlich geringer Erſatz für ihren Verluſt. Dieſe Bay liegt in ſechs Grad zehn Minuten ſüdlicher Breite, und hundert und ein und funfzig Meilen weſtlich vom Mittagsſtriche des Cap St. Georg. Dampier nannte ſie den Hafen **Montaigu**, von ſeinem Beſchützer. Das Land iſt bergicht, voll Gehölze, Thäler und angenehmer Bäche. Das Erdreich in den Thälern iſt tief und gelbicht: aber auf den Hügeln ſehr dunkelbraun, nicht tief, unten ſteinicht, aber doch zu Pflanzſtätten ungemein fruchtbar. Wenn die Bäume daſelbſt nicht ſehr dicht beyſammen ſtehen: ſo iſt ihr Grün ſehr lebhaft. Manche waren voller Blühten, andere voller Beeren, und noch andere voller großer den Engländern unbekannten Früchte von mehr als einer Art. Die Cocosbäume wachſen da vollkommen wohl; und ob ihre Nüſſe gleich nur von mittelmäßiger Größe ſind, ſo ſind doch Milch und Kern davon ſehr dick, und von einem ſehr angenehmen Geſchmacke. Man fand daſelbſt Ingwer, Yams, und Küchenkräuter. Die Engländer ſahen daſelbſt keine andere vierfüßigen Thiere, als Schweine und Ziegen: die Tauben, Papageyen, Cockedores und Krähen aber ſind daſelbſt ſehr gemein, und unter vielen kleinen Arten unterſcheidet man nur die, die von der Größe unſerer Amſeln iſt. Meer und Flüſſe ſind voller Fiſche: aber die Engländer fingen nur **Cavallis**, Fiſche mit einem gelben Schwanze, und ſpringende Rochen.

Entſetzlicher feuerſpeyender Berg.

Nachdem ſie dieſe Bay den 27ſten des Märzmonates verlaſſen hatten: ſo entdeckten ſie den 24ſten ein hohes Land gegen Nordweſt halb Weſt, an deſſen Weſtſeite ein wenig nach Süden ſich etwas wie ein Ufer zeigete. In dieſer Ungewißheit ſetzete man die ganze Nacht nur wenig Segel aus. Gegen Mitternacht zeigete ſich Nordweſt ein Viertheil Weſt ein großes Feuer, das wie eine Seule aufſtieg, manchmal war es drey bis vier Minuten lang ſehr hoch, nachgehends niedrigte es ſich wieder eben ſo lange. Bisweilen war es kaum zu ſehen, bis es wieder mit neuer Macht anfing. Dampier beobachtete es faſt eine Stunde, und erkannte endlich an ſeinem Zwiſchenraume, daß es eine brennende Inſel wäre. Man ſegelte nach ſelbiger zu, und entdeckete den andern Morgen eine Menge anderer, die meiſtens klein, niedrig und mit Sandbänken umgeben waren. Den Abend befand man ſich drey Meilen von dieſem feuerſpeyenden Berge, und zwo Meilen vom feſten Lande. Die Durchfahrt zwiſchen beyden Küſten ſchien ſehr gut zu ſeyn, und mit dem Senkbleye fand man daſelbſt zwey und funfzig Faden Waſſer, Sandgrund und Schlamm. Man lenkete ſich nach Norden, um aus dieſer Enge zu kommen. Die Inſel warf Feuer und Rauch die ganze Nacht über aus. Bey jeder Erſchütterung hörete man ein ſo entſetzliches Getöſe, als ob es donnerte. Darauf folgete ein Ausbruch von Flammen, die ſchrecklicher waren, als Dampier je geſehen hatte. Er zählete nicht über eine Minute zwiſchen den Erſchütterungen. Sie waren nicht alle gleich ſtark, aber auch die ſchwächſten warfen viel Feuer aus. Die andern gaben eine ſtarke Flamme, von erſtaunlicher Höhe, mit entſetzlichem Gebrülle. Darauf ſah man einen großen feurigen Strich, der bis an den Fuß des Berges und ſelbſt bis an das Ufer fort lief. Aus denen Gegenden, über die er gegangen war, ſah man den Tag über viel Rauch aufſteigen, der ohne Zweifel von dem ſchwefelichten Weſen herkam, das man als eine Flamme die Nacht über geſehen hatte, und er vermehrete oder verminderte ſich nach der Menge dieſer Materie. Das Luftloch des feuerſpeyenden Berges war ſüdwärts, und man ſah daher kein Feuer nicht mehr, wenn man ſich weſtwärts der Inſel befand.

Beſchreibung.

Dampier. 1700.

fand. Sie liegt in fünf Grad drey und zwanzig Minuten ſüdlicher Breite, und drey hundert zwey und dreyßig Meilen Weſt vom Mittagsſtriche des Cap St. Georg m).

Durchfahrt vom Dampier entdecket.

Der oſtlichſte Theil von Neu-Guinea iſt nur vierzig Meilen weſtwärts von dieſem Stücke Landes entfernet. Die Karten zwar geben es für zuſammenhängend an: allein Dampier fand eine Durchfahrt, mit vielen Inſeln, davon die größten nordwärts dieſer Enge ſind. Zwiſchen den Inſeln und dem Lande oſtwärts iſt die Durchfahrt gut. Dieſer oſtliche Theil von Neu-Guinea iſt hoch und bergicht. Er endiget ſich nordoſtlich mit einem großen Vorgebirge, das Dampier das Cap König Wilhelms nannte. Er bemerkete an verſchiedenen Orten Rauch; und nachdem er ſolchen linker Hand des Schiffes gelaſſen hatte: ſo folgete er der Küſte oſtwärts, die ſich mit zweyen Vorgebirgen endigte, welche ſechs bis ſieben Meilen von einander entfernet ſind. In eines jeden Umfange erhoben ſich zweene ſchöne Berge, ſtufenweiſe vom Ufer. Sie ſind mit Gehölzen untermenget, deſſen Bäume ſehr grün ſind, auch mit Feldern, die der Verfaſſer den ebenſten Wieſen in England vergleicht.

Neubritannien vom Dampier entdeckt und benannt.

Cap Gloceſter und Cap Anne.

Urtheil des Verfaſſers über Neubritannien.

Nachdem ſie ſich nach den Inſeln gewandt hatten: ſo hatte das Schiffsvolk lange Zeit die Augen nach Norden gerichtet, ohne daſelbſt einiges Land zu entdecken, woraus man ſicher ſchloß, daß man durch eine Durchfahrt gekommen wäre, und daß das Land, das ſich oſtwärts ſtrecket, nicht mit Neu-Guinea zuſammen hängt. Dampier maßte ſich daher das Recht an, es **Neubritannien** zu nennen. Das nordweſtliche Cap nennte er **Gloceſter**, und das ſüdweſtliche, **Anna**. Dieſe große Inſel ſelbſt, die er Neubritannien nennete, liegt in vier Grad ſüdlicher Breite. Der nordlichſte Theil liegt in fünf Grad achtzehn Minuten, und der ſüdlichſte fünf Grad dreyßig Minuten. Sie ſtrecket ſich von Oſten nach Weſten, etwa fünf Grad achtzehn Minuten in die Länge. Sie iſt hoch, und faſt in allen ihren Theilen bergicht, mit großen Thälern, die ſo fruchtbar zu ſeyn ſcheinen, als die Berge. Die Bäume in den meiſten Gegenden, die Dampier beſichtiget, ſind hoch, dick und buſchicht, die Einwohner zahlreich, wohlgebildet, ſtark und ſehr kühn. Von den Früchten des Landes nach denenjenigen zu urtheilen, die der Hafen Montaigu hervorbringt, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Landſchaft ſo viel liefern kann, als einiger anderer Welttheil, und daß es nicht ſchwer ſeyn würde, mit den Einwohnern einen ordentlichen Handel einzurichten. Aber die Umſtände verſtatteten Dampiern nicht, ſolches zu verſuchen n).

Die lange Inſel.

Den folgenden Tag befand er ſich weſtwärts der brennenden Inſel, und ſetzete ſeinen Weg nach einer hohen Inſel fort, die zehn bis zwölf Meilen lang war, und von ihm den Namen **die Inſel des Ritter Rook** erhielt. Er ſah auch einige andere Inſeln weſtwärts, ziemlich nahe bey der langen, die er vor ſich hatte; und nachdem er ſich eines guten Ankergrundes verſichert hatte, wo die Tiefe zwiſchen dreyßig und vierzig Faden war, und den eine Kette von Felſen in Geſtalt eines halben Mondes von Norden der Inſel nach Südoſt umſchloß: ſo beſchloß er, ſich daſelbſt aufzuhalten. Allein, eine Arbeit, deren Länge er nicht voraus ſah, erregete bey ihm bald die Furcht, er würde ſich in dieſen Gegenden nicht halten können, weil die Weſtwinde ſchon weheten. Er ſah ſich genöthiget, die Anker zu lichten, und ſich den ſechſten Tag nach zwo Inſeln zu lenken, deren eine vier Meilen von der andern war, um über die Durchfahrt zu ſetzen, die ſie von einander ſonderte. Er nannte die ſüdlichſte die **lange Inſel**, ihrer

---

m) Ebend. a. d. 100. 101 S.

n) Ebend. a. d. 102 und vorherg. S.

Dampier. 1700.

Kroneninſel.

rer Länge wegen, die auf jedem Ende mit einem hohen Berge begränzet wurde. Die nordlichſte iſt rund und hoch. Sie erhebt ſich am Gipfel in verſchiedene Spitzen, die mit einer Krone einige Aehnlichkeit haben; daher man ſie die Kroneninſel nannte. Dieſe beyden Inſeln machen eine ſehr angenehme Ausſicht, die mit Feldern und Gehölzen untermengt ſind, wo die Bäume ſchönes grünes Laub, und manche weiße Blüthen tragen. Die Kroneninſel iſt mit Bänken und vielen Klippen umgeben, die über eine Meile ins Meer hineingehen. Eben den Tag entdeckete man eine andere Inſel Nordweſt ein Viertheil Weſt. Ich gieng bey ſolcher nordlich vorbey, und bemerkete eine Oeffnung von etwa zwo Meilen, die ſie weſtwärts von einer andern abſondert, mit der ſie in der Entfernung zuſammen zu hängen geſchienen hatte. Dienſtages, den 2ten April ſah man weſtwärts eine hohe und ſpitzige Inſel, die aus dem Gipfel eines Berges Rauch auszuwerfen ſchien. Den 3ten gieng man nordwärts der brennenden Inſel vorbey, ohne die Flamme davon zu ſehen, weil das Luftloch ſüdwärts iſt. Nachgehends entdeckete man drey andere Inſeln, und einiges Land ſüdwärts, ohne daß ſich unterſcheiden ließe, ob es Inſeln oder feſtes Land wäre. Alle dieſe Inſeln ſind hoch, voll ſchöner Bäume und angenehmer Savannen, ohne einmal die brennende Inſel auszunehmen, deren Erdreich bis auf zwey Drittheil ihrer Höhe ſehr gut iſt. Man ſah noch eine andere Inſel, aus welcher plötzlich ein großer Rauch aufſtieg, der faſt augenblicklich verſchwand. Man bemerkete auch zwiſchen den Inſeln, drey kleine Schiffe mit Segeln, deren Gebrauch bis dahin den Einwohnern von Neubrittannien gänzlich unbekannt zu ſeyn geſchienen hatte.

Andere ungenannte Inſeln.

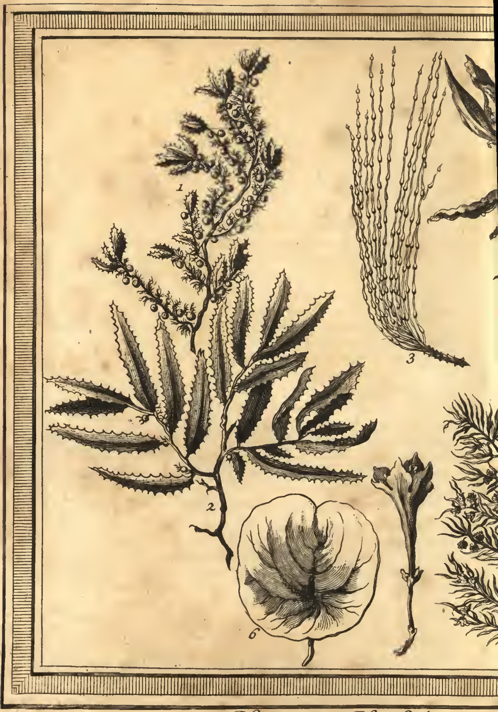
Erſtaunliche Waſſerhoſe.

Die Witterung ward ſehr veränderlich; bald war der Himmel voll rother oder ſchwarzer Wolken, denen ſtürmiſche Winde oder ſtarke Regengüſſe folgeten. Dampier glaubete, ſein Schiff komme wegen einer Waſſerhoſe in Gefahr, die ihm erſtaunlicher ausſah, als alle, die er geſehen hatte. Er beſchreibt ſie mit Verwunderung. „Eine vierthel Stunde „nach Aufgange der Sonne war ein ſtarker Regen unterm Winde gefallen. Ein Matroſe „ſchrie plötzlich, er ſähe was außerordentliches, das er nicht recht deutlich erkennen könnte. „Bald entdeckte man vollkommen eine Waſſerhoſe, die ſich eine vierthel Meile vom Schiffe „und gegen den Wind bildete. Man ſetzete mehr Segel aus, ſie zu vermeiden. Sie kam „mit außerordentlicher Geſchwindigkeit an, und ohne daß man die Wolke ſah, welche ſie ver„urſachte, ſo zog eine Waſſerſäule von ſechs oder ſieben Ruthen Höhe auf. Innerhalb „vier oder fünf Minuten befand ſie ſich in der Länge eines Taues vom Schiffe, dem die„ſe gefährliche Nachbarſchaft viel Furcht erweckete. Dampier ſah darauf einen langen „Strich einer weißlichten Wolke, die das Waſſer erhob, und ſo breit wie ein Regenbogen; „das oberſte Ende war ſehr hoch, aber ohne daß einige Schwärze zu ſehen war, worüber „die alten Matroſen alle am meiſten erſtauneten. Sie gieng unter dem Winde in ſehr ge„ringer Entfernung vorbey, brach nachgehends auf, und brachte keine andere Wirkung „hervor, als eine ſtarke Bewegung der Luft, die man heftig um das Schiff herum empfand„ o).

Die Ströme waren oſtwärts und weſtwärts ſehr heftig, ob man ſich wohl nie weiter als zwanzig Meilen vom Lande befand: und wie keine Wahrſcheinlichkeit da war, daß ſie vom Ufer kommen könnten, ſo ſchloß Dampier mit vieler Wahrſcheinlichkeit, das Land ſey hier getheilet, d. i. es gebe eine Durchfahrt ſüdwärts, und von Cap Wilhelm an, ſehe man nur eine Inſel, die von Neuguinea durch einige Enge, wie Neubrittan-

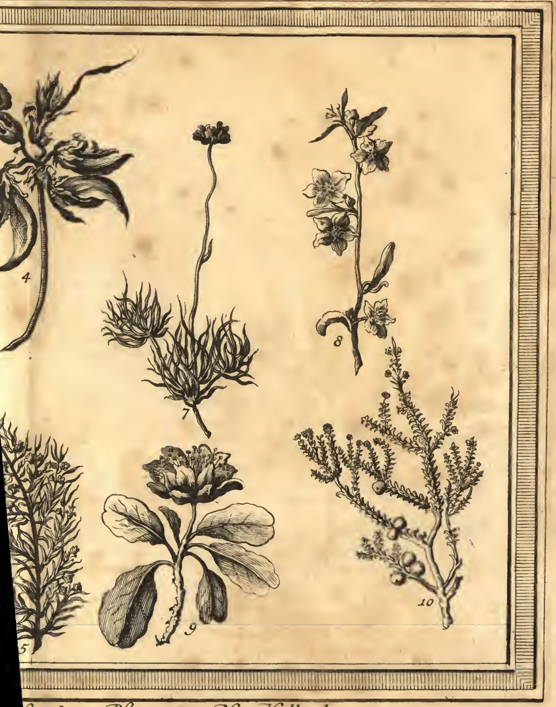
---

o) Daſ. a. d. 106 S.



1.2.Pflanzen von Neu Guinea.3.4.

N.° 15.



6.7.8.9.10. Pflanzen von Neu Holland.

T. XII. J.

tannien abgeſondert ſey. Doch giebt er dieſes nur für eine Muthmaßung aus *p*). Den 14ten fuhren ſie in der Höhe der Inſeln Schoute, und der Vorſicht vorbey, und fanden beſtändig einen ſehr reißenden Strom, der nach Nordweſt ſtrich. Den 17ten ſah man auf dem feſten Lande einen hohen Berg, den man noch nicht bemerket hatte. Die Spitze deſſelben ſtieß viel Rauch aus. Nachmittages entdeckete man die Inſel, König Wilhelm; und da das Schiff einer Windſtille wegen, eine ganze Nacht zwo Meilen vom Ufer ſtehen bleiben mußte, ſo empfand man beſtändig einen ſehr angenehmen Geruch. Den folgenden Tag fand man zwo Meilen von eben der Inſel gegen Weſten, ſo gefährliche Wirbel, daß ſich das Schiff daſelbſt ohne einigen Wind herum drehete. Man konnte ſich nur vermittelſt eines ziemlich ſtarken Windes daraus helfen, der ſich plötzlich erhob. Dieſe Wirbel blieben nicht beſtändig an einem Orte. Sie ſchienen auf die ſeltſamſte Art herum zu ſpringen, und man ſah bisweilen das Waſſer mit erſtaunlichem Geräuſche ſchäumen, als ob es ſich in einen Schlund ſtürzete. Dampier ließ das Senkbley auswerfen, man fand aber keinen Grund. Den 18ten befand man ſich ſüdwärts vom Cap Maho. Nach des Verfaſſers letzter Rechnung iſt es in funfzig Minuten ſüdlicher Breite, und tauſend zweyhundert und drey und vierzig Meilen vom Cap St. Georg. Das Eyland St. Johannis iſt acht und vierzig Meilen oſtwärts von dieſem letztern Cap. Setzet man alſo dieſe Entfernung zu der Weite beyder Vorgebirge von einander, ſo machet es zwölf hundert ein und neunzig Meilen aus, welches die äußerſte Gränze iſt, an die Dampier ſeinen Lauf oſtwärts gebracht hat. Auf der Hinreiſe hatte er die Entfernung der Mittagsſtriche zwiſchen dem Cap St. Georg und dem Cap Maho zwölf hundert und neunzig gerechnet: auf der Rückreiſe aber fand er nur ein tauſend zweyhundert und drey und vierzig, alſo ſieben und vierzig weniger. Er glaubet, dieſes rühre von denen Strömen her, mit denen er auf ſeiner Rükkehr zu kämpfen hatte. Das Eyland, König Wilhelm, hat ein und zwanzig Minuten ſüdlicher Breite, und zeiget ſich deutlich, wenn man auf der Höhe vom Cap Maho iſt. Den Tag darauf ſah er eine große Oeffnung im Lande, und eine Inſel, die ſich auf der ſüdlichen Seite zeigete. Er ſegelte dahin, in der Hoffnung daſelbſt zu ankern. Allein, zwo Meilen von dieſer Inſel kam ihm ein Weſtwind gerade von der Oeffnung her entgegen, und nöthigte ihn, nach Norden zu ſteuern. Er ſah viel tiefe Bayen, wo die Wellen viel Schaum machten. Mit dem Senkbleye fand man keinen Grund, und man erkannte, daß die Bewegung der Wellen nur von der Bewegung des Meeres herrührete.

Geruch von der Wilhelmsinſel.

Sonderbare Wirbel.

Dampiers äußerſte Gränze nach Oſten.

Endlich bewog der Wind, der ſich nach Oſten zu wenden ſchien, wie man ſolches bey dieſer Jahrszeit zu erwarten hatte, den Dampier, ſeinen Weg lieber nach den Umſtänden einzurichten, als eben den Weg gegen den Muſſon zurück zu kehren, der ihm lange Zeit zuwider ſeyn mußte. Er geſteht gleichwohl, daß ihm die Gefahren des Weges, den er ſchon genommen hatte, bekannt waren, und daß er nicht wußte, was für welche ihn auf demjenigen erwarteten, den er nehmen wollte.

Seine Rückkunft durch einen unbekannten Weg.

„Ich befand mich, ſaget er, in einer acht bis zehn Meilen breiten Durchfahrt mit „einer Reihe Inſeln nordwärts, und einer andern ſüdwärts, ohne daſelbſt Grund zu finden. Den 22ſten April ſchickete ich meine Schaluppe nach einer der nordlichen Inſeln „zu, und ich folgete eben dem Wege mit dem Schiffe. Meine Leute fanden Grund, in der „Ent-

Abſchilderung ſeiner Umſtände.

---

p) A. d. 107 S.

„Entfernung eines Taues vom Lande: aber ſie fielen nachgehends zwiſchen Corallenklippen. Sie ſahen auf dem Lande keine andere Vögel, als einen kleinen bunten Papagey, und fanden kein anders Waſſer, als geſalzenes in einer See. Dieſes Eyland iſt von mittelmäßiger Höhe, ſehr ſteinigt, und mit großen Bäumen bedecket, von denen die Wurzeln bloß, längſt den Felſen hinlaufen. Den 24ſten giengen wir bey einer Bank vorbey, wo wir nur ſechſtehalb Faden Waſſer hatten, und wo ich uns durch die Schaluppe ſchleppen laſſen mußte. Wir fanden außerordentliche Bewegungen des Meeres, welche die Ströme machten, und die Wellen mit ſo viel Geräuſche auftrieben, daß man ſie eine Meile weit herkommen hörete. Das Meer ſchien um das Schiff herum wie durchſchnitten, und bewegte ſich ſo heftig, daß es dem Steuerruder nicht gehorchete. Dieſe Anfälle dauerten etwa zehn bis zwölf Minuten. Nachgehends ward alles wieder ſo ſtille, als das Waſſer eines Teiches. Ich ließ das Loth verſchiedenemal auswerfen: man fand aber keinen Grund. Doch bemerkete ich nicht, daß alle dieſe Ungleichheiten uns aus der Fahrt gebracht hätten. Eine Nacht lang ſtunden wir viele dieſer erſtaunlichen Fluthen aus, die alle von Weſten kamen: und da der Wind von eben der Gegend blies, ſo hörten wir ſie lange Zeit zuvor, ehe ſie zu uns kamen. Sie ſtrecketen ſich ſehr weit von Norden nach Süden: ich bemerkete aber, daß ſie nicht über zweyhundert Ruthen von Oſt nach Weſt betrugen. Sie wälzeten ſich mit außerordentlicher Geſchwindigkeit; und wenn ſie ſich dem Schiffe näherten, ſo hatten wir große Wellen, die ſich aber nicht brachen„.

Inſeln Ceiram und Bonao.

In Umſtänden, die für den Hauptmann, und für die älteſten Matroſen ſo neu waren, hielten ſie ſich alle für ſehr glücklich, daß ſie den 26ſten die Inſel Ceiram entdecketen. Die Anfälle der Fluthen wurden ſchwächer, und man ſegelte die Inſel oſtwärts vorbey, einen Hafen daſelbſt zu ſuchen. Den 27ſten ſteuerte man nach der nordweſtlichen Spitze, und ließ ein kleines Eyland, Bonao genannt, gerade weſtwärts. Die oſtliche Abweichung der Nadel war hier zwey Grad funfzehn Minuten. Dampier ließ in geringer Entfernung vom Ufer ankern. Das Land iſt niedrig, ſumpfigt, und voll Gehölze. Man entdeckete zween Flüſſe, die einhundert Schritte von einander floſſen; der eine kam vom Innern der Inſel, dem Schiffe gegen über, und der andere, der von Süden herkam, ſtrömete längſt dem Ufer hin, unweit des Meeres. Man nahm aus dem ſüdlichſten, der am größten iſt, Waſſer. Die benachbarten Bäume ſind weder ſehr groß noch ſehr hoch. Dampier fand weder an ihren Blättern noch an ihren Früchten und Beeren einige Aehnlichkeit, mit ihm bekannten Arten. Er ſah keine vierfüßige Thiere: er fand aber Tauben, Papageyen, Cokadores und viele ihm unbekannte Vögel. Einer von ſeinen Jägern tödtete ihrer zween, deren Körper ſchwarz und der Schwanz weiß war. Sie glichen an Größe einer Krähe. Ihr Hals war lang und von Safranfarbe; ihr Schnabel einem Widderhorne ähnlich. Die Schenkel waren kurz und ſtark, die Füße wie bey Tauben, die Flügel von ordentlicher Länge, ob ſie gleich beym Fliegen viel Geräuſche machten. Sie nährten ſich von wilden Beeren, und ſaßen auf den höchſten Bäumen. Dampier fand ihr Fleiſch ſo gut, daß es ihn zu dauren ſchien, daß er dieſe Vögel nur auf Ceiram und in Neuguinea geſehen hat.

Sonderbare Vögel auf der Inſel Ceiram.

Bo-

---

q) A. d. 118 S.

r) Da er auf alles, was zur Schiffahrt gehöret, aufmerkſam iſt, ſo hält er für wichtig, zu erinnern, daß den 26ſten May ein ſehr ſtarker Strom von ihm empfunden wurde, der ſich ſüdwärts wandte. Er kann nicht eigentlich den Compaßſtrich

Bonao iſt ein kleines Eyland, vier Meilen von der nordweſtlichen Spitze von Ceiram, das gleichwohl einen ſchönen Fluß hat. Die Holländer haben ſich da geſetzet; und ob ſie gleich von den Ceiramenſern verabſcheuet werden, ſo nehmen ſie doch, des Widerwillens der Einwohner ungeachtet, die weſtlichſte Spitze ihrer Inſel ein.

Nachdem Dampier wieder abgeſegelt war: ſo konnte er nicht, wie er ſich vorgeſetzet hatte, zwiſchen Ceiram und Bonao durchfahren. Er ſegelte nach Norden, und den folgenden Tag ward er bey Annäherung des Eylandes Bouro auf eine angenehme Art von dem vortrefflichen Geruche gerühret, der von dieſer Inſel ausgeht. Allein, ein Strom, der nach Weſten ſtrich, machte ihn furchtſam, ſich dem Lande allzuſehr zu nähern; daher wandte er ſich ſüdwärts, um zwiſchen Bouro weſtwärts und Kilang oſtwärts durchzugehen, worauf er verſchiedene Tage lang einen Strom hatte, der nach Süden ſtrich, und heftig genug war, viel Bewegung in den Wellen zu erregen. Den 14ten entdeckete man das Eyland Miſacombi, das verſchiedene Karten Omba nennen. Seine Länge iſt ungefähr zwanzig Meilen, die Breite fünf bis ſechs. Es iſt bergigt, angenehm, mit Feldern und Gehölzen untermengt: aber Dampier ſah daſelbſt keine Spur von Einwohnern. Das Eyland Pentare gegentheils, das man weſtwärts von jenem ſah, zeiget viele Häuſer im Lande drinnen, und eine Menge angebaute Gegenden an dem Ufer. Den folgenden Tag gieng er zwiſchen Pentare und einer andern Inſel durch, die er Laubana nennt, dabey war ihm ein Strom behülflich, der ihn ſüdwärts führete. „In dieſen Meeren, ſaget er, findet „man ordentlich eine Fluth, die nordwärts oder ſüdwärts nach der Lage der Küſte ſtreicht; „diejenige aber, die nordwärts geht, ſteigt unter zwölf Stunden nicht mehr als drey, und hat „nicht viel Gewalt. Sie vermag ſogar bisweilen nichts mehr, als den entgegen geſetzten Strom „zu ſchwächen, der mit vieler Macht ſteigt, beſonders bey engen Durchfahrten, die ſich „zwiſchen zwo Inſeln befinden„ q). Sieben oder acht Meilen von den beyden letztern entdeckete man weſtwärts einen hohen runden und ſpitzigen Berg, von deſſen Gipfel ein dicker Rauch wie aus einem feuerſpeyenden Berge hervor kam. Drey andere ſehr hohe und ſpitzige Berge zeigeten ſich an dieſes beyden Seiten, zween oſtwärts, einer weſtwärts.

Eyland Miſacombi oder Omba.

Beobachtung über die Fluth.

Man befand ſich den 18ten May wieder im Geſichte von Timor, und bald in der Bay von Anabao, wo der Muſſon viel Unordnung geſtiftet hatte, deßwegen man auch trübes Waſſer bekam, das aber ſonſt ſüße und von gutem Geſchmacke war. Man fand funfzehn Minuten oſtliche Abweichung. Die Inſel Rotte, bey der man den Tag darauf, nach gelichtetem Anker, vorbey fuhr, iſt hoch und mit Gehölze bedecket: aber die Bäume ſchienen da ſo klein, als Büſche, und alle Savannen waren dürr und verbrannt, welches vermuthlich eine Wirkung des letzten Muſſons war. Den folgenden Tag hoffete Dampier, noch vor Nacht weſtwärts aller Inſeln zu kommen. Da er unterdeſſen den Abend wieder angefangen hatte, das Land Südweſt ein Viertheil Weſt zu erkundigen: ſo bemerket er, daß man daſelbſt mehr Inſeln findet, als einige Karte vorſtellet. Er mußte ſich auch dieſerwegen weiter nach Weſten halten, um ganz und gar von dem Lande wegzukommen r).

Inſel Rotte.

Ihm begegnete nichts merkwürdiges bis den 23ſten des Brachmonates, da er ſich auf der Küſte von Java, im Geſichte des Prinzeneylandes befand, und durch ſeine Rech-

Rückkehr Dampiers in ſein Vaterland.

ſtrich davon angeben. Nach der Loglinie war ſeine ganze Fahrt nur zwey und achtzig Meilen, und nach der Beobachtung, der Unterſchied der Breite vom 23ſten zu Mittage hundert Meilen, alſo achtzehn Meilen mehr, als die ganze Fahrt. Außerdem war der Weg, ohne etwas für die Aus-

Dampier. 1701.

nungen verſicherte, daß zwiſchen Timor und dieſer Inſel vierzehn Grad und zwey und dreyßig Minuten ſind. Sein Aufenthalt zu Batavia bis den 17ten des Weinmonates hat nichts wichtigers, als ſeinen Weg bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, und von dar bis zur Aſcenſionsinſel, wo er den 23ſten des Hornungs 1701 anlangete *s*). Den Tag zuvor aber war in ſein Schiff ein ſo großes Läck gekommen, daß er ſich aller Sorgfalt ſolches zu verſtopfen ungeachtet, in der betrübten Nothwendigkeit ſah, ſich mit ſeinen Leuten, und allem, was er vom Schiffbruche retten konnte, ans Land zu begeben. Der Ueberreſt ſeines Tagebuches, welches zeiget, was für Hülfsmittel eine ſo bloße Inſel Seeleuten darbietet, wenn ſie ſich in dem größten Unglücke, das ſie befallen kann, befinden, würde in meinem Vortrage nicht ſo viel Annehmlichkeit haben, als in dem ſeinigen.

Sein Schiffbruch in der Bay der Aſcenſionsinſel.

Wie er ſich auf dieſer Inſel hilft.

Da ich mir von aller Arbeit und Geſchicklichkeit nichts mehr zu verſprechen hatte, ſchreibt er: ſo ließ ich einen kleinen Anker ans Ufer der Bay bringen, um mein unglückliches Schiff bis auf viertehalb Faden Waſſer zu ſchleppen. Nachdem ich ſolches wohl angebunden hatte: ſo ließ ich eine Flöße machen, auf welcher unſere Kuffer und Betten fortgeſchafft wurden. Meine meiſten Leute begaben ſich ſogleich den Abend ans Ufer. Ich wartete mit meinen Officieren bis den folgenden Morgen, und ließ darauf die Segel abmachen, ſolche zu Zelten zu brauchen. Ich hatte zwey Fäſſer Waſſer, nebſt einem Sacke mit Reiße zu unſerm gemeinſchaftlichen Gebrauche ans Land geſchickt. Als ich aber daſelbſt ankam, fand ich, daß ein guter Theil dieſes kleinen Vorrathes verſchwunden war. Nach einigen Unterſuchungen entdeckete man glücklich in der Inſel eine Quelle ſüßen Waſſers, acht Meilen von dem Orte, wo wir unſere Zelte aufgeſchlagen hatten, über einen ſehr hohen Berg hinüber, über den man nicht anders, als mit Klettern kommen kann. Man fand auch nicht weit davon ſehr gute Schildkröten. Mit dieſen beyden Hülfsmitteln lebeten wir wenigſtens ohne Furcht vor Hunger und Durſte. Den 27ſten gieng ich mit meinen Officieren aus, die Quelle zu beſuchen. Wir brachten die Nacht auf dem Wege zu. Dieſes ſüße Waſſer iſt ſüdoſtlich von dem Berge, eine halbe Meile vom Gipfel. Daherum fanden wir viel Ziegen und Landkrebſe: die beſtändig auffſteigenden Nebel aber machen die Luft ſehr kalt und ungeſund. Zwo Meilen ſüdoſtlich von der Quelle ſahen wir drey oder vier Bäumchen, auf deren einen man das Bild eines Ankers in die Rinde geſchnitten, mit einem Tauende und die Jahrzahl MDCXLII in römiſchen Zifern fand. Funfzig oder ſechzig Schritte davon fanden wir einen ſehr bequemen Ort, ſich dahin bey übelm Wetter zu retten. Die Luft war da rein. Man konnte ſich in großer Menge in den Felſenhöhlen bergen, und man ſah daherum Ziegen, Landkrebſe, Buſen und Krieger. Verſchiedene Matroſen hatten ſich entſchloſſen, ihren Aufenthalt daſelbſt zu nehmen. Einige Tage darauf entdecketen ſie von dieſem Orte zwey Schiffe, die nach der Inſel zu kommen ſchienen. Sobald ſie eine Nachricht davon ertheilt hatten, ließ ich etwa zwanzig Schildkröten auf den Rücken legen, mir die Seeleute, deren Ankunft ich erwartete,

---

Ausweichung zu rechnen, Süd, ſiebenzehen Grad, Weſt, welches nur ſieben und ſiebenzig Meilen Unterſchied der Breite giebt, oder vier und zwanzig Meilen weniger, als er durch die Beobachtung gefunden hatte. Uebrigens vermuthete er ſchon den Strom, den er ſüdwärts fand, weil allemal einer zwiſchen Timor und den Inſeln iſt, die weſtwärts ihrer liegen. Es iſt auch ſeinen Gedanken nach wahrſcheinlich, daß ſich einer in allen den andern Durchfahrten zwiſchen den Inſeln, ſelbſt vom Oſt von Java, bis an das Ende der Inſelnreihe, die ſich oſtwärts und weſtwärts von Timor ſtrecket, befindet. Den 27ſten fand er, daß er die letzten vier und zwanzig Stunden neun wartete, gewogen zu machen. Allein, da die Schiffe den Morgen verſchwunden waren: ſo ließ man die Schildkröten wieder frey.

Schiffe, die ſie wieder nach England bringen.

Man ſah kein Schiff mehr bis den 2ten April, da ſich ihrer eilfe unter dem Winde der Inſel zeigeten, aber vorbey giengen, ohne zu ankern. Den Tag darauf kamen vier andere in die Bay. Es waren engliſche. Dampier begab ſich auf ein königliches Schiff, Angleſey genannt, mit fünf und dreyßig Mann von ſeinem Volke, die übrigen wurden auf zwey andere Kriegesſchiffe eingetheilet; und ſo kamen ſie glücklich wieder in ihr Vaterland.

* * *

Das IV Capitel.

Beſchreibung des Eylandes Timor.

Größe und Lage deſſelben. Canal, der es von Anabao abſondert. Richtung ſeiner Küſten und Bayen. Holländiſches Fort. Bay Babao, deren Bequemlichkeiten. Portugieſiſche Stadt Laphao. Einwohner daſelbſt. Ihre Handlung. Muſſons. Hafen Ciccale. Königreiche auf der Inſel Timor. Niederlaſſung der Holländer zu Solor. Ende und andere Inſel bey Timor. Abſchilderung der Eyländer in Timor. Ihre Gebräuche. Eigenſchaften dieſer Inſel. Eigene Bäume auf ſolcher. Wildes Kraut Calalu. Landthiere. Schöne Vögel. Viele Fiſche.

Beſchreibung von Timor.

Die Sorgfalt der Holländer, allen Schiffen von andern Nationen den Zugang zu dieſem Eylande zu verſperren, iſt allein vermögend, die Neugierde nach einer Beſchreibung deſſelben zu erregen, woran ſie keinen Theil haben, und die verdächtig ſeyn würde, wenn ſie von einem ihrer Seefahrer gemacht wäre.

Größe und Lage der Inſel.

Dampier, welcher die ganze Inſel durchſtrichen hatte, giebt ihr ungefähr ſiebenzig Seemeilen in die Länge und funfzehn oder ſechzehn in die Breite. Sie liegt, ſaget er, faſt gegen Nordoſt und Südweſt; und ihre Mitte iſt faſt in neun Grad Süderbreite. Sie hat keine ſchiffbaren Flüſſe, noch viele Häfen: man findet aber eine große Anzahl Bayen daſelbſt, worinnen die Schiffe in gewiſſen Jahreszeiten vor Anker liegen können. Die Küſte iſt geſund; das iſt, ohne Klippen und Untiefen. Sie hat ſo gar keine Inſel, die man nicht entdecket und leicht vermeiden könnte.

Canal, der ſie von Anabao trennet.

Die Inſel Anabao, welche ſie gegen Südweſt bedecket, iſt eine hohe, zehn oder zwölf Seemeilen lange und vier Seemeilen breite Inſel, welche von der andern durch einen Canal abgeſondert wird, der ungefähr zehn Seemeilen lang und ſo tief iſt, daß allerhand Fahrzeuge hindurch fahren können, der aber, weil er an einigen Orten nur eine Seemeile breit iſt, auf den meiſten Karten nicht angemerket iſt. Man hat daher lange Zeit geglaubet,

---

neun Meilen weniger nach Süden gekommen war, als die Logleine anzeigete, woraus er ſchloß, daß er ſich außer dem nach Süden führenden Strome befände. Er ſah hier viel Wendekreisvögel, und die weſtliche Abweichung war fünf Grad acht und dreyßig Minuten. Er fand aber, daß ſolche, je weiter man nach Weſten zurückte, ſehr wuchs. Daſ. a. d. 122 u. f. S.

s) Den 29ſten Novemb. des Morgens, ſchwebete ein kleiner Vogel (Emerillon) einige Zeit über dem Schiffe, und ſetzete ſich endlich auf den Fockemaſt, wo man ihn fing. Das nächſte Land war Madagaſcar hundert und funfzig Meilen davon.

Beſchreibung von Timor.

Richtung ihrer Küſten und Bayen.

geglaubet, daß Anabao einen Theil von der Inſel Timor ausmache. Dieſer Canal hat nur eine kleine Ebbe und Fluth, welche nach Norden geht. An dem äußerſten Ende gegen Nordoſt findet man zwo kleine Landſpitzen, die nicht weiter, als eine Seemeile von einander ſind; und wovon die mittägliche, welche nach Timor gehöret, Cupang heißt. Diejenige, welche ihr entgegen geſetzet ſteht, ſchließt die Inſel Anabao, deren Küſte ſich von da gegen Norden, zwo oder drey Seemeilen weit erſtrecket, eine große Oeffnung gegen die See zu machet und ſich darauf gegen Weſten krümmet. Wenn man dieſe beyden Spitzen vorbey iſt: ſo kömmt man in eine Bay, die nicht weniger als acht Seemeilen lang und viere breit iſt, und deren mittägliche Küſte viele kleine Buchten in ſich hält.

Holländiſches Fort Concordia.

In dieſer Bay, eine Seemeile gegen Oſten von der Spitze Cupang, haben die Holländer ein ſteinern Fort, Namens Concordia, welches auf einem Felſen gebauet iſt, der ans Ufer ſtößt. Ein kleiner Fluß mit ſüßem Waſſer, welcher oſtwärts von dem Forte läuft, hat eine ſehr breite hölzerne Brücke, welche demſelben zum Eingange dienet. Jenſeits des Fluſſes iſt eine kleine ſandige Bank, wohin ſich die Schaluppen und Barken der Eyländer begeben, welche die Handlung zu dem Comptore der holländiſchen Compagnie führet. Die Directoren haben fünfhundert Schritte von dem Meere und zweyhundert von der Brücke einen ſchönen Garten, welcher mit vortrefflichen ſteinernen Mauren verſchloſſen iſt, worinnen man allerhand Früchte im Ueberfluſſe ſieht. Es iſt eine große Verzäunung für die wilden Thiere dabey, nach welcher man ein ziemlich großes Dorf findet, welches aus einer Vermengung von Eyländern und andern Indianern beſteht, welche in dem Dienſte der Compagnie ſtehen, oder ihrem Beſten ergeben ſind. Die Beſatzung des Forts beſteht aus vierzig Soldaten. Es iſt kein Gebäude merkwürdiger darunter, als eine Kirche, welche nett genug unterhalten wird. Aus vier Stücken Geſchütz, die man auf der Spitze einer Baſtey entdecket, kann man urtheilen, daß die andern Werke nicht ſchlechter verſehen ſind.

Inſel der Bay, Babao.

Jenſeits des Forts erſtrecket ſich das Ufer ungefähr ſieben Seemeilen weit bis ans Ende der Bay, die alsdann nicht über eine halbe Meile breit iſt. Da wendet es ſich gegen Norden und von Norden gegen Weſten, und machet die mittägliche Küſte. In einer gleichen Entfernung zwiſchen dem Forte und dem Ende der Bay trifft man eine kleine Inſel an. Gegen Weſten derſelben machet das Ufer unvermerkt einen Ellbogen, und endiget ſich zuletzt mit einer Landſpitze, die eine Meile weit geht, und bey hoher Fluth mit einer Brandung umgeben, bey der Ebbe aber trocken iſt. Dieſer Zunge gegen über eine halbe Meile weit und gegen Weſten der Brandung iſt eine andere Inſel, welche ziemlich hoch, ſteinicht und mit Bäumen bedeckt iſt, von welcher eine Kette Corallenfelſen geht, die nur einen kleinen Canal zwiſchen den beyden Inſeln läßt. Eine Seemeile weit jenſeits des letztern findet man eine dritte niedrige, kleine und ſandige Inſel, von da man ungefähr drey Seemeilen bis an das holländiſche Fort, und viertehalb bis an das ſüdweſtliche Cap der Bay zählet. Die Schiffe, welche dieſen Weg nehmen, müſſen zwiſchen dieſer kleinen Inſel und der erſtern Spitze durchgehen und wohl Achtung geben, daß ſie nahe an der Inſel wegfahren.

Ihre Bequemlichkeiten.

Dieſe Bay hat allerhand Tiefen von dreyßig Faden bis auf drey, und überall einen guten ſchlammichten Boden. Sie iſt die beſte Bedeckung, welche die Inſel Timor wider alle die Winde hat. Seit dem Monate März bis auf den Weinmonat aber bey den Südwinden oder auch den See- und Landwinden, die von Abend kommen, iſt das ſicherſte, an der Küſte des Forts zu ankern; da hingegen bey Ankunft der Nordwinde,

Beſchreibung von Timor.

der beſte Ankergrund zwiſchen den beyden ſteinichten Inſeln in neunzehn oder zwanzig Faden Waſſer iſt. Man iſt daſelbſt wider die Winde und Fluthen gleich ſicher. Das einzige Uebel, welches man allda zu befürchten hat, kömmt von den Würmern, womit dieſes Meer angefüllet iſt, und welche ein Schiff andern Gefährlichkeiten ausſetzen. Dieſer Ankerplatz heißt **Babao**. Es fehlet darinnen die Regenzeit über nicht an ſüßem Waſſer, weil der geringſte Regenbach genug davon ans Ufer führet. Bey der trockenen Zeit muß man den Büffeln, den wilden Schweinen und andern Thieren folgen, um die Teiche und Höhlen zu entdecken, wohin ſie des Morgens und Abends der Durſt führet. Man hat aber den Vortheil davon, daß man ſie leicht ſchießen, und ihrer eine gute Anzahl fortbringen kann, wenigſtens wenn die Jäger gewaffnet genug ſind, um ſich wider die Eyländer zu vertheidigen. Denn dieſe Barbaren werden nicht ſobald eines Schiffes auf der Rhede gewahr, ſo nähern ſie ſich derſelben, von welcher ihre Wohnungen entfernet ſind. Sie bringen alle Europäer ohne Barmherzigkeit um, die ſie von den andern abgeſondert antreffen. Es fehlet in dieſer Bay nicht an Schildkröten, Auſtern und mancherley Fiſchen, die man leicht mit dem Segegarne fängt.

Von der Nordoſtſpitze eben der Bay an der nordlichen Küſte der Inſel läuft das Ufer Nordnordoſt, vier oder fünf Seemeilen weit. Darauf trifft man gegen Nordoſt oder noch oſtlicher, vierzehn oder funfzehn Seemeilen gegen Oſten von **Babao**, eine Spitze an, welche denjenigen, die ſehr nahe am Lande ſind, wie das Vorgebirge Flamburg vorkömmt, welche man aber für eine Inſel halten würde, wenn man auf einer oder der andern Seite davon entfernet iſt. Vier Seemeilen weiter gegen Oſten entdecket man eine andere, an deren Seite eine kleine Inſel aufſteigt, welche den Eingang einer ziemlich tiefen aber ſandigen Bay bedecket, wo die Schiffe einen Schutz gegen Oſten von einer Spitze haben, welche abhängig von den Gebirgen herab kömmt, und auf beyden Seiten ein ſehr artiges Thal hat. Es beut an zween oder dreyen Orten ſüßes Waſſer dar; und bey der hohen Fluth ſieht man mit Verwunderung daſelbſt ein Aufwallen, welches bloß von dem Stoße der Wellen herrühret. Wenn man weiter gegen Oſten fort ſteuret zwiſchen der kleinen Inſel und der Küſte: ſo bekömmt man fünf oder ſechs Seemeilen weiter hin ein großes Thal zu Geſichte. Darauf wird man bald einiger Häuſer gewahr, jenſeits welcher man eine Bay entdecket. Es iſt aber gefährlich, hieſelbſt zu ankern, ehe man um die folgende Spitze hinumgefahren iſt, nach welcher man eine größere Anzahl Häuſer ſieht. Dieß iſt ein portugieſiſcher Sitz, ungefähr ſechzehn Seemeilen von Babao entfernet. Man kann daſelbſt ſicher Anker werfen in fünf und zwanzig bis dreyßig Faden Waſſer gegen den Häuſern über, und ſo nahe an ihrer Weſtſeite, als es möglich iſt. Dieſes Quartier heißt **Laphao**. Der Ort beſteht aus vierzig oder funfzig Häuſern, deren jedes ſeine Umzäunung hat, die voller fruchttragenden Bäume, als Tamarinden, Cocosbäume und Toddisbäume iſt. Eine jede Umzäunung hat ihren Brunnen. Eine halbverfallene Kirche machet die vornehmſte Zierde der Ausſicht aus. Ziemlich nahe am Ufer trägt ein ſchlechtes Bollwerk, bey welchem ein kleines Gebäude ſteht, ſechs eiſerne Stücke auf verfaulten Lavetten; und einige Mann halten daſelbſt Wache t).

Portugieſiſche Stadt Laphao.

Abſchilderung der Einwohner.

Dampier machet keine vortheilhafte Abſchilderung von den Einwohnern zu **Laphao**. „Die meiſten, ſaget er, ſind in Indien gebohren. Sie haben ſchwarze und glatte Haare,

„und

---

t) Am angef. Orte a. d. 43 u. f. S.

Beſchreibung von Timor.

Ihre Handlung.

„und das Geſicht eine gelbe Kupferfarbe. Ihre Sprache iſt portugieſiſch. Sie nennen „ſich römiſchkatholiſch, und machen ſich eben ſo viel Ehre aus ihrer Religion, als aus ihrer Herkunft. Sie würden ſehr verdrüßlich über diejenigen ſeyn, die ſich weigern wollten, ihnen den Namen der Portugieſen zu geben: indeſſen ſah ich doch nur drey, welche „den Namen der **Weißen** verdieneten, worunter zween Prieſter waren.„ Sie haben drey oder vier kleine Gebäude, welche zu ihrer Handlung mit den Inſulanern dienen; und ſie ſchicken ſo gar nach Batavia, um von da europäiſche Waaren zu holen. Die Inſel liefert ihnen Gold, Wachs und Sandelholz. Einige Chineſer, die ſie unter ſich haben, ziehen von **Macao** alle Jahre auf zwanzig kleine Junken hieher, die ihnen gemeinen Reiß, vermiſchtes Gold, Thee, Eiſen, Werkzeuge, Porcelan, Seide und dergleichen bringen; und dafür reines Gold, ſo wie man es auf den Gebirgen findet, Sandelholz, Wachs, und Sclaven eintauſchen. Zuweilen kömmt auch ein Schiff aus Goa zu ihnen. Alle Fahrzeuge, welche der Handel nach Laphao führet, fangen an, ſich gegen das Ende des Märzmonates dahin zu begeben; und halten ſich niemals über den Auguſtmonat daſelbſt auf.

Beſchwerliche Muſſons.

Sobald die Nordnordweſtwinde anfangen, zu wehen, ſo kann weder Anker noch Tau ihrer Gewalt widerſtehen. Selbſt bey dem Südoſtmuſſon, welcher der günſtigſte iſt, und von dem Monate März an bis zum Herbſtmonate dauert, iſt man genöthiget, ſich mit drey Tauen feſt zu machen, wovon zwey nach dem Lande zu gegen Oſten und Weſten und das dritte gegen die See zu geht, weil die heftigſten Winde alsdann vom Lande kommen. Ueber dieſes iſt ihr Unterſchied auf den beyden Seiten der Inſel groß. Die Südwinde ſind an der mittäglichen Küſte ſchwach, und ſehr rauh an der Nordſeite. Im Weinmonate fangen die Stürme auf der erſtern an; da ſie hingegen nur erſt im Chriſtmonate auf die andere kommen.

Ununterwürfigkeit der Portugieſen zu Timor.

Die Portugieſen haben noch einen andern Sitz, den ſie **Porta nova** nennen, an dem oſtlichen Ende der Inſel **Timor**, wo ihr Generalgubernator ſeinen Aufenthalt hat. Hieraus kann man ſchließen, daß **Laphao** nur den andern Rang hat. Man verſicherte Dampiern, ſie könnten innerhalb vier und zwanzig Stunden, fünf bis ſechshundert wohlgerüſtete Mann mit Flinten, Degen und Piſtolen zuſammen bringen. Ob ſie ſich gleich für portugieſiſche Unterthanen halten: ſo kömmt ihr Zuſtand doch ſehr der Ununterwürfigkeit bey. Man hat geſehen, daß ſie die Kühnheit ſo weit getrieben, daß ſie auch diejenigen in Feſſel gelegt, welche ihnen Befehle von dem Unterkönige in Goa gebracht haben. Weil ſie ſich kein Bedenken machen, ſich mit den Frauen von dieſem Eylande zu verbinden: ſo nimmt dieſe Widerſpänſtigkeit nur nach dem Maaße zu, wie ſie ſich vermehren, und ihr Geblüte ſich von ſeiner erſten Quelle entfernet.

Hafen Ciccale.

Von **Laphao** läuft das Ufer Oſt ein Viertheil Nordoſt ungefähr vierzehn Seemeilen weit, und öffnet ſich durch viele ſandige Bayen, wo die Schiffe vor Anker liegen können. Man findet in dieſer Entfernung einen kleinen Hafen, Namens **Ciccale**, von da man ſechzig Seemeilen bis an das ſüdweſtliche Ende des Eylandes zählet. Man hatte ihn Dampiern ſehr gerühmet: die Mündung deſſelben aber iſt ſehr enge. Er iſt den Nordwinden ausgeſetzet, und alle ſeine Vortheile beſtehen in zwo Felſenketten, welche dienen, an der Oſt- und Weſtſpitze die Wellen zu brechen.

Königreiche auf der Inſel Timor.

Das Eyland **Timor** wird in viele Königreiche eingetheilet, deren jedes ſeine Sprache hat: wiewohl die Aehnlichkeit der Geſtalt, der Gebräuche und Sitten unter denjenigen, die ſie bewohnen, zu beweiſen ſcheint, daß alle dieſe Eyländer einerley Urſprung gehabt haben.

Beſchreibung von Timor.

Innerliche Kriege.

Großſprecherey der Portugieſen.

Holländiſcher Sitz zu Solor.

Ende und andere Inſeln bey Timor.

haben. Die vornehmſten von dieſen kleinen Staaten heißen **Cupang**, **Amabie**, **Lortribie**, **Pobumbie**, und **Namquimal**; denen man die Inſel beyfüget, die ohne Unterſchied den Namen Anabao oder Anamabao führet. Ein jedes hat ſeinen König oder ſeinen Sultan, welcher alle Rechte der oberſten Gewalt genießt, und deſſen Unterthanen in viele Claſſen getheilet ſind. Das gute Verſtändniß unter allen dieſen Fürſten iſt ſelten. Die holländiſche Compagnie, welche ihr Fort und Comtor in dem Königreiche **Cupang** hat, findet es vortheilhaft, ihre Uneinigkeiten zu erhalten; da ſie, ſo lange ſie mit jedem Fürſten auf dem Eylande friedlich lebet, allen Gewinnſt von der Handlung an ſich zieht. Der König zu **Cupang**, ein beſonderer Freund der Holländer, iſt ein tödtlicher Feind aller der andern Könige, die mit den Portugieſen genau verbunden ſind. Er erhält aus dem Forte **Concordia** ingeheim Beyſtand an Mannſchaft und Kriegesvorrathe, welcher ihm ſo wie allen ſeinen Mitwerbern, zum Scheine abgeſchlagen wird, aber doch ſehr wirklich ſeyn muß, damit er vermögend ſey, ſo vielen vereinigten Mächten zu widerſtehen, und zuweilen den Portugieſen viele Unruhen zu verurſachen. Der Krieg iſt auf Seiten der Cupanger ſo grauſam, daß die Edelleute des Landes eine Ehre darinnen ſuchen, die Köpfe derer Feinde, die ſie mit eigener Hand getödtet haben, auf Pfählen auf die Spitze ihrer Häuſer zu ſtecken; und die gemeinen Soldaten ſind verbunden, diejenigen, die ſie abhauen können, in dazu beſtimmte Vorrathshäuſer zu bringen. Das indiſche Dorf, welches nahe an dem holländiſchen Forte liegt, hat einen ſolchen blutigen Schatzkaſten. Man wird leicht urtheilen, daß der Haß der Portugieſen, welche ihre Köpfe mit eben dem Schickſale bedrohet ſehen, nicht minder auf die Holländer, als auf den König von Cupang fällt, und daß ſie nichts ſparen, ihnen zu ſchaden. Sie rühmen ſich, ſtets im Stande zu ſeyn, ſie aus der Inſel zu verjagen, wenn ſie die Erlaubniß des Königes in Portugall dazu hätten; welches die einzige Gelegenheit iſt, wo die Ehrerbiethung die Macht hat, ſie aufzuhalten. Es ſcheint aber, daß die Holländer, welche mit Geſchütze und anderm Kriegesvorrathe gut verſehen ſind, europäiſche Soldaten zur Wache haben, und gewiß ſind, daß ſie jährlich neuen Beyſtand aus Europa erhalten, zu den Großſprechereyen ihrer Feinde lachen. Ueber dieſes haben ſie nicht weit davon *u)* ihren Sitz zu **Solor**, von da ſie ſich auch leicht verſtärken könnten. Die Portugieſen haben auch einen andern in der Inſel **Ende**, die nicht weit entfernet iſt; und ihre Stadt, welche Lorantuca heißt, an dem oſtlichen Ende dieſes Eylandes, iſt beſſer bevölkert, als ein einziger Ort in Timor. Allein, die Statthalter ihrer Nation in dieſen beyden Eylanden haſſen und verläſtern einander, anſtatt daß ſie einander Beyſtand leiſten ſollten. **Ende** und **Solor** machen einen Theil von einer Reihe Inſeln aus, welche gegen Norden von Timor liegen. Dampier beobachtet, daß in dem Canale, der ſie abgeſondert, das ganze Jahr hindurch ein Strom iſt, der nach Weſten geht, obgleich nahe an beyden Ufern Ebbe und Fluth iſt. Weil aber die Fluth, die nach Weſten geht, acht oder neun Stunden ſteigt, und die Ebbe nur drey oder vier Stunden währet: ſo hebt ſich die Fluth an einigen Orten neun oder zehn Fuß hoch *x)*.

Abſchilderung der Eyländer in Timor.

Die Eyländer in Timor haben eine mittelmäßige Geſtalt, einen geraden Leib, zarte Gliedmaßen, ein langes Geſicht, ſchwarze und ſpitzige Haare und eine ſehr ſchwarze Haut. Sie ſind von Natur geſchickt und von einer ſonderbaren Behendigkeit: eine ungemeine

Faulheit

---

u) Im achtzehnten Grade Breite.

x) Am angef. Orte a. d. 56 S.

Beſchreibung von Timor.

Faulheit aber, das gemeine Laſter ihrer ganzen Nation, machet, daß ſie die Vortheile verlieren, die ſie von dieſen beyden Eigenſchaften haben könnten. Sie haben, nach Dampiers Ausdrucke, nur Munterkeit zur Verrätherey und Barbarey. Ihre Wohnungen zeigen nichts, als Elend. Sie gehen nackend bis auf die Lenden, um welche ſie ein bloßes Stück Zeug tragen. Einige tragen Zierrathen von Perlenmutter oder kleinen Goldblechen von eyrunder Geſtalt in der Größe eines Thalers, welcher artig genug ausgekerbet iſt. Fünf ſolche Blättchen, eins neben den andern über die Augenbramen geſtellet, dienen ihnen, die Stirne zu bedecken. Sie ſind ſo dünne, und mit ſolcher Kunſt geſtellet, daß ſie in die Haut eingedrückt zu ſeyn ſcheinen. Indeſſen haben doch die Stirnbänder von Perlmutter mehr Glanz. Andere tragen Mützen von untereinandergemengten Blättern.

Ihre Gebräuche.

Sie nehmen ſo viel Weiber, als ſie ernähren können; und zuweilen verkaufen ſie ihre Kinder, um ſich in den Stand zu ſetzen, die Anzahl ihrer Weiber zu vermehren. Ihre ordentliche Speiſe iſt indianiſches Korn, welches ein jeder für ſich pflanzet. Sie ermüden ſich eben nicht ſehr, ihr Land zu rechte zu machen. Bey der trockenen Jahreszeit legen ſie Feuer an die Bäume und Geſträuche, um ihre Felder davon zu ſäubern, und ſie geſchickt zu machen, ihre Körner in der Regenzeit aufzunehmen. Ueber dieſes machet die Neigung zur Jagd, welche ſie unaufhörlich beſchäfftiget, daß ſie ihre Pflanzungen verabſäumen. Es fehlet ihnen nicht an Büffeln, noch wilden Schweinen. Ihre Waffen ſind nur Aſſagayen und Lanzen, nebſt einer Art von Rondaſchen oder Schildern.

Dampier erkundigte ſich nach ihrer Religion. Man verſicherte ihn, ſie hätten keine y). Er beobachtete, daß ſich, vermittelſt der malayiſchen Sprache, die auf allen benachbarten Inſeln im Gebrauche iſt, der muhammedaniſche Glaube in denenjenigen ausgebreitet hat, welche einige Handlung getrieben, ehe die Europäer dahin gekommen. Auf dieſe Art iſt ſie die herrſchende Religion von Solor und Ende geworden: es ſcheint aber nicht, daß ſie in die Inſel Timor gedrungen, noch daß die Portugieſen oder die Holländer mehr Gewogenheit für das Chriſtenthum daſelbſt erhalten haben.

Eigenſchaften der Inſel Timor.

Der ganze Boden des Eylandes iſt ungleich, das iſt, von Bergen und Thälern durchſchnitten. Eine Kette von hohen Bergen geht queer durch faſt von dem einen Ende zum andern. Sie wird ſelbſt in den trocknen Zeiten von vielen kleinen Bächen und Brunnen genugſam gewäſſert: ſie hat aber keine große Flüſſe, weil die Quellen, welche von der einen oder der andern Seite der Gebirge herabfallen, nicht weit bis ins Meer zu laufen haben, weil die Inſel ſehr eng iſt. Bey der regnichten Jahreszeit ſind die Thäler und niedrigen Gegenden mit Waſſer bedecket. Alsdann ſcheinen die Bäche eben ſo ſtarke Flüſſe zu ſeyn; und die geringſten Waſſerfälle verwandeln ſich in heftige Ströme. Gegen das Ufer iſt das Land faſt durchgängig ſandig, wiewohl ziemlich fruchtbar und mit Gehölzen bedecket. Die Berge ſind voller Wälder und Savannen oder großen freyen Plätze. An einigen Wäldern ſieht man nichts, als hohe, friſche und grüne Bäume; in den meiſten aber ſind ſie krumm, trocken und welk; und die Savannen ſind ſteinicht und unfruchtbar.

Ihr Gold und Silber.

Viele von dieſen Bergen ſind reich an Gold und Kupfer. Die Regen führen das Gold in die Bäche, woraus es die Indianer fiſchen. Dampier konnte nicht erfahren, wie ſie das Kupfer bekämen.

Er

---

y) Auf der 52 S.

Beſchreibung von Timor.

Bäume, die ihr eigen ſind. Mangles. Baumwollenbaum. Carugen.

Er befliß ſich vornehmlich, die Bäume auf der Inſel kennen zu lernen. Sie bringt ihrer eine große Anzahl hervor, welche ihm unbekannt waren, und für welche er Namen zu erfinden, ſich keine eitele Ehre machte. Er ſah aber weiße, rothe und ſchwarze **Mangles**. Er ſah den **Maho**; den Baum zu Calebaſchen, welcher hier voller Stacheln iſt, und ſich ſehr hoch erhebt, und gegen die Spitze zu abnimmt; da er hingegen in Weſtindien niedrig iſt, und ſeine Zweige ſich außen weit umher ausbreiten; den Baumwollenbaum, der zu Timor nicht ſehr ſtark aber weit härter iſt, als der in America; zwo oder drey Arten von **Carugen**, die von denen unterſchieden ſind, welche er an andern Orten geſehen hatte, und welche eine große weiße Bluhme haben, worauf eine Frucht folget, die nicht ſüße iſt.

Cana Fiſtula.

Die **Cana Fiſtula**, welche hier ſehr gemein iſt, hat die Größe von unſern ordentlichen Apfelbäumen. Ihre Zweige ſind aber nicht dick, noch mit Blättern bedecket. Dieſer Baum blühet zu Timor im Wein- und Wintermonate. Seine Blüthen gleichen unſern Apfelbaumblüthen ſehr und ſind faſt eben ſo groß. Anfänglich ſind ſie roth. Wenn ſie aber meiſt verblühet ſind: ſo werden ſie weiß, und geben einen angenehmen Geruch. Die Frucht iſt bey ihrer Reife rund, einen Daumen breit dick, ungefähr zween Fuß lang und dunkelbraun, welches ins Röthliche fällt. Die Zellchen in der Mitte ſind eben ſo weit von einander entfernet, als die in eben der Frucht, welche man nach England bringt. Man findet darinnen auch einen kleinen platten Saamen. Mit einem Worte, er ſcheint von eben der Natur zu ſeyn: indeſſen blieb Dampier dennoch ungewiß, ob es die wahre **Cana Fiſtula** wäre, weil er kein ſchwarzes Fleiſch darinnen fand.

Wilde Tamarinden. Feigen.

Er ſah wilde Tamarinden, die nicht ſo dick ſind, als die franzöſiſchen Tamarinden, ob ſie ihnen gleich an der Rinde und dem Blatte ſehr gleich kommen; wilde Feigen, die nicht ſo dick ſind, als die americaniſchen, und deren Feigen nicht einzeln an den Zweigen wachſen, ſondern buſchweiſe bey vierzigen oder funfzigen um den Stamm des Baumes und ſeinen dicken Zweigen, von der Wurzel bis an die Spitze kommen. Sie ſind faſt ſo groß, wie ein wilder Apfel, grünlich, und voller kleinen weißen Körner, aber ohne Saft und Geſchmack. Sie werden im Wintermonate reif.

Sandelbaum. Palmen, die man nur in Timor findet.

Unter vielen Bäumen, welche zu allerhand Gebrauche dienen können, findet man zu Timor auch den Sandelbaum, wovon die höchſten den Fichten ſehr ähnlich ſind. Sie haben einen graden und glatten Stamm; ſie ſind aber nicht ſehr dicke. Das Holz derſelben iſt hart, ſchwer und röthlich, vornehmlich gegen den Kern zu. Man ſieht hier drey- oder viererley Palmen, welche Dampier an keinem andern Orte geſehen hatte. Die Stämme von der erſtern Art haben ſieben bis acht Fuß im Umfange, und bis auf neunzig in die Höhe. Ihre Zweige wachſen gegen die Spitze zu, wie des Cocosbaumes ſeine; und ihre Frucht gleicht den Cocosnüſſen: ſie iſt aber viel kleiner, von eyrunder Geſtalt, faſt von der Größe eines Enteneyes. Die Schaale daran iſt ſchwarz und hart, ehe ſie reif iſt. Sie iſt mit einem ſo harten Fleiſche angefüllet, daß man es nicht eſſen kann; und ob ſie gleich in der Mitte einen kleinen leeren Raum hat: ſo findet man doch das Waſſer oder die Milch darinnen, weswegen man die Cocosnüſſe ſuchet. Wenn ſie reifet: ſo wird ihre Schaale gelb, weich, fleiſchicht und voller kleinen Zäſerchen: ſie fällt aber alsdann ab, und verfaulet auf der Erde, wo ſie ſehr übel riecht.

Andere Palmen ſind eben ſo dick und ſo hoch, als die vorhergehenden. Ihr Stamm iſt, wie aller Palmen ihrer, gerade und ohne Zweige bis an die Spitze. Anſtatt aber

Beſchreibung von Timor.

daß er da viel lange grüne Zweige treiben ſollte, ſind dieſe nur kurz, einen Fuß lang, faſt von der Größe eines Armes, deren jeder ſich in viele braune zähe Stengel theilet, welche ſo wie eine Schnur Zwiebeln voller Früchte hängen. Dieſe Frucht iſt ſo dick, als unſere dicke Pflaumen; und ein jeder Baum trägt ihrer viele Scheffel. Die Zweige, an welchen ſie hängen, kommen erſt in einer Höhe von funfzig bis ſechzig Fuß aus dem Stamme; und der Stamm, welcher bis zu dieſer Höhe von gleicher Dicke iſt, nimmt von da an nach und nach ab, bis an die Spitze, woſelbſt er ſich, wenn er nicht dicker mehr iſt, als ein Menſchenbein, in einen Stumpf endiget. Weil der Baum kein ander Grün mehr hat, als der Frucht ihres: ſo ſieht er wie ein abgeſtorbener Stock aus.

Art von Fichten.

Unter den verſchiedenen Bäumen zum Bauholze, welche keine Früchte tragen, und deren Stämme ſehr gerade ſind, bewunderte Dampier einen, welcher ihm unſern Fichten ſehr gleich zu kommen ſchien. Er wächſt häufig um die Inſel herum, nicht weit vom Ufer. Das Holz deſſelben iſt hart, röthlich und ſchwer.

Kraut Calalalu.

Die Früchte zu Timor ſind eben dieſelben, als in den meiſten andern indianiſchen Ländern: es ſcheint aber, daß die Inſulaner ein gut Theil derſelben den Portugieſen und Holländern zu danken haben, welche ſie dahin verpflanzet haben. Dampier traf daſelbſt ein wildes Kraut an, welches in America Calalalu heißt, und ihm eben ſo angenehm und geſund zu ſeyn ſchien, als der Spinat. Das Eyland bringt von Natur Portulack, Meerfenchel und andere den Europäern bekannte Kräuter hervor. Das indianiſche Korn wächſt daſelbſt ohne viele Wartung. Es iſt die gemeine Speiſe der Einwohner: die Portugieſen und ihre Nachbarn aber ſäen ein wenig Reiß.

Landthiere.

Die Landthiere auf der Inſel ſind die Büffel, Pferde, Schweine, Kühe, Ziegen, Schafe, Affen, Guanos, Eydechſen und eine Menge Schlangen. Außer den Hausochſen und Schweinen findet man in den Wäldern und Bergen eine ungeheure Menge wilde, die ein jeder frey tödten kann. Man zweifelt nicht, daß die Pferde, die Schafe, und die Ziegen nicht von den Portugieſen und Holländern nach Timor gebracht worden. Es ſcheint aber nicht, daß ſie ſich daſelbſt glücklich vermehret haben. Dampier ſah nur Ochſen und Kühe um das Fort Concordia herum. Von Affen und Schlangen aber iſt die Inſel nur gar zu ſehr beſetzet. Man findet daſelbſt eine große Anzahl gelber Schlangen, von der Größe eines Armes, und vier Fuß lang, die dem Anſehen nach nicht ſo gefährlich ſind, als eine andere Art, deren bloße Beſchreibung die Schädlichkeit derſelben anzukündigen ſcheint. Sie ſind nicht dicker, als das Rohr einer Pfeife, aber fünf Fuß lang. Sie ſind über den ganzen Leib grün, haben einen rothen flachen Kopf, einen Zoll groß.

Schöne Vögel.

Wiederholungsvogel.

Unter dem Geflügel unterſcheidet man ſowohl durch ihre Anzahl, als durch ihre Schönheit, die wilden Hähne und Hühner, die Adler, Falken, zweyerley Arten von Tauben, die Turteltauben, die Raben, drey oder viererley Arten von Papageyen, die Perrüſchen, die Cackatus, und die Amſeln, unzählige kleine Vögel von verſchiedenen Farben ungerechnet, welche die Gehölze mit einem lieblichen Geſange erfüllen. Die Engländer auf Dampiers Schiffe nannten einen den **Wiederholungsvogel**, weil er ſechs Noten zweymal hintereinander wiederholete, und indem er ſie mit einer hohen und durchdringenden Stimme anfing, in einem ziemlich niedrigen Tone endigte. Er iſt ſo groß, wie eine Lerche, hat einen kleinen ſchwarzen und ſpitzigen Schnabel, blaue Flügel, einen blaßrothen Kopf und Hals und einen blauen Streif um den Hals. Die Seevögel ſind der Krieger, der **Bubi**, der Fiſcherfalke, der Reiger, der **Golden**, der Krebsjäger und andere Arten.

Man

Beſchreibung von Timor.

Man ſieht kein Hausgeflügel, als bey den Holländern und Portugieſen. Die Wälder ſind voller Bienen, die eine Menge Honig und Wachs machen.

Meer voller Fiſche.

Dampier redet aber mit viel mehr Bewunderung von den Reichthümern des Meeres, obgleich die Eyländer ſo wenig Neigung zur Fiſcherey haben, daß man bey ihnen kaum einige Barken ſieht, die dazu gebrauchet werden. Man findet um ihre Küſten überflüßig Harder, Baſſen, Bremen, Makrelen, Hechte, Seepapageyen, Gars, Fiſche, welche die Engländer **Ten Pounders**, Zehnpfündner, nannten, weil ſie alle zehn Pfund wiegen, Blackfiſche, gekräuſelte Rochen, Springrochen, Rochen, deren Haut dienet, Reiben und Futterale daraus zu machen, Auſterfreſſer, **Cavallis**, **Congers** oder Meeraale, Rothfedern, Seehunde und eine Menge andere Fiſche. Die Rochen ſind in ſo großer Anzahl, daß man das Segegarn niemals heraus zieht, ohne viele gefangen zu haben. Es finden ſich einige, deren Schwanz dreyzehn Fuß lang iſt. Die Auſterfreſſer haben die Geſtalt der Cavallis, und ſind faſt eben ſo dicke. Sie haben in der Kähle zween ſehr dicke harte und platte Knochen, womit ſie die Schaalen zerbrechen, um hernach den Fiſch zu verſchlingen, der darinnen ſtecket. Man findet auch in ihrem Magen beſtändig viele Stücken von ſolchen Schaalen. Es giebt dreyerley Auſtern, gemeine, aber ſehr platte, lange, die in Ueberfluß an die Felſen kommen; und dicke, deren Schaalen ſo rauh und höckericht ſind, daß man ſie nicht leicht von den Steinen unterſcheidet. Drey oder viere ſind genug, die hungrigſten Menſchen zu ſättigen. Die **Petunkeln** ſind eben ſo gemein. Dieß iſt ein fetter Schaalenfiſch von gutem Geſchmacke und von der Größe eines Kinderkopfes, deren Schaale zuweilen ungemein ſchön iſt. Endlich ſind auch die Küſten von Timor voller Krebſe, **Chevreten**, grünen Schildkröten; und man ſieht daſelbſt auch einige Crocodile von derjenigen Art, welche die Engländer **Alligators** genannt haben z).

* * *

Das V Capitel.

Reiſe zweyer franzöſiſchen Schiffe nach den Südländern.

Einleitung. Ihr Weg und ihre Beobachtungen. Entdeckung des Vorgebirges der Beſchneidung. Urſachen, warum ſie ihr Unternehmen verlaſſen. Ihre Rückkehr nach Frankreich. Inſeln zwiſchen Africa und America.

Einleitung.

Man hat in der allgemeinen Einleitung zu dieſem Buche von den Bewegungsgründen einer Reiſe Rechenſchaft gegeben, von welcher man weder die Häupter noch die zugeſelleten kennet. Es ſcheint bloß aus einigen in dem Tagebuche wiederholeten Beobachtungen, daß ſie unter der Veranſtaltung der franzöſiſchen indianiſchen Compagnie geſchehen; daß die Officier, wovon der eine der Verfaſſer dieſes Berichtes iſt *a)*, zuſammen zwey Schiffe, der **Adler** und die **Maria** genannt, unter ſich gehabt haben.

Zwey franzöſiſche Schiffe. 1738.

Sie reiſeten den 19ten des Heumonates im Jahre 1738 von Orient ab, und legeten, nachdem ſie beſtändig ein günſtiges Meer gehabt, den 11ten des Weinmonates bey der Inſel St. **Catharinen** vor Anker. Die Ankunft zweyer franzöſiſcher Schiffe ſchien an-

---

z) Dampier am angef. Orte.

a) Er wurde im Jahre 1740. ohne weitere Erklärung, in dem Journale de Trevoux bekannt gemacht, woraus ich ſie mit weniger Veränderung nehme. Siehe den Februar dieſes Tagebuches gedachten Jahres, XII Artik. a. d. 252 u. f. S.

Zwey franzöſiſche Schiffe. 1738.

fänglich den Portugieſen einigen Verdacht zu erwecken. Verſchiedene Nachrichten, die ſie ſeit der Wegnehmung der Inſel Fernand Noronha erhalten, machten, daß ſie einen Angriff befürchteten, wozu ſie ſchlecht gerüſtet waren; und dieſe ſo wenig günſtigen Eindrücke, die nicht auf einmal konnten vertilget werden, nebſt dem Mangel an Lebensmitteln, welcher durch die Vorbeyfahrt verſchiedener andern Schiffe verurſachet worden, für welche das Eyland ſich erſchöpfet hatte, ließen den Franzoſen wenig Hoffnung, daſelbſt den Beyſtand zu finden, den ſie ſich verſprochen hatten. Einige Erfriſchungen, die ſie erhielten, konnten ſie nicht anders, als durch Geld erlangen. Sie hatten ſich aber über die Höflichkeit des Statthalters ſonſt eben nicht zu beſchweren, der es ihnen ſehr leicht machte, Waſſer und Holz einzunehmen.

Ihr Weg und ihre Beobachtungen.

Wir wollen dem Verfaſſer den Verfolg einer Erzählung überlaſſen, die unter einer jeden andern Geſtalt nicht ſonderlich einnehmend iſt. Den 13ten des Wintermonates, nach verſchiedenen Widerwärtigkeiten, verließen wir St. Catharine, um nach unſern Verhaltungsbefehlen die vier und vierzig Grade mittäglicher Breite gegen die dreyhundert und fünf und funfzig Grade der Länge, nach dem franzöſiſchen Mittagsſtriche zu ſuchen. Den 26ſten in fünf und dreyßig Grad Breite, und dreyhundert und vier und vierzig Grad Länge, fingen wir an, einen Nebel zu finden, der uns faſt nicht mehr verließ, ſo lange die beyden Schiffe nicht getrennet waren. Oftmals war er ſo dick, daß ſie einander auf einen Flintenſchuß weit nicht ſehen konnten; und ob es gleich an den Feuern bey der Finſterniß der Nacht ſo wenig fehlete, als an dem Abſchießen des Geſchützes bey Tage, ſo hatten wir doch ungemeine Mühe, in Geſellſchaft zu bleiben. Weil man oftmals die Segel, und zuweilen den Lauf ändern mußte: ſo war unſere größte Furcht, wir möchten an einander gerathen, wenn wir ſolches vornähmen. Wir hatten aber auch andere Urſache zur Unruhe. Das Meer, wo wir hineingiengen, iſt wenig bekannt. Wir wußten zwar, daß es in einigen Theilen durchfahren worden: allein, wir ſetzeten uns einen weit ungewiſſern Lauf in gänzlich unbekannten Gegenden und Strichen vor. Die beyden Schiffe waren ſchlechte Segeler; und die Jahreszeit trieb uns. Da indeſſen nichts vermögend war, unſern Muth zu ſchwächen: ſo ſetzeten wir den Weg weiter fort. Ich fuhr auf dem Adler voran, und befahl der Maria, zu folgen. Dieſe Ordnung wurde bey unſerer fernern Schiffahrt beſtändig beobachtet; und ich glaubete, ich wäre dieſes Beyſpiel meinen Leuten ſchuldig, die alſo keine Gefahr kannten, der ich nicht zuerſt ausgeſetzet wäre.

Den 30ſten des Wintermonates in neun und dreyßig Grad zwanzig Minuten Breite und drey hundert ein und funfzig Grad Länge, fingen wir an, die Art von Kraute zu ſehen, welches man Goemon nennet. Wir ſahen auch verſchiedene Arten von Vögeln. Man arbeitete auf der Maria, eine Schaluppe zurechte zu machen, welche man in Stücken mit ſich führete. Ich hatte zu St. Catharinen eine zuſammen ſetzen laſſen, die uns gedienet hatte, Holz und Waſſer einzubringen, und ich hatte ſie ſo ganz zuſammen geſetzet auf dem Verdecke des Adlers verwahret. Ich ließ zwo andere in ſechs Viertheil legen. Als die Luft den 4ten helle ward, fanden wir nach der Beobachtung ein und vierzig Grad neunzehn Minuten Breite, und drey hundert zwey und funfzig Grad Länge. Die Anzahl der Vögel und die Menge der Goeman vermehrete ſich von Tage zu Tage. Wir konnten nahe am Lande ſeyn, und wir nahmen alle Vorſicht, die ſich zu dieſer Furcht ſchickte.

Seit einigen Tagen hatten wir auf beyden Schiffen Wachen oben auf den Maſten, wenigſtens wenn der Nebel ſolche nicht unnütz machete. Ich ließ einen Wurf neue Segel auf-

Zwey franzöſiſche Schiffe. 1738.

aufmachen und die Rollen verändern. An jeden Anker vorn auf den Balken, ließ ich ein Tau von zweenen Cabeln anmachen, welches ich in dieſer Abſicht hatte zuſammenſpitzen laſſen. Das Senkbley, welches um acht Uhr des Abends ausgeworfen ward, fand auf hundert und achtzig Faden keinen Grund. Man fuhr fort, alle Tage am Borde des Adlers zu forſchen. Den 5ten des Chriſtmonates in zwey und vierzig Grad vierzig Minuten Breite, und dreyhundert vier und funfzig Länge hatten wir Donner und Hagel, nachdem wir zum erſtenmale, bey einem ſo dicken und ſchwarzen Nebel, daß man das Handthieren auf dem Schiffe nur hörete und nicht ſah, mit dem großen Segel allein gefahren waren. Den andern Morgen machte man ſich um drey Uhr ſegelfertig. Ich ließ aber noch fortfahren, alle Nächte hindurch ſo zu gehen, und wenn es nur ein wenig helle war, ſo ſetzete der Adler die Segel auf, ſtellete ſich ins Geſicht und dienete der Maria zum Führer, wobey man ſich beſtändig des Senkbleyes bedienete. Den 6ten hatten wir ein ſehr dickes Wetter, welches mit Regen und Schloſſen vermenget war. Man wurde durch Erblickung des St. Elmesfeuers getröſtet. Das Wetter wurde auch wirklich um ſieben Uhr des Morgens freundlicher. Wir hatten aber viel Mühe, beyſammen zu bleiben. Der Adler trieb mehr mit dem großen Segel, als die Maria. Man mußte von Zeit zu Zeit zu einander kommen, und ſtets mit Furcht, einige ſchlimme Stöße von dem Meere zu erhalten. Dieſe Gefahr war um ſo viel fürchterlicher, weil die Verdecke beyder Schiffe voller Fahrzeuge lagen, die entweder zuſammengeſetzet, oder noch in Stücken waren.

Den 7ten des Chriſtmonates, hielten wir in vier und vierzig Grad Breite, und drey hundert fünf und funfzig Grad Länge gegen Oſten, um die ſieben Grad Länge durch dieſe Parallele zu erreichen. Man ward drey oder vier Vögel gewahr, welche zuweilen mit den Flügeln ſchlugen, wie Landvögel. Ich fand, daß ſie eine große Aehnlichkeit mit den mauriſchen Hühnern hatten. Der Nebel hielt an, und die Kälte war heftig, obgleich der Chriſtmonat in dieſer Himmelsgegend das iſt, was der Brachmonat in Europa iſt. Der 8te und 9te brachte uns mauriſche Hühner, nebſt ziemlich ſchönem Wetter, welches das erſte war, deſſen wir ſeit dem 26ſten des Novembers genoſſen hatten. Das Schiffsvolk machte ſich deſſen zu Nutze, um ſeine Kleider zu trocknen, die wegen der Feuchtigkeit anfingen zu modern. Denn der Nebel, den man ſo lange Zeit gehabt hatte, machte eben ſo naß, als der Regen. Den 10ten fand man ſich auf vier und vierzig Grad Breite und dem erſten Mittagsſtriche. Hieher ſetzen viele Erdbeſchreiber die Südländer. Wir entdeckten aber nicht den geringſten Schein vom Lande. Der Nebel war wieder ſehr dick geworden, und wir ſetzeten bey Tage unſern Lauf fort, mit einem ſehr guten Winde, ohne andere Sorge, als daß wir nach der Dicke des Nebels die Segel vermehreten, oder verminderten. Ich ſah endlich ein, daß, da man kein klärer Wetter in dieſen Gegenden hoffen könnte, es gar zu unbedachtſam ſeyn würde, ſich länger daſelbſt aufzuhalten. Den 12ten im ſiebenten Grade der Breite, faßte ich den Entſchluß, das Vordertheil des Schiffes gegen Süden zu richten. Wenn ſich der Nebel von Zeit zu Zeit aufklärete: ſo geſchah es, um uns bald wieder in dickere Finſterniſſe gerathen zu laſſen. Der 13te und 14te hatte nichts veränderliches.

Den 15ten in eben der Länge und gegen acht und vierzig Grad funfzig Minuten Breite, folglich mit der Stadt Paris ihrer gleich, wurden wir zwiſchen fünf und ſechs Uhr des Abends eine dicke Eisſcholle gewahr, welcher viele andere folgeten, die mit einer großen Anzahl Eisſtücken von verſchiedener Dicke umgeben waren. Die Maria gab das

Zeichen,

Zwey franzöſiſche Schiffe. 1738.

Zeichen, daß Gefahr vorhanden wäre, und eilete, ihre Ausrüſtung zu verändern. Ich rückte hinan, um mit ihr zu reden, und meldete ihr, ich wollte meinen Weg gegen Süden fortſetzen. Der Anblick dieſer Eisſtücken, ſetzete ich hinzu, ſollte uns freuen. Es iſt ein gewiſſes Merkmaal, daß das Land nicht weit mehr entfernet iſt. Ich hatte wenigſtens bemerket, daß die Höhe der Eisſtücken ein Beweis von der Höhe des Landes war, an welchem ſie ſich gebildet hatten; und es war mir nicht unbekannt, daß die hohen Länder gemeiniglich die geſundeſten ſind. Dieſe Eisſtücken waren nicht weniger als zwey bis dreyhundert Fuß hoch. Ihre Größe war von einer halben bis zwo oder drey Seemeilen im Umfange. Ich fuhr vielmals acht Seemeilen, um an das äußerſte Ende derjenigen zu kommen, die mir vor dem Geſichte waren. Sie hatten verſchiedene Geſtalten, von Inſeln, Feſtungen und Gebäuden. In dieſen Umſtänden ſchien uns das Meer verändert zu ſeyn. Wir ſahen eine Menge Täucher und andere Vögel. Das Loot fand auf hundert und achtzig Faden keinen Grund. Man mußte alle Tage durch die Eisſtücken mit ſo vieler Unruhe, als Gefahr fortrücken. Da wir um neun Uhr des Abends noch keinen Grund fanden: ſo zogen wir an dem Orte, der uns am vortheilhafteſten zu ſeyn ſchien, die Segel ein, um nicht auf die Eisſtücke zu treiben, und zu verhüten, daß ſie nicht auf uns trieben. Der Nebel nahm nicht ab. Wir hatten die ganze Nacht hindurch Schnee, Schloſſen und die ſchärfeſte Kälte.

Seitdem wir uns in den unbekannten Gegenden befunden hatten, hatten wir in dem Nebel alle Gefährlichkeiten zur See vermuthen können. Allein, das war doch nur eine Vermuthung, deren Schrecken der Gewißheit nicht beykam, worinnen wir waren, da wir itzt weit erſchrecklichere Gefährlichkeiten wirklich um uns hatten. Die Eisſtücke waren ſo viele ſchwimmende Klippen, die weit mehr zu fürchten waren, als das Land, weil das Unglück, daran zu ſcheitern, wenn man daran ſtieße, keine Hoffnung übrig ließ, ſich auf ſolchen zu retten. Die Eisſchollen waren noch gefährlicher, als die dicken Eisſtücke; weil ſie mit dem Waſſer gleich, und mit den Wellen vermenget waren, da denn die geringſte Bewegung des Meeres nicht erlaubete, ſie leicht zu unterſcheiden. Den 10ten in neun und vierzig Grad zwey und vierzig Minuten Breite, ſahen wir eine Menge von den zweylebigen Thieren, die man Penguinen nennet, und welche Floßfedern ſtatt der Flügel haben. So wie wir gegen Süden fortrücketen, vermehreten ſich die Eisſtücke. Den Nachmittag waren wir dergeſtalt damit umringt, daß wir genöthiget waren, von Süden, wohin wir das Vordertheil des Schiffes gerichtet hatten, nach Oſten zu kommen, um eine Durchfahrt zu finden. Es ſchien mir wahrſcheinlich zu ſeyn, daß, wenn dieſe fürchterlichen Eisſtücken vom Lande kämen, welches näher an dem Pole gegen Hornsvorgebirge über läge, wir weniger Land finden würden, wenn wir gegen Oſten ſteureten. Ich erwog auch noch, daß, wenn es ein Vorgebirge gäbe, welches nur bis auf den acht und vierzigſten Grad vorläge, dergleichen dasjenige vermuthlich ſeyn müßte, wo **Gonneville** angeländet wäre, dieſes Vorgebirge, es möchte auch ſeyn, welches es wollte, den Eisſtücken zum Schlagbaume dienen, und ſich keine weiter gegen Oſten finden würden. Ich eröffnete den Befehlshabern auf der **Maria** dieſe Muthmaßung. Es gieng kein Tag hin, wo ich nicht Gelegenheit nahm, mit ihnen zu reden; und ich wandte alles an, was ich nur für vermögend hielt, ihren Muth zu unterſtützen. Endlich ließ ich einſtimmig mit ihnen den Lauf ſo ſehr nach Süden nehmen, als es nur möglich war. Der beſtändige Nebel aber, die Eisſtücke, und die widrigen oder heftigen Winde verhinderten uns, die

Zwey franzöſiſche Schiffe.
1739.

vier und funfzig Grade vor dem letzten des Chriſtmonates zu erreichen; ohne zu gedenken, daß die Kälte, die man von dem vier und vierzigſten Grade der Breite empfunden hatte, unter den Eisſtücken übermäßig ſtark geworden war. Es iſt ausgemacht, daß wir, ohne die Hinderniß von dem Nebel, einen beſtändig klaren Himmel würden gehabt haben; denn die Sonne drehet ſich in ihrer größten Entfernung nur ein wenig über den Horizont. In dieſen Himmelsgegenden aber iſt das Wetter ſtets ſo trübe, daß es gleich ſelten iſt, die Sonne, den Mond und die Sterne daſelbſt zu ſehen.

Entdeckung des Vorgebirges der Beſchneidung.

Den 1ſten Jenner im Jahre 1739 um drey Uhr Nachmittages, entdeckten wir ein ſehr hohes Land, welches uns mit Schnee bedecket und ſehr im Nebel eingehüllet zu ſeyn ſchien. Wir fanden, daß es wie ein ſtarkes Vorgebirge ausſah, und nannten es das **Vorgebirge der Beſchneidung**. Dieſes Land blieb uns gegen Oſtnordoſt in der Entfernung von zehn oder zwölf Seemeilen. Die Winde kamen von daher. Wir näherten uns demſelben, um es beſſer zu erkennen. Die Lage des Vorgebirges iſt in vier und funfzig Grad Süderbreite und zwiſchen ſieben und zwanzig und acht und zwanzig Grad Länge. Wir mußten den Tag vorher nicht über drey Seemeilen weit vorbey gegangen ſeyn. Die beyden Schiffe hatten die Segel eingezogen, von ſieben Uhr des Morgens an, bis zu Mittage, ohne daß ſie einander bey dem dicken Nebel ſehen konnten. Um zehn Uhr des Abends hatte er ſich ſo weit aufgekläret, daß wir ein ſehr großes Eisſtück ſehr nahe bey uns ſehen konnten. Man hatte auf dem andern Schiffe die Segel eingezogen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Eisſtück eins von denjenigen war, die wir nachher an das Land kommen ſahen. Wir waren eben der Gefahr unaufhörlich ausgeſetzet.

Um ſo verdrießliche Gedanken zu vertreiben, ließ ich dem Schiffsvolke auf dem **Adler** einen Artikel aus unſern Verhaltungsbefehlen vorleſen, wodurch die Compagnie den Befehlshabern und Matroſen einige Erkenntlichkeit und Belohnungen bey Erblickung derer Länder zugeſtund, die wir ſuchten. Ich gab dem Lootsmanne, welcher zuerſt das Land geſehen hatte, zwanzig Piaſter. Die Matroſen, welche auf den oberſten Maſten Wache hielten, ſtunden daſelbſt eine ſcharfe Kälte aus. Ich hatte es für nöthig gehalten, ihnen durch wichtige Verſprechungen wiederum Muth zu machen. Den 20ſten ſang man das **Herr Gott, dich loben wir**, mit großer Freude; und man glaubete, der Schätzung nach in vier und funfzig Grad vierzig Minuten zu ſeyn. Dieß iſt die weiteſte Gegend, wohin wir gegen Süden gekommen ſind. Die Eisſtücke, welche uns droheten, der Nebel, welcher uns verhinderte, unſer Geſchütz abzufeuren, und die Decke der Nacht ließen uns ein wenig unter den Wind gerathen. Indeſſen hielten wir uns den 30ſten die Nacht unter unſern Marsſegeln, und brachten das wieder ein, was wir den Tag zuvor verloren hatten. Ich gieng an eben dem Tage auf der **Maria** an Bord. Ich las daſelbſt ſo, wie ich auf dem **Adler** gethan hatte, den Artikel für das Schiffsvolk aus den Verhaltungsbefehlen vor; und ſparete nichts, ihre Hoffnung wieder zu erwecken. Die **Maria** war in beſſerm Stande, als der **Adler**. Sie hatte zwar viel Matroſen, welche nicht das Quart oder die Wache thaten: ſie hatten aber keine andere Krankheit, als den Schnupfen; dahingegen auf dem **Adler** ſich ſchon der Scharbock ſeit einiger Zeit merken laſſen.

Den 4ten war man die Nacht auch unter den kleinen Segeln, und der Eisſtücke und des Nebels ungeachtet, fuhr man vier oder fünf Seemeilen. Den 5ten war der Nebel ſo dick, daß wir das Land nicht ſehen konnten. Den 6ten ſah man ein wenig vor Mittage auf einmal eine ungeheure Menge ſehr ſchöner weißer Vögel von der Größe ei-

Zwey franzöſiſche Schiffe. 1739.

ner Taube zum Vorſcheine kommen. Das Licht, welches uns in dieſer Zeit leuchtete, entdeckete uns ein dickes Stück Eis, eine Vierthelmeile vor uns, und das Land wenigſtens zwo Seemeilen von uns entfernet. Die Marsſegel waren halb aufgezogen. Man hatte nicht Zeit, ſie gegen den Wind zu richten, ehe der Nebel wieder kam, welcher ſo dick wurde, als jemals, und auf einmal das Land und das Eis verſchwinden ließ. Die Ströme hatten uns ſo nahe an das Land getrieben, da wir drey oder vier Seemeilen weit davon weiter entfernet ſeyn ſollten, als den Tag vorher. Nachdem wir das Schiff gewandt, um in die freye See zu kommen: ſo mußte man die Segel anſtrengen, in der Abſicht, uns von der Küſte zu erheben, ohne uns gar zu weit davon zu entfernen. Ich wollte im Stande bleiben, mich der erſten Augenblicke des Lichts zu Nutze zu machen, um die Fahrzeuge ans Land zu ſchicken, Erkundigung davon einzuziehen. Dieſe Zufälle machten einen entſetzlichen Eindruck bey dem Schiffsvolke, und man konnte ſie ſchwerlich abhalten, den Muth nicht ſinken zu laſſen.

Den 7ten zertheilete ſich ein ſehr dicker Nebel gegen Abend. Wir hatten ſehr guten Weſtwind, von dem Lande Erkundigung einzuziehen. Den 8ten mit Anbruche des Tages, näherte man ſich der Küſte. Man ſah ſie auf einen Augenblick, mit einiger Verwunderung, daß man näher dabey war, als man ſichs eingebildet hatte. Um fünf Uhr des Morgens kam der Nebel wieder, und man verlor das Land aus dem Geſichte. Man rückete indeſſen doch immer nach eben der Seite fort, in der Hoffnung, der Nebel könnte wohl fallen. Er verdickete ſich aber vielmehr; und da wir nicht ſo weit, als ein Schiff lang war, vor uns ſehen konnten: ſo hielten wir uns deſto näher bey einander. Um ſechs Uhr glaubeten wir, ein neues Land faſt gegen Nordoſt von dem Vorgebirge der Beſchneidung zu entdecken. Eine Eisbank, die ſich auf eben der Seite zeigete, ſchien dieſe Meynung zu beſtätigen. Es war uns viel daran gelegen, zu wiſſen, ob dieſes Land an dem Vorgebirge anhing, um nicht in einen Meerbuſen zu gerathen, wo die Weſtwinde, welche in dieſem Himmelsſtriche gewöhnlich und heftig ſind, völlig ſtürmen würden. Man richtete alſo das Vordertheil des Schiffes nach dieſem vermeynten Lande. Um ſieben Uhr wurde der Nebel wiederum dick, und wir fuhren fort bis um neun Uhr. Weil aber der Nebel nicht fiel: ſo giengen wir wieder an den andern Bord. Man hatte gegen Norden geſteuret, um ſich dieſem Lande zu nähern. Bey einbrechender Nacht hielt man ſich für verbunden, zurück zu kehren, und richtete die Marsſegel gegen Süden, aus Furcht, man möchte von dem Eiſe überfallen werden. Den 9ten bey Anbruche des Tages, richtete man das Vordertheil des Schiffes wieder nach dem Lande, welches man noch zu ſehen glaubete. Der Nebel und die Eisſtücke nöthigten uns zweymal, das Schiff zu wenden, ohne die geringſte Erläuterung.

Den 10ten ließ uns ein klares und heiteres Wetter zwiſchen drey und vier Uhr des Morgens erkennen, daß dasjenige eine Wolke wäre, was man für Land gehalten hatte. Man nahm alſo ſeinen Lauf nur an der Küſte des Landes gegen Oſten von dem Vorgebirge der Beſchneidung fort. Um fünf Uhr aber wurde der Nebel wiederum dick. Er hörete den folgenden Tag nicht auf; und man hielt ſich um ſo viel glücklicher, daß man auf der Höhe war, weil der Wind nach der Küſte zu jagete.

Seit dem man das Land im Geſichte hatte, ſo hatte man keinen andern Vortheil davon gezogen, als daß man geſehen, daß es ſich acht bis zehn Seemeilen gegen Oſtnordoſt und ſechs bis ſieben gegen Südoſt erſtreckete. Man hatte nicht erkennen können, ob es ein

Zwey franzöſiſche Schiffe. 1739.

Stück von dem feſten Lande ausmachte, oder eine vorliegende Inſel wäre. Das Wetter hatte es nicht erlaubt, die Kähne dahin zu ſchicken. Auf der andern Seite wurde die Jahreszeit immer rauher. Ein großer Theil von den Matroſen war krank, oder ſtellete ſich doch ſo. Man ſah auf dem Verdecke nur noch die Befehlshaber und einige junge Matroſen, welche die Ehre und die Stärke ihres Alters annoch erhielt; und die meiſten hatten eine ſehr heiſere Stimme. Dieſe verdrießlichen Betrachtungen bewogen mich, ein ſo mittägliches Land zu verlaſſen, zu welchem man vielleicht wegen des Nebels und der Eisſtücke nicht kommen könnte.

Urſachen, warum ſie ihr Unternehmen verlaſſen.

Ich nahm den Weg, um dasjenige zu beſuchen, welches gegen Nordoſt liegen könnte. Der Ort, wo **Gonneville** anzuländen, das Glück hatte, liegt nach ſeinem Berichte in einer Breite, die mit einiger franzöſiſchen Provinzen ihrer gleich iſt. Die nordlichſten ſind im fünf und vierzigſten Grade. Wir fuhren in die Parallele von ein und funfzig bis zwey und funfzig Grad, und durchſtrichen ſie mit eben den Beſchwerlichkeiten und eben der Gefahr. Den 22ſten gieng ich nochmals auf der **Maria** an Bord; und den 25ſten kamen wir nach unſerer Schätzung in ein und funfzig Grad Länge. Die ſtarken Abweichungen der Magnetnadel verſicherten uns, daß wir nicht weiter gegen Weſten wären. Indeſſen haben wir doch am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, daß wir damals unter dem fünf und funfzigſten Grade geweſen. Wenn wir in dieſer Länge die Länder gefunden hätten: ſo würden ſie gar zu ſehr gegen Oſten gelegen haben, als daß ſie die Abſichten der Compagnie hätten erfüllen können. Es war Zeit, daß wir unſere Ruheplätze ſucheten. Sie waren entfernet; unſere Schiffe ſchwer. Wir konnten widrigen Wind bekommen, und unſer Schiffsvolk war außer Stande, noch länger die See zu halten. Die Oſtwinde bewogen mich auch noch, dieſen Entſchluß zu ergreifen. Ich ließ alſo das Vordertheil des Schiffes gegen Norden richten. An dieſem Tage ſahen wir zum letztenmale ein dickes Eisſtück, und unſer Verdeck wurde voller Schnee.

Indem wir gegen Norden fortrücketen, fanden wir ſtufenweiſe, daß der Nebel nicht mehr ſo dick, und nicht mehr ſo häufig war. Die Kälte wurde erträglicher. Der Wind war faſt allezeit ſtürmiſch, und die See hoch, bis den 5ten des Hornungs. Eine halbe Windſtille, welche darauf folgete, gab mir Gelegenheit, auf der **Maria** an Bord zu gehen und die Kaufmannswaaren dieſes Schiffes umzukehren, an deſſen Borde ich zwölf Soldaten und das Boot hielt, nebſt fünf Fäſſern Kohlen, die ſich noch darauf befanden.

Wir brauchten Holz zu einer langen Fahrt, und wir konnten uns nicht viel an dem Vorgebirge der guten Hoffnung verſprechen. Man ergriff alſo die Partey, ſich zu trennen. Ein jedes Schiff nahm ſeinen eigenen Weg, der **Adler** nach der Inſel Frankreich, und ich auf der **Maria**, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Ihre Rückkehr nach Frankreich.

Ich legete in dieſer Bay den 28ſten des Hornungs vor Anker. Meine erſte Sorge gieng auf die Kranken; und ich war ſo glücklich, daß ich nicht einen einzigen verlor, als ich ſie ans Ufer bringen ließ. Es befanden ſich damals auf dieſer Rhede zwey Compagnieſchiffe, der **Philibert** und der **Herzog von Chartres**, welche von den Herren von **Lobry** und **de la Cheſnaye** geführet wurden. Einige Tage darnach ſah ich die Herren **de la Porte Barre** und **Drias** daſelbſt ankommen, welche Befehlshaber auf den Schiffen der **Conde** und der **Herzog von Orleans** waren. Den 31ſten März gieng ich mit ihnen wieder unter Segel. Den andern Morgen aber eröffnete ich meinen Verhaltungsbefehlen gemäß, das geheime Paket, worinnen ich neue Befehle finden ſollte. Es war mir vorgeſchrieben, mit eheſtem in die ſechs und vierzigſte Parallele zu fahren, und ſie bis

Zwey franzöſiſche Schiffe. 1738.

an den erſten Meridian zu durchſtreichen; weil, vorausgeſetzet, daß wir nur die vier und vierzig durchſtrichen hätten, wir nicht hätten wiſſen können, ob ſich das ſüdliche Land nicht bis auf die ſechs und vierzigſte Parallele erſtreckete. Das dazwiſchen angetroffene Land aber hatte uns ſchon weiter gegen Süden geführet; und es war kein Zweifel mehr für uns, daß das feſte Land nicht weiter mehr gegen den Pol fortgienge. Wir hatten auch die Erfahrung, daß eine Inſel in dieſen Gegenden keinen bequemen Ort ſich zu erholen würde haben abgeben können. Ueber dieſes würden die ſchon ſpäte Jahreszeit, die Kürze der Tage, und die ſchlechte Witterung in dieſen Himmelsgegenden die Schiffahrt für ein ſolches Schiff, als die **Maria** war, ſehr beſchwerlich gemacht haben: da ſie hingegen ſtets ſehr leicht iſt, wenn man aus Europa kömmt. Ich hielt mich alſo für verbunden, dieſes Unternehmen fahren zu laſſen, um den Abſichten derjenigen gemäß zu handeln, von denen mir ſolches war aufgetragen worden.

Inſeln zwiſchen Africa u. America.

Wir konnten entweder an der africaniſchen Küſte, oder auf denen zwiſchen Africa und America gelegenen Eylanden, welche in einer Breite ſind, wo die zu gewiſſen Jahreszeiten ordentlichen Winde herrſchen, einen Ort zum Ausruhen finden. Ich hielt mich an die letztere von dieſen beyden Parteyen, als an die einfachſte und natürlichſte. Viele Erdbeſchreiber bemerken mit Unterſchiede zwey, und andere drey verſchiedene Eylande, gegen einerley mittägliche Breite von zwanzig Grad zwanzig Minuten: die Inſeln **Martin Vaz** und die **Dreyeinigkeitsinſel**. Wir fuhren dieſe Breite hinauf, vom dreyzehnten Grade dreyßig Minuten Länge, und behielten ſie bis zum dreyhundert und acht und vierzigſten Grad dreyßig Minuten, wo wir eine Inſel und vier Inſelchen fanden, die acht oder neun Meilen gegen Oſten davon entfernet ſind. Die engliſche **Fackel** ſchildert ſie unter dem Namen der Dreyeinigkeitsinſel ſehr wohl ab. Nachdem ich ſolche den 29ſten April gegen Abend erkannt hatte: ſo ſchickte ich den andern Tag zwiſchen die Inſelchen und die Inſel, ein Fahrzeug, um Erkundigung davon einzuziehen; und da ich nichts deſtoweniger fortfuhr, mich derſelben zu nähern, bis auf einen Flintenſchuß weit: ſo ſah ich drey Viertheil von dieſer Inſel ganz deutlich, welche eigentlich zu reden, ein faſt unerſteiglicher Felſen iſt. Einer von unſern Befehlshabern, welcher in der Schaluppe herumfuhr, machte mir von denen Theilen, die ich nicht geſehen hatte, eben die Abſchilderung. Im Jahre 1599 folgete **Olivier von Noort**, Befehlshaber über vier holländiſche Schiffe, dieſer Parallele von zwanzig Grad zwanzig Minuten, von dieſer Inſel an, bis zur braſiliſchen Küſte. Man kann alſo ſchließen, daß unter dieſer Breite nur eine einzige Inſel in dieſem Meere iſt, anſtatt der zwoen oder dreyen, die ſich in den meiſten Karten befinden.

Die übrige Schiffahrt war ſo ruhig, daß der Verfaſſer, nach einer Abweſenheit von einem Jahre, wieder an die franzöſiſchen Küſten kam, ohne einen einzigen Kranken am Borde zu haben. Dieß iſt die letzte Reiſe nach den Südländern, wovon man eine Nachricht bekannt gemacht hat.

Das IV Buch.

Irrende Reiſen, oder ſolche, die kein gewiſſes vorgeſetztes Ziel haben.

Einleitung.

Einleitung.

Damit man den Werth des neuen Entwurfs erkenne, dem ich beſtändig folge, und bey welchem man bedauren muß, daß ihn die Engländer nicht auch bey den erſtern Bänden dieſer Sammlung beobachtet haben: ſo muß ich für diejenigen, welche einen Schriftſteller wegen der Treue in Anſehung derer Geſetze, die er ſich aufleget, zur Rechenſchaft ziehen, allhier anmerken, daß ich bereits über hundert dunkele Reiſebeſchreiber, die nicht verdienen, beſſer gekannt zu werden, in das hiſtoriſche Verzeichniß verwieſen habe. Nur dieſe Methode konnte die Leſer unzähliger Wiederholungen überheben, und meiner noch übrigen Laufbahn Licht genug geben, um mich in den Stand zu ſetzen, die Gränzen derſelben feſt zu ſtellen. Ueber dieſes würden die meiſten Berichte, die alſo unterdrücket worden, ſo wenig zu der Abſicht dieſes Werkes beytragen, welche beſtändig geweſen, die Anmuth mit dem Unterrichte zu vermiſchen, daß man ihnen noch eine Gnade zu erzeigen glaubet, wenn man ihre Namen in einem Verzeichniſſe aufbewahret, um die Welt zu belehren, daß ſie da geweſen ſind.

Man muß aber von denjenigen, welche dieſes Buch ausmachen werden, nicht eben das Urtheil fällen. Ob ſie gleich eine große Menge Oerter darſtellen, mit denen man ſchon in den vorhergehenden Bänden bekannt geworden: ſo geſchieht es doch mit ſolchen Umſtänden und neuen Beobachtungen, die ihnen eine andere Geſtalt zu geben ſcheinen. Von einer ganz andern Wichtigkeit aber dünkt es mir zu ſeyn, daß es oftmals geſchieht, daß die irrenden Reiſebeſchreiber, wie ich ſie nennen zu können, geglaubet habe, da ſie ſich nicht angelegen ſeyn laſſen, den gemeinen Straßen zu folgen, ſondern ſich bald durch die bloße Neugierde, bald durch zufällige Begebenheiten führen laſſen, unbekannte Länder und Stücke von bekannten Ländern beſuchen, die niemals von andern Reiſenden beſuchet worden; welches denn für die Geſchichte und Erdbeſchreibung ungemein nützlich wird. Indeſſen wird man ſich doch ſelbſt unter den Berichten von dieſer Art nur an diejenigen halten, welche einen wirklichen Vorzug verdienen.

Das

Das I Capitel.

Gautier Schoutens Reiſen.

Einleitung.

Der Bewegungsgrund dieſes Reiſenden bey ſeinen langen und gefährlichen Schiffahrten hat nichts ordentlichers, als ſein Herumſchweifen ſelbſt, welches ſtets von dem bloßen ungefähren Zufalle regieret zu ſeyn ſcheint, ohne daß er ſich jemals die geringſte Abſicht zueignet, welche ihm Ehre machen könnte. Dieſer Schein von Leichtſinnigkeit, würde eine ſtarke Urſache ſeyn, ein Mistrauen in ſeine Urtheilungskraft und auf ſeine Ehrlichkeit zu ſetzen, wenn dieſe beyden Eigenſchaften nicht vielmehr in ſeinen Erzählungen und in ſeinen Beſchreibungen hervor leuchteten. Nicht allein die Abſchilderungen ſind darinnen lebhaft, und die einzelnen Umſtände wichtig, ſondern es herrſchet darinnen auch ein aufrichtiges und kluges Weſen, welches eben ſo ſehr gefällt, als die Mannichfaltigkeit ſeiner Abentheuer.

Der I Abſchnitt.

Schoutens Reiſe nach Batavia.

Abreiſe auf dem Nieuport. Beſchaffenheit derer Leute, die nach Indien gehen. Angenehmes Schauſpiel für den Verfaſſer. Beſchreibung eines außerordentlichen Ungewitters. Sonderbare Krankheit. Sie verlieren die Hoffnung, nach Batavia zu kommen; halten ſich in der Bay Sillebar auf. Verrätherey der Indianer. Neues Ungewitter, das ſie überfällt. Verſchiedene Inſeln. Abentheuer, welches Schouten unterrichtet.

Abreiſe auf dem Nieuport.

Bloß die Neugier machte, daß Schouten in die Dienſte der holländiſchen oſtindiſchen Compagnie trat. Im Monate April des 1658 Jahres, ſchiffte er ſich im Texel auf einer Flüte ein, Namens Nieuport, die nur auf guten Wind wartete, um unter Segel zu gehen. Seine Gewohnheit, ein regelmäßiges Leben zu führen, machte, daß er anfänglich das Vollſaufen und das lüderliche Leben der meiſten Seeleute mit Erſtaunen anſah. „Er erſtaunete aber nicht mehr ſo ſehr darüber, als er eingeſehen hatte, daß der größte Theil von denjenigen, welche die Reiſe nach Indien thun, dieſen Entſchluß nur bloß deswegen faſſen, weil ſie in ihrem Vaterlande nicht mehr leben können. Sie werden dazu theils durch das Elend, worinnen ſie gebohren worden, theils durch dasjenige, worein verſchiedene Zufälle ſie geſtürzet haben, gezwungen. Man ließ einen Menſchen an Bord gehen, welcher die größten Vortheile des Glückes genoſſen hatte. Weil er ſich aber durch das Spiel zu Grunde gerichtet: ſo war er von ſeinen Anverwandten gezwungen

Beſchaffenheit derer Leute, die nach Indien gehen.

---

b) Man hält ſich bey dieſer Beobachtung nur bloß deswegen auf, um mit beyzufügen, auf was für eine Art man ſie zurichtet, damit man eine angenehme und geſunde Speiſe daraus mache. Solches geſchieht, daß man eine reichliche Brühe von Franz- oder Rheinweine daran mache. Der Verfaſſer bedauret es, zum Beſten des Schiffsvol-

Schouten. 1658.

„zwungen worden, der oſtindiſchen Compagnie, als ein bloßer Soldat zu dienen. Seine „Frau, welche auf das Schiff kam, Abſchied von ihm zu nehmen, ließ ihm einen kleinen „Kuffer, welcher nur mittelmäßig verſehen war; das einzige Ueberbleibſel von dem Ueberfluſſe, worinnen er gelebet hatte, wozu er aber dennoch, nach der Anmerkung des Verfaſſers, die Erinnerung deſſelben hinzufügen konnte.„

Angenehmes Schauſpiel für den Verfaſſer.

Die Schiffahrt hatte nichts Merkwürdigers bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, als das außerordentlich beſtändige ſchöne Wetter, welches Schouten einen beſtändig angenehmen Zeitvertreib an dem Anblicke eines faſt immer grünen Meeres, und eines unzählbaren Heeres von allerhand Arten von Fiſchen und Meerwundern gab, welche ſich unaufhörlich um das Schiff herum ſehen ließen. Diejenigen, welche man Seeteufel nannte, waren von einer entſetzlichen Größe, und ſchwammen ſo geſchwind, daß es ſchien, als ob ſie durch die Fluthen flögen. Man fing Thonfiſche, Meerſchweine und Seehunde, deren Fleiſch von keinem zärtlichen Geſchmacke, noch leicht zu verdauen iſt *b*).

Niemals iſt wohl ein Schiff mit weniger Unbequemlichkeit über die Linie gegangen, als der Nieuport. Es kam den 23ſten des Heumonates an dem Vorgebirge an. Dieſe Pflanzſtadt begonn nunmehr den Holländern die Mühe und Koſten, welche ſie auf ihre Einrichtung gewendet hatten, allgemach wieder zu vergelten. Schouten war ganz entzücket, als er entſetzlich hohe Berge, ſteile Felſen, fürchterliche Einöden, angenehme Auen, und luſtige Felder mit einem einzigen Blicke überſehen konnte. Sein Haupttrieb, die Neugierigkeit, die er noch zur Zeit nicht mit der benöthigten Vorſichtigkeit zu verknüpfen wußte, ſetzete ihm in den Kopf, in Geſellſchaft des Schiffſchreibers auf den Löwenberg zu ſteigen, welchem die Menge dieſer Thiere, die man darauf antrifft und ſchießt, den Namen beygeleget hat. Ungeachtet nun um dieſer Urſache willen kaum der verwegenſte Jäger das Herz hat, dieſem Berge nahe zu kommen: ſo ſtieg doch Schouten bis auf den Gipfel deſſelbigen. Hier fand er allerley vortreffliche Kräuter, und eine Menge wohlriechender Bluhmen, aber wenig Bäume. Als er bis in die Höhe der Wolken gekommen war: ſo konnte er wegen dicker Luft, und ſteiler Felſen nicht weiter fort. Den Rückweg nahm er in ein ſchönes Thal, „und ſah mit Vergnügen, wie die Gemſen, Rehe und andere wilde „Thiere die gefährlichſten Sprünge von einer Klippe auf die andere machten, nicht anders „als ob ſie flögen. Allein, da er mitten in der größten Luſt begriffen war: ſo zeigete ſich ſehr „nahe bey ihm ein Löwe; verlangte ihm aber nichts zu thun, ſondern ſchlich ins Gebüſche. „Hier fiel ihm erſt ein, was für eine Verwegenheit es ſey, daß er ſich ohne das geringſte „Gewehr auf dieſen gefährlichen Berg gewaget habe. Damit nahm er, ohne weiter viel „nach den Gemſen zu ſehen, den allernächſten Weg nach dem Ufer, den er finden konnte, „unter die Füße„. Dem Anſehen nach, erwähnet er ſeiner kleinen Abentheuer, bloß in der Abſicht, um zu zeigen, bey was für Gelegenheit ſeine Vernunft und ſeine Herzhaftigkeit allmählig ſtufenweiſe zugenommen habe. Nach ſeiner Abreiſe vom Vorgebirge bekam er in dieſem Stücke weit kräftigere Lehren, und zwar durch einen Sturm, deſſen Beſchaffenheit und Folgen unter die ſeltenen Zufälle gehören.

---

volkes, daß nicht jedermann im Stande ſey, dieſe Zurichtung zu machen. Die Meerſchweine aber, ſaget er, laſſen ſich mit Pfeffer und Eßig gut eſſen. Ueber dieſes, geben die Doraden, die Boniten, die Coretten und die fliegenden Fiſche eine ſehr gute Nahrung. Schoutens Reiſebeſchreibung a. d. 4 S.

Schouten. 1658.

Beſchreibung eines ſeltſamen Sturmes.

Man hatte vom Texel bis ans Vorgebirge, ungefähr zwey tauſend Meilen zurück geleget, und nach der Schätzung der Steuerleute, waren bis nach Batavia noch tauſend und ſechs hundert übrig. Um nun die weſtlichen Paſſatwinde anzutreffen, machten die Holländer Segel gegen Süden, fanden auch beſagte Winde unter neun und dreyßig bis vierzig Grad Süderbreite wirklich. Hierauf ſteuerten ſie nach Oſten, und das Schiff rückete mit großer Geſchwindigkeit fort. Die Tage waren neun Stunden lang, die Nächte funfzehn; die Kälte war ſcharf, der Himmel dick bewölket, und zuweilen kam aus dem Gewölke ein ungeſtümer Wind, zuweilen Schloſſen oder häufiger Schnee. Indem aber der Wind ſeiner Heftigkeit ungeachtet, dennoch immer günſtig blieb: ſo fuhren ſie beynahe nur mit dem einzigen Fockeſegel, und legeten dennoch in vier und zwanzig Stunden vierzig bis acht und vierzig Meilen zurück. Dieſes gute Wetter dauerte vierzehn Tage, litt aber nachgehends eine ſchreckliche Veränderung.

Einſtens, da die Nacht bald zu Ende war, begonnen die Winde von allen vier Ecken der Welt zu blaſen, und ſtießen mit ſolchem Ungeſtüme aneinander, daß der Verfaſſer ſich nicht unterſteht, eine Beſchreibung davon zu geben. Nachgehends kamen ſie nach Art eines Wirbelwindes herab, eben als ob ſie ſich vom Himmel herunter ſtürzeten, alſo daß die Wellen von ihnen niedergedrücket wurden. Schouten bemerket hiebey, wenn dieſe Wirbelwinde nur von einem einzigen Ende der Welt herkämen, ſo nenne man ſie Orcansſchweife, ſie möchten übrigens ſo gewaltſam ſeyn, als ſie wollten. An ſtatt, ſodann die Wellen niederzudrücken, und die Schiffe im Kreiſe herum zu drehen, oder wie zuweilen geſchieht, ſie in die Luft zu ziehen, und hernach das unterſte zu oberſt herab fallen zu laſſen, erheben ſie Wellen und Schiff ſo entſetzlich hoch, daß man an den Himmel anzuſtoßen vermeynet. Aber für dieſesmal blieſen die Winde anfänglich aus einer Gegend nach der andern, und liefen alle Striche des Compaſſes durch; nachgehends kamen ſie alle auf einen Haufen in der Luft zuſammen, und ſtürzeten endlich mit unbeſchreiblichem Toben herab. Alle Segel, die ſie aufgeſpannet fanden, waren im Augenblicke in kleine Lappen zerriſſen; die See, welche vorher ſehr hohl gieng, wurde ſo glatt als ein Spiegel; dem ungeachtet aber, welches etwas erſtaunliches iſt, wurde das Schiff durch heftige Stöße, die es über dem Waſſer bekam, nicht weniger herum geworfen, als zuvor, wobey die Winde ein ſolches Gepolter trieben, als ob es donnerte. Endlich neigete ſich das Schiff ſo ſehr auf die Seite, daß der Dalbord unter Waſſer war. Man pumpete zwar mit aller Macht, man ſchöpfete auch allenthalben Waſſer aus. Da es aber dem ungeachtet unten im Raume beſtändig höher zu ſteigen anfing: ſo ſchrien die verſuchteſten Matroſen: nun iſt es aus, wir müſſen ſinken! Gott ſey uns gnädig und barmherzig! Auf dieſes Nothgeſchrey ließ beynahe jedermann die Hände ſinken, und fing ſtatt der Arbeit an zu bethen, als ob er den Tod ſchon vor Augen ſähe. In dieſer Noth vereinigten ſich die Winde, welche bisher mit einander gekämpfet hatten, auf einmal, fuhren mit entſetzlichem Brauſen von Weſten nach Oſten, und erhuben die Wellen bis an den Himmel. Bey dieſer Veränderung erhub ſich das Schiff wiederum ein wenig. Man faſſete wieder Muth, als man das Waſſer nicht mehr ſo ſtark eindringen ſah; und als das Wetter gegen Mittag ſich wieder ausheiterte, ſetzete man den Lauf nach Oſt Nordoſt fort.

Sonderbare Krankheit und deren Wirkung.

Allein, das geſammte Schiffsvolk, welches ſchon zuvor viel ausgeſtanden, und nun über Macht gearbeitet hatte, war von allen Kräften gekommen. Innerhalb wenig Tagen fielen wohl funfzig Mann in ein hitziges Fieber: hierauf äußerte ſich eine der Peſt ähn-

ähnliche Seuche, ſteckete das ganze Schiff an, und raffete in zween Tagen beynahe vierzig Perſonen weg. Auch die allerverwegenſten blieben davon nicht frey. Es befiel ſie ein Wahnwitz, der einer völligen Raſerey ziemlich nahe kam. Es äußerten ſich die rothen Flecken, die Beulen, die Carfunkel, und alle übrige Zufälle der Peſt an ihnen.. Einige bluteten ſtark aus der Naſe, aber ohne Linderung des Uebels. Andere wurden von einem Erbrechen oder öftern Stuhlgange befallen. Sie mußten aber nichts deſtoweniger heftige Schmerzen ausſtehen, und endlich ihren Geiſt aufgeben. An den Lippen, auf der Zunge, im Halſe und am Gaumen ſchlug ein Grind aus, der die Gänge verſtopfete, und das Athemholen verhinderte. Beſagter Ausſchlag war ſchwarz, gleichwie auch der Mund. Die Arzeneymittel ſchaffeten zuweilen wohl einige Linderung: allein das Uebel war beynahe im Augenblicke wieder da. Einige Kranke wollten ſich in der Raſerey ſelbſt ermorden, auch ſchäumeten die meiſten, welche ſterben mußten, aus dem Munde. Der Leib wurde blau oder grünlicht, ungeſtalt, voll Beulen, die bey dem geringſten Anrühren zerplatzeten, und einen abſcheulichen Geſtank von ſich gaben. Durch dieſen unglücklichen Zufall verlor man den Ober- und Unterſteuermann, den Schiffsſchreiber, viele andere Officier, und eine Menge Matroſen. Ein Freywilliger aus einem reichen und vornehmen Hauſe ſprang unterdeſſen, da man ihm etwas holen wollte, über Bord: alle angewendete Mühe, ihn zu retten, war vergeblich, und konnte man ſeine Leiche nicht einmal finden c).

Die Holländer verlieren die Hoffnung, voritzt nach Batavia zu kommen.

Das bisherige Unglück der Holländer ſtieg, durch einen neuen Zufall, bis auf den höchſten Gipfel. Die ſüdoſtlichen Paſſatwinde fingen zeitiger an zu blaſen, als man gedacht hatte, und verſchlugen das Schiff unter die ſundiſche Straße, an die weſtliche Küſte von Sumatra. Damit waren die Holländer nun eben ſo weit, als wenn ſie erſt aus dem Texel lieſen, weil ihnen in dem gegenwärtigen Muſſon, und bis in den Wintermonat, Wind und Strom zuwider, folglich alle Hoffnung, Batavia zu erreichen, verloren war. Unterdeſſen beſchloſſen ſie doch, die Kranken auf irgend eine ſchöne grüne Aue, da man einiges Labſal für ſie finden könne, ans Land zu bringen. Indem ſie nun nach dem Lande hielten: ſo erblicketen ſie einen Seebuſen, den man für die Bay Sillebar erkannte, welche wegen des umliegenden Gehölzes, und der Geſtalt des Gebirges, ein ſehr luſtiges Anſehen, dagegen aber an der Einfahrt ſehr ſchlechten Grund hat, wie denn das Schiff in großer Gefahr war, an eine Felſenbank, daran die See mit großem Umgeſtüme ſchlug, geworfen zu werden; doch hielten die Anker an einem andern Orte, unweit des Fleckens feſter. Noch tiefer in der Bay erblickete man ein Vorgebirge, hinter welchem die Stadt Sillebar liegt. Die Holländer konnten ſich an der ſchönen Gegend nicht ſatt ſehen. Als aber keine Einwohner zum Vorſcheine kamen, ungeachtet man bey der Nacht viele Feuer ſah, ſo merketen die Holländer, man gebe auf ihr Thun und Laſſen Achtung, und ſchickten die Schaluppe mit der ſämmtlichen geſunden Mannſchaft, die noch am Borde war, ans Land. Ungeachtet aber der darauf befindliche Officier, bey ſeiner Annäherung, eine weiße Fahne wehen ließ, ſo war dennoch kein Menſch weder zu hören noch zu ſehen. Er rückete demnach bis hinter das Vorgebirge fort, und erblickte hinter den Bäumen, damit der Strand beſe-

---

c) A. d. 15 u. f. S. Bey Gelegenheit dieſer ſeltſamen Krankheit, meldet Schouten, er ſey einer von den beyden Schiffsbarbieren geweſen.

Schouten. 1658.

beſetzet iſt, eine große Menge Indianer. Sie waren pechſchwarz, und ohne andere Kleider, als ein Stückchen Cattun mitten um den Leib. Ihr Gewehr beſtund in Pfeil und Bogen. Man ließ ihnen durch zween Matroſen, welche die malayſche Sprache verſtunden, von dem Zuſtande des Schiffes und ſeiner Bedürfniß Nachricht geben, worauf die Böſewichter antworteten, ſie könnten mit allerley an die Hand gehen, verlangeten auch nicht mehr als den ordentlichen Preis dafür. Damit zeigeten ſie einen mit Bäumen beſetzten Fluß, da man ohne ſonderliche Mühe Waſſer einnehmen konnte. Ja, damit man in ihre Redlichkeit um ſo weniger ein Miſtrauen ſetzen möchte, brachten ſie ſelbſt zur Probe einige Krüge voll Waſſer in die Schaluppe. Der Officier kehrete damit ohne Verzug nach dem Schiffe zurück, und ſeine Erzählung flößete den Kranken gleichſam neues Leben ein. Sie fleheten ſehnlich um ein Glas von dem mitgebrachten Waſſer, um ſich in der brennenden Hitze, die ſie litten, damit zu erlaben. Die Austheilung geſchah mit Maße; wer aber etwas davon koſtete, dem bekam es ſowohl, daß er ſich nach einem ſo angenehmen und natürlichen Arzneymittel ohne Unterlaß ſehnete, und den folgenden Tag mit Verlangen erwartete.

Treuloſigkeit der Indianer.

Den folgenden Tag ſtelleten ſich die Indianer eben ſo freundlich an. Allein, ihre Anzahl war weit größer; und als man die Tonnen füllen wollte, ſo riethen ſie, die Schaluppe ſolle näher herbey kommen, weil, wie ſie ſageten, das Waſſer weiter oben viel beſſer wäre, und man die Lebensmittel von Sillebar leichter herbey ſchaffen könnte. Doch der holländiſche Officier dankete für das Anerbieten, und meynete, das Waſſer wäre ſo, wie er es hier im Fluſſe haben könnte, gut genug. Dieſe Weigerung machte dem treuloſen Lumpengeſinde einen Strich durch die Rechnung, weil ſie die geſammte Mannſchaft zu ermorden gedacht hatten. Doch konnten ſie ihren Grimm nicht länger verbergen, ſondern auf ein unter ihnen verabredetes Zeichen, fielen einige mit gräßlichem Geſchreye über die beyden holländiſchen Dollmetſcher; die andern ſchicketen der Schaluppe einen entſetzlichen Pfeilhagel zu. Im Anfange wickelten ſich die Dollmetſcher ziemlich gut aus dem Gedränge, liefen nach dem Strande zu, und gedachten, ſich mit Schwimmen zu retten. Es wurde ihnen aber der Paß verrennet, und ſie mit vielen Wunden niedergeſtoßen. Man hieb ihnen die Köpfe ab, wälzete ſie im Sande herum, hielt ſie bey den Haaren empor, und ſteckete ſie endlich auf zween Spieße zur Schau ans Ufer. In dem Zuſtande, darein die Krankheiten die Holländer damals geſetzet hatten, vermochten ſie dieſe verfluchte Treuloſigkeit auf keine andere Weiſe zu rächen, als daß ſie ihre Büchſen unter das Geſchmeiße abfeuerten. Nachgehends erfuhren ſie zu Batavia, es ſey auf der Küſte von Palimbam noch ein anderes holländiſches Schiff durch gleiche Argliſt ſicher gemacht, und alles darauf befindliche Volk ohne Gnade ermordet worden. Zur Rache dafür, zerſtörete die holländiſche Geſellſchaft beſagte Stadt bis auf den Grund *d*).

Ihre Dollmetſcher ermordet.

Es überfällt ſie ein neuer Sturm.

Unterdeſſen war alle Hoffnung, den Kranken Hülfe zu ſchaffen, weg, eben wie die Hoffnung, nach Batavia zu kommen, ſchon längſt verloren war. Man hielt Schiffsrath, darinnen die Verzweiflung mehr regierte, als die Vernunft; indem der Schluß dahin ausfiel, man wollte ſeine Straße gegen Wind und Strom fortſetzen. Kaum war man aus der ſillebarſchen Bay, ſo erhub ſich ein ſo entſetzlicher Sturm, als vielleicht je einer geweſen iſt. Der Donner ſchlug hart am Schiffe vorbey. Der Wind trieb ſie mit aller Gewalt gegen die Küſte, alſo daß ſie lange Zeit nichts anders vermutheten, als entweder

zu

---

d) Ebendaſ. a. d. 24 S.

zu ſcheitern, oder in die Gewalt ihrer unmenſchlichen Feinde zu gerathen, die eine Menge Feuer am Strande angezündet hatten, und den Untergang der Holländer ohne Zweifel mit Schmerzen erwarteten. Doch gegen Morgen legete ſich der Sturm. Man lichtete den Anker und ſuchte, in die hohe See zu ſtechen. Allein, es war unmöglich, der vereinigten Gewalt der Wellen und Winde zu widerſtehen. Alles, was man thun konnte, war an der Küſte von Sumatra Schläge zu machen. Dieſes trieb man bis in den Weinmonat hinein. Endlich, als Wind und Strom zu wechſeln anfingen, lief man das niedrige Vorgebirge vorbey, und ſuchte in die ſundiſche Straße zu kommen, wo man ſich theils mit laviren, theils mit der Fluth forthalf, aber bey einfallender Windſtille nicht ſelten wieder zurück kam. Zuletzt erreichte man mit unſäglicher Mühe die javaniſche Küſte und hoffte da einige Lebensmittel zu erhalten. Doch auch dieſe Hoffnung war vergeblich. Die daſige Küſte gehörete dem Könige von Bantam, der mit den Holländern im Kriege lebete. Man mußte folglich die mühſelige Fahrt weiter fortſetzen, und zuweilen den Anker in vier und zwanzig Stunden wohl achtmal fallen laſſen. Man fuhr die Inſel Cracatau vorbey, welche Bäume von erſtaunlicher Größe hat, und ſodann die benachbarten Inſeln, als zum Beyſpiele Sibbeſee, Beſich, Traverſine und Toppershoutien, welche alle mit einander mitten in der Straße liegen. Nachgehends, als man an der angerſchen Küſte hinfuhr, begegnete man in der Gegend von Bantam zweyen holländiſchen Schiffen, die in daſigem Gewäſſer kreuzeten, und mit einigen Erfriſchungen beyräthig waren. Endlich am 25ſten des Weinmonates, ließ man die Anker vor Batavia fallen.

Schouten. 1658.

Auf dieſer mühſamen Fahrt lernete Schouten allerley, was er zuvor nicht wußte, in der Folge aber nur allzulange in Ausübung bringen mußte. Dieſer Eingang hat um dieſer Urſache willen nöthig zu ſeyn geſchienen, weil er den Grund ſeiner Standhaftigkeit, die er nachgehends bey unzähligen Fällen blicken ließ, zu erkennen giebt. Hierzu kam noch ein Beyſpiel, das er wenig Tage nach ſeiner Ankunft zu Batavia erlebete; und da er dieſe Begebenheit für unſtreitig gewiß ausgiebt, ſo ſchicket ſie ſich um deſto beſſer zu einem Vorſpiele ſeiner eigenen Abentheuer.

Begebenheit, welche Schouten unterrichtete.

Ein Schiff, der Drache genannt, hatte auf ſeiner Fahrt aus Holland nach Indien an der Küſte eines unbekannten Südlandes Schiffbruch gelitten. Doch hatten ſich einige Officier in der Schaluppe gerettet, und die Zeitung von dieſem Unglücke nach Batavia gebracht, worauf man ſie ohne Verzug in einer Flüte zurück ſchickete, um ſowohl das übrige Schiffsvolk als die Güter, welche die See etwa verſchonet haben möchte, abzuholen. Die Flüte warf an einer unbewohnten Küſte, welche die Wegweiſer für die Unglücksgegend erkannten, Anker; die Schaluppe hingegen ſegelte nach dem Orte, wo man bey der ehemaligen Abfahrt der Officier für diejenigen, die ſie nicht mitnehmen konnten, Zelte aufgeſchlagen hatte, darunter ſie die Ankunft eines ihrer Anzahl gemäßen Schiffes erwarten ſollten. Allein, die Zelte waren ſämmtlich in Stücken, ohne daß man weder einen Holländer, noch einen Landeseinwohner zu Geſichte bekam. Man ſah ſich überall um, ob man nicht etwa eine Spur, daß ſie ſich eine Barke gebauet hätten, erblicken könnte? Aber auch dieſes war vergeblich. Man fand ſchlechterdinges nicht das allergeringſte Anzeichen, zu einer Muthmaßung, wohin ſoviele zurückgelaſſene Matroſen immer gekommen ſeyn müßten?

Schouten. 1658.

Unterdeſſen da die Wellen noch zur Zeit vom Schiffe weiter nichts weggeführet hatten, als die obere Verkleidung, und was ſonſten ihrer Gewalt zu widerſtehen nicht vermochte, ſo ſchien der Wrack allein ſchon hinlänglich, die verunglückten Holländer zu veranlaſſen, ihren Zufluchtsort in der Nähe zu wählen. In dieſer Vermuthung beſchloß man, ſie nicht nur tiefer im Lande, ſondern auch an weiter entferneten Gegenden des Ufers aufzuſuchen, und ſchickete zu dieſem Ende auf verſchiedenen Wegen einige Mannſchaft aus. Allein, die ausgeſchickten Parteyen kamen ſämmtlich unverrichteter Sache wieder zurück. Man zündete auf einigen Anhöhen Feuer an, man rief, man that eine Menge Schüſſe. Doch alles Bemühen war umſonſt. Demnach blieb kein anderer Entſchluß zu faſſen übrig, als den Rückweg nach Batavia zu nehmen; abſonderlich weil die heftigen Winde und Stürme die Flüte zu drehen anfingen. In dieſer Abſicht ſchickete man die Schaluppe ab, Waſſer zu holen. Allein, dieſe Leute verfuhren bey ihrem aufgetragenen Geſchäffte nicht mit ſolchem Eifer, als ſie wohl ſollten. Während ihrer Abweſenheit erhub ſich ein Sturm, der die Flüte nöthigte, in die hohe See zu ſtechen. Hier wartete ſie eine Zeitlang. Als aber die Schaluppe nicht wieder kam, indem ſie aus Furcht vor der Gefahr in dem kleinen Fluſſe, da ſie war, liegen blieb: ſo dachte man, ſie ſey zu Grunde gegangen, und machte ſich mit großer Betrübniß auf den Rückweg nach Batavia.

Als der Sturm vorbey war: ſo wollte die Schaluppe an ihren Bord kommen; doch, die Flüte war weg, und ſie mußte, um den tobenden Wellen zu entgehen, nach dem Ufer zurück kehren. Allein, es fehlete an Lebensmitteln, und in der daſigen Gegend war nicht das geringſte zu ſehen, das zum menſchlichen Unterhalte tauglich geweſen wäre. Die Berge waren kahle Steinfelſen, und die Thäler lautere Wüſteneyen. Das ebene Land beſtund aus klarem Sande; der Strand ſah noch elender aus. Er war mit Klippen umringet, daran ſich die See mit entſetzlichem Getöſe brach.

Die Holländer in der Schaluppe beliefen ſich auf dreyzehn Mann, waren aber abgemattet und entkräftet. Der Hunger quälete ſie; hierzu kam noch die Kälte und Näſſe. Sie ſahen ſich ſelbſt ſchon, als zum Tode verurtheilte Leute an. Endlich, nach langem Suchen, fanden ſie zwiſchen den Felſen allerley Schnecken, welche ihren ausgehungerten Mägen als ein treffliches Leckerbißchen vorkamen. Allein, weil es ihnen an Holze und an Feuer ſie zu kochen fehlete, ſo wollte ihnen der beſtändige Genuß der rohen Schnecken zuletzt nicht mehr wohl bekommen. Sie merketen, dieſes Mittel ſey zu Erhaltung ihres Lebens bey weitem nicht hinlänglich; und weil ſie doch auf allen Seiten nichts als den Tod vor Augen ſahen, ſo beſchloſſen ſie, ſich lieber den Wellen anzuvertrauen, indem ihnen doch nichts ärgeres begegnen könnte, als Schiffbruch zu leiden, wornach alles ihr Elend ein Ende nehme. Nebſt dem hatten ſie bey dieſem Unternehmen die Hoffnung, irgend eine andere Küſte anzutreffen, welche von der Natur mit bequemern Mitteln zu Erhaltung menſchlicher Geſchöpfe begabet wäre.

Sie nahmen demnach alle ihre Kräfte zuſammen, kalfaterten ihre Schaluppe, fülleten ihre Tonnen, verſorgeten ſich mit Schnecken, und verließen dieſe Gegend, da ſie niemals etwas, das Athem holet, zu Geſichte bekommen hatten. Der erſte Wind jagete ſie wer weis wie weit auf die hohe See. Zum Glücke war der Unterſteuermann von der Flüte bey ihnen, welcher ſich nach den Sternen richtete, ſo gut er konnte. Allein, wenn ſie

daran

daran gedachten, daß ſie bis an die nordliche Küſte von Java, einen Weg von ungefähr vierhundert Meilen, hätten: ſo wollte ihnen aller Muth entfallen. Zwar dünkete es ihnen bey ſchönem Wetter, und des Tages über, ihre Fahrt gehe ganz gut von ſtatten: allein, ſobald die See im geringſten hohl gieng, abſonderlich aber wenn es in der Nacht ſehr finſter wurde, ſo wußten ſie nicht mehr, wo ſie waren, ja ſie glaubeten den folgenden Tag nicht mehr zu erleben, wenn ihnen die Wellen ſo über die Köpfe wegſchlugen. Doch das ſchrecklichſte Unglück für ſie war dieſes, daß ihre Schnecken nicht lange gut blieben, und ſie genöthiget waren, den ganzen Vorrath in die See zu ſchmeißen. Damit hatten ſie keine andere Lebensmittel mehr, als Waſſer. Das Nachts war die Kälte unerträglich, und des Tages wurden ſie von der Sonnenhitze halb gebraten. Die Arbeit, ihr Fahrzeug zu regieren, und der gänzliche Mangel aller Speiſen hatte ſie zuletzt völlig entkräftet, daß ſie ſich kaum mehr zu rühren vermochten. Aber als der Tag anbrach, ſahen ſie nicht nur Land, ſondern erkannten auch die ſüdlichen Gebirge von Groß-Java. In der Entzückung ſteuerten ſie gerades Weges nach dem Lande zu, ohne die Klippen, damit die Küſte beſetzet iſt, und daran ſie wohl tauſendmal hätten ſcheitern ſollen, zu achten. Das Glück führete ſie an eine ſchöne Aue voll Cocosbäume, welche von einem Fluſſe bewäſſert wurde. Allein, da ſie an einem für ihren elenden Zuſtand ſo dienlichen Ort ans Land zu treten verhoffeten, ſahen ſie, daß es wegen der allzuheftigen Brandung, ohne einem unvermeidlichen Schiffbruche entgegen zu laufen, ſchlechterdings unmöglich ſey. Neun von ihnen dreyzehn, die ſchwimmen konnten, ſprangen in der Hitze ins Waſſer, und kehreten ſich weder an ihre Schwachheit, noch an das Rufen ihrer Cameraden, erreichten auch das Ufer glücklich. Sie nahmen ſich nicht einmal die Zeit, einen Augenblick zu verſchnauben, ſondern liefen gerades Weges auf die Cocosbäume zu, und aßen ſich ſatt. Hernach überlegeten ſie, was weiter zu thun ſeyn möchte. Indem ſie die Augen nach der See wandten, ſahen ſie ihre Cameraden winken, ſie möchten an Bord kommen, weil ſie die Schaluppe nicht länger erhalten könnten. Allein, die Brandung machte dieſes Wagſtück höchſtgefährlich; und indem man ſich auf einer Seite beſann, wie man vom Lande weg, und auf der andern, wie man daran kommen wollte, ſo brach die Nacht ein, und überzog Land und See mit ihrem Schleyer.

Schouten.
1658.

Die in der Schaluppe erwarteten des Tages Anbruch mit äußerſter Ungeduld. Endlich erfolgete er: allein, er zeigete ihnen weiter nichts, als daß ſie von den Strömen verſchlagen und an eine andere Küſte geführet worden wären, wo ſie kein Thal mehr ſahen, wohl aber hohe Gebirge, ſchreckliche Wüſteneyen, dicke Wälder, ein ſteiles Ufer voll unzugänglicher Klippen. Doch als der Wind etwas nachgelaſſen hatte, kamen ſie ohne große Schwierigkeit vor eine Oeffnung, daran ein Thal ſtieß. Hier ſtiegen ſie aus, machten ihre Schaluppe nach Möglichkeit feſt, und giengen in den Wald, wo ſie die beſten Baumblätter ausſucheten und aßen. Weiter fanden ſie in dieſer Wildniß nicht das geringſte, was zum Eſſen getauget hätte: gleichwohl bekamen ſie davon ſo viel Kraft, daß ſie ihre Cameraden aufzuſuchen unternahmen. Zween blieben zur Verwahrung der Schaluppe zurück. Die übrigen giengen dem Ufer nach, in Hoffnung die in der vorigen Nacht verlorene angenehme Gegend wieder anzutreffen. Allein, ihre Reiſe wurde durch gähe Felſen, und einen tiefen Fluß, welcher ſich einen Weg durch das Ufer in die See bahnete, unterbrochen. Dieſe Hinderniß nöthigte ſie, wieder umzukehren. Sie giengen wieder zu

Schiffe,

Schouten. 1658.

Schiffe, ungeachtet ſie kaum mehr die Kraft hatten, ihre Schaluppe flott zu machen. Indem ſie nun durch die Brandung zu kommen ſucheten, die ſie beſtändig wieder zurück trieb: ſo wurde ihr Fahrzeug von einer Welle ergriffen, und mit ſolcher Gewalt an eine Klippe geſchleudert, daß es daran in Stücke brach. Gegen dieſes Unglück ſchien weder Rath noch Hülfe zu ſeyn. Sie wendeten ſich voll herzbrechenden Jammers wieder nach dem Ufer, und hatten durch die ausgeſtandene Arbeit ihre wenige Kräfte vollends verloren. Schouten machet hiebey die chriſtliche Anmerkung: „das Gebeth eines Chriſten kömmt nie unerhö„ret wieder zurück. Das Flehen eines Unglückſeligen dringt bis in den oberſten Him„mel. Der Allmächtige ſtärkete ihren Muth, und gab ihnen ins Herz, ſie ſollten gegen „Weſten an der Küſte fort gehen, nicht aber gegen Oſten, wie zuvor, da ſie ihre Came„raden aufſucheten.„ Sie wanderten den ganzen Tag fort, und hatten zur Linken die See, auf der rechten Seite öde Gebirge; doch fanden ſie Kräuter, Wurzeln, und einige kleine Bäche mit friſchem Waſſer. Des Abends lagerten ſie ſich unter einigen Bäumen, und brachten die Nacht daſelbſt zu. Den folgenden Tag ſetzeten ſie ihren Weg wieder einige Stunden lang fort, und erblickten ſodann zween kleine Nachen am Ufer, worauf ſie ohne Bedenken zugiengen. Unterweges wurden ſie im Graſe eines gebahneten Fußſteiges gewahr, dem ſie folgeten, und auf ſelbigem zu einer Hütte kamen. In dieſer wohnete ein alter indianiſcher Einſiedler, welchem der Anblick der europäiſchen Geſtalten nicht ſowohl Schrecken einjagete, als vielmehr Erſtaunen verurſachte. Sie verſtunden ein wenig malayiſch, erzähleten alſo ihr Unglück, und der Alte bezeugte großes Mitleiden darüber. Er theilete ihnen mit, was er hatte, nämlich geräucherte Fiſche, die er ſelbſt gefangen hatte, und Reiß, den er mit ſeinen eigenen Händen bauete. Dieſe liebreiche Aufnahme erweckete bey ihnen die Luſt, eine Zeitlang an dieſem Orte zu verbleiben. Damit aber der gute Wille ihres Wirthes nicht etwa ein frühzeitiges Ende nehmen möchte, wenn ſie ihm ſeinen Vorrath aufzehreten: ſo fuhren ſie in den kleinen Nachen auf den Fiſchfang aus, waren auch ſehr glücklich. Der Einſiedler lehrete ſie allerley Vortheile, wie ſie die wilden Ziegen, und andere Thiere auf dem Gebirge fangen ſollten. Weil nun die Jagd nicht minder gut von ſtatten gieng, als der Fiſchfang: ſo verſorgeten ſie ihren Wirth reichlich mit Lebensmitteln, und dieſer ließ ſie dagegen des Nachts in ſeiner Hütte ſchlafen. An dieſe Lebensart gewöhneten ſie ſich im Augenblicke. Sie durchſtrichen das Gehölze und Gebüſche mit eben der Behendigkeit, als ein gebohrner Indianer; ja, ungeachtet ſie mit der Zeit nicht nur zu Kräften gekommen waren, ſondern auch eine geſunde Farbe und gutes Ausſehen erlanget hatten, ſo ſehneten ſie ſich doch von einem ſo ruhigen Orte, da ſie beſtändig alles zu ihrem Unterhalte benöthigte fanden, im geringſten nicht weg.

Allein, dieſes ruhige Leben wurde unvermuthet durch einen Haufen Strauchdiebe geſtöret, die vom Rauben und Stehlen ſich nähreten, im Gehölze und am Seeſtrande herumſtrichen, und alles, was in ihre Hände fiel, ohne Gnade und Barmherzigkeit todt ſchlugen. Dieſe

---

e) Ihre Lebensart hat ihnen die Benennung der Landſtreicher zuwege gebracht. Sie nehmen Amfion oder Opium zu ſich, damit ſie auf das Rauben und Morden deſto hitziger werden. Der Verfaſſer meldet, ſie übeten ihre Bosheiten nicht ſelten auch ſogar in Städten aus. „Sobald das „Opium zu wirken beginnet, rufen ſie Amoek, „Amock, das iſt, Schlag todt! und wer ihnen be„gegnet, dem ſuchen ſie mit dem Säbel oder Dol„che eines zu verſetzen. Schouten ſah drey hin„richten, Dieſe Böſewichter e) nun fielen die Hütte an; und weil ſie von vier unbewehrten Leuten, die ſie gleich für Europäer erkannten, keine Gegenwehr fanden, ſo wollten ſie wiſſen, wie es mit ihrem Schiffbruche zugegangen ſey, und was für Waaren ſie gerettet hätten. Dergeſtalt erhielt ihre Einbildung, bey dieſer Gelegenheit einige Beute zu machen, den Holländern das Leben, indem unterdeſſen die erſte Wuth verrauchete. Der Einſiedler war mehr für ſeine Gäſte, als für ſich ſelbſt beſorget. Er fiel auf die Knie, hub die Hände gen Himmel, und ſtellete ihr erlittenes Unglück und ihre Armſeligkeit dermaßen beweglich vor, daß er dieſe Unmenſchen ſelbſt zum Mitleiden bewegte. Anſtatt ihre ſonſt gewöhnliche Grauſamkeit auszuüben, erbothen ſie ſich, die vier Ausländer nach Japara, als der näheſten bewohnten Gegend zu führen, weil ſehr oft holländiſche Schiffe dahin kämen. Dieſes Anerbiethen ſchien den Holländern aufrichtig zu ſeyn: ſie nahmen es alſo für bekannt an, danketen dem Einſiedler für ſeine bisherige Liebe, und traten die Reiſe mit ihren Wegweiſern, den Buſchklöpfern, durch Wüſteneyen und wilde Wälder an. Endlich kamen ſie auf angenehme und wohlgebauete Ebenen, erreichten die Hauptſtadt des Matarams, Kaiſers dieſer Inſel, und kamen von da ohne Mühe in die holländiſche Niederlage zu Japara. Die daſigen Bewindhaber gaben den Straßenräubern eine Belohnung für ihre Mühe. **Schouten** ſprach dieſe vier Matroſen zu **Batavia**, dahin man ſie kurz vorher geſchicket hatte: allein, von ihren übrigen Cameraden hat man ſeines Wiſſens niemals etwas erfahren f).

Luſt des Verfaſſers zu Reiſen.

Weil nun, weder ſeine eigene, noch anderer Leute Abentheuer eine andere Wirkung bey dem Verfaſſer thaten, als ſeine Begierde zu reiſen noch heftiger zu machen: ſo vernahm er mit großem Vergnügen, daß man zwey Schiffe ausrüſtete, und ſie unter Anführung des **Wilhelm Reyerß** auf Entdeckung neuer Länder an der äußerſten Südſee ausſchicken wollte. Beyde Schiffe wurden mit Vorrathe auf achtzehn Monate verſorget, mit koſtbaren Waaren beladen, und ſtark mit Mannſchaft beſetzet. Es giengen auch viele Freywillige mit, bloß in der Abſicht, Ruhm zu erjagen. Schouten rang mit ſolchem Eifer nach der Vergünſtigung, mit auf dieſe Reiſe zu gehen, daß er ſich die wiederholte abſchlägige Antwort im geringſten nicht abſchrecken ließ, und endlich auf des **Reyerß** eigenen Befehl auf eine Flüte, der **Schröter** genannt, welche beyde Schiffe begleiten ſollte, genommen wurde.

Der

„richten; die ihre Wuth mitten in Batavia ausgelaſſen hatten. Man ſchnitt ihnen erſtlich die „Bruſt weg: hernach wurden ſie von unten auf „gerädert. Ungeachtet man nun durch dergleichen „ſchreckliche Hinrichtungen ſie in Furcht ſetzen will, „ſo treiben ſie ihren Unſinn dem ungeachtet ſowohl „in Städten als auf dem Lande zum öftern.„ A. d. 40 S.

f) A. d. 51 und vorherg. S.

Der II Abſchnitt.

Schoutens Reiſe nach Arrakan.

Nachricht von Japara. Der Verfaſſer kömmt in Gefahr. Gebirge Damahao. Wie die Holländer mit den indianiſchen Königen umgehen. Urſachen ihrer beſtändigen Kriege. Niederlage der Portugieſen. Schouten geht nach Arrakan. Elephant, ein ſchrecklicher Sturm. Stadt Oryentan. Die Sycken von Arrakan kommen auf das holländiſche Schiff. Ihre Geſtalt. Zug der Holländer nach Arrakan. Demüthige Beugungen. Geſtalt des Monarchen. Die Holländer beſehen das Land. Der König läßt ſich ſehen. Wie es dabey zugeht. Arrakan wird in Schrecken geſetzet. Schach Suſa nimmt ſeine Zuflucht dahin; wird wohl gehalten. Feuersbrunſt einige Meilen lang. Schach Suſa wird unſichtbar; wird entdecket und getödtet. Schouten beſieht die Stadt Arrakan. Zuſtand der daſigen Portugieſen. Beſchreibung der Hauptſtadt.

Dieſes kleine Geſchwader gieng im März des 1659 Jahres von Batavia unter Segel, und nahm ſeinen Lauf nach Oſten an dem hohen javaniſchen Gebirge vorbey, welches ganz mit Bäumen bewachſen iſt. Am zehnten Tage warf es vor Japara Anker. Von dieſer Stadt erlangete der Verfaſſer innerhalb wenigen Tagen eine beſſere Kenntniß, als uns alle in gegenwärtiger Sammlung enthaltene Nachrichten bisher ertheilet haben.

Nachricht von Japara.

Als ihn der Anblick der Stadt und der umliegenden ſchönen Gegend ans Land gelocket hatte: ſo ſah er, daß Japara abſonderlich an der Seeſeite, mit guten Mauern verwahret iſt. Die Häuſer ſind von Kalche und Steinen aufgeführet. Sie wird von einem Fluſſe bewäſſert, der im Gebirge entſpringt, und bey ſeinem Ergießen in die See einen ſehr ſchönen Hafen machet. Die Straßen, die Wälle, die Marktplätze und die meiſten Gebäude ſind gleich der umliegenden Gegend mit ſchönen Bäumen und Obſtgärten gezieret. Die Marktplätze ſetzeten Schouten in große Verwunderung, weil er Leute von allerley Nationen daſelbſt antraf, Perſer, Araber, Guzuraten, Chineſen, von der Küſte Coromandel, von Achem, Malayer, Peguaner, u. ſ. w. Man ſah auch allerley ausländiſche Waaren, auch die europäiſchen nicht ausgenommen. Schöne Straßen giebt es wenige, weil die Häuſer auf allen Seiten frey ſtehen, und einen weitläuftigen Hof um ſich haben, folglich im geringſten nicht in einer gewiſſen Ordnung auf einander folgen, ſondern einen rechten Irrgarten vorſtellen. Dergeſtalt giebt es eine Menge winkelichte Gäßchen, welche die Eiferſucht der Chineſen und Japarer den Ausländern ſehr gefährlich machet. Die daſigen Weibesperſonen ſind über alle Maße verliebet, und verlieren alle Faſſung, ſobald ſie nur ein Mannsbild, abſonderlich aber einen Europäer bey ihrem Hauſe oder Garten gewahr werden. Will man ihrer Begierde kein Genüge thun: ſo ſind ſie im Stande, auf die heftigſten Entſchließungen zu verfallen. Gleichwohl ſind ſie dermaßen häßlich und widerwärtig, daß einem Holländer mit ihrem geneigten Anerbiethen wenig gedienet iſt, geſetzt auch, er hätte ſonſt Luſt zu Ausſchweifungen g).

Der Verfaſſer kömmt in Gefahr.

Weil die muhammedaniſche Lehre in Japara die Oberhand hat, ſo iſt eine Moſchee da, welche dem Schouten nicht ſowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen der außerordentlichen Strenge, damit man andere Glaubensgenoſſen von ihrer Annäherung abhält, merkwürdig vorkam. Denn ſie dürfen nicht einmal den Hof, darinnen ſie ſteht, betreten. Sie mögen Heiden oder Chriſten ſeyn, ſo ſtellen in einem ſolchen Falle die mohriſchen Prieſter

---

g) A. d. 53 S.

Schouten.
1659.

Prieſter eine Klage gegen ſie an, und verlangen, man ſolle ſie verbrennen, oder mit einer andern Todesſtrafe belegen. Denn die Moſchee wird für verunreiniget gehalten, und muß entweder ohne langen Verzug mit vielem Gepränge und öffentlichen Gebethen wieder gereiniget, oder auf den Grund abgebrennet werden. Schouten nun, der von dieſem ſtrengen Gebrauche nichts wußte, ließ ſich nebſt einigen anderen Holländern die Neugierigkeit treiben, in einem angenehmen Orte, daran die Thüre offen ſtund, einzutreten. Dieſer Ort war zum Unglücke der Moſchee-Hof, in welchem viele Bäume, und einige Gebäude zu Wohnungen für die mohriſchen Prieſter, ſtunden. Die Moſchee ſelbſt umringete ein Canal, darinnen ſich einige Weiber, ohne ſonderliche Achtung für die Schamhaftigkeit, badeten. Zwar liefen ſie davon, allein, das hinderte weder den Schouten noch ſeine Gefährten über die Brücke zu gehen, die mit einem halben Mannes hohen Geländer eingefaſſet war. Sie ſtunden bereits an der Thüre der Moſchee, und hatten im Sinne, gar hinein zu gehen: allein im Augenblicke war ein Schwarm Javaner um ſie her, die ihre Verwegenheit mit einer grauſamen Rache zu beſtrafen droheten. Die Kerl nahmen ihre Dolche zur Hand, die Holländer aber beym Kopfe, und thaten, als ob ſie ihnen dieſen Augenblick den Hals abſchneiden würden. Schouten verſtund nicht, was ſie wollten, konnte auch nicht mit ihnen reden, wußte folglich keinen andern Rath, als daß er vor ihnen auf die Knie niederfiel. So viel er abnehmen konnte, waren ſie unter einander nicht einig, ſondern einige wollten die Uebelthat mit dem Leben abgeſtrafet wiſſen, die andern ließen ſich erweichen. Endlich kamen einige Prieſter dazu, und ſtelleten dem tollen Haufen vor, die Moſchee ſey noch nicht entheiliget, weil die ausländiſchen Kerl den Fuß noch nicht hineingeſetzet hätten, und übrigens müßte man ihrer Unwiſſenheit etwas zu gute halten. Schouten hielt es für ein Wunderwerk, daß er noch ſo davon kam, um ſo vielmehr, ſaget er, weil die Einwohner dieſer Stadt den Holländern weit gehäſſiger und auf ſie erbitterter ſind, als irgend ein anderes Volk im ganzen Morgenlande. Sonſt war nichts beſonderes an dieſer Moſchee. Es war ein viereckiger Platz mit einem Predigtſtuhle, und vielen herumſtehenden Bänken. Aeußerlich war das Gebäude gleichfalls viereckicht, und wie ein Thurm aufgeführet, mit vier bis fünf Abſätzen, einer über dem andern b).

Gebirge Thamahoo.

Als das holländiſche Geſchwader wiederum unter Segel gegangen war: ſo bekam es bald darauf die Inſel **Celebes** zu Geſichte. Man lief zwiſchen ſeiner ſüdlichen Spitze und der Inſel **Salcyer** durch, wornach man zu Anfange des Aprils das hohe Gebirge **Thamahoo**, deſſen Gipfel von den Wolken bedecket wird, erblickete. Es ſteht auf der Inſel **Bourro**, an welcher man ſüdlich vorbey fahren mußte, um hernach durch die Straße zwiſchen ihr und der Inſel **Anblau** zu laufen. Die Holländer brachten über drey Wochen damit zu, ehe ſie vorbey kommen konnten, indem ſie bald Windſtille hatten, bald mit Wind und Strome kämpfen mußten. Weil nun das ſteile Ufer, und die unergründliche Tiefe das Ankerwerfen nicht erlaubeten: ſo konnten ſie der Gewalt, die ſie zurück trieb, nicht widerſtehen. Endlich glückete es ihnen doch, und ſie kamen unweit einer Schanze, welche die Holländer auf Anblau haben, in die Straße. Der daſige Befehlshaber kam nebſt dem Könige der Inſel an Bord, um dem Geſchwaderoberſten aufzuwarten. Man ſetzete ihm Arrack und eingemachten Ingwer vor. Allein, als der König die Augen auf das Eingemachte warf, hielt er es für Schweinfleiſch, ließ das Stück, das er in der Hand hatte, fallen,

---

b) A. d. 59 u. 60 S.

fallen, that einen Satz zurück und rief: „O! Volk von Holland, warum beleidigeſt du „mich? Weißt du nicht, daß ich kein Speck eſſe?„ Ueber dieſe ſchöne Rede brachen alle Anweſenden in ein lautes Gelächter aus. „Unterdeſſen da der König wirklich in der „Meynung ſtund, man ſey Willens, ihn zu verſpotten, ſo ſuchete man ihn eines beſſern zu „bereden. Der Schiffsſchreiber nahm ihn bey der Hand, und ſagete: König von Anblau „was fehlet euch? warum wollet ihr mit uns nicht vorlieb nehmen? Wir geben euch keinen „Speck, noch ſonſt etwas, das euch eurer Geſetz verbiethet; verſuchet es nur erſt, und „trauet meinen Worten. Dieſes Zureden beſänftigte das **Zaunköniglein** wieder; er „griff zu, und ließ ſich das Eingemachte gut ſchmecken; nachgehends kam er über den „Arrack; und als ihm dieſer in den Kopf ſtieg, wurde er luſtig, tanzete und machte allerley „Sprünge.„

Wie die Holländer mit den indianiſchen Königen umgehen.

Hat der Verfaſſer dieſe Erzählung beygebracht, um zu zeigen, wie gemein ſich die Holländer mit den indianiſchen Königen machen, die mit ihnen im Bunde ſtehen: ſo ſieht man nicht weniger aus anderen Berichten, die einen großen Theil ſeines Tagebuches ausmachen, wie gering ſie die Könige halten, die ſich dem Eigennutze der Geſellſchaft widerſetzen. Als hierauf die Beſtimmung dieſes Geſchwaders durch neueingelaufene Befehle geändert wurde: ſo kam Schouten auf eine andere Flotte, womit man einige Inſeln, welche die Holländer beleidiget hatten, zu Paaren trieb. Er nennet abſonderlich **Goram, Sallowaki, Mannabocki, Cerambau** und den oſtlichen Theil der großen Inſel **Ceram**, wo die dreytauſend Indianer, die im holländiſchen Solde ſtunden, ſehr übel hauſeten. Als dieſes geſchehen war: ſo dachten ſie auf wichtigere Unternehmungen und beſchloſſen, die Inſel Celebes zu erobern. Es glückete ihnen auch nach Wunſche damit. Wir übergehen dasjenige, was wir in Abſicht auf die Beſchreibung dieſer Inſel ſchon anderswo ausführlich genug beygebracht haben, dürfen aber doch dieſes nicht unangemerket vorbeygehen laſſen, daß Schouten dieſe Unternehmung der holländiſchen Geſellſchaft keinesweges ihrem Haſſe gegen die Jeſuiten zuſchreibt, gleichwie Tavernier und andere Reiſende thun i).

Urſache ihrer beſtändigen Kriege.

Er ſaget: „Nie hat einiges Volk in der ganzen Welt ſolche Treuloſigkeit und ſolch unmenſchliches Verfahren „gegen die Holländer ausgeübet, als die **Macaſſaren**, noch ſo oft Treu und Glauben gebrochen. „Die Erfahrung lehrete, wenn ſie ſich am allerfreundlichſten ſtelleten und die ſüßeſten Worte „gaben, daß ſie ſodann auf dem Sprunge ſtunden, eine neue Tücke auszulaſſen. Doch iſt auch „wahr, daß ſie auf Anhetzen der Portugieſen manches thaten, was ſie von freyen Stücken ſchwerlich „würden gethan haben; denn dieſelben niſteten ſich unter dem Scheine, ihnen beyzuſpringen, in „alle ihre feſten Plätze ein, baueten neue, und gaben uns für Seeräuber und Spitzbubengeſindel „aus, für zuſammengelaufenes Lumpenvolk, das keinem Könige noch Fürſten unterthänig „ſeyn wolle, ſondern alles thue und vornehme, was ihm gelüſte, das man aber leicht „ausrotten könne, wenn die Macaſſaren Hand anlegen wollten k).„ Man bekriegete folglich die Inſel Celebes nur in der Abſicht, ſich an den Einwohnern ſelbſt zu rächen, und an dieſer Rache war der Geſellſchaft um ſo vielmehr gelegen, weil ſie mit dem Vortheile ihrer Handlung übereinſtimmete. Eben ſo wenig meldet Schouten, als ob die Regierung zu Batavia geſuchet habe, der Inſel in ihrem eigenen Buſen Feinde zu erwecken, wohl aber geſteht er, man habe aus dieſer Unternehmung lange Zeit ein Geheimniß gemachet, ja auch

---

i) Sie gaben ihnen Schuld, ſie hätten ihre Geſandtſchaft nach China fruchtlos gemachet. Man ſehe oben den IX Theil.

Schouten.
1659.

auch ſodann noch, als die Flotte bereits ausgelaufen war, ausgeſprenget, ſie gehe nach Solor und Timor, um die Portugieſen aus den kleinen Feſtungen, die ſie daſelbſt beſaßen, zu vertreiben *l*). Die holländiſche Flotte beſtund aus drey und dreyßig Segeln, nämlich zwey und zwanzig Kriegesſchiffen, drey Galionen, und acht Schaluppen, und war bemannet mit tauſend und zweyhundert Europäern, die in Compagnien, jede zu funfzig Mann eingetheilet waren, über dieſes aber mit mehr als viertauſend Schwarzen aus Amboina, Oomi und Naſſalau. Schouten erzählet mit Verwunderung, wie angſt es den Indianern auf einmal wurde, da ſie vernahmen, es ſey mit dieſer Unternehmung auf die Macaſſaren, die ſie für ungemein ſtreitbar hielten, nicht aber auf Solor und Timor gemünzet, da ſie eine Handvoll Feinde vor ſich zu haben gedachten. „Sie ſtunden ſo niedergeſchlagen da, als wenn ſie an den Galgen gehen ſollten. Einer von ihren vornehmſten Oberſten, der mit den holländiſchen Stabesofficiren ſpeiſete, hatte kein Fleiſch eſſen wollen, weil er ſeinem Vorgeben nach, ein Gelübde gethan hatte, das erſte, das er eſſen wolle, ſolle das gebratene Gehirn und die Augen ihrer erlegten Feinde ſeyn. Allein, er verſtummete, als wenn er aufs Maul geſchlagen wäre, ſowohl als ſeine Cameraden, ſobald er hörete, man nehme den Weg nach Macaſſar; denn ſie dachten alle miteinander, man lieferte ſie auf die Schlachtbank *m*).„

Niederlage der Portugieſen.
1660.

Wir wollen, was dieſen Krieg betrifft, von Schoutens Berichte weiter nichts, als die Umſtände eines Gefechtes mit den Portugieſen beybringen, damit der Leſer ſie mit der bey Beſchreibung der Inſel Celebes angeführten Erzählung, zuſammen halten könne, indem die Begebenheiten ihre rechte Deutlichkeit erſt aus dem Berichte beyder Parteyen erhalten. „Den 10ten des Brachmonates im Jahre 1660 kamen wir, ſaget Schouten, mit einbrechender Nacht, und beym Mondenſcheine zu den Schiffen unſerer Admirale, welche immer voraus gegangen waren. Als wir nun bey ihnen Anker geworfen hatten, ſo thaten ſie uns zu wiſſen, was vorgegangen ſey. Sie hatten in der Portugieſen Quartier ſechs Schiffe von dieſer Nation, alle miteinander gar reich beladen, gefunden; und waren dieſe Schiffe ſeit kurzem von Macao gekommen, wollten auch nächſter Tagen wieder in die See ſtechen und ihren Weg nach Goa fortſetzen. An dieſem Fange war gar zu viel gelegen, und durfte man ihn keinesweges entwiſchen laſſen. Alſo beſchloß man nun, man wolle vor dem Pallaſte des Königes von Macaſſar, ihm und allen ſeinen Hofſchranzen zum Trotze, ein Pröbchen von der holländiſchen Herzhaftigkeit zeigen, und den Portugieſen keine Zeit geben, ſich viel zu beſinnen, um zu ſehen, ob ſie das behaupten könnten, was ſie ſo oft ausgeſprenget hatten, nämlich daß die Holländer, nur Bärenhäuter und Lumpenhunde wären.„ Sobald der Tag zu ſcheinen anfing, giengen die beyden holländiſchen Admirale auf die portugieſiſche Flotte los, und ſchenketen ihr, ſtatt des guten Morgens, ein Paar ganze Lagen. Die Portugieſen ſtunden ihres Ortes ſchon in Bereitſchaft, wehreten ſich auch im Anfange ganz gut, alſo daß nichts als Feuer und Flammen um die kämpfenden zu ſehen war. Die ganze Stadt Macaſſar nebſt dem Schloſſe Sambupo erzitterte von dem Krachen des ſchweren Geſchützes; und der König mußte zuſehen, wie zween Holländer das Herz hatten, ſechs Portugieſen vor ſeinen Augen in ſeinem Hafen und unter ſeinen Wällen anzugreifen. Der ganze Strand war mit einer unzähligen Menge Zu-

---

k) A. d. 120. S.

l) A. d. 121 und 126 S.

m) A. d. 132 S.

Schouten. 1660.

ſchauer angefüllet, welche mit Verlangen erwarteten, auf welche Seite der Sieg ſich neigen würde. Ehe man es ſich verſah: ſo ſprang ein Fünkchen ins Pulver, und der portugieſiſche Admiral flog in die Luft.

Zwey andere Schiffe ergriff die Flamme ebenfalls; ſie brannten bis aufs Waſſer ab, und flogen zuletzt auf. Doch, das Volk half ſich, theils mit Schwimmen, theils in kleinen Fahrzeugen glücklich davon. Zwey andere liefen auf den Strand, nur das ſechſte, Unſer liebe Frau vom Aufhelfen, genannt, fiel den Holländern in die Hände. Es war mit Seidenzeugen, Sandelholze, und anderer chineſiſcher Waare beladen. Sie rüſteten es aus, und gaben ihm den Namen, **holländiſch Aufhelfen.** Ihr Verluſt betrug nicht mehr, als vier Mann: Verwundete aber hatten ſie in größerer Anzahl. Wie viel die Portugieſen eingebüßet hatten, wußten ſie nicht, obgleich leicht zu erachten war, es müßte Geſchütz und Feuer manchen Mann in die andere Welt geſchicket haben *n*).

Was Schouten von dem Angriffe auf die Stadt, und von dem übrigen Verlaufe des Krieges erzählet, das ſtimmet mit demjenigen, was auf der Portugieſen Zeugniß oben ſchon beygebracht worden iſt, ganz gut überein. Ja, er verheelet nicht einmal die Grauſamkeiten, welche ſeine Landesleute bey dieſer Gelegenheit begiengen *o*). **Macaſſar** wurde bis auf den Grund abgebrannt, und die Portugieſen aus der Inſel gejagt. Der darauf folgende Friede ſetzete zwar die holländiſche Geſellſchaft in Beſitz alles deſſen, was die Portugieſen auf der Inſel inne gehabt hatten, wurde aber noch eher, als Schouten, aus Indien nach Hauſe reiſete, ſchon wieder gebrochen. Zwar bekamen die Inſulaner allemal, ſo oft ſie zum Gewehre griffen, Schläge: und voritzt leiſten ſie Gehorſam. Erwäget man aber ihre vorhergehende Erbitterung *p*): ſo möchte man vermuthen, es werde ihre Unterthänigkeit nicht viel länger währen, als ihnen die Holländer den Daumen auf das Auge drücken.

Schouten geht nach Arrakan.

Als die Flotte nach Batavia zurück gekommen war: ſo bekam Schouten Befehl, auf dem vorigen Schiffe nach Arrakan abzugehen, welche Stadt, ſaget er, ſechs hundert Meilen weit von der Hauptſtadt des holländiſchen Indiens liegt. Dieſen Befehl vernahm er, ſeiner natürlichen Neigung gemäß, mit Vergnügen. Den 12ten des Herbſtmonates, gieng man unter Segel. Es fiel auf dem ganzen Wege, bis in den bengaliſchen Seebuſen ſonſt nichts merkwürdiges vor, als daß ihm ein holländiſches Schiff begegnete, welches die neuerfundene Inſel Helena hatte aufſuchen ſollen, aber unverrichteter Dinge zurück kam. Hingegen lernete Schouten bey dem Einlaufen in den Seebuſen, den jährlichen Sturmwind kennen, der bey den Europäern ſo wohl, als bey den Indianern, der Ele-

Elephant, ein ſchrecklicher Sturm.

---

n) A. d. 134 S.

o) Unter andern ſehr verhaßten Streichen, erzählet er auch, daß nach einem Gefechte, darinnen die Inſulaner den Kürzern zogen, „einem holländiſchen Soldaten, der an nichts, als an Niederhauen gedachte, auch, wie Schouten ſaget, ohne „Zweifel ganz toll und von Sinnen war, ein macaſſariſches Weib in den Weg kam, das mit einem Kinde auf dem Arme entſpringen wollte. Er „aber riß ihr das Kind weg, und erſtach es ohne „Gnade. Aber das Weib wurde auch toll, war „nicht faul, ſondern bekam einen **Kries** zur Hand, „welches Dolche ſind auf dieſer Inſel, und ſtach „damit dem Kerl ins Herz, daß er todt über „den Haufen fiel. Im Huy war das Weib auch „erſtochen. Das thaten andere Soldaten, die dazu kamen; denn faſt keiner mehr wußte, was er „that.„ A. d. 243 S.

p) Schoutens Aufrichtigkeit leuchtet aus allen ſeinen Erzählungen hervor. „Die meineydigen „Schelme, ſaget er, brachen den Frieden gleichwohl, verübeten ſolche Untreue und Mordthaten, „wie ſie vorher ſchon gegen unſere Nation ausgeübet hatten. Sie ermordeten viele von unſern „Leuten

Elephant heißt. Es iſt ein erſchrecklicher Sturmwind, der alle Jahre im Wein- und Wintermonate ſich einſtellet, und zuweilen an der arrakaniſchen Küſte herab ſtreicht, zuweilen an der Küſte von Tanaſſeri, Pegu und Bengalen, oder auch an der Weſtküſte von Orixa und Coromandel. Er wirket ſo erſchrecklich, daß kein Anker dagegen hält, und wenn er ein Schiff auf offener See antrifft, ſo iſt es meiſtentheils verloren *q*). Nach ausgeſtandener erſtaunlichen Gefahr, kam Schouten glücklich in die Mündung des großen Stromes Arrakan, auf dem man ungefähr achtzehn Meilen aufwärts fahren mußte. Man warf alſo an der Inſel **Bütting** Anker, wo der Strom des Fluſſes ſehr reißend war. Den folgenden Tag fuhr man weiter aufwärts, und ſah dabey die ſchönſte Gegend, Wälder, Städte, Schäfer und Schäferinnen mit ihren Heerden, und Berge, die bis an ihre Gipfel, ungeachtet ſelbige bis über die Wolken zu ſteigen ſchienen, über und über grüneten. Um der Ebbe auszuweichen, mußte man vor Anker legen; und den folgenden Tag fuhr man vor **Oryenton** vorbey, welche Stadt wegen ihrer Pagode berühmt iſt, dahin ohne Unterlaß eine große Menge Pilgrimme aus allen Gegenden von Oſten und Weſten wallfahrten. Darauf hatte man auf beyden Seiten Reißfelder, mit Gärten, Obſtbäumen, Gehölze und großen Dorfſchaften untermiſchet. Gegen Abend legete man bey **Bandel**, einer ungemein volkreichen Stadt, vor Anker. Sie iſt achtzehn Meilen von der See, und eine große Meile von der Hauptſtadt entfernet, und die Holländer haben daſelbſt ihr Waarenlager. Der Fluß iſt an dieſem Orte ſo ſchmal, daß bey hoher Fluth ſeine Breite nicht mehr beträgt, als eine Schiffslänge.

Stadt Oryenton.

Die Sycken von Arrakan kommen auf das holländiſche Schiff.

Dem Landesgebrauche zu Folge, mußte man den König begrüßen, weil man ſeiner Hauptſtadt ſo nahe war, daß er die Stückſchüſſe ſehr wohl vernehmen konnte. Kaum war die Sonne aufgegangen: ſo kamen **Sycken** und Staatsräthe, um in ſeinem Namen für dieſe Höflichkeit zu danken. Sie ſaßen in **Jelyaſſen**, oder königlichen Rudergaleeren, die mit vielen Flaggen, Wimpeln und Windſpielen ausgezieret waren, und während der Fahrt erſchalleten die Trompeten, Pfeifen und andere Spiele. Der vornehmſte **Syck** ſtieg mit beſonderer Ernſthaftigkeit an Bord, und hinter ihm folgeten viele andere vornehme Herren, die um einen Augenblick ſpäter in die Cajüte eintraten, als er. Ihr Gefolge beſtund aus einem gewaltigen Schwarme Hofleute, Edelknaben, Secretarien, Stallmeiſter, Lackeyen und anderen Bedienten, davor man ſich auf dem Schiffe kaum rühren konnte. Einige von dieſen Leuten, die vielleicht weiter nichts, als Kammerdiener waren, ſahen, daß eben dazumal, da ſie ihren Herren unter dem halben Verdecke nachtraten, einige Holländer oben drauf ſtunden. Hierüber beſchwereten ſie ſich, als ob es ih-

---

„Leuten, die ſich aus dem Schiffbruche gerettet „hatten. Sie fielen unſere Schanzen an. Sie „nahmen uns Waaren weg. Sie ſchickten Flotten wider uns aus, ja eine bis nach Button, worauf ſie zehntauſend Mann Landſoldaten eingeſchiffet hatten. Sie giengen uns im Jahre 1666 mit „unglaublichem Grimme zu Leibe, bis der Admiral „Cornelis Spelmann der Inſel mit einer Seemacht von Batavia zu Hülfe kam, und einen „herrlichen Sieg erhielt. Als der König von Macaſſar ſich nicht mehr wehren konnte: ſo bath er „wieder um Frieden, es nahm aber dieſer Friede „eben ſo geſchwind ein Ende, als alle vorigen. Im „Jahre 1669 verſchwuren ſich alle Bezirke der Inſel zum Untergange der Holländer. Da wurde „eben dieſer Spelman abermals gebraucht, das „Ungewitter zu vertreiben. Er that es auch, und „verübete ſolche Heidenthaten, daß man ſie billig „in einem eigenen Buche beſchreiben ſollte. Endlich, beſchließt Schouten, wurden die Macaſſaren „gänzlich bezwungen, und voritzt iſt die große und „mächtige Inſel Celebes der hochedeln Compagnie „von Indien unterthänig.„ A. d. 160. 161 S.

q) A. d. 163 S.

Seltſame Ehre.

nen zum Schimpfe gereichte. Sie frageten den Präſidenten des Waarenlagers, **Worburg**, warum man ſo ſchlechte Ehrerbiethung gegen ſie trage? Dieſer bath, ſie möchten es nicht übel nehmen, weil die Leute noch fremd wären, und die Landesgebräuche nicht wüßten; damit kehrete er ſich gegen die Holländer vom Schiffe, und ſagete mit einem ſehr ernſthaften Weſen: Freunde! tretet doch ein wenig auf die Seite, oder gehet gar herab; denn hier zu Lande iſt es der Ehre zuwider, unter einem Verdecke wegzugehen, wenn jemand oben drauf ſteht r). Kein Volk in der Welt iſt, wie Schouten ſaget, mehr auf das Großthun erpicht, als die Arrakaner. Die vornehmen Herren waren meiſtentheils ſchon bey Jahren, dick und ſtark, anſehnlich, und zogen ſich Ehrerbiethung zu: allein, ihr ganzes Weſen, ihr Gang und alles, was ſie redeten, verrieth einen übermäßigen Stolz. Sie haben eine ziemlich braune Farbe, ſind aber doch nicht ſo gar ſchwarz, wie andere aſiatiſche Völker. Sie waren nicht nur prächtig bekleidet, ſondern es gaben auch ihre Kleider einen ſehr angenehmen Geruch von ſich. Der holländiſche Schiffshauptmann nahm das Schreiben, das ihm der Statthalter zu Batavia an den König mitgegeben hatte, und gab es dem **Worburg** in die Hände, der es dem daſigen Landesgebrauche zu Folge in die Höhe hielt, und dergeſtalt als ein Merkmaal des fortwährenden Bündniſſes zwiſchen beyden Nationen, einen jedweden ſehen ließ. Darauf beſchenkete man die Großen, imgleichen die vornehmſten von ihrem Gefolge, mit Pfeffer, Nelken, Maiz, Muſcatennüſſen, Zimmet, und einem großen vergoldeten Spiegel, welches alles ihnen ungemein wohlgefiel. Jedweder raffete ſeinen Antheil, nach des Verfaſſers Worten, mit eben der Begierigkeit zuſammen, mit welcher die Ameiſen ein Getreydekörnchen anpacken. Sie waren ſo froh, daß ſie aller ſtolzen Gebärden darüber vergaßen, und in der Entzückung allerley Stellungen machten, die mit der abgemeſſenen Ernſthaftigkeit, damit ſie ankamen, gar nicht übereinſtimmeten. Die Geſchenke wurden über Hals und Kopf in die Jelyaſſen getragen, und voritzt bekümmerte man ſich wenig darum, ob jemand auf dem halben Verdecke herum gehe, oder nicht? Allein, als es dazu kam, daß das Schreiben in das Waarenlager gebracht werden ſollte, woſelbſt es bis zum Gehörtage verwahret werden mußte: ſo ſuchten ſie das hohe Weſen wiederum hervor. Damit nun das Schreiben nicht unter den Verdecken fortgebracht werden durfte: ſo ergriff man das ſcharfſinnige Mittel, und reichte es einigen Befehlshabern, die in einer Barke darauf warteten, zum Schiffe hinaus. Am Ufer ſtunden einige koſtbar angeſchirrete Elephanten, um die Großen nach dem Lagerhauſe zu bringen, von wannen ſie hernach ihren Weg nach Arrakan zu Lande fortſetzeten.

Ihre Geſtalt.

Zug der Holländer nach Arrakan.

So bald die Holländer zum Gehöre abgefordert wurden: ſo giengen ſie in folgender Ordnung, die man ihnen auf das ſchärfſte einband, von **Bandel** ab. Voran zog der **Kutual**, oder Oberrichter beſagter Stadt, auf einem Elephanten, und war mit weißem Cattune bekleidet. Um ihn giengen die Häſcher, ſeine Bedienten und Leibeigenen, ſämmtlich barfuß, und zwar auf einem Damme voll ſpitziger Kieſel, und auf einem ſteinichten Boden. Nach ihm erſchien der **Roos**, oder Unterrichter, in gleichem Gewande und Aufzuge. Die Spielleute waren auf die Flügel vertheilet, und ließen ſich den ganzen Weg über hören. Die Holländer zogen mit ihren Geſchenken in einem beſondern Haufen. Es beſtunden ſelbige in allerley japaniſcher, lackirter Arbeit, in Spiegeln, Stücken Scharlach, und in Gewürze. Worburg ſaß auf einem großen Elephanten, und hatte in der einen

---

r) A. d. 168 S.

Sie kommen nach dem Pallaſte.

Demüthige Beugungen.

einen Hand das Schreiben an den König, das er zum öftern in die Höhe hielt, damit es jedermann ſehen konnte. Rings um ihn giengen viele Hoftrabanten, imgleichen die holländiſchen Matroſen, um das Volk bey Seite zu ſchaffen. Auf ihn folgete **Mooker**, der Hauptmann des Schiffes, und **Dirk Fracy**, der Buchhalter vom Lagerhauſe, alle beyde auf einem einzigen Elephanten, den Beſchluß machten einige holländiſche Musketierer, welche zuweilen Salve gaben. In dieſem ſeltſamen Aufzuge zogen ſie durch die Stadt Arrakan, bis an das Thor des Pallaſtes. Hier aber mußte der Präſident, der Hauptmann und der Buchhalter von ihren Elephanten abſteigen. Sie giengen durch viele große Thore und andere Orte, bis an den Verhörſaal, wo ihnen der **Kutual** andeutete, es laufe ihrer ſchuldigen Ehrerbiethung gegen den König zuwider, in Schuhen hinein zu gehen. Sie ließen demnach die Schuhe vor der Thüre ſtehen. In dem Saale ſaßen eine große Anzahl Sycken und andere Großen auf koſtbaren Teppichen, mit geſchränkten Beinen, und herrlich gekleidet Die Holländer mußten ſich bücken, oder vielmehr zweyfach zuſammen krümmen, das Geſicht bis zur Erde neigen, und zugleich beyde Hände an einander gelegt vor die Stirne halten. Dieſe demüthigen Beugungen wurden zum öftern wiederholet. Endlich kam der König aus ſeinem geheimen Zimmer heraus. Jedermann hielt hierauf beyde Hände vor die Stirne, und neigete den Kopf, um damit anzuzeigen, man wäre nicht werth, die königliche Majeſtät zu beſchauen. Weil es den Holländern gewaltig ſauer ankam, ohne Unterlaß in dieſer Stellung zu bleiben: ſo recketen ſie die Köpfe ein wenig empor: allein, es gaben einige Kammerdiener genaue Achtung drauf, und nöthigten ſie, den Kopf ohne Verzug niederzuſchlagen. Das Schreiben nebſt dem Geſchenke ward von einem Dollmetſcher angenommen, und einem andern Hofbedienten eingehändiget; dagegen er den Holländern in des Königes Namen einige höfliche Worte ſagete. Hierauf erſchienen die Gegengeſchenke, damit ſie der König begnadigte. Die für den Statthalter zu Batavia erſchienen zuerſt, und wurden den drey Holländern auf die gebückten Köpfe geleget, ohne daß ſie ſich die Ehre nehmen durften, ſich darnach umzuſehen. Es waren vier Stückchen grober Cattun, wie er da zu Lande verfertiget wird, und mit genauer Noth drey Reichsthaler werth. Noch legete man ihnen vier andere Stücke für ſie ſelbſt, auf die Köpfe, wogegen ſie zur Dankſagung eine Menge Beugungen machen mußten.

Geſtalt des Monarchen.

Doch mochte man auf ſie Acht geben, ſo genau als man wollte: ſo ſchieleten ſie dennoch zuweilen mit halbem Auge auf den arrakaniſchen Beherrſcher. Er ſchien etwa achtzehn Jahre alt zu ſeyn, ſtark, hatte ſchon einen Anſatz zur Dicke, und eine weiße Farbe. Er trug Armbänder, Ohrringe, und ein goldenes Halsband mit einer Menge Diamanten und andern Juwelen beſetzt. Als er die Holländer zur Genüge betrachtet hatte: ſo gieng er wieder in das Zimmer hinein, daraus er gekommen war, und nach ſeinem Abtritte durften die Holländer ihre Häupter wiederum aufrichten. Bey dem Aufſtehen waren ſie von der gezwungenen Stellung halb lahm, und vermochten ſich kaum auf den Beinen zu halten. Ja ſie empfanden noch immer Schmerzen, da ſie ſchon am Borde waren, und mußten den Schiffsbarbier gebrauchen s).

Die Holländer beſehen das Land.

Sie hatten dieſe Reiſe gethan, um Reiß und Sclaven einzukaufen. Weil aber der Reiß noch auf dem Felde ſtund, folglich ſie ſeine Zeitigung abwarten mußten: ſo vertrieben ſie ſich die Zeit mit Beſichtigung einiger Bezirke dieſes Königreiches. Worburg lieh ihnen ſein **Lakno**, welches eine Art von Galeere mit vierzig Ruderknechten iſt; aus ſelbiger

---

s) A. d. 183 u. vorhergeh. S.

Schouten. 1660.

ſelbiger konnten ſie das Land beſchauen, ob ſie gleich zuweilen auch ausſtiegen, und tiefer hinein giengen. Von einem rechter Hand bey Bandel liegenden Berge, konnten ſie Arrakan und die vergoldeten Dächer der daſigen Palläſte ſehen. Auf der andern Seite hatten ſie die Ausſicht in eine ungemein große Ebene, darinnen man Flecken, Dörfer und die anmuthigſte Gegend von der Welt erblickete. Das Land wird von unzähligen Bächen bewäſſert, welche mitten in den luſtigen Auen, viele und meiſtentheils viereckichte Teiche von funfzig, ſechzig bis hundert Ruthen im Umkreiſe machen. Man rühmet, wie geſund dieſe Waſſer für Menſchen und Thiere ſeyn ſollen. Die Holländer machten die Probe zum öftern damit. Sie ſahen viele gewaltig große Ställe, in welchen achtzehn, zwanzig bis fünf und zwanzig Elephanten ſtunden. So oft ſie ans Land ſtiegen, ſetzete ſie nicht nur ſeine Fruchtbarkeit und ungemeine Anmuth, ſondern auch die Menge der Einwohner, welche Schouten erſtaunlich benennet, in Verwunderung, und zweifelt er für ſeine Perſon, ob noch ein dergleichen volkreiches Land in der Welt ſeyn möge.

Der König läßt ſich ſehen.

Alle fünf Jahre kömmt der König aus ſeinem Pallaſte zum Vorſcheine, und läßt ſich öffentlich ſehen. Bloß an dieſem Tage, welcher gemeiniglich der 15te des Chriſtmonates iſt, hat man die Erlaubniß, ihn anzuſehen, wenigſtens doch genießt ſie zu anderer Zeit ſonſt niemand, als die vornehmſten Staatsbedienten, weil ſie es unmöglich anders machen können, da ſie nothwendiger Weiſe oft um ihren Herrn ſeyn müſſen. Bey Schoutens Ankunft ins Land, war dieſe Feyerlichkeit durch eigene Bothen im ganzen Königreiche kund gemachet, und zugleich befohlen worden, es ſollten ſich alle Unterthanen ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, von achtzehn bis ſechzig Jahren, bey Vermeidung vier Groſchen Strafe, in der Hauptſtadt einfinden und den König ſehen, welches, wie Schouten bemerket, ein artiger Fund iſt, in einem ſo volkreichen Lande ungeheuere Summen einzutreiben. Denn, ſaget er, es begiebt ſich nicht der zehnte Theil der Einwohner auf die Reiſe, weil die Strafe ſo gering iſt, daß ſie ſich nichts daraus machen. Nichts deſtoweniger locket die bloße Neugierigkeit und die Luſt, ein ſo prächtiges Feſt anzuſehen, allemal eine unzählige Menge herbey. Schouten beſchreibt den ganzen Vorgang als ein Augenzeuge.

Wie es dabey zugeht.

Als der beſtimmte Tag anbrach: ſo waren ſchon mit dem frühеſten Morgen alle in der Nähe des Pallaſtes befindliche große Plätze mit Gerüſten, Stufenbühnen, und Anſtalten zum Feuerwerke angefüllet. Die Hauptſtraßen waren ſorgfältig gekehret, und meiſtens mit Geländern eingefaſſet. Hin und wieder in abgemeſſener Weite, waren viele Trabanten und Soldaten geſtellet, um den Pöbel in Schranken und guter Ordnung zu erhalten. Der König kam unter dem Schalle der Trommeln, Trompeten und Pfeifen auf einem mittelmäßigen Elephanten zum Vorſcheine. Er war ungemein prächtig bekleidet, und trug einen koſtbaren Bund, mit einer Krone von unſchätzbarem Werthe auf dem Haupte. Er ſaß mit geſchränkten Beinen auf ſeinem Thiere. Auf dem Halſe deſſelbigen ſaß ein vornehmer Herr, der es regierete. Das Angeſchirr war mit Golde und Perlen geſticket. Ueber dem Haupte des Monarchen hielten einige Große, etwas einem Himmel, oder

---

t) Ich glaube nicht, ſaget Schouten, „daß jemals an einigem Orte in der Welt ſo koſtbarer „Hoffarth mit trefflichen Edelgeſteinen, dazu mit „großem Reichthume an Gold, Silber, Perlen, „und allerley zierlichen Geſchmucke und herrlichen „Gewande, Seidengewirke und Stickerey getrieben „wurde. So war auch das Gewehr nicht weniger „hoch gezieret, als die andere Aufputzung der Menſchen und der Elephanten; und daß ichs kurz heraus ſage, ſo vermag kein Menſch mehr zu erdenken, oder Sonnenſchirme ähnliches. Rings um ihn gieng eine große Anzahl der vornehmſten Beamten im Königreiche, nebſt der Leibwache, ſämmtlich zu Fuße. Kaum war er mitten unter einer Menge Spielleute vorbey gezogen: ſo erſchien der vornehmſte Herr am Hofe, auf einem andern Elephanten, und mit ſeinem eigenen Hofſtaate umgeben. Nach ihm kamen die übrigen Sycken, nach dem Range ihrer Geburt oder Würde, in großer Pracht und Herrlichkeit, jedweder auf einem Elephanten. Es verſtrich viel Zeit darüber, bis dieſes zahlreiche Gefolge ſich in Ordnung ſtellete, und den Zug aus dem Schloſſe und Pallaſte antrat. Den Beſchluß machten die Talapoinen und Spielleute *t*).

Eid der Treue.

Dergeſtalt durchzog der arrakaniſche Beherrſcher die Hauptſtraßen ſämmtlicher Stadtvierthel, imgleichen die Marktplätze und Spaziergänge. Als er zurück kam: ſo hielt er vor dem Schloſſe auf einer ungemein räumlichen Ebene ſtill, dabey ſeine Leibwache einen dicken Kreis um ihn ſchloß. Außerhalb des Kreiſes ſtunden die Zuſchauer. Hier legeten ſie die Huldigung ab, indem dieſes vermöge der eingeführten Gewohnheit alle fünf Jahre geſchehen muß. Mitten unter dem Freudengeſchreye des Volkes, und dem Schalle der Muſik, ließen ſich die Stücke, Böller und das kleine Gewehr mit ſchrecklichem Gekrache hören, dabey das Feuerwerk zugleich abgebrannt wurde. In dieſem letztern Stücke thut es kein morgenländiſches Volk den Arrakanern an Erfindungen zuvor. Gegen Abend wurden Schauſpiele aufgeführet; es wurde getanzet, Muſik gemachet, und das Feſt damit beſchloſſen. Der König wartete das Ende nicht ab, ſondern begab ſich in ſeinen Pallaſt zurück, und den folgenden Tag bekamen alle Zuſchauer Befehl, wieder nach Hauſe zu gehen.

Arrakan wird in Schrecken geſetzet.

Indem die Nation noch mit dem Angedenken dieſer Luſtbarkeit beſchäfftiget war: ſo zog ſich auf der Weſtſeite ein Ungewitter auf, das große Beſtürzung erweckete. **Schach Suſa**, der einzige Sohn des **Schach Jean**, welcher den Waffen ſeines Bruders **Aurengzeb** entgangen war, wurde durch das ſiegreiche Heer des **Emir-Jemla** genöthiget, aus Bengalen zu entfliehen, und ſich in den Schutz irgend eines mächtigen Herrn zu begeben. Er war anfänglich Willens geweſen, zu **Daca**, einem an der oſtlichen Gränze des Landes, daraus er entweichen wollte, gelegenen Platze in ein Schiff zu treten, und nach **Mocka** im rothen Meere zu ſegeln, und den König von Perſien um ſeinen Schutz anzuflehen. Allein, weil er kein Schiff zu **Daca** antraf: ſo trieb ihn die Furcht, in ſeines Bruders Gewalt zu gerathen, ſo weit, daß er ſeinen Weg nach dem Königreiche Arrakan, mit welchem die Bengalen dazumal Krieg führeten, zu nehmen beſchloß. Aus dieſer Entſchließung läßt es ſich zur Gnüge abnehmen, in welcher Angſt er geweſen ſeyn müſſe. Schouten war damals zu Bandel, und ein Zeuge der letzten Begebenheiten dieſes unglückſeligen Prinzen. Bey dieſer Gelegenheit erzählet er die Geſchichte des **Aureng Zebs** und des ganzen kaiſerlichen Hauſes von Indoſtan. Weil er aber nicht mehr beybringt, als **Bernier** und andere Reiſende; ſo wählen wir aus ſeinem Berichte nur einige wenig bekannte Umſtände, welche den Schach Suſa betreffen, und vor Schoutens Augen vorgiengen.

Schach Suſa nimmt ſeine Zuflucht dahin

Dieſer

„ken, als an dieſem Ehrentage an Reichthum, „Pracht und Herrlichkeit zu ſehen war. Nie hat „einer ſo viel Fahnen, Panniere und Sonnenſchirme geſehen, von kunſtreichem Gemächte und theuren Zeugen. Auch hat nie einer ſo vielerley Geſtalt und ſeltſame Weiſe der Gewand, ſchönen „Aufputz und Zierrathen geſehen, als er hier gegenwärtig vor Augen hatte.„ A. d. 193 S.

u) A. d. 130 S.

Schouten. 1661.

Dieſer unglückliche Prinz kam mit ſeiner ganzen Familie und fünf hundert ſeiner getreueſten Unterthanen an die Gränze des Königreiches Arrakan. Auf die erſte Nachricht von ihrem Daſeyn, ließ ihnen der König ſagen: ſie ſollten ſtille halten, und die Urſache anzeigen, warum ſie mit gewaffneter Hand in ſeine Lande kämen? „Schach Suſa gab zur „Antwort: er ſey der Prinz von Bengalen, der einem unbarmherzigen Ueberwinder „zu entgehen ſuche, und den König von Arrakan fußfällig um ſeinen Schutz anflehe; er „bereue es von Herzen, daß er ihn ehemals beleidiget und bekrieget habe: allein, dieſer vorgegangenen Zwiſtigkeit ungeachtet, ſetze er doch ein ſo großes Vertrauen in ſeine Großmuth, daß er ſich lieber freywillig in ſeine Hände liefern, als in ſeines Bruders Gewalt „fallen wolle. Er gäbe ſich völlig in ſeine Willkühr, und ſtelle ihm frey, was er mit ihm „und allem, was er bey ſich habe, vorzunehmen belieben werde. Gleichwohl hoffe er, ein „ſo großer Monarch werde das Unglück eines Mannes von ſeinem Stande zu Herzen nehmen, und Mitleiden mit ſeinem Zuſtande tragen.„

Wird wohl gehalten.

Der König von Arrakan und ſein ganzer Hof trugen nicht das geringſte Bedenken, den flüchtigen Prinzen in Schutz zu nehmen. Man empfing ihn in der Hauptſtadt mit aller Ehrenbezeugung. Allein, dieſe günſtige Neigung war von kurzer Dauer, und man nahm das gute Verſprechen, darauf er ſich verlaſſen hatte, ſehr geſchwind zurück. Man hatte aus einer großmüthigen Regung den angebohrnen Haß gegen die Bengalen zwar eine Zeitlang auf die Seite geſetzet: allein, er lebete bey dem Anblicke derer Schätze, welche der Prinz bey ſich hatte, geſchwind wieder auf. Das Mitleiden gegen ſein Unglück verwandelte ſich in Misgunſt. Zwar ſuchete man dieſe niederträchtigen Gedanken ſo lange zu verbergen, bis man ſie bey guter Gelegenheit auslaſſen könnte. Allein, Schach Suſa merkete wohl, was vorgieng, und erachtete die Flucht zu Rettung ſeines Lebens abermal für nöthig. Weil er nun mit großer Vorſichtigkeit zu Werke gehen mußte: ſo ließ er dem Könige vorſtellen, die Luft zu Arrakan wolle ihm nicht wohl bekommen, und müſſe er, um ſeine Geſundheit wieder zu erhalten, eine Zeitlang auf dem Lande leben. Dieſe Vergünſtigung konnte man ihm nicht abſchlagen. Seine Abſicht war, er wolle ſeine Bengalen nach und nach auf unterſchiedlichen Wegen an die Gränze abgehen laſſen, bey der erſten vortheilhaften Geleheit mit ſeiner Familie ſelbſt nachkommen, und ſich in das Peguaniſche retten. Er ſchickete anfänglich ungefähr achtzig fort. Allein, ungeachtet ſie es auf das beſte anſtelleten, ſeinem Befehle nachzuleben, ſo erweckete doch ihre Vereinigung einen Verdacht. Man fragete, wohin ſie wollten? Ihre Antwort war, ſie wären Unterthanen des Schach Suſa, der ihnen eine wichtige Verrichtung aufgetragen hätte, und bäthen ſie, man möchte ſie nicht aufhalten. Man erboth ſich dazu, wenn ſie das Gewehr ablegen wollten. Doch dieſes ſchien ihnen unerträglicher, als der Tod ſelbſt, zu ſeyn; ſie ſuchten ſich alſo den Weg mit Gewalt zu öffnen, fochten als verzweifelte Leute, und thaten Wunderdinge. Sie hielten einer großen Anzahl Feinde lange Zeit die Wage: endlich aber wußten ſie kein anderes Mittel mehr, ſich zu retten, als daß ſie die Häuſer in Brand ſtecketen. Indem nun eben damals ein heftiger Oſtwind blies, und die Häuſer in dieſer Gegend, da das ganze Land einer großen Stadt gleicht, ziemlich nahe beyſammen ſtunden, über dieſes auch das darein verbauete Holzwerk ganz dürr war, und leicht Feuer fing, ſo griff die Flamme mit ſolcher Heftigkeit um ſich, daß in wenigen Stunden alle unter dem Winde befindliche Gebäude, bis an den Fluß, in der Aſche lagen. Hier lief das Feuer am Ufer fort, bis an das holländiſche Schiff, das den Strom weiter herab gerücket war, und bey Oryen-

Schouten.
1661.

Feuersbrunſt einige Meilen lang.

ton vor Anker lag. Kaum konnte das Volk die Ankertauen geſchwind genug kappen, und ſich vom Strande entfernen. Endlich legete ſich die Flamme, nachdem ſie einen Strich von einigen Meilen durchgelaufen war, und eine Reihe von mehr als tauſend Häuſern verzehret hatte. Doch dieſer verzweifelte Streich ſchaffete den Bengalen am Ende wenig Vortheil. Die meiſten wurden niedergehauen, und dieſe kamen noch am beſten weg. Denn alle, die man erwiſchte, wurden geſpießet, und lebendig am Pfahle verbrannt x).

Schach Suſa wird unſichtbar.

Ungeachtet nun Schach Suſa über den Tod ſeiner getreuen Diener äußerſt betrübt war, ſo dachte er doch ohne Unterlaß auf neue Mittel, ſich aus ſeiner gefährlichen Knechtſchaft zu retten. Er ſchickte noch einige Bengalen aus, mit Befehl, ihm einen Ort im Lande ſelbſt auszumachen, da er ſich unbekannter Weiſe aufhalten könnte, es möchte nun im Gebirge, oder in einer vom Hofe weit entferneten Landſchaft ſeyn. Dieſes Mittel gelang. Auf einmal war er weg, und die Vornehmſten von ſeinem Gefolge ebenfalls. Seine Koſtbarkeiten hatte er nicht weniger in Sicherheit gebracht; ſo vorſichtig war alles veranſtaltet.

Sein Bruder verfolget ihn.

Zu gleicher Zeit lief Nachricht ein, **Emir Jemla** ſey Willens, ihn überall aufzuſuchen, und ſtehe mit einem ſtarken zahlreichen Heere ſchon bey der Stadt **Diange**, an der arrakaniſchen Gränze. Hierüber gerieth der Hof und das ganze Land in äußerſte Beſtürzung. Die Holländer ſelbſt giengen unter ſich zu Rathe, was bey dieſen Umſtänden zu thun wäre? Einige ſtimmeten auf eine unverzügliche Flucht; andere meyneten, man müſſe erſt ſehen, wo es hinaus wollte, und dieſe letztere Meynung behielt die Oberhand. Der König befahl, das nöthige Volk zu ſeiner Vertheidigung aufzubringen, worauf in weniger Zeit zwey ſtarke Heere gegen Diange anrückten. Dieſe Geſchwindigkeit verurſachete, daß Emir Jemla an ſeinem Orte gemach that, und keine Luſt hatte, ſich weit in ein Land voll Flüſſe und Gräben zu wagen. Seine wichtigſten Feindſeligkeiten beſtunden alſo nur darinnen, daß er einige Dörfer ausplünderte oder wegbrannte, indem er beyde arrakaniſche Heere auf dieſe Weiſe dahin zu bringen vermeynete, daß ſie ſich vereinigen, und eine Hauptſchlacht wagen ſollten.

Wird entdecket und getödtet.

Unterdeſſen ſuchte der König von Arrakan alle Mittel hervor, den Aufenthalt des bengaliſchen Prinzen zu erforſchen. Alle Gränzwachten bekamen Befehl, keinen Mohren ohne einen vom Könige eigenhändig unterſchriebenen Paß durchzulaſſen. Auf die Holländer gab man mit ſolcher Strenge Achtung, daß nicht nur kein einziger Mohr noch Landeseingebohrner ihr Schiff unter dem gewöhnlichen Vorwande der Handlung beſuchen durfte, ſondern auch die kleineſten Nachen, welche dieſen Weg nahmen, auf das genaueſte ausgeſuchet wurden. Unterdeſſen zeigete es ſich mit der Zeit, wie ungegründet der Verdacht geweſen, als ob ſie vorgehabt hätten, dem Prinzen nach Batavia fortzuhelfen. Denn zuletzt wurde er entdecket und nach Arrakan gebracht, wo der König ſeine Entweichung zum Vorwande gebrauchte, ihm das Leben zu nehmen. Ein gleiches wiederfuhr ſeinen Leuten, die man gefangen bekam. Seine Schätze fielen in die Hände des Königes, ausgenommen was etwa die Soldaten, die ihn gefangen nahmen, oder die arrakaniſchen Unterthanen, die ihm zur Flucht beförderlich geweſen waren, untergeſchlagen hatten. Schouten verſichert, es hätten die Holländer, welche im folgenden Jahre wieder nach dem Lagerhauſe

---

x) A. d. 234 S.

zu Bandel abgiengen, viele koſtbare Stücke mitgebracht, die ſie allerley Perſonen, die ihren Werth nicht verſtunden, abgekauft hatten y).

Schouten beſieht die Stadt Arrakan.

Dieſe traurigen Begebenheiten ereigneten ſich zu Ende des 1662 Jahres. Bald darauf bekam Schouten Luſt, die Stadt Arrakan, nebſt der umliegenden Gegend noch einmal zu beſehen, und beſtieg zu dieſem Ende, nebſt einigen Schiffsofficieren, den Lakno des Verburgs. Zuerſt fuhren ſie zwiſchen zween ſehr hohen Felſen durch, welche das Anſehen hatten, als ob ſie, um dem Strome einen Weg zu verſchaffen, ausdrücklich von einander abgeſondert worden wären, und auf beyden Seiten gleichſam einen Wall vorſtelleten. Bald hernach kamen ſie in die Stadt, fuhren von einem Ende zum andern durch, ohne ihre Ruderer inne halten zu laſſen, und rückten mit Hülfe der Fluth ſehr geſchwind fort, bis ſie den zwo Meilen davon gelegenen Wohnplatz der portugieſiſchen Chriſten erreichten. Die Portugieſen von dieſer Pflanzſtadt dieneten damals dem Könige von Arrakan in ſeinen Kriegen, gegen Bengalen, Siam und Pegu. Die meiſten waren Hauptleute über Jelyaſſen, bekamen auch vom Hofe eine Beſoldung, die ihnen ein ehrliches Auskommen verſchaffete. Schouten ſaget nicht, weder wie groß ihre Anzahl war, noch was für ein Zufall ſie hieher gebracht hatte, beſchreibt aber ihre Wohnung und übrige Umſtände als ungemein vortheilhaft. Sie wohneten, ſaget er, in einem ſehr wohlgebaueten Flecken, mitten in einer fruchtbaren Ebene, am Strome, und konnten ihren Gottesdienſt ohne alle Hinderniß ausüben. Einige hatten portugieſiſche Weiber, andere hatten zwar Heidinnen geheirathet; ſolche aber nachgehends dahin gebracht, daß ſie ſich taufen ließen. Sie lebeten ſehr vergnügt. Die vom Könige Sold bekamen, ſtunden damals im Felde. Die übrigen begegneten den Holländern mit großer Freundlichkeit. Schouten machet bey dieſer Gelegenheit die Anmerkung, es hätten alle Chriſten, wenn ſie in dieſen weitentlegenen Gegenden zuſammen kämen, des Unterſchiedes in ihren Glaubensſätzen ungeachtet, dennoch weit mehr Zutrauen und Liebe gegen einander, als gegen Heiden, es ſey denn, daß dieſe Neigung durch irgend eine beſondere Zwiſtigkeit unterbrochen werde.

Zuſtand der daſigen Portugieſen.

Beſchreibung der Hauptſtadt.

Im Rückwege gingen die Holländer zu Fuße, durch ein großes Thor, das auf einer felſigten Anhöhe ſtund, in die Stadt. Die Mauern ſind ziemlich hoch und von Steinen gebauet. Ueber dieſes aber iſt Arrakan deswegen feſt, weil es auf beyden Seiten ſteile Felſen hat, welche den Zugang ſehr beſchwerlich machen. Schouten ſah viele Gaſſen mit Kramläden angefüllet, imgleichen einige ſchöne Marktplätze, die nach dem Pallaſte führen. Doch bewunderte er nichts ſo ſehr, als die Menge Volkes, die man überall antraf. Die Holländer hatten einen Schreiber des Kutuals von Bandel, zu ihrem Anführer bey ſich, indem es ihnen ſonſt nicht erlaubt geweſen wäre, in die Stadt zu gehen. Dieſer zeigte ihnen eine Seite von der Feſtung, darinnen der königliche Pallaſt ſteht. Die Zimmer des Königes und ſeiner Weiber kannte man an den vergoldeten und weit über die andern emporragenden Dächern, ſchon von weitem. Die Stadt Arrakan iſt ungefähr ſo groß, als Amſterdam. Rings herum liegen die Vorſtädte, und erſtrecken ſich auf einige Meilen weit. Schouten wiederholet zum öftern, er habe nie eine Stadt geſehen, da die Häuſer ſo enge beyſammen ſtünden, und ſo ſtark mit Leuten angefüllet wären. „Es läßt eben, ſaget er, als wenn die Häuſer der Reichen und Armen alle auf ei„nen

---

y) A. d. 237 und vorherg.

„nen Klump über einander ſtünden: nur ſind die meiſten theils ſo niedrig, daß ſie ſich „zu dem gewöhnlichen Großthun der Einwohner nicht ſonderlich ſchicken. Denn ſie wa„ren weder in der Stadt noch in den Vorſtädten, noch anderswo, ſo weit ich in dieſem Lande „war, über vier, fünf bis ſechs Schuhe hoch. Die meiſten ſind von Gabbagablas, „Palmäſten, Rohre und Cocosblättern aufgeführet. Doch haben ſie viele Fenſter und „artige Zimmer, welche letztere ſehr geſchickt angeordnet ſind, alſo daß man ſehr bequem „aus einem in das andere kommen kann; dagegen findet man weder Heerd noch Boden, „noch Keller in einem ſolchen Hauſe. Die Weiber kochen ihr Eſſen in irrdenen Töpfen, „außen vor den Gemächern unter kleinen Vordächern gleich an der Thüre. Man ſchläft „auf Teppichen und Matten, und verwahret ſich gegen die Kälte bloß mit einem Stücke „Leinewand oder Cattun. Die größte Schönheit des Landes beſteht in der anmuthigen „Beſchaffenheit der Gegend. Wälder, Felder und Gärten grünen das ganze Jahr über, „ungeachtet der Winter vom April bis in den Weinmonat anhält, und es zu ſolcher Zeit „heftig regnet und ſtürmet. Auf dieſes unfreundliche Wetter folget ein höchſt anmuthi„ges, in welchem man die Früchte der Erde einſammelt, indem der Boden alles, was „zum menſchlichen Leben dienet, im Ueberfluſſe hervor bringt *a*).

Der III Abſchnitt.

Begebenheiten der Holländer in China.

Formoſa iſt verloren. Man rüſtet eine Flotte aus. Erzählung der ganzen Begebenheit. Vorbedeutungen dieſes Unglücks. Die Holländer werden vom Coxinga angegriffen. Beyſpiel väterlicher Liebe. Ein holländiſches Schiff fliegt auf. Unmenſchlichkeit des Coxinga. Die Holländer im Fort Zeland wehren ſich. Ankunft einer Flotte. Andere Unglücksfälle der Holländer. Untreue einiger von ihren Leuten. Unmenſchlichkeit der Chineſen. Die Holländer ſuchen Hülfe bey den Tatarn. Zeland ſoll beſtürmet werden, ergiebt ſich. Uebergabsvergleich.

Schouten erfuhr bey ſeiner Wiederankunft zu Batavia eine Neuigkeit, die nicht nur ihm, ſondern auch allen übrigen Holländern, denen die Aufnahme ihres Vaterlandes am Herzen lag, großen Verdruß erweckete. Eine von Tajuan angekommene Fregatte brachte die Nachricht, es habe eine chineſiſche Flotte von hundert Junken, unter dem Admirale Coxinga, die Inſel Formoſa angefallen und ſich derſelbigen bemeiſtert; zwar hätten ſich alle auf der Inſel befindliche Holländer in die Feſtung Zeland gezogen, widerſtünden auch dem Feinde mit großer Tapferkeit: es ſey aber nicht zu vermuthen, daß ſie es gegen einen Schwarm von vierzig tauſend Mann lange aushalten würden. Eines von ihren Schiffen ſey in einem Gefechte mit den Junken in die Luft geflogen, die übrigen wären nach Japon geſegelt, die Fregatte aber habe ihren Weg nach Batavia genommen, um die Nachricht von dieſem Unglücke zu überbringen.

Formoſa iſt verloren.

Der Rath von Indien erſchrack über dieſe Zeitung dermaßen, daß er ohne Verzug zehn Schiffe dahin zu ſchicken befahl, welche auch mit unglaublicher Geſchwindigkeit ausgerüſtet wurden. Schouten hatte zwar keine Luſt, dieſem Kriegeszuge beyzuwohnen, ſondern gieng lieber auf eine andere Reiſe, die ſeiner Neugierigkeit ein größeres Genügen leiſtete. Weil ihm aber nach Zurückkunft der Flotte alles, was bey dieſer wichtigen Begebenheit vor-

Man rüſtet eine Flotte aus.

---

z) A. d. 241 S.

a) A. d. 247 S.

vorgefallen war, von verſtändigen und aufrichtigen Perſonen erzählet wurde: ſo kann er, nach ſeinem Verſichern, von der ganzen Sache mit eben ſolcher Gewißheit reden, als wenn er ſelbſt dabey geweſen wäre *b*).

Erzählung der ganzen Begebenheit.

Die Inſel, welche die Europäer **Formoſa** nennen, in China aber den Namen **Pacanda** trägt, hat wenigſtens hundert und vierzig Seemeilen im Umkreiſe. Ihre Geſtalt iſt länglich. Sie liegt unter dem Wendekreiſe des Krebſes, und erſtrecket ſich vom ein und zwanzigſten Grade Norderbreite, bis über den fünf und zwanzigſten. Den Namen Formoſa gaben ihr die Portugieſen; ſie verdienete ihn auch, ehe ſie von den Chineſen verheeret wurde, ihrer großen Anmuth wegen mit größtem Rechte. Sie hatte viele, und ungemein volkreiche Flecken, und dermaßen viele gute Sachen im Ueberfluſſe, daß die Holländer gedachten, ſie wären im irrdiſchen Paradieſe. Ihre indianiſche Geſellſchaft hatte den größten Theil davon in ihrer Gewalt, und ſuchete den Einwohnern das Licht des Evangelii nach aller Möglichkeit anzuzünden. Nicht weniger hatte ſie unterſchiedliche Schanzen angelegt, um ſich in dem Beſitze einer Inſel, welche ihrer Handlung große Vortheile bringen konnte, zu behaupten. Schouten verſichert: „die Inſeleinwohner hätten „bald eingeſehen, was für ehrliche Leute die Holländer wären, und um dieſer Urſache willen große Liebe gegen ſie gewonnen, auch willigen Gehorſam geleiſtet. Die Zahl der „Chriſten wuchs alle Tage, ſaget er: Es ließen ſich viele Chineſen theils zu Formoſa, theils „zu Tajuan nieder, und trieben unter dem Schutze der Holländer ihr Gewerbe. Sie „bekamen ihre Waaren von Chincheo und Aimoi, und die Holländer verführeten dieſelbigen nach Europa, Japon und ganz Indien„.

Auf dieſe Weiſe war die Inſel Formoſa bereits in einem blühenden Zuſtande, und man hätte vermeynen ſollen, die Chineſen hätten ſelbſt Nutzen davon, wenn ſie etwas dazu beytrügen. Als aber das Reich nach ſeiner Eroberung von den Tatarn eine ganz andere Geſtalt bekam: ſo faſſete der beſchriebene Seeräuber **Coxinga** *c*), ein Nachfolger des Chinchilungs, den boshaften Vorſatz, die holländiſchen Einrichtungen auf der Inſel zu zerſtören und auszuplündern. Denn weil die Holländer ſeinen Räubereyen zum öftern Einhalt gethan hatten, ſo ſuchte er ſich, an ihnen zu rächen, und fiel den Tanjuanern mit aller ſeiner Macht auf den Hals.

Vorbedeutungen dieſes Unglücks.

Schouten glaubet ſteif und feſt, es ſey der Inſel Formoſa ihr Unglück durch allerley Wunderzeichen zum Voraus angekündiget worden, erzählet ſie auch im größten Ernſte. Im Jänner eben deſſelbigen Jahres verſpürete man ein ſchreckliches Erdbeben, davon alle Berge auf der Inſel einſtürzeten, auch zu Tajuan ein und dreyßig Häuſer umfielen. Ja, es litten ſogar die Mauern der Feſtung **Zeland**, ihrer Dicke ungeachtet, nicht wenig. Zu gleicher Zeit erhuben ſich die Wellen des Meeres mit ſolchem Ungeſtüme, daß man beſorgete, der Umſturz der ganzen Inſel ſey vor der Thüre. Den 15ten April hörete man auf einem Bollwerke der Feſtung Zeland ein fürchterliches Gelärme, darüber die ganze Beſatzung erwachte. Sie griff zum Gewehre, und eilete nach dem Orte, da man das Getümmel gehöret hatte: es war aber alles Suchens ungeachtet, nicht das geringſte weder zu hören noch zu ſehen. Dieſer Zufall erregte großes Erſtaunen. Auf der Rhede bey **Bazamboi** lagen drey Schiffe vor Anker: Aus dieſen ſah derjenige, der auf dem Lande war, eine Stun-

---

b) A. d. 265 S. Wir bringen aus ſeinem Berichte nur dasjenige bey, was zu Ergänzung des Artikels von China, im VI und VII Theile der gegenwärtigen Sammlung dienet.

Schouten. 1661.

Stunde vor Tage, von einer Zeit zur andern, eine ſtarke Flamme aufſteigen, eben als ob Stücke losgebrennet würden; hingegen auf den Schiffen ſah man eben dieſes an der Feſtung Zeeland; die ganze Erſcheinung, wobey übrigens nicht das geringſte Geräuſche zu hören war, verſchwand mit anbrechendem Tage. Den 29ſten beſagten Monates am hellen Mittage kam dicht an den neuen Werken der Feſtung ein Mann, oder doch ein Geſchöpfe in menſchlicher Geſtalt, dreymal nach einander aus dem Waſſer hervor, und tauchete eben ſo oft wieder unter, nach welcher dreymaligen Erſcheinung er nicht weiter geſehen wurde. Den folgenden Nachmittag kam unten an einem Bollwerke der Feſtung eine Waſſernixe, mit langen gelben Haaren, ebenfalls dreymal nach einander zum Vorſcheine. Der Verfaſſer beſtreitet weder die Gewißheit dieſer Begebenheiten, noch die Meynung derjenigen, welche ſie für Warnungen des Himmels anſahen.

Die Holländer werden vom Coxinga angegriffen.

Den letzten April des Morgens, nachdem die Sonnenſtralen den damaligen ſehr dicken Nebel, vor welchem man nichts erkennen konnte, vertrieben hatten, ſah man in der Feſtung Zeland die ganze See mit einem Walde von Maſtbäumen angefüllet. Dieſe große Macht theilete ſich ſogleich in drey Geſchwader; das erſte ſegelte vor der Feſtung vorbey, und warf drey Meilen weiter unten, an der Südſeite Anker. Das zweyte wendete ſich gegen Norden, nach dem zwiſchen der Inſel Formoſa, und der langen ſchmalen Sandbank Baxamboi befindlichen Gat Lagimoi. Das dritte blieb gerade vor der Feſtung, und auf einen Stückſchuß weit von den holländiſchen Schiffen, welche auf der Rhede lagen. Es ſtieg ſogleich eine große Menge Soldaten ans Land, durchſtreiften die Inſel, und begiengen alle erſinnliche Feindſeligkeiten. Die Eingebohrnen der Inſel und die Chineſen wurden eben ſo wenig verſchonet, als die Holländer. Vierhundert Mann, die man in die Schanze Kijkam werfen wollte, wurden umringet und meiſt niedergehauen. Einige von denen, welche aus dem Blutbade entwiſcheten, kamen in beſagte Schanze, die übrigen wußten ſich nicht anders zu retten, als mit Schwimmen nach der Feſtung Zeland. So gleich rückte der Feind vor Kijkam. Die Belagerten wehrten ſich zwar tapfer: weil es ihnen aber an Lebensmitteln und an Waſſer fehlete, ſo ergaben ſie ſich auf Gnade und Ungnade. Was ihnen wiederfuhr, das war eine harte Leibeigenſchaft.

Beyſpiel väterlicher Liebe.

Der Oberſte über die Beſatzung in Zeland, Pedel, ließ in den Vorſtädten dieſes Platzes drey Batterien aufrichten, um den Strand damit zu beſtreichen. Den folgenden Tag brachte man ihm ſeinen Sohn, dem der Arm weggehauen worden, als er ſich mit ſeinem Lehrmeiſter zu weit weg gewaget hatte. Er für ſich hatte noch ſo viel Kraft, die Feſtung zu erreichen, aber ſein Lehrmeiſter büßete das Leben darüber ein, als er ihm den Rücken frey halten wollte. Pedel wurde hierüber ſo voll Zorns, daß er den Gouverneur um Erlaubniß bath, mit zwey hundert Mann einen Ausfall zu thun, und die Mörder ſeines Sohnes aufzuſuchen. Als er ſie erhalten hatte, zog er am Strande fort, und wurde von einigen kleinen Fahrzeugen, welche Steinſtücke führeten, und beſtändig neben dem Ufer blieben, unterſtützet. Die Chineſen ſchicketen ihm ein ganzes Heer entgegen: allein, an ſtatt davor zu erſchrecken, fiel er ihnen mit unglaublichem Grimme auf den Leib, und hauſete ſchrecklich unter ihnen. Endlich wurde er übermannt, und blieb nebſt dem größten Theile ſeiner Leute auf dem Platze. Die übrigen, an der Zahl achtzig, retteten ſich theils in

---

c) Die Glücksfälle und Begebenheiten dieſes Chineſen, ſind im Artikel von China zu finden.

Ein holländiſches Schiff flieget auf.

in die kleinen Fahrzeuge, theils mit Schwimmen in die Feſtung, und brachten die Nachricht von dieſem traurigen Ausgange. Indem dieſes Gefecht vorgieng, ſchlugen ſich die drey holländiſchen Schiffe zur See ebenfalls herum. Allein, als dem **Hector** Feuer in die Pulverkammer kam, und ihn mit mehr als hundert Mann in die Luft ſchickete: ſo hielten ſich die übrigen beyden für allzuſchwach, und legeten ſich unter die Stücke der Feſtung. Weil nun der Statthalter beſorgete, man möchte ſie vor ſeinen Augen wegnehmen: ſo ſchickte er eines nach Japon, das andere nach Batavia.

Unmenſchlichkeit des Coxinga.

Mit den Holländern ſah es nunmehr um ſo viel gefährlicher aus, weil ſowohl die gebohrnen Inſulaner, als die hausſäßigen Chineſen, entweder wegliefen, oder ſich in die Zeit ſchickten, folglich keine andere als weit entfernete Hülfe zu hoffen war, welche ſchwerlich zeitig genug ankommen konnte. **Coxinga** ließ alles, was er in Waffen fand, niederhauen. Dieſes ſtrenge Verfahren, dabey weder Geſchlecht noch Alter verſchonet wurde, beſchleunigte die Unterwerfung der Einwohner, alſo daß er in kurzer Zeit im Stande war, vor **Zeland** ſelbſt zu rücken. Als er die Feſtung berennet hatte: ſo ſchickte er einen holländiſchen Prediger, Namens **Hambrouk**, der ihm in die Hände gefallen war, hinein, und ließ dem Statthalter einen guten Uebergabsvergleich anbiethen *d*), mit angehängter Bedrohung, er würde auf den Fall einer abſchlägigen Antwort keines Gefangenen, ja des Kindes im Mutterleibe nicht verſchonen. Allein, kein Menſch wollte einem Seeräuber trauen. Hambrouk konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Frau und Kinder zu verlaſſen, welche in des Feindes Gewalt waren; er nahm alſo von ſeinen Bekannten auf ewig Abſchied, und gieng in des Coxinga Lager zurück, wo man ihm den Kopf wegſchlug. Den übrigen holländiſchen Gefangenen gieng es nicht beſſer; ihre Weiber wurden vor ihren Augen geſchändet, und nachgehends in Stücke gehauen.

Die Holländer in Zeland wehren ſich.

Die Belagerten zogen ſich mit allem groben Geſchütze aus den Vorſtädten in die Feſtung und wollten die am näheſten daran ſtehenden Häuſer wegbrennen. Allein, die Chineſen löſcheten das Feuer und fanden noch manch ſchönes Packhaus, das ihre Raubbegierde ſättigen konnte. Die Körbe und Kiſten fülleten ſie mit Erde, und verbollwerkten die Gaſſen damit. Sie führeten auch Katzen auf, und beſetzeten ſie mit Stücken, und andern Kunſtfeuern. Endlich beſchoſſen ſie die Feſtung mit ſolcher Heftigkeit und an ſo vielerley Orten, daß ſie ohne langen Verzug eine Sturmlücke zu legen verhoffeten. Doch dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Die Holländer thaten einen Ausfall, und vernagelten die Stücke, die ihnen Gefahr droheten, alle miteinander. Sie ſpieleten auch Granaden unter die Feinde. Die Chineſen wußten von dieſer Kriegeserfindung noch nichts; daher, wenn ſie eine niederfallen ſahen, liefen ſie hin, und wollten ſie aufnehmen, wurden aber allemal für dieſe Mühe ſchlecht bezahlet. Ein Mandarin wurde geköpfet, weil er es merken ließ, daß er ſich davor fürchtete. Dergeſtalt wurde der Angriff mit großer Heftigkeit fortgeſetzet. Coxinga ließ Baxamboi, welches bisher freye Gemeinſchaft mit den Belagerten gehabt hatte, beſetzen, und zwo neue Batterien darauf anlegen, folglich die Feſtung auf allen Seiten beſchießen.

Ankunft einer Flotte.

Nun ſchien für die Holländer nichts mehr übrig zu ſeyn, als ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Aber auf einmal erblickten ſie eine mächtige Flotte mit vollen Segeln herbey eilen, und hielten ſich wegen der Stärke und Anzahl dieſer Schiffe ſchon für befreyet.

---

d) Er hieß **Coyet**, und es gedenken andere Reiſebeſchreibungen ſeines Namens ebenfalls.

Schouten. 1662.

Unglück, das ihr begegnet.

befreyet. Denn es war die zu Batavia ausgerüſtete, welche auf ihrer ganzen Fahrt beſtändig guten Wind gehabt hatte, und man glaubete, der Feind werde die Belagerung aufheben, ſobald er ſie nur ſähe. Allein, es iſt nach der chriſtlichen Erinnerung des Schoutens alle menſchliche Macht verloren, wenn der Himmel ſeinen Segen nicht dazu giebt. Kaum hatten ſie dieſen erfreulichen Anblick gehabt; kaum hatten die zwölf Schiffe ihre Anker geworfen: ſo nöthigte ſie ein entſetzlicher Sturm, die Tauen zu kappen und auf die hohe See zu laufen, wo die ganze Flotte dermaßen weit verſchlagen wurde, daß alle Hoffnung, bey Zeiten entſetzet zu werden, verſchwand. Ueber dieſes hatte eine Flüte, der **Urck** genannt, das Unglück, feſt zu ſitzen, und den Chineſen in die Hände zu fallen, welche bey dieſer Gelegenheit alles, was man gegen ſie vorhabe, nach der Länge erfuhren.

Andere Unglücksfälle der Holländer.

Unterdeſſen näherten ſich doch die ſämmtlichen Schiffe dem Strande, und ſetzeten daſelbſt ſowohl Volk als Lebensmittel aus. Cauf, der ſie führete, legete fünf Schiffe hinter die Vorſtadt, um die Gaſſen zu beſtreichen. Allein, die Chineſen hatten ſich ſo wohl verſchanzet, daß ihnen das holländiſche Geſchütz nicht den geringſten Schaden zufügen konnte, im Gegentheile nöthigten ſie die Schiffe durch das ihrige, ſich wegzumachen. Indem dieſes vorgieng, kam der **Krukerk**, ein großes holländiſches Schiff feſt zu ſitzen; und kaum war dieſes geſchehen, ſo hatten es die Chineſen durch ihre Kunſtfeuer ſchon in Brand geſteckt. Das ganze Hintercaſtell flog in die Luft. Die Mannſchaft wurde größtentheils niedergehauen. Einige Matroſen, die man gefangen bekam, wurden lebendig in die Flamme, die aus dem Schiffe ſchlug, geworfen, die übrigen erſoffen meiſtentheils, und alſo kamen wenige davon. Hierauf kam eine kleine Flüte, der **Kornhof** genannt, ebenfalls feſt zu ſitzen. Als nun der Hauptmann mit einem Theile ſeiner Leute in den Nachen ſprang: ſo ſchlug ſolcher von dieſer ungeſtümen Bewegung um, und begrub ſie in den Wellen. Von dem übrigen Volke ſah man keinen einzigen wieder, als wer ſich mit Schwimmen rettete. Cauf wurde über ſo viele Unglücksfälle ungeduldig, und bewaffnete die Schaluppen, um die Junken damit anzugreifen, weil ihnen kein großes Schiff beyzukommen vermochte. Er verſah ſeine Leute mit Granaten und andern Kunſtfeuern, in Hoffnung, dergleichen leichte Fahrzeuge würden bald in Brand zu ſtecken ſeyn. Allein, die große Anzahl dieſer Junken und die Geſchicklichkeit ihrer Schiffleute, ſetzeten die Chineſen in den Stand, die Schaluppen zu umringen, und drey davon, mit allem darauf befindlichen Volke gefangen zu nehmen. Nebſt dem fingen ſie die Granaten mit Segeltüchern auf, und warfen ſie im Augenblicke wieder in die holländiſchen Fahrzeuge zurück, wo ſie großes Unglück ſtifteten. Endlich mußte der Officier, der ſie anführete, mit einem Verluſte von dreyhundert und achtzig Mann, ohne die Verwundeten wieder abziehen, da unterdeſſen die Feinde denen Mohren, die ihnen in die Hände fielen, Naſe, Ohren, nebſt dem männlichen Gliede abſchnitten, und den Abziehenden zur Luft nachwarfen *e*).

Wie tapfer ſie ſich wehren.

Dergeſtalt war nach Schoutens Worten, der Himmel und alle Elemente, Luft, Wind, Strom, Feuer und Land der hochedlen indianiſchen Compagnie zuwider, ihren Feinden hingegen war alles günſtig. Bis hieher hatten die Belagerten freye Gemeinſchaft mit ihrer Flotte behalten. Die Chineſen ſucheten ſie davon abzuſchneiden: allein, weil der Statthalter ihre Abſicht merkete, ſo ließ er ein kleines hölzernes Blockhaus aufrichten, und fügete daraus denen, welche zwiſchen der Feſtung und den Schiffen Stand zu faſſen verſuchten,

---

e) A. d. 279 und vorherg. S.

ſuchten, mit dem Geſchütze nicht wenig Schaden zu. Ferner nahm er ein kleines Fahrzeug von der Flotte, und machte einen Brander daraus, doch ohne daß man ihm äußerlich etwas anſehen konnte. Als nun die Chineſen ſich daran machten, ſo ſtellete man ſich ſehr erſchrocken, und ließ das Schiffchen im Stiche. Dergeſtalt führeten ſie ſelbſt den Brander mitten unter ihre Junken, wo er auf einmal ſprang, und eine große Menge zu Grunde richtete.

Untreue einiger von ihren Leuten.

Vielleicht wäre dieſe Standhaftigkeit der Holländer im Unglücke vermögend geweſen, die Feſtung zu erhalten, und den **Coxinga** zum Aufheben der Belagerung zu zwingen, wenn nicht die Treuloſigkeit ihrer eigenen Leute die Waffen zu ihrem Untergange geſchmiedet hätte. Ein Sergeant, Namens, **Hanns Jurian**, gieng ſchelmiſcher Weiſe zum Feinde über, und ſeinem Beyſpiele folgeten noch mehrere. Um ſich in Gunſt zu ſetzen, verriethen ſie nicht nur den Zuſtand der Feſtung, ſondern auch die Anſchläge des Statthalters. Auf ihr Angeben wurden drey Schiffe, die in den **Piſcadores**inſeln Vieh und Fiſche einkaufen ſollten, vom Feinde umringet, und nach einem hartnäckigen Gefechte, darinnen die geſammte Mannſchaft ihren Tod als brave Leute auf dem Bette der Ehre fand, verbrennet. Nur zehn davon bekamen die Chineſen, theils im Waſſer, theils auf dem Lande gefangen; und ſchicketen ſie mit abgeſchnittener Naſe, Ohren und rechter Hand, in die Feſtung zurück, um mit dieſer unmenſchlichen Grauſamkeit den Holländern Hohn zu ſprechen.

Unmenſchlichkeit der Chineſen.

Die Holländer ſuchen Hülfe bey den Tatarn.

Man durfte nicht hoffen, daß die von der Flotte noch übrigen ſieben Schiffe etwas gegen die große Menge Junken ausrichten würden, indem ſolche faſt gar nichts gelitten, und über dieſes beſtändig den Vortheil hatten, daß ſie am Ufer lagen, wo ihnen die großen Kriegesſchiffe nicht beyzukommen vermochten. Demnach ergriff der Admiral Cauf die Entſchließung, zwey davon um allerley Zufälle willen unter dem Geſchütze der Feſtung zu laſſen, mit den fünf übrigen aber nach China zu ſegeln, und bey den Eroberern dieſes Reiches, den Tartarn, Hülfe zu ſuchen. Allein, ein neuer Sturm zerſtreuete ſeine kleine Flotte, und verſchlug ihn ſelbſt mit drey Schiffen an die ſiamſche Küſte, von da er ſie nach Batavia zurück führete. Die übrigen beyden kamen zwar nach China, richteten aber mit ihrem Anſuchen nicht das geringſte aus.

Zeland ſoll beſtürmet werden.

Weil **Coxinga** das Blockhaus ohne Unterlaß beſchoß, und ſchon mehr als tauſend und ſiebenzehnhundert Stückſchüſſe darauf gethan hatte: ſo mußten es die Holländer endlich verlaſſen. Doch ſpieleten ſie vorher noch einen Streich, der ihre Verzweifelung nach dem Leben abſchilderte. Sie legeten brennende Lunte ans Pulver, welche ihre Wirkung zu eben der Zeit als die Chineſen hinein kamen, verrichtete, und mehr als hundert in die Luft ſchickte. Allein, dieſe hartnäckigen Feinde warfen an eben dem Orte gleich eine Katze auf, beſetzeten ſie mit ſechs und dreyßig pfündigen Carthaunen, und machten, weil die Mauern der Feſtung nicht lange dagegen auszuhalten vermochten, Anſtalt zu einem Hauptſturme.

Ergiebt ſich.

Dieſen auszuhalten, waren die Holländer nicht im Stande. Es regierete die Ruhr und der Scharbock in der Feſtung. Seit dem Anfange der Belagerung hatte man ſchon über tauſend und ſechshundert Mann eingebüßet. Alle Kirchen und Packhäuſer lagen voll Kranke. Entweder mußte man ſich ergeben, oder ſterben. Da es nun hiermit aufs äußerſte

---

f) Das Geld belief ſich auf einige Tonnen Goldes, das iſt, auf einige hunderttauſend Gulden. Die Zahl der Stücke war vierzig. Den Werth der Waaren meldet der Verfaſſer zwar nicht, doch nennet ßerſte gekommen war, beſchloß man, zween Officier in das Lager abzuſchicken, und die Geſinnung des Coxinga auszuforſchen. Dieſer bewilligte nicht nur die angebothenen Bedingungen ohne langes Beſinnen, ſondern lieferte auch Geiſeln aus, und es wurde folgender Vergleich beliebt. Man wolle beyderſeits die Gefangenen ausliefern; die Feſtung Zeland ſolle mit allen der Geſellſchaft gehörigen Waaren, baarem Gelde und Geſchütze den Chineſen übergeben werden *f*): und die Belagerten, ſowohl Kranke, als Geſunde, an der Zahl etwa neunhundert Mann, ſollten mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele ausziehen.

Uebergabsvergleich.

Ehe die Chineſen die Feſtung in Beſitz nahmen, verlangete Coxinga, man ſolle alles Geſchütz losſchießen, weil ihm die wunderliche Sorge in den Kopf kam, es möchte vergiftet ſeyn *g*). Die Holländer ſtiegen ungehindert auf die noch vorhandenen Schiffe, und fuhren nach Batavia.

Der IV Abſchnitt.

Krieg der Holländer auf der malabariſchen Küſte im Jahre 1661.

Schouten geht nach Bantam und Ceylan. Holländer denken auf Eroberungen. Schiffsmacht, die ſie zuſammenziehen. Solche geht unter Segel. Sie ſegelt Tutocorin und Calipatnam vorbey. Anſprüche der Holländer auf Coylang. Wie ſie landen. Nachricht eines Ueberläufers. Die Holländer werden von den Nairen angegriffen. Siegesfeſt der Holländer. Sie finden die Stadt verlaſſen; zerſtreuen die Nairen. Zwey Cranganors. Die Belagerung von Cranganor ſcheint ſchwer zu ſeyn. Schouten leidet Hunger. Laufgräben. Van Goens liefert den Hauptſturm. Beyderſeitiger Verluſt. Die Holländer gehen nach Cochin. Lage dieſer Stadt. Zug der Holländer. Sie lagern ſich vor der Stadt. Treffen der Holländer mit den Nairen. Der Pallaſt wird geplündert; die Stadt beſtürmet. Die Holländer werden zum Weichen gezwungen. Die Belagerten erhalten Beyſtand. Die Holländer heben die Belagerung auf. Sonderbare Anſtalten dabey.

1661.

Ehe die Holländer wieder nach Batavia kamen, war Schouten auf dem **rothen Löwen**, einem der Geſellſchaft zugehörigen Schiffe, nach **Bantam** abgereiſet, und von dieſem Orte gieng er den 12ten Auguſt im Jahre 1661 nach der Inſel **Ceylan** unter Segel. Die Holländer glaubeten, ſie hätten ſich für die von den Portugieſen empfangenen Beleidigungen durch die Eroberung von **Colombo**, **Puntogallo**, **Negapatan**, **Malacca** und eine Menge anderer befeſtigten Orte noch nicht ſattſam gerächet, oder vielmehr ihre eigene Gewalt in Indien noch nicht genugſam befeſtiget. Weil nun die Städte **Cochin**, **Cranganor**, **Cananor** und **Coylang** ihrer Handlung ſehr hinderlich fielen: ſo dachten ſie auf die Eroberung derſelbigen, und die Regierung zu **Batavia** wartete mit der Ausführung dieſes Anſchlages nur noch auf die Verſtärkung, welche aus Holland ankommen ſollte. Unterdeſſen zog ſie alle ihre Schiffe, die ſie in Indien hatte, zuſammen, und beſtimmete ihnen **Colombo** zum allgemeinen Sammelplatze. Schouten verwundert ſich bey dieſer Gelegenheit, daß die Aufnahme der Geſellſchaft weder durch den Verluſt der Inſel Formoſa, noch durch die beynahe gänzliche Vernichtung einer Flotte gehemmet werden konnte, und daß ſie im Glücke und Unglücke einmal ſo weit um ſich griff, als das andere.

Schouten geht nach Bantam und Ceylan.

Holländer denken auf Eroberungen.

---

nennet er die Inſel Formoſa mit großer Bedaurung ihres Verluſtes, ein koſtbares Kleinod, das aus der Krone der hochedlen Compagnie entwendet worden. A. d. 282 S.

g) A. d. 281 S.

Schouten. 1661.

Schiffsmacht die ſie zuſammenziehen.

Schouten kam erſt im Wintermonate auf die Rhede bey **Colombo**, nachdem er unterweges in verſchiedenen Häfen hatte ſtille liegen müſſen. Hier fand er die holländiſche Seemacht, welche bereits aus einer ſchönen Anzahl Kriegesſchiffen beſtund, und bald darauf zu einer Flotte von zwanzig großen und einigen kleinen Fahrzeugen anwuchs. Man brachte allerley Kriegesvorrath und Geräthſchaften an Bord. Auch kam alle Tage Volk dahin von **Manar**, **Jafnapatan**, **Negombo**, **Caltere**, **Puntogallo**, und andern Orten, wo die Holländer ſich eingerichtet hatten. Schouten wendete die Zeit, die er auf daſiger Rhede zubringen mußte, dazu an, daß er die berühmte Stadt Colombo beſichtigte. Hier fand er die Ueberbleibſel vieler großen Gebäude, die entweder vor Alter eingegangen, oder währenden Krieges durch die öftern Belagerungen zerſtöret worden waren. Es waren wirklich ganze Gaſſen mit Graſe und Geſträuche bewachſen. Doch gab es auch noch einige ſehr ſchöne, darinnen geraumige, helle, hohe von lauter Steinen aufgebauete Häuſer ſtunden. Kirchen und ſchöne Spaziergänge waren gleichfalls noch anzutreffen. Colombo liegt ungefähr unter dem ſiebenten Grade Norderbreite, an der Weſtküſte von Ceylan. Im Jahre 1656, das iſt, hundert und dreyßig oder hundert und vierzig Jahre, nach ihrer Erbauung und Bevölkerung von den Portugieſen, wurde ſie nach einer ſieben monatlichen Belagerung von den Holländern erobert. Die Eroberung dieſer Stadt ſetzete die vornehmſten indianiſchen Könige in großes Erſtaunen; weil ſie dieſelbige bis hieher für unbezwinglich gehalten hatten. Weil ſie aber ohne eine zahlreiche Beſatzung ſchwer zu behaupten fiel: ſo ergriff die holländiſche Handelsgeſellſchaft die Entſchließung, ihre Weitſchaft zu vermindern, und eine ordentliche Feſtung daraus zu machen. Sie hat gute Thore, Wälle, Bollwerke, einen Waſſergraben, viel Geſchütz, und mit einem Worte alles, was zur langwierigen Vertheidigung einer Stadt dienen kann. Hinter der Stadt, gegen Oſten und Norden, liegen angenehme und wohlangebauete Felder, mit untermiſchten Zimmetwäldern, imgleichen Teiche, Moräſte und Flüſſe *h*).

Holländiſche Flotte geht unter Segel.

Sobald das Volk eingeſchiffet war, wurde es in ſieben und zwanzig Compagnien vertheilet, und dem Generale **van Goens** untergeben, welcher die Flagge, nebſt einem Wimpel darunter vom großen Maſte wehen ließ. Hierauf gieng man unter Segel, und als man bereits einen ziemlichen Weg zurück geleget hatte, wurde erſt **Adrian Rothaos** zum Admirale, **Jsbrand Godskens** zum Viceadmirale, und **Peter Waar** zum Schout bey Nacht erkläret. Jedweder von dieſen drey Generalen beſtieg ein eigenes Schiff, und ließ ſeine Amtsflagge davon wehen. Eben zu dieſer Zeit vertheilete man auch die Matroſen unter die Fahnen. Die Conſtabler, und wer ihnen bey dem Geſchütze helfen mußte, bekamen ihre Verhaltungsbefehle ebenfalls. Dergeſtalt hatte jedweder Theil der Mannſchaft ſeinen Ober- und Unterbefehlshaber, und ſeine Hauptleute. Zum Beſchluſſe ergieng die gottesfürchtige Verordnung, welche wohl einer beſſern Gelegenheit würdig geweſen wäre, es ſollte bey dem Heere alle vierzehn Tage ein außerordentlicher Bethtag angeſtellet werden, um den Segen des Himmels zu einer Unternehmung, welche den Reichthum und die Macht der Geſellſchaft vermehren ſollte, zu erbitten.

Sie ſegelt Tutocorin und Calipatnam vorbey.

Den 20ſten des Wintermonates ſegelte man **Tutocorin** vorbey, eine kleine aber des Perlfanges wegen berühmte Stadt, welche die Holländer im Jahre 1658 den Portugieſen wegnahmen, und ſeitdem beſaßen. Hier nahm man allerley Nothwendigkeiten im Ueberfluſſe

---

h) A. d. 309 S.

i) Uns iſt keine andere Nachricht von dieſer wichtigen

Schouten.
1661.

fluſſe an Bord. Sodann warf die ganze Flotte vor Calipatnam Anker, und verſorgete ſich mit einer großen Anzahl platter und zum Ausſchiffen an der malabariſchen Küſte bequemer Fahrzeuge. Ferner wurden an dieſem Orte vier Schiffe, und darunter auch der rothe Löwe, auf welchem ſich Schouten noch immer befand, vorausgeſchicket, um unterdeſſen die Stadt Coylang einzuſchließen. Sie kamen den 1ſten des Chriſtmonates im Jahre 1661 dahin, ſtelleten ſich eine kleine Meile weit voneinander, um die Einfahrt des Hafens zu ſperren, und bemerketen, daß man zwar mit großem Eifer Batterien und Verſchanzungen aufwarf, dennoch aber das Herz nicht hatte, ein einziges Schiff in die See *i)* gehen zu laſſen.

Vier Tage hernach mußten die Portugieſen ihre Arbeit liegen laſſen: denn es erſchien die ganze holländiſche Flotte, mit fliegenden Flaggen, Wimpeln, Windſpielen und Fahnen unter dem Abfeuern des großen und kleinen Geſchützes, dem Schalle der Trommeln, Trompeten, und dem Getöſe des Feldſpieles ihrer am Borde befindlichen ceylaniſchen Laſcarinen. Die Portugieſen erzeigeten ihres Ortes nicht geringern Muth, und machten durch vier Stückſchüſſe den Anfang zur Feindſeligkeit.

Anforderung der Holländer auf Coylang.

Die Stadt **Coylang** oder **Coulang**, liegt auf einer Landzunge, die in die See hinein reichet. Sie gehöret unter die allererſten Plätze, welche von den Portugieſen in Indien angeleget wurden. Nach einem beynahe hundert und funfzigjährigen Beſitze, ließen ſie ſich dieſen Ort von den Holländern wegnehmen. Allein, als der daſige Statthalter der indianiſchen Geſellſchaft, **Heinrich Gluwink**, vor einigen Jahren nebſt einigen Officieren vor der Stadt ſpazieren gieng: ſo ſchlugen ihn die Einwohner todt, und riefen ihre ehemaligen Herren wiederum herbey *k)*. Es machten folglich die Holländer nicht nur um Vortheiles willen, ſondern auch aus Rache den Anfang zu ihrer Unternehmung mit dieſer Stadt. Voritzt wurden die Anſtalten zur Landung vorgekehret. Man näherte ſich dem Strande ſo viel möglich: es wurden alle Stücke eines jedweden Schiffes auf die Seite gegen dem Lande gebracht, und die ganze Flotte in eine Reihe geſtellet. Bey dieſer Anordnung nahm ſie einen dermaßen großen Raum weg, daß ſie das Ufer allenthalben beſtreichen konnte, und man hoffete unter dem Schutze dieſer fürchterlichen Anſtalt, ohne Hinderniß zu landen. Die Mannſchaft beſtieg den 7ten des Chriſtmonates in der Frühe ihre kleine Landungsfahrzeuge, und näherte ſich dem Lande unter einem erſchrecklichen Feuer des Geſchützes, ohne den geringſten Widerſtand zu verſpühren. Ihre Zahl betrug ungefähr viertauſend Mann, und theilete man ſie in drey Haufen.

Wie ſie landen.

Nachricht eines Ueberläufers.

Unterdeſſen da ſich die Leute am Ufer in Ordnung ſtelleten, lief ein Schwarzer aus einem Gehölze heraus, und zu ihnen über. Dieſer nun warnete den General, es paſſeten ſieben bis achttauſend Portugieſen und Malabaren zwiſchen der Stadt und See auf ihn; ſie hätten ſich in ein hochſtämmiges Gehölze ungemein vortheilhaft in den Hinterhalt geleget, und gedächten, die Holländer, wenn ſie im Zuge begriffen wären, unvermuthet anzufallen. Sie verließen ſich auf eine Batterie, damit ſie die Holländer bey dem erſten Abfeuern in Unordnung zu bringen verhoffeten, und ihnen hernach mit allerley Gewehre auf den Leib fallen, und die Luſt portugieſiſche Städte zu erobern, auf ewig vertreiben wollten *l)*.

Auf dieſen Bericht ließ der General gegen den Abend das Lager aufſchlagen; den folgenden Tag rückete die Flotte vor der Landmacht voraus, und näherte ſich zugleich mit

---

wichtigen Unternehmung bekannt, als des Schoutens; ſie machet alſo dieſen Artikel ſchätzbar.

k) A. d. 318 S.

l) A. d. 320 S.

Die Holländer werden von den Nairen angegriffen.

dieſer dem Orte. Als ſie der portugieſiſchen Batterie gerade gegen über kam: ſo begonnte dieſe ſich hören zu laſſen. Allein, die kleinen holländiſchen Fahrzeuge legeten ſich nahe an das Ufer, und machten ein ſo großes Gegenfeuer, daß der Eifer der portugieſiſchen Conſtabler ziemlich zu erkalten ſchien. Man ſchoß auch heftig aus der Stadt, und aus den äußern Verſchanzungen. Indem dieſes vorgieng, rückete die holländiſche Landmacht gegen die Batterie, aber nicht von vorne zu, wie der Feind gedacht hatte, und wie es ohne die Warnung des Ueberläufers auch wirklich geſchehen wäre; ſondern von der Seite, da man vor dem Geſchütze ſicher war. Dem ungeachtet thaten die Malabaren einen wütenden Angriff. Das Opium, das ſie zu ſich genommen hatten, machte ſie gleichſam unempfindlich, ſie achteten keine Wunde, ſondern hieben immer ins Gelach hinein, ſo weit ſie reichen konnten. Das Gefecht wurde ſehr hitzig; die Schiffe mußten nothwendiger Weiſe mit Schießen inne halten, weil ſie bey dieſem Handgemenge ihre eigenen Leute eben ſowohl getroffen hätten, als die Feinde. Doch die Holländer hatten einige Feldſtücke mitgenommen, und mit Kartätſchen geladen. Auf ein gegebenes Zeichen, öffneten ſie ſich, und es ſtürzete gleich bey dem erſten Feuer eine große Menge Feinde zu Boden. Gleichwohl kehreten ſich die übrigen wenig daran, ſondern ſprangen über die Todten weg, und fochten eben ſo grimmig, als zuvor. Einem holländiſchen Factor, der ſich aus ſeinem Gliede wagete, wurde der Kopf auf einen einzigen Streich abgehauen. Endlich fingen doch die Nairen an, zu wanken, und liefen bald darauf in großer Unordnung davon. Hierauf war die Reihe an den Holländern, den Säbel in die Hand zu nehmen, und dem Feinde, wiewohl in guter Ordnung nachzuhauen. Als er gänzlich zerſtreuet war, ſo eroberten ſie ſeine Batterien und Verſchanzungen, darinnen ſie viele Steinſtücke, Flinten, Säbel und anderes Gewehr, aber wenig Pulver fanden. Sie zähleten ihre Todten, die aber nicht mehr als dreyzehn waren, und dreyßig Verwundete. Hingegen lag die ganze Gegend voll todter Malabaren. Dem Schouten kam ihr großer Verluſt gar nicht fremd vor, weil er mit Augen angeſehen hatte, wie ſie gleich den Blinden in die Piken hinein, und gerade gegen die Stücke losrannten.

Siegesfeſt der Holländer.

In der umliegenden Gegend fanden die Holländer keinen einzigen Einwohner, wohl aber allerley Vieh, davon ſie auf der Wahlſtatt einen Feldſchmauß anſtelleten. Die Ochſen und Schöpſenvierthel wurden ſo, wie ſie waren, mit Haut und Haare gebraten. Die Degen verſahen die Stelle der Bratſpieße, und die Piken, daran noch Menſchenblut klebete, der Feuerböcke. Die Cocosbäume, darunter man ſaß, lieferten vortreffliche Nüſſe, deren angenehmer Saft die Luſtbarkeit über den erhaltenen Sieg, nicht wenig vermehrete. Hierauf ſtellete ſich das Heer in Schlachtordnung, und rückete neben dem Ufer gegen Coylang. Bis hieher hatten die Portugieſen noch immer aus ihren Batterien auf die holländiſchen Schiffe geſpielet, indem einige ſo nahe vor Anker lagen, daß man ſie mit dem Stückſchuſſe erreichen konnte. Allein, da ſie den Feind mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele anrücken ſahen: ſo ließ ihre Hitze nach. Im Gegentheile ſchickten ſie zween Malabaren mit einer weißen Fahne und einem Schreiben an den General heraus, darinnen ſie die Uebergabe der Stadt unter gewiſſen Bedingungen anbothen. Man verwarf ſie aber. Dieſer ſchlechte Ausgang des angetragenen Vergleiches ſetzete ſie in großes Schrecken. Sie verließen die Stadt ohne Zeitverluſt, und ſchicketen ihre Weiber und Kinder nach Cochin, damit ſie unterdeſſen zu den Nairen ſtoßen, und eine neue Macht aufbringen könnten.

Schouten.
1661.

Finden die Stadt verlaſſen.

Als der holländiſche General keinen Menſchen auf der Mauer ſah: ſo merkete er wohl, hier werde wenig Widerſtand geleiſtet werden. Man ließ einige Mannſchaft anrücken, welche zu ihrer großen Verwunderung in der ganzen Stadt keine lebendige Seele fand. Man ſteckete die Fahne der vereinigten Provinzen auf, und begieng den Sieg mit Abfeurung des groben Geſchützes. Allein, wegen der Plünderung waren für dieſesmal keine Anſtalten zu machen nöthig; denn die Portugieſen hatten ihr ganzes Vermögen nach Cochin geſchaffet, die elende Habſeligkeit der Malabaren aber verlohnete die Mühe nicht, ſich darnach umzuſehen. Coylang hatte damals noch ſieben große von Steinen gebauete Kirchen, allein ſehr wenige Häuſer. Die Hauptgaſſen und andere Gebäude waren ſeit dem Verfalle der Portugieſen in Indien ganz eingegangen. Sie ſtunden voll Gras und Geſträuche, und ſtatt der Einwohner fanden die Holländer in den verfallenen Mauern nichts, als Kröten und Schlangen.

Zerſtreuen die Nairen.

Van Goens ließ ſeine Leute zween Tage ausruhen, und rückete hernach auf die Nairen los, davon ſich ein ganzer Schwarm unter Anführung des Königes von Coylang, und Oberaufſicht der Portugieſen geſammelt hatte. Sie wurden bald ausfindig gemachet, in der erſten Hitze bis an des Königes Pallaſt gejagt, und daſelbſt unweit eines vergoldeten Götzenbildes, das nach ihrem Wahne den Sieg auf ihre Seite hatte neigen ſollen, völlig erleget. Die Beute war dieſesmal ſehr anſehnlich, und eroberte man nur allein an grobem Geſchütze, vierzehn Stücke. Doch, dieſer rühmliche Sieg, welcher die holländiſche Geſellſchaft zu Herren von Coylang machete, koſtete mehr Blut, als der erſte, welcher ihr die Thore beſageter Stadt öffnete.

Die gegenwärtige Jahreszeit verlangete Eilen. Ein heftiger Sturm richtete die ſämmtlichen Schiffe der Flotte ſehr übel zu, und es nahm ihre Ausbeſſerung viel Zeit weg. Van Goens legete eine Beſatzung in Coylang; mit der übrigen Mannſchaft gieng er wieder zu Schiffe, um die Zeit zu gewinnen, und vor Einbruche des Winters noch Cranganor und Cochin wegzunehmen. Dieſen letztern Ort erreichte er zwar in Kurzem, verſparete ihn aber auf den Beſchluß des Feldzuges, und ließ unterdeſſen, damit die Stadt keinerley Art von Verſtärkung erhalten möchte, drey Schiffe davor zurück. Mit der übrigen Macht ſetzete er ſeinen Weg fort, und warf am Neuenjahrstage 1662 in der Rhede bey Cranganor Anker. Man ließ alle Flaggen wehen, und ſtellete ſich ungemein getroſt.

1662.

Zwey Cranganors, ihre Lage.

Cranganor liegt nur fünf Meilen nordlich von **Cochin**, und eine Meile vom Strande. An der Seeſeite läuft ein großer Fluß an ihren Mauern vorbey. Auf der Landſeite erblicket man angebauete Felder, Teiche und grüne Auen. Die zweyte Stadt dieſes Namens gehöret den Malabaren, liegt nicht weit von jener, allein näher an der See. Schouten geſteht an dieſem Orte: „die wahre Abſicht ihrer ganzen Unternehmung wäre bloß „auf **Cochin** gegangen, nur wäre es nichts leichtes geweſen, dieſe Stadt wegzunehmen. „Ihr Einſchließen hätte viel Volkes erfordert. Voritzt nun hatte man bereits **Coylang**, „welches ihr gegen Mittag liegt, im Beſitze; und weil es der König von **Caliculang** mit den „Holländern hielt: ſo war nicht zu beſorgen, daß **Cochin** von dieſer Seite den mindeſten „Beyſtand erhalten würde, wohl aber konnten die daſigen Portugieſen von der andern „Seite, nämlich von **Cranganor**, nicht wenig unterſtützet werden. Die Klugheit erforderte folglich, ihnen dieſe Stütze vorher zu benehmen, ehe man den Mittelpunct ihrer „Macht angreifen wollte, zu geſchweigen, daß es die Nothwendigkeit erforderte, der Hülfe, die ſie aus **Cananor**, **Goens** und anders woher erhalten konnten, den Weg abzuſchneiden *m*).

---

m) A. d. 337 und 338 S.

Nun

Nun beraubete dieſe Staatsklugheit der Holländer, die Stadt **Cochin** zwar wirklich des Beyſtandes, den ihr ein ſo nahgelegener Ort hätte leiſten können: allein van Goens vergaß dabey, zu überlegen, daß er den Portugieſen auf dieſe Weiſe Zeit ließ, beſſere Vertheidigungsanſtalten zu machen. Nebſtdem mochte er ſich die Eroberung von **Cranganor** ſo leicht vorſtellen, als er wollte: ſo hatte ihn doch das letztere Gefecht mit den **Nairen** ſchon gelehret, daß ſie ohne Verluſt nicht abgehen, ja vielleicht ſeine Kräfte nur allzuſehr ſchwächen, und ihn außer Stand ſetzen könnte, den Angriff mit ſolchem Eifer, als es die Wichtigkeit der Unternehmung und die verfließende Jahreszeit erforderten, fortzuſetzen.

Die Belagerung Cranganor ſcheint ſchwer zu ſeyn

Sobald man vor Anker lag, ſtattete der **Samorin** von **Calecut**, der malabariſche König von **Cranganor** und andere Fürſten, einen Beſuch auf der Flotte ab, und gaben dem Generale zu vernehmen, weil ſie Feinde der Portugieſen, den Holländern aber geneigt wären: ſo verſprächen ſie, ihre Völker die beſten Wege zu führen, ſie mit Lebensmitteln zu verſorgen, und mit einer guten Anzahl ihrer **Nairen** zu verſtärken. Den folgenden Tag ſetzete van Goens ſeine ganze Macht ans Land, und vertheilete ſie, wie bey **Coylang**, in drey Haufen, gab ihnen auch die vorigen Anführer wieder. Sie zogen unter den Cocosbäumen, damit die Straßen beſetzet ſind, immer fort, vor dem Pallaſte und der Stadt vorbey, und lagerten ſich in einer großen Ebene, unweit der Mauern. Van Goens hatte vermeynet, er werde in dieſer Stellung die Stadt im erſten Anlaufe erſteigen und wegnehmen können: allein, er ſah bald, man habe auf portugieſiſcher Seite nicht die geringſte Vertheidigungsanſtalt vergeſſen, und es werde hier eine ordentliche Belagerung erfordert. Er verſäumete hierzu keinen Augenblick. Er ließ das grobe Geſchütz, die Mörſer, Bomben, Granaten, und alle übrige Kriegesrüſtung durch die Matroſen ans Land ſchaffen. Man errichtete Batterien: man eröffnete die Laufgräben; die Soldaten wurden in die Angriffswerke vertheilet, und das beyderſeitige Feuer wurde in kurzer Zeit ſehr heftig.

Schouten leidet Hunger.

Allein, es fehlete den Holländern an Lebensmitteln, indem das Verſprechen der malabariſchen Fürſten unerfüllet blieb. Schouten verſichert, er habe auf allen ſeinen Reiſen nie ſolche Noth gelitten, als die erſten vier bis fünf Tage nach der Landung. Zwar hatte er, nach ſeinem Verſichern, Geld: allein, wozu hilft das Geld einem hungerigen Magen? Gern hätte er alles, was er beſaß, für ein Stück verſchimmelten Zwieback hingegeben n). Der General beſchwerete ſich hierauf bey dem **Samorin** und den übrigen Fürſten, daß ſie ſeine Völker nun im Stiche ließen. Sie gaben zur Antwort: ihre Unterthanen hätten, aus Furcht einer ſchlimmen Begegnung, das Herz nicht, Lebensmittel ins Lager zu bringen. Auf dieſe Antwort ſchickete man einige Parteyen in die nächſten Dörfer, abſonderlich in die malabariſche Stadt **Cranganor**, wo man alles, was da war, einkaufen durfte.

Laufgräben.

Unterdeſſen gieng die Arbeit mit allem Eifer fort, und kein Portugieſe durfte ſich mehr auf dem Walle blicken laſſen, wo es nicht Kugeln auf ihn regnen ſollte. Man war ihnen mit den Laufgräben ſchon ſo nahe, daß man ihre Reden vernehmen konnte. Zwar thaten ſie alle Abende nach der Sonnen Untergange einen Ausfall, und machten den Belägerern viele Leute zu ſchanden: ſie wurden aber doch allemal wieder zurück gejagt. Zuweilen lockete man ſie unter das holländiſche Geſchütz. Wenn ſie nun nahe genug waren: ſo gieng es los, und legete manchen braven Kerl ins Gras. Endlich bekam van Goens eine ziemliche Anzahl recht gut bewaffneter Nairen, zur Verſtärkung von dem Samorin zugeſchickt. Sie

---

n) A. d. 344 S.

Sie zogen auch ohne Weitläuftigkeit in die Laufgräben, aber nur bey Tage, und einige Stunden lang. Ueber dieſes wußten ſie mit dem Schießgewehre ſehr ſchlecht umzugehen. Denn ſie konnten kein Feuer ſehen; ſondern wenn es losgehen ſollte, ſo dreheten ſie den Kopf herum, wodurch die Kugeln alle in die Luft giengen. Nichts ärgerte die Holländer während der Belagerung ſo ſehr, als die ſchimpflichen Reden, womit ihnen ihre eigenen zu den Portugieſen übergelaufenen Leute die Ohren unaufhörlich rieben. Dieſe meineydigen Böſewichter, welche der Verfaſſer ausgeartete Wechſelbälge nennet, lagen im bedeckten Wege am Fluſſe; und hier riefen ſie ihren Landesleuten unverſchämter Weiſe beſtändig zu, ſie machten ihnen die ſchönſten Stricke und Schlingen, daran ſie künftig erwürgen müßten, zu rechte *o*).

Van Goens liefert den Hauptſturm.

Nach einer vierzehntägigen hitzigen Belagerung, ließ van Goens die Stadt durch einen Trompeter auffordern. Die Portugieſen gaben zur Antwort: ſie müßten keinen Tropfen Blut mehr in den Adern haben, wenn ſie dieſe Kleinmüthigkeit begehen wollten. Auf dieſe Antwort verdoppelte man das Feuer auf beyden Seiten. Den folgenden Tag, mit anbrechendem Morgen, als man in der Stadt zur Meſſe läutete, beſchloß van Goens im Unmuthe über die lange Verzögerung, den Hauptſturm anlaufen zu laſſen, indem er wohl ſah, daß kein Augenblick mehr zu verlieren ſey. Seine Leute bekamen Befehl, bis gegen Mittag ruhig zu bleiben, damit die Arbeiter Zeit hätten, die nöthigen Vorbereitungen zu machen. Sodann ließen ſie, um keinen Argwohn zu erwecken, ihre Fahnen auf den Bruſtwehren und Batterien ſtecken, und rücketen in aller Stille gegen eine gewiſſe Stelle an der Stadt, die ein aus dem Lande gebürtiger Naire für die ſchwächſte ausgegeben hatte. Hingegen machte man zu gleicher Zeit, an einem andern Orte, einen blinden Lärm, ſchoß mit aller Macht aus dem groben Geſchütze, rührete das Spiel, und machte ein ſchreckliches Getümmel. Zugleich wurde die Stelle, die man wirklich angreifen wollte, nicht weniger heftig beſchoſſen. Die Holländer rücketen unter dem Rauche unvermerkt bis an die feindlichen Feſtungswerke, und erſtiegen ein Bollwerk. Allein, hier fanden ſie erſtaunliche Gegenwehre: ſie wurden wieder herab gejagt, und die Portugieſen verübeten, zu Behauptung dieſes Werkes, Wunderdinge. Dem ungeachtet erſtiegen es die Holländer in größerer Anzahl zum zweytenmale, warfen alles, was ihnen vorkam, über den Haufen, und waren ſchon im Begriffe, in die Stadt einzudringen. Allein, der Befehlshaber der Stadt, Namens, **Urbano Fialho Ferreira**, kam darzu, und führete ſeine Leute mit erſtaunlicher Hitze in das Gefecht zurück. Schouten ſchreibt ihm Heldenthaten zu, die man billig nicht vergeſſen ſollte. „Er gieng ſeinen Leuten beſtändig mit ſeinem eigenen Beyſpiele vor, und „machte ihnen mit Worten und Thaten Muth. Sie ſtunden wirklich wie die Mauern, „bis endlich ihr löwenmüthiger Anführer, wegen vieler empfangenen Wunden, für todt niederſtürzete. Bey dieſem Anblicke ließen ſie alle Hoffnung ſinken, zogen ſich allmählich „bis in die Jeſuiterkirche zurück, und ſchicketen die Vornehmſten mit einer weißen Fahne heraus.

Van Goens trat auf ſie zu, und bewilligte ihnen mehr, als ſie gehoffet hatten. Er ſtellete ihnen frey, mit Weib und Kind aus der Stadt zu ziehen. Es verlangeten aber viele Soldaten, nach Europa gebracht zu werden. Die übrigen wurden durch die holländiſchen Schiffe nach Goa geführet, damit ſie dem gemeinen Manne erzählen könnten, was man ſo ſorgfältig vor ihm verheelete, nämlich, wie groß der Portugieſen Verluſt in Indien wäre. Dieſer Sturm koſtete ihnen nicht wenig; ſie verloren hundert und neunzig Weiße,

---

o) A. d. 347 S.

Beyderſeitiger Verluſt.

Weiße, nebſt einer großen Anzahl Nairen, Sclaven und andere Bedienten. Ein Theil davon hatte ſich über den Fluß und nach Cochin gerettet. Die Holländer vermiſſeten ſiebenzig Mann, und darunter einige brave Officier. Die Anzahl der Verwundeten war ſo groß, daß alle Schiffsbarbier auf der ganzen Flotte drey Tage und drey Nächte damit zubrachten, bis ſie mit dem erſten Verbande fertig wurden, ohne daß ſie Zeit zu ſchlafen hatten *p*). Einige waren von den Granaten verſenget oder beſchädiget; andere hatten eine Hand, einen Arm, oder ein Bein verloren. Faſt alle waren öfter, als einmal durch den Kopf, durch die Bruſt, oder den hohlen Leib geſchoſſen.

Ordnung, die ſogleich in der Stadt herrſchet.

Den 18ten Jenner bekam van Goens einen Beſuch vom Samorin, dem Könige zu Cranganor, und von vielen andern Fürſten, die ein zahlreiches Gefolge bey ſich hatten, und ihm zu ſeiner Eroberung Glück wünſcheten. Sie erſtauneten ſehr, daß er innerhalb ſo weniger Zeit ſchon alles wieder ſo ordentlich eingerichtet hatte. Abſonderlich bewunderten ſie, wie ſorgfältig die Kranken in denen Kirchen, die man als Hoſpitäler brauchte, verpfleget wurden, und zwar ohne die Schwarzen hiervon auszunehmen, indem vielmehr zwiſchen ihnen und einem gebohrnen Holländer in dieſem Stücke kein Unterſchied gemacht wurde. Dieſer Anblick vergnügete ſie dermaßen, daß ſie noch an ſelbigem Tage, Schafe, Hühner, Eyer, Milch und allerley Gemüſe in die Stadt ſchaffeten.

Die verwundeten Portugieſen, denen man das Leben geſchenket hatte, wurden eben ſo in die Kirche, als die Holländer, getragen, und, gleich ihnen, verbunden. Der tapfere Statthalter hatte nebſt einer Menge Wunden auch ein zerbrochenes Bein. Zwar gab man ſich alle erſinnliche Mühe, ihm das Leben zu retten: weil aber alle Kunſt an ihm verloren war, ſo ließ ihm der holländiſche General, welcher die Tapferkeit auch an einem Feinde zu ſchätzen wußte, ein prächtiges Leichbegängniß halten *q*). Die holländiſchen Ueberläufer, die aus Ceylan und anderswo entlaufen, und in portugieſiſche Dienſte getreten waren, hatten ſich durch die ausgeſtoßenen Flüche gegen ihr eigenes Vaterland noch ſtrafwürdiger gemacht, folglich eine ſchlechte Belohnung zu erwarten. Allein, eben dieſe Furcht trieb ſie, das Aeußerſte zu ihrer Rettung zu verſuchen. Sie ſchwammen über den Fluß, und entkamen nach Cochin. Nur ein einziger wurde gefangen und aufgeknüpfet.

Die Holländer gehen nach Cochin.

Lage dieſer Stadt.

Malabariſche König.

Als van Goens die nöthigen Anſtalten, Cranganor zu behaupten, vorgekehret hatte: ſo trat er mit ſeinem kleinen Heere den Weg nach Cochin zu Lande an, und zog neben der Inſel **Vaiping** her, welche ſich von der mitternächtigen Seite des Fluſſes Cranganor fünf Meilen weit, bis an die mittägige Seite des Stromes bey Cochin erſtrecket. Zu gleicher Zeit giengen die Schiffe nach Cochin unter Segel, um dieſe Stadt auf der Seeſeite einzuſchließen. Es hat dieſe Stadt eine große Länge; ſie liegt an dem mittägigen Ufer des eben alſo genannten Fluſſes, der ſie von der Inſel **Vaiping** abſondert. Mit dem andern Ende reichet ſie bis an die Seeküſte. Die Holländer rücketen bis an die Spitze der Inſel, und fanden daſelbſt eine portugieſiſche Kirche, nebſt einem großen, dem Biſchofe gehörigen Hauſe. Hier baueten ſie in ſehr weniger Zeit eine Schanze, die ſie Oranien nenneten, und aus welcher ſie mit einer Muſkete bis in Cochin hinein ſchießen konnten. Hier errichteten ſie Batterien, und fingen ohne Zeitverluſt an, die Stadt zu beſchießen. Van Goens legete achthundert Mann hinein, brachte ſeine übrigen Leute zu Schiffe, und ſetzete ſie auf der andern Seite der Stadt wieder ans Land. Hier kam der malabariſche König dieſes

---

p) A. d. 350 und vorherg. S.

q) A. d. 354 S.

Schouten. 1662.

dieſes Landes an Bord, both allen möglichſten Beyſtand zu dieſer Unternehmung an, und bath ſich nur zur einzigen Gegengefälligkeit aus, man möchte ſein Land verſchonen. Beſagter Fürſt war eigentlich der rechtmäßige König. Weil aber die Portugieſen merketen, er wäre der holländiſchen Nation nicht abgeneigt: ſo ſpieleten ſie die Regierung ſeiner Muhme, der verwitweten Königinn, welche ihnen äußerſt zugethan war, in die Hände. Nach dem Ausſchiffen erboth er ſich, den Völkern als Wegweiſer zu dienen, und ihnen Lebensmittel zu verſchaffen. Er war wohl gewachſen, und im Umgange ſehr höflich. Er trug die Haare, gleich einer Weibesperſon, in Locken und Zöpfe geflochten, goldene Ringe und einige Edelgeſteine in den Ohren, eben dergleichen Armbänder, an jedem Finger einen Ring, und eine goldene Kette um den Leib, welcher bis an den Gürtel nackend, unten aber mit einem Stücke weißen Cattun, das bis an die Füße hinab hing, bedecket war. Sein Alter mochte ſich auf vier und dreyßig Jahre belaufen. Er ſprach ſehr gut portugieſiſch; und ſo behend er am Leibe war, eben ſo geſchickt und geſchwind war auch ſein Verſtand.

Zug der Holländer.

Das Heer zog in drey Haufen vertheilet an dem Ufer fort, bis an die Mauern eines malabariſchen Städtchens, deſſen Einwohner anfänglich in Furcht geriethen, und zuſammen liefen, nachgehends aber, auf ihres Königes Verſicherung, den Holländern allerley Lebensmittel lieferten. Er brachte auch alle ihm zugethane Nairen dahin, daß ſie auf der Holländer, als einer Nation, die ſie in ihre alte Freyheit ſetzete, Seite traten. Nachmittage rückte man weiter, ohne ſich an einige Verſchanzungen zu kehren, welche der Feind, in Meynung, man werde die Landung näher bey der Stadt vornehmen, am Strande aufgeworfen hatte. Mam näherte ſich den Mauern, bis auf eine kleine Meile, ohne den geringſten Widerſtand. Mit Anbruche der Nacht erblicketen die Holländer eine große Kirche, in freyem Felde, mitten unter einer Menge Cocosbäume, und einigen Häuſern, welche der Gegend eine ſehr angenehme Ausſicht beylegeten. Hier beſchloſſen ſie, zu übernachten. Die Einwohner hatten zwar die Flucht ergriffen, kamen aber auf das Zeugniß ihrer Nachbarn, daß man ihnen gut begegnet wäre, wieder zurück. Auf den Abend erſchien ein alter Portugieſe mit ſeiner Frau, und zwo erwachſenen Töchtern, und verlangete, vor den General gelaſſen zu werden. Dieſem nun ſtellete er vor, er wohnete ſchon ſeit vielen Jahren an dieſem Orte, und hätte nie eine Bedienung gehabt, noch einigen Antheil an den Kriegesunruhen genommen. Weil er nun bey dieſer Lebensart ferner zu beharren gedächte: ſo erſuchete er den General, den Befehl zu ertheilen, daß weder ſeine Frau noch ſeine Töchter beleidiget, und überhaupt ſeinem Hauſe kein Ueberlaſt zugefüget werden möchte. Van Goens bewilligte es. Allein, den folgenden Tag fiel ihm der Mann vor die Füße, und klagte mit vielen Thränen, es wären dieſe Nacht einige Soldaten mit dem Gewehre in der Hand, in ſein Haus gekommen, und hätten ſeine Töchter entehret. Die Antwort war: könnte er die Thäter anzeigen, ſo ſollten ſie ihre Unthat in ſeiner Gegenwart mit dem Leben büßen. Allein, weil er nicht das geringſte Merkmaal von ihnen anzugeben wußte: ſo konnte man ihm nicht helfen; ſondern er mußte ohne Genugthuung wieder nach Hauſe gehen. Schouten, welchem der Unfall ſeiner Töchter zu Herzen gieng, rückete ihm ſeine Unvorſichtigkeit vor, daß er ſie in das Lager gebracht hätte, und zwar, ſaget er, „mit mancherley künſtlichen Zierrathen aufgeputzet, die ihre Jugend und Schönheit noch „ſcheinbarlicher machten, eben, als wenn er ſie dem ganzen Lager zur Schau darſtellen „wollte r).

---

r) A. d. 362 S.

Sie legen ſich in eine Kirche.

Nachdem die Holländer an dieſem Orte die Nacht zugebracht hatten: ſo ſetzeten ſie ihren Weg am Ufer weiter fort. Die Flotte richtete ſich ihres Ortes nach den Bewegungen der Landmacht, und rückete in eben dem Maaße, als ſie, näher an die Stadt. Hier ſahen ſie mit Erſtaunen, wie Flamme und Rauch auf allen Seiten aus einer Kirche ſchlug, die nur einen Büchſenſchuß weit von der Stadt lag. Weil ſie aber wohl begriffen, der Feind habe ſie ſelbſt in Brand geſtecket, damit ſie ſich nicht darinnen feſt ſetzen, und den Platz daraus beſchießen möchten: ſo eileten ſie nach Möglichkeit hinzu, um die Feuersbrunſt zu löſchen. Allein, ſie war bey ihrer Ankunft ſchon völlig ausgebrannt, nur die Mauern ſtunden noch, welche von Steinen, und ſo dick, als an einer Feſtung, waren. Dem ungeachtet beſetzete ſie Van Goens, weil ſie bequem war, das Waſſerholen, imgleichen das Ausſchiffen der Kriegesgeräthſchaften und anderer Nothdurft zu verſichern. Er befahl auch der Flotte, ſich dieſem Orte zu nähern, und ſo nahe, als möglich, ans Land zu legen.

Sie lagern ſich angeſichts der Stadt.

Von hier zogen die Völker, des unaufhörlichen feindlichen Feuerns vom Walle ungeachtet, in eine ganz freye Ebene. Denn die Stückkugeln flogen den Holländern nur über die Köpfe weg, und machten ihnen durch ihre Sprünge zwiſchen den Bäumen etwas zu lachen. Sie rücketen alſo ungehindert, bis an die Mauer, zogen ſich aber aus Vorſichtigkeit gleichwohl wieder zurück, und blieben den Portugieſen vor der Naſe ſo lange im Graſe ſitzen, bis der General jedwedem ſeine Stelle anwies.

Treffen der Holländer mit den Nairen.

Goa ausgenommen, war Cochin die größte Stadt, welche die Portugieſen in Oſtindien beſaßen. Sie hat wenig Breite, aber ihre Länge gegen das Land hinein, beträgt eine halbe Meile Weges. Auf eben dieſer Seite, und in einer kleinen Entfernung von dem guten Waſſerplatze, ſtund der alten Königinn Pallaſt. Sie hatte die meiſten Nairen aus dem Lande darzu beredet, daß ſie auf der Portugieſen Seite traten, gleichwie ſie denn wirklich an eben dieſem Orte in großer Anzahl verſammelt waren. Van Goens beſchloß vor allen Dingen, dieſe Leute wegzujagen, weil ſie die Stadt beſtändig mit friſcher Mannſchaft und anderm Vorrathe verſorgen konnten. Demnach ließ er zwey Drittheile ſeines Heeres gegen ſie anrücken. Allein, die Nairen wurden es bald gewahr, verſchluckten vor allen Dingen eine ziemliche Menge **Opium**, und rücketen hierauf in Schlachtordnung, und mit grimmigen Gebärden auf die Holländer los. Dabey wurden ſie durch einige Carthaunen unterſtützet, die ein gewaltiges Feuer machten. Sie ſelbſt faſſeten ihre Schwerdter in beyde Hände, hieben und ſtachen durch einander hinein, wie die Blinden, und ſcheueten weder Pikenſpitze, noch Kugel. Dergeſtalt ſetzeten ſie manchen Holländer in das Gras, und noch weit mehrere verwundeten ſie. Allein, die Holländer legeten bey ſo dringender Gefahr, die Hände eben ſo wenig in den Schooß; ſie ſtießen und ſchoſſen eine große Menge dieſer unſinnigen Kerl über den Haufen, und trieben die andern bis in den Pallaſt, der von der Wahlſtatt nicht weit entfernet war. Hier ſchloſſen ſich die Nairen wieder, und ſchlugen aufs neue mit aller Macht um ſich. Allein, weil ſie hier nicht Raum genug hatten, ihre Schwerdter recht zu gebrauchen: ſo wurden ſie von den eindringenden Muſketierern genöthiget, die Säle zu verlaſſen, und zum Fenſter hinaus zu ſpringen. Dergeſtalt wurden die Holländer Meiſter vom Pallaſte. Schouten verſichert, das Blut wäre darinnen überall ſtromweiſe herum geſchwommen, und man habe in den Zimmern und Gängen über vierhundert todte oder ſterbende Nairen gezählet s). Die übrigen liefen davon, und auseinander.

---

s) A. d. 366 S.

Der Pallaſt wird geplündert, die Königinn gefangen.

Man erbeutete im Pallaſte verſchiedene ſchwere Stücke, Pulver, Bley, Flinten, Säbel und andere Kriegesgeräthſchaften. Die Ohrengehänge der Nairen, ihre Ringe und goldene Ketten überließ man dem gemeinen Manne zur Beute. Doch beobachtete das Volk bey dieſem verwirreten Getümmel den gegebenen Befehl, das Landvolk nicht zu beleidigen, auf das genaueſte. Ja, es traueten die Malabaren dem holländiſchen Kriegesvolke ſchon dermaßen wohl, daß ſie hier und dort haufenweiſe ſtunden, und dem Gefechte zuſahen, ohne den geringſten Antheil an der Nairen Niederlage zu nehmen. Zwar ſetzete man die alte Königinn gefangen, weil ſie den Portugieſen allzuoffenbaren Vorſchub that. Doch befahl der General, man ſollte ihr mit aller Achtung begegnen. Der König ſelbſt, den ſie vom Throne verſtoßen hatte, bath für ſie. Man gab ihr bloß eine Wache zu, und war, wie Schouten bemerket, ganz unbekümmert, daß ſie dieſelbige durch ihre Schönheit etwa verführen möchte: denn ſie war alt und im höchſten Grade häßlich; dem ungeachtet aber mit goldenen Ketten und allerley Geſchmeide behangen, das ihrer ſchwarzen Farbe gleichſam einen Glanz gab t). Indem van Goens mit dieſem allen beſchäfftiget war: ſo berichtete man ihm, die Portugieſen hätten auf ſeine vor der Stadt zurück gelaſſenen Völker zwar einen Ausfall gewaget, wären aber mit Verluſte zurück gejaget worden, und beſtünde der ganze Schaden der Holländer bey dieſer Gelegenheit in einigen Verwundeten.

Die Stadt wird beſtürmet.

Den folgenden Tag beſchloß man, zu ſtürmen; denn die Zeit war koſtbar. Der Regenmuſſon rückete herbey, und weil über dieſes die Kriegesmacht durch manches Gefecht und durch die zurück gelaſſenen Beſatzungen ſehr geſchwächet worden war: ſo durfte man die noch übrigen Völker nicht lange in Wind und Wetter liegen laſſen, und vielem Ungemache unterwerfen, das ſie auszuſtehen nicht im Stande waren. Weil man den Pallaſt inne hatte: ſo ſchien die Stadt an dieſem Orte deſto leichter anzugreifen. Van Goens beſtimmete folglich die Stelle und den Tag.

Dieſe wichtige Unternehmung wurde dem Oberſtwachtmeiſter **Was** aufgetragen. Indem er nun ſeine Arbeit anfing: ſo machete man anderswo einen blinden Lärm. Allein, die Belagerten bekamen von dieſer Anſtalt einigen Wind. Sie zogen ſich bey dem Hauptangriffe in ſolcher Anzahl zuſammen, daß die Holländer, als ſie im Begriffe waren, über einige alte Mauern zu ſteigen, um in die Vorſtadt einzudringen, beynahe wie eingeſchloſſen waren, und nur ſuchen mußten, ſich wieder frey zu machen. Da ſie nun zu dieſem Ende den Weg durch einige Häuſer nahmen: ſo wurden ſelbige von den Portugieſen in Brand geſtecket, und die Holländer in große Beängſtigung geſetzet, wie ſie dem Feuer entfliehen möchten. **Was** ſah wohl, hier habe er von niemanden, als von ſeinem eigenen Muthe und ſeiner Entſchließung, Hülfe zu erwarten. Er verübete Thaten, welche Schouten der Unſterblichkeit würdig ſchätzet. Allein, zween Büchſenſchüſſe machten ſeinem Leben ein Ende. Dem van Goens ſelbſt wurde ein goldener Haken, damit er den Huth aufſtülpete, weggeſchoſſen, als er in Perſon herbeyeilete, ſeinen Leuten Muth zuzuſprechen. **Rothaos** und die übrigen Häupter ſtunden nicht wenigere Gefahr aus. Doch trieben ſie die Portugieſen endlich zurück, und machten ſich Luft zum Abzuge.

Die Holländer werden zum Weichen gezwungen.

Dieſes Gefecht koſtete ihnen viele brave Leute: doch hatten ſie die Ehre, daß ſie, des Abzuges ungeachtet, Meiſter von einem Theile der Vorſtadt blieben. Sie verloren auch den Muth im geringſten nicht, ſondern beſchloſſen vielmehr, die Belagerung mit Ernſte fortzuſetzen. Man ſchiffete folglich die nöthige Geräthſchaft zum Arbeiten aus.

---

t) A. d. 367 S.

Schouten. 1662.

Die Laufgräben wurden eröffnet, und die Batterien gehörig aufgerichtet. Allein, ſo ſtark als man die Stadt beſchoß, ſo ſtark ſchoſſen die Portugieſen ohne Unterlaß dagegen heraus, und verſtopfeten die Lücken, die man in ihre Mauer legete, mit einer ſolchen Hurtigkeit, darüber man erſtaunen mußte. Van Goens wußte nicht mehr, wohin mit der großen Anzahl Verwundeten und Kranken. Er ließ alſo eine Kirche zu rechte machen, und ſie hinein legen. Indem er damit beſchäfftiget war, lief Nachricht ein, der König von Peſcatti oder Porca, ein getreuer Anhänger der Portugieſen, habe ſechs tauſend Mann zuſammen gebracht, und wolle die Holländer damit im Rücken angreifen, die Belagerten aber ſollten zu gleicher Zeit einen Ausfall thun. Dieſe Zeitung erweckete bey den Holländern große Beſtürzung, weil ſie weder Tag noch Nacht eine Stunde vor dem Ueberfalle ſicher waren. Die allerkränkeſten bekamen in der Angſt ſo viel Kraft, daß ſie zum Gewehre griffen, und auf ihrer Hut ſtunden. Allein, weil der König von Porca der Stadt nicht näher als auf etliche Meilen kam, und nur auf den Ausgang lauerte: ſo hatte das Schrecken, das er verurſachet hatte, keine andere Wirkung, als daß man ſah, was die Angſt bey einem Menſchen auszurichten vermag.

Nachdem die Belagerung ſchon drey Wochen lang gewähret hatte, und in dieſer ganzen Zeit kein Tag ohne einen Angriff oder Ausfall vergangen war: ſo dachte van Goens, die Belagerten würden nicht viel beſſer daran ſeyn, als er ſelbſt, und ſetzete ihre Standhaftigkeit durch das Anerbiethen eines guten Vergleiches auf die Probe. Er ſchickete einen Trompeter in die Stadt, und ſchlug ſolche Bedingungen vor, die ihnen zur Ehre gereichten. Allein, der daſige Befehlshaber, Ignatio de Sarmento, gab zur Antwort: weil ihm der Platz von ſeinem Könige anvertrauet ſey, ſo könne er ihn nicht übergeben, ſo lange er einen Blutstropfen im Leibe habe. Demnach ſetzete man das Feuer auf beyden Seiten mit größter Heftigkeit fort. Allein, die Holländer erfuhren bald, woher der Trotz ihrer Feinde rührete. Denn gleich am folgenden Tag kam eine Verſtärkung an Mannſchaft und anderer Kriegesnothdurft von Goa in die Stadt, nicht etwa heimlich, ſondern am hellen lichten Tage, indem es den Belagerern unmöglich fiel, die große Menge Durchfahrten und innern Waſſer alle mit einander zu verſchließen. Sogleich ſah man die Fahnen auf den Thürmen und Wällen gepflanzet. Man hörete die Glocken läuten, und ein Freudengeſchrey durch die ganze Stadt erſchallen u).

Die Belagerten werden verſtärket.

Dieſe Begebenheit gereichte den Holländern nicht ſonderlich zum Troſte. Sie wußten, es rückete die Regenzeit herbey; die Menge der Kranken mehrete ſich von Tage zu Tage. Kaum waren noch tauſend und vier hundert Geſunde übrig. Sie überlegeten die Wankelmüthigkeit des Glückes, und den vorhandenen Mangel an allerley Lebensmitteln, die ſie von der Küſte Coromandel zu erhalten vergeblich gehoffet hatten. Nebſt dem wartete der König von Porca nur auf eine günſtige Gelegenheit, ſie zu überfallen. Mit einem Worte, der Abzug ſchien von äußerſter Nothwendigkeit zu ſeyn, und es kam voritzt nur darauf an, wie er anzuſtellen ſey, daß die Portugieſen nichts davon merketen. Das ſchwere Geſchütz und die Mörſer ſchaffete man auf Flößen weg. Doch, damit waren die Matroſen ſchlecht zufrieden, weil ſie ihre Rechnung auf eine reiche Beute gemacht hatten, und von dem Entſchluſſe des Kriegesrathes noch nichts wußten. Man machte ihnen alſo weiß, es ſey auf einen Hauptſturm angeſehen; und weil man nicht wiſſen könne, wie er etwa

Die Holländer heben die Belagerung auf.

---

u) A. d. 374 und vorherg. S.

Schouten. 1662.

wa ablaufen möchte, ſo wolle man alles, was dem Heere am meiſten hinderlich falle, vorläufig aus dem Wege ſchaffen. Bey dieſen Gedanken ließ man ſie bis auf den Abend des 2ten May. Als man ihnen aufzubrechen befahl, dachten ſie noch immer, man wollte ſie zum Sturme anführen; ſie bekamen es auch nicht eher zu wiſſen, daß ſie an Bord gehen ſollten, als bis man ſich nach dem Ufer ſchwenkete. Das Einſchiffen geſchah in beſter Ordnung. Damit nun die Portugieſen nichts davon erfuhren, ſo brachte van Goens einen Juden durch eine große Belohnung dahin, daß er bey der Nacht die Glocke läutete, wie die Holländer zu thun pflegeten. Ein gewiſſer Conſtabler, Namens Heinrich Boerdop, der allerley Stimmen nachmachen konnte, war ſo verwegen, blieb am Lande, und rief auf allen Poſten, wie gewöhnlich: wer da? Runde; was für Runde? u. ſ. w. und kam gegen Morgen glücklich ans Ufer. Die Portugieſen merketen es erſt gegen Mittag, daß die Belagerung aufgehoben ſey x).

Sonderbare Anſtalten dabey.

Der V Abſchnitt.

Schoutens Rückreiſe über Mataram.

Urtheil von dem Verfaſſer. Seine Nachrichten von der Witterung in Indien. Eigenſchaft der Landwinde. Seltſame Veränderung des Wetters. Weg von Japara nach Mataram. Beſchreibung dieſer Stadt. Ihre Größe und Geſtalt. Regierung des Matarams. Beſchreibung der Turniere. Der Mataram wird von Weibern bewachet. Wie ſie ihn beluſtigen. Hochzeitgepränge auf Javan. Vermählungsceremonie.

Urtheil von dem Verfaſſer.

Das folgende Jahr unternahm man eben dieſe Belagerung von neuem und mit größerm Glücke. Cochin hatte mit andern malabariſchen Städten gleiches Schickſal, und fiel in die Gewalt der Holländer. Weil aber Schouten damals anderswo beſchäfftiget war: ſo würde ſeine Erzählung, die er auf anderer Leute Glauben davon beybringt, das Gewicht nicht haben, das man ihr bey Sachen, die er mit eigenen Augen ſah, bisher billig laſſen mußte. Gleichwie dieſe letztere Urſache verſchiedene Stellen ſeines Tagebuches ſehr ſchätzbar machet: alſo iſt im Gegentheile wenig darauf zu bauen, wenn er von einer Menge Oerter redet, die er nie mit Augen geſehen, und wenn er vielerley Begebenheiten erzählet, daran er nicht den geringſten Antheil nahm. Gleichfalls halten wir uns für berechtiget, ſeine öfteren Veränderungen des Ortes wegzulaſſen; abſonderlich da ſie nichts beybringen, was uns andere Reiſebeſchreibungen nicht ſchon weit ordentlicher und zuverläßiger vor Augen geleget hätten. Er folgete noch viele Jahre lang ſeiner herrſchenden Neigung, die ihn ohne Unterlaß aus einem Lande in das andere trieb. Dergeſtalt bekam er nach und nach alle holländiſche Pflanzſtädte zu Geſichte. Endlich, als er im Jahre 1665 wieder nach Batavia zurück kam, wurde er es überdrüßig, ſo lange Zeit außerhalb ſeines Vaterlandes zu leben. Weil nun eben damals eine Flotte von eilf reich beladenen Schiffen nach Europa ſegelfertig lag: ſo ergriff er dieſe Gelegenheit, und wurde in Anſehung ſeiner langwierigen Dienſte an Bord des Admiralſchiffes genommen, welches den Namen Walchern führete, für die Kammer von Seeland gehörete, und von dem Hauptmanne Bitter geführet wurde.

1665.

Doch, ehe wir ihm auf ſeiner letzten Fahrt Geſellſchaft leiſten, wollen wir einige Er-

---

x) A. d. 376 u. vorherg. S.

Erläuterungen, die Witterung in Indien betreffend, aus ihm beybringen, indem er ſelbſt dieſe Anmerkungen für die gewiſſeſte Frucht ſeiner vieljährigen Erfahrung ausgiebt.

Seine Nachrichten von der Witterung in Indien.

Er ſaget: Die Weiſe, wie es dem Himmel beliebet hat, die Witterung, die Jahreszeiten und die Einflüſſe der Elemente, nicht nur auf beyden Küſten von Malabar und Coromandel, ſondern auch in ganz Oſtindien überhaupt abzuwechſeln, iſt wunderbar, und in der That unbegreiflich. Denn man bemerket allerdings mit Erſtaunen, daß Länder und Küſten, die nicht weit von einander entfernet ſind, ja wohl gar zuſammen ſtoßen, eine ganz andere Witterung genießen, nicht nur in dem Grade der Wärme und Trockene zur trockenen Jahreszeit, ſondern auch was das Regenwetter und ſeine Wirkung währender naſſen Jahreszeit betrifft.

In denen Ländern, die zur indianiſchen oder malabariſchen Küſte gehören, beginnet die Regenzeit oder der Winter gemeiniglich im April, oder zum ſpäteſten im May, und endiget ſich im Herbſtmonate, oder mit Anfange des Weinmonates. Sie geht unter heftigem Regen, und oftmaligen Stürmen vorbey, und das ganze Land ſteht ſodann größtentheils unter Waſſer. Doch beginnt dieſer Muſſon in der Gegend des Vorgebirges Comorin zeitiger, als weiter gegen Norden. Alſo ſpüret man ihn, zum Beyſpiele, zu Coylang und Cochin früher, als zu Goa, und zu Goa früher, als zu Surat. Ein gleiches geſchieht auf der ganzen Küſte, nach dem Maaße als ein Ort weiter gegen Norden liegt, indem die Stürme von Süden dahin kommen.

Rücket dieſe Zeit herbey, ſo verſorgen ſich die Europäer mit Lebensmitteln auf die ganze Dauer derſelbigen. Sie laden die Schiffe aus, und bringen ſie gegen die Winde in Sicherheit. Man tackelt ſie ab, und decket ſie mit Matten zu. Diejenigen, welche eine Reiſe vornehmen ſollen, ſtechen bey Zeiten in die See, ehe ſie das ſchlimme Wetter überfällt. Von der malabariſchen Küſte gehen ſie an die coromandelſche, imgleichen nach Bantam, oder nach Batavia, woſelbſt man zu eben der Zeit, wenn die Malabaren die ſchlimme Witterung erwarten, die gute verhoffet. Gleichfalls eilen die Schiffe, welche anders woher nach der malabariſchen Küſte wollen, weil ihnen die Verzögerung die größte Gefahr bringt. Die Südweſtwinde treiben ein dickes Gewölke aus der See an das Gebirge, das Malabar von Coromandel trennet, und ſehr weit von Süden nach Norden fortläuft. Indem nun dieſes Gewölke von den Gipfeln der Berge, und von denen Winden, die von der andern Seite herkommen, aufgehalten wird: ſo muß es von dem gewaltſamen Drücken zuletzt platzen, und das bey ſich habende Waſſer fallen laſſen, welches ſodann ſtromweiſe über die Berge herab ſtürzet, und eine große Menge Sand nach der See führet. Auf der andern Seite verurſachen die Sturmwinde, daß die See weit hohler, als gewöhnlich geht, und die Brandung heftig an das Ufer ſchlägt, wodurch gleichfalls eine Menge Sand dahin getrieben wird. Derjenige Sand nun, den die Ströme vom Gebirge abſchwemmen, und derjenige, den die Wellen ans Ufer werfen, häufet ſich zuſammen, und machet Sandbänke, welche die Häfen verſtopfen, und die Mündungen der Flüſſe verſchließen. Man ſollte ſie für Werke der Kunſt, und für ausdrücklich verfertigte Dämme anſehen. Es iſt in dieſer Jahreszeit nicht nur gefährlich, ſondern auch zum öftern unmöglich, in einen Hafen zu laufen. Befindet ſich zum Unglücke ein Schiff in der See: ſo muß es weit von der Küſte und auf offener See bleiben.

Dieſes Regenwaſſer ſchwellet nicht nur die Flüſſe auf, ſondern es überſchwemmet auch das ganze platte Land. Das größte Glück dabey iſt dieſes, daß die Regenwolken eine immer-

immerwährende Scheidewand zwiſchen der Erde und der Sonne, welche zu ſolcher Zeit alle Tage in den Scheitelpunct kömmt, vorſtellen. Denn ſie ſchwächen die Hitze ihrer Stralen, welche außerdem unerträglich ſeyn würde. Allein, man hat unterdeſſen ſehr langweilige Zeit, abſonderlich um den Neumond, da die Tage ſehr trübe, und die Nächte pechſchwarz ſind. Die Weiber, als welche nie aus dem Hauſe kommen, wiſſen ſodann von keinem andern Zeitvertreibe, als Betel und Areck zu kauen, oder zuweilen auf dem Gange oder in den Gartenhäuſern friſche Luft zu ſchöpfen, wenn anders die Witterung nicht allzuverdrießlich iſt. Die Männer hingegen ſind mit Einſammlung der Feldfrüchte beſchäfftiget, welche in vielen Gegenden Indiens ſodann zur Reife kommen. Ja, man bemerket, daß die Bäume und Pflanzen um dieſe Zeit am allerfriſcheſten und angenehmſten ausſehen. Die hohen Länder, welche lange Zeit vor Dürre lächzeten, grünen ſodann, und ſtehen voll Blüthen und Früchte. Nebſtdem hat die Luft, nur ihre Feuchtigkeit ausgenommen, weiter nichts widriges an ſich. Allein, man kann weder auf den Gaſſen noch auf den Landſtraßen fortkommen. Dieſe Unordnung dauert einige Wochen hernach, wenn der ſchöne Muſſon bereits eingetreten iſt, noch immer fort, indem die Regenbäche in denen Betten, die ſie ſich ſelbſt gemacht haben, noch immer gegen das Ufer ſtrömen, und gegen die Winde oder die Brandung, die ihren Ausfluß hemmen, mit großer Ungeſtümigkeit kämpfen. Das Ende der ſchlimmen Zeit wird faſt allemal durch irgend einen ſchrecklichen Sturm, mit fürchterlichen Blitzen und Donnerſchlägen verkündiget. Hat ſie nun der angenehmen Zeit einmal Platz gemachet: ſo dauert die letztere bis zur Wiederkunft des Winters in einem weg.

In vielen indianiſchen Landſchaften wird währender Regenzeit das Land beſtellt. Man ſäet Weizen, Reiß und anderes Getrayde, das in der trockenen Zeit reichliche Erndte bringt. Sodann blaſen die Seewinde allemal den ganzen Tag über, und werden bey der Nacht vom Landwinde abgelöſet, der gegen zehn Uhr Vormittages ſich verliert. Hierauf folget gewöhnlicher Weiſe eine Windſtille, dabey man unerträgliche Hitze empfindet. Aber bald darauf erhebt ſich ein kleines Lüftchen aus der See, das allmählig zunimmt, und um den Mittag in einen Wind, der Menſchen und Thiere genugſam abkühlen kann, ſich verwandelt. Er dauert bis zu der Sonne Untergange; denn mit einfallender Nacht beginnet auch der Landwind. Dieſer iſt im Anfange gleichfalls ſchwach: in der Nacht aber bläſt er mit ſolcher Gewalt aus Nordoſt, daß ſodann kein Menſch über Hitze klaget. In den Monaten Jänner, Hornung und März, ſind die Nächte in Malabar wirklich ungemein kalt, und werden durch den Thau noch froſtiger.

Eigenſchaft der Landwinde.

Aber ungeachtet dieſe Landwinde mit ſo großer Heftigkeit bis an den Morgen blaſen: ſo ſpüret man ſie doch in keiner großen Weite vom Lande. Ihr weiteſter Strich geht nur zehn bis zwölf Meilen von der Küſte, oder noch näher, ja zuweilen nur ſo weit, als man das Land ſieht. In einigen Ländern ſpüret man ſie auf der See entweder gar nicht, oder doch kaum, abſonderlich an den Küſten von Java, Ceylan, Sumatra und Celebes. Hat man ſodann den Seewind gegen ſich: ſo halten die Steuerleute ſo nahe, als ſie können, ans Land. Die ganze Zeit über, da der ſchöne Muſſon währet, ſieht man kaum jemals das geringſte Gewölke am Himmel. Zwar gehen ſowohl auf der malabariſchen Küſte, als auf Coromandel die beyden Polarſterne auf: ſie ſteigen aber niemals hoch über die Gränzen des Geſichtskreiſes empor. Die Sonne geht den Einwohnern des Jahres zweymal über dem Kopfe weg; einmal, indem ſie von der Linie gegen den Wendekreis des

Schouten. 1665.

Krebſes läuft, welches zu Ende des Aprils und im Maye geſchieht, das anderemal zu Ende des Heumonates und im Auguſt, wenn ſie von Norden nach Süden zurück kehret. Zwiſchen dieſer Zeit würde die Hitze in dem heißen Erdſtriche nicht auszuſtehen ſeyn, wenn nicht die Vorſehung die Wirkung der Sonnenſtralen durch dickes Gewölke, das zu ſeiner Zeit gewaltige Regengüſſe mitbringt, und durch die kühlen Land- und Seewinde mäßigte.

Auf der malabariſchen Küſte regnet es in derſelbigen Zeit nicht immer in einem Stücke weg, ſondern es wird zuweilen ſchönes Wetter: allein, es dauert nicht lange. Eben dieſe Abwechslung wird auch in der trockenen Zeit verſpüret. Zuweilen wenn die Luft ſehr angenehm und die Witterung ganz gemäßiget iſt, erhebt ſich ein plötzlicher Sturm. Doch dergleichen Zufälle ſind den Indianern nicht weniger ſeltſam, als den Europäern angenehmes und warmes Wetter mitten in dem Winter, oder Froſt und Schnee mitten im Sommer ſeyn möchte.

Seltſame Veränderung des Wetters.

Nichts kömmt Schouten bey dieſer doppelten Witterung wunderſamer vor, als was er die Schranken der Vorſehung nennet. Zu eben der Zeit, da zu Surate und an der ganzen malabariſchen Küſte bis ans Vorgebirge Comorin, der Regen und die Stürme regieren, hat man an der Oſtſeite beſagten Vorgebirges, und abſonderlich an der ganzen Küſte Coromandel, das ſchönſte Wetter. Gleichwohl nimmt dieſe letztere Küſte ihren Anfang auf eben der Höhe, als die malabariſche, ſtreicht auch, wie ſie, von Süden nach Norden. Die Entfernung von einer zur andern beträgt kaum ſechzig oder fünf und ſechzig Meilen, ja gegen Süden kaum dreyßig.

Seit langer Zeit nehmen ſowohl die Europäer, als Indianer, ihre Reiſe von Cochin und andern malabariſchen Orten, nach St. Thomas zu Lande vor. Die Einwohner auf Coromandel nehmen eben dieſen Weg, wenn ſie nach Malabar wollen; und es iſt auf beyden Seiten eine Reiſe von wenig Tagen. Man muß aber das hohe Gebirge Ballagate, das von Süden gegen Norden läuft, und beyden Küſten zur Scheidewand dienet, überſteigen. Hat man nun den Gipfel dieſer Berge erreichet: ſo iſt es recht erſtaunlich, ja faſt unglaublich, wie plötzlich man aus der Hitze in die Kälte, aus dem Sommer in den Winter, aus dem ſchönſten Wetter in die dicke trübe Luft geräth. An einer Seite des Vorgebirges Raſalgate, welches im arabiſchen Meere iſt, liegen die Schiffe ruhig vor Anker, oder fahren ohne alle Gefahr, wohin ſie wollen. Hingegen an der andern Seite nurbeſagten Vorgebirges, bis an die entlegenſte Küſte des glückſeligen Arabiens, unterſteht ſich kein Schiff, die See zu halten, weil es ohne Unterlaß Stürme zu beſürchten hat. Der ſtürmiſche Muſſon fängt auf Coromandel mit Ausgange des Weinmonates an, das iſt zu eben der Zeit, wenn in Malabar, in den Königreichen Orixa, Bengala und Arrakan der Sommer angeht. Sodann iſt weder zu Paliacate, noch in irgend einem andern Orte gegen Süden, einige Sicherheit mehr für die Schiffe, wohl aber iſt gegen Norden das Wetter vortheilhaft für ſie. Zu Tuticorin, welches nicht weit vom Vorgebirge Comorin, und zwar oſtlich, oder vielmehr ſüdlich an ſelbigem liegt, genießt man das ſchönſte Wetter, wenn man zu Coylang und in andern Gegenden dieſer Küſte mit Ausnahme des Eiſes, alle Unbequemlichkeiten des Winters empfindet. So lange der trockene Muſſon währet, regieren zu Negapatam und weiter gegen Norden, dermaßen

war-

---

y) A. d. 508 u. vorherg. S. Die eigentliche Stelle der vorhergehenden Anmerkungen, ſcheint zwar der Artikel von der Naturgeſchichte zu ſeyn; allein die Reiſebeſchreibung des Schoutens wäre

allzu

Schouten. 1665.

warme Landwinde, daß man zu erſticken vermeynet. Im Heumonate ſpüret man zu Petapoli und Maſulipatam eben dergleichen heiße, aber noch weit ungeſundere Landwinde. Allein, mit Anbruche der Nacht erheben ſich die Seewinde, und beleben Menſchen und Thiere durch ihre Kühlung.

Auf der Inſel Ceylan wird der nordliche Theil im Weinmonate vom Winter angefallen; das iſt Warmias, Jafnapatam und die benachbarten kleinen Inſeln. Hingegen im ſüdlichen Theile genießt man zu eben derſelbigen Zeit des angenehmſten Sommers. Hat aber Jafnapatam die angenehme Witterung zu genießen: ſo wird Colombo, Caletur, Puntogallo, Bellingham, Matura, Donderi mit einer düſtern wolkigten Luft umhüllet, und von unaufhörlichen Regengüſſen überſchwemmet.

Schouten dehnet ſeine Wahrnehmungen bis auf einen Theil der oſtlich an Indien gelegenen Inſeln aus, und verſichert, auf Ceiram regiere im nordlichen Theile der Winter, wenn im ſüdlichen, welches nur drey bis vier Meilen davon liegt, der Sommer herrſche *y*).

Bey Gelegenheit ſeiner Abreiſe aus dem Hafen zu Japara, wo die Holländer Zimmerholz, Reiß, Vieh, Früchte und andere Waaren für ihre Wohnplätze abholen, lehret er uns nicht nur die Namen verſchiedener Plätze, die in unſerer von Java gegebenen Beſchreibung fehlen, ſondern er giebt auch eine leſenswürdige Nachricht von dem Hofe des Matarams, davon andere Reiſende wenig mehr, als den bloßen Namen gewußt haben.

Weg von Japara nach Mataram.

Pati und Dauma liegen, ſeinem Verſichern zu Folge, nicht weit von Japara, verſorgen es auch mit Getreyde und Fiſchen, ſind aber von ſchlechter Wichtigkeit. Samarang liegt ſieben Meilen von Japara, und iſt eine ſehr volkreiche Stadt. Die Einwohner beſchäfftigen ſich mit dem Landbaue und Fiſchfange, ſie fällen auch in den Wäldern Holz, und zimmern es. Alle Geſandten, die man von Batavia an den Mataram ſchicket, nehmen dieſen Weg nach Hofe. Unterwegens findet man ſchöne, meiſtens mit Reiße beſäete Felder, imgleichen Wälder, Auen, Wieſen, und Thäler von unvergleichlicher Schönheit. Ferner reiſet man an den Gebirgen Ongaran, Marbabu, und Milerang vorbey; ihre Gipfel ſtehen voll grünender Bäume, die bis an den Himmel zu reichen ſcheinen. Man kömmt durch die Flecken Ongaran, Chiandi, Saleriga und Silimby, welche ſämmtlich von Einwohnern wimmeln. Noch viele andere aber erblicket man in der Ferne. Auch ſetzet man über einige Flüſſe, darunter Damak der wichtigſte iſt. Er ſtürzet ſich mit großem Geräuſche über das Gebirge herab, darauf er entſpringt z).

Beſchreibung dieſer Stadt.

Mataram, die Hauptſtadt des Königes, welcher eben dieſen Namen führet, gemeiniglich aber der Kaiſer von Java benennet wird, liegt auf einer angenehmen und fruchtbaren Ebene mit hohen Gebirgen umringet, welche das ganze Jahr über grünen, und nicht minder fruchtbar ſind, als die Ebene ſelbſt. Schouten ſtellet dieſe Gegend als ein Meiſterſtück der Natur vor *a*). Die Stadt hat keine andere Befeſtigung, als ihre Lage. Auf der Weſtſeite umringen ſie die Gebirge Ongaran und Marbabu, und dienen ihr ſtatt eines Walles. Gegen Norden ſteht der Berg Bilerang, der für den höchſten auf der Inſel gehalten wird, und an vielen Orten unbeſteiglich iſt. Die Schiffe, welche während dem Oſtmuſſon nahe an die Inſel kommen, erblicken den Bilerang auf dreyßig Mei-

---

allzu kurz dabey gekommen: es wird alſo genug ſeyn, wenn wir den geneigten Leſer darauf verweiſen.

z) A. d. 298 S.

a) Ebendaſ.

len weit in der See. Indem alſo Mataram mit Bergen und unwegſamen Wäldern umfangen wird: ſo hat es um ſo viel weniger eine Vertheidigung nöthig, weil es in dieſem Raume alle zum Unterhalte ſeiner Einwohner nöthige Bedürfniſſe findet. Von Samarang kömmt man durch vier enge Päſſe dahin, die mit eben ſo vielen Thoren verſchloſſen ſind. Der erſte heißt der ſilimbyſche Paß. Er iſt in einem ſehr engen Thale. Man erreichet ihn durch viele Umwege, darauf man achtzehn bis zwanzig Meilen zurück legen muß. Er wird von einer zahlreichen Mannſchaft bewachet, und ſolche alle Monate abgelöſet. Inwendig in dieſem Felſenpäſſe liegt der volkreiche Flecken Silimby. Wer durchreiſen will, der muß dem wachhabenden Officier ſeinen Namen und ſeine Geſchäffte melden, welches alles aufgeſchrieben wird.

Eben alſo verfährt man auch an dem zweyten Paſſe, welcher Tadie heißt. Zwar ſind die Thore nur von Holze, aber unvergleichlich ſtark und dick. An beyden Seiten der Thore bis unten ans Gebirge ſind dicke Palliſaden geſetzet. Es würde wegen der dichten Dornbüſche und anderer Hinderniſſe ungemein ſchwer fallen, einen Nebenweg zu bahnen, noch ſchwerer aber wäre es, an ſolchen Orten, die man wegen ihres ſteilen Abſchuſſes von allen Seiten ſehen kann, unvermerkt vorbey zu wiſchen. Würde jemand über dieſes Unternehmen ergriffen, der müßte durch einen ſchmerzlichen Tod auf der Stelle dafür büßen. Die übrigen beyden Päſſe, durch welche man nach Mataram kömmt, heißen der von **Oupack**, und von **Caliadir**. Rings um die Stadt liegen viele ſchöne Dörfer, welche gleichſam die Vorſtädte bedeuten. Man zählet ihrer ſowohl auf der Ebene, als am Abſchuſſe und auf dem Gipfel der Gebirge in allem dreytauſend. Auch ſieht man überall viele Luſthäuſer, Viehhöfe und Baumgärten. Doch das allerwunderbareſte iſt die Menge der Einwohner.

Ihre Größe und Geſtalt.

Die Stadt hat vom Caliadirthore bis zum kaiſerlichen Pallaſte zwo Meilen in die Länge. Die Breite beträgt ungefähr eben ſo viel. Gegen Weſten wird ſie durch eine hohe und ſtarke Mauer, von verklammerten Werkſtücken eingefaſſet. Am Ende der Südſeite ſteht der kaiſerliche Pallaſt. Gegen Norden das Caliadirthor. Den übrigen Umkreis ſchließt das Gebirge. Schouten klaget über die ſchlechte Ordnung und Unreinlichkeit der Gaſſen. Es geht nicht mehr als eine einzige in gerader Linie von Norden gegen Süden, und auch dieſe machet an den vornehmſten Gegenden eine Krümmung. Zu Ende dieſer Hauptgaſſe erblicket man den Pallaſt. Dieſer iſt wenigſtens zwo Meilen lang, und in der Javaner Augen zwar ein herrliches Werk, daraus aber die Holländer wenig Wunder machen. Seine größte Herrlichkeit beſteht in Gärten, Obſtbäumen, Spaziergängen, dem davor liegenden ſchönen Platze, und einigen großen Gehölzen, die durch eine Verzäunung von einander abgeſondert ſind. Einige darunter dienen zur Jagd, in andern werden Nashörner, Hirſche, wilde Ochſen, Pferde, Kühe und viele andere Thiere gehalten.

Regierung des Matarams.

Der damals regierende Mataram hieß **Suſuhunan Ingelaga**. Er war ein Sohn des Sultan Muhammets, welcher den Thron vor ihm beſaß. Ingelaga hatte keine geringe Schwierigkeiten zu überſteigen, ehe er zu ſeines Vaters Erbſchaft gelangen konnte. Als er es endlich ſo weit brachte, daß man ihn zum Könige ausrief: ſo ließ er alle diejenigen, die ihm an dem Genuſſe ſeiner Gerechtſamen hinderlich gefallen waren, aus dem Wege räumen. Nachgehends führete er eine weiſe und gelinde Regierung, die ihm bey allen ſeinen Unterthanen Liebe und Hochachtung erwarb. Sein Reich beſtund aus zwölf Landſchaften; ſieben

Schouten. 1665.

ben lagen an der Küſte, und fünfe mitten im Lande. Das allermerkwürdigſte bey ſeiner Regierung war ſeine unaufhörliche Sorgfalt, alles in Ordnung zu erhalten, und ſein ſtandhafter Entſchluß, die allergeringſten Fehler der Beamten zu beſtrafen. Nebſt dem erwähnet Schouten noch einiger beſonderen Hofgebräuche, die wir nicht vorbeygehen dürfen.

Beſchreibung der Turniere.

Den erſten Rang giebt er den Turnieren, welche alle Montage, zuweilen auch Sonnabends auf dem großen Platze vor dem Pallaſte angeſtellet werden. Hier erſcheinen die vornehmſten Herren im Lande, an der Zahl fünf bis ſechshundert, in ihrem größten Prachte, und es ſind die Pferde nicht minder herrlich aufgeputzet. Dieſe Pracht beſteht in einem weißen und feinen Stücke Cattun, das ſie unterhalb des Gürtels um ſich ſchlagen; denn der ganze übrige Leib iſt nackend. Auf dem Kopfe tragen ſie eine kleine weiße Mütze, die gemeiniglich nur aus einem Stückchen Cattun oder Seidenzeuge beſteht, der in Geſtalt eines Bundes etlichemal um den Kopf gewickelt wird. An dem Umfange des Platzes wird jedem turnierenden Ritter ein Pfahl eingeſchlagen, ſein Pferd daran gebunden, und von einem Bedienten Acht darauf gegeben. Rings herum ſtehen andere Bedienten, und ſpielen auf allerley Inſtrumenten. An dem Pallaſte ſtehen die kaiſerlichen Spielleute, und laſſen ſich ebenfalls hören, abſonderlich wenn der Monarch zum Pallaſte heraus tritt, und in Begleitung einer Leibwache von etwa hundert Mann, angeritten kömmt. Sobald er ſich zeiget, wirft jedermann die Augen auf ihn, um zu ſehen, ob er eine javaniſche Mütze oder einen Turban auf dem Haupte habe. Wenn das erſte iſt, ſo ſetzet jedermann die ſeinige auf; wo das letztere, ſo ſieht man im Augenblicke nichts als lauter Turbane.

Sobald der König in die Schranken, welche den Platz umfangen, getreten iſt, werden alle Zugänge zu ſelbigem geſchloſſen, und es iſt keinem Menſchen erlaubet, wegzugehen. Rings um die Schranken ſtehen zehn bis zwölftauſend Mann im Gewehre. Der Kaiſer hält ſeinen Einritt mit großer Ernſthaftigkeit, und tummelt ſein Pferd rings um den Pfeiler, wornach jedweder Ritter ſeine Schwenkung ebenfalls machet. Hat er nun Luſt, einen Ritt zu thun: ſo ſuchet er ſich unter den vornehmſten Kämpfern einen aus, und nimmt eine Lanze zur Hand, die aber ſtatt des Eiſens oben nur mit einem Knopfe verſehen iſt. Der Kaiſer rennet voraus, und ſeine Leibwache jaget neben ihm her. Derjenige nun, mit dem er turnieret, ſuchet ihm ſo nahe zu kommen, daß er ihn mit der Lanze erreichen kann, ſtößt aber vorbey, und zeiget nur, er hätte ihn zu treffen vermocht. Der Kaiſer hingegen, nimmt den Stoß mit ſeiner Lanze aus, als wenn er ſich wirklich davor zu fürchten hätte. Sind ſie nun im Rennen bis an das Ende des Platzes gelanget: ſo wenden ſie ſich mit großer Geſchicklichkeit, und wer zuvor den andern verfolgete, der wird nunmehr von jenem verfolget. Nachgehends rennen die übrigen Ritter nach der Reihe. Sie verwechſeln die Pferde zum öftern, aber allemal zugleich, und fahren auf dieſe Weiſe ſo lange fort, bis endlich einer von beyden Kämpfern einen merklichen Vortheil über den andern erhält. Geſchieht es, daß des Kaiſers Gegenrenner ihm überlegen iſt: ſo thut er deswegen durchaus nicht ſtolz. Er giebt es zwar mit einer guten Art zu erkennen, daß er im Vortheile ſey: allein, ohne aus ſeiner ehrerbiethigen Stellung zu kommen, oder ſich mit ſeinem Siege groß zu machen *b)*.

---

b) A. d. 319 S.

Die ordentliche Dauer eines ſolchen Turnieres iſt von vier Uhr Nachmittages bis zu der Sonnen Untergange. Die javaniſchen Herren rennen mit großer Hurtigkeit, und wiſſen ihre Lanzen ſehr geſchickt zu gebrauchen. Jedweder bemühet ſich, ſeinen Gegner aus dem Sattel zu heben; wem nun dieſes Unglück wiederfährt, der wird wacker ausgelachet. Die Mützen und Turbane ſind bey dieſer Uebung in großer Gefahr: denn die Ritter machen ſich eine Luſt daraus, ſie währenden Rennens mit ihrer Lanze abzuſtoßen, wo ſie können. Der Kaiſer ſelbſt machet ſich die Freude. Die Javaner ſitzen ſehr gut zu Pferde. Ihre Sättel ſind niedrig, und die Steigbügel kurz. Sie lenken das Pferd nicht nur mit dem Zaume, ſondern auch mit einem Häckchen an einer Schnure, die ſie wie einen Gürtel um den Leib binden. Demnach lenken ſie das Pferd bloß mit dem Leibe, und dieſe Weiſe, darinnen ſie ungemeine Geſchicklichkeit beſitzen, läßt ihnen beyde Hände zu Regierung ihrer Lanze frey.

Der Mataram wird von Weibern bewacht.

Schouten hat von dem, was im Pallaſte ſelbſt vorgeht, nicht minder gute Nachricht. Nach ſeinem Verſichern, hält daſelbſt eine große Menge Weiber Tag und Nacht Wache. Bey der Nacht iſt keinem Mannsbilde erlaubet, hinein zu gehen. Man rechnet die Anzahl dieſer Weiber bis auf zehntauſend. Sie haben Oberſtinnen, und allerley andere Befehlshaberinnen, welche ſämmtlich nur auf die Ruhe und Sicherheit des Matarams bedacht ſind. Sie gehen wechſelsweiſe aus dem Pallaſte in die Stadt und kaufen alle zum Leben nöthige Bedürfniſſe ein; unterdeſſen aber bleiben die Thore ſtark beſetzet, und es wird weder eine Mannsperſon hinein, noch eine Weibesperſon herausgelaſſen. Die Thore, die Zimmer und Spaziergänge, werden von den Aelteſten bewachet. Die Jungen verſehen die inwendigen Dienſte. Einige werden in der Küche gebraucht, andere müſſen für die Reinlichkeit des Pallaſtes ſorgen, die übrigen verrichten andere Handarbeit. Sie dürfen nach der Reihe ausgehen, aber allemal unter der Aufſicht einer alten Hofmeiſterinn, die ihre Aufführung außerhalb des Pallaſtes belauren muß. Wo der Mataram geht und ſteht, da hat er einige um ſich. Theils ſind mit Lanzen und leichtem Schießgewehre bewaffnet. Andere tragen ihm Betel nach, imgleichen Siribu, Toback, eine Matte darauf zu ſitzen, Pantoffeln und andere Dinge zu ſeiner Bequemlichkeit. Eine von den ſchönſten hält ihm den Sonnenſchirm über den Kopf. Eine andere wehret ihm die Fliegen vom Geſichte. Setzet er ſich nieder: ſo ſchließen ſie einen Kreis um ihn, und jedwede machet ſo viel anmuthige Gebärden, als ſie kann.

Wie ſie ihn beluſtigen.

Machet er ſich luſtig oder ſchmauſet, ſo läßt er die beſten Tänzerinnen von ſeiner Leibwache herbey kommen. Dieſe erſcheinen mit aufgekräuſelten und in Locken geſchlagenen Haaren. Zwiſchen die Locken ſind mit vieler Artigkeit Bluhmen geſtecket, und mit Bändern feſt gebunden. Die Bruſt bedecken ſie mit einem ſchmalen Stücke Seidenzeuge, der unter den Armen durchgeht, und ſich mit dem übrigen Gewande vereiniget, und das übrige vom Oberleibe zwiſchen der Bruſt und dem Gürtel bloß läßt. Der ganze Unterleib iſt mit einer Gattung eines Unterröckchens bedecket, das drey bis viermal gefältelt auch mit goldenen und ſilbernen Sternen, mit Laubwerke und Bluhmen, aufgeſchürzet iſt. Sowohl unter als oberhalb des Ellenbogens haben ſie goldene Ringe und Spangen. Ungeachtet nun dieſe Mägdchen ſchwarz ſind, ſo gefielen ſie doch dem Schouten nicht übel, abſonderlich des Nachts, da die Fackeln der Anmuth ihres Putzes und ihrer Schönheit einen neuen Glanz beylegeten. Gefällt ihr Tanzen dem Mataram, ſo klopfet er in die Hände, lobet diejenigen, die es gut machen, und beſchenket ſie zuweilen mit Ringen oder

andern

Schouten. 1665.

anderm Schmucke. Zuweilen laſſen die vornehmen Herren, welche gleichfalls viele Weibesperſonen in ihren Dienſten haben, die ſchönſten darunter mit des Monarchens Erlaubniß herkommen, und mit den Schloßjungfern um die Wette tanzen. Die Herren vom erſten Range tragen an dieſem Hofe den Titel **Pangorans** und **Commagras** c).

Hochzeitgepränge auf Java.

Schouten beſchreibt, wie es auf einem mohriſchen Hochzeitfeſte, dabey er gegenwärtig war, zugieng. Eines Tages, ſaget er, als wir am Lande waren, trieb mich gegen Abend die Neugierigkeit, eine Luſtbarkeit, davon viel Weſens gemachet wurde, zu ſehen, in die Behauſung eines reichen Mohren, der ſich dieſe Nacht verheirathen wollte. Das erſte, was mir in die Augen fiel, war eine große Menge Lichter, Fackeln und Laternen, die man, um die Nachtfinſterniß deſto beſſer zu vertreiben, hoch empor hielt, und dergeſtalt mit langſamen Schritten gegen das Haus anrückete. Hinten drein folgete eine große Anzahl Tänzer, Trommeln und andere Inſtrumente, als zum Beyſpiele Dudelſäcke, Pfeifen, und meſſingene Becken, die nicht übel durcheinander klangen. Dieſes war gleichſam das Vorſpiel des Hochzeitfeſtes. Auf dieſe Luſtigmacher folgeten zween weiß gekleidete mohriſche Prieſter, und ſodann die beyderſeitigen Anverwandten des Brautpaares. Sie traten aber dermaßen langweilig und ernſthaft einher, daß mir alle Geduld darüber vergieng. Endlich erſchien der Bräutigam, auf einem ſchönen perſiſchen Pferde: er that aber ungemein ehrbar, und ſchlug die Augen beſtändig nieder. Ueber ſein Haupt wurde ein prächtiger, mit großen ſeidenen Franſen beſetzter Sonnenſchirm gehalten, welcher bey dem Scheine der Fackeln in der That ein ſonderbares Anſehen machte, weil man ihn beſtändig umdrehete. Zween Mohren hielten die Zügel ſeines Pferdes. Zween andere Mohren beſpritzeten den Bräutigam mit Roſenwaſſer, und erfülleten die Luft mit dem Geruche von allerley Specereyen, die ſie in baumwollenen Schnupftüchern bey ſich hatten. Hinter ihm ritten einige junge Leute von ſeinem Alter, und ſchloſſen den Zug.

Hintennach lief eine gewaltige Menge Leute, welche dergleichen Aufzug wohl ſchon hundertmal geſehen hatten, und doch wiederum begierig darnach waren. Von des Bräutigams Wohnung gieng der Zug vor der Braut Behauſung vorbey, und ſodann weiter durch die vornehmſten Straßen in Java. Endlich kehrete man nach der Braut ihrer Wohnung zurück. Dieſer Umgang war nun ſchon ſeit vierzehn Tagen alle Abende richtig vorgenommen worden. Zu dieſem, als dem letztenmale, ſtieg der Bräutigam mit Hülfe ſeiner Brautführer vom Pferde ab, und wurde von dem ganzen Haufen in ein prächtig ausgeziertes Gezelt geführet, das vor dem Hauſe aufgeſchlagen war, und gleichſam ein Vorhaus vorſtellete. Sogleich breitete man ſtatt der Tiſchtücher, einige Teppiche auf die Erde hin, und legete Polſter für die Gäſte dazu, darauf ſie ſich nach Landesart, das iſt, mit kreuzweiſe geſchränkten Beinen, niederließen. Zwo pechſchwarze, aber ſchneeweiß gekleidete Mägdchen, trugen eine Menge Gerichte in hölzernen Näpfen auf. Das erſte beſtund aus Betel und Arek, und ſollte nur Luſt zum Eſſen machen. Nachgehends erſchienen gebratene Hühner, imgleichen allerley ander Geflügel mit Karri, das iſt, mit einer gewiſſen Brühe, davon die Javaner viel Weſens machen, zugerichtet. Währenden Eſſens ſprach kein Menſch das geringſte Wort, wohl aber wurde ſo lange und ſo tapfer drauf los gegeſſen, bis alle Näpfe leer wurden. Die Mannsperſonen waren der Mühe überhoben, dem Frauenzimmer vorzulegen oder andere Höflichkeit zu erzeigen; denn es ſpeiſete

---

c) A. d. 342 und vorherg. S.

Schouten. 1665. ſete ſelbiges in einem andern Saale beſonders, und zwar, welches zu verwundern, ohne im geringſten laut dabey zu werden. Bloß die Spielleute ließen ſich hören. Zu Ende der Mahlzeit trank man friſch herum, das beſte Waſſer, verſteht ſich; der Beſchluß der ganzen Gaſterey erfolgete um Mitternacht und war dem Anfange ähnlich; man kauete nämlich Betel.

Vermählungsceremonie. Hierauf wurde den Gäſten zu wiſſen gemacht, man werde zur Vermählung ſchreiten. Zu dieſem Ende ſetzeten einige ſchön bekleidete Leibeigene eine ſechs Schuh lange, und einen Schuh hohe Bank mitten ins Gezelt, worauf der Bräutigam ſtieg, und auf jedweder Seite einen Brautführer neben ſich hatte. Er war in den feineſten Cattun gekleidet. Oben auf dem Turban war ein Blech von Flittergolde und vorne noch eines; beyde ſchlugen an einander, und machten ein Geklingere. Rings um den Turban ſtecketen weiße Bluhmen und Roſen. An jedweder Seite hing eine lange Binde dem Bräutigam über das Geſicht bis an den Bauch herab. Wenn er ſich nun bewegete, ſo fladderten die Binden hin und wieder, welches ſehr artig ließ. Um dem Hals hatte er eine goldene Kette, an den Ohren und Fingern Ringe von eben dieſem Metalle, und um den Leib einige ſeidene Leibbinden. Sein Alter betrug etwa ſechs und dreyßig Jahre.

Hierauf hielten zween Sclaven einen Vorhang empor, der ihn und ſeine beyden Brautführer vom Kopfe bis auf die Füße verdeckte. Als dieſes geſchehen war, trat der Brautvater mit ſeiner Tochter auf den Armen ins Gezelt. Letztere war vermittelſt vieler Binden eben alſo wie die Wickelkinder in ihre Windeln eingehüllet, und konnte man nicht einmal ihr Geſicht ſehen: doch merkete man an der Bewegung der Binden, die ihr Geſicht bedecketen, daß ſie heftig weinete. Der Vater nun ſtellete ſich mit der Braut auf den Armen vor den Vorhang, dahinter ſein Tochtermann ſteckete. Zween Prieſter kamen mit bedecktem Haupte herbey, und verrichteten ein kurzes Gebeth um glücklichen Ausgang der Sache; hernach fragten ſie den Mohren, ob er die gegenwärtige Jungfer zu ſeinem Ehegemahle haben wollte? Seine Antwort lautete, er ſey es völlig entſchloſſen. Aber da ſie eben dieſe Frage an die Jungfer thaten: ſo gieng es dem guten Mägdchen gewaltig übel. Denn ſie weinete nicht nur ärger als zuvor, ſondern ſie wäre bey dem heftigen Schluchzen unter den vielen Binden beynahe gar erſticket; ſie fiel wirklich, oder doch beynahe, in eine Ohnmacht, und man mußte ſie mit friſchem Waſſer wieder auflaben. Sie trank ein wenig, und bey dieſer Gelegenheit erblickte man ihre Annehmlichkeiten unverdecket. Sie hatte ſowohl in der Naſe als in den Ohren Ringe; alle Finger ſtecketen voll. Der Kopf war gleichwie des Bräutigams ſeiner, mit Bluhmen und einem Bleche von Flittergolde gezieret. Ihr Alter betrug etwa funfzehn Jahr: aber ihre Farbe kam dem Schouten, ungeachtet alles Rühmens der Anweſenden, nur maulwurfsmäßig vor.

Sobald ſie ſich erholet hatte, wiederholeten die Prieſter ihre Frage; und für dieſes mal antwortete die Braut, wiewohl ſehr unbeherzt, mit Ja! Auf dieſe Loſung erfolgete ein allgemeiner Zuruf aller Anweſenden; abſonderlich thaten ſich die jungen Mägdchen hervor, und ſangen, dem neuen Brautpaare zu Ehren, einige nicht übelklingende Lieder als einen Glückwunſch ab. Auf einmal wurde alles ſtille. Man ließ den Vorhang nieder, und in dieſem Augenblicke warf der Bräutigam ſeine Liebſte mit einer weißen Bluhme. Nach dieſer That wurde der Vorhang wieder empor gehalten, und der Geſang von neuem angeſtimmet.

---

d) Im II Theile a. d. 51 u. vorherg. S.

ſtimmet. Dieſes alles geſchah viermal nach einander. Hierauf kam die Reihe an die Braut, das iſt, man hielt viermal inne mit Singen. Man ließ den Vorhang viermal herab, und die Braut warf den Helden dieſes Auftrittes eben ſo oft mit einer weißen Bluhme. Nach dieſer Kurzweile blieb der Vorhang länger geöffnet. Der Bräutigam zog einen Ring vom Finger, und ſteckete ihn ſeiner Braut an den ihrigen. Sie zog ebenfalls einen ab, und ſteckete ſelbigen dem Bräutigame an. Der Geſang erhub ſich wieder und der Vorhang gleichfalls, aber zum letztenmale, fiel auch gleich darauf wiederum nieder. Der Bräutigam ergriff einen Kranz von weißen Bluhmen, und hing ihn ſeiner ſchwarzen Geliebten um den Hals, welche dieſe Artigkeit mit eigener Hand erwiederte. Voritzt ſchaffete man den Vorhang gar bey Seite; der Bräutigam ſetzete ſich nieder, und nahm die Braut aus des Vaters Armen in die ſeinigen. In dieſer Stellung reichete man ihm einen Becher voll Milch, davon ſie wechſelsweiſe viermal tranken. Jedwedes gab dem andern den Becher in die Hand, und ſpühlete ſich nach dem Trinken allemal den Mund mit Waſſer aus.

Als dieſes geſchehen war, ſo rennete der Bräutigam mit ſeiner Braut auf den Armen zum Gezelte hinaus, und ſtieg, ohne ſie fahren zu laſſen, mit Hülfe ſeiner Brautführer zu Pferde. Weil es nun das Anſehen haben ſollte, als ob ſie ihm ſeine Braut entführen hülfen: ſo ritten ſie mit großer Ernſthaftigkeit, doch aber etwas hurtig, bis an des Bräutigams Wohnung, da er in aller Eile abſtieg, und ſeine Braut hinein trug, ohne ein Wort dabey zu ſprechen, oder ſeinen Begleitern im geringſten zu danken. Jedweder machte ſich in der Stille nach Hauſe. Ja, man hatte bey der ganzen Luſtbarkeit, nie weder einiges Jauchzen noch andere Merkmaale einer außerordentlichen Fröhlichkeit, gehöret noch geſehen. Es geſchah alles in größter Ehrbarkeit und mit einem gelaſſenen Weſen. „Es ſcheint wohl, ſaget Schouten, daß dieſe Leute weder vom Bacchus noch von der „Venus etwas wiſſen *d*).„

Der VI Abſchnitt.

Fortſetzung der Rückreiſe bis nach Norwegen.

Holländiſcher Handelsſitz am Ausfluſſe des Ganges. Beſchreibung von Ougly und Pipely. Bellesoor. Schouten beſteigt den Tafelberg; kömmt auf deſſen Gipfel. Sonderbarer Anblick. Schwere Rückkehr. Betrübte Zeitung. Tageslänge auf ſechzig Grad. Glück der Holländer. Verlegenheit des Admirals. Es begegnen ihm zwey holländiſche Schiffe. Sie ſollen in Bergen anlegen. Sie ankern daſelbſt. Gefahr, die ihnen allda drohet. Die engliſche Flotte nähert ſich Bergen. Sie leget ſich daſelbſt vor Anker. Schrecken der Einwohner in Bergen. Vorſicht des Admiral Bitters. Sie ſchicken ſich zum Treffen. Das Gefecht geht an. Die Engländer ziehen ab. Verluſt der Holländer. Die Engländer drohen dem Statthalter.

Holländiſcher Handelsſitz am Ausfluſſe des Ganges.

An einem andern Orte bringt Schouten von dem Handelsſitze der Holländer am Ausfluſſe des Ganges eine Beſchreibung bey, daraus man die Nachricht des Luilliers *e*) verbeſſern kann. Man hat auch um ſo viel größere Urſache ſeinem Worte zu glauben, weil er ſeinem Verſichern zu Folge, Ougly und Pipely ſehr genau beſah. Ougly iſt mittelmäßig groß, dehnet ſich an dem Gangesſtrome in die Länge aus, und verurſachet einen ſchönen Anblick. Die Gaſſen ſind breit, aber nicht gepflaſtert. Es ſtehen, nach daſiger

Beſchreibung von Ougly.

---

e) Im IX Theile gegenwärtiger Sammlung.

Schouten. 1665.

Landesart ſchöne Gebäude darinnen, imgleichen wohlangefüllete Packhäuſer, bequeme Wohnungen, Kaufläden voll Waare, abſonderlich ſeidene, baumwollene und andere Zeuge, die in Indien verfertiget werden. Die ſtärkeſte Handlung iſt zwar in der mohriſchen Kaufleute Händen, doch dulden die Mogolen auch eine große Anzahl Heiden, Banianen und Gentiven, ob ſie gleich meiſtentheils nur Handwerke treiben. Sie haben auf dem großen Marktplatze fünf Pagoden, weil ſie in fünf Hauptſecten abgetheilet ſind *f*). Jedwede Pagode ſteht in dem Stadtvierthel, darinnen ihre Glaubensgenoſſen wohnen. Alle Kaufleute, Handelsbediente, oder Ausländer, müſſen ihre Bude an der Pagode, dazu ſie ſich bekennen, aufſchlagen.

Doch iſt in ganz Ougly kein ſchöneres Gebäude, als das holländiſche Handelshaus. Es ſteht auf einem großen Platze, einen Büchſenſchuß weit vom Ufer des Ganges. Man ſollte es nicht ſowohl für ein Waarenlager, als vielmehr für ein wichtiges Schloß anſehen. Die Mauern ſind hoch, und gleich den übrigen Befeſtigungswerken von Werkſtücken gebauet *g*). Es iſt mit ſchwerem Geſchütze gut verſehen, auch mit einem Graben voll Waſſer umgeben. Die Gegend um die Stadt machet einem Ausländer wegen ihrer mannigfaltigen Anmuth großes Vergnügen. Denn man erblicket angebauete Felder, ſchöne Häuſer, große Gärten, Fiſchwaſſer, Teiche zum Baden, luſtige Dörfer, und Landſtraßen, welche die ſchönſten Spaziergänge von der Welt vorſtellen.

Beſchreibung von Pipely.

Pipely liegt ebenfalls auf einer ungemein ſchönen Ebene, am Ufer eines Fluſſes, der aber ſo wenig Tiefe hat, daß die holländiſchen Schiffe zwo Meilen weit von der Küſte Anker werfen müſſen, woſelbſt ſie aber ſo lange, als die Südwinde regieren, eben ſo wenig Schutz haben, als auf der offenbaren See. Allein, im Wintermonate, und in den drey folgenden, wenn der Nordwind das ſchöne Wetter mitbringt, iſt die Rhede ſicher, und für die größten Schiffe bequem. Die kleinen legen ſich in der Nähe des Ganges, und hinter der Inſel Gale vor Anker. Bey hoher Fluth fällt zwar das Ein- und Auslaufen im Pipelyfluſſe möglich: man iſt aber dabey in beſtändiger Gefahr, auf die Sandbänke außerhalb der Mündung zu laufen, und es fällt ſehr ſchwer, ſich wieder davon loszumachen. **Pipely** liegt vier bis fünf Meilen weit ins Land hinein, und iſt etwas kleiner, als Ougly. Ungeachtet der Ort weder eine Mauer, noch einige andere Befeſtigung hat, ſo wird er doch ungemein ſtark bewohnet. Die vornehmſten Häuſer, imgleichen die Pagoden und alle öffentliche Gebäude überhaupt, haben geräumige Plätze, bedeckte Gänge, Luſt- und Baumgärten um ſich. Die Häuſer der Banianen und Gentiven werden gemeiniglich

nur

---

f) Man ſehe den Artikel vom Gottesdienſte, in der Beſchreibung von Indoſtan.

g) Graf gedenket keiner Befeſtigung.

h) Amboyna kennen wir ſchon aus einer weitläuftigen Beſchreibung: von Dingding hingegen giebt uns kein einziger Reiſender, als Schouten, Nachricht. Er ſaget, es wäre eine wüſte Inſel, die mehr als dreyßig Meilen gegen Nordweſt von Malacca liege. Man findet da Berge, dicke Wälder, und ſchreckliche Wildniſſe. An vielen Orten iſt die Küſte mit Felſen umgeben, die gleichſam ſchwebend über dem Waſſer hängen, mit Dornen, Gebüſche, ja auch mit ſehr großen Bäumen über und über bewachſen ſind, und den Strand unwegſam machen. Wir ſahen, ſaget er, am Ufer einen hohlen Felſen, in der Größe eines großen Hauſes. Wir giengen an einer Seite hinein, und zur andern wieder heraus. Sein Inwendiges war eine weite Höhle, die von der Natur in verſchiedene Kämmerchen abgetheilet worden war. Hier und dort auf der Inſel rinnet Waſſer von den Bergen herab, und ſammelt ſich in den Thälern. Hieraus entſtehen Bäche und kleine Flüſſe. Ihr Waſſer iſt ungemein hell, und von beſonders angenehmem

Schouten. 1665.

nur von durch einander gemiſchetem Kühmiſte und Lehmen gebauet, und mit Schilfe oder Cocosblättern gedeckt. Um ſie gegen das Austreten des Ganges, welcher die Gegend weit und breit unter Waſſer ſetzet, zu verwahren, werden ſie auf einen zuſammengeſchütteten Leimenhaufen gebauet. Das holländiſche Waarenlager hatte nur kurz vorher die Gewalt der Ueberſchwemmung empfunden; und Schouten ſah mit Augen, wie eifrig man ſich die Wiederherſtellung deſſelbigen angelegen ſeyn ließ. Weil das engliſche Waarenhaus zu Dugly mit einem ähnlichen Schickſale bedrohet wurde: ſo ließen es die Factoren dieſer Nation, nach einem andern Riſſe, wieder aufbauen.

Belleſoor.

Belleſoor iſt gleichfalls eine Stadt, fünf Meilen weſtlich vom Pipely Fluſſe. Die Engländer haben daſelbſt ein ſchönes Waarenlager, wo ihre meiſten Schiffe vor Anker legen. Die daſige Rhede iſt vortrefflich, indem ſie durch das Vorgebirge Palmeris gegen die ungeſtümen Südwinde gedecket wird. Bey hellem Wetter können die Engländer, die auf dieſer Rhede vor Anker liegen, und die Holländer, die auf der zu Pipely liegen, einander ſehen. Schouten merket an, es ſteige von einer gewöhnlichen Fluth das Waſſer im Ganges um drey bis vier Faden höher, und ſein Flußbette beſtehe aus weißlichtem zarten Thone. Er ſah die Heiden zu Tauſenden dahin wallfahrten; indem ſie vermeynen, ſein Waſſer habe die Kraft, von Sünden zu reinigen. Sie waſchen ihre Kleider darinnen; ſie ſtecken die Köpfe hinein, ſie begießen ſich den ganzen Leib damit, und ſchreyen bey dieſem Vornehmen zuweilen aus Leibeskräften, und mit gefaltenen Händen, O! Ganges, waſche mich, reinige mich. Ja, man bringt ſo gar die Kranken dahin. Erlaubet es ihr Zuſtand nicht, ihren ganzen Leib zu benetzen: ſo tauchet man nur eines von ihren Leibesgliedern in das Waſſer. Wer unter währendem Eintauchen ſtirbt, der wird für einen Liebling des Himmels gehalten. Die Mohren ſind bey weitem nicht ſo abergläubiſch. Sie legen dem Gangeswaſſer keine andere Kraft bey, als daß es ungemein geſund ſey. Und um dieſer Urſache willen, laſſen es die Vornehmen auf viele Meilen weit abholen. Schouten giebt ſelbſt zu, es wäre vortrefflich. Doch bedünket es ihm, er habe hier und dort in Indien noch beſſeres, das iſt, ſüßeres und helleres, getrunken, zum Beyſpiele auf Amboyna, Dingding und anderswo *h*).

Die holländiſche Flotte kömmt an das Vorgebirge.

Nun wollen wir uns mit der holländiſchen Flotte an das Vorgebirge der guten Hoffnung begeben, wo ſelbige nach einem heftigen Sturme, der die Schiffe viele Tage lang auseinander ſtreuete, den 10ten des Märzmonates glücklich ankam. Im Jahre 1658 hatte den Schouten ſeine Neugierigkeit auf den Löwenberg geführet. Voritzt, da er wieder-

---

mem Geſchmacke. In den ödeſten Gegenden dieſer Inſel höret man das Geräuſch von einer großen Menge Klapperſchlangen: ſie gehen aber dem Menſchen aus dem Wege.

„Ich weis nicht, fährt Schouten fort, ob mir „jemand Glauben beymeſſen werde, oder nicht? „Ich kann aber wohl mit Wahrheitsgrunde verſi„chern, daß wir auf Dingding Auſtern von den „Bäumen nahmen, als wie man Obſt abbricht, „und daß wir ſie in Menge abnahmen. Nun iſt „aber zu erwägen, daß das Ufer an dieſer Inſel, „und an der Küſte von Perach, die nur eine halbe „Meile davon liegt, eine pure Einöde ſey, wo die „Bäume der Felſen ſich gegen die See herab nei„gen, von ihrem Waſſer beſtändig angeſpühlet wer„den, ja ihre Aeſte in den ſalzigen Seeſchaum ein„tauchen. An ihrer dergeſtalt benetzeten Rinde nun, „wachſen die Auſtern. Ich habe viele Bäume ge„ſehen, daran die Rinde von außen ſchon ganz ver„ſteinert war, und auf dieſe Weiſe fangen ſie an, „ſich in Muſcheln zu verwandeln. Dieſe Auſtern „ſind zwar klein, ſchmecken aber gut„. A. d. 137. 138 S.

Schouten. 1665.

um in dieſe Gegend kam, wollte er auch den Tafelberg beſteigen, und ſehen, ob er wirklich ſo viel ſeltenes an ſich habe, als man ihm davon erzählete. Indem wir nun von dieſem Lande bereits ſehr ausführliche und genaue Nachrichten beygebracht haben: ſo ſoll dieſe Beobachtung des Schouten das einzige ſeyn, was wir aus ſeiner Beſchreibung des Vorgebirges anführen wollen.

Schouten beſteigt den Tafelberg.

Wegen der ungemeinen Höhe dieſes Berges, konnte Schouten kaum jemanden zu einem ſo gefährlichen und mühſamen Spaziergange bereden. Endlich verſprach doch der Steuermann und der Schiffszimmermann, ihn zu begleiten: ſie machten ſich auch den 1ſten April wirklich auf den Weg. Unten am Berge fanden ſie einen ſchmalen Fußſteig, der ſie bis an die halbe Höhe führete. Auf einer Seite hatten ſie eine ſehr gähe Halde, mit einem darunter liegenden Thale: auf der andern einen großen Bach, der ſich zwiſchen den Felſen hinab ſtürzete. Der Weg, auf welchem ſie den Berg beſtiegen, war ungemein beſchwerlich. Denn zuweilen, wenn ſie über eine ſchlüpferige Stelle wegſteigen wollten, glitten ſie aus, und rutſcheten, wer weis wie weit, wieder hinab, darnach ſie mit unſäglicher Mühe von neuem wieder ſteigen mußten. Der Steuermann wurde für Müdigkeit des Handels bald überdrüßig, ſetzte ſich mitten am Wege nieder, und verſprach, an dieſem Orte ſo lange zu warten, bis ſie zurück kämen. Sie ließen ihm etwas von ihrem mitgenommenen Vorrathe zurück, riethen ihm auch aus Beyſorge, die Stelle bey dem Herabſteigen zu verfehlen, er möchte, wenn ſie innerhalb zwo Stunden nicht wieder da wären, den Rückweg nach dem nächſten Dorfe ergreifen.

Bald darnach fanden ſie mitten zwiſchen den abſchüßigen Klippen einen Hohlweg, der kaum vier Schuhe breit war. Er wurde auf eine ziemliche Strecke von einer ſteilen Felſenwand eingefaſſet, die bis an die Wolken zu ſteigen, und bis in den Abgrund der Erde zu reichen ſchien. Nachgehends aber, mußten die Holländer auf allen vieren fortſteigen, und ſich an dem Geſträuche und Graſe feſthalten. Die Klippen ſtunden dermaßen enge beyſammen, daß ſie ſich zuweilen mit Mühe durchzwingen mußten. Endlich erreichten ſie eine große Kluft, ob ſie gleich von ferne nur wie eine kleine Spalte ausſah, und ſetzeten ihren Weg durch ſelbige fort. Es wächſt daſelbſt viel Gras; ingleichen allerley wohlriechende Kräuter und Bluhmen. Auch giebt es einen anmuthigen Wiederhall. Sie konnten durch Hülfe deſſelbigen, nicht nur dem Steuermanne zurufen, ſondern auch ſeine Antwort vernehmen, ungeachtet ſie ſchon weit von ihm entfernet waren, und ihn nicht mehr ſehen konnten. An dieſem Orte ſetzeten ſie ſich eine Weile nieder, und labeten ſich mit Zwiebacke, holländiſchem Käſe, und etwas Arrak, den ſie bey ſich hatten. Hier fielen ihnen Felſenſtücke, ſo groß als eine Kirche, in die Augen, die frey in die Luft ſtunden, ohne daß ſie einen Halt zu haben ſchienen. Auch vernahmen ſie zuweilen inwendig im Berge ein entſetzliches Geräuſch. Schouten glaubete, es wären große Felſenſtücke, die ſich losgäben, und ſo lange, als ihnen nichts im Wege ſtehe, fortrolleten.

Sie erſteigen den Gipfel.

Endlich führete doch der Trieb einer unermüdeten Neugierigkeit beyde Wandersleute bis auf den Gipfel. Dieſer war nicht über ſechs bis ſieben Schuhe groß, ſo eben als ein Tiſch, und gleichſam mit einer vorſpringenden Mauer umfaſſet, an welcher man von allen Seiten nichts als gähe Abgründe erblickete. Weil ſie bey ihrer Ankunft an dieſem Orte von einem heftigen Durſte gequälet wurden: ſo ſahen ſie ſich nach Waſſer um, fanden auch in den Höhlungen der Felſen, daraus dieſe Tafel beſteht, wirklich etwas. Schouten vermuthete, es wäre aus dem dicken Gewölke, damit der Berg öfters bis zur halben

Höhe umhüllet wird, ausgetröpfelt, oder wie ein Thau herabgefallen. Soviel iſt gewiß, daß es ihm vortrefflich gut ſchmeckete.

Schouten. 1665.

Nachdem ſich die beyden Holländer erquicket hatten: ſo ſetzeten ſie ſich auf den Rand der Tafel nieder, und ſahen daſelbſt gleichſam aus der Luft in die umliegende Gegend herab. Das Ausruhen fiel ihnen in der That nöthig. Es war bereits ein Uhr Nachmittage, und ſie hatten die ganze Zeit von ſieben Uhr des Morgens, bis jetzt, beſtändig bergauf ſteigen müſſen *i*). Der ungemein ſchöne und heitere Tag gönnete ihnen die Luſt, eines höchſtſeltenen Anblickes. „Es iſt nicht zu beſchreiben, ſaget Schouten, wie klein uns die „übrigen Berge, und die ganze umliegende Gegend vorkam. Die große Tafelbay, die gegen „Norden liegenden Gebirge, ja überhaupt das ganze Land, ſo weit man ſehen konnte, kamen uns „nicht größer vor, als was man auf einer Ebene in der Nähe um ſich erblicket. Kaum „vermochte man die Schiffe zu erkennen. Die Feſtung ſchien nur ein Punct zu ſeyn, die „Häuſer, Gärten und Aecker waren völlig verſchwunden. Der einige Löwenberg hatte „zwar noch einige Größe, gleichwohl konnte man ihn in der Mitte von dem ebenen Lande „nicht mehr unterſcheiden.

Sonderbarer Anblick.

Wir hielten, fährt Schouten fort, unſere Mittagsmahlzeit an dem Orte, wo wir „ſaßen, das iſt, auf der berühmteſten Tafel von der ganzen Welt, ungeachtet ſie am allerſeltenſten hierzu gebraucht wird. Unſer Schmaus beſtund in Zwiebacke, Käſe, Arrak „und friſchem Waſſer. Das Gras war unſer Tiſchtuch, zween Steine unſere Stühle, „und die Hände unſere Becher. Nachgehends nahmen wir unſere Stelle an der andern „Seite des Berges, und betrachteten die Seeküſte bey Cabo faco, und ihre hohen Berge, „die uns aber ganz klein vorkamen. Auf der Seite gegen die Bay, war der Anblick etwas gräßliches. Keine Mauer kann ſo gerade ſeyn, als dieſe Seite des Berges, oder „wenn ſie ja eine Beugung hat, ſo neiget ſie ſich vielmehr auswärts, und ſcheint an einigen Orten, als ob ſie den Augenblick hinab ſtürzen wollte. Doch findet man nicht weit „vom Gipfel einige ebene Stellen, darauf Gras nebſt einigem Geſträuche wächſt. Es „wird von dem ungeſtümen Winde im geringſten nicht zu Boden gedrücket, wie zwar auf „andern nicht ſo hoch gelegenen Stellen geſchieht, ſondern es wächſt vielmehr hoch und „gerade, und iſt mit einer Menge wohlriechender Bluhmen vermiſchet, woraus wir ſchloſſen, der Wind müßte hier nicht ſo gewaltig toben, als er weiter unten thut. Wir ſahen zwar nichts lebendiges, als eine große Menge Vögel, doch lag hier und dort Miſt „von wilden Ziegen, Gemſen und andern Thieren. Wir ſahen uns überall nach den „Teichen und ſtehenden Waſſern um, die nach dem Vorgeben einiger Reiſebeſchreiber voll „Fiſche ſeyn ſollen, es war aber vergeblich. Wir ſahen nirgend einiges Waſſer, als in „den Höhlungen der Tafel: es war aber nicht das kleineſte Würmchen, geſchweige denn „ein Fiſch darinnen.

„Um drey Uhr Nachmittage, machten wir uns auf eben dem Wege, darauf wir gekommen waren, wieder zurück, ohne ein anderes Denkmaal unſerer Neugierigkeit, als „unſere Namen in Stein gegraben, zu hinterlaſſen. Wir mußten auf dem Hintern hinab rutſchen, und uns dabey an alles, was uns vorkam, anhalten. Der Schwindel „hätte uns ankommen mögen, wenn wir in die jähe Tiefe, die wir ohne Unterlaß unter „uns hatten, hinab blickten. Unſer Gefährte war nicht mehr an dem Orte, da wir ihn „verließen; denn weil ihm die Zeit zu lang geworden: ſo war er voraus gegangen, hatte „aber

Schwere Rückkehr.

---

i) Die eigentliche Höhe dieſes Berges, iſt in Kolbens und Tachards Beſchreibung zu finden.

Schouten. 1665.

„aber doch zum Wahrzeichen ſein Schnupftuch an den Baum, darunter er auf uns gewartet hatte, gebunden, welches wir auch fanden. Weil wir nun gedachten, voritzt „hätte es mit unſerer Reiſe keine Noth mehr: ſo nahmen wir uns allzuviel Muße dazu. „Allein, darüber brach die Nacht ein, und wir fielen aus dem Wege, und kamen in ein „gräßliches Thal, da wir nichts als Klippen, weite Schlünde, und einen großen Bach, „der ſich von der Höhe herab ſtürzete, antrafen.

„Wir erſchracken ſehr darüber, als wir uns an einem Orte ſahen, da der Berg noch „kein Ende hatte, und von welchem wir doch nicht weiter hinab kommen konnten, ſondern „nur rings um die Felſen herum laufen mußten. Wir giengen ſtark drauf zu, in Hoffnung, irgend einen Fußſteig ausfindig zu machen. Allein, dieſes Eilen half uns weiter „zu nichts, als daß wir auf einmal in ein erſtaunlich großes Brenneſſelgebüſche fielen, das „rings herum mit einem rechten Irrgarten von Klippen, Schlünden und Höhlen umgeben „war. Gleichwohl fanden wir endlich die Stelle wieder, wo wir hinein gekommen waren. Allein, es war eine ſteile Wand, die wir unmöglich erſteigen konnten. Unterdeſſen wurde „es immer finſterer, und es grauete uns, an einem ſolchen Orte zu bleiben, da wir keinen „Augenblick vor den reißenden Thieren ſicher waren. Ueber dieſen Gedanken raffeten wir „alle unſere Kräfte zuſammen. Wir kletterten wieder bergauf. Hier erfuhr ich an mir „ſelbſt, was die Angſt bey einem Menſchen auszurichten vermöge. Endlich fanden wir „den verlohrnen Fußſteig, der Dunkelheit ungeachtet, dennoch wieder, eben als ob die „Begierde darnach unſer Geſicht geſchärfet hätte. Allein, da wir eine Zeitlang darauf „fortgegangen waren: ſo führete er uns zu einem Sumpfe, darein wir bis an die Knöchel „ſunken, und uns zugleich durch das Gebüſche, das uns alle Augenblicke vor die Naſe „ſchnellete, durcharbeiten mußten. Indem wir ſo durchbrachen, ſtund auf einmal eine „ganze Kitt großer Vögel vor uns auf. Bey dem Geräuſche, das ſie machten, dachte „mein Gefährte, nun habe ihn ſchon ein Löwe bey dem Kopfe, und that einen gräßlichen „Schrey. Wir hatten noch allerley andere Anſtöße, kamen aber doch zuletzt glücklich in „den Flecken, wo der Steuermann auf uns wartete. Den folgenden Tag kamen wir mit „blutigen Beinen, zerriſſenen Schuhen und Strümpfen an Bord; ſo hatten uns die Dornen zugerichtet„ k).

Betrübte Zeitung.

Wenig Tage nach Schoutens Rückkunft, kam ein Schiff aus Holland, und brachte die ſchlechte Zeitung mit, es regiere die Peſt in den vereinigten Niederlanden, nebſtdem wären ſie mit England in einen Krieg verwickelt, und hätten ſchon unterſchiedliche Länder eingebüßet. Aus dieſem Berichte konnten alle auf der Flotte befindliche Holländer leicht ermeſſen, weil der Krieg in dem Meere, dadurch ſie ihren Weg nehmen mußten, geführet werde, ſo ſtehe ihnen allerley Gefahr bevor. Schouten, ungeachtet er an der reichen Ladung ſeines Schiffes nicht den geringſten Antheil hatte, gerieth demnach, als ein Eiferer für das Wohl ſeines Vaterlandes, in große Sorge deswegen, und ſah das Unglück zum voraus, deſſen folgende Beſchreibung einen höchſt leſenswürdigen Theil ſeines Tagebuches ausmachet.

Den 22ſten gieng der Admiral Bitter mit eilf reichbeladenen Schiffen unter Segel. Den 23ſten des folgenden Monates war er, in einer Entfernung von mehr als ſechs hundert Meilen vom Vorgebirge, über die Linie geſegelt. Uebrigens fiel auf der ganzen Fahrt bis zum ſieben und vierzigſten Grade nichts merkwürdiges vor, als ein großer Sturm, der

---

k) A. d. 389 und vorherg. S.

Schouten.
1665.

der vier Schiffe von der Flotte trennete. Aber den 11 ten des Heumonates erblicketen ſie auf beſagter Höhe drey Segel, die aber nach Erſehung der Flotte das Weite zu gewinnen ſuchten. Gleichwohl wurde eines davon angehalten, und der Schiffer an Bord des Admirals zu kommen genöthiget, da er ſich denn für einen Franzoſen bekannte. Er kam von Terranova, und hatte in Meynung, er habe eine engliſche Flotte vor ſich, die Flucht ergriffen. Schon vor ſeiner Abreiſe aus Frankreich war der Krieg zwiſchen England und Holland angegangen; indem die Engländer alles, was die Staatenflagge führete, ohne Unterſchied wegnahmen. Ja ſie hatten nicht einmal die Kriegesankündigung abgewartet, ſondern Neuholland und einen Theil von Guinea ſchon vorher in ihre Gewalt gebracht. Als der Schiffer abreiſete: ſo rüſteten ſich beyde Machten mit äußerſtem Eifer. Seines Erachtens mußten ſie alle beyde ſehr fürchterliche Flotten in der See haben, auch wohl einander ſchon einige Schlachten von wichtiger Folge geliefert haben. Zum Beſchluſſe rieth er dem Admirale, wohl auf ſeiner Huth zu ſtehen, und der engliſchen Flotte auszuweichen. Dieſe Nachricht wurde zwar dem franzöſiſchen Schiffer dankbarlich vergolten, ſetzete aber die ſämmtlichen Schiffe in große Sorge. Jedermann war der Meynung, es wäre hohe Zeit, ſich in Verfaſſung zu ſtellen. Man machte ſich alſo zum Schlagen fertig, und jeder Holländer, bis auf den geringſten, war geſonnen, die koſtbare Ladung der Flotte auf das theureſte zu verkaufen.

Tageslänge auf ſechzig Grad.

Man ſetzete den Weg immer gegen Norden fort, und zwar aus Abſichten, die man noch zur Zeit nicht recht laut werden ließ. Dergeſtalt rückete man währendem Heumonate bis auf den ſechzigſten Grad, wo es um dieſe Zeit faſt gar nicht Nacht wird. Die Sonne gieng um halb Zwölfe unter, verſenkete ſich aber kaum ein wenig neben dem Geſichtskreiſe *l*). Eine Stunde darauf war ſie wieder da, und wurde es nie ſo dunkel, daß man um Mitternacht nicht hätte leſen können. Alle Tage ſah man Land. Man hoffete zwiſchen Hitland und Ferro einige holländiſche Kriegesſchiffe anzutreffen, aber vergeblich. Dieſen Weg mußte man ändern, weil der widrige Wind, damit zugleich ein dicker Nebel vergeſellſchaftet war, nicht nur einige Schiffe von der Flotte verſchlug, ſondern auch verurſachete, daß die übrigen die Anker ſchleppeten. Auf der Höhe von ſechs und ſechzig und einen halben Grad, beſchloß man, die norwegiſche Küſte zu ſuchen, und von da nach Holland zu gehen. Schouten iſt hier aus eiferiger Geſinnung gegen ſein werthes Vaterland, „der ungezweifelten Meynung, es habe dieſer Zufall von der göttlichen Vorſehung, welche die holländiſche Flotte beſchützen wollte, hergerühret. Unſer lieber Herr „und Gott, ſaget er, welcher zu Erhaltung unſers Staates von einer Zeit zur andern augenſcheinliche und herrliche Wunderwerke thut, der befahl dieſesmal dem Winde, den „er in ſeiner Hand hat. Er ſchickte den Oſtwind und den Nebel als ſeine Bothen zu uns, „gegen welche der Befehl einer hochedlen Compagnie von Indien nichts galt. Sie nöthigten uns, von dem vorgeſchriebenen Wege abzuweichen, und vernichteten dadurch alle „Anſchläge der Feinde. Es kreuzeten zwiſchen Hitland und Ferro fünf und zwanzig „engliſche Kriegesſchiffe auf uns. Hätte es Gott gefallen, uns dieſen Weg offen zu laſſen: „ſo hätte ihnen die reiche Beute, die ſie in ihren Gedanken bereits verſchlungen hatten, „nimmermehr entgehen können *m*).

Glück der Holländer.

Auf fünf und ſechzig Grade waren die Tage noch länger, als zuvor, und Bitter glaubete, er wäre nicht weit von Jßland. Den 1ſten Auguſt erblickete man ein Schiff, und

---

l) Sie gieng gemeiniglich in Nordnordweſt unter, und in Nordnordoſt wieder auf. A. d. 395 S.

m) A. d. 398 S.

Schouten. 1665.

und erreichete es gegen Abend. Es war ein franzöſiſcher Fiſcher, der von Grönland zurück kam. Nach ſeinem Berichte, hatte er vor zween Tagen eine holländiſche Galiotte angetroffen, und von dem Schiffer vernommen, er müßte, gleichwie noch viele andere Fahrzeuge, auf die indiſche Flotte kreuzen, um ihr Nachricht zu geben, daß der Krieg angegangen wäre; daß der Admiral Ruyter wieder aus Guinea zurück gekommen ſey, und alle von den Engländern daſelbſt weggenommene Plätze wiederum erobert habe. Die Handlung ſtehe in den vereinigten Niederlanden ganz ſtille, und dürfe kein Kaufmannsſchiff auslaufen. Nach dieſem Berichte, ſetzete er ſeinen Weg um England fort, weil er ſelbſt den Feinden der Generalſtaaten nicht viel Gutes zutrauete, indem ſie die franzöſiſche Flagge nicht allemal ſchoneten.

Verlegenheit des Admirals.

Ein Sturm, welcher die folgenden Tage entſtund, ſetzete den Admiral Bitter in neue Verlegenheit. Denn er wußte nicht, was am beſten gethan ſeyn möchte, ob er ſeinen Weg gerade nach Holland nehmen, oder, wenn der Wind ſich legen würde, lieber die norwegiſche Küſte gewinnen ſollte? Nichts gieng ihm ſo nahe, als daß er in dieſer See nicht ein einziges holländiſches Fahrzeug, von dem er Nachricht einziehen konnte, antraf. Unterdeſſen ſagete er endlich, er wäre geſonnen, die Flotte lieber in einem holländiſchen Hafen, als auf einer fremden Küſte in Sicherheit zu bringen; behauptete auch dieſen Vorſchlag mit allem Eifer, und ſtellete vor, man dürfte nicht hoffen, auf andere Weiſe glücklich durch zu kommen, als wenn man den Vortheil von dem Winde zu Hülfe nähme, und ſich zu allem äußerſten Widerſtande gefaßt machte. Dieſer herzhafte Entſchluß wurde nicht nur gebilliget, ſondern erweckete auch bey dem ſämmtlichen Schiffsvolke ungemeine Freude. Man ſteuerte demnach mit einem Nordwinde, der nicht günſtiger hätte ſeyn können, gerade auf Holland zu.

Es begegnen ihm zwey holländiſ. Schiffe

Nach zwo Stunden erblickete man eine holländiſche Galiotte. Hierüber wurde die Freude noch größer. Allein, ſie wurde ziemlich vermindert, als dieſes kleine Fahrzeug, nachdem es mit genauer Noth an die Flotte gekommen war, vor den ungeſtümen Wellen nicht einmal an Bord legen konnte. Doch gab das darauf befindliche Volk durch allerley Zeichen mit den Händen und dem ganzen Leibe zu verſtehen, es wäre nicht rathſam, den Weg nach Holland fortzuſetzen, ja endlich vernahm man deutlich, daß ſie unter andern auch dieſes riefen: Queer über! Queer über! Auf der Stelle wurde befohlen, die Schiffe alſo zu wenden. Vor Abends bekam man ſchon die norwegiſche Küſte ins Geſicht. Den folgenden Tag war man nur noch drey Meilen von dem Lande, und man ſah von ſolchem eine Galiotte auf die Flotte losſegeln. So wohl dieſe, als die geſtrige kamen faſt zu einer Zeit an Bord des Admirals. Sie berichteten alle beyde, es wäre nicht nur der Krieg zwiſchen England und Holland ausgebrochen, ſondern auch eine große Schlacht vorgefallen, in welcher dem holländiſchen Admirale, welcher vier und achtzig Stücke und fünfhundert Mann geführet hatte, Feuer ins Pulver gekommen wäre. Davon wäre er aufgeflogen, und nur fünf Mann gerettet worden. Die Viceadmirale, imgleichen viele Hauptleute, Soldaten und Matroſen, hätten das Leben verloren; auch hätte die holländiſche Flotte einige Schiffe eingebüßet, und die Flucht in ihre Häfen ergreifen müſſen. Die Engländer verübeten nach ihrem Siege großen Trotz. Sie hätten ihre Flotte in drey Geſchwader vertheilet, und dreyßig große Kriegesſchiffe nach Norden geſchicket, woſelbſt ſie der indianiſchen Flotte zwiſchen Hitland und Ferro aufpaſſeten. Um auch dieſe fette Beute deſto gewiſſer zu haſchen: ſo ließen ſie vier und zwanzig andere Kriegesſchiffe an der norwegiſchen

Küſte

Küſte kreuzen, und würde ſie, ohne die heilſame Warnung der kleinen Galiote, unfehlbar mitten darunter gerathen ſeyn; ja wenn ſie auch dieſem Geſchwader entgangen wäre, ſo hätte ſie doch auf die engliſche Hauptmacht geſtoßen, welche zwiſchen der Drogebank und den holländiſchen Häfen herum ſchwärmete, und alles, was aus fremden Landen dahin wolle, wegnähme.

Sie ſollen in Bergen anlegen.

Die Holländer danketen dem Himmel dafür, daß er ſie gleichſam bey der Hand geleitet hatte. Sie empfingen von den Schiffern, ſowohl einer als der andern Galiote, einen Befehl von der indianiſchen Geſellſchaft, kraft deſſen ſie zu Bergen in Norwegen vor Anker legen ſollten. Auch erfuhren ſie, es wären bereits drey von den verſchlagenen Schiffen ihrer Flotte glücklich daſelbſt angelanget. Der Wind blies aus Norden. Der Lauf wurde unverzüglich nach Bergen gerichtet. Als ſie ſich dem Liet näherten, welches der weſtliche Theil des daſigen Hafens iſt: ſo ſuchten ſie durch ein Gat, Jeltefurt genannt, am Norden der langen Inſel einzulaufen. Weil es aber nicht angieng, indem man zuweit ſüdlich war: ſo mußte man gegen Kruisfurt ſegeln, und es darauf ankommen laſſen, ob man in denen fünf Meilen, die man ſüdlich zurück legen mußte, den Feind antreffen würde oder nicht.

Schouten hält für höchſt wahrſcheinlich, es müſſe der am vorigen Tage entſtandene Sturm die Engländer, welche vor dem Hafen kreuzeten, ſehr weit nach Süden verſchlagen haben. Es erkenneten auch die Holländer dieſe Begebenheit für ein neues Merkmaal des göttlichen Schutzes. Sie liefen voll Freude in das Gat Kruisfurt, und von da bis in den Bakeſond, welcher eine halbe Meile weit ins Land geht, und einen kleinen Meerbuſen zwiſchen lauter Klippen vorſtellet. Weil der widrige Wind die ſämmtlichen Schiffe in dieſer ſchmalen auch mit kleinen Inſeln und Klippen angefülleten Rhede die Anker zu werfen nöthigte: ſo lagen ſie dermaßen enge beyſammen, daß man von einem ins andere ſteigen konnte. Zu gleicher Zeit kam auch ein kleines Fahrzeug von Bergen dahin, deſſen Schiffer ungemeine Höflichkeit vorgab, die holländiſchen Officier beſuchte, und ſich ihrer glücklichen Ankunft erfreuete. Er war aber ein Kundſchafter, der den folgenden Tag ſich wieder weg machte und den Engländern die Nachricht überbrachte, ſie lägen im Bakeſond, das iſt, in einem Orte, da ſie nicht den geringſten Widerſtand leiſten, und von den Engländern, wenn ſie nur zeitig herbey kämen, wie in einem Netze gefangen werden könnten.

Unterdeſſen bekam zwar jedes Schiff ſeinen Lootsmann; dem ungeachtet aber blieben die Schiffe noch dieſe Nacht und den folgenden Tag mit Tauen an den Felſen feſt gebunden. Bitter ſchickte eine von beyden Galiotten mit der Nachricht von ſeinem Daſeyn nach Holland. Die Landeseinwohner brachten allerley Lebensmittel auf die Flotte, bothen ſie aber um einen ſo hohen Preis, daß man, um das Geld zu ſparen, auf den Einfall gerieth, man wolle ihnen alte indianiſche Kleider dagegen vertauſchen. Sie waren auch vollkommen wohl damit zufrieden, indem ſie größten theils halb nackend herum liefen; und die Holländer ergötzeten ſich nicht wenig daran, als ſie nach Verlaufe weniger Tage alle dieſe nordiſchen Bauern in geſtreiften oder geblühmten Zeugen einher ſtutzen ſahen.

Sie ankern daſelbſt.

Am 8ten Auguſt erhub ſich ein günſtiger Wind, und ſetzete die ganze Flotte in den Stand, durch die noch übrigen Gaten zu laufen, darunter einige nicht breiter als die gewöhnlichen holländiſchen Canäle ſind. Sie fuhr alſo durch die innere Rhede, die bergiſche Liete genannt, und kam Nachmittage in die Stadt ſelbſt, wo jedwedes Schiff an der Bune feſt gebunden wurde. Zwey fehleten, und hatten ſich ſeit dem letzten Sturme nicht

Schouten. 1665.

wieder bey der Admiralsflagge eingefunden. Hingegen traf man beynahe funfzig Kauffahrer aus allerley Ländern im Hafen an, die ihre Sicherheit daſelbſt ſuchten, und auf ein Geſchwader, das ſie nach Holland begleiten ſollte, warteten n).

Gefahr, die ihnen daſelbſt drohet.

Die Einwohner zu Bergen empfingen die Holländer ungemein freundlich. Der daſige Stadthalter, Gaſpel de Siſignon, ſparete das Pulver zu den Willkommſchüſſen im geringſten nicht. Der Admiral wurde von dem geſammten Adel im Schloſſe zu Gaſte gebethen, und die Officier genoſſen in der Stadt gleiche Höflichkeit. Doch dieſe Ruhezeit dauerte nicht lange. Denn die Galiote, welche der Admiral vor zween Tagen nach Holland abgefertiget hatte, kam ohne Segel und Maſten wieder zurück. Sie war auf der See von einem engliſchen Geſchwader angetroffen, verfolget, und endlich genöthiget worden, ihre Sicherheit in den Gaten zu ſuchen. Weil ſie mit ſolcher Gewalt geſegelt war, daß der Maſt entzwey brach: ſo mußte ſie ſich von einigen kleinen Fahrzeugen bis in die Stadt ſchleppen laſſen. Indem man nun auf mehr als einer Seite aus dem Hafen zu Bergen aus und ein laufen kann: ſo ſchickte der Admiral die zweyte Galiote in gleicher Verrichtung ohne Zeitverluſt ab.

Noch an eben dieſem Tage erfuhr er, es wären fünf Stunden hernach, als er den Bakeſond verlaſſen hatte, vierzehn große engliſche Kriegesſchiffe dahin gekommen, in Meynung, die holländiſche Flotte ohne viel Weitläuftigkeit nach England abzuholen. Da ſie nun das leere Neſt angetroffen, wären ſie aus Aergerniß, daß der ſchöne Vogel ausgeflogen ſey, in eine Wuth gerathen, darüber ſich die daſigen Einwohner recht entſetzet hätten. Schouten betrachtet dieſen Zufall als das dritte, und wie er meynet, handgreiflichſte Wunderwerk zum Beſten der Holländer. Denn übrigens dachten ſie, in einem Hafen des Königs von Dännemark, mit welchem Holland in Frieden lebete, vollkommen ſicher zu ſeyn. In dieſer Zuverſicht machte ihnen die Nachricht, der Feind ſey bis an den Bakeſond angerücket, wenig Kummer. Allein, bald darauf erhielt der Statthalter zu Bergen ein ſtolzes mit vielen Drohungen angefülletes Schreiben, darauf man ohne Verzug Antwort haben wollte. Der Inhalt war: „Es käme den Engländern ſehr fremde „vor, und verdröſſe ſie nicht wenig, daß er eine mit den Schätzen des Morgenlandes beladene holländiſche Flotte in ſeinem Hafen aufgenommen habe, und ſich unterfangen wolle, „dem Könige von Großbrittannien Schiffe zu entziehen, die vermöge des Kriegesrechtes „ihm auf alle Weiſe zuſtändig wären. Wegen dieſes ungebührlichen Beginnens nun erwarte man Rede und Antwort von ihm„.

Der Statthalter gab, nach gepflogener Berathſchlagung, wozu der holländiſche Admiral gleichfalls gezogen wurde, zur Antwort: die Engländer hätten nicht die geringſte Urſache, es übel zu nehmen, daß man die däniſchen Bundesgenoſſen im Hafen zu Bergen aufnehme, indem der König von Dännemark an der Zwiſtigkeit zwiſchen England und Holland nicht den geringſten Antheil nehme: Bergen ſey eine Handelsſtadt, und ſtehe allen Freunden Dännemarks offen, folglich den großbrittanniſchen Unterthanen eben ſowohl, als den Holländern: bedürften die Engländer einige Lebensmittel, ſo ſtehe es ihnen eben ſowohl frey, als den Holländern, ſich damit zu verſorgen, doch mit der Bedingung, daß nicht mehr als ſechs Kriegesſchiffe auf einmal in den Hafen kämen, weil er ausdrücklichen Befehl von ſeinem Hofe habe, nicht mehr hineinzulaſſen.

Die

---

n) Die Erzählung von dieſer Begebenheit iſt um ſo viel leſenswürdiger, weil man ſie in keinem einzigen Geſchichtſchreiber antrifft.

Die englische Flotte nähert ſich Bergen.

Die Engländer verſetzeten darauf, ſie hätten die See ſchon lange Zeit gehalten, folglich in der That eben ſowohl Erfriſchungen nöthig, als die Indienfahrer; ſie wären auch bloß in der Hoffnung, hier zu Bergen damit verſorget zu werden, ſo tief in das däniſche Gebiethe gekommen. Zween Tage hernach erfuhr man, ſie rückten mit einer großen Anzahl Kriegesſchiffe, Kitſen und Brandern herbey. Sie legeten zwo Meilen von der Stadt vor Anker. Von hier ſchickten ſie in einer wohlbewaffneten Schaluppe, welche die großbritanniſche Flagge führete, einen Herrn ab p), welcher unten am Schloſſe ausſtieg, und anfänglich dem däniſchen Statthalter zumuthete, die holländiſche Flotte aus dem Hafen zu ſchaffen, nachgehends aber rund heraus ſagte: wolle er den Engländern dieſes nicht zu Gefallen thun, ſo hätten ſie von ihrem Herrn Befehl, ihre Feinde anzugreifen, wo ſie dieſelbigen fänden. Der Beſcheid des Statthalters war: er habe den Holländern nichts zu befehlen, und an ſtatt ſie aus dem Hafen zu jagen, erfordere es vielmehr ſeine Schuldigkeit, alle däniſche Freundesſchiffe, es möge ſie nun ein Zufall oder ihr freyer Wille herführen, zu beſchützen, und wiſſe er ſowohl die Stadt, als den Hafen, gegen jedermann, der ſich unterſtehe, Gewaltthätigkeiten daſelbſt auszuüben, mit Nachdrucke zu vertheidigen.

Sie leget ſich daſelbſt vor Anker.

Dieſe Antwort hatte die Kraft, den trotzigen Engländer etwas geſchmeidiger zu machen. Er bath nur, man möchte ſeinem Geſchwader erlauben, ſich für baares Geld mit Lebensmitteln zu verſorgen. Sehr gern, gab der Statthalter dagegen, wofern ihr geſonnen ſeyd, Ruhe und Friede zu halten. Damit gieng der Engländer weg, ohne ſeine Gedanken weiter zu eröffnen. Die Holländer glaubeten nicht, daß ſo viele Kriegesſchiffe, gleich ihnen, ſich, ſo zu ſagen, mitten in der Stadt vor Anker legen würden. An ſtatt alſo ſich dieſes anfechten zu laſſen, hielten ſie es für eine bloße Großſprecherey ihrer Feinde. Allein, ſie ſahen bald darauf vierzehn große Schiffe, vier Jachten und drey Brander anrücken, welche ſämmtlich die Flagge ihres Geſchwaders, nämlich die rothe, wehen ließen. Der Viceadmiral, welcher ſie anführete, weil der Admiral mit drey bis vier andern Schiffen vor dem Gat liegen geblieben war, ließ ſie ohne Verzug bis an den Schlagbaum der Stadt buchſiren, um die Holländer dergeſtalt gleichſam eingeſperret zu halten. Hier ſtelleten ſie ſich, ein Schiff am andern, in einen halben Mond, alſo, daß ſie ihre Seite, die ſtark mit halben Carthaunen beſetzt war, gegen die Holländer kehreten. In dieſer Stellung machten ſie gleichſam einen Wall, der den bergiſchen Hafen, oder vielmehr die ſchmale Einfahrt deſſelbigen verſchloß. Sie führeten wenigſtens funfzig bis ſechzig Stücke, ja einige noch mehr, und hatten ſie nebſt denen, welche gewöhnlicher Weiſe an die Schußlöcher gehöreten, noch mehrere dahin gebracht, oder nach Schoutens Ausdrucke, auf Haufen übereinander geleget, in der Abſicht, ihre Feinde auf einmal in den Grund zu ſchießen.

Weil der holländiſche Admiral nicht abſehen konnte, was dieſe Anſtalt bedeuten ſolle: ſo bath er bey dem Statthalter um Erlaubniß, den Angriff, damit er, wie es ſcheine, bedrohet ſey, mit Gewalt abzutreiben, und erſuchte ihn zugleich um den Beyſtand, den er von einer mit ſeinen Herren verbündeten Stadt, mit allem Fuge zu erwarten habe. Die Antwort der Dänen lautete nach ſeinem Wunſche. Als das engliſche Geſchwader zum Vorſcheine kam: ſo hatte er ſeine Wimpel gleichfalls wehen, und das Gelärm der feindlichen Trompeter und Pauker auf gleiche Weiſe beantworten laſſen. Als er wieder an Bord kam, ließ er ſeine Schiffe, Boegſpriet gegen Hintercaſtell, mit dem Steuerborde auswärts, auch in

---

o) A. d. 410 S.

p) Die Holländer glaubten, es ſey der Admiral Namens Tidemann ſelbſt geweſen.

Schouten. 1665.

eben der Ordnung als die Feinde, nämlich in Geſtalt eines halben Mondes, mit den Tauen aneinander hängen: nur war ſeine Linie ſchwächer, als die feindliche, weil er nicht mehr als ſieben oder acht Schiffe hatte, die ſich wehren konnten. Ja es ſchien kaum möglich, daß ſie große Dinge thun würden. Denn ſie waren ſchwer beladen und läck; auf den Verdecken fehlete es am Platze zum Schlagen; und in der wenigen Zeit, die man etwa noch übrig hatte, fiel es unmöglich, Raum zu machen, und ſie in beſſern Stand zu ſetzen. Nebſt dem lagen ſie inwendig in der Stadt, wo der Canal am allerſchmaleſten war, und es am Raume zu den nöthigen Bewegungen fehlete. „Meines Erachtens, ſaget Schouten, fehlete es den Engländern bey allem ihren Stolze und Hochmuth an genugſamer Verwegenheit. „Nach einmal überſchrittenen Schranken hätten ſie ohne viel Federleſens fortmachen ſollen. „Hätten ſie uns gleich bey ihrer Ankunft im Hafen angegriffen: ſo wäre unſere ganze Flotte „nebſt allen übrigen Kauffahrern ohne den geringſten Zweifel in ihre Hände gerathen. Sie „durften nur unſere Schiffe entern und die Tauen kappen; nichts war ſodann leichter, als „ſie bis an die ihrige zu buchſiren. Was noch mehr, ſie hatten überflüßige Zeit dazu; „unſere Schiffe ſtunden ihnen lange genug unbemannet vor der Naſe. Denn unſere meiſten Matroſen waren am Lande, und dermaßen betrunken, daß ſie nicht wußten, was man „haben wollte, als man ihnen befahl, an Bord zu kommen und ſich zu wehren„ q).

Schrecken der Einwohner in Bergen.

Der Statthalter zu Bergen mußte, auf Anſuchen des holländiſchen Generals, Lärm ſchlagen und ausrufen laſſen, es ſollten alle holländiſche Matroſen, bey Verluſt ihres Soldes und Vermeidung anderer ſchweren Strafe, an ihren Bord gehen. Zu gleicher Zeit wurde auch der Bürgerſchaft befohlen, das Gewehr zu ergreifen Schouten iſt, wie er ſaget, nicht im Stande, zu beſchreiben, wie ſehr die ehrlichen Leute ſich darüber entſetzeten und ärgerten, als ſie vernahmen, was die Engländer mitten in ihrer Stadt zu thun gedächten. Der Schrecken war um deſto größer, weil noch nie ein einiger Feind ſo nahe an die Stadt gekommen war. In der erſten Angſt liefen nicht wenige davon, ſobald es Nacht wurde, und ließen ihre Häuſer ſtehen, und flohen mit ihrer beſten Habſeligkeit ins Gebirge.

Vorſicht des Admiral Bitters.

Als die Matroſen nach ihrer Ankunft am Borde ſich allmählig wieder beſonnen: ſo beſuchte der Admiral ein Schiff nach dem andern; und weil er die Gemüthsbeſchaffenheit ſeiner Landesleute wohl kannte, daß ſie nämlich langſam in Eifer geriethen, aber hingegen ſchwer zu beſänftigen ſind: ſo ſtellete er ihnen Ehre, Freyheit, und Liebe zum Vaterlande vor Augen, und ſuchete ihren Muth durch dieſe allerwichtigſten Bewegungsgründe anzufeuern. Schouten bezeuget, es hätten nach Endigung ſeiner Rede, welche ſehr eindringend geweſen, und davon er den Hauptinhalt anführet, alle auf ſeinem Schiffe befindlichen Holländer einmüthig mit freudiger und beherzter Stimme ausgerufen: Gut! Herr Admiral! wir wollen uns ritterlich wehren, und es ſoll uns, ob Gott will, am Siege nicht fehlen. Lieber wollen wir bis auf den letzten Mann fechten, als dem Feinde die reiche Ladung, darauf des Vaterlandes Wohlfahrt merklich ankömmt, überlaſſen, und uns in der Engländer Gewalt ergeben. Hierauf wendete ſich der Admiral zu den Officieren, und band ihnen aufs ſchärfeſte ein, die Schiffe, die ſich nicht länger zu halten getraueten, in die Luft zu ſchicken r).

Als

---

q) A. d. 415 und 417 S.

r) A. d. 420 S.

s) Der Verfaſſer meldet einige von dieſen Schmähungen, die ihm vermuthlich am weheſten thaten: „Ihr Lumpengeſindel, was unterſtehet ihr „euch? Ihr Hunde, Galgenſchwengel, ihr ſchmieri„gen

Schouten. 1665.

Als er die ſämmtliche Flotte beſichtiget hatte: ſo vertheilete er die Mannſchaft der zum Gefechte untüchtigen Kauffahrer, und ſchickete einen Theil davon auf die Indienfahrer, die übrigen aber ins Schloß, wo bereits viele Bürger, in der Abſicht ihren Freunden redlich beyzuſtehen, verſammlet waren. Die größte Gefahr hatte man bey Nachtzeit von den engliſchen Brandern zu beſorgen. Allein, zum Glücke für die holländiſche Flotte waren ſie unter Wind. Dieſe Nacht über bezeugeten ſich die Engländer auf ihren Schiffen ungemein luſtig. Sie jauchzeten einmal über das andere, und ſtießen dabey die gröbſten Schmähungen aus, die uns, ſaget Schouten, genugſam zu erkennen gaben, daß ſie unſere Nation für den Schandfleck des menſchlichen Geſchlechtes, für den Auswurf des Erdbodens, und für das ſchlechteſte Lumpenpack anſahen r).

Mit anbrechendem Tage begab ſich ihr Viceadmiral zum däniſchen Statthalter, und forderte ihn zum letzten male auf, die holländiſche Flotte an den König von England auszuliefern. Es verſicherten viele Dänen die Holländer, er habe den Befehlshabern der Stadt die halbe Beute angebothen, wenn ſie der Flotte keinen Beyſtand leiſten würden. Allein, ſie verwarfen nicht nur dieſen Antrag, ſondern thaten auch im Namen ihres Königes die Erklärung: ſie würden durchaus nicht leiden, daß die Freyheit des Hafens verletzet würde; und wofern eine von beyden Parteyen ſich unterſtünde, Händel anzufangen, ſo würden ſie der friedlich geſinneten mit aller Macht beyſtehen. Der Engländer brachte hierauf allerley leere Entſchuldigungen vor, woraus man ſeinen eigentlichen Entſchluß noch nicht ganz gewiß ermeſſen konnte.

Nach genommenem Abſchiede begab er ſich nicht gerades Weges auf ſeine Flotte, ſondern ließ ſich an die holländiſche führen, und betrachtete ein Schiff nach dem andern, gleichſam mit guter Muße. Dieſer Hohn verdroß die Holländer ſo ſehr, daß ſie ihm aus drey von ihren ſchwereſten Stücken einen Gruß zuſchicketen. So bald er wieder an Bord gekommen war, machten die Engländer ihre letzten Anſtalten zum Gefechte. Sie ließen ihre Wimpel wehen, ſie machten die Enterbrücken und Schanzkleider zu rechte. Alles dieſes geſchah unter großem Freudengeſchreye, Trompeten und Paukenſchalle. Die Holländer ſtelleten ſich gleichfalls an ihre angewieſenen Plätze. Eben damals wurde die Sonne, ungeachtet ſie ungemein heiter aufgegangen war, mit einem dicken Gewölke verdecket; hierauf folgete ein ſtarker Regen, der Wind aber blieb immer einerley, das iſt, den Holländern günſtig.

Sie ſchicken ſich zum Gefechte.

Das Gefecht geht an.

Um ſechs Uhr des Morgens gaben die Engländer die Loſung mit einem Stückſchuſſe, und feuerten darauf alle ihr Geſchütz, welches ſie an Backbord zuſammen gebracht hatten, auf einmal ab. Dieſe Lage machte ein dermaßen ſchreckliches Gekrache, als wenn Himmel und Erde zuſammen ſtürzen wollte. Sie mußte wenigſtens von vier hundert Stücken ſeyn, welche ſehr nahe beyſammen ſtunden, mit großen Kugeln, mit Ketten und eiſernen Stangen geladen waren, abſonderlich aber mit einer ſolchen Menge Cartätſchen, daß das Waſſer davon aufbrauſete, als ſie vor den holländiſchen Schiffen hinein fuhren. Gleichwohl verurſachte ihnen dieſes alles wenigen Schaden. Schoutens Schiff verlor nicht mehr als zween Mann; einem wurde der ganze Oberleib weggenommen, dem andern der Kopf.

„gen Butterbüchſen: könnet ihr euch doch vor Krätze „kaum rühren! Solche halbverhungerte Kerl, ſolche volle Zapfen unterſtehen ſich, mit uns anzubinden! O! wie werden ſie morgen laufen! „in welche Löcher werden ſie wohl kriechen, „wenn ſie unſer Geſchütz krachen hören„. A. d. 422 S.

Schouten. 1665.

Sie ließen auch den Muth nichts weniger, als ſinken, wie zwar die Engländer vermeynet hatten. Im Gegentheile gaben ſie ihre Lage in vollem Eifer, ſich nachdrücklich zu rächen, ebenfalls. Nach dieſem hitzigen Voreingange wurden die Stücke auf beyden Seiten in möglichſter Geſchwindigkeit friſch geladen, und man ſchlug ſich mit ſolchem Grimme mit einander herum, daß Schouten zweifelt, ob je eine ſo ſchreckliche Seeſchlacht geliefert worden ſey. Auf einmal ſahen die Holländer zu ihrem größten Erſtaunen, von däniſcher Seite die weiße Flagge wehen. Nun, dachten ſie, iſt die Karte falſch! Deswegen aber ließen ſie den Muth nicht ſinken, ſondern thaten vielmehr ihr äußerſtes, weil doch alles auf ſie allein ankäme. Der Wind blieb ihnen beſtändig gut. Er trieb den Engländern den Rauch ins Geſicht, und umhüllete ſie gleichſam mit einem dicken Nebel. Weil ſie nun in dieſer Düſterheit ihre Stücke nicht genau richten konnten, ſo giengen die meiſten Schüſſe entweder in die Luft, oder thaten doch niemanden einigen Schaden, als den Häuſern der Stadt, darunter viele ganz zu Grunde geſchoſſen wurden. Die Holländer hingegen hatten den Vortheil, daß ſie ihre Feinde beſtändig ſehen, und die Seite ihrer Schiffe beſchießen konnten, dadurch ſie ihnen, weil ſelbige mit Volke gleichſam vollgepfropfet waren, eine Menge Leute zu Schanden machten. Ihre Stücke ſchoſſen dreyßig, ſechs und dreyßig und acht und vierzig Pfund, und räumeten unter dem Feinde entſetzlich auf. „Es war „nicht ſowohl ein Seetreffen, als ein Würgen und Niedermetzeln„ t). Endlich merketen die Holländer, daß dem Feinde die Hitze ziemlich vergieng, und darüber wurden ſie ſo muthig, daß ſie nur wünſcheten, es möchte das Gefecht länger währen, damit ſie ohne der Dänen Beyhülfe einen völligen Sieg davon tragen könnten.

Unterdeſſen lagen die Kaufleute, die ſich ins Schloß begeben hatten, dem Statthalter heftig in den Ohren; vielleicht trug auch der Eifer, daß der Stadt ſo übel mitgefahren wurde, das Seinige mit bey; kurz, er trat auf der Holländer Seite, und entſchuldigte das Aufſtecken der weißen Fahne damit, weil er ſich die Hoffnung gemachet habe, es würden beyde Theile ſeine Vermittelung für genehm halten. **Elende Ausflucht!** ſaget Schouten; dagegen pflanzete er nunmehr die Blutfahne auf, und ließ ſowohl vom Schloſſe, als von der Schanze **Nordenes**, auf das engliſche Geſchwader feuern. Das Gefecht hatte nun ſchon über eine Stunde gewähret, und das Feuer der Engländer gewaltig abgenommen. Als nun dieſer unvermuthete Zufall noch dazu kam, wurde ihnen ſchlecht zu Muthe. Sie ſuchten ſich voritzt nur zu retten, und zwar in großer Unordnung, kappten die Tauen, und ließen ihre Anker im Stiche. In dieſer Verwirrung nahm man ihnen zwo Schaluppen, und einen Nachen weg. Schouten malet ihre Angſt mit lebendigen

Die Engländer ziehen ab.

---

t) A. d. 427 u. vorherg. S.

u) „Gewiß iſt, ſaget er, daß man ſich keine „größere Verwirrung und Angſt vorſtellen kann, „als die ihrige war. Faſt alle ihre Schiffe hingen gewaltig weit auf eine Seite, weil man das „ſämmtliche Geſchütz auf ſelbiger gepflanzet, und „nachgehends keine Zeit, es an ſeine gehörige Stelle zu bringen, gehabt hatte. Andere hingegen „hingen auf jene Seite: denn weil unſer Geſchütz „die gegen uns gewendete überall durchlöchert hatte, ſo ſchafften ſie, um nur den Backbord über „Waſſer zu halten, die Stücke geſchwind an Steuerbord. Ihre Segel, Rhaaen und Tauen war „alles in einander verwickelt: und weil wir bey „dieſen Umſtänden ohne Unterlaß auf ſie losfeuerten, ſo müſſen ſie erſtaunlich eingebüßet haben. „Es kann ſeyn, daß ſie es aus Hochmuth nicht „Wort haben wollen. Aber hätte uns nur die übermäßige Ladung unſerer Schiffe das Nachſetzen „erlaubt, ſo ſollten ſie fürwahr ſchlecht weggekommen ſeyn„. A. d. 429. 430 S.

Schouten.
1665.

gen Farben ab u). „Das größte Glück für ſo viel Schiffe, die einander ſelbſt hinderten, „war, daß ihnen der Wind aus dem Hafen half, gleichwie er ihnen zum Fechten hinderlich gefallen war. Sie erreichten endlich das Liet, und legeten daſelbſt mit mehrerer Gelaſſenheit vor Anker.

Verluſt der Holländer.

In dieſem Haupttreffen bekamen die Holländer nicht mehr, als dreyßig Todte, und ſiebenzig Verwundete. Sie hielten es für ein Glück, daß ſie ſo ſchwach an Volke waren; denn weil nur wenig Mannſchaft auf den Verdecken ſtund: ſo fuhren die Kugeln durch, ohne jemanden zu treffen. Allein, die Schiffe kamen nicht ſo leicht davon. An den meiſten waren die Maſten und Wände entzwey geſchoſſen; andere waren heftig durchlöchert. Doch beſſerte man in der Geſchwindigkeit alles wieder aus. Währenden Gefechtes war der Himmel beſtändig trübe, und mit einem dicken Nebel, woraus ein Staubregen fiel, umhüllet. Aber kaum war das Treffen vorbey, ſo erſchien die Sonne von neuem mit eben dem Glanze, als bey ihrem Aufgange. Nicht anders, ſaget Schouten mit einem Dichter einfalle, „als ob dieſes Geſtirn die raſende Wuth, damit zwo chriſtliche Nationen auf „einander los giengen, nicht hätte anſehen wollen x).

Die Engländer bedrohen den Statthalter von Bergen.

Den folgenden Tag ſchrieben die Engländer an den Statthalter von Bergen: es befremdete ſie ſehr, daß man ihnen dermaßen feindſelig begegnet wäre, da ſie doch weder die Stadt noch die Bürgerſchaft im aller geringſten beleidiget hätten. Ihr Verluſt beliefe ſich auf ein merkliches, und daran wären nicht ſowohl die Holländer, als die Dänen Schuld y): allein, ſie wären nicht Willens, dieſe Beleidigung ſo geduldig einzuſtecken, ſondern ſie würden innerhalb wenigen Tagen mit einer weit ſtärkern Macht erſcheinen, und die holländiſche Flotte den Dänen zum Trotze abholen. Der Statthalter gab ihnen dagegen kurze Antwort, des Inhalts: würden ſie ſich dergleichen noch einmal gelüſten laſſen, ſo wolle man ihnen die Wege noch beſſer weiſen, als dieſesmal. Aber an ſtatt näher an die Stadt zu rücken, ſuchten ſie vielmehr eine weiter entlegene Stelle, um ſich daſelbſt auszubeſſern. Der Admiral Bitter ließ hierauf ohne Verzug eine ſehr flüchtige Galiote nach Holland unter Segel gehen, und berichtete ſowohl die bereits glücklich überſtandene, als noch bevorſtehende Gefahr. Sowohl in der Stadt, als auf jedem Schiffe, wurde ein Dankfeſt gehalten, und die Holländer machten mit Beyhülfe der Bürgerſchaft neue Vertheidigungsanſtalten.

Drohungen der Engländer.

Den 15ten Auguſt lief ein abermaliges Schreiben von den Engländern ein. Sie rühmeten darinnen ihre große Beſcheidenheit, indem ſie nicht thäten, was ſie nach itzt erhaltener anſehnlichen Verſtärkung zu thun wohl im Stande wären; und bathen zum Beſchluſſe um Vergünſtigung, ihre Anker aufzufiſchen, und für ihre Kranke das benöthigte ein-

---

x) A. d. 431 S.

y) Man erfuhr ſowohl von den Gefangenen, als durch Briefe aus England, es habe der Graf von Sandwich, einer von ihren vornehmſten Officieren, nebſt vier bis fünf Hauptleuten, und fünf hundert Unterofficiern, Soldaten und Matroſen das Leben dabey eingebüßet. Die Menge ihrer Verwundeten war ſehr groß. Die Schiffe lagen ſo voll Todte, daß ſie viele davon über Bord warfen, um deſto mehr Platz für die Verwundeten zu machen. Die See warf viele Leichen an den Strand, und die Norweger fanden bey ihnen noch allerley zu plündern. Die übrigen wurden bey Nacht ans Land gebracht, und haufenweiſe in große Gruben geworfen, die man zu dieſem Ende hinter den Klippen gemachet hatte. Hier fand man ſie, als das Geſchwader weg war, ſehr ſchlecht mit Erde bedecket. A. d. 432. S.

Schouten. 1665.

einzukaufen. Allein, es wurde ihnen dieſes wegen verübter Gewaltthätigkeit rund abgeſchlagen. Als ſie darauf wieder zu drohen und zu prahlen anfingen: ſo antwortete man ihnen nach Gebühr; und der Statthalter ließ die Anker auffiſchen, davon man bis vier und zwanzig bekam. Unterdeſſen da man beſorgen mußte, ſie möchten etwa mit größerer Macht wiederkommen, wurde mit allem Eifer Anſtalt zu ihrer Bewillkommung gemacht. Den 20ſten erfuhr man von einem ſchottiſchen Fahrzeuge, das in den Hafen kam, es wüthete die Peſt in England, die Franzoſen wären über den Verluſt vieler von den Engländern weggenommenen Schiffe ſehr erbittert, und wollten ihnen den Krieg ankündigen. Beyde Nachrichten gereichten den Holländern zu einigem Troſte. Zween Tage darauf erfuhren ſie wirklich, ihre Feinde hätten ſich davon gemachet. Den 27ſten lief Nachricht ein, die ſtaatiſche Flotte unter dem Admirale Ruyter ſey von der Ems ausgelaufen, wo ſie wegen widrigen Windes lange Zeit hatte ſtill liegen müſſen. Hingegen habe die engliſche achtzig Schiffe ſtark, die ſchottiſchen Häfen geſucht, um ſich mit Lebensmitteln und Waſſer zu verſehen. Indem nun wenig Tage hernach die von Bitter nach Holland abgeſchickte Galiote mit der Beſtätigung aller nur erwähnten günſtigen Umſtände, wieder zurück kam: ſo erachtete man die gegenwärtige Zeit für bequem, wieder unter Segel zu gehen; weil man voritzt beynahe keine andere Gefährlichkeiten, als von dieſem Elemente ſelbſt zu befürchten hatte.

Der VII Abſchnitt.

Schoutens endliche Zurückkunft.

Die Holländer gehen unter Segel. Angewieſene Sammelplätze. Unglück der holländiſchen Flotte. Die Schoutens Schiff wird davon getrennet. Die Holländer ſind ſicher; gerathen in neue Gefahr, ſind mitten unter der feindlichen Flotte. Schoutens Fahrzeug wird von andern verlaſſen; nimmt einen falſchen Weg; iſt wegen ſeines Zuſtandes verlegen; begegnet fünf engliſchen Kriegesſchiffen; machet ſich zum Schlagen fertig. Die Holländer halten ſich für verloren. Warum die Engländer nicht angreifen. Schouten kömmt nach Oreſond. Wie er nach Holland zurückkehret. Seine Ankunft im Texel.

Die Holländer gehen unter Segel.

Bitter rief alle ſeine Leute an Bord. Doch konnten nicht alle Schiffe zugleicher Zeit unter Segel gehen. Schouten ſeines war eines von den erſten. Zwar gedachte er ohne Zeitverluſt durch das Gat **Kruisfurt** zu laufen: allein, weil der Wind umlief, mußte er zehn bis zwölf Meilen nordlich zwiſchen dem Lande fortſegeln, und in dem Gate **Jeltefurth**, welches der See am näheſten liegt, Anker werfen. Doch gab ſich das Schiffsvolk dieſer Verzögerung wegen um ſo leichter zufrieden, weil am folgenden Tage die ſämmtlichen holländiſchen Schiffe gleichfalls dahin kamen. Hier mußten ſie nun an der Zahl fünf und ſechzig auf dieſer Rhede vor Anker legen, weil ihnen das ungeſtüme Wetter nicht vergönnete, auszulaufen. Sie empfingen Briefe vom Admirale Ruyter, darinnen er nach Möglichkeit zu eilen befahl, weil es der Flotte ſchwer falle, zu Unterſtützung ihrer Fahrt beſtändig zu kreuzen. Weil nun dieſe Erinnerung einige Beſorglichkeit zu verrathen ſchien: ſo fiel den Holländern dabey ein, wie bekümmert die Einwohner zu Bergen wegen ihrer Abreiſe geweſen waren. Sie hätten zum öftern wiederholet: „Ach! ihr guten Leute,

---

z) A. d. 441 und vorhergeh. S.

a) A. d. 442 S.

Schouten. 1665.

„Leute, ihr habet wohl ſchlechte Urſache, luſtig zu ſeyn. Ihr werdet ganz gewiß einen Angriff auf der See ausſtehen müſſen, und eure zerſtreueten Schiffe werden ſchwerlich davon kommen. Eine Weißagung, ſaget Schouten, die leider nur allzugut eintraf a).„

Angewieſene Sammelplätze.

Unterdeſſen ſtach man den 4ten des Herbſtmonates in die See, nachdem es dem Admirale Ruyter durch eine abgeſchickte Galiote zu wiſſen gethan worden war. Den 6ten erblickte man ſeine Flotte, zu welcher ſich alle Kauffahrer ſchlugen. Der erſte Sammelplatz wurde, auf den Fall eines widrigen Zufalles, nicht weit von der Drogebank gegen Süden, der zweyte im Texel und der dritte nicht weit von Goeree angewieſen. Es war ein unvergleichlicher Anblick, abſonderlich bey ſtiller See und heiterm Wetter, um dieſe Flotte, indem ſie, ohne diejenigen Schiffe, welche noch dazu ſtoßen ſollten, aus hundert und neunzig Segeln beſtund. Doch, das Koſtbareſte ſah man nicht, indem die vielen Kauffahrer, welche von den Kriegesſchiffen begleitet wurden, unſchätzbare Reichthümer in ſich hatten b). Endlich kamen auch die übrigen, die man erwartete, vom Bakeſonde und Drontheim herbey, und den 8ten des Herbſtmonates erhielt man, mit unglaublichem Vergnügen, den Befehl zum Aufbruche.

Schouten läßt hier ſeiner Wehmuth den Lauf, die ihm jedoch wegen der daraus hervorleuchtenden gottesfürchtigen Geſinnung, und großen Liebe gegen ſein Vaterland Ehre bringt. „Wie unbegreiflich ſind doch die Wege der Vorſehung! rufet er aus, wie nichtig iſt doch alles, was wir unternehmen. Wir hatten auf unſern vielen Reiſen, faſt unzähligemal die entſetzlichſten Stürme, die größte Noth und äußerſte Gefahr ausgeſtanden, ohne jemals die geringſte menſchliche Hülfe zu wiſſen. Daher hatten wir unſere Augen allein zu dem Allmächtigen erhoben. Wir hatten unſere Zuflucht zu niemanden, als nur zu ihm allein genommen, und unſer eifriges Gebeth war allezeit erhöret worden. Er riß uns durch augenſcheinliche Wunder aus dem Abgrunde des Todes und aus dem Rachen unſerer Feinde. Voritzt, da wir eine mächtige Flotte zu unſerer Vertheidigung um uns ſahen, und gleichſam ſchon vor den Thoren unſeres Vaterlandes ſtunden, folglich aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge, uns vor keinem Feinde mehr fürchten durften, entzog er uns ſeinen Schutz, und überließ uns unſerer eigenen Einſicht, damit wir ſehen ſollten, was er thun könnte. Im Augenblicke lagen wir unter, litten Schiffbruch vor dem Hafen, und merketen die Schwäche des zerſtoßenen Rohres, darauf wir uns verließen c).

Unglück der holländiſchen Flotte.

Die Holländer ſteuerten mit einem Weſtwinde, der ſehr ungeſtüm zu werden anfing, gegen Süden. Weil auch der Himmel trübe war, ſo ſteckete der Admiral Ruyter ſeine Flagge auf, zum Zeichen, man ſolle alle Segel beyſetzen und ihm folgen. Indem man damit beſchäfftiget war, überzog ſich der Himmel, ehe die Flotte ihren Lauf noch recht eingerichtet hatte, und der Wind lief mit neuer Gewalt in Nordweſt um. Hierauf ſtecketen alle Schiffe ihre Laternen auf, als das einzige Mittel, die Zerſtreuung einer ſolchen Menge Fahrzeuge zu verhüten. Die ganze See war mit Lichtern angefüllet, und wo man nur ins Waſſer ſah, da erblickte man den Wiederſchein davon. Unſer Schiff folgete immer den meiſten Feuern, erzählet Schouten, blieb auch bis um Mitternacht mitten drunter. Aber ſodann nahm der Sturm aus Nordweſt dermaßen zu, daß die Schiffe alle aus einander geſtreuet wurden, und wir die Feuer, darnach wir uns richteten, nach und nach

---

b) A. d. 445 S.

c) A. d. 445 und 446 S.

nach alle aus dem Geſichte verloren. Da nun über dieſes unſer Spiegel, weil er auf der Rückreiſe aus Indien ſchon ſo manches ausgeſtanden hatte, die Wellenſchläge nicht länger ausſtehen konnte: ſo mußten wir auf die Seite legen. Wir hiſſeten alſo unſere Segel zum Theile, und ließen uns die Nacht über von den Wellen treiben, wohin ſie wollten. Den folgenden Tag wurde der Sturm noch heftiger. Wir ſahen etwa noch ein Dutzend Schiffe, darunter die meiſten ſich wie wir treiben ließen; einige andere aber vor dem Winde ſegelten, und den Lauf nach Holland richteten. Die Wellen beſpritzten uns unaufhörlich über und über. Weil wir nun keine Tuchkleider anhatten, und erſt aus den warmen Ländern zurück kamen: ſo dünkete uns die Kälte unerträglich zu ſeyn. In dieſem Zuſtande brachten wir zweymal vier und zwanzig Stunden hin. Endlich, als der Sturm ſich etwas legete, kamen wir, an der Zahl ſechzehn Fahrzeuge, zuſammen, darunter etwa ſechs Kriegesſchiffe waren. Man hielt am Borde des Viceadmirales Kriegesrath, und beſchloß, den Lauf nach Holland zu richten, in Hoffnung ſüdlich an der Drogebank noch mehrere zerſtreuete Schiffe, ja vielleicht das Meiſte von der Flotte anzutreffen.

Schoutens Schiff wird davon getrennet.

Damals waren wir auf der Höhe von ſechzig Grad ſechzehn Minuten Norderbreite. Um den Mittag ließen ſich ſieben Schiffe auf einen Stückſchuß weit von uns ſehen, und in Meynung, ſie gehöreten zur großen Flotte, fuhren wir, um ſie zu erwarten, bis gegen Abend nur mit halben Segeln: allein, in der Nacht machten ſie ſich bey Seite. Ungeachtet dieſes Zufalles rückten wir dennoch geſchwind genug bis über die Drogebank hinaus, fanden aber weder Kriegesflotte, noch Kauffahrer daſelbſt. Unſere Officier hielten für rathſam, den günſtigen Wind zu gebrauchen, und gerades Weges nach dem Texel zu ſegeln. Die Fahrt gieng dermaßen flüchtig fort, daß ſie keine fünf und zwanzig Meilen mehr von ihren Häfen zu ſeyn gedachten. Man glaubete, nun ſey alle Gefahr vorüber, und die engliſche Flotte müſſe unſtreitig in dem Hafen zu **Soltsbay** liegen. In dieſer guten Meynung wurde verabredet, wenn etwa Schiffe zum Vorſcheine kämen, ſo müſſe man, ihre Anzahl möge ſo groß ſeyn, als ſie wolle, im geringſten nicht ausweichen; indem ſie nothwendiger Weiſe zur holländiſchen Flotte gehören müßten. Man ſetzete demnach die Fahrt mit einer ſeit langer Zeit ungewöhnlichen Gelaſſenheit fort, und hoffete nun bald, entweder die Inſeln, oder die Vlie, oder Scheveling, oder den Texel zu erblicken.

Die Holländer ſind ſicher.

Gerathen in neue Gefahr.

Den 13ten des Herbſtmonates entſtund ein ſehr dicker Nebel. Man war damals ſechzehn Schiffe ſtark; die Officier dachten an keine Gefahr, ſondern vertrieben ſich die Zeit mit Trinken. Indem ſie bey der Tafel ſaßen, brachte ihnen ein Matroſe die Nachricht, man ſähe eine große Menge Segel. Sie ſtunden in aller Eile auf, und erkannten, als der Himmel ſich ein wenig aufheiterte, die holländiſche Flagge mit aller Deutlichkeit. Sogleich ſuchete man ihr näher zu kommen; gleichwohl aber wurde eine Galiote, die man bey ſich hatte, abgeſchicket, um genauere Nachricht von dieſer Flotte einzuholen. Allein, der Nebel wurde auf einmal ſo dick und der Himmel ſo voll Wolken, daß ſie in dieſer Dunkelheit unmöglich etwas erkennen konnte. Nichts deſtoweniger rückete die ganze Flotte immer fort, bis man endlich auf einmal ein ſtarkes Schießen vernahm, und aus der bisherigen Sorgloſigkeit in eine große Beſtürzung gerieth. Einige meyneten, die beyderſeitigen Kriegesflotten wären einander in die Haare gerathen, andere hingegen brachten allerley andere und zum Theile lächerliche Muthmaßungen auf die Bahn. Endlich als ſich die Luft durch einen ſtarken Regen völlig ausgehellet hatte, ſahen ſie die ganze See voll Schiffe; es waren ihrer mehr als hundert, und kamen gerade vor dem Winde auf ſie zu geſegelt. Ein Theil von dieſer großen Menge ſchoß noch immer; es nahm auch das Feuern kein Ende, als mit dem Niederſinken eines Maſtes, einiger Stengen, und des ganzen Segelwerkes von einem Schiffe, welches alles zuſammen in die See fiel.

Sie befinden ſich mitten unter der feindlichen Flotte.

Dieſer Anblick vermehrte zwar wohl den Argwohn der Holländer, war aber gleichwohl noch nicht im Stande, ihnen die Augen völlig zu öffnen, bis ihnen endlich die Galiote nach ihrer Zurückkunft mit deutlichen Worten ſagete, ſie wären mitten unter der engliſchen Flotte, und es habe ſolche, um ſie zu betriegen, holländiſche Flaggen aufgeſteckt. Zu gleicher Zeit fuhren zwey kleine Fahrzeuge, die dem Feinde entgangen waren, unter dem Winde vorbey, und riefen: die Engländer wären da, ſie möchten auf ihre Sicherheit bedacht ſeyn. Sie ſahen auch ſelbſt, daß die engliſche Hauptmacht zwar in einem halben Monde geſtellet blieb, ihre beſten Segler hingegen mit möglichſter Geſchwindigkeit auf ſie losgehen ließ. Nun waren ſie erſtlich ohnedieß nicht im Stande, ſich zu wehren, und über dieſes benahm die große Beſtürzung über einen ſo plötzlichen Unfall jedermann auch den allerherzhafteſten den Muth. Dennoch ergriffen ſie das noch übrige einzige Mittel, nämlich die Flucht, wiewohl ziemlich ſpät, indem der Feind kaum noch eine kleine Meile von ihnen war.

Schoutens Fahrzeug wird von andern verlaſſen.

Schoutens Schiff war durch die vielen ausgeſtandenen Stürme, und durch das Gefecht bey Bergen ſehr übel zugerichtet worden. Das Waſſer drang auf allen Seiten hinein; es war von außen ſeit länger Zeit nicht gereiniget worden; Maſt und Tauen konnte man kaum zur Hälfte brauchen, und es ſegelte an ſich ſelbſt ſchwer; daher blieb es auch zurück, als ſeine Gefährten mit vollen Segeln davon eileten. Indem ſtrich ein kleines Fahrzeug, das mittem durch die Feinde entwiſchet war, nahe an ſeinem Borde vorbey, und der Hauptmann deſſelbigen rief ihnen mit ängſtlicher Stimme zu: „Freunde! ſetzet „die Segel bey. Die ganze engliſche Seemacht iſt hinter uns; in einer Stunde kann ſie „uns erreichen. Voritzt bin ich dem Feinde entgangen, aber meine meiſten Gefährten „ſind ihm in die Hände gefallen. Er hat uns durch falſche Flaggen betrogen. Er hat „den Viceadmiral der Indienfahrer, den Contreadmiral, und einige andere nach einem „heftigen Gefechte vor meinen Augen weggenommen. Ihr müſſet euern Lauf ändern; „ſonſt ſeyd ihr verloren.„ Mehr Nachricht konnte man von dieſem Fahrzeuge wegen ſeines ſchnellen Segelns nicht erhalten: doch beſchloß man, wofern es anders noch Zeit ſeyn werde, ſo wolle man gegen Abend den bisherigen Lauf verändern, übrigens aber, ungeachtet des ſchlechten Vertheidigungsſtandes, darinnen das Schiff war, es theuer genug verkaufen, weil die Engländer mit ihren Gefangenen ſo übel umgiengen, daß es beſſer ſey, zu ſterben, als in ihre Hände zu gerathen [d].

Er nimmt einen falſchen Weg.

Die Nacht brach ein, und zwar eine dermaßen finſtere, daß man die feindliche Flotte aus dem Geſichte verlor, und den Weg in aller Freyheit gegen Nordoſt nehmen konnte. Der Wind kam aus Süden. Der Himmel war ſtark bewölket, der Mond neu, und man ſah ſonſt nicht das geringſte, als die See, welche ganz feurig zu ſeyn ſchien. Weil man vor dem rechten Flügel der Engländer vorbey mußte, ſo unterließ man das Pumpen, und alles, was Geräuſche verurſachen konnte. Man nahm auch alle Laternen ab. Zwar konnte man vielleicht auf einige feindliche Schiffe ſtoßen: allein, es war bey der gegenwärtigen großen Gefahr kein beſſeres Mittel zu ergreifen, als dem Feinde auf einem

---

[d] A. d. 454 S.

Schouten. 1665.

Wege, den er nicht vermuthete, zu entgehen. Ungeachtet des heftigen Windes ſetzete man doch alle Segel bey. Das Schiff flog mit ſolcher Geſchwindigkeit durch die Wellen, daß es überall krachte, und man alle Augenblick beſorgete, die Maſten würden brechen. Als man bis Mitternacht keinen Anſtoß verſpüret hatte: ſo wendete man ſich, um nicht allzuweit von der holländiſchen Küſte abzukommen, gegen Oſten. Dieſen Weg ſetzete man fort bis der Tag grauete; und weil es dem ungeachtet nicht helle werden wollte, ſo wendete man dieſe Zeit dazu an, dem Himmel für ſeinen gnädigen Beyſtand zu danken.

Er iſt wegen ſeines Zuſtandes verlegen.

Als der Tag anbrach, hatte man zwar zu Folge der Schätzung etwa vierzehn Meilen oſtlich zurück geleget. Aber nun war man, wie Schouten ſaget, mitten in der See, wie ein verirretes Schäflein mitten in einer Wüſte voll hungriger Wölfe. Zwar ſah man nirgend einiges Schiff; und man hatte Urſache, froh darüber zu ſeyn. Aber! was für eine Straße ſollte man halten, um dem Feinde zu entgehen? Den Weg nach Hauſe zu nehmen, litten Wind und Strom nicht. Endlich faſſete man die Entſchließung, in dieſem Gewäſſer zu bleiben, und ſo lange mit kleinen Schlägen zu laviren, bis es ſich zur gewünſchten Aenderung anlaſſen werde. Die Steuerleute glaubeten, nicht weit von dem hamburgiſchen Hafen, und der kleinen Inſel heilge Land zu ſeyn, abſonderlich weil ſie viele Smaken und andere Fahrzeuge ſahen, die vermuthlich nach der Elbe wollten, oder daraus herkamen. Nur war zu befürchten, es möchten die Bremer oder ihre Nachbarn, weil ſie es mehr mit England als mit Holland hielten, ihnen die Ankunft eines holländiſchen Schiffes auf ihrer Küſte verrathen. Die feindliche Flotte konnte nicht weit entfernet ſeyn. Nebſt dem war man vor den Capern nicht ſicher, und zum Beſchluſſe gieng ſowohl das Waſſer, als die Lebensmittel auf die Neige. Bey dieſen Umſtänden, und da man wegen der heftigen Südwinde an die holländiſchen Häfen gar nicht gedenken durfte, berathſchlagete man ſich, ob man nicht irgend einen andern aufſuchen ſollte. Hamburg und Glückſtadt waren zwar wohl die nächſten: allein, es ſchien nicht rathſam, in die Elbe zu laufen, weil erſtlich unſere Steuerleute das Waſſer nicht kannten, und über dieſes die Engländer allemal in großer Anzahl daſelbſt vorhanden ſind. Eben ſo wenig war es rathſam, nach Bergen umzukehren, ſowohl wegen der weiten Entfernung, als auch weil es ungewiß war, ob man aufgenommen werden möchte. Fleckern, Langeſond und Friedrichsſtadt ſchienen nicht ſicher genug zu ſeyn, und die ganze jütländiſche Küſte eben ſo wenig. Auf dem Wege nach Oreſond hatte man die Capern, welche an der Spitze von Jütland und im baltiſchen Meere herumſchwärmeten, zu befürchten. Gleichwohl wählete man dieſes letztere, weil man ſich auf keine andere Weiſe zu helfen wußte. Man hoffete, entweder zu Copenhagen, oder zu Cronenburg Schutz und Lebensmittel anzutreffen, und allenfalls den Capern, wenn nicht mehr als einer oder zweene auf einmal zum Vorſcheine kämen, hinlänglich gewachſen zu ſeyn.

Schouten begegnet fünf engliſchen Kriegesſchiffen.

Nach dieſer gefaſſeten Entſchließung, lief man ohne Verzug gerade vor dem Winde gegen Norden. Den 16ten des Herbſtmonates, als man mit einem ganzen Südwinde ſtark fortrückete, ſah man ein Schiff, das man am Segeln ſogleich für einen Caper erkannte. Nun vergieng ihm zwar die Luſt, ſich an die Holländer zu machen, als er ſah, daß ſie wenig nach ihm zu fragen ſchienen. Allein, am folgenden Tage ſahen ſie fünf große Schiffe mit vollen Segeln auf ſie los eilen. Indem es nun nothwendiger Weiſe engliſche Kriegesſchiffe, die der Caper währender Nacht herbey gerufen, ſeyn mußten, und nicht abzuſehen war, wie man ihnen entgehen könnte: ſo beſchloſſen die Holländer, ſich an ſie kommen zu laſſen, und unterdeſſen weil man nicht weit von der jütländiſchen Spitze entfernet

ſey,

Schouten.
1665.

ſey, den Weg mit halben Segeln fortzuſetzen, dabey aber ſo nahe als möglich an dem Walle hinzulaufen, damit man nicht mehr als eine Seite bloß geben dürfte. Sie brachten ihre vier und zwanzig größten Stücke an Backbord, das iſt, auf die Seeſeite, damit der Feind denken möchte, ſie hätten auf der andern Seite noch andere vier und zwanzig Stücke von gleicher Größe. Auch ließen ſie, um das Anſehen eines großen Kriegesſchiffes zu gewinnen, die Fahne vom Hintercaſtelle und den Wimpel vom großen Maſte wehen; und endlich verabredeten ſie unter einander, wenn es auf das äußerſte käme, das Schiff lieber in die Luft zu ſprengen, als den Engländern zu überlaſſen, ſich ſelbſt aber in der Schaluppe und dem Beynachen ans Land zu retten.

Es kamen einige Fiſcher an Bord, und bothen ihre noch übrigen Fiſche zum Verkaufe an, indem ihnen die fünf Schiffe die meiſten ſchon abgekauft hatten. Man erfuhr von ihnen, das größte Fahrzeug von beſagtem Geſchwader führete funfzig Stücke. Sie ihres Ortes frageten im Gegentheile, woher die Holländer kämen, und was ſie in dieſem Gewäſſer ſuchten? Weil es nun außer Zweifel war, daß ſie nur auskundſchaftens wegen gekommen waren: ſo gab man zur Antwort: man ſey aus dem Texel ausgelaufen, und ſolle nach dem Sunde gehen, um einige holländiſche Kauffahrer nach Hauſe zu begleiten. Sie frageten weiter: woher der ſtarke Pfeffergeruch komme? Man antwortete ganz freymüthig darauf: das Schiff habe nebſt andern die Jndienfahrer in Sicherheit bringen helfen, und bey dieſer Gelegenheit aus einigen, die man erleichtern müſſen, eine Parthie Gewürze an Bord genommen, davon habe es den Geruch behalten. Mit dieſer Antwort giengen ſie wieder zu den Engländern.

Die Holländer ſchätzen ſich verloren.

Das Wetter war ſchön, und die See glatt wie ein Spiegel. Bald darauf rücketen die Feinde mit Hülfe einer ſchwachen Kühlung aus Weſten herbey. Sie waren dermaßen wohl bewaffnet, daß die meiſten Holländer bey dieſem Anblicke alle Hoffnung zum Widerſtande ſinken ließen. Ja ſie wollten in der Angſt, voritzt da es noch Zeit ſey, die Schaluppe losmachen, das Ufer gewinnen, und Feuer ans Pulver legen. Alles Befehlen der Officier war umſonſt, dagegen ſteckte jedweder nur ſein Geld, und was ihm ſonſt lieb war, zu ſich; die übrigen, welche an dieſem zaghaften Beginnen keinen Antheil nahmen, ſtunden da wie die geſchnitzten Bilder, eben als ob ihnen der Feind vorher die Lage geben müſſe, damit ſie wüßten, was zu thun ſey. Doch Schouten läßt die himmliſche Macht ohne Unterlaß für die Erhaltung ſeines Schiffes wachen. „Mitten in dieſer Gefahr, ſaget er, und da wir nichts anders als entweder den Tod, oder ein unmenſchliches Verfahren zu erwarten hatten, befreyete uns der barmherzige Himmel, dem es nie an Mitteln zu helfen fehlet, durch ein Wunder, dafür wir ihm immer und ewig Dank ſchuldig ſind e).„

Warum die Engländer nicht angreifen.

Die Engländer waren ſchon ſo nahe, daß ſie nur die Haken anwerfen, und entern durften. Nachdem ſie das holländiſche Schiff lange genug beſehen hatten, hielten ſie es für ein Kriegesſchiff, das weiter nichts als Pulver und Bley zu verſchenken hätte, das ihnen eine Menge Leute zu nichte machen könnte, und zuletzt von ſeinem eigenen Volke ohne Zweifel in die Luft geſprenget, oder in Grund gebohret werden würde, mit welchem allen der Krone England ſchlecht gedienet wäre. Jndem nun ein gewiſſer vornehmer Herr auf dem Admiralsſchiffe dieſe Vernunftſchlüſſe für gründlich und wohlausgeſonnen hielt: ſo

---

e) A. d. 463 S.

Schouten. 1665.

gab ihnen jedermann Beyfall, und man wurde dagegen begierig, die Kauffahrer, denen dieſes Schiff zur Bedeckung dienen ſollte, aufzuſuchen. Mit einem Worte, ſie ließen es ſeinen Weg nach dem baltiſchen Meere dahin gehen, ohne nur einen Schuß darauf zu thun; ſie hingegen nahmen den Lauf gegen Oſten, und benahmen ſich dergeſtalt das Vermögen, ihm zu ſchaden, freywillig.

Beſagter vornehmer Herr, welchem Schouten ſeine Errettung zuſchreibt, war mit bey dem bergiſchen Treffen geweſen. Voritzt gieng er an den däniſchen Hof ab, und wollte wegen des Verhaltens der däniſchen Officier bey beſagtem Vorfalle Beſchwerung führen. Aber wie beſchämet wurde er nicht, als er zu ſeinem größten Verdruſſe erfuhr, das Schiff, welches er an der Spitze von Jütland angetroffen habe, ſey ein reichbeladener Indienfahrer geweſen. Die ſämmtliche Mannſchaft auf ſeinem Geſchwader rückete ihm ſeine unzeitige Klugheit vor. Schouten findet hier zwey Wunder: kraft des erſtern, wurden den Engländern die Augen gehalten, daß ſie das nicht ſahen, was ſie vor der Naſe hatten; vermöge des zweyten Wunders, wurden den erſchrockenen Holländern die Beine gehalten, daß ſie nicht ans Land flohen und das Schiff im Stiche ließen, gleichwie ſie es zu thun Willens waren *f*).

Schouten kömmt nach Oreſond.

Gegen Abend befanden ſie ſich an dem äußerſten Ende Jütlandes, dem Flecken **Schagen**, darinnen ſonſt niemand als Fiſcher wohnen, gerade gegen über. Hier erfuhren ſie, es wären ſechs holländiſche Kriegesſchiffe vorbey gefahren, und hätten ihren Weg nach dem Sunde genommen. Dieſe Nachricht gab ihnen neuen Troſt. Sie ſetzeten ihre Straße fort, liefen den 18ten vor den Inſeln **Leſu** und **Anhold** vorbey, und warfen gegen Abend drey Meilen von **Oreſond** Anker. Am folgenden Tage erblickten ſie im Angeſichte des Schloſſes Cronenburg fünf große Schiffe mit vollen Segeln auf ſie los kommen, und erkannten ſie bald darauf für holländiſche. Es waren ſelbige von der großen Flotte abgeſchicket, und ſollten, unter Anführung des Contreadmirals **Stachowers**, die im baltiſchen Meere damals befindlichen Kauffahrer nach Hauſe begleiten.

Sie legten mit einander bey der kleinen Stadt Helſingör vor Anker, wo ſie von dem Unglücke ihres Vaterlandes umſtändliche Nachricht erhielten. Die Engländer hatten nicht mehr als zween Indienfahrer erobert, verfolgeten aber zween andere, davon einer nach **Soenwater**, der andere nach **Flekern**, ſich gerettet hatte. Andere Kauffahrer hatten ſie viele weggenommen. Auch vermiſſete die holländiſche Flotte einige Kriegesſchiffe, von denen man noch nicht eigentlich wußte, wie es ihnen ergangen ſeyn möchte. Unterdeſſen wären doch die Admirale **Ruyter** und **Tromp** mit ſiebenzig Kriegesſchiffen von neuem in die See gegangen, und es ließe dieſes Vermögen der vereinigten Niederlande, nach ſo vielmaligem Verluſte, eine für ſie glückliche Veränderung hoffen. Schouten erfuhr zugleich auch, es ſey der engliſche Abgeſandte zwar über Gothenburg am däniſchen Hofe angelanget, aber auch ſehr misvergnügt wieder abgereiſet. Denn an ſtatt ihm die geforderte Genugthuung zu bewilligen, hatte man ihm zur Antwort gegeben: das Unternehmen der Engländer ſey eine Frevelthat, darüber ſich der König von Dännemark mit Recht zu beſchweren habe, und dafür er ſelbſt eine Genugthuung erwarte *g*).

Wie er nach Holland zurück kehret.

Nachdem ſich die Kauffahrer alle mit einander, an der Zahl drey und zwanzig von allerley Größe bey **Oreſund** verſammlet hatten, giengen ſie nebſt Schoutens Schiffe den

---

f) A. d. 465 S.

g) A. d. 470 S.

Schouten. 1665.

den 2ten des Weinmonates unter der Begleitung von ſechs Kriegesſchiffen in die See. Den 7ten bekamen ſie die holländiſche Küſte zu Geſichte, und liefen glücklich in den Texel ein. Ihre Flotte war damals in der Gegend von Goeree und hatte auf das Unternehmen der engliſchen Achtung. Wie groß die Verbitterung beyder Nationen gegen einander geweſen ſeyn müſſe, das läßt ſich aus der allerletzten Gefahr, damit Schoutens Schiff bedrohet wurde, abnehmen. Als ſelbiges an die Durchfahrt bey Goeree kam, wurde es durch den Nordoſtwind, und die Dunkelheit, ſogleich verhindert, einzulaufen, und mußte die ganze Nacht über Schläge machen. Auf einmal ſchrie man ihm aus der dickeſten Finſterniß zu, auf der Hut zu ſeyn, und ſcharfe Wache zu halten. Denn man hatte aus unterſchiedlichen Merkmaalen wahrgenommen, daß einige feindliche Schiffe ſich unter die holländiſchen Kauffahrer gemiſchet hatten, gleichwie ſie denn in der Verwirrung, wirklich einen wegholeten.

Seine Ankunft im Texel.

Den 8ten des Weinmonates befand Schouten ſich am Vlie: es hielten aber die Steuerleute nicht für rathſam, an dieſem Orte den Anker zu werfen, weil man nicht anders als mit Laviren, und großer Gefahr für ein ſo reichbeladenes Schiff, dahin kommen konnte. Dagegen nahmen ſie den Weg nach dem Texel, weil der damalige Nordoſtwind hiezu am günſtigſten war. Den folgenden Tag erreichte man den **Halder**, und blieb mit Hülfe der Fluth an der Küſte. Auf den Dünen ſtund eine gewaltige Menge Volkes, das ſeine Freude über die glückliche Ankunft des Schiffes bezeugete. Den Abend ankerte man im Paſſe, und den folgenden Tag vor dem Schildt, von da man Sonntags den 11ten des Weinmonates im Jahre 1665 in den Texel einlief *h*).

Das II Capitel.

Wilhelm Dampiers Reiſe um die Welt.

Einleitung.

Einleitung.

Dieſer berühmte Seefahrer würde unter den Schiffahrten nach Oſtindien durch Südweſt einen Platz haben finden können, wenn er ſich nicht durch den ſonderbaren Weg unterſchieden hätte, der ihn in das Südmeer gebracht, ohne daß er durch eine von denen beyden Straßen gegangen, bey deren Beſchreibung man alle dahin gehörigen Berichte angeführet hat. Da man über dieſes ſeine Abſichten, was das Ziel ſeiner Reiſen betrifft, niemals recht hat erkennen können: ſo gehöret er vielmehr natürlicher Weiſe zu der Claſſe der herumſchweifenden Seefahrer; mit dieſem beſondern Vortheile, daß der ungefähre Zufall, ſein beſtändiger Führer, ihm mehr Gelegenheit gegeben, die Inſeln des Südmeeres kennen zu lernen, als man bis auf ſeine Zeit jemals gehabt hatte.

Seine erſten Fahrten gehören zu America, wohin ihn die Begierde, ſich durch die Handlung zu bereichern, im Jahre 1679 geführet hatte. Er giebt ſich für einen bloßen freyen reiſenden Menſchen aus, welcher bey den erſten Abſichten ſeines Ehrgeizes ſich nichts weiter

---

h) A. d. 473 und vorhergeh. S.

Einleitung.

weiter vorſetzete, als in der Bucht von Campeche in dem mexicaniſchen Meerbuſen Färbeholz zu hauen. Seine Hoffnung gründete ſich auf einige Waaren, die er nach Jamaica gebracht hatte, um daſelbſt ſtark Getränk, Zucker, Sägen, Aexte, Hüte, Strümpfe, Schuhe und andere Waaren zu kaufen, deren Werth zu Campeche ihm bekannt war. Andere Abſichten aber bewogen ihn zu wichtigern Unternehmungen. Er getrauet ſich nicht, ſie rühmlicher zu nennen, ob ſie ihn gleich durch weit kürzere Wege zum Glücke führen ſollten. Mit einem Worte, er begab ſich nach und nach bey verſchiedenen Freybeutern in Dienſte, mit denen er durch die Erdenge von Darien ins Südmeer gieng. Seine Zurückkunft zu Lande nebſt verſchiedenen Begebenheiten wird in dem Verfolge dieſes Werkes dienen, die Beſchreibung dieſes Stückes von America ſehr zu erläutern.

Der I Abſchnitt.

Dampier geht als ein Freybeuter von Virginien ab. Die Schiffahrt an den africaniſchen Küſten nach den Inſeln Sebald. Weiße Meer. Rothe Krebſe. Fahrt ins Südmeer. Sie treffen ein engliſches Schiff an. Begebenheit eines Moſkiten. Dampiers Gränzen des ſtillen Meeres. Die beſte Fahrt in ſolchem. Die Freybeuter gehen nach der Inſel Lobos. Ihr Anſchlag auf Truxillo. Sie gehen nach den Eylanden Gallapagos. Beſchreibung derſelben. Anſchlag auf Rio Lexa. Weg dahin. Cap Blanco. Bay Caldera. Die Freybeuter werden von einigen Indianern hintergangen. Begebenheit ihrer eilfe von ihnen. Treffliches Holz zu Lanzen. David folget Cooken. Sie nähern ſich Rio Lexa; ſtehen von dieſem Unternehmen ab. Buſen Amapolla. Davids Kühnheit. Sein Vorſatz ſchlägt fehl. Fahrt eines franzöſiſchen Schiffes aus dem Südmeere ins Nordmeer.

Dampier. 1683.

Dampier geht als ein Freybeuter von Virginien.

Da Dampiers erſte Reiſen gedienet hatten, ihm zu dem herumſchweifenden Leben Luſt zu machen: ſo geſellete er ſich im Jahre 1683 zu dem Hauptmanne Cook, den er in Virginien angetroffen hatte, und der mit einem Theile auserleſener Freybeuter abgieng, um ſich durch die magellaniſche Straße nach den Küſten von Chili und Peru zu begeben, in der Abſicht, den Spaniern Reichthümer wegzunehmen, welche ſeit langer Zeit die Eiferſucht der Engländer erregeten. Er ſtellete ſich die neuen Begebenheiten nicht vor, die ihn nicht eher wieder nach Europa bringen würden, als bis er die Reiſe um die ganze Welt gethan hätte. Indeſſen ſchienen ihm doch die Widerwärtigkeiten, die er in den erſtern Tagen ſeiner Schiffahrt erfuhr, und die Hinderniſſe von denen Winden, die ihn nach und nach an die Inſeln des grünen Vorgebirges, und von da an die Küſte von Sierra Leona warfen, dasjenige anzukündigen, was er auf einer Reiſe zu befürchten hätte, deren Ziel er nicht wußte. An dieſer letztern Küſte zeiget er ſich mit ſeinen Reiſegefährten fertig, von dem daſigen Fluſſe Scherborough abzugehen *i*).

Fahrt an den africaniſchen Küſten nach den Inſeln Sebald.

Sie hatten bey ihrer Abreiſe ſehr heißes Wetter, nebſt gewaltigen Windſtößen, die gemeiniglich aus Nordoſt kamen, aber nicht lange anhielten. Zuweilen ändert ſich der Wind in einer Vierthelſtunde, und ſetzet ſich in Süden, und das Meer wird auf einmal ſtille. Die Engländer machten ſich dieſer Windſtöße zu Nutze, die drey oder viermal des Tages kamen, und fuhren mit allen ihren Segeln gegen Süden, weil ſie zwiſchen der Zeit wenig Wind hatten. Diejenigen, die alsdann noch weheten; waren aus Süd gen Oſt, oder Südſüdoſt, und hielten ſie ſehr auf, bis ſie über die Linie gegangen waren. Nachdem

---

i) Dampiers Reiſen. Amſterd. Ausg. 1701 I Th. a. d. 86 S.

k) Dampiers Reiſe um die Welt, a. d. 87 S.

Dampier.
1683.

dem ſie einen Grad oſtwärts vom Mittagsſtriche der Inſel St. Jago, eines von den Eylanden des grünen Vorgebirges, hinüber gegangen: ſo fiel es ihnen ſchwer, ſich gegen Südweſten zu halten. Nachdem ſie aber ſüdwärts der Linie waren: ſo nahmen ſie ihren Lauf gegen Südweſt ein Viertheil Süd. Je weiter ſie gegen Süden kamen, deſto ſtärker ward der Wind, und wandte ſich ganz nach Oſten. Auf drey Grad mittägiger Breite, ward er Südoſt. Auf fünf Grad hatte man beſtändig Oſtſüdoſt, bis auf ſechs und dreyßig Grad mittägiger Breite. Dampier verwundert ſich, daß man in einem ſo langen Raume nichts merkwürdiges antraf; ja nicht einmal einen Fiſch, ſaget er, ausgenommen die fliegenden, welche den Reiſenden ein bekanntes Schauſpiel ſind *k*).

Weiße Meer.

Auf dieſer Höhe aber beobachtete man, daß das Meer, welches bisher grün geweſen, weiß oder blaß geworden war. Aus Furcht vor einigen Felſen, ergriff man ſogleich das Senkbley. Man fand aber keinen Grund auf hundert Faden. Dampier unterfängt ſich nicht, dieſe Naturbegebenheit zu erklären. Er rechnete an eben dieſem Tage zu Mittage, daß er acht und vierzig Grad funfzig Minuten weſtwärts vom Lezard entfernet ſey. Die Abweichung der Nadel, die den Morgen zugenommen hatte, fand ſich, ihrer Höhe nach, funfzehn Grad funfzig Minuten. Es war der 18te Jenner.

1684.

Inſeln Sebald.

Den 28ſten nahm man ſich vor, nach den Inſeln Sebalds von Weert zu ſegeln, welche ein und funfzig Grad fünf und zwanzig Minuten Süderbreite, und nach Dampiers Rechnung ſieben und funfzig Grad acht und zwanzig Minuten weſtlicher Länge vom Lezard liegen *l*). Seit einem Monate hatte er ſich bemühet, den Hauptmann Cook zu bereden, an einer von dieſen Inſeln zu ankern, wo man vermuthlich Waſſer einnehmen könnte, wobey er ihm vorſtellete, wenn man ſolches da nicht fände, ſo könnte man, wenn nur mit dem vorhandenen ein wenig rathſam umgegangen würde, nach der Inſel Fernandez in dem Südmeere kommen, ehe ſolches verzehret worden. Seine Abſicht bey dieſem Rathe war bloß, den Vorſatz zu hintertreiben, den man gefaßt hatte, durch die magellaniſche Straße zu gehen, wovon er die Gefahr mit einem nicht gar zu gehorſamen Schiffvolke voraus ſah, welches er nicht für fähig hielt, die nöthigen Maaßregeln und Sorgfalt bey dieſer fürchterlichen Durchfahrt anzuwenden. Die Inſeln Sebald ſind ſteinicht und unfruchtbar. An die beyden nordlichſten konnte man nicht hinan kommen. Bey der dritten aber fand man nur zwo Ankertaue weit vom Lande Grund, und entdeckete mit allem Nachſuchen nicht das geringſte vom Waſſer. Den Tag, da man gegen dieſe Inſeln geſegelt, hatte man große Haufen von rothen Krebſen geſehen, die das Meer eine Meile in der Runde um das Schiff bedecketen. Die meiſten waren nicht größer, als eine kleine Fingerſpitze: doch hatten die kleinen ſo wohl, als die großen, ſtarke Scheeren. Dieß iſt der einzige Ort in der Welt, wo Dampier ſie von Natur roth geſehen hat. Andere Reiſende haben auf eben der Höhe gleiches angemerket.

Rothe Krebſe.

Das Schiff des Verfaſſers geht ins Südmeer.

Nachdem ſie nun die Hoffnung verloren, zu ankern, und Waſſer einzunehmen: ſo ſetzeten ſie ihren Lauf nach den Meerengen fort. Der Wind aber war ſo ſtark aus Oſten, daß ſie ihre Oberſtengen nicht brauchen, und ſich dem Lande nähern konnten. Indeſſen entdeckete man doch den 6ten des Hornungs die Straße des le Maire, gegen welche man mit einem friſchen Nornordweſtwinde ſo gleich zufuhr. Vier Meilen in der Mündung wurde man mit einer Windſtille überfallen, und fand einen ſo ſtarken Strom, der das

Schiff

---

l) Die Abweichung war daſelbſt drey und zwanzig Grad zehn Minuten.

Dampier.
1684.

Schiff aus der Straße gegen Norden trieb, und es in große Gefahr ſetzete. „Ich weis „nicht, ſaget der Verfaſſer, ob es Ebbe oder Fluth war: aber das iſt gewiß, daß die Wellen ſo kurz und hoch giengen, als wenn zwo Fluthen an einander geſtoßen hätten. Sie „ſtießen auch wirklich auf allen Seiten an uns, und zertheileten ſich bald mitten unter dem „Schiffe, bald hinten, bald vorn, daß das Schiff wie eine Eyerſchaale herumgedrehet ward, „daß ich die Zeit meines Lebens keine ſolche unbeſtändige und wunderliche Bewegung geſehen habe„ *m*). Gegen acht Uhr des Abends brachte ſie ein kleiner Weſtnordweſtwind auf die Gedanken, nach Oſten zu ſteuren, in dem Vorſatze, um das Staateneyland zu gehen; und man kam auch mit Hülfe dieſes Windes, der die ganze Nacht hindurch gewehet hatte, den andern Morgen an die Oſtſpitze dieſes Eylandes. Dampier bemerkete drey andere Inſeln, oder vielmehr drey ziemlich hohe und vom Vögelmiſte weiße Felſen an dieſer Spitze. Nachdem man die Sonne beobachtet hatte: ſo nahm man ſeinen Lauf gen Süden, in der Abſicht, ſich um Hornsvorgebirge herum zu wenden, welches das ſüdlichſte Stück von dem Feuerlande war, das man den Abend zuvor aus dem Geſichte verloren hatte.

Man hält das Feuerland für bevölkert.

Dampier bedaurete, daß er wegen dieſes Landes keine Beobachtungen machen können, um ſo vielmehr, weil er von vielen Perſonen, welche dieſe Reiſe gethan, vernommen hatte, daß ſie, nicht etwan auf den Spitzen der Berge, ſondern auf der Ebene und in den Thälern Feuer und Rauch geſehen, woraus ſie geſchloſſen, das Land müſſe ſehr bewohnet ſeyn.

Von den Sebaldsinſeln, bis ins Südmeer, ſah man nur einmal die Sonne; und man fand die Höhe derſelben im Mittage zwey und funfzig Grad dreyßig Minuten Breite. Darauf rückete man bis auf den ſechzigſten Grad fort. Dieß iſt die größte mittägliche Breite, auf welche Dampier jemals gekommen iſt.

Sie treffen ein engliſches Schiff an.

Den 14ten auf ſieben und funfzig Grad zeigete ein gewaltiger Sturm den Freybeutern wohl tauſendmal das Meer unter ihrem Schiffe eröffnet, und ihr Verderben ſchien gleichſam in dem tiefſten Abgrunde geſchrieben zu ſeyn. Dieſes daurete bis den 1ſten des Märzmonates: doch verhinderte es ſie nicht, drey und zwanzig Fäſſer Regenwaſſer zu ſammeln. Die folgenden Tage führete ſie ein Oſtwind in das Südmeer. Sie fuhren mit einem Südoſtwinde ziemlich glücklich fort, bis auf ſechs und dreyßig Grad Süderbreite, wo ſie ein engliſches Schiff antrafen, welches der Hauptmann Eaton führete. Sie gaben ihm Brodt und Rindfleiſch für Waſſer, welches er auf der Fahrt durch die Straße eingenommen hatte; und da ihn ſeine Abſichten auch nach der Inſel Fernandez führeten, ſo thaten ſie die Reiſe zuſammen.

Begebenheit eines Moſkiten, der drey Jahre allein in der Inſel geblieben.

Sie ſahen dieſe Inſel den 22ſten März; und den andern Morgen legeten ſie ſich in einer Bay gen Süden, zwey Ankertaue weit vom Lande, vor Anker. Dampier war voller Ungeduld, einen Moſkiten wieder zu ſehen, den er im Jahre 1681 daſelbſt gelaſſen hatte *n*), als er mit Scharpen über die dariſche Erdenge ins Südmeer gegangen war. Wir wollen ihn ſolches ſelbſt erzählen laſſen. „Wir ſetzeten unſere Canoe ſo gleich ins „Meer. Der Moſkite war bereits an der Küſte. Als wir hinan kamen: ſo ſprang ein „anderer Moſkite, den wir bey uns hatten, zuerſt ans Land, und lief zu ſeinem Landsmanne, den er ſeinen Bruder nannte. Er warf ſich länge lang zu ſeinen Füßen, mit „dem Geſichte gegen die Erde. Der andere hob ihn auf; und nachdem er ihn umarmet „hatte,

---

m) Ebend. a. d. 90 S.

n) Die Freybeuter, bey denen er ſich damals aufhielt, waren von den Spaniern verjaget worden. Moſkiten nennet man eine indianiſche Nation,

„hatte, warf er ſich gleichfalls zu ſeinen Füßen, mit dem Geſichte gegen die Erde, und „wurde eben ſo aufgehoben. Wir hielten uns mit Vergnügen vom Lande zurück, um mit „Verwunderung und Zärtlichkeit eine ſo rührende Ceremonie anzuſehen. Nach den Begrüßungen dieſer beyden Indianer, näherten wir uns, um denjenigen zu umarmen, den „wir wieder gefunden hatten, und welcher ganz entzückt war, daß er ſeine alten Freunde „wieder kommen ſah, von denen er glaubete, daß ſie ausdrücklich gekommen wären, ihn „zu ſuchen. Er hieß **Will**, ſo wie der andere **Robin**; welche Namen ſie von den Engländern bekommen hatten; denn da ſie keine unter ſich haben, ſo halten ſie es für eine „große Gewogenheit, wenn ſie einen von uns bekommen.

„Dieſer Indianer war länger, als drey Jahre, ganz allein da geweſen; und ob ihn gleich „die Spanier, als welche wußten, daß wir ihn da gelaſſen, unterſchiedliche mal geſuchet, „hatten ſie ihn doch nie finden können. Er war im Walde auf der Ziegenjagd geweſen, „als der Hauptmann, **Watling**, mit ſeinen Leuten wieder zu Schiffe gegangen war; und „da er an das Ufer kam: ſo waren die Schiffe ſchon unter Segel. Er hatte bey ſich ſein „Rohr, ein Meſſer, ein klein Pulverhorn mit Pulver, und ein wenig Bley. Als er „dieſes verſchoſſen: ſo erdachte er ein Mittel, mit ſeinem Meſſer den Büchſenlauf in kleine „Stücke zu zerſägen, und Harpunen, Angeln, Spießeiſen, wie auch ein langes Meſſer „daraus zu machen. Mit ſeinem Flintenſteine und einem Stückchen Eiſen, das er von „den Engländern hatte härten lernen, machte er Feuer an, und die Stücken Eiſen dabey „glüend, ſchlug ſie hernach mit einem Steine, und gab ihnen die Form, die er wollte. „Ferner zerſchnitt er ſie mit dem Meſſer, das er wie eine Säge zugerichtet hatte, machte „auch mit Schleifen Spitzen daran, und gab ihnen die Härte, die ſie nöthig hatten. „Dieſes wird einem, der nicht die Verſchlagenheit der Indianer kennet, wunderlich vorkommen: aber alles dieſes thun ſie in ihrem Lande gar insgemein, woſelbſt ſie ihre Fiſchergeräthe ohne Eſſe und Amboß verfertigen, ob ſie gleich viel Zeit darüber zubringen.

„Andere Indianer, die den Gebrauch des Eiſens nicht wiſſen, wie die Moskiten, „welche es von den Engländern gelernet, machen ihnen Aexte von einem ſehr harten Steine, damit ſie auch Bäume, und inſonderheit die, ſo Baumwolle tragen, welche gar „weich Holz haben, abhauen können, wovon ſie hernach Häuſer bauen, oder Canoen machen. Ob ſie nun gleich dieſe nicht ſo nett und glatt aushöhlen, ſo machen ſie ſie nichts „deſtoweniger gut genug, ſich ihrer zu gebrauchen; denn was ſie aus Mangel des Werkzeuges nicht machen können, das thun ſie mit Feuer, es ſey Bäume abzuhauen, oder „Canoen auszuhöhlen. Vornehmlich haben und üben die wilden Indianer an dem Fluſſe „**Blewfield** ſolche Erfindungen aus, deren Beſchreibung ich im dritten Capitel gemachet, wie ich denn ſelbſt ihre Canoen und ſteinerne Aexte geſehen habe. Sie ſind ungefähr „zehn Zoll lang, viere breit, und mitten drey dicke, platt und an beyden Enden ſcharf. „In der Mitte machen ſie rund herum eine Kerbe, ſo breit und tief, daß ein Menſch einen Finger hinein legen könnte, und binden einen Stecken von ungefähr vier Fuß lang, „ſo feſt als ſie können, daran, welches denn ſtatt des Handgriffes dienet. Andere Indianer ſind nicht weniger nachdenklich. Die von Patagonien machen ihre Pfeilſpitzen „von ſcharfgemacheten, oder auch gar von ungeſchliffenen Steinen, die ich geſehen, und „mich

---

tion, welche um das Vorgebirge Gratia=Dios herum, zwiſchen Honduras und Nicaraguas wohnet, und mit den Engländern in Jamaica ſehr gut Freund iſt.

„mich darüber verwundern müſſen. Laſſet uns aber wieder auf unſern Moskiten von der „Inſel **Jean Fernando** kommen. Dieſer hatte nun mit denen, auf die beſchriebene „Art gemachten Inſtrumenten, allerhand Lebensmittel, die auf der Inſel zu finden, auch „Ziegen und Fiſche ſich anſchaffen können. Ehe er Angeln gemachet, ſaget er, hätte er „müſſen vom Seekalbe eſſen, welches gar eine ſchlechte Speiſe iſt, nach dieſem aber hätte „er dieſe nur gefangen, um aus der Haut Riemen zu ſchneiden, und Angelſchnüre zu „machen. Eine halbe Meile von der See hatte er eine kleine Hütte mit Ziegenfellen überzogen, und ſein Bette oder **Barbam** war mit Pfählen zween Fuß von der Erde erhöhet, „und eben mit ſolchen Häuten bedecket. Kein Kleid hatte er, weil das, welches er von „dem Hauptmanne **Watling** bekommen, ganz abgenützet worden, trug alſo um ſeine „Lenden nur ein ſchlecht Fell. Er hatte unſer Schiff ſchon des Tages zuvor, ehe wir anländeten, geſehen; und weil er es gewiß für ein engliſches hielt, des Morgens, ehe wir „ankerten, drey Ziegen getödtet, und mit Kraut gekochet, um uns bey der Landung damit zu bewirthen,, *o*).

Stille Meer.

Die beyden engliſchen Schiffe giengen den 8ten April wieder unter Segel *p*), um in ein Meer zu ſchiffen, welches man, nach Dampiers Meynung nicht mehr das ſtille **Meer**, oder pacificum nennen ſoll. Obgleich die Erdbeſchreiber es überhaupt Mare auſtrale, Mar del Zur, das Südmeer, oder das ſtille Meer benennen: ſo ſcheint es ihm doch, daß dieſer Name ſich nicht weiter erſtrecken ſollte, als vom Mittage gegen Mitternacht, vom dreyßigſten bis vier Grad Süderbreite, gegen Abend aber von der americaniſchen Küſte an unbeſtimmt hinaus, ſo viel er merken können, indem er über zwey hundert und funfzig Meilen vom Lande geweſen, und das Meer doch immer ſtille befunden hat. Man ſieht daſelbſt keine Regenwolken, wiewohl der Horizont oft dunkel genug iſt, daß man mit dem Quadranten die Sonne nicht beobachten kann, frühmorgens auch der Reif ganz weiß liegt, und ein dicker Nebel entſteht, der doch aber faſt nicht naß machet. Es wehen auch hier nur ordentliche und gewiſſe Winde, ohne allen Sturm, ohne heftige Windſtöße und Orcane, die man doch nordwärts der Linie auf dieſem Meere ſo gut empfindet, als auf dem atlantiſchen. So ſtille auch indeſſen dieſe See iſt, ſo wirft ſie doch um den Neumond und Vollmond hohe, große und lange Wellen: ſie ſind aber ſo beſchaffen, daß ſie ſich nicht in der See ſondern erſt am Ufer an einander zerſtoßen, da es denn ſehr ſchwer auszuſteigen iſt; ſonſt aber hat man ſie nicht zu fürchten *pp*).

Seltenheit der Flüſſe an den Küſten des Südmeeres.

Die beſte Fahrt der beyden engliſchen Schiffe auf dieſem Meere, war an der Seite der Linie bis auf den vier und zwanzigſten Grad ſüdlicher Breite, wo ſie am feſten Lande von America hinfuhren. Dieſer ganze Strich iſt ſehr hoch Land; und ſie hielten ſich daher zwölf bis funfzehn Seemeilen weit davon, damit die Spanier, welche ſolches bewohnen, ſie nicht ſähen. Dampier beobachtet, daß die gar übergroße Höhe derer Gebirge, die man **Andes**, oder **Sierra Nuevada des Andes** nennet„ vielleicht Urſache ſey, daß kein großer Fluß in dieſes Meer fällt. Man ſieht einige kleine, aber ihrer ſo wenig, daß man oft hundert und funfzig oder zwey hundert Seemeilen fahren muß, ehe man einen entdecket. Die nächſten ſind dreyßig bis vierzig Seemeilen von einander und außerdem nicht tief genug, daß ſie könnten befahren werden. Sie trocknen ſo gar zu gewiſſen Jahreszeiten aus. Dergleichen iſt der **Jolo**, welcher vom Ende des Jenners bis in den Brach-

---

o) A. d. 93 u. 94 S. Man ſehe in Woods Rogers Reiſebeſchreibung eine andere dergleichen Geſchichte.

Brachmonat ſehr ſchnell fließt, hernach abnimmt, und zu Ende des Herbſtmonates ganz verſchwindet q).

Die Freybeuter gehen nach der Inſel Lobos.

Ihre Beſchreibung.

Da ein mit Bauholze beladenes Schiff, welches von Guajaquil nach Lima gieng, den Engländern auf neun Grad vierzig Minuten Süderbreite, in die Hände gefallen war: ſo vernahmen ſie von dem Schiffsvolke, daß man an der Küſte von ihrer Ankunft in dieſem Meere ſchon Nachricht hätte, und daß der Unterkönig in Peru in alle Häfen Befehl geſchickt, ſich vor ihren Anfällen in Acht zu nehmen. Sie nahmen hierauf ihren Weg alſobald nach der Inſel Lobos, welche nach Dampiers Beobachtung, der die Höhe derſelben zu Lande mit einem **Aſtrolabio** nahm, auf ſechs Grad vier und zwanzig Minuten Süderbreite liegt. Man nennet ſie **Lobos zur See**, zum Unterſchiede einer andern, die nicht weit davon liegt, und **Lobos am Lande** heißt, weil ſie näher an der Küſte iſt. Die erſtere, wo die beyden Schiffe mit ihrer Beute den 9ten May vor Anker legeten, beſteht aus zweenen Theilen, jeder von einer Meile im Umfange, die hoch genug und durch einen kleinen Canal abgeſondert ſind, wo nur Barken hinein können. An der Nordſeite ſind verſchiedene Klippen. An der Weſtſeite gegen Morgen zu, findet man eine kleine Bucht, darinnen man vor den Winden ſicher liegen und die Schiffe ausbeſſern kann. Die übrige Küſte beſteht aus lauter kleinen abhängigen Felſen; und inwendig iſt die Inſel theils ſteinicht, theils ſandicht. Der Boden iſt auch höchſt unfruchtbar, und hat weder ſüßes Waſſer, noch Bäume, noch die geringſte Spur von etwas grünem, noch auch einige Landthiere. Hingegen finden ſich viele Seevögel daſelbſt, vornehmlich **Boubies**, **Penguinen** und kleine ſchwarze Vögel, welche Löcher in den Sand machen, ſich des Nachts da hinein zu verkriechen. Dieſe letztern ſind gut zu eſſen. Dampier hat ihrer ſonſt nirgend, als zu Lobos und in der Inſel Fernandez, geſehen.

Abſicht der Engländer auf Truxillo.

Die Abſicht der engliſchen Freybeuter bey Näherung des feſten Landes, wovon Lobos nur fünf Seemeilen entfernet lag, war ein Unternehmen auf eine von den beſten Städten an der Küſte, als Guajaquil, Zana oder Truxillo, zu verſuchen. Sie beſchloſſen endlich, Truxillo anzugreifen, welches ihnen eine reiche Beute verſprach, wiewohl ihnen die Schwierigkeiten dabey nicht unbekannt waren. Sie landeten an der größten. **Guanchaquo**, der nächſte Hafen an dieſem Orte, von welchem er nur ſechs Meilen entfernet iſt, war ihnen von ihren Gefangenen, als ein unbequemer Ort zum Ausſteigen vorgeſtellet worden. Selbſt die da wohnenden Fiſcher brauchen drey oder vier Tage, ehe ſie heraus kommen können. Indeſſen muſterte man das Schiffsvolk, welches außer den Kranken aus hundert und acht Mann beſtund, die dienen konnten; und man rüſtete ſich, unter Segel zu gehen. Die Ankunft dreyer ſpaniſchen Fahrzeuge aber, deren ſie ſich mit wenigem Widerſtande bemächtigten, machte, daß ſie dieſen Entſchluß änderten. Man vernahm von den Gefangenen: die Einwohner zu Truxillo hätten bereits die Waffen ergriffen, und baueten ein Fort zu Guanchaquo. Dieſe Nachricht ſchreckete die Engländer von ihrem Vorhaben ab, daß ſie ſich vornahmen, mit ihren erbeuteten Schiffen Lobos zu verlaſſen. Der Wind war Süd ein Vierthel Oſt, wie er ordentlicher Weiſe in dieſem Meere iſt. Sie lichteten den 15ten die Anker, um nach Nordweſt ein Vierthel Nord zu gehen, in der Abſicht, die Breite der Inſeln **Gallapagos** zu gewinnen, und ſich von Weſten abzulenken. Denn da ſie die Entfernung dieſer Eylande nicht recht wußten: ſo konnten ſie ſich auch nach nichts eigentlich

Sie gehen nach den Inſeln Gallapagos.

---

p) Der Hauptmann Cook zog ſich auf dieſer Inſel eine Krankheit zu, woran er ſtarb.

pp) A. d. 102 S.

q) Ebendaſ. a. d. 104 S.

Dampier. 1684.

lich richten, hinanzukommen. Als ſie vierzig Minuten über die Linie gekommen waren: ſo wandten ſie ſich mit einem Südwinde gegen Weſten. Den letzten Tag des Mayes, bekamen ſie erſt die Inſeln Gallapagos zu Geſichte. Gegen Abend ankerten ſie an der Oſtſeite einer von den oſtlichſten dieſer Inſel, eine Meile von der Küſte in zehn Faden Waſſer auf einem klaren- und ſandichten Grunde.

Beſchreibung dieſer Inſeln.

Die Eylande, welche von den Spaniern den Namen **Gallapagos** erhalten haben, liegen einige unter der Linie, andere zu beyden Seiten derſelben, in einer ziemlich großen Weite. Die oſtlichſte iſt hundert und zehn Seemeilen von dem feſten Lande. Man ſetzet ſie auf hundert und ein und neunzig Grad der Länge, von da ſie ſich bis auf hundert und ſechzig Grad gegen Weſten erſtrecken; und folglich würde nach Dampiers Rechnung ihre Länge vom Lezard ungefähr ſechzig Grad weſtwärts ſeyn. Allein, er iſt überzeuget, daß man ſie nicht weit genug gegen Abend entfernet. Die Spanier, welche ſie zuerſt entdecket haben, geben vor, es wären ihrer viele, und ſie erſtrecketen ſich von der Abendſeite der Linie an, bis auf fünf Grad gegen Norden. Indeſſen ſahen doch die Engländer nicht über vierzehn oder funfzehn, worunter einige ſieben bis acht Meilen lang, und drey oder viere breit ſind. Die meiſten ſind platt und gleich, aber hoch genug. Viere oder fünfe von den oſtlichſten ſchienen unfruchtbar zu ſeyn, oder brachten nichts, als **Dildos** hervor. Dieß iſt ein grüner und ſehr ſtachlichter Strauch, welcher ungefähr zehn bis zwölf Fuß hoch wächſt, aber weder Blätter noch Früchte hat. Er iſt von unten an, bis oben hinauf ſo dick, als ein Menſchenbein. Seine Stacheln ſtehen ſtralenweiſe, von einem Ende zum andern, ſehr dicht zuſammen: er iſt aber zu nichts nutze, und auch nicht einmal zum Brennen. An einigen Orten ſehr nahe am Meere, ſieht man eine andere Art kleiner Bäume, die man **Bortons** genannt hat, und die beſſer zum Brennen ſind. Dampier erinnert ſich, ſolche in vielen Gegenden von Weſtindien geſehen zu haben, vornehmlich auf den ſambaliſchen Inſeln, und in der Bay Campeche: ſie finden ſich aber nur auf den Inſeln Gallapagos im Südmeere. Zwiſchen den Felſen dieſer Eylande trifft man mit Verwunderung Seen, oder große Gräben voll Waſſer an. Einige niedrigere und gleichere ſchienen auch fruchtbar zu ſeyn, und brachten wenigſtens vielerley in Europa unbekannte Bäume hervor. Das Erdreich gegen Abend iſt ſchwarz und tief. Ihre Bäume ſind auch viel größer, vornehmlich die **Mammets**, welche in einigen ſo überflüßig wachſen, daß ſie ganze Wälder ausmachen, wo man lauter ſolche Bäume ſieht. Man ſieht auch daſelbſt ziemlich große Flüſſe und Bäche mit ſehr ſüßem Waſſer. Die Spanier bezeugen, daß ſie bey ihrer erſten Entdeckung viele **Guanos** und Erdſchildkröten darauf gefunden. Es ſind ihrer nicht weniger geworden. Dampier ſah viel größere und fettere **Guanos** daſelbſt, als an irgend einem Orte in der Welt, und ſo zahm, daß ein Menſch allein innerhalb einer Stunde zwanzig mit dem Stocke todt ſchlagen kann. Die Erdſchildkröten könnten viele Monate lang fünf bis ſechshundert Mann ohne andere Lebensmittel zu unterhalten hinreichen. Sie ſind außerordentlich groß, und ſo zart, daß kein jung Huhn beſſer ſchmecken kann. Die größten wiegen ungefähr zweyhundert Pfund, und einige ſind über den Bauch drittehalb Fuß breit. Sie gleichen denen, die das ſüße Waſſer lieben, und von den Spaniern **Hecates** genannt werden. Ihre Schale iſt viel dicker, als der andern grünen Schildkröten ihre, in Weſtindien. Dampier, welcher ſich hier bey den Eigenſchaften der Schildkröten ſehr lange aufhält, behauptet, es blieben die zu Gallapagos die meiſte

Außerordentliche Menge Guanos und Schildkröten.

---

r) A. d. 111 u. f. S.

ſie Zeit des Jahres auf dem Lande: wenn ſie aber legen wollten, ſo giengen ſie in die See und ſchwämmen an das feſte Land von America, welches über hundert Seemeilen davon entfernet wäre r).

Die Luft in den Inſeln Gallapagos iſt wegen ihrer Lage ziemlich gemäßiget. Den ganzen Tag über wird ſie durch einen kleinen Seewind, und des Nachts durch einen ziemlich kalten Wind erfriſchet. Bey der Regenzeit, welche im Wintermonate einfällt, und bis zu Ende des Jenners dauret, iſt das Wetter ungemein trübe, ſtürmiſch, und mit Donner und Blitzen vermiſcht. Vor und nach dieſen Monaten kommen zuweilen kühle Regen; die Luft aber iſt in den May= Brach= Heu= und Auguſtmonaten beſtändig klar und heiter.

Eigentliche ſogenannte Inſel Gallapagos.

Das Eyland, welches eigentlich Gallapagos heißt, und allen andern ſeinen Namen giebt, lag nur zwo Seemeilen von dem, wo die Engländer geankert hatten. Sie begaben ſich zween Tage nachher dahin. Sie iſt ebenfalls ſteinicht und unfruchtbar, fünf bis ſechs Meilen lang und viere breit. Man warf gegen Norden von der Inſel in ſechzehn Faden Waſſer Anker. Es läßt ſich ſo ſchwerlich an die Küſte kommen, daß man ſonſt nirgend, als hier, ſicher ankern kann. Außerdem iſt die Rhede mittelmäßig; und der Grund ſo ſteil, daß, wenn der Anker einmal losläßt, er niemals wieder anfaſſet. Der Wind kömmt daſelbſt gemeiniglich vom Lande. Bey der Nacht iſt er mehr weſtlich, aber allezeit ſehr ſanft. Die Nordſeite der Inſel hat ſehr gutes Waſſer, welches wie ein Bach von vielen Felſen in eine ſandige Bay fällt. Man findet daſelbſt eine große Anzahl Schildkröten. Das Meer iſt daherum ſehr fiſchreich, und man fängt vornehmlich daſelbſt viele Goulus oder Vielfraße. Dampier nahm die Sonnenhöhe zu Lande mit dem Aſtrolabio, und fand ſie acht und zwanzig Minuten nordwärts von der Linie ſ).

Abſicht der Engländer auf Ria=Lexa.

Einer von den gefangenen Indianern meldete hier den Engländern, er wäre zu Ria Lexa gebohren, und erboth ſich, ſie dahin zu führen. Die Nachrichten, die er von der Lage und dem Reichthume dieſes Platzes gab, erregeten ihre Habſucht leicht. Sie giengen deswegen unter Segel, jedoch mit dem Vorſatze, die Cocosinſel zu berühren, wo ihnen der große Ueberfluß dieſer Früchte eine angenehme Erfriſchung verſprach.

Ihr lehrreicher Weg für die Schiffer.

Man ſegelte gegen Norden bis auf vier Grad und vierzig Minuten Breite, wo man ſich Weſt ein Viertheil nordwärts wenden wollte; denn man hoffte, den Wind Süd ein Vierthel Oſt oder Südſüdoſt zu bekommen, wie man ihn ſüdwärts der Linie gehabt hatte. Dampier, welchen die Lootſen willig zu Rathe zogen, weil er bereits auf dieſen Meeren gefahren war, erinnerte ſich, daß er ehemals die Winde ſolchergeſtalt auf eben der Breite gefunden hatte. Als man aber von Gallapagos abgieng: ſo hatte man anfangs einen Südwind. Ein wenig weiter gegen Norden hatte man Süd ein Vierthel Weſt; darauf wurde er Südſüdweſt, welche Veränderung man nicht erwartet hatte. Man ſchmeichelte ſich anfänglich, er würde wieder ſüdlich werden: allein, da man ihn nur Südweſt ein Vierthel Süd gefunden hatte, ſo konnte man nur nach Weſten ein Vierthel Nord ſteuren; und dieſer Weg wurde bis auf fünf Grad und vierzig Minuten fortgeſetzet. Nunmehr verzweifelte man, die Cocosinſel zu finden; und wenn man ſie auch entdecket hätte, ſo war man zu weit gegen Norden, als daß man an ſolcher anländen konnte. Dampier hält dieſe umſtänd-

---

ſ) Ebendaſ. a. d. 120 S.

ſtändliche Vorſtellung zum Unterrichte der Schiffer für nöthig [t]. „Diejenigen, ſaget er, „welche die Art der Winde in dieſen Meeren aus der Erfahrung nicht gelernet, hätten mit „gutem Fuge glauben können, wir ſollten gar leicht mit vollen Segeln nach Ria Lexa „gekommen ſeyn. Wir fanden uns aber betrogen; denn als wir ein wenig näher ans Land „kamen, hatten wir den Wind gerade entgegen„ [u].

Cap Blanco.

Die Engländer hatten ſich ſonſt über das Wetter nicht zu beſchweren bis zu Anfange des Heumonates, da ſie das **Cap Blanco** an dem feſten Lande von Mexico zu Geſichte bekamen. Es hat ſeinen Namen von zween weißen Felſen, die man von weitem ſieht, und ein Stück deſſelben auszumachen ſcheinen. Wenn man aber näher kömmt, es ſey von Oſten oder Weſten, ſo ſollte man ſie für zwey Schiffe mit vollen Segeln halten; noch näher aber ſehen ſie wie zween hohe Thürme aus, die eine halbe Meile von dem Vorgebirge entfernet ſind.

Deſſen Beſchreibung.

Dieſes Vorgebirge, welches auf neun Grad und fünf und funfzig Minuten Breite liegt, ſcheint eine wahrhafte Spitze zu ſeyn, und es gehen daran lauter jähe Felſen bis ins Meer hinein. Doch iſt das Obertheil flach und eben eine Meile lang; darauf ſenket es ſich nach und nach, und machet auf beyden Seiten einen angenehmen Abhang, der, wie Dampier ſaget, mit prächtigen Bäumen beſetzet iſt. Die Küſte, welche von Nordweſt bis Nordoſt ungefähr vier Seemeilen weit läuft, machet eine kleine Bucht, welche die Spanier **Caldera** nennen.

Bay Caldera.

An der Nordweſtſeite bey der Einfahrt in dieſe Bay findet man einen kleinen Bach mit vortrefflich gutem Waſſer. Das Erdreich ſenket ſich und machet eine Art von Sattel zwiſchen zween kleinen Bergen. Es iſt ein überaus gutes Land, und der Boden ſchwarz und fett, welcher Bäume von ſonderbarer Schönheit trägt. Die Gebüſche endigen ſich an der Nordoſtſeite eine Meile von dem Bache; und alsdann fangen treffliche Weiden an, die mit kleinen aber nicht ſo dicken Holzungen abgeſetzet ſind, welche die Ausſicht ſehr angenehm machen. Das Gras iſt daſelbſt dick und lang, aber ſo gut, daß Dampier in ganz Weſtindien kein beſſeres geſehen hat. Gegen die Mitte der Bay zu iſt das Land niedrig und mit **Manglebäumen** beſetzet. Darauf wird es hoch und bergicht. Von dem Ende dieſer Bay bis an den See **Nicaraga** an der nordlichen Küſte rechnet man nicht über vierzehn oder funfzehn Seemeilen [x].

Sie werden von Indianern hintergangen.

Einige ſpaniſche Indianer, deren ſich die Engländer bemächtigten, und die ſie an Bord führeten, geſtunden ihnen, ſie hätten ſich ihnen genähert, ihr Schiff in Augenſchein zu nehmen und ſie zu verkundſchaften, weil ihnen der Präſident von Panama Nachricht gegeben, Spanien hätte Feinde in dieſen Meeren. Sie waren von **Nicoya** einer kleinen Stadt von **Mulatten** an einem Fluſſe gleiches Namens, zwölf bis dreyzehn Seemeilen von dem Vorgebirge gegen Weſten. Ihre Handthierung war, daß ſie Schiffe baueten, weil der Ort ſehr bequem iſt, neue zu bauen oder die alten auszubeſſern. Man fragete ſie nach dem Reichthume des Landes. Sie antworteten: die meiſten Einwohner

wären

---

[t] Er ſetzet einige Beobachtungen hinzu, welche die Cocosinſel betreffen, und er für eben ſo nützlich hält. Sie iſt nicht bewohnet, aber mit großen Cocosbäumen angefüllet. Ihr Umfang iſt ſieben oder acht Seemeilen. Sie iſt in der Mitte hoch aber ohne Bäume, und am Meere niedrig. Ihre Lage iſt fünf Grad und funfzehn Minuten nordlich. Ob ſie gleich mit Felſen umgeben iſt, daß man faſt nicht an ſie kommen kann: ſo hat ſie doch an der Nordſeite einen kleinen Hafen, wo die Schiffe einfahren und ſicher ankern können; und dieſer Hafen hat einen kleinen Bach mit ſüßem

Waſſer,

Dampier. 1684.

wären Ackersleute, und da ſie weitläuftige Viehweiden hätten, ſo zögen ſie auch viel Vieh auf: an etlichen Orten nahe am Meere wüchſe roth Färbeholz, wovon ſie aber doch nicht viel Vortheil hätten, weil ſie es nach dem Nicaraguenſee bringen müßten, der ins Nordmeer fällt: ſie ſchicketen auch daſelbſt ihre Ochſen- und Kühhäute hin, wofür ſie europäiſche Waaren eintauſcheten: das Fleiſch von ihrem Viehe dienete ihnen nur zur Speiſe ihres Geſindes, und in einem ſo heißen Lande wüßte man nicht viel von Käſe und Butter. Sie ſetzeten hinzu, die Engländer würden auf einem benachbarten Gute eine große Anzahl Ochſen und Kühe antreffen.

Sie gehen ans Land, Vieh zu tödten.

Dieſe Nachricht war den Leuten auf beyden Schiffen ſehr lieb, und ſie vergaßen, daß ſie ſolche von ihren Todfeinden erhielten. Sie hatten ſeit langer Zeit kein anderes Fleiſch gegeſſen, als das von den Schildkröten zu Gallapagos. Es wurden vier und zwanzig Mann, worunter auch Dampier war, in zwoen Schaluppen mit einem ſpaniſchen Indianer ausgeſchickt, der ihnen zum Wegweiſer dienen wollte. Sie ſtiegen eine Seemeile weit von den Schiffen ans Land, und zogen ihre Schaluppe auf den Sand. Sie giengen hinter dem Indianer her, der ſie bald zu einem großen Viehgarten auf einer weitläuftigen Weide brachte, ungefähr zwo engliſche Meilen von der Schaluppe. Weil die Nacht einbrach: ſo thaten einige den Vorſchlag, fürs erſte ihrer dreye oder viere zu ſchießen, und ſie nach dem Schiffe zu bringen. Andere ſetzeten ſich dawider, und hielten es für beſſer, die Nacht da zu bleiben, auf den Morgen aber das Vieh in den Garten zu treiben, und hernach zwanzig oder dreyßig, ſo viel man wollte, davon zu tödten. Dampier, welcher wünſchete, wieder an Bord zu gehen, konnte nur zwölf Mann dazu bereden, welche die Hälfte von ſeinem Haufen ausmachten. Er fand auf der Rückkehr nach dem Ufer keinen Widerſtand von den Indianern; und unterwegens ſah er eine Menge Bäume von rothem Holze, welches er für das Holz hielt, das man zu Jamaica Blutholz, oder Holz von Nicaragua nennet.

Begebenheit von eilf Engländern.

Ein Theil des folgenden Tages verſtrich, ohne daß ſie etwas von den eilf Engländern erfuhren, die durchaus hatten am Lande bleiben wollen. Die Unruhe darüber nöthigte ihren Hauptmann endlich, zwanzig Mann mit Gewehre abzuſchicken. Dampier, welcher ſie führete, näherte ſich der Bucht, wo der Indianer ſie hatte ausſteigen laſſen. Er verwunderte ſich ſehr, als er die eilf Engländer auf einem kleinen Felſen, eine halbe Meile vom Lande bis an den Gürtel im Waſſer ſitzen ſah. Sie hatten die Nacht ruhig in dem Garten zugebracht, und den Morgen waren ſie hinaus gegangen, um das Vieh hinein zu treiben. Als ſie nun alſo zerſtreuet waren, ſo kam ein Haufen Indianer, ſie anzugreifen; und hatte ihnen kaum Zeit gelaſſen, wieder zuſammen zu kommen, um mit mehrerm Muthe nach der Bay zu gehen. Als ſie aber ans Ufer kamen, ſo fanden ſie ihre Schaluppe in vollem Feuer. Ihre Unruhe war größer, als Dampier ſie vorſtellen kann. Sie hatten über

---

Waſſer, der ins Meer fällt. „Dieſes, ſetzet Dampier hinzu, erzählen die Spanier davon, und ich „habe es auch von dem Hauptmanne Eaton gehöret, der nach mir da geweſen iſt. A. d. 121 S.

u) Dampier verſpricht hier andere Erklärungen in ſeinem Capitel von den Winden.

x) A. d. 123. S. Der Raum dazwiſchen iſt mit Weiden angefüllet, ob es gleich auch Berge daſelbſt giebt.

über eine ſtarke Meile zu gehen, um zu Lande ins Geſicht der Schiffe zu kommen; und das Ufer war hier mit dicken Gebüſchen verwachſen, wo die Spanier leicht im Hinterhalte liegen konnten. Weil nun noch ungefähr die halbe Fluth war: ſo erblicketen ſie ein gut Stück vom Lande eine Klippe, die ſich ein wenig über dem Waſſer ſehen ließ. Dieſe ſahen ſie als eine gute Feſtung an, worinnen ſie ſich vertheidigen könnten, wenn ſie nur Mittel fänden, dahin zu kommen. Einer von ihnen erforſchete die Fuhrt. Sie giengen nach ihm insgeſammt dahin; und nachdem ſie ſich vortheilhaft auf dem Felſen geſetzet hatten: ſo blieben ſie daſelbſt bis zur Ankunft der Schaluppe, das iſt, bis um ſieben Uhr des Abends; da die Fluth ſchon anfing, wieder zu kommen und ſie wegen des Waſſers in größere Gefahr waren, als wegen der Spanier. Dampier bemerket, daß ſie an dieſem Orte acht Fuß hoch ſteige. Ihre Feinde, welche darauf warteten, ſie mit der Fluth wegtreiben zu ſehen, hatten das Buſchwerk nicht verlaſſen, hinter welchem ſie ſich verſteckt hielten. Ihrer drey oder viere hatten Flinten, die andern aber nur Spieße. Allein, die Spanier in dieſem Lande wiſſen vortrefflich die Lanze zu werfen, ſonderlich wenn ſie im Hinterhalte liegen. Der Anblick einer Schaluppe voller Soldaten, die ſich ohne die geringſte Furcht näherte, machte, daß ſie ihr Heil ſogleich in der Flucht ſucheten; und die eilf Engländer kamen wieder zu ihren Gefährten, ohne daß ſie etwas anders, als Hunger ausgeſtanden hatten y).

Vortrefflich Holz zu Lanzen.

Dampier bemerket bey Gelegenheit der ſpaniſchen Lanzen, es bringe dieſes Land ein vortreffliches Holz dazu hervor. Es iſt gerade, hart, ſchwer, und ſo gut zu gebrauchen, daß die Freybeuter ſolches auf alle Art zu erlangen ſuchen, um Griffe zu den Rudern und Ladeſtöcke daraus zu machen. Die meiſten haben ſtets drey bis viere davon im Vorrathe, deren ſie ſich nur bey wichtigen Gelegenheiten bedienen. Die Engländer von beyden Schiffen ſchnitten ihrer alſo auch eine große Anzahl. Dampier kennet kein anderes Land, welches eben dergleichen Holz in dem Südmeere hervor bringt.

Eduard David folget Cooken.

Nach dem Tode des Hauptmanns Cook hatte ſich ſein Schiffsvolk verglichen, **Eduard Daviden**, der bisher der nächſte nach ihm geweſen war, zu ſeinem Nachfolger zu machen. Dieſes neue Haupt ließ ſie den 20ſten des Heumonates aus der Bay **Caldera** abſegeln, um nach **Ria Lexa** zu gehen. Der Wind, welcher aus Norden war, brachte die beyden Schiffe mit ihrer Beute in dreyen Tagen dahin.

Sie kommen nach Ria Lexa.

Ria Lexa, ſonſt auch **Rialejo** genannt, iſt das merkwürdigſte Land auf dieſer Küſte, wegen ſeines Feuer ſpeyenden Berges, welchen die Spanier Volcano vejo, oder den alten Vulcan nennen. Wenn man in den Hafen will: ſo muß man das Cap gegen Nordoſt haben, und alsdann nahe an dem Berge hinfahren. Da die Seewinde Südweſt ſind, ſo muß man Acht darauf haben, daß man ſich ſolcher bediene; denn mit den Landwinden wird man nimmermehr hinein kommen. Der **Vulcan** iſt leicht zu erkennen, indem in der ganzen Gegend da herum kein ſo hoher noch ſo geſtalteter Berg iſt. Ueberdieß rauchet er den ganzen Tag, und wirft zuweilen in der Nacht Flammen aus. Man ſieht ihn auf zwanzig Seemeilen weit; und da er nur drey Meilen vom Hafen iſt, ſo entdecket er die Einfahrt in ſolchen leicht. Dieſer Hafen wird von einer kleinen flachen und niedrigen Inſel gebildet, die nur eine Meile lang, eine vierthel Meile breit, und ungefähr anderthalb Meilen von der Küſte entfernet iſt. An beyden Seiten der Inſel iſt ein Canal; der weſtliche aber iſt der ſicherſte. Indeſſen iſt doch an der Spitze der Inſel gegen Nordweſt das Waſſer ſo niedrig, daß die

---

y) Ebendaſ. a. d. 128 u. vorherg. S.

Dampier. 1684.

die Schiffe ſich in Acht nehmen müſſen. Wenn ſie vor dieſer Klippe vorbey ſind: ſo müſſen ſie dicht an der Inſel hinfahren, um eine niedrige und ſandige Spitze zu vermeiden, die ſich bis mitten in die Rhede erſtrecket. Auf der Oſtſeite iſt der Canal nicht ſo breit, und die Ströme ſind daſelbſt ſo ſtark, daß die Schiffe ſelten oder gar nicht durch kommen können. In dem Hafen könnten leicht auf zwey hundert Segel liegen. Der Ankerplatz iſt nahe am Lande auf einem Grunde von klarem und hartem Sande, in ſieben oder acht Faden Waſſer.

Stadt Ria Lexa.

Die Stadt Ria Lexa iſt zwo Seemeilen davon; und man kann durch zween kleine Arme oder Einfahrten, die ſich dahin lenken, zu ſolcher kommen. Die weſtliche geht bis hinter die Stadt, und die andere bis an die Mauern derſelben. Sie ſind aber beyde ſehr enge, und die Ufer mit rothen Manglebäumen bedecket, daß eben ſo wenig Schaluppen als Schiffe dahin fahren können. Eine halbe Meile unterhalb der Stadt haben die Spanier an dem Ufer des öſtlichen Armes eine gute Schanze aufgeworfen. Der weſtliche Arm iſt eben ſo gut befeſtiget, und es könnten zehn Mann gar leicht die Landung eines ganzen Heeres verhindern.

Die Engländer laſſen ihren Anſchlag auf ſolche fahren.

Dieſe Nachrichten hatten die Engländer nicht erſchreckt; und da ſie ſich noch ſieben oder acht Meilen vom Lande befanden: ſo wurde beſchloſſen, ſich der Nacht zu bedienen, und mit ihren Canoen in den Hafen einzulaufen. Ein Sturm aus Nordoſten aber mit Donner und Blitzen, der ſie des Abends überfiel, nebſt einigen Nachrichten, die ſie befürchten ließen, ſie möchten ihre Feinde in gar zu gutem Stande finden, hielten ihren Entſchluß auf einmal zurück. Sie hatten Zeit, die Lage der Inſel zu beobachten, die ſich auf zwölf Grad zehn Minuten Norderbreite befindet, und eine ſchöne Quelle mit ſüßem Waſſer daſelbſt zu beſuchen: ſie nahmen aber ſogleich den Weg nach dem Meerbuſen von Amapalla, um daſelbſt ihre Schiffe zu kalfatern.

Meerbuſen von Amapalla.

Dieſer Meerbuſen geht auf acht bis zehn Seemeilen ins Land hinein. An ſeinem Eingange an der Mittagsſeite liegt die Spitze Caſivina, und der Berg St. Michael gegen Nordweſt; zween gleich merkwürdige Gegenſtände. Caſivina liegt auf zwölf Grad und vierzig Minuten Norderbreite. Es iſt eine hohe und runde Spitze, die vom Meere her wie eine Inſel ausſieht, weil das Land ſehr niedrig iſt. Der St. Michaelsberg iſt ſehr hoch, aber nicht allzu ſteil. Das Land um ihn herum gegen Südoſt iſt niedrig und über eine Meile lang, eben, und bey dieſem niedrigen Lande fängt ſich der Buſen an. Bey der Einfahrt findet man zwo beträchtliche Inſeln, zwo Meilen von einander, wovon die mittägliche Mangera, und die andere Amapalla heißt. Mangera iſt rund, und hat ungefähr zwo Seemeilen im Umfange. Sie ſcheint ein großes mit Felſen umgebenes Gehölze zu ſeyn, mit einer kleinen ſandigen Bay an der Nordoſtſeite. Das Erdreich iſt ſchwarz, nicht tief und mit Steinen vermengt, worinnen ſehr ſtarke Bäume wachſen. Die Indianer haben mitten auf derſelben eine Stadt, aus welcher man durch einen engen und ſteinigten Weg nach der Bay geht. Die Inſel Amapalla iſt viel größer: der Boden aber faſt einerley. Es ſind zwo Städte, darauf eine gegen Norden, die andere gegen Oſten. Die letztere, die nicht über eine Meile von der See liegt, iſt auf der Spitze eines Berges erbauet, und der Weg, der dahin führet, iſt ſo beſchwerlich, daß eine kleine Anzahl Menſchen einem großen Haufen den Zugang zu ſolcher mit Steinen verwehren könnte. Mitten in der Stadt ſteht eine ſehr feine Kirche, wobey Dampier anmerket, daß in allen indiſchen Städten, die unter der Spanier Herrſchaft ſtehen, die Bilder in der Kirche auf indianiſche Art gekleidet ſind, dahingegen in denen Städten, wo es mehr Spanier giebt,

Inſeln Mangera und Amapalla.

Dampier. 1684.

ſie auch ſpaniſch gekleidet ſind. Die Rhede iſt gegen Oſten, einem niedrigen Lande gegen über. Ein wenig weiter kann man auch in Nordoſt ſehr nahe am Lande ankern. Dieſen Ort beſuchen die Spanier am meiſten, und nennen ihn den Hafen von Martin Lopez. Der Buſen hat noch viele andere aber niedrigere und weniger bewohnte Inſeln. Er erſtrecket ſich einige Meilen von da, hat aber ſo wenig Waſſer, daß es den Schiffen unmöglich iſt, dahin zu kommen.

Kühnheit des Hauptmannes David.

Den 26ſten des Heumonates, da ſie ſich dem Meerbuſen von Amapalla näherten, nahm David zwey wohl beſetzete Canoen, um damit nach den Inſeln zu fahren, in der Hoffnung, einige Gefangene zu bekommen, und Kundſchaft von ihnen einzuziehen. Er kam den Abend bey Mangera an, aber ohne noch zu wiſſen, an welcher Seite er die Stadt ſuchen ſollte. Den Tag darauf wurde er eine große Anzahl Canoen in der Bay gewahr. Die Indianer hatten die beyden Schiffe ſchon entdecket; und auf die erhaltene Nachricht, daß Spanien in dieſen Meeren Feinde hätte, hatten ſie die ganze Nacht Wache gehalten. Bey Erblickung der Engländer aber flohen ſie nach der Stadt, und machten Lärmen. David fand einen kleinen Weg, auf welchen er ſich zu begeben, ſich nicht ſcheuete, und der ihn bald zu den erſten Häuſern führete. Seine Ankunft machte, daß ſich alle Einwohner ins Gehölze zogen. Er fand nur einen ſpaniſchen Mönch in der Stadt, der nicht hatte entfliehen können, und zween junge Indianer, welche freywillig bey ihm geblieben waren. Weil er nur einige Eyländer hatte aufheben wollen: ſo nahm er mit ſeinen dreyen Gefangenen den Weg wieder nach dem Meere. Sie mußten ihn zu Piloten dienen, um ihn nach der Inſel Amapalla zu bringen, wo er gegen Mittag glücklich ankam. Die Nachrichten, die er eingezogen hatte, ließen ihn eben keine anſehnliche Beute in den beyden Inſeln hoffen. Dieſe Indianer ſind arm, und leben nur von ihren Maizpflanzungen. Sie ſtehen unter der Bothmäßigkeit des Statthalters zu St. Michael, einer an dem Fuße des Gebirges gleiches Namens gelegenen Stadt, und bezahlen ihm einen Tribut von ihren Früchten, weil ſie ſonſt nichts haben, woraus ſie Geld machen könnten. Der Mönch war nicht allein der einzige Prieſter in den drey Städten auf Mangera und Amapalla, ſondern auch der einzige Weiße auf allen Inſeln dieſes Meerbuſens. Unter allen Indianern verſtund nur ein einziger ſpaniſch. Man hatte es ihn lernen laſſen, damit er als Secretär der beyden vornehmſten Eylande die Regiſter halten, und Rechnung führen konnte. Der Caſica, oder das Haupt der Indianer, konnte weder ſpaniſch leſen, noch reden.

Seine Aufführung in der Inſel Amapalla.

David war dennoch entſchloſſen, in die Inſel Amapalla zu dringen. Er ließ drey bis vier Mann zur Wache in ſeinem Canoe, unterdeſſen daß er mit ſeinen Führern nach der Stadt gieng. Man hat angemerket, daß der Weg dahin ſehr ſteil iſt. Die Indianer ließen ſich auf der Spitze des Berges blicken; und da der Secretär, welcher ſie anzuführen ſchien, Daviden mit ſeinen Leuten ſich annähern ſah; ſo fragete er ihn auf ſpaniſch, mit einer ſo ſtarken Stimme, daß man ihn am Fuße des Berges verſtehen konnte: wer er wäre, und wo er herkäme? Der engliſche Hauptmann antwortete: ſie wären Baſquen, und hätten von dem Könige in Spanien Befehl, die Feinde dieſer Krone zu bekriegen; er käme in dieſen Buſen, ſein Schiff auszubeſſern; er ſuchete einen bequemen Ort und

bäthe

---

z) A. d. 137 S.

a) Dampier glaubet, dieſe Gütigkeit beſſer zu erklären, wenn er hinzu ſetzet, der Secretär wäre den Spaniern nicht gut geweſen, und hätte die Einwohner überredet, die Engländer zu erwarten, von denen ſie wegen ihrer Armuth nichts zu befürch-

fürch-

Er hintergeht die Indianer.

Indianer ſind bey ihren Feſten traurig.

bäthe die Indianer, ihm behülflich zu ſeyn. Dieſe Antwort ſchien ihnen ſo aufrichtig zu ſeyn, daß der Secretär, nach einiger Berathſchlagung, die Engländer verſicherte, ſie wären ihm willkommen, und er hätte große Hochachtung für die Spanier, vornehmlich gegen die Baſquen, von denen er viel Gutes gehöret hätte z). Darauf both er ihnen die Freyheit an, nach der Stadt zu kommen. David kletterte mit allen ſeinen Leuten den Berg hinan, wo er mit vielen Freundſchaftsbezeugungen empfangen wurde. Der Caſica und Secretär umarmeten ihn, und die andern Indianer thaten mit ſeinen Leuten dergleichen. Nach der Bewillkommung giengen ſie zuſammen nach der Kirche a). Denn das iſt der Ort, ſaget Dampier, „wo alle öffentliche Zuſammenkünfte, wie auch alle Freudenſpiele und Luſtbarkeiten grhalten werden. Daher kömmt es auch, daß in allen Kirchen der indianiſchen Städte allerhand Arten von Maſkeraden und andern ſeltſamen altväteriſchen Manns- und Weibeskleidern, imgleichen vielerley muſikaliſche Inſtrumente, als Schallmeyen und andere zu finden ſind. Die Nächte vor und uach ihren Feſttagen ſind zu ihren Luſtbarkeiten beſtimmet, welche darinnen beſtehen, daß ſie ſingen und tanzen, in den altväterſchen Kleidungen allerhand Narrenspoſſen treiben und ſeltſame Geberden machen. Wenn der Mond ſcheint, ſo haben ſie nur wenig, ſonſt aber ſehr viele Kerzen in der Kirche„ b). Ungeachtet dieſer äußerlichen Luſtigkeit ſind Dampiern doch alle Indianer unter der ſpaniſchen Bothmäßigkeit viel melancholiſcher vorgekommen, als die freyen Indianer. Selbſt bey ihren Feſten hat er eine innerliche Traurigkeit, und in ihren Geſängen und ihrer Muſik etwas betrübtes zu finden geglaubet. Mit einem Worte, ihre Freude hat ihm gezwungen zu ſeyn geſchienen. Er entſcheidet nicht, ob dieſes ihre Gemüthsart, oder eine Wirkung ihrer Sclaverey iſt: doch will er faſt glauben, daß ſie nur zuſammen kämen, ihr Unglück und den Verluſt ihres Landes und ihrer Freyheit zu beweinen. Denn obgleich die, die itzt leben, nicht wiſſen, was die Freyheit iſt, ſich auch nicht erinnern, daß ſie darinnen gelebet haben: ſo ſcheint es ihm doch, daß die Knechtſchaft, welche die Spanier ihnen aufgebürdet, ihnen tief zu Herzen gehe; dieſe Empfindung auch ſehr vermehret werde, wenn ſie von ihrer vorigen Freyheit reden hören c).

Unvorſichtigkeit der Engländer.

Davids Abſicht, warum er ſich nach der Kirche führen ließ, war, ſie insgeſammt darinnen zu verſperren, und darauf ſich mit ihnen wegen der Erfriſchungen und des Beyſtandes, den ſie ihm leiſten konnten, zu vergleichen. Der Mönch, den er nicht aus dem Geſichte ließ, hatte ihm verſprochen, ſie auf ſeine Seite zu bringen, und ihm ſo gar Hoffnung gemacht, daß ſie ihm beyſtehen würden, um die ſpaniſche Stadt St. Michael anzugreifen. Man kann nicht begreifen, warum die Engländer dieſen Dienſt lieber der Gewaltthätigkeit als den ſanften und freundſchaftlichen Ueberredungen haben danken wollen. Ehe aber noch alle Indianer in der Kirche waren, hatte einer von Davids Leuten die Unvorſichtigkeit, und ſtieß einen, daß er deſto geſchwinder in die Kirche gehen ſollte. Hierauf nahm ſolcher ſo gleich die Flucht; und die andern folgeten ſeinem Beyſpiele, daß ſie wie eine Heerde furchtſamer Rehe davon liefen. David verwunderte ſich über eine ſolche Veränderung, wovon er die Urſache nicht wußte, vornehmlich da er ſich mit dem ſpaniſchen Mönche in der Kirche allein ſah. Er konnte ſich in ſeinem Zorne nicht halten, ſon-

---

fürchten hätten; indem er ihnen geſaget, wenn ſolche ja jemanden etwas übels zufügen würden, ſo würden es unr die Spanier ſelbſt ſeyn, welche ihnen als Sclaven begegneten.

b) A. d. 138 S.

c) Ebendaſ.

Dampier. 1684.

ſondern ließ auf die Flüchtigen Feuer geben; und der Secretär wurde erſchoſſen. Dampier beſchuldiget den Hauptmann und ſeine Leute, daß ſie durch dieſe Aufführung einen Anſchlag fruchtlos gemacht, den er nicht deutlich anzeiget, der aber vermuhlich auf die Ausplünderung der Stadt St. Michael gieng.

Weg einiger Franzoſen aus dem Südmeere ins Nordmeer.

Indeſſen wurde der Mönch an Bord geführet, wo die Furcht ihren Seelſorger zu verlieren, ſie vermochte, dem Schiffsvolke allerhand Erfriſchungen zu bringen. Sie weideten auf einigen kleinen Inſeln im Meerbuſen Ochſen. David hatte die Freyheit, ſo viele davon tödten zu laſſen, als er brauchete, und er erhielt von dieſen furchtſamen Indianern noch andere Dienſte. Einige Franzoſen, die nicht lange darnach in eben dieſe Inſeln kamen, zogen von dem guten Naturelle der Einwohner mehr Nutzen. Sie hatten nicht nur die Freyheit, ſich daſelbſt zu erfriſchen, ſondern man ließ ſie auch, nachdem ſie ſich ohne Störung und Mistrauen lange Zeit daſelbſt aufgehalten hatten, ans Land gehen, um ſich zu Lande nach dem Fluſſe zu begeben, welcher bey dem Vorgebirge Gratia-Dios ins Nordmeer fällt. Sie macheten daſelbſt Barken von Baumſtämmen, worinnen ſie glücklich ins Nordmeer kamen. Die Freybeuter kannten dieſe Straße ſeit dreyßig Jahren aus den Entdeckungen einer Partey Engländer, welche eben den Fluß bis an den Ort hinauf gefahren waren, wo die Franzoſen ihre Barken machten. Sie waren daſelbſt ausgeſtiegen, um nach einer Stadt, Namens Segovia, zu marſchiren: ſie hatten aber mit dieſer Hinauffahrt über einen Monat zugebracht; indem viele Waſſerfälle in dem Fluſſe ſind, wo ſie die Canoen oftmals ans Land ziehen und tragen mußten, um hinüber zu kommen. Dampier erfuhr dieſe Umſtände von vielen Perſonen, die bey dieſem Zuge geweſen waren *d*).

Der II Abſchnitt.

Cap St. Franciſcus. Inſel Plata. Spitze St. Helena. Manta. Vorſicht der ſpaniſchen Statthalter wider die Freybeuter. Hauptmann Swans Ankunft. Sie ſegeln nach Lobos am Lande; ſtecken Payta in Brand. Eine ſpaniſche Barke beobachtet ſie. Ihr Anſchlag auf Guajaquil. Beſchreibung der Seekatze. Inſel Puna. Beſchreibung des Baumes Palmeto. Annäherung in Guajaquil und Ausführung ihres Vorſatzes. Furcht der Spanier. Die Freybeuter ſuchen abgelegene Flüſſe. Cap Paſſao. Baumwollenbaum. Kohlbaum. Die Freybeuter laufen in den Fluß St. Jago ein. Fluß Tamaco. Inſel Gallo. Gorgonia. Königliche Inſeln. Arten von Auſtern, Clams genannt.

Cap St. Franciſcus.

Bey der Abfahrt aus dem Buſen von Amapalla trenneten ſich die beyden engliſchen Schiffe; und Dampier, ein getreuer Gefährte des Hauptmanns David, ſegelte mit ihm nach Süden. Auf dieſem Wege hatten ſie alle Tage Sturmwinde, vornehmlich von denjenigen entſetzlichen Stürmen, die auf dieſer Küſte vom Brachmonate bis in den Wintermonat ſehr gewöhnlich ſind. Auf der Höhe des Vorgebirges St. Franciſcus aber, das iſt auf zehn Grad Norderbreite, fanden ſie wieder gut Wetter. Dieſes Vorgebirge iſt voller großen Bäume. Wenn man von Norden kömmt: ſo entdecket man eine andere niedrigere Spitze, die man für das Vorgebirge ſelbſt halten ſollte: man iſt aber alsdann ſchon vorbey, und ſieht es darauf ſogleich mit ſeinen dreyen Spitzen. Das Land iſt ſehr hoch und ſeine Gebirge ſcheinen ſchwarz.

Den

---

d) A. d. 140 S.

Dampier. 1684.

Inſel Plata. Deren Beſchreibung.

Den 20ſten des Herbſtmonates ſah man die Inſel **Plata**, welche dieſen Namen von den Spaniern bekommen hat, nachdem der Ritter Drake ſich eines reichen Fahrzeuges, deſſen Ladung meiſt aus Silberwerke beſtanden, bemächtiget und es hieher geführet hatte, um die Beute zu theilen. Sie iſt beynahe vier Meilen lang und anderthalb breit, ziemlich hoch und mit ſehr ſteilen Felſen umgeben, außer an der Oſtſeite. Oben iſt ſie flach und das Erdreich ſandicht. Sie hat nur an einem einzigen Orte Waſſer, nahe am Meere an der Oſtſeite. Dieſes Waſſer läuft ſo langſam von den Felſen herab, daß man es leicht in Gefäße füllen kann. Vordem hatte das Eyland viele Ziegen: es iſt aber keine mehr vorhanden, und es ſind auch ſonſt keine Landthiere da. Die einzigen Vögel, die man daſelbſt in großer Anzahl wahrnimmt, ſind **Boubien** und die ſo benannten Soldaten oder Kriegesmänner. Der Ankerplatz iſt oſtwärts gegen die Mitte der Inſel zwey Ankertaue weit von der ſandigen Bay auf einem ziemlich guten Grunde in achtzehn bis neunzehn Faden Waſſer. Das Meer iſt daſelbſt ſehr ſtille, weil eine Spitze der Inſel es vor den Südwinden bedecket, die daſelbſt ohne Unterlaß wehen. Dampier ſetzet dieſes Eyland auf zehn Grad zehn Minuten Süderbreite, und glaubet, es ſey nur vier oder fünf Seemeilen von dem Vorgebirge St. Lorenz gegen Weſtſüdweſt ein Vierthel Weſt entfernet.

Spitze St. Helena und benachbarte Land.

Den andern Morgen ließ David nach der Spitze St. Helena unter Segel gehen. Dieſe Spitze iſt ſüdwärts von der Inſel Plata auf zween Grad funfzehn Minuten Süderbreite. Man ſollte ſie von fern für eine Inſel halten, weil das Land darauf ganz niedrig iſt. Sie ſtrecket ſich auf der Weſtſeite weit ins Meer, und machet gegen Norden eine ziemliche große Bay. Man findet eine Meile weit im Lande ein armes indianiſches Dorf, **St. Helena** genannt. Das Land umher iſt niedrig und ſandig, ohne Bäume, ohne Kräuter und ohne ſüßes Waſſer. Die Einwohner finden ſolches nur in dem Fluſſe **Colanche** vier Seemeilen davon, zu Ende der Bay. Nicht weit von dem Dorfe in eben der Bay, und ungefähr fünf Schritte von den Gränzen des hohen Meeres ſieht man aus einem kleinen Loche eine harzichte und kochende Materie herauskommen, welche die Spanier **Algatrane** nennen. Sie iſt flüßig wie Theer. Wenn man ſie kochet, ſo wird ſie hart wie Pech. Sie dienet auch ſtatt deſſen, und die Indianer des Landes ſammeln ſie ſorgfältig in Krügen. Bey hohem Waſſer ſtößt es am meiſten heraus, und alsdann beſtreben ſich die Indianer auch, es zu ſammeln *e*). Sie ſind Fiſcher. Die meiſten gehen in Barken von Baumſtämmen aufs Meer. Ihre vornehmſte Nahrung iſt Maiz, den ſie von den Schiffen, die das **Algatrane** zu holen kommen, eintauſchen. Der Ankerplatz iſt vor dem Dorfe ſehr gut, an der Spitze, wo ſich der Wind nicht ſpüren läßt: das Waſſer aber iſt gegen Weſten von eben der Spitze ſo tief, daß der Anker nicht anbeißen kann. Die Engländer thaten eine Landung, welche aber nicht den Erfolg hatte, den ſie ſich davon verſprochen hatten. Sie nahmen eine Barke und einige Indianer weg, mit denen ſie wieder nach Plata giengen.

Harzquelle.

Manta, deſſen Beſchreibung.

David richtete alle ſeine Hoffnung auf **Manta**, welches zwo bis drey Seemeilen vom Vorgebirge St. Lorenz gegen Weſten liegt. Dieß iſt ein indianiſches Dorf auf einer Anhöhe ſieben bis acht Seemeilen von Plata. Die Engländer wollten daſelbſt nur einige Gefangene machen. Denn die Beute mußte an einem Orte, der nur aus einigen elenden Gebäuden beſteht, und ſonſt nichts merkwürdiges hat, als eine ſehr ſchöne Kirche, die mit

---

e) Auf der 145 S.

mit vielem Schnitzwerke gezieret iſt, ſehr mittelmäßig ſeyn. Ehemals hielten ſich viele Spanier daſelbſt auf: es iſt aber keiner mehr da; und ungeachtet ſeiner anmuthigen Lage iſt das Erdreich ſo ſandig und dürre, daß es kaum einige Sträucher hervorbringt. Indeſſen findet man doch zwiſchen dem Dorfe und Meere eine Quelle ſehr ſchönes Waſſer. Ziemlich weit im Lande ſieht man einen hohen Berg in Geſtalt eines Zuckerhutes, den die Spanier **Monte Chriſto** nennen. Er liegt Manta gegen Süden, und Dampier hält ihn für den beſten Wegweiſer auf dieſer Küſte. Eine halbe Meile vom Ufer müſſen ſich die Schiffe vor einem Felſen in Acht nehmen, der um ſo viel gefährlicher iſt, weil er ſtets vom Waſſer bedecket wird, und das Meer daſelbſt niemals eine Brandung machet. Eine Meile über dieſem Felſen findet man ſechs, acht oder zehn Faden Waſſer auf einem harten und ſandigen Grunde, wo man ſicher ankern kann. Von Manta bis nach dem Vorgebirge St. Lorenz iſt das Land ziemlich hoch, aber ſehr eben.

Vorſicht der ſpaniſchen Statthalter wider die Freybeuter.

Die Engländer landeten mit Anbruche des Tages, und giengen ſo gleich nach dem Dorfe: ſie wurden aber von einigen Indianern wahrgenommen, die ihre Nachbarn erregeten; und da die Einwohner mit ihren beſten Sachen die Flucht genommen hatten, ſo fanden ſie in den armſeligen und verlaſſenen Häuſern nur zwey alte Weiber, von denen ſie einige Nachrichten einzogen, welches die einzige Frucht ihres Unternehmens war. Sie vernahmen von ihnen, daß die ſpaniſchen Statthalter, auf das erſchollene Gerücht, es wäre ein großer Schwarm Freybeuter über das Land Darien ins Südmeer gekommen, die in Canoen herumſchweifeten, aller Orten Befehl ergehen laſſen, die Fahrzeuge zu verbrennen, und alle Lebensmittel fortzuſchaffen. Dieſerwegen hatte man auch vor einem Monate Indianer in die Inſel Plata geſchickt, um daſelbſt die Ziegen auszurotten. Die Engländer kehreten ſehr ungewiß wieder dahin zurück, und hielten ſich bis in den Weinmonat allda auf, ohne einen Schluß gefaßt zu haben.

Ankunft des Hauptmanns Swan.

Sie waren im Begriffe, auf gut Glück auszulaufen, als ſie daſelbſt ein Schiff von ihrer Nation ankommen ſahen, welches der Hauptmann **Swan** führete. Dieſes Schiff gehörete verſchiedenen Kaufleuten zu London, die es nur des Handelns wegen mit allerley dazu gehörigen Waaren ausgeſchickt hatten. Da aber Swan bey den Spaniern und Indianern nur lauter Mistrauen angetroffen: ſo hatten ihn ſeine Leute, die eines ſo langen vergebenen Umherfahrens überdrüßig waren, gezwungen, einen Haufen Freybeuter aufzunehmen,

---

f) Sie thaten ſolche vier Meilen von dem Platze an der Mittagesſeite. Dampier iſt der einzige von unſern Reiſenden, der von **Pinta**, einer großen Stadt, vierzig Meilen im Lande, redet, welche alle die Waaren durch Payta erhält, die zu ihr von der See kommen. Er vernahm von einigen ſpaniſchen Gefangenen, ſie liege in einem Thale, welches von einem kleinen Bache gewäſſert würde, der in die Bay Chirapi ſieben Grad Norderbreite fällt: dieſe Bay aber ſey gefährlich und werde wenig beſuchet, weil ſie wenig Waſſer hat. Dampier erfuhr auch, daß Payta, welches ein unfruchtbares Land iſt, wo es niemals regnet, alle ſeine Lebensmittel auf einem kleinen Fluſſe ſüßen Waſſers, aus der indianiſchen Stadt Colan, zwo Meilen davon gegen Nordnordoſt, holet. Er war ſo neugierig und betrachtete die Barken, deren ſich die Einwohner zu Colan bedienen, in die See zu gehen; und ſeine Beſchreibung derſelben verdienet, daß man ſie ganz hieher ſetzet. „Sie bedienen ſich „Barken, die ſie von unausgearbeiteten Stämmen „der Bäume, auf Art der Flößen, verfertigen. „Nachdem ſie entweder zu dieſem oder jenem ſollen „gebraucht werden, oder des Meiſters Einbildung „iſt, oder die Beſchaffenheit des Holzes mit ſich „bringt, nach dem werden ſie auch auf unterſchiedene Weiſe gemachet. Wenn ſie zum Fiſchen dienen ſollen: ſo füget man drey oder vier Stämme „leichten Holzes an einander, deren jeder ſieben „oder acht Fuß lang ſeyn, mit hölzernen Nägeln „zuſammen

Dampier. 1684.

nehmen, die er bey Nicoya angetroffen hatte und die vermuthlich eben dieſelben waren, von denen Davids Leute zu Manta reden gehöret hatten. Sie waren zu Lande unter der Anführung des Hauptmanns Harris, einem Neffen desjenigen Harris, der vor Panama erſchoſſen worden, angekommen. Swan hatte ihm ſeine Barke gegeben; und da er ſtets ſeine Oberherrſchaft behielt, ſo kam er mit dieſer Verſtärkung auf die Inſel Plata, daſelbſt Rath zu halten. Die Freude war unter ſo vielen wieder vereinigten Freybeutern ungemein. David und Swan geſelleten ſich mit allen bey Leuten von ihrer Art gewöhnlichen Formalitäten zuſammen: ſie bedauerten des Hauptmanns Eaton Abreiſe ſehr, deſſen Macht mit der beyden Schiffe und der Barke ihrer ein fürchterliches Geſchwader hätte ausmachen können. Das kleine Fahrzeug, welches man zu St. Helena weggenommen hatte, erhielt Befehl, ſo lange zu kreuzen, bis man Swans Schiff zurechte gemacht hatte, welches gar zu ſehr mit Kaufmannsgütern beladen war, und daher ſeine neuen Gäſte nicht recht einnehmen konnte. Es wurden alle ſeine feinen Waaren auf den oberſten Schiffsboden gelegt und auf Credit verkaufet; die übrigen aber ins Meer geworfen.

Er geſellet ſich zu Daviden.

Das Fahrzeug von St. Helena kam drey Tage nachher mit einem Schiffe von vierhundert Tonnen wieder, welches mit Bauholze beladen war. Man hatte keinen andern Nutzen davon, als daß man von dem Hauptmanne die Anſtalten der Spanier erfuhr, welche zehn Fregatten ausrüſteten, die Engländer aus dieſen Meeren zu verjagen. Dieſe Zeitung vermehrete den Verdruß, daß man den Hauptmann Eaton verloren, und machte, daß man den Entſchluß faſſete, eine Barke bis nach Lobos zu ſchicken, um ihn, es ſey auf was für Bedingungen es wollte, wieder zurück zu bringen.

Sie ſegeln nach Lobos.

Nach dieſen Verfügungen giengen die beyden Schiffe nach Lobos unter Segel, wo die Barke ihrer warten ſollte. Da ſie von Plata den 20ſten des Weinmonates mit wenig Winde abgefahren waren: ſo kamen ſie nur erſt den 23ſten an die Spitze St. Helena. Den 25ſten kreuzeten ſie in der Bucht von Guajaquil. Den 30ſten fuhren ſie um das weiße Vorgebirge; und den 2ten des Wintermonates waren ſie auf der Höhe von Payta. Der Anblick dieſer kleinen ſpaniſchen Stadt, deren Beſchreibung unnütz ſeyn würde, nachdem man die in Anſons Reiſen geleſen hat, reizete die Engländer, daſelbſt eine Landung zu thun *f*). Es fiel ihnen nicht ſchwer, ſich Meiſter davon zu machen. Aus Verdruſſe aber,

---

„zuſammen geſchlagen, und mit weidenen Ruthen feſt angebunden ſeyn muß. Die mittelſten Stämme ſind etwas länger, als die auf den Seiten, vornehmlich müſſen ſie vorne zu ſpitzig gemacht werden, damit ſie das Waſſer deſto beſſer theilen. Waaren fortzubringen, machet man ſie auf andere Art: nämlich, man füget zwanzig bis dreyßig dicke Stämme, jeden von zwanzig, dreyßig bis vierzig Fuß lang, auf ſolche Weiſe, und, daß es eine ſolche Figur bekomme, wie erſt geſagt worden, hart an einander. Ueber dieſe leget man quer über andere kürzere, und bindet ſie, wie die unterſten, feſt zuſammen, und dieſe doppelte Reihe machet den Grund des Floſſes, giebt auch eine ziemliche Breite ab. Auf dieſen Grund wird eine Reihe anderer Hölzer gleich aufgerichtet, die ungefähr zehn Fuß hoch ſind, und der Barke die Forme geben, worinnen auch ein oder manchmal zween Boden ſind. Dieſe Boden werden ebenfalls von großen über einander gelegten Stämmen erhöhet, wie etwa ein Stoß Holz geſetzet wird, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht ſo nah, wie am Boden des Floſſes, ſondern mit den Enden und an den Seiten angebunden werden: alſo bleibt es in der Mitte hohl, und giebt eine Kammer ab; wiewohl dennoch hin und her in gewiſſer Weite ein Balken durchgeht, um es deſto beſſer zuſammen zu halten. In dieſer Höhle oder Kammer, die von den unterſten Balken ungefähr vier Fuß hoch iſt, werden nahe an einan-

Dampier.
1684.

aber, daß ſie daſelbſt weder Geld, noch Waaren, noch auch Lebensmittel fanden, nur eine einzige Mahlzeit zu halten, ſtecketen ſie den Ort in Brand, als ſie wieder zu Schiffe giengen.

Sie nahmen ihren Weg nach Lobos, wo ſie nach vierzehn Tagen ankamen. Die Aehnlichkeit der Inſel Lobos am Lande aber mit Lobos zur See hatte gemacht, daß ſie die eine für die andere genommen; und ſie legeten an der erſtern, des Abends, gegen Nordoſt in vierzehn Faden Waſſer vor Anker. Den Morgen entdecketen ſie eine Viertheilmeile davon an der Nordſeite einen großen hohlen Felſen, und einen guten Canal, der nicht weniger als ſieben Faden Waſſer hat. Sie trafen daſelbſt nur Pinguinen, Boubien und Seekälber an, deren Fleiſch die beyden Hauptleute ſehr lobeten, um ihren Leuten Luſt zu machen, ſich mit einer ſo ſchlechten Speiſe zu befriedigen. Dampier lobet ihre Staatskunſt, weil nichts vermögender iſt, als der Mangel an Lebensmitteln, die Freybeuter zum Aufſtande und zur Meuterey zu bewegen. Er erkläret aber nicht, durch was für ein Wunderwerk ſich ſo viele Räuber nach dem Geſchmacke ihrer Oberhäupter gerichtet hätten. Den Tag darauf begaben ſie ſich nach Lobos zur See, woſelbſt ſie ein Schreiben fanden, welches ihre Barke da gelaſſen hatte. Aus demſelben erſahen ſie, daß der Hauptmann Eaton in dieſer Inſel geweſen wäre, und verſchiedene Spuren davon zurück gelaſſen hätte, man fände aber keine Nachricht, woraus man urtheilen könnte, was er für einen Weg genommen hätte. Sie verloren alſo mit Verdruſſe alle Hoffnung, ihn wieder anzutreffen. Unterdeſſen daß ſie auf dieſer Inſel Lebensmittel einnahmen, ſo gut ſie ſolche daſelbſt finden konnten, entdecketen ſie drey Seemeilen vom Ufer eine kleine Barke, die ſie anfänglich für die ihrige hielten; und dieſe Urſache hielt ſie ab, ſolcher die Jagd zu geben. Sie freueten ſich über dieſen Irrthum, als ſie nachher erfuhren, daß ſolches eine ſpaniſche Barke wäre, welche zuſehen ſollen, ob ſie ſich zu Lobos befänden. Sie hatte Befehl, ſich nicht gar zu nahe hinan zu machen, in der Meynung, die Engländer würden ſich ſelbſt bald dadurch verrathen, daß ſie ſogleich über ſie herfielen. Da ſie ſich aber ſo verdeckt gehalten, daß man ſie nicht geſehen hatte: ſo fiel es ihnen nunmehr leichter, bald nach der Inſel Puna zu kommen, wo man ſichs nicht verſah, daß ſie ſo nahe wären.

Eine ſpaniſche Barke beobachtet ſie.

Ihr Anſchlag auf Guajaquil.

Ihre Abſicht war, Guajaquil anzugreifen, ehe ſie wieder nach Plata giengen. Den 19ten ſegelten ſie nach der Mementonsbay, welche zwiſchen dem Cap Blanc gegen Sü-

ten

„der, der Länge nach, andere kleine Stangen, zu „dem Boden einer andern Kammer geleget, „und über dieſe noch andere Stangen, zu einem „neuen Boden. In keine von dieſen Kammern „kann man gehen, ſondern muß nur durch die Löcher der übereinander gelegten Bäume, als aus „welchen die Wände dieſes Waſſerhauſes beſtehen, „kriechen. Die unterſten Kammern ſind anſtatt „der Keller; dahinein leget man große Steine für „Ballaſt, wohl verſtopfte Waſſerfäſſer, und insgemein alles dasjenige, dem das Waſſer keinen „Schaden thun kann: denn dieſes Ballaſtes „und anderer ſchwerer Ladung halber, wird dieſe „Kammer und das ganze Schiff ſo ſehr unter das „Waſſer gezogen, daß nur etwan zween oder drey „Fuß über demſelben bleiben. Die andere Kammer iſt für die Matroſen, und das, was ſie nöthig haben, und über dieſer ſind die Waaren, „welche ſo hoch, als man will, und gemeiniglich „acht bis zehn Fuß hoch, gepacket, und hernach, „daß ſie beyſammen bleiben, mit Stangen umſetzet werden. Alſo bleibt hinten nur ein kleiner „Raum für den, der das Steuerruder hält, welches ſehr groß iſt, und ein anderer vorne, wo „die Küche iſt, für den Heerd. Dieſe Plätze werden vornehmlich frey gelaſſen, wenn weite Reiſen, zum Beyſpiele, von Lima nach Truxillo, „Guajaquil, oder Panama, an welchen letzten „Ort es fünf bis ſechs hundert Meilen iſt, gethan „werden ſollen. In der Mitten, und zwiſchen

„den

Dampier. 1684.

den und der Spitze Chandi gegen Norden iſt. Fünf und zwanzig Meilen von dem weißen Vorgebirge, faſt zu Ende der Bay, findet man eine kleine Inſel, Namens St. Clara, die man in einiger Entfernung für einen ausgeſtreckten todten Leichnam halten ſollte, deſſen Kopf die Oſtſeite vorſtellet. Die für den Fluß Guajaquil beſtimmten Fahrzeuge gehen ſüdwärts vorbey, um die Klippen zu vermeiden, die ſich an der Nordſeite befinden.

Geſchichte eines geſcheiterten reichen Schiffes.

Die Spanier erzählen, es hätte ehemals ein reich beladenes Schiff an der Nordſeite dieſer Inſel Schiffbruch gelitten; und ein Theil von deſſen Schätzen wäre von einem ſpaniſchen Ingenieur herausgezogen worden, der ausdrücklich mit beſonderm Befehle von dem ſpaniſchen Hofe zum Auffiſchen der verſunkenen Güter hingekommen: da der Tod aber ſeine Arbeit unterbrochen, ſo wäre das Schiff in eben dem Zuſtande verblieben, und den Räubereyen der Indianer ausgeſetzet, die von Zeit zu Zeit etwas verſtohlener Weiſe daraus wegnähmen, und noch mehr weg holen würden, wenn ſie nicht durch die Furcht vor den Seekatzen abgehalten würden, die in großer Anzahl in dieſer Bay ſind.

Beſchreibung der Seekatze.

Dampier bemerket, die Seekatze ſehe der Meergründel ſehr ähnlich, nur daß ſie einen breitern und dickern Kopf habe. Ihr großes weites Maul hat an beyden Seiten gewiſſe kleine Haare, wie die Bärte der Katzen, daher ſie auch Seekatzen heißen. Sie hat drey Floßfedern, eine oben auf dem Rücken, und an jeder Seite eine. Dieſe Floßfedern beſtehen aus ſpitzigen Gräten, die überaus giftig ſind, wenn man damit geſtochen wird. Viele Spanier, welche ſich gewaget, die Schätze aus dem verſunkenen Schiffe zu ſuchen, haben es mit ihrem Schaden erfahren; indem einige das Leben, andere den Gebrauch ihrer Gliedmaßen verloren. „Ich habe Weiße gekannt, ſetzet Dampier hinzu, die ihre Hände nicht mehr gebrauchen konnten, weil ſie von dieſem Fiſche nur etwas weniges waren „geſtochen worden. Dannenhero tritt man, wenn ſie gefangen worden, mit dem Fuße „darauf, bis man ihnen den Angelhaken aus dem Maule genommen; denn ſonſt könnte „es leicht geſchehen, daß in dem Herumwälzen die Hände des Fiſchers unverſehens verletzet würden. Manche von ihnen wiegen ſieben bis acht Pfund: an gewiſſen Orten aber „ſind ſie nicht größer, als ein Daumen, jedoch ihre Floßfedern eben ſo giftig. Die andern Gräten hingegen ſind es nicht; und ihr Fleiſch iſt ſonſt überaus ſüß und geſund. „Insgemein halten ſie ſich um den Einlauf der Flüſſe ins Meer, oder an Orten, wo viel „Moraſt iſt, auf„ *g*).

„den Waaren, iſt ein Maſtbaum, und an demſelben ein großes Segel, wie an den Barken auf „der Temſe in England. Sie können nur fahren, „wenn ſie den Wind hinter ſich haben, nicht aber, „wenn er zuwider iſt; wie ſie denn auch auf keiner „andern See branchbar ſind, als auf dieſer, allwo „der Wind auf gewiſſe Art immer einerley iſt, und „in der Zeit, die man von Lima, bis in die Bucht „von Panama zu ſchiffen haben muß, kaum einen „oder zween Grad umläuft. Dieſe See wirft „auch nicht hohe Wellen, jedennoch aber blaſen „zuweilen die Nordwinde, auf welchen Fall man „die Segel fallen, und die Barke vom Winde treiben läßt, bis er ſich ändert. Der Schiffer einzige Sorge iſt alsdann nur, ſich vom Lande entfernet zu halten; denn ſo lange dergleichen Barken in der offenbaren See ſind, können ſie nicht „ſinken. An Waaren können ſie ſechzig, ſiebenzig „und mehr Tonnen ſchwer laden, und beſteht ihre meiſte Ladung in Wein, Oel, Mehl, Zucker, „Tücher von Quito, Seife, ausgearbeiteten Ziegenfellen, und dergleichen. Ein ſolch Floß wird „von drey oder vier Perſonen regieret; und weil „ſie dieſelben in dem Rückwege wider den beſtändigen Wind nicht brauchen können, ſo verkaufen „ſie zu Panama die Barke zuſammt den Waaren, und „fahren auf einem andern Schiffe, oder einer Schaluppe wieder an ihren Ort, um allda ein anderes „Floß zu machen, und eine neue Reiſe anzutreten.

g) Ebendaſ. a. d. 161 S.

Meerbuſen Guajaquil. Inſel Puna, und deren Beſchreibung.

Von der Inſel St. Clara rechnet man ſieben Seemeilen gegen Oſtnordoſt, bis nach **Punta d'Arena**, welches die weſtlichſte Spitze von der Inſel **Puna** iſt. Alle Schiffe, die nach dem Fluſſe Guajaquil gehen, legen daſelbſt an, und müſſen allda einen Lootsmann nehmen, um ſie durch die Klippen zu führen. Die Inſel **Puna** iſt ziemlich groß, aber niedrig und flach. Sie iſt etwan zwölf Seemeilen lang von Oſten gegen Weſten und vier oder fünfe breit. Die Ebbe und Fluth iſt allda heftig: doch läuft das Waſſer durch eine ſo große Menge Aerme und Canäle, daß überall gefährliche Sandbänke bleiben. Die Inſel hat nur eine indianiſche Stadt, gegen Mittag am Strande, ſieben Seemeilen von der weſtlichen Spitze. Sie heißt auch **Puna**. Alle Einwohner ſind Schiffleute und die einzigen Lootſen in dieſem Meere, vornehmlich was den Fluß Guajaquil betrifft. Sie werden von den Spaniern gezwungen, fleißig Wache zu halten, wenn Schiffe zu **Punta d'Arena** ankommen, und ihr Wachtplatz iſt eine andere Landſpitze, die ins Meer hinein geht. Sie reuten des Morgens dahin, und des Abends wieder zurück. Von dieſer Spitze, bis nach **Punta d'Arena**, ſind vier Seemeilen, lauter niedriges und mit Manglebäumen bedecktes Land. Zwiſchen beyden Spitzen auf dem halben Wege findet man eine dritte, die, wenn Gefahr zu befürchten iſt, auch mit einer Schildwacht beſetzet wird: man kann aber nur in einem Canoe dahin kommen. Mitten in der Inſel ſind Viehweiden und Holzungen, worinnen die meiſten Bäume den Reiſenden unbekannt ſind.

Beſchreibung des Palmeto.

Was die Einwohner **Palmeto** nennen, iſt eine Art von Palmbaume, ſo dick wie eine Eſche und dreyßig Fuß hoch, deſſen Stamm ſehr gerade, ohne Blätter und Zweige iſt, ausgenommen, an dem Wipfel, wo viele kleine Zweige, etliche eines halben Mannesarmes, die andern eines kleinen Fingers dick ſind. Sie ſind drey bis vier Fuß lang, ohne einigen Knoten. Jeder Zweig treibt ein Blatt, faſt ſo breit als ein Fächer, und beym Hervorwachſen eben ſo zuſammen geleget, als ein zugemachter Fächer, das ſich aber immer weiter ausbreitet, je länger es wächſt, und endlich wie ein ausgebreiteter Fächer wird. Am Ende des Stieles kommen noch mehr kleine Knoſpen heraus, die zu Blättern werden, aber viel kleiner und zärter ſind, als die erſtern. In dem leeren Platze zwiſchen dieſen

Stadt Puna.

Bäumen, pflanzen die Indianer Maiz, Yams und Patates. Die Stadt **Puna** beſteht ungefähr aus zwanzig Häuſern und einer kleinen Kirche. Dieſe Gebäude ſtehen auf Pfählen zehn bis zwölf Fuß hoch von der Erde, und man ſteigt von außen durch eine Leiter hinein. Sie ſind nur mit Palmettoblättern gedecket; die Zimmer aber ſind mit guten Brettern bekleidet *h*).

Näherung des Guajaquils.

Der Ankerplatz der Inſel iſt vor der Stadt ſelbſt, wo man in der Länge eines Ankertaues vom Ufer fünf Faden Waſſer findet. Das Meer ſteigt daſelbſt zwölf bis funfzehn Fuß hoch. Von Puna nach Guajaquil rechnet man ſieben Meilen; und muß man eine Meile fahren, ehe man an die Mündung des Fluſſes kömmt, welche wohl zwo Meilen breit iſt. Der Strom deſſelben iſt ziemlich enge: die beyden Seiten aber ſind ſo niedrig und ſumpfig, daß man unmöglich daſelbſt ausſteigen kann. Vier Meilen von Guajaquil findet man eine kleine Inſel, welche den Fluß in zween ſchöne Aerme theilet, wo die Schiffe hinauf gehen und ans Land fahren können. Der ſüdweſtlichſte iſt der breiteſte: der andere iſt zwar eben ſo tief, jedoch durch viele Geſträuche, die ſich von beyden Ufern darüber ausbreiten, mehr eingeſchloſſen. Die Inſel iſt über eine Meile lang. Von ihrem äußerſten Ende, bis an die Stadt, rechnet man auch eine Meile, und faſt eben ſo

weit

---

h) A. d. 162 und 163 S.

Dampier. 1684.

weit von einem Ufer des Fluſſes, bis ans andere. Die am ſchwerſten beladenen Schiffe, können in dieſem großen Raume leicht ankern. Dampier wiederholet es aber, die beſte Rhede ſey vor der Stadt dieſer Inſel. Die Stadt Guajaquil liegt der Inſel gerade gegen über. Sie iſt an dem Fluſſe an dem Fuße eines angenehmen Berges erbauet, deſſen Abhang nach der Seite des Fluſſes zugeht, welcher die untere Stadt oftmals überſchwemmet. Sie wird von zwoen Schanzen vertheidiget, wovon die eine auf der Ebene, die andere auf der Höhe liegt. Man rechnet ſie unter die vornehmſten Häfen im Südmeere. Die Waaren, welche man da ausführet, ſind Cacao, Leder, Unſchlitt, Salſepareille, Tücher von Quito, und andere kleine Sachen.

Wie die Freybeuter ihre Abſicht ausführen.

Weil die Freybeuter auf die Ausplünderung dieſes Ortes alle ihre Bewegungen richteten: ſo ließen ſie ihre Schiffe auf der Höhe des weißen Vorgebirges; und nachdem ſie ſich in ihre Barke und ihre Canoen geſetzet, ſo begaben ſie ſich den Tag darauf nach der Inſel St. Clara. Von da ſchicketen ſie in der folgenden Nacht zwey Canoen nach Punta d' Arena, unter dem Vorwande, daſelbſt Muſcheln, Auſtern und Petunkeln, die daſelbſt überflüßig ſind, zu holen; doch hatten ſie Befehl, ſich in einer Bucht zu verſtecken, und zu warten, bis die indianiſche Wache von Puna angekommen wäre. Sie erſchien mit anbrechendem Tage. Es war den Freybeutern nicht ſchwer, ſie ohne Geräuſch aufzuheben, und ſich nach Puna zu verfügen, wo die Schildwachen und alle Einwohner ein gleiches Schickſal hatten. Bey der folgenden Fluth nahmen ſie eine kleine mit Tüchern beladene Barke, welche von Guajaquil nach Lima wollte, weil ſie von der Barke, die ſich zu Lobos gezeiget hatte, war verſichert worden, die Freybeuter hätten die Küſte verlaſſen. Sie erfuhren von dem Patron, es ſollten ihr drey andere mit Negern nachkommen. Dieſe Zeitung bewog ſie ſogleich, der Barke, die mit dem meiſten Volke zu St. Clara geblieben war, zu melden, ſie ſollte zu Puna zu ihnen ſtoßen. Sie kam mit den übrigen Canoen. Man ließ ſie mit einer Wacht von fünf Mann vor Puna, welche genug waren, die Gefangenen im Zaume zu halten, mit Befehl, ſich nicht zu bewegen, bis auf den andern Tag um acht Uhr, weil ſie ſich ſchmeichelten, alsdann Meiſter von Guajaquil zu ſeyn. Das übrige von dieſer Verrichtung, deren glücklicher Erfolg Dampiern und allen ſeinen Gefährten unfehlbar zu ſeyn geſchienen, würde in eines andern Erzählung nicht von ſolcher Wichtigkeit ſeyn, als in ſeiner eigenen.

Sie nehmen eine Barke weg.

Erzählung ihrer Verrichtung.

„Wir hatten nicht gar zwo Meilen gerudert, als wir eine von den dreyen mit Negern
„beladenen Barken antrafen und wegnahmen, deſſen Schiffer uns ſagete, daß die zwo
„andern mit der nächſten Fluth von Guajaquil abfahren würden. Wir hieben den großen
„Maſt ab, und ließen ſie vor Anker liegen. Weil damals die Fluth am höchſten war:
„ſo ruderten wir auf das ſtärkſte nach der Stadt zu, in Hoffnung, allda vor derſelben Ende
„hinan zu kommen: wir befanden aber, daß es weiter dahin wäre, als wir gedacht
„hatten, oder beſſer zu ſagen, unſere Canoen waren allzuvoll Volk, daß wir lange nicht
„ſo geſchwind rudern konnten, als wir wünſcheten. Der Tag brach an, und wir hatten
„wohl noch zwo Meilen bis an die Stadt, aber kaum noch zwo Stunden hoch Waſſer,
„derowegen bath unſer Hauptmann den indianiſchen Piloten, uns in etwan eine Bucht zu
„führen, darinnen wir uns den Tag über verborgen halten könnten. Das geſchah auch
„alſobald, und fertigten wir ein Canoe an unſere Barke nach Puna ab, mit Befehl, daß
„ſich noch niemand regen, auch eher nicht, als bis auf den andern Morgen Feuer geben
„ſollte. Allein, unſern erſten Befehl zu wiederrufen, kam dieſer zu ſpät; denn die hinter-

Dampier. 1684.

„ſtelligen zwo Barken mit den Negern, davon wir oben erwähnet, waren des Abends mit Ende der Fluth von der Stadt abgegangen, und hatten ſich in den Fluß nahe an der Küſte vor Anker geleget. Weil wir nun auf der andern Seite waren: ſo hatten wir ſie verfehlet, und waren von ihnen weder geſehen noch gehöret worden, ſie aber hatten, ſo bald die Fluth vorbey geweſen, ihre Anker gelichtet, und den Weg nach der Seite von Puna fortgeſetzet. Als ſie unſere Leute auf der Barke gerade auf ſich zukommen ſahen, und gewahr wurden, daß ſie beyde voll Volk waren: ſo dachten ſie, wir wären geſchlagen, die Barken aber mit Spaniern beſetzet, und ausgeſchicket, unſere Schiffe wegzunehmen. In dieſen Gedanken thaten ſie drey Stückſchüſſe darauf, ob ſie gleich noch weiter, als eine Meile von ihnen waren; alsbald warfen die Barken Anker, die Schiffer aber ſprungen in die Schaluppen, und verſuchten durch ſtarkes Rudern, das Land zu gewinnen: allein unſern Canoe ſetzete ihnen nach, und bekam ſie gefangen. Dieſe drey Stückſchüſſe ſetzten indeſſen unſere vorausgeſchickte Leute in große Unordnung. Die meiſten glaubeten, man würde ſie zu Guajaquil gehöret haben, und alſo wäre es unnöthig, ſich in der Bucht verborgen zu halten, ſchloſſen dannenhero, man müßte entweder auf den Ort los gehen, oder wieder nach den Schiffen kehren. Weil aber zu Ankunft der Fluth noch das vierte Theil fehlete: ſo hätten wir nicht hinauf kommen können, wenn wir gleich noch ſo gern gewollt. Endlich erboth ſich der Hauptmann **David**, ohne Verzug in der Bucht, wo wir waren, auszuſteigen, und gerades Weges nach dem Orte zu gehen, wenn ihm nur vierzig Mann folgen wollten, gieng auch damit ohne weiteres Bedenken, an das Land, mitten durch die Manglebäume, deren es an dieſen moraſtigen Oertern viel gab. Diejenigen, die ſeiner Gedanken waren, an der Zahl vierzig bis funfzig, folgeten ihm nach: Hauptmann **Swan** aber mit den übrigen Leuten, die es für unmöglich hielten, auf ſolche Weiſe etwas auszurichten, blieben zurück. **David** und ſein Volk blieben bey vier Stunden außen, nach deren Verlaufe ſie ganz naß und ermüdet wieder kamen, aber keinen Weg nach dem feſten Lande hatten finden können. Sie waren ſo weit geweſen, daß ſie faſt die Hoffnung, wieder zurück zu kommen, verloren hatten; denn es kann nicht mehr, als ein Menſch, zwiſchen dieſen rothen Manglebäumen mit der höchſten Mühe ſich durcharbeiten. Hierauf beſchloſſen wir, mit der erſten Fluth nach der Stadt zu gehen, und im Falle ſie unſer ſchon gewahr geworden, unverrichteter Sachen wieder zurück zu kehren. Als nun die Fluth nur angieng: ſo fingen wir an zu rudern, und nahmen unſern Weg durch die enge Durchfahrt an der Nordoſtſeite. Es ſind ſo viele Stöcke von Bäumen in dieſem Fluſſe, daß es bey Nacht (welches doch eben die Zeit iſt, welche wir zu dergleichen Vorhaben anzuwenden pflegten) höchſt gefährlich durchzufahren iſt: denn der Fluß geht überaus ſchnell, und wäre eins von unſern Canoen, welches wider einen ſolchen Stock anſtieß, unfehlbar umgeſchlagen, wenn die andern nicht eiligſt wären zu Hülfe gekommen. Wir waren kaum an das Ende der Inſel gekommen: ſo geſchah hinter den Sträuchen hervor ein Schuß auf uns. In der Stadt, die vor uns lag, war dazumal alles finſter, bis auf ein einziges Licht: der Schuß aber war kaum geſchehen, ſo war ſie alſobald voller Fackeln. Wir durften nun wohl keine Zeichen mehr, daß wir entdecket wären, dennoch aber meyneten viele von unſern Leuten, weil der folgende Tag ein Feyertag wäre, wie es ſich denn alſo verhielt, ſo hätten die Spanier Freudenfeuer angeſtecket, wie ſie öfters den Abend vor den Feſttagen zu thun pflegten. Alſo ruderten wir noch etwas höher hinauf, und kamen an das feſte Land. Hauptmann

Dampier.
1684.

„David gieng auf ſeinem Canoe mit ſeinen Leuten fort, und ſtieg aus: Hauptmann
„Swan aber und die meiſten von den Seinigen, da ſie ſahen, daß in der Stadt Lärmen
„war, hielten nicht für rathſam, etwas zu unternehmen. Als ihnen aber zum öſtern
„vorgeworfen wurde, daß ſie nur zu wenig Muth hätten, thaten ſie endlich dergleichen.
„Der Ort, wo die Landung geſchah, war faſt zwo Meilen von der Stadt, und alles ſo
„voller Gebüſche, daß es unmöglich war, bey Nacht weiter zu gehen. Demnach hielten
„wir ſtill, und wollten des Tages erwarten. Wir hatten zween indianiſche Piloten bey
„uns, deren einer ſchon einen Monat bey uns geweſen, und, weil er von einem Edelmanne
„zu Guajaquil übel war gehalten worden, ſich an ſelbigen zu rächen, uns ſeine
„Dienſte angebothen hatte, den wir ſtets gar treu befanden; den andern hatten wir erſt
„drey oder vier Tage vorher gefangen bekommen, der aber auch gar gut zu ſeyn ſchien.
„Dieſer letztere wurde von einem von des Hauptmanns Davids Leuten geführet, welcher
„ſich ſehr begierig ſtellete, nach der Stadt zu gehen, auch einer von denen war, die den
„andern am heftigſten ihr ſchlechtes Herz vorrückten; dennoch hat eben dieſer Kerl, ſeines
„Muthes, den er ſo heraus ſtrich, ungeachtet, hernach bekannt, daß er den Strick, womit
„der Wegweiſer angebunden war, heimlich zerſchnitten, und ihn nach der Stadt laufen
„laſſen, ihm aber nachzufolgen nicht verlanget hätte. Als er nun meynete, daß er
„weit genug wäre: ſo ſchrie er, der Wegweiſer wäre durchgegangen, und müßte jemand den
„Strick, damit er angebunden geweſen, zerſchnitten haben: auf dieſes machte ſich zwar
„alles auf, dieſen Indianer zu ſuchen, aber ganz umſonſt. Bey dieſer Begebenheit, da
„wir uns im Finſtern und mitten im Gebüſche befanden, waren wir ſehr beſtürzet; und
„weil wir nunmehr ſahen, daß unſer Vorhaben, ohne einige Hoffnung, zu Waſſer geworden,
„ſo hatte niemand mehr das Herz, von weiterm Fortgehen etwas zu gedenken. Wir blieben
„da, bis es anfing lichte zu werden; hernach machten wir uns durch ſtetes Rudern
„wieder auf den Strom, von da wir die Stadt recht anſchauen konnten, welche, wie ſchon
„gedacht, ein überaus ſehenswürdiges Anſehen hat. Wir blieben faſt eine halbe Stunde
„da, ungefähr eine Meile, oder etwas drüber von der Stadt, und ſchoß man weder auf
„uns, noch wir auf die Stadt„ i).

Furcht der Spanier.

Man kann aus dieſer Erzählung ſchließen, die Furcht habe den Spaniern den Muth benommen, weil die Freybeuter, welche den Fluß nur mit der Fluth des Abends hinunter kommen konnten, ihnen Zeit ließen, nicht nur zu ſchießen, ſondern ſie auch zu Lande auf einem Gute anzugreifen, wo ſie ausſtiegen, um die Fluth zu erwarten, und wo ſie ſo gar einiges Vieh ſchlachteten. Bey ihrer Rückkehr nach Puna, fanden ſie die drey Barken der Negern vor Anker, und hatten nicht viel Mühe, ſich derſelben zu bemächtigen. Sie hatten tauſend junge Negern auf, wovon ſie nur zwölfe bis funfzehn der ſtärkeſten behielten. Dampier überläßt ſich hier ſeiner Einbildungskraft und giebt vor, ſeine Geſellſchaft hätte keine ſchönere Gelegenheit gehabt, ſich zu bereichern. Sie konnte, ſaget er, ſich mit dieſen tauſend Negern zu Santa Maria, in der Erdenge von Darien ſetzen, und ſie Gold aus den Bergwerken holen laſſen. Er verſichert, dieſes wäre um ſo viel leichter angegangen; weil der Hauptmann Harris, den die Freybeuter damals bey ſich hatten, zu Lande von dem Nordmeere gekommen wäre, und die Spanier aus der Stadt Santa Maria und den daſigen Bergwerken verjaget hätte. Sie hatten es noch nicht gewaget, ſich daſelbſt wiederum zu ſetzen; und

---

i) Ebendaſ. a. d. 170 und vorherg. S.

Glück das Dampier bedauret.

die Indianer, welche ſie tödtlich haſſeten, waren dagegen eifrige Freunde der Engländer, und bereit, ihnen mit aller ihrer Macht beyzuſtehen. „Wir hatten, ſaget Dampier, den „Fluß St. Maria, wo wir unſere Schiffe ausbeſſern konnten. Wir konnten auch den „Eingang des Fluſſes ſolchergeſtalt befeſtigen, daß, wenn gleich die Spanier mit ihrer „ganzen Macht, die ſie in Peru aufbringen konnten, gekommen wären, wir ihnen doch „das Hineinfahren zu verwehren, mächtig genug geweſen. Hätten ſie auch gleich Kriegesſchiffe mit ſich gebracht, um uns einzuſchließen: ſo hätten wir Lebensmittel aus einem „großen weiten Lande, und von vielen indianiſchen Völkerſchaften bekommen können. „Unſer größter Vortheil aber wäre das Nordmeer geweſen; denn auf demſelben hätten „wir uns und unſere Güter fortbringen, und ſo gar Hülfe an Volke und Kriegesvorrathe „erhalten können. Es würden viele tauſend Freybeuter aus Jamaica und vornehmlich „den franzöſiſchen Inſeln zu uns geſtoßen ſeyn; kurz, es würde uns alles geholfen haben, „was nicht ſpaniſch geweſen wäre; und wir würden itzo nicht nur von den reichſten Bergwerken in America, ſondern auch von der ganzen Küſte bis nach Quito Meiſter ſeyn. „Wer weis auch, ob wir nicht noch mehr hätten erobern können„ *k*). Man hat Dampiern hier nur deswegen reden laſſen, damit man anmerken können, der Verfaſſer von Anſons Reiſen ſey nicht der einzige Engländer, welcher ſich mit ſchönen Träumen zu ſpeiſen beliebet.

Die Freybeuter ſuchen unkannte Flüſſe.

Nachdem die Schiffe der Freybeuter bis nach Punta d' Arena angerücket waren, ſie aufzunehmen: ſo kehreten ſie wieder nach Plata, in der Hoffnung, den Hauptmann Eaton daſelbſt anzutreffen. Da ſie ihn aber daſelbſt vergebens geſuchet hatten: ſo ſannen ſie darauf, einen Fluß auszukundſchaften, auf welchem die Spanier keine Handlung trieben, um ſich mit indianiſchen Canoen zu verſehen, welche ihnen zu ihren Landungen nöthig waren.

Cap Paſſao.

Den 23ſten des Chriſtmonates ſegelten ſie nach dem Vorgebirge Paſſao, um welches ſie den Morgen darauf hinum fuhren. Dieſes Vorgebirge, welches zehn Grad acht Minuten Süderbreite iſt, erſtrecket ſich als eine hohe und runde Spitze, die in der Mitten getheilet zu ſeyn ſcheint, in die See. Nahe am Meere iſt ſie kahl, weiter hin aber iſt ſie auf beyden Seiten mit Bäumen bedecket. Zwiſchen dem Vorgebirge Paſſao, und dem Vorgebirge St. Franciſcus, iſt die Küſte voller kleinen Spitzen, zwiſchen welchen man eben ſo viele kleine ſandige Bayen antrifft. Die Freybeuter hatten Lootſen, welche ſie in ſpaniſche Flüſſe führen konnten, denen aber diejenigen wenig bekannt waren, wohin die Schiffe dieſer Nation niemals kommen. Sie wußten aber doch, daß ſich viele zwiſchen Plata und Panama befinden. Ueber dieſes konnte ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß die Indianer, welche die ganze Küſte von der Linie an, bis nach dem Meerbuſen St. Michael bewohnen, nicht unter ſpaniſcher Bothmäßigkeit ſtehen; und daß daſelbſt nur bey der Inſel Gallo zween Flüſſe ſind, wo ſich die Spanier geſetzet haben, um daſelbſt Gold zu ſuchen, womit der Sand vermenget ſeyn ſoll.

Nachricht, die ſie aus ſpaniſchen Büchern erhalten.

Bey dieſer Schwierigkeit nahmen ſie ihre Zuflucht zu einigen Büchern, die ſie auf den weggenommenen Schiffen gefunden hatten, und die Erfahrung lehrete ſie, daß ſie keine beſſere Führer hätten erwählen können. Sie wähleten den Fluß St. Jago, weil ſolcher nicht weit von Gallo entfernet iſt, und die ſpaniſchen Bücher ihnen daſelbſt eine ſichere Rhede verſprachen.

Sie kommen an den Fluß St. Jago.

Zwiſchen dem Vorgebirge St. Franciſcus und dieſer Inſel wurden ſie vieler großen Flüſſe gewahr, die ſie aus dieſer Urſache verachteten. Endlich kamen ſie den 26ſten vor dem Fluſſe St. Jago an, der faſt

---

k) Ebendaſ. a. d. 171 S.

Dampier. 1684.

faſt auf zween Grad nordlich von der Linie liegt. Er iſt breit und ſchiffbar einige Meilen weit; darauf theilet er ſich in zween Aerme und machet vier große Eylande. Der breiteſte von dieſen beyden Canälen iſt der ſüdweſtliche: ſie ſind aber beyde ſehr tief, und die Einfahrt in den ſchmähleſten iſt ſo voller Sand, daß die kleinſten Canoen bey der Ebbe nicht hinein kommen können. Es hat viel Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer Fluß von den reichen Gebirgen in Quito kömmt. Er fließt durch eines der beſten Länder in der Welt, vornehmlich zehn bis zwölf Meilen von der See. Das Erdreich, welches ſchwarz und tief iſt, trägt Bäume von einer außerordentlichen Dicke, und von allen denen Arten, die gemeiniglich in heißen Ländern wachſen. Dampier beſchreibt ihrer zween, worüber er ſich verwunderte *l*).

Beſchreibung einer Art von Baumwollenbäumen.

Den einen hält er für einen Baumwollenbaum, wovon er zweyerley Gattungen machet, einen rothen, und einen weißen. Der weiße Baumwollenbaum iſt viel dicker und größer, als unſere Eichen. Der Stamm iſt gerade, ohne Zacken und Aeſte bis an den Gipfel, wo er, wie die Eichen, viele große Zweige treibt. Die Rinde iſt glatt und graulicht; die Blätter ſind dick und breit, wie an den Pflaumenbäumen. Sie ſind am Rande zackicht, länglicht rund, und dunkelgrün. Achtzehn bis zwanzig Fuß hoch über der Erde iſt der Stamm dieſer Bäume dicker, als unten. Sie tragen eine ſehr feine Wolle, die man Seidenbaumwolle nennet. Wenn ſie reif iſt, ſo ſehen die Bäume aus, wie Apfelbäume in der Blüthe. Dampier meynet, ſie falle im Winter- oder Chriſtmonate ab, da denn die Erde ganz weiß davon iſt. Sie iſt nicht ſo ſtark, noch ſo lang, als diejenige, welche in den Pflanzungen auf den kleinen Baumwollenbäumchen wächſt. Die Indianer brauchen ſie alſo auch wenig. Die Blätter fallen im April ab. Unterdeſſen aber daß die alten abfallen, treibt der Baum neue; und innerhalb acht Tagen hat er, wie Dampier ſaget *m*), ein neues Kleid angezogen. Der rothe Baumwollenbaum gleicht ihm; iſt aber nicht völlig ſo dick. Er trägt keine Wolle, und ſein Holz iſt etwas härter; indeſſen ſind beyde weich, ſchwammicht und bequem, Canoen daraus zu machen: doch müſſen ſie ins Trockene gezogen und oft gepicht werden; ſonſt werden ſie bald von Würmern und dem Waſſer zernichtet. Dieß ſind die dickſten Bäume, die Dampier in Weſtindien kennet, ſo wie der Kohlbaum der höchſte iſt. Er giebt auch die Beſchreibung davon.

Kohlbaum an dem Fluſſe St. Jago.

Sein Stamm iſt eben nicht gar zu ſehr dick, aber ſehr hoch und gerade. Die meiſten ſind hundert und zwanzig Fuß lang und einige noch länger. Er hat nur oben am Gipfel Zweige, und viele ſind nicht dicker, als ein Arm. Sie ſind flach, ſpitzig und zwölf bis dreyzehn Fuß lang. Zween Fuß vom Stamme treiben ſie kleine lange und eines Daumens breite Blätter, welche auf beyden Seiten ſo ordentlich wachſen, daß man ſie nur für ein einziges Blatt anſehen ſollte, welches aus vielen kleinen beſteht. Die Frucht kömmt oben auf dem Gipfel mitten zwiſchen den Zweigen hervor. Sie iſt in viele junge Blätter eingehüllet, die ſich ſo, wie die alten abfallen, ausbreiten. Wenn ſie reif iſt, ſo iſt ſie ſo dick, als das dünneſte Theil eines Schenkels und einen Fuß lang. Die Milch iſt nicht weißer. Dampier vergleicht ihre Süßigkeit mit den Nüſſen, wenn man ſolche roh ißt: er hält ſie aber für eben ſo geſund und angenehm, wenn ſie gekocht iſt. Außer dieſer Frucht ſieht man zwiſchen dem Stamme und den großen Aeſten kleine Röhrchen ungefähr zween Fuß lang wachſen, an deren Spitze ein kleines hartes und rundes Korn, wie eine Kir-

---

l) Ebendaſ. a. d. 177 u. f. S.

m) A. d. 178 S.

Dampier. 1684.

Kirſche groß hängt, welche dienet, Schweine zu mäſten. Daher legen die Spanier denjenigen eine Strafe auf, welche einen von dieſen Bäumen in ihren Gehölzen umhauen. Der Stamm iſt von oben bis unten rund um voller Ringe, immer einer einen halben Fuß weit von den andern. Die Rinde iſt zart und zerbrechlich, das Holz ſchwarz und ſehr hart, und das Mark weiß. Man ſteigt nicht auf den Baum, und nimmt ihm ſeine Frucht; weil er ſo gleich ſtirbt, wenn er ſein Haupt verloren hat. Weil man aber dieſes Holz ſtark zu Brettern brauchet: ſo weis man keine andere Art, den Kohl herunter zu nehmen, als daß man den Stamm umhauet. Man darf ihn nur in vier Theile ſpalten, ſo hat man vier Bretter. Dampier ſieht dieſe Bäume für die Zierde der Wälder an, wegen ihrer grünen Zweige, die ſich weit über alle andere ausbreiten.

Warum die Spanier nicht viel an dieſe Küſte gekommen.

Die Spanier haben an dem Fluſſe St. Jago, und an allen denen an dieſer Küſte wenig Entdeckungen gemacht; vermuthlich weil ſie nicht eigentlich auf dem Wege von Panama nach dem Hafen zu Lima ſind. Sie nehmen ihn anfänglich nach Weſten bis an die Inſeln Caboya, um den Weſtwind anzutreffen. Von da gehen ſie nach dem Vorgebirge St. Franciſcus, und berühren ordentlicher Weiſe nur Manta, bey dem Vorgebirge St. Lorenz. Es iſt wahr, ſie können bey ihrer Rückkehr von Lima der Küſte folgen: allein, ihre Schiffe ſind alsdann zu ſehr beladen, als daß ſie ſich mit Entdeckungen aufhalten könnten. Ueber dieſes ſo haben die Indianer dieſes Landes einen tödtlichen Haß gegen die Spanier. Sie haben wenig Wohnungen, die nicht einige Meilen von der See ſind; und da die Küſte mit undurchdringlichen Gehölzen beſetzet iſt, ſo kann man nicht wider ihren Willen hinein kommen. Diejenigen, die ſich unterſtehen würden, die Flüſſe hinaufzufahren, würden den Pfeilen dieſer Wilden ausgeſetzet ſeyn, die ſich gewiß auf allen Seiten in Hinterhalt legen würden, um ihren Feinden zu widerſtehen. Sie haben kleine Maispflanzungen, und viele Plantanen, welches ihre vornehmſte Nahrung iſt n).

Die Freybeuter laufen in den Fluß hinein.

In dem Vertrauen, daß ſie nicht könnten für Spanier gehalten werden, hatten die engliſchen Freybeuter den Vorſatz gefaſſet, in dieſen Flüſſen Canoen zu ſuchen. Sie fuhren den 26ſten mit ihrer Schaluppe in den kleinen Arm des Fluſſes St. Jago hinein. Sie ruderten ſechs Meilen weit, ehe ſie Leute antrafen. Endlich wurden ſie kleine Hütten und einige Indianer gewahr. Als ſolche ſie auf ihre Häuſer zukommen ſahen: ſo ſetzeten ſie geſchwind ihre Weiber und Kinder in ihre Canoen und flohen ſchneller, als ſie ihnen folgen konnten. Ihre Hütten ſtunden an der Oſtſeite des Fluſſes und gerade der Spitze der Inſel gegen über. Die Engländer entdecketen eine Meile davon an dem anderen Ufer viele große Häuſer. Die Ströme aber kamen ihnen ſo ſtark vor, daß ſie ſich nicht getraueten, hinüber zu ſetzen. Sie giengen in die Hütten, wo ſie ein Schwein, Geflügel und Plantanen fanden. Das Schwein war von der Art der unſerigen, und vermuthlich von denjenigen, welche die Spanier nach Weſtindien brachten. Denn die wilden Indianer haben keine Schweine in ihren Gehölzen. Sie haben Pecaris und Warris, welche eine Art von wilden Schweinen ſind o).

Die Furcht, von einem Volke, dem ſie ſich nicht hatten zu erkennen geben können, und welches ihre Annäherung beunruhiget hatte, feindlich begegnet zu werden, nöthigte die Engländer, nach der Mündung zurück zu kehren. Sie fanden aber ihre Schiffe daſelbſt nicht mehr, welche ſie zu Gallo erwarten wollten. Sie fuhren über einige Aerme von der

See

---

n) A. d. 180 S.

o) Ebendaſ. a. d. 181 S.

Plünderung der Freybeuter.

See an der Küſte hin, um nach Tomaco, einem großen Fluſſe, zu kommen, welcher ſeinen Namen von einem indianiſchen Dorfe, nicht weit von der Mündung hat. Er ſoll aus den goldreichen Bergen in Quito entſpringen. Dampier will ſolches eben nicht verſichern: doch bezeuget er, daß deſſen Ufer ſehr mit Indianern bevölkert ſind, und daß ſich auch einige Spanier allda befinden, welche mit ihnen um Gold handeln. Ob gleich die Mündung nicht tief iſt: ſo laufen die Barken dennoch ein. Man rechnet von dem Fluſſe St. Jago bis zu dem Fluſſe Tomaco fünf Seemeilen. Das Land iſt niedrig und mit vielen Aermen von der See durchſchnitten, wodurch man leicht von einem Fluſſe zum andern kommen kann. Die Engländer kamen um Mitternacht bey dem Dorfe Tomaco an, und hoben alle Einwohner nebſt einem ſpaniſchen Ritter, **Don Diego de Pinas**, auf, welcher zur See von Lima gekommen war, Bauholz zu kaufen. Sein Schiff war nur mit acht oder neun Mann beſetzet, deren ſie ſich leicht bemächtigen konnten. Sie fanden aber keine andere Reichthümer darinnen, als einen guten Vorrath von Weine, den ſie mit wegnahmen. Nicht weit davon ſahen ſie ein Haus, worinnen ein Frauenzimmer aus Lima, wie ihnen ihr ſpaniſcher Gefangener ſagete, Leute hatte, Gold einzuhandeln. Weil ſie nicht eher als den Morgen hinan kommen konnten: ſo nahmen diejenigen, die darinnen wohneten, die Flucht; indeſſen fanden ſie doch viele Unzen Gold in den Calebaſchen, oder ausgehöhlten Kürbisſchalen *p)*.

Sie fangen ſpaniſche Briefe auf.

Inſel Gallo.

Da das Gerücht von dieſer Unternehmung ihnen nicht erlaubete, ſich lange in einem ſo bevölkerten Fluſſe aufzuhalten: ſo eileten ſie mit dem ſpaniſchen Ritter, und zweyen Canoen, die ſie weggenommen hatten, wieder hinaus. Auf ihrem Wege nach Gallo, welches nur drey Seemeilen von Tomaco iſt, nahmen ſie ein Packetboot weg, welches nach Lima ſegelte. Die Spanier, die es führeten, warfen das Felleiſen mit den Briefen ins Meer: es wurde aber von den Engländern wieder heraus gezogen und mit nach Gallo genommen. Dieſe wüſte Inſel liegt in einer großen Bay zwiſchen dem zweyten und dritten Grade Norderbreite. Waſſer und Holz iſt daſelbſt überflüßig. Die Rhede iſt nahe an einer kleinen ſandigen Bay, wo man in ſechs bis ſieben Faden Waſſer ſicher vor Anker legen kann; die Einfahrt aber hat ſo wenig Tiefe, daß man nur mit der Fluth und ſtets mit dem Bleywurfe in der Hand hinein kommen kann.

Anſchläge und Stärke der Freybeuter.

Inſel Gorgonia.

Die Engländer braucheten ſechs ganzer Tage, alle Briefe des ſpaniſchen Paketbootes zu leſen. Sie erfuhren daraus, daß die Flotte dieſer Nation zu Porto Bello erwartet würde; und daß der Präſident zu Panama auf die Abfahrt der Silberflotte dränge, die zu Lima fertig ſeyn müßte. Dieſe ſchmeichelhafte Zeitung machte, daß die Freybeuter alle ihre andern Anſchläge fahren ließen, und nur ihre Schiffe eiligſt auszubeſſern und ſich in den Stand zu ſetzen ſucheten, die Silberflotte anzugreifen. Die königlichen Inſeln oder die Perleninſel waren der Ort, den ſie zu dieſer großen Unternehmung für den beſten hielten; weil es faſt unmöglich zu ſeyn ſchien, daſelbſt der Flotte zu verfehlen, indem dieſe Inſel auf dem Wege aller derjenigen Schiffe lag, welche von der Küſte von Lima kommen. Ihre ganze Macht beſtund in zweyen Schiffen und zwoen Barken nebſt einem Brander, den ſie zu Plata gebauet hatten. Den 5ten des Jenners lichteten ſie den Anker. Den 8ten bemächtigten ſie ſich eines Fahrzeuges von neunzig Tonnen, welches mit Mehle beladen war und von Truxillo kam. Darauf ſegelten ſie nach **Gorgonia**, einer Inſel fünf und zwanzig Seemeilen von Gallo, und legeten ſich daſelbſt den 9ten in acht und dreyßig Faden, zwey An-

---

p) Ebendaſ. a. d. 184 S.

Dampier. 1685.

Ankertauen weit vom Lande, an der Weſtſeite vor Anker. Dampier ſetzet dieſe Inſel, die nicht bewohnet iſt, auf drey Grad Norderbreite. Sie iſt wegen zweener Hügel, wie Sättel geſtaltet, merkwürdig, zwo Seemeilen lang, eine breit, und ungefähr viere vom Lande entfernet. Sie iſt mit verſchiedenen Arten von Bäumen bedeckt, die beſtändig grün ſind, und wird von einer Menge Bäche, die von den Bergen kommen, gewäſſert. Man findet daſelbſt eine große Anzahl kleiner ſchwarzen Affen, und einige indianiſche Caninichen, aber ſonſt wenig andere Landthiere. Die Spanier verſichern, es regne daſelbſt das ganze Jahr. Dampier bemerkete, daß die Küſte in der That ſehr feucht war, und daß die Regen wenigſtens ſehr häufig daſelbſt fielen. Zu ihrer rechten Jahreszeit, ſaget er, iſt es nicht anders, als wenn man das Waſſer durch ein Sieb göſſe. Die Fluth ſteigt daſelbſt auf ſieben Fuß hoch, und läßt beſtändig eine Menge allerhand Muſcheln auf dem Sande, wovon ſich die Affen ernähren. Die Klippen ſind daſelbſt vier oder fünf Faden tief unter Waſſer mit platten und kleinen Auſtern bedeckt, in denen man zuweilen bis auf zwanzig oder dreyßig kleine Perlen findet. Es iſt dieſer Fiſch weder geſund noch wohlſchmeckend: die inwendige Schale aber glänzet beſſer, als die Perlen ſelbſt.

Die königlichen Inſeln.

Das Geſchwader, welches durch das weggenommene Schiff nunmehr verſtärket war, gieng den 13ten wieder unter Segel, und fuhr drey Tage darnach das Cap Corientes auf fünf Grad zehn Minuten nordlich vorbey. Der Strom war daſelbſt von eben der Seite ſehr heftig. Eine kleine weiße Inſel, die man den andern Morgen entdeckete, wurde für ein Schiff angeſehen, und man kam nicht eher aus dieſem Irrthume, als bis man ſich ihr genähert hatte. Den 21ſten ſah man die Spitze Garrachine auf ſieben Grad und zwanzig Minuten. Sie iſt hoch, ohne Bäume und mit Felſen umgeben: jedoch weiter im Lande entdecket man Gehölze. Die königlichen Inſeln ſind zwölf Seemeilen davon, und dazwiſchen trifft man eine kleine, niedrige, flache und unfruchtbare Inſel, Namens Galera an. Das Geſchwader legete bey dieſer Inſel vor Anker, nachdem es ſeine Canoen nach den königlichen Inſeln geſchickt hatte, um daſelbſt einen zu ſeinen Abſichten bequemen Ort auszuſuchen.

Ihre Beſchreibung.

Dieſe Eylande ſind ſehr niedrig und voller Gebüſche gegen Nordnordweſt ein Viertheil Nord, und gegen Südoſt ein Viertheil Süd, ſieben Meilen von dem feſten Lande. Man giebt ihnen vierzehn Seemeilen in der Länge. Dampier konnte nicht erfahren, woher ſie die königlichen hießen. Er weis auch eben ſo wenig, warum man ſie auf den meiſten Karten die Perleninſeln nennet; denn man findet daſelbſt nur gemeine Muſcheln, ohne den geringſten Anſchein von Perlen darinnen. Die nordlichſte von allen dieſen Inſeln heißt Pachequa, eilf oder zwölf Meilen von Panama, und die ſüdlichſte iſt unter dem Namen St. Paul bekannt. Dampier weis den Namen der andern nicht. Auf einigen wachſen Plantanen, Bananes und Reiß, welchen die Spanier von Panama durch die Negern bauen laſſen: die meiſten aber, vornehmlich die größten, ſind unbebauet. In dieſe wüſten Inſeln fliehen die weggelaufenen Negern. Das Gat, welches ſie von dem feſten Lande abſondert, iſt ſieben bis acht Seemeilen breit, und ſo tief, daß man überall anlegen kann. Die Eylande ſind ziemlich nahe bey einander; welches aber nicht verhindert, daß nicht viele enge und tiefe Gaten dazwiſchen wären, wo man nur mit Kähnen durchkommen kann. Auf der Südoſtſeite, eine Seemeile von der Inſel St. Paul, findet man einen ſehr bequemen Ort, Schiffe auszubeſſern, wohin man durch einen guten tiefen Canal von der Nordſeite kommen kann, in welchem die Fluth bis auf zehn Fuß hoch ſteigt.

Dampier.
1685.

Art von Auſtern, Calms genannt.

Der Hafen, den die Freybeuter ſich dazu erſehen, iſt mit dreyen Inſeln umgeben; und diejenige, wo ihre Schiffe im Trocknen lagen, iſt eine kleine Inſel gegen Norden, die nur eine kleine ſandige Bay hat. Alles andere iſt mit Klippen umgeben, wo man bey der Ebbe, Auſtern Clams, Muſcheln und Limpites findet. Clam iſt eine Art von Auſtern, welche ſich an die Felſen ſo feſt anhängt, daß man ſie unmöglich davon losreißen kann; daher man ſie denn auch an eben dem Orte, wo man ſie findet, aufmachet, und das Fleiſch heraus nimmt, welches ſehr dick, fett und von gutem Geſchmacke iſt. Dampier hat dergleichen nur in den königlichen Inſeln an der Spitze Garrachine, zu Pina, und an der mexicaniſchen Küſte auf drey und zwanzig Grad Norderbreite geſehen. Die einzigen Landthiere, die man in eben dieſen Inſeln findet, ſind Guanos, Tauben und Turteltauben.

Der III Abſchnitt.

Erläuterung von dem Urſprunge der Freybeuter in dem Südmeere. Prophezeyung von ihrer Ueberkunft durch die Erdenge von Darien. Wie ſie die Freundſchaft der daſigen Indianer erlangen. Inſel Tabaco. Die Freybeuter werden verſtärket. Sie begeben ſich nach dem Meerbuſen St. Michael; treffen den Hauptmann Townley und einen neuen Haufen Freybeuter an. Porto Pinas und deſſen Lage. Ankunft eines neuen Haufens Freybeuter. Inſel Chepilio. Vortreffliche Früchte auf ſolcher. Die Freybeuter entdecken die ſpaniſche Flotte. Sie entgeht ihnen. Sie begeben ſich nach den Inſeln Quibo. Wie ſie Canoen bauen. Sie gehen nach Ria Lexa. Stadt Leon wird geplündert und abgebrannt. Ria Lexa hat eben das Schickſal. Die Freybeuter trennen ſich.

Erläuterungen vom Urſprunge der Freybeuter in dem Südmeere.

Prophezeyung von ihrer Ueberkunft durch die Erdenge von Darien.

Nachdem die Engländer mit den nöthigen Verbeſſerungen an dem Geſchwader fertig waren: ſo lichteten ſie den 14ten des Hornungs den Anker; und aus Furcht, ſie möchten die Silberflotte verfehlen, entſchloſſen ſie ſich, vor Panama zu kreuzen, wovon ſie nur fünf und zwanzig Meilen entfernet waren. Dampier giebt hier mehr Erläuterung, als man bisher in ſeinem Tagebuche hat finden können, von den vornehmſten Bewegungsgründen, welche eine ſo große Anzahl Freybeuter ins Südmeer gezogen. Vor der Reiſe, die er bereits mit dem Hauptmanne Scharp gethan, welche er als den erſten Streif von dieſer Art anſieht, nach Drakens und Oxengams Fahrt, außer eines franzöſiſchen Hauptmanns, la Sonde, ſeiner, welcher, ſaget er, durch des Hauptmanns Wright Nachrichten ſo kühn gemacht worden, daß er mit einer Parthey bis nach Cheapo gedrungen; vor dieſer Reiſe nun, da er mit dem Hauptmanne Coxon auf dem Nordmeere war, fing er vier Meilen von Porto bello die Pakete auf, die man von Carthagena dahin ſchickete. Coxon hatte eine große Menge Briefe aufgebrochen, deren Inhalt ihm ſehr wunderſam vorgekommen. Verſchiedene Kaufleute aus Neuſpanien gaben ihren Correſpondenten zu Panama Nachricht von einer Prophezeyung, die wegen Spaniens herum gieng. Sie enthielt: es würden in dieſem Jahre die engliſchen Freybeuter ſo große Entdeckungen in Weſtindien machen, daß ſie ſich ein Thor eröffnen würden, welches ſie für wohl verſchloſſen gehalten hätten; das iſt einen Durchgang ins Südmeer. Dieſe Briefe waren voller Ermahnungen, wodurch ein jeder Kaufmann ſeinen Freunden anlag, für das gemeine Beſte zu wachen, und nichts zu Bewahrung der Küſten zu verabſäumen. Coxon und ſeine Gefährten hatten geſchloſſen, das Thor, welches die Spanier beunruhigte, könnte nichts anders ſeyn, als der Weg über die Erdenge von Darien, mit Hülfe der indianiſchen Nationen, die ſich kürzlich wider ſie empöret, und viele Neigung gegen die Engländer gefaſſet hätten. Sie erinnerten ſich nunmehr, wie oft die Indianer ſie erſuchet hätten, durch ihr Land zu ge-

Dampier. 1685.

hen, und die Spanier in den Südmeeren anzugreifen. Sie entſchloſſen ſich, nach verſchiedenen Unternehmungen, deren Ausführung nicht weit mehr entfernet war, ernſtlich darauf zu denken. Sie ſiegelten die meiſten Briefe wieder zu, und ſchicketen ſie nach Porto Bello q).

Wie ſie die Freundſchaft der Indianer auf der Erdenge gewinnen.

Geſchichte des Johann Gret.

Dampier führet bey dieſer Erzählung die Urſachen mit an, welche den Engländern die Wohlgewogenheit der Indianer erworben hätten. Ungefähr funfzehn Jahre vorher, ehe der Hauptmann Wright auf dieſer Küſte gekreuzet, hatte er zwiſchen den ſambaliſchen Eylanden einen jungen Indianer gefangen, welcher in einem Canoe herum fuhr; und er war Willens, ſolchen unter dem Namen Johann Gret zu erziehen, nachdem er ihn auf engliſch hatte kleiden laſſen. Einige Moskiten, denen der Hauptmann Verbindlichkeit ſchuldig war, bathen ſich dieſen jungen Menſchen, den ſie ſehr lieb gewonnen hatten, aus; und nahmen ihn mit ſich in ihr Land. Nachdem ſie ihn ihre Sprache hatten lernen laſſen, wie er denn auch Engliſch gelernet hatte: ſo verheiratheten ſie ihn mit einer Frau von ihrer Nation. Es verliefen einige Jahre bis auf die Zeit, da die ſpaniſchen Briefe von Coxon aufgefangen wurden. Wright, welcher damals wieder in die ſambaliſchen Eylande gekommen war, führete von neuem einen jungen Menſchen, einen Sohn eines angeſehenen Indianers, daraus weg. Als er darauf wieder zu den Moskiten kam: ſo nahm er Johann Gret wiederum zu ſich, der inzwiſchen die Fiſcherey ſehr wohl gelernet hatte, und ſich freuete, einen jungen Menſchen aus ſeinem Lande bey ſich zu haben. Dieſen beyden Indianern fiel es ein, dem Hauptmanne ihre Dienſte anzubiethen, um ihm die Freundſchaft der Indianer auf der Erdenge zu verſchaffen. Dieſes hatten die Freybeuter ſchon oftmals gewünſchet. Die Anzahl und Wildheit dieſer Indianer aber hatten ihnen die Kühnheit benommen, es zu verſuchen.

Johann Gret überredet die Wilden.

Johann Gret ſchlug ihm vor, er wollte ans Land gehen und den Anfang dazu machen. Man ließ ihn in einem Canoe ſehr nahe an die Küſte bringen, welche ſogleich voller bewaffneter Indianer war. Er ſprang mit einem bloßen leinenen Tuche um den Leib, nach Gewohnheit dieſer Völker, ins Waſſer, und das Canoe entfernete ſich. Da nun die Wilden ihn auf ihre Art bekleidet ſahen, und ihn ihre Sprache reden höreten: ſo verſammelten ſie ſich insgeſammt um ihn. Er ſagete ihnen anfänglich, daß er ein Landeskind wäre; und nachdem er ihnen erzählet hatte, wie er in ſeiner Jugend von den Engländern wäre weggenommen worden, ſo ſetzete er hinzu, ſie hätten ihn ſehr gut gehalten, und die Indianer irreten, wenn ſie ſich vor einer Nation fürchteten, die nur der Spanier Feinde wäre. Er erzählete ihnen auch, wie gut noch itzo die Engländer einen ihrer Landesleute hielten, der vor kurzem in ihre Hände gerathen wäre. Er nannte ſeinen Vater; und dieſer Indianer befand ſich zum Glücke mit unter denen, die ſich an der Küſte verſammelt hatten. Mit einem Worte, er rieth ihnen, mit einer für ſie wohlgeſinnten Nation, deren Beyſtand ihnen dienen könnte, die Spanier zu bezwingen, Freundſchaft zu machen. Zu gleicher Zeit verſicherte er den Vater des jungen Indianers, wenn er mit ihm auf das Schiff kommen wollte, welches ſie bey der Goldinſel, der oſtlichſten unter den ſamboliſchen, vor Anker liegen ſähen, ſo würde man ihm nicht nur ſeinen Sohn wieder geben, ſondern ihn auch auf das freundlichſte empfangen. Auf ſein Wort fuhren ſogleich zwanzig bis dreyßig Indianer in zweyen mit Plantanen, Bananes und Geflügelwerke beladenen Ca-

---

q) Ebendaſ. a. d. 194 u. 195 S.

r) A. d. 198 und vorherg. S. Dampier ſetzet allhier mit in ſeine Erzählung, wie das Geld zu Lima eingebracht wird, um es über Panama nach

Dampier. 1685.

Canoen ab. **Wright**, welcher ſie am Borde bewirthet hatte, machte keine Schwierigkeit, ſie ans Land zu begleiten. Man beſchenkete einander. Der junge Indianer, welcher ſehr nett auf Engliſch gekleidet war, wurde ſeinem Vater wieder gegeben; und dieſe Unterredung ſchloß ſich mit einem Vertrage, welcher den Engländern die Freyheit gab, durch ihr Land zu gehen, um ſich ins Südmeer zu begeben.

Vertrag, den ſie mit einem Freybeuter Wright machen.

La Sonde, ein franzöſiſcher Freybeuter.

Man hatte ſich durch einen von den Artikeln verglichen, ſie ſollten, wenn ſie ſich entweder der Handlung wegen, oder um die Spanier zu bekriegen, dem Ufer näherten, ein Zeichen geben, woran man ſie erkennen könnte. **La Sonde**, eben der franzöſiſche Hauptmann, den man ſchon genannt hat, und welcher ſich damals bey dem Hauptmanne Wright befand, wußte dieſes Zeichen gar wohl, und bedienete ſich deſſelben nicht lange darnach, um mit hundert und zwanzig Mann von ſeiner Nation durch das Land der Indianer zu gehen.

Johann Grets Tod.

Aus dieſem kleinen Anfange, nämlich den aufgefangenen Briefen und dem Bündniſſe mit den Indianern ſind, nach Dampiers Zeugniſſe, alle die nachherigen Streifereyen in dem Südmeere entſtanden. Indeſſen ſchien es doch, ſetzet er hinzu, es ſollte dieſe Freundſchaft in der Geburt erſticken. Denn wenig Monate darauf kam ein engliſches Kauffahrdeyſchiff von Jamaica auf dieſe Küſte; und Johann Gret, der unter der Zeit ein großer Mann in ſeinem Lande geworden war, begab ſich nebſt fünf bis ſechs ſeines gleichen an Bord, in Hoffnung, Bundesgenoſſen und Freunde daſelbſt anzutreffen. Die Engländer aber, die von dem, was vorgegangen war, nichts wußten, ſchicketen ſich an, ſie der Gewohnheit nach, zu Sclaven zu machen, die damals ſehr theuer waren. Als aber Gret und ſeine Gefährten ſolches merketen: ſo ſprangen ſie in die See, und wurden darinnen insgeſammt erſchoſſen. Die Indianer von ihrer Völkerſchaft erfuhren dieſe traurige Begebenheit nicht; und ſie frageten nach der Zeit die engliſchen Freybeuter vielmals, wo Gret und ſeine Freunde hingekommen wären. Man antwortete ihnen beſtändig, man wüßte es nicht; und ſie bildeten ſich ein, die Spanier hätten ſie getödtet, oder zu Gefangenen gemacht r).

Als ſie vor Panama kamen: ſo ſchickete David, welcher ſtets die oberſte Gewalt auf dem Geſchwader behielt, den Don Diego de **Pinas**, ſeinen Gefangenen, in einem Canoe an den Statthalter, um mit ihm wegen Auswechſelung zweener Engländer zu handeln, welche bey verſchiedenen Begebenheiten in der Spanier Hände gerathen waren. Don Diego nahm ſolches mit Einwilligung der andern Gefangenen, welche die Engländer am Borde hatten, willig über ſich. Das Geſchwader aber legete ſich bey den Inſeln **Pericon** s) vor Anker, um des Statthalters Antwort zu erwarten; und den Morgen darauf brachte ein Edelmann die beyden Engländer, wofür man ihm vierzig Spanier gab t).

Inſel Tabaco und deren Annehmlichkeiten.

Den 24ſten ließ David die Segel nach **Tabaco**, einer Inſel in der Bay, ſechs Seemeilen gegen Süden von Panama richten. Dampier giebt ihr ungefähr drey Meilen in die Länge, und zwo in die Breite. Sie iſt erhaben und bergicht an der Nordſeite, ſie machet einen angenehmen Hügel, deſſen Abhang ſich bis ins Meer erſtrecket; und die Ausſicht iſt an der Nordſeite nicht weniger angenehm. Man ſollte die ganze Inſel für einen ſchö-

---

nach Porto Bello zu führen: allein, dieſes gehöret zu den americaniſchen Reiſen.

s) Drey kleine ſteinigte Inſeln oder drey Felſen, die keine Beſchreibung verdienen. Ebendaſ.

t) A. d. 201 S.

Mammet, eine Art von Bäumen.

ſchönen Baumgarten halten. Ihre vornehmſten Früchte ſind Plantanen und Bananes: ſie iſt aber mit großen Cocosbäumen und **Mammeten** umgeben, welches überaus ſchön ausſieht. Der **Mammet** iſt ein großer, gerader Baum, ohne Knorren und Zweige bis an den Wipfel, der über ſiebenzig Fuß hoch iſt. Sein Haupt breitet ſich in viel kleine Zweige aus, die ſehr nahe beyſammen und durch einander gewachſen ſind. Die Rinde iſt dunkelgrau, dick und rauh. Die Frucht, welche beym Reifen gelb wird, iſt größer, als eine Quitte, und riecht und ſchmecket ſehr lieblich. Sie hat zween breite Kerne, deren jeder größer iſt, als eine Mandel. Man bemerket von ihrer Haut, daß ſie vor ihrer Reife zerbrechlich iſt, nachher aber ſich wie Leder abziehen läßt. Auf der Inſel findet man einen ſchönen Bach ſüßes Waſſers, welcher aus dem Gebirge kömmt, und ſich nur ins Meer ergießt, nachdem er die Fruchtbäume gewäſſert hat. Der Ankerplatz iſt gut, eine Meile von der Küſte, in ſechzehn und achtzehn Faden Waſſer. Gegen Nordweſt von **Tabaco** entdecket man zwo andere kleine Inſeln, die durch ein gutes Gat von einander abgeſondert ſind, und wovon die erſtere **Tabogille** heißt. Die andere, welche voller Gehölze iſt, hat niemals einen Namen gehabt.

Die Freybeuter werden durch andere verſtärket.

Unterdeſſen daß die Engländer Waſſer zu Tabaco einnahmen, ſahen ſie eine große Menge Canoen erſcheinen, die voller Menſchen waren und zwiſchen dieſer Inſel und Tabogille hinfuhren. Dampier verhehlet es nicht, daß dieſer Anblick ſie ſehr beunruhiget habe. Sie blieben vor Erſtaunen und Furcht unbeweglich. Als ſie indeſſen nicht mehr zweifeln konnten, daß die Canoen nicht auf ſie zu kamen: ſo erholeten ſie ſich von ihrer Beſtürzung, um die Anker zu lichten und ſich ſelbſt dieſer Menge Feinde zu nähern. Es folgete aber bald Freude auf das Mistrauen, als ſie ſolche für franzöſiſche und engliſche Freybeuter erkannten, die aus dem Nordmeere kamen und über die Erdenge von Darien gegangen waren. Es waren zweyhundert und achtzig Mann, wovon über die Hälfte Franzoſen waren, in acht und zwanzig Canoen, die von den Hauptleuten Gronet und Lequie geführet wurden. Man erfuhr von ihnen, es ſollten noch hundert und achtzig Engländer nachkommen, welche auf der Erdenge unter des Hauptmanns **Townley** Anführung geblieben waren, um ſich noch Canoen zu machen. Alle Engländer wurden ſogleich an Bord der beyden Schiffe genommen. Den Franzoſen überließ man das ſpaniſche Fahrzeug, welches man mit Mehle weggenommen hatte, und Gronet führete ſolches. Zur Dankbarkeit dafür both Gronet den beyden Hauptleuten David und Swan, einem jeden eine neue Commiſſion oder einen Freybrief von dem franzöſiſchen Statthalter zu klein Guave auf der Inſel St. Domingo an. Dampier erkläret ſolches durch folgende Nachricht.

Sonderbare Commiſſionen des Statthalters zu klein Guave.

Es eigneten ſich ſeit vielen Jahren die Statthalter zu klein Guave das Recht zu, ihren Seecapitäns Commiſſiones oder Freybriefsblanquette mit auf die See zu geben, mit der Erlaubniß, dieſelben wiederum an andere nach ihrem Belieben auszutheilen. Dieſe Commiſſionen waren eine Art von Päſſen, welche diejenigen, denen ſie gegeben wurden, gleichſam zu Armateurs macheten, wodurch ſie frey waren, daß die Gegenpartey ſie nicht zur Strafe ziehen durfte. Sie enthielten aber doch nichts weiter, als eine Erlaubniß zum Fiſchen und Jagen. Allein, unter dieſem Vorwande wurde durch alle Gegenden von America zu Waſſer und zu Lande geraubet; und die Statthalter zu klein Guave, von denen man dieſes ſeltſame Recht erhielt, waren gleichſam die Zuflucht aller derjenigen geworden,

worden, welche das Unglück nöthigte, ihr Glück auf ſolche Art zu verſuchen, wovon ſie den Namen Freybeuter führen u).

Die Freybeuter gehen nach dem Buſen St. Michael.

Irrthümer der Karten.

Fluß Congos.

Fluß Sambo.

Fluß und Stadt St. Maria.

Goldbergwerke.

Nach einigen klugen Verfügungen beſchloß David, nichts zu verabſäumen, ſeine Abſichten auf die Silberflotte gewiß zu ſetzen, und ſchlug daher vor, nach dem Meerbuſen St. Michael zu gehen, und den Hauptmann Townley daſelbſt zu ſuchen, der ſchon in der See ſeyn müßte. Jedermann billigte ſolches; und man gieng den 2ten März unter Segel. Dieſer Buſen iſt dreyßig Seemeilen von Panama gegen Südoſt. Man findet daſelbſt viele Flüſſe. An der Südſeite berühret er die Spitze Garrachine, welche in ſechſten Grad vierzig Minuten Norderbreite liegt; und an der Nordſeite das Vorgebirge St. Lorenz. Dampier verbeſſert hier einen Irrthum, den er grob nennet, ob man ihn gleich in den meiſten Karten findet. Sie geben dem mittäglichen Vorgebirge keinen Namen, welches doch das beträchtlichſte iſt, und die eigentliche Spitze Garrachine ausmachet; dahingegen ſie dieſen Namen dem nordlichen Vorgebirge geben, welches nicht ſo merkwürdig iſt, und nur St. Lorenz heißen ſollte. Die vornehmſten Flüſſe, die in den Buſen St. Michael fallen, ſind St. Maria, Sambo und Congos. Dampier war der Meynung, man ſollte ſich in den Congos begeben, welcher ihm der kürzeſte Weg zu ſeyn ſchien, zu Lande von dem Nordmeere ins Südmeer zu kommen. Dieſer Fluß kömmt gerade aus dem Lande, und fällt, nachdem er viele Bäche zu ſich genommen, die ſich auf beyden Seiten in ihn ergießen, gegen Norden in den Meerbuſen, eine Seemeile von dem Vorgebirge St. Lorenz. Der Buſen iſt nicht ſehr breit; ſeine Tiefe aber machet ihn ſchiffbar; und ob er gleich äußerlich voller Sand iſt, ſo findet man dennoch daſelbſt einen Canal, welchem die Schiffe ohne Gefahr folgen können. Der Fluß Sambo, welcher ſehr groß zu ſeyn ſcheint, in welchen aber Dampier niemals hat kommen können, fällt gegen Mittag des Buſens an der Spitze Garrachine ins Meer. Ueber der Mündung dieſer beyden Flüſſe zieht ſich der Buſen ein wenig enger zuſammen und bildet fünf oder ſechs kleine Inſeln voller großen grünen Bäume, die durch gute Canäle von einander abgeſondert ſind. Noch weiter wird er durch zwo Spitzen niedriges Land ſo enge, daß er nur eine kleine Straße eine halbe Meile breit machet, welche gleichſam zur Einfahrt in den inneren Theil dienet. Gegen Oſten findet man die Mündung vieler Flüſſe, wovon der vornehmſte St. Maria heißt, welcher acht bis neun Meilen ſchiffbar iſt, worauf er ſich in zween Aerme theilet, die nur Canoen einnehmen können. Es iſt darinnen Ebbe und Fluth ungefähr achtzehn Fuß hoch. Sechs Seemeilen von deſſen Mündung hatten die Spanier vor zwanzig Jahren eine wegen der Goldbergwerke berühmte Stadt erbauet, die ſie von dem Fluſſe St. Maria genannt hatten. Sie ließen daſelbſt in den guten Jahreszeiten eine große Anzahl Sclaven in den Bergwerken arbeiten: man hat aber ſchon angemerket, daß die wiederholeten Angriffe der Freybeuter ſie gezwungen hatten, ſolche zu verlaſſen. Der Hauptmann Harris, welcher ſie bey der letztern Belagerung anführete, bezeuget, er habe an dieſem Orte allerhand Handwerker und eine Menge Hacken und andere eiſerne Werkzeuge zur Arbeit der Sclaven angetroffen. Außer dem Golde, welches ſie aus dem Sande holen, finden ſie auch oftmals ganze Klumpen gleichſam von Natur zwiſchen den Felſen ſtecken. Harris hatte ein Stück aufgehoben, ſo groß als ein Hühnerey, welches er Dampiern wies. Seine Leute hatten noch viele größere gefunden, die man aber in Stücken ſchlagen

---

u) Ebendaſ. a. d. 206 S.

gen müſſen, um ſie zu theilen. Doch ſind dieſe Stücken nicht ganz dicht, ſondern haben Ritze und Löcher, die mit Sande und Staube angefüllet ſind x).

Die Mündung eben deſſelben Fluſſes zeiget noch einen andern kleinen Ort, Schuchaderos genannt, der gegen Norden in einem freyen Platze liegt, wo die Hitze nicht ſo unerträglich iſt, als zu St. Maria.

Sie treffen den Hauptmann Townley und neue Freybeuter an.

Da ſich die Engländer dem Buſen näherten: ſo ſahen ſie zwey Fahrzeuge herauskommen, in welchen ſie mit einem angenehmen Erſtaunen den Hauptmann Townley mit ſeinen Leuten erkannten. Dieſer neue Haufe Freybeuter, welcher bey Nacht aus dem Fluſſe Congos gegangen war, hatte zwo ſpaniſche Barken angetroffen, die nach Panama beſtimmet waren. Die eine war mit Mehle, die andere mit Weine, Branntewein, Zucker und Oele beladen. Sie hatten ſich ſolcher bemächtiget und dem Glücke ſehr gedanket, welches ihnen auf einmal einen ſo reichen Fund für ihre Kähne verſchaffet hatte.

Sie hatten von den Gefangenen erfahren, daß die Silberflotte bereit wäre, unter Segel zu gehen. Da ſie ſich aber nun nicht getraueten, ſolche anzugreifen, weil ſie keine andere Waffen, als ihre Säbel und Flinten, hatten: ſo freueten ſie ſich ſehr über das Glück, daß ſie das Geſchwader antrafen. Zween Tage darnach verſicherte ſie ein Canoe, das aus dem Fluſſe St. Maria kam, es kämen noch dreyhundert Engländer und Franzoſen zu Lande aus dem Nordmeere. Die Erdenge von Darien war damals ein offener Weg für alle Freybeuter, welche in das Südmeer wollten y).

Porto Pinas und deſſen Lage.

Das trockene Wetter, welches nunmehr zu Ende gieng, machte, daß man ſchwerlich Waſſer finden konnte. Nachdem man an der Spitze Garrachine ſolches vergeblich geſuchet hatte: ſo war das Geſchwader genöthiget, nach Porto Pinas zu ſegeln, welches ſieben Seemeilen davon gegen Süd ein Viertheil Weſt iſt. Man hat ihm dieſen Namen gegeben, weil viele Fichten daſelbſt wachſen. Das Land iſt hoch, und nahe am Meere mit den ſchönſten Gehölzen von der Welt beſetzet. Dampier ſetzet es ſieben Grad Norderbreite. An der Einfahrt des Hafens ſind zwo kleine Inſeln oder vielmehr zween Felſen. Die ſpaniſchen Lootsleute rühmen den Pinashafen, ob er gleich den Südweſtwinden ausgeſetzet iſt, die beſtändig an dieſer Küſte wehen: die Engländer aber fanden deſſen Einfahrt gefährlich. Sie ſchicketen nur ihre Canoen dahin, die einen Bach ſüßes Waſſers entdecketen, wo man aber mit vieler Beſchwerlichkeit die Tonnen füllen konnte.

Bey

---

x) A. d. 210 u. vorhergeh. Seite.

y) A. d. 212 S.

z) Dampier hat es für eine Sache von Wichtigkeit für die Schiffahrt gehalten, zween von dieſen Briefen bekannt zu machen. Eben die Urſache verbeut uns, ſie zu unterdrücken. Der erſte klingt ſo:

„Mein Herr,
„Als ich unlängſt bey Sr. Excellenz war und „den Brief des Capitän Michael Sanches de „Tena leſen hörete, worinnen ſtund, daß man die „Seeerfahrnen verſammlen ſollte, ward geſaget, „daß es itzo nicht Zeit wäre, und Gallapagos auf„geworfen. Ich antwortete hierauf, daß man „ſich vor dem Feinde fürchtete, und wohl folgenden „Weg nehmen könnte, worauf Se. Excellenz mir „befohlen, ſelbigen ſchriftlich aufzuſetzen, welches „ich folgender Geſtalt that:

„Sobald der Tag zum Abſegeln gekommen iſt, muß „man den Weg weſtſüdweſtwärts nehmen, von „da nach Weſten, bis man vierzig Meilen in See „iſt. Hernach muß man wieder ſo weit nach „Nordweſten gehen, bis man unter die Linie kömmt. „Von da müſſen die Schiffer nach Moro de Porco, „und an die Küſte Lavelia und Nata gehen, und „Kundſchaft einziehen, und nachdem ſelbige ſeyn wird, Aufgefangene Briefe.

Bey ihrer Rückkehr nach der Insel **Tabaco** brachte ihnen ein glücklicher Zufall, den sie als eine Vorbedeutung ihres Sieges anſahen, ein Packetboot in die Hände, welches von Lima abgeſchickt war, den Einwohnern in Panama zu melden, daß die Silberflotte abgegangen wäre. Die Spanier ſchmiſſen ihre Briefe geſchwind ins Waſſer, und die meiſten davon giengen verloren. Davids Geſchwindigkeit aber rettete einige, welche deutlich ſageten, daß die Flotte mit aller derjenigen Macht abgienge, die man in dem Königreiche Peru hätte zuſammen bringen können: dem ungeachtet aber hätte ſie Befehl, ſich nicht mit den Freybeutern einzulaſſen, wenn ſie nicht dazu gezwungen würde; und es hätten alle Seeerfahrne ſich lange Zeit berathſchlaget, was für einen Weg ſie nehmen ſollten, um ihnen nicht zu begegnen z).

Der zweyte von dieſen Briefen ſetzet voraus, daß die Flotte von **Malabrigo** abſegele, welches acht Grad mittägiger Breite iſt: der andere aber nimmt an, daß ſie von Lima abgehen werde, welches vier Grad weiter gegen Süden iſt. Daher kömmt es, wie Dampier bemerket, daß man ihr räth, Lobos zu vermeiden, welches nicht weit aus dem ordentlichen Wege nach Panama liegt, und welches man bey denen Winden, die itzt blaſen, ſchwerlich vermeiden kann. Man hielt aber auch dieſen Befehl für nöthig, weil man wußte, daß die Engländer auf die Flotte zu Lobos lauren würden.

Ankunft eines neuen Haufens Freybeuter.

Nachdem ſie nun, nach ihren alten Nachrichten und nach dem Berichte der Gefangenen zu Rathe gegangen waren: ſo verließen ſie Tabaco, um wieder nach den königlichen Inſeln zu gehen, als dem einzigen Poſten, den die ſpaniſchen Schiffe nicht vermeiden. Sie trafen den Hauptmann Harris an, welcher zum zweytenmale nach dem Fluſſe St. Maria gegangen war, von da er die letztern Freybeuter holete, die man ihnen gemeldet hatte. Ihre Anzahl war aber nicht ſo groß, als man ſie angegeben. Den 22ſten des Aprils kamen ſie zu **Chepelio**, der angenehmſten unter allen Inſeln in Panama an. Sie iſt nur eine Seemeile von dem feſten Lande entfernet. Bey ihrer Länge, die ungefähr zwo Meilen iſt, hat ſie faſt eben ſo viel Breite. Der ſüdliche Theil iſt hoch und ſteinicht; der nordliche aber, welcher niedrig iſt, und deſſen Boden eine Art von Thonerde hat, ſcheint ein Garten zu ſeyn, der mit allerley vortrefflichen Früchten bepflanzet iſt, Dampier bewundert die **Sapadillen**, die **Avogatos**, die **Mammets-Sapota** und die Sternäpfel, daß er ſich auch eine Pflicht daraus machet, ſie zu beſchreiben.

Inſel Chepelio.

„wird, kann man den Weg nach Otoque, ferner „nach Tabaco und endlich nach Panama fortſetzen: „Welches ich denn für den beſten Weg halte.„

Der zweyte iſt folgender Geſtalt abgefaſſet: „Der ſicherſte Weg, den man, wenn man von „Malabrigo abſegelt, gehen muß, iſt folgender: „Man muß Weſt ein Vierthel Südwärts gehen, „damit man nicht an die Inſeln Lobos komme. „Sollte es ja geſchehen, daß einen die Seewinde „dahin führen, und in der Breite von Malabrigo „gleich über werfen, ſo muß man den Wind ſo „lange zu behalten trachten, als möglich, eben ſelbigen Weg aber fortſetzen, wo es nöthig iſt, auch „wohl gar in Hafen laufen. Hernach muß man „durch Laviren, jedoch in eben dieſer Breite, fortgehen, und wenn man vierzig Meilen von Lobos „kömmt, in ſelbiger Weite bis unter die Linie ſegeln; alsdann, wo der Hauptwind noch bleibt, „muß man nordnordoſtwärts gehen, bis auf drey „Grad Norderbreite. Wo man hier die Seewinde antrifft, muß man die Küſte zu gewinnen „ſuchen, um ſolchergeſtalt nach Panama zu gelangen. Wofern man aber in währender Reiſe, „ehe man auf die Höhe des Cap St. Franciſci „kömmt, die Inſel ins Geſicht bekommt, muß „man ſich wieder vom Lande entfernen, daß man „nicht von dem Feinde entdecket werde.„

Dampier. 1685.

Sapadillbaum.

Avogato.

Der **Sapadillbaum** iſt ſo groß, als ein gemeiner Birnbaum. Seine Frucht gleicht der Bergamottenbirn; ſie iſt aber zuweilen etwas länger. Wenn ſie grün oder erſt abgebrochen iſt: ſo iſt der Saft weiß und klebricht. Darauf wird er ſo hell, als das reineſte Waſſer, und ſchmecket unvergleichlich. Dieſe Frucht hat zween ſchwarze Kerne, wie Citronenkerne. Der **Avogato**, welcher auch für einen Birnbaum kann gehalten werden, hat eine ſchwarze und glatte Rinde, ein breites und längliches Blatt, und eine Frucht ſo groß, als eine Limonie. Sie wird gelbicht, wenn ſie reif iſt. Man ißt ſie nicht eher, als zween oder drey Tage nachher, wenn ſie abgebrochen iſt. Inwendig iſt ſie grün und ſüß wie Butter. Man vermiſchet ſie auch mit Zucker und Citronenſafte, welches ein vortreffliches Gericht machet. Einige eſſen ſie mit etwas Salze und geröſtetem Plantan. Sie iſt ſehr geſund, man eſſe ſie wie man wolle, und ſo nahrhaft, daß ſie den größten Hunger ſtillen kann. Man verſichert, daß ſie zu den Vergnügungen der Liebe reize, und daß ſie aus dieſer Urſache ſehr von den Spaniern geſuchet werde. Dampier bezeuget, er habe ſie an mehr, als einem Orte gefunden, wo ſich die Spanier niedergelaſſen, und es gäbe ihrer in Jamaica, ſo lange ſie Herren von dieſer Inſel wären *a*).

Mammet-Sapota.

Der **Mammet-Sapota** iſt von dem **Mammet** zu Tabaco unterſchieden, den man bereits beſchrieben hat. Der Baum iſt weder ſo dick, noch ſo groß und die Frucht nicht ſo rund. Die Schaale daran iſt dünn und zerbrechlich. Das Inwendige dunkelroth und der Kern rauh und breit. Sie wird für die ſchönſte Frucht in Weſtindien gehalten. Dampier hat ſie ſonſt nirgend, als in denen unter Spanien ſtehenden Landen geſehen. Man hat noch die dritte Art **Mammet**, die man die wilde nennet, weil ihre Frucht nichts tauget: der Baum aber iſt gerade, hoch, hart und folglich der beſte, woraus man Maſten machen kann *b*).

Sternapfelbaum.

Der **Sternapfelbaum** würde dem wilden Quittenbaume ſehr gleich kommen, wenn er nicht viel dicker wäre. Er iſt buſchicht, und ſeine Blätter ſind breit, eyrund, und dunkelgrün. Die Frucht, welche wie ein großer Apfel iſt, wird davon ſo bedeckt, daß man ſie nicht leicht ſehen kann. Man hält ſie für ſehr gut. Dampier aber, welcher niemals davon gegeſſen hat, rühmet ſie nur nach dem Zeugniſſe anderer. Indeſſen bedauret er doch, daß die Engländer nicht ſo ſorgfältig wären, als die Spanier und auch dergleichen Bäume pflanzeten, oder diejenigen wenigſtens unterhielten, die ſie an denen Orten gepflanzet fänden, welche ſie den Spaniern wegnähmen *c*).

Rhede zu Chepelio.

Fluß und Stadt Chepo.

Die Rhede von Chepelio iſt an der Nordſeite und der Ankerplatz daſelbſt ſicher, eine halbe Meile von der Küſte. Dieſes Eyland liegt der Mündung des Fluſſes Chepo gegen über, welcher aus den nordlichen Gebirgen des Landes kömmt; da er aber gegen Süden von andern Bergen gehemmet wird, ſo krümmet er ſich lange Zeit gegen Weſten, um einen Weg nach Südweſten zu finden, wo er ſich ſieben Meilen von Panama ins Meer ergießt. Er iſt außerordentlich tief und eine viertheil Meile breit. Die Mündung aber iſt vom Sande verſtopfet, daß nur Barken hineinkommen können. Sechs Seemeilen vom Meere trifft man an dem linken Ufer eine kleine ſpaniſche Stadt eben dieſes Namens an, deren ſich die Freybeuter um ſo viel leichter bemeiſtern konnten, weil ſie verlaſſen war. Der einzige Vortheil, den ſie von dieſem Unternehmen hatten, war, daß ſie beobachtet hatten, das benachbarte Land ſey eben und gegen Mittag vom Fluſſe finde man einige Meilen lauter Wald.

---

a) A. d. 218 S.

b) Ebend. a. d. 219 S.

Dampier. 1685.

Die Freybeuter entdecken die ſpaniſche Flotte.

Sie fuhren fort an den königlichen Inſeln zu kreuzen bis den 22ſten des Mayes, da ſie ſich entſchloſſen, bey Pacheque, der nordlichſten von dieſen Inſeln, zu ankern. Den 28ſten, nach einem ſehr regnichten Morgen, dergleichen man in einem Lande erwarten mußte, wo die Regenzeit ordentlicher Weiſe mit dem May oder Brachmonate eintritt, klärete ſich das Wetter gegen Mittag dergeſtalt auf, daß ſie die ganze ſpaniſche Flotte drey Seemeilen Weſtnordweſt von der Inſel, wo ſie vor Anker lagen, entdeckten.

Deren Stärke.

Sie beſtund aus vierzehn Segeln, ohne die Canoen zu rechnen, deren jeder zwölf bis vierzehn Ruder hatte. Die Kriegesſchiffe waren ihrer ſechſe an der Zahl; der Admiral führete ein und vierzig Stücken und vierhundert und funfzig Mann; der Viceadmiral vierzig Stücken und vierhundert Mann; und der Contreadmiral ſechs und dreyßig Stücken und dreyhundert und ſechzig Mann. Von den drey andern hatte das erſte vier und zwanzig Stücken und dreyhundert Mann, das zweyte achtzehn Stücken, und zweyhundert und funfzig Mann, und das dritte acht Stücken und zweyhundert Mann. Sie hatten auch zween große Brander und ſechs mit kleinem Gewehre verſehene Fahrzeuge, worauf achthundert Mann waren. Die Canoen führeten zwey bis dreyhundert. Außer dieſen hatten ſie noch einige alte Truppen, von Perto Bello, zu Lavelia aufgenommen; und alles, was ſie von Lima bekommen hatten, beſtund aus dreytauſend Mann. Um aber nichts in Gefahr zu ſetzen, hatten ſie alle ihre Schätze zu Lavelia ausgeladen.

Stärke der Freybeuter.

Die Freybeuter hatten ihr Geſchwader bis auf zehn Schiffe vermehret. Indeſſen hatten ſie doch nur zwey, welche dieſen Namen eigentlich verdieneten: nämlich des Hauptmann Davids ſeines, welches ſechs und dreyßig Stücke und hundert und ſechs und funfzig Mann führete; und des Hauptmann Swans ſeines, welches ſechzehn Stücken und hundert und vierzig Mann hatte. Die andern insgeſammt hatten nur kleines Geſchütz und waren bloß Kaufmannsſchiffe und Barken, die man durch Mühe und Fleiß ausgerüſtet hatte. Townley hatte hundert und zehn Mann lauter Engländer; Grouet dreyhundert Mann lauter Franzoſen; Harris hundert meiſtens Engländer; Branly ſechs und dreyßig Engländer und Franzoſen. Townleys, Swans und Davids Barken hatten jede acht Mann. Eine kleine Barke von dreyßig Tonnen, als ein Brander eingerichtet, welche alles Geräthe zu ihren Canoen nachſführete, war das zehnte Fahrzeug von dieſer ſeltſamen Flotte; und die geſammte Anzahl der Leute belief ſich auf neunhundert und ſechzig Mann.

Liſt, welche die ſpaniſche Flotte rettet.

Das ſchlechte Anſehen ihrer Umſtände aber machte ſie doch nicht zaghaft. Sie hatten den Vortheil vom Winde und folglich die Wahl, ob ſie treffen oder weichen wollten. Das allgemeine Geſchrey war für das Treffen. Um vier Uhr Nachmittages lichteten ſie die Anker, um gerade auf die ſpaniſche Flotte loszugehen, die ſich dem Anſcheine nach in eben dem Vorſatze beym Winde hielt. Weil aber die Nacht darüber einbrach: ſo feuerte man auf beyden Seiten nur einige Lagen ab. Gegen die Dämmerung gab der ſpaniſche Admiral ſeiner Flotte ein Zeichen, Anker zu werfen. Man ſah dieſes Licht eine halbe Stunde lang. Es verſchwand und ließ ſich bald darauf wieder ſehen. Weil die Freybeuter noch immer den Wind hatten: ſo blieben ſie unter Segel, in der Meynung, dieſes Licht wäre ſtets auf dem Maſtkorbe des Admirales. In der Folge aber ſahen ſie, daß ſolches nur eine Liſt war. Das Licht war zum andernmale auf den Maſtkorb einer Barke geſtecket worden, welche die Spanier ſich etwas entfernen laſſen; und die Freybeuter wur-

---

e) Ebendaſ.

Dampier. 1685.

Die Freybeuter ſchätzen ſich glücklich, ihr zu entgehen.

den dadurch um ſo viel beſſer hintergangen, weil ſie bey ihrer erſten Meynung blieben und ſich alſo noch immer oberhalb dem Winde zu ſeyn glaubeten. Beym Anbruche des Tages aber erkannten ſie, daß ſie dieſen Vortheil verloren hatten. Sie erſtauneten gewaltig, als ſie den Feind mit vollen Segeln auf ſich loskommen ſahen. Indeſſen machten ſie doch unterſchiedliche Wendungen, das Verlorene wieder zu gewinnen; und nachdem ſie den ganzen Tag gleichſam in halber Flucht gefochten, und faſt um die ganze Bay von Panama herumgekommen waren, ſo gelangeten ſie gegen Abend wieder an das Eyland Pacheque, wo ſie vor Anker legeten. „Solchergeſtalt nun, ſaget Dampier, lief es damals ab, und „damit giengen alle Anſchläge, die wir ſeit fünf bis ſechs Monaten gemacht hatten, zu „Grunde. Denn anſtatt daß wir uns der ſpaniſchen Flotte, und derer Schätze, die ſie „aufhatte, bemeiſterten, waren wir noch dazu froh, davon zu kommen, und hatten dieſes „Glück auf gewiſſe Weiſe der Zaghaftigkeit unſerer Feinde zu danken, die nicht das Herz „hatten, ihres Vortheils ſich recht zu bedienen *e*).„ Den 30ſten des Morgens ſahen ſie die ganze ſpaniſche Flotte drey Meilen von ihnen vor Anker liegen; und nicht lange darnach erhob ſich ein kleiner Südwind, mit welchem ſie nach Panama ſegelte.

Sie ſegeln nach den Inſeln Quibo.

Inſel Quicaro.

Rancheria.

Marienpalmen.

In einem Rathe, welchen die Freybeuter ſo gleich hielten, wurde beſchloſſen, nach den Inſeln Quibo zu ſegeln, um daſelbſt eines von ihren Fahrzeugen zu ſuchen, welches ſich bey dem Treffen von ihnen hatte trennen müſſen. Die vornehmſte dieſer Inſeln, welche zum Sammelplatze war ernannt worden, liegt auf ſieben Grad vierzehn Minuten Norderbreite. Man mußte zwiſchen der Spitze Garrachine und den königlichen Inſeln durchgehen; und ſich von da einem hohen und runden Berge an der Küſte von Lavelia, Moro de Porcos, nähern. Dieſe Küſte von der Bay Panama ſtrecket ſich weſtwärts bis an die Inſeln Quibo. Man findet daſelbſt viele Flüſſe und einige kleine Häfen. Weil ſie aber mit ſehr dicken Gehölzen bedecket iſt: ſo wird ſie wenig bewohnet, ob gleich weiter im Lande nur große Weiden ſind, wo man allerhand Vieh hält. Die eigentliche Inſel Quibo oder Caboya iſt ein niedriges Eyland ſechs bis ſieben Meilen lang und drey oder viere breit. Sie bringt mancherley große Bäume hervor, und hat gegen Oſten und Nordoſten vortreffliches Waſſer. Man findet daſelbſt einige wilde Thiere und viele große ſchwarze Affen, deren Fleiſch ſehr nahrhaft iſt. Gegen Südoſt von der Spitze der Inſel muß man ſich vor einer Untiefe in Acht nehmen, die faſt eine halbe Meile lang ins Meer geht, und vor einer Klippe eine Seemeile gegen Norden von dieſer Bank, eine Meile von der Küſte, die ſich nur zu Ende der Fluth zeiget. Sonſt iſt da herum kein gefährlicher Ort mehr, und die Schiffe können eine vierthel Meile vom Ufer auf einem guten klaren Sande in ſechs, acht, zehn bis zwölf Faden Waſſer ankern. Man ſieht da viele andere Inſeln, einige gegen Südweſt, andere gegen Nord und Nordoſt. Die Inſel Quicaro, welche gegen Südweſt von Quibo liegt; iſt eine ziemlich große Inſel. Das Eyland Rancheria hält an der Nordſeite das Geſicht durch eine Menge großer Bäume auf, Marienpalmen genannt, welche der Gleichheit des Namens ungeachtet von den andern Palmen ſehr unterſchieden ſind, und vortreffliche Matten zu machen dienen. Dieſes Holz iſt wegen ſeiner Adern merkwürdig; denn die Zäſerchen gehen nicht, wie an andern Bäumen in die Länge, ſondern ſchlingen ſich rund um den Baum. Canales und Cantarras ſind zwo andere kleine Inſeln gegen Nordoſt von Rancheria, die durch Canäle abgeſondert ſind, wo

---

d) Ebend. a. d. 224 u. vorhergeh. S.

Dampier. 1685.

wo man ſicher ankern kann, und viel Bäume und Waſſer findet. Von der See aus ſollte man nicht glauben, daß ſie von dem feſten Lande abgeſondert wären. Ob ſie gleich insgeſammt jede ihren beſondern Namen hat: ſo begreift man ſie doch faſt immer unter dem allgemeinen Namen **Quibo**, welche die größte und merkwürdigſte darunter iſt. Swan gab einigen die Namen der engliſchen Kaufleute, denen ſein Schiff zugehörete.

Nachdem ſich alle Freybeuter in dieſen Eylanden verſammelt hatten: ſo hielten ſie einen neuen Rath, was zu thun wäre, um ihr Glück zu machen. Nachdem ſie geſehen, daß ihnen ihre Abſichten zu Waſſer ſo oftmals fehlgeſchlagen: ſo wollten ſie verſuchen, ob ſie nicht zu Lande glücklicher wären. Leon, die Hauptſtadt auf der mexicaniſchen Küſte, both ihnen einen für ihren Muth anſtändigen Raub dar: allein, der Weg zu Lande war weit. Ueber dieſes fehlete es ihnen an Canoen, das Volk auszuſetzen. Der Rath ließ ſie alſo ihre erſte Sorgfalt darauf wenden, ſich ſolche zu verſchaffen, wozu ihnen die großen Bäume in Quibo dieneten; und Dampier nimmt daher Gelegenheit, zu melden, mit was für Kunſt die Freybeuter dem Mangel an allerhand Werkzeugen abhelfen.

Wie die Freybeuter Canoen machen.

Ein jedes Schiff, ſaget er, arbeitete für ſich: man mußte aber einander helfen, die Canoen ins Waſſer zu bringen; weil man einige wohl eine Meile von dem Meere machete. Man hauet einen dicken und langen Baum um, den man auf der oberſten Seite gleich machet; hernach drehet man ihn um, und giebt der andern Seite die Geſtalt, wie ſie ein Schiffsboden haben ſoll. Darauf drehet man ihn wieder um zum Aushöhlen; deswegen man drey Löcher machet, als eins vorn, eins in der Mitten, und eins hinten, damit man die rechte Dicke bis auf den Grund meſſen könne, indem man es ſonſt leicht zu dünne machen könnte. Man machet es aber insgemein unten drey und oben anderthalb Zoll dick, und an beyden Enden ſpitzig. David machte ihrer zwey, jedes ſechs und dreyßig Fuß lang, und fünf bis ſechs breit e). Dieſe Arbeit nahm nur einen Monat Zeit hin; und das Geſchwader war fertig, den 20ſten des Heumonates abzugehen.

Es nahm den Weg nach **Ria-Lexa**, welches der Hafen zu Leon iſt. Nachdem es zwiſchen Quibo und Rancheria durchgegangen war: ſo folgete es einer niedrigen, mit Gehölzen bedeckten und wenig bewohnten Küſte, um bey dem Meerbuſen von **Nicoya**, von **Dolce** und der Inſel **Canco** vorbey zu gehen. Da die Winde ſehr veränderlich waren: ſo hatte man täglich einen oder zween Stürme; und des Abends und die Nacht durch einen Landwind von Nordnordoſt. Den 8ten Auguſt in eilf Grad zwanzig Minuten, nach Dampiers Beobachtung, entdecketen die Lootſen ein hohes Gebirge, wie einen Zuckerhut, und welches ſie wegen des Rauches, den ſie da heraus kommen ſahen, für den **Volcan Vejo** hielten. Sie konnten nicht daran zweifeln, nachdem ſie das Vorgebirge gegen Norden hatten. Dieſer Weg führet nach dem Hafen **Ria Lexa**. Sie fuhren dieſen Berg vorbey, und die Canoen waren insgeſammt ausgeſetzet, um den andern Morgen daſelbſt zu landen.

Volcan Vejo.

Die Freybeuter gehen nach Ria Lexa.

Wir ließen, ſaget Dampier, unſere Schiffe acht Seemeilen von der Küſte; und nachdem ich mich mit fünf hundert und zwanzig von unſern Leuten auf ein und dreyßig Canoen geſetzet hatte, ſo ruderten wir nach dem Hafen zu. Ein grauſamer Sturm mit Donner, Blitzen und Regen, brachte uns in die äußerſte Gefahr. Nachdem wir uns nun die Nacht über und den folgenden halben Tag geborgen hatten: ſo näherten wir uns dem Hafen. Unſer Lootsmann kannte ihn gar wohl, uns bis an die Einfahrt zu bringen. Weil aber die Nacht einbrach: ſo hatte er nicht das Herz, weiter zu gehen; weil er nur eine

---

e) A. d. 230 S.

Dampier. 1685.

ne kleine Bucht iſt, und es noch andere giebt, die ihm gleichen. Den andern Morgen mit Anbruche des Tages, fuhren wir in die Bucht ein, die ungemein enge, und auf beyden Seiten ſo niedrig iſt, daß die Fluth über beyde Ufer ſteigt. Sie ſind voller rothen Manglen, ſo, daß man nicht durchkommen kann. Hinter dieſen Manglen haben die Spanier eine Schanze, um ſich den Landungen zu widerſetzen. Einige Indianer, die darinnen lagen, wurden durch das Geräuſch unſerer Ruder erreget und flohen nach Leon. Wir eileten, ans Land zu kommen, in der Hoffnung, ſie einzuholen. Man ſchickete auch vierhundert und ſiebenzig Mann ab, gerade nach der Stadt zu marſchiren; und ich erhielt Befehl, mit neun und funfzig Mann zurück zu bleiben, die Canoen zu bewachen.

Die Stadt Leon

Leon liegt zwanzig kleine Meilen ins Land hinein. Man geht durch einen ganz gleichen und ebenen Weg dahin, über viele große Wieſen und durch hochſtämmige Gehölze. Fünf Meilen vom Ufer iſt eine Zuckerſiederey, und drey Meilen weiter eine andere. Zwo Meilen hinter ſolcher, geht man über einen ſchönen Fluß, der nicht tief iſt. Außer dieſem Fluſſe, findet man kein Waſſer, bis auf zwo Meilen von Leon. Der Weg aber iſt gerade, angenehm und ſandig. Die Stadt liegt in einer Ebene, nicht weit von dem feuerſpeyenden Berge, den man in der See ſieht. Obgleich die Häuſer daſelbſt nicht hoch ſind: ſo ſind ſie doch geräumig, gut und feſt gebauet, und meiſtentheils mit Gärten umgeben. Die Mauern ſind von Steinen, und die Dächer von Ziegeln. Leon iſt nicht eben wegen ſeiner Handlung berühmt, und iſt eben nicht in dem Rufe, daß es reich an Gelde ſey. Sein Reichthum beſteht in Wieſewachs, in Vieh und Erzeugung des Zuckerrohres f).

wird erobert und geplündert.

Um acht Uhr des Morgens giengen die Freybeuter aus ihren Canoen. Townley machte mit achtzig auserleſener Mann den Vortrab. Swan marſchirete darauf an der Spitze von hundert Mann, denen David mit hundert und ſiebenzig Mann folgete. Knight machte den Nachzug. Vier Meilen von der Stadt trafen ſie eine Schaar Reuter an, welche bey ihrer Annäherung den Rücken kehrete. Als Townley bis an die Stadt hinangerückt war, ohne daß ſich jemand gezeiget, ihm den Weg ſtreitig zu machen: ſo hatte er die Kühnheit, mit ſeinen achtzig Mann hinein zu gehen; und wurde in einer breiten Straße von hundert und ſiebenzig Reutern tapfer angegriffen. Allein, nachdem zween oder dreye von ihren Befehlshabern niedergeſchoſſen waren: ſo nahmen die übrigen die Flucht. Ihr Fußvolk, welches ſich auf dem Waffenplatze geſtellet hatte, und an der Zahl etwa fünfhundert Mann ausmachete, zog ſich, da es ſie fliehen ſah, ebenfalls zurück. Die Stadt blieb alſo in der Gewalt der Freybeuter, welche hinter einander hinein zogen g).

Dampier geht mit Fleiß über die Umſtände der Plünderung hinweg, um die Aufmerkſamkeit auf einen Engländer, Namens Swar, zu ziehen, welcher von den Spaniern ermordet worden. Es war, ſaget er, ein braver alter Mann, welcher anfänglich in dem irrländiſchen Kriege gedienet, und ſich nachher nach Jamaica begeben hatte, ſeit dem aber beſtändig unter den Freybeutern geblieben war. Er hatte nicht bey der Bewachung der Canoen bleiben wollen. Weil er aber aus Schwachheit ſeiner Füße den andern nicht folgen konnte: ſo hatte er das Unglück, in der Spanier Hände zu gerathen. Anſtatt daß er hätte um Quartier und ſein Leben bitten ſollen, ſchoß er mit ſeiner Flinte unter ſie, und behielt noch ein geladenes Piſtol; daher ſie ihn, ungeachtet ſeiner grauen Haare, von weitem todt ſchoſſen. Ein anderer Engländer, Namens Smith, welcher auch Müdigkeit halber zurück geblieben war, fand mehr Gütigkeit bey denen, die ihn gefangen

---

f) A. d. 233 S.

fangen nahmen; und ſeine Gefangenſchaft dienete nicht wenig, ſeine Gefährten vor der Gefahr zu verwahren, die ihnen würde gedrohet haben, wenn man ihre kleine Anzahl gewußt hätte. Der Statthalter hatte über tauſend Mann in Waffen. Smith aber, welcher vor ihn gebracht und gefragt wurde, wie ſtark die Freybeuter wären, antwortete dreuſt: es befänden ſich ihrer tauſend in der Stadt und fünfhundert bey den Canoen. Dieſe Ausſage machte die ſpaniſchen Soldaten vollends verzagt. Der Statthalter ſteckete eine Fahne zum Stilleſtande aus, und erboth ſich, für die Stadt lieber eine Brandſchatzung zu geben, als ſie abbrennen zu laſſen. Man verlangete drey hundert tauſend Stück von Achten nebſt einem gewiſſen Vorrathe von Lebensmitteln, und Smiths Freyheit. Allein, aus ſeiner Langſamkeit urtheilete man, er gedächte, nur Zeit zu gewinnen, um ſeine Macht zu verſtärken. Da die Freybeuter wegen ihrer Canoen etwas zu befürchten anfingen, von denen ſie ſehr weit entfernet waren: ſo ſtecketen ſie die Stadt in Brand, und zogen mit ihrer Beute ab. Smith wurde ihnen aber doch für eine vornehme Frau zurück geſchickt und gegen ſie ausgetauſchet. Sie kamen den Abend wieder zu ihren Canoen; und nachdem ſie ſich den andern Morgen eingeſchiffet hatten, ſo begaben ſie ſich wieder nach dem Hafen Ria Lexa, wo ihre großen Schiffe an eben dem Tage Anker warfen.

Ria Lera hat eben das Schickſal.

Der Arm des Meeres, welcher nach Ria Lexa führet, fängt im Nordweſt des Hafens an, und ſtrecket ſich gegen Norden. Man rechnet ungefähr zwo Meilen von einer Inſel, die an der Einfahrt des Hafens liegt, bis an dieſe Stadt. Der Canal dahin iſt zwey Drittheile ungefähr ſehr breit. Darauf aber kömmt man in eine enge und tiefe Bucht, die an beyden Seiten mit rothen Manglen beſetzet iſt, deren Zweige ſich faſt von einem Ufer bis ans andere ausbreiten. Tauſend Schritte von der Einfahrt wendet ſich die Bucht gegen Weſten; und an dieſer Bucht haben die Spanier eine Schanze, die der Inſel gegen über liegt. Sie hatten hundert Soldaten hineingelegt, um ſich der Landung zu widerſetzen. Zwanzig Ruthen unterwärts waren queer über den Fluß Pfähle von großen Bäumen geſchlagen, welche ihn ſperreten; alſo daß zehn Mann, ſetzet Dampier hinzu, ihrer fünfhundert oder gar tauſend das Ankommen hätten verbiethen können. Allein, zween Flintenſchüſſe jageten die Beſatzung der Schanze in die Flucht; und die Freybeuter braucheten nur eine halbe Stunde, die Pfähle wegzuhauen. Sie ſtiegen daſelbſt ans Land und marſchireten ſo gleich nach Ria Lexa, welches nur eine halbe Meile davon entfernet iſt. Der Ort liegt in einer Ebene, am Ufer eines kleinen Fluſſes. Es iſt eine ziemlich große Stadt, deren Häuſer ſehr ſchön, aber durch Höfe und Gärten von einander abgeſondert ſind. Der Boden iſt ein ſtarker, gelblichter Thon, welcher nebſt den vielen ſtillen Wäſſern und Moräſten die Flucht ſchwer und ungeſund machet. Man findet aber dennoch daſelbſt viel Pech und Harz, Hanf, woraus man Tauwerk machet, Zuckerſiedereyen und Landhäuſer, wo man eine große Anzahl Thiere ernähret, nebſt vielerley Arten von Früchten. Die Freybeuter giengen in die Stadt, ohne daß ſich jemand widerſetzen wollte. Sie fanden die Häuſer leer. Weil aber die Einwohner nicht alle ihre Lebensmittel und ihren andern Vorrath hatten wegbringen können: ſo war noch viel Mehl, Pech, Harz und Tauwerk da, welches an Bord geſchickt wurde. Die Viehſtallungen und Zuckerſiedereyen wurden eben ſo wenig verſchonet. Nachdem ſie nun acht Tage mit der Plünderung zugebracht hatten: „ſo legeten, erzählet Dampier ganz ruhig, einige von unſern **Feuerbränden** Feuer an. Ich „weis

---

g) A. d. 235 S.

„weis nicht, ſetzet er hinzu, wer ihnen Befehl dazu gegeben: indeſſen ließen wir die Stadt „brennen, und begaben uns wieder in unſere Canoen b).

Trennung der Freybeuter.

Man glaubet, allhier zu erkennen, daß ſie mit ihrer Beute zufrieden geweſen; weil ſie ohne die geringſte Streitigkeit oder Kaltſinnigkeit Gelegenheit nahmen, ſich zu trennen, bloß weil einige begierig waren, an die Küſten nach Peru zurück zu kehren, und andere, weiter nach Weſten zu gehen. Dampier, welcher bisher bey dem Hauptmanne David geweſen war, gieng auf Swans Schiff; und da er beſtändig die Neugierigkeit eines Reiſenden mit den Verrichtungen eines Freybeuters verknüpfet, ſo verſichert er, daß er ſich bey dieſer Veränderung nichts anders vorgeſetzet habe, als ſich einige Kenntniſſe von den nordlichen Theilen von Mexico zu erwerben. Er wußte, ſaget er, daß der Hauptmann Swan Willens wäre, ſich ſo weit er könnte, nach Norden zu begeben, hernach aber nach Oſtindien zu gehen. Townley wollte mit ſeinen beyden Barken dieſe Reiſe zugleich mit thun: die andern aber folgeten dem Hauptmanne David. Sie nahmen insgeſammt von Leon und Ria-Lexa bösartige Fieber mit weg, welche die Spanier lange Zeit wegen der Plünderung und Abbrennung ihrer beyden Städte rächeten i).

Der IV Abſchnitt.

Dampier geht mit Swan ab. Volcan von Guatimala. Schönheit einer mexicaniſchen Küſte. Hafen Gatulco. Felſen Buffadore. Fluß Capalita. Die Vanille. Port Angels. Die Freybeuter gerathen in Gefahr. Felſen Algatros. Townleys kühner Anſchlag. Lage des Hafens Acapulco. Hafen Chequetan. Stadt Thelupan. Stadt Colima. Hafen Sallagua. Stadt Oarrha. Inſeln Chametly. Schönes Thal Valderas. Die Freybeuter gerathen daſelbſt in einen Hinterhalt. Beſondere Frucht Pinguin. Seekälber ſind nordwärts der Linie ſelten. Stadt Maſſaclan. Sonderbarer Zuſtand der Freybeuter. Sie begeben ſich nach St. Pecaque. Ein Theil derſelben wird erſchlagen. Sie machen neue Anſchläge.

Dampier geht mit Swan ab.

Swan zählete dreyhundert und vierzig Mann auf ſeinem Schiffe, und in denen drey Barken, die ſich entſchloſſen hatten, ihm zu folgen. Den 3ten des Herbſtmonates, giengen ſie unter Segel, um nach Weſten zu laufen, indem ſie ſich von der Küſte entferneten. Nachdem ſie ſolche den 14ten, aber in zwölf Grad funfzig Minuten, wieder zu Geſichte bekamen: ſo entdecketen ſie auch ſo gleich den Volcan von Guatimala, einen hohen Berg mit zwoen Spitzen, die wie zween Zuckerhüte ausſehen, und aus denen oftmals Feuer und Rauch fährt. Guatimala, wovon er den Namen hat, iſt eine wegen ihres vielen Indigo, Anatte, Cochenille und Silveſter berühmte Stadt, die ſolche vier koſtbare Farben jährlich häufig nach Europa ſchicket. Sie liegt an dem Fuße des Berges, acht Seemeilen von dem Südmeere, und nach der Spanier Rechnung vierzig bis funfzig von dem am Nordmeere in der Bay Honduras gelegenen Meerbuſen Marique. Als Dampier den Volcan zum erſtenmale ungefähr fünf und zwanzig Meilen von ihm entdeckete: ſo ſah er nur Rauch und keine Flamme. Das am Meere gelegene Land iſt zwar ziemlich hoch: es ſcheint aber in Vergleichung mit den andern Theilen des Landes niedrig zu ſeyn. Das Meer war acht oder zehn Meilen von der Küſte voller Baumſtämme, welche Dampier ſchwimmendes Holz nennet, und er ſonſt nirgend in ſo großer Menge geſehen hat. Sie waren mit Bimſtein untermenget, der vermuthlich aus den brennenden Bergen kam, und durch die gewaltigen Regen in dieſer Gegend in die See geſchwemmet worden k).

Volcan von Guatimala.

In

---

b) A. d. 239 S.

i) A. d. 239 u. f. S.

Dampier. 1685.

Schönheit einer mexicaniſchen Küſte.

In vierzehn Grad dreyßig Minuten Norderbreite, da ſie mit einem guten Nordwinde an der Weſtküſte hinfuhren, näherten ſie ſich einer ungemein hohen Küſte, die von Oſten herkam, und ſich weiter ins Land hinein erſtreckete, als das Geſicht reichen konnte. Nachdem ſie ſolcher zehn Seemeilen lang gefolget waren: ſo endigte ſie ſich an der Weſtſeite mit einem ſehr annehmlichen Hügel, und das Land, welches darauf folget, iſt recht wunderſam ſchön. Es ſind treffliche Viehweiden mit reizenden Gehölzen untermiſchet, welche von hohen Bergen vor den Ueberſchwemmungen des Meeres bedecket werden. Die Wellen ſind an dieſer Küſte ſehr hoch und ſchlagen mit ſolcher Gewalt an die Küſte, daß die Canoen nicht hinan kommen können. Townley, welcher einige Tage zuvor mit einigen hundert Mann aus geſtiegen war, in der Hoffnung, eine Stadt, Namens Tecoantepeque zu finden, wo nach den ſpaniſchen Büchern ein großer Fluß ſeyn ſoll, kam wieder an Bord voller Verdruß, daß er ihn nicht hatte finden können. Nach ſeiner Zurückkunft fuhr man an der Weſtküſte hin, noch zwanzig Seemeilen, bis nach Tangola, einer kleinen ziemlich hohen Inſel, die mit Waſſer und Holze wohl verſehen iſt, und wo ſichs gut ankern läßt. Man fuhr noch eine Meile weiter an der Küſte, und entdeckete einen Hafen auf funfzehn Grad dreyßig Minuten. Er hieß Gatulco. Dampier hält ihn für einen von den beſten in Mexico. Eine Meile davon an der Oſtſeite findet man eine kleine Inſel ſehr nahe am Lande, und die Einfahrt kennet man an einem großen hohlen Felſen, wo das Meer mit Geräuſche hinein dringt, welches man ſehr weit hören kann. Jede Welle, welche in dieſe Art von Höle hinein ſchlägt, treibt das Waſſer oben durch ein kleines Loch wieder hinaus, welches denn faſt läßt, als wenn ein Wallfiſch das Waſſer ausbläſt. Die Spanier haben dieſen Felſen Buffadore genannt. Der Hafen iſt ungefähr drey Meilen tief und eine Meile breit. An der Weſtſeite iſt die beſte Rhede für kleine Schiffe, weil ſie da ſehr bedeckt liegen, und an den andern Orten den Südweſtwinden ſehr ausgeſetzet ſeyn würden, die oftmals wehen. Der Grund iſt durchgehends gut, von ſechs Faden, bis auf ſechzehn. Am Ende des Hafens findet man einen ſchönen Fluß mit ſüßem Waſſer, und eine kleine Capelle zwiſchen den Bäumen, zweyhundert Schritte von der See, das einzige Ueberbleibſel von einer Stadt, oder einem Dorfe, welches der Ritter Drake zerſtöret hat. Das Land iſt mit großen Bäumen geſchmückt, die ſo ſchön, und ſo voller Blüthen ſind, daß Dampier dieſen annehmlichen Anblick über alles ſetzet, was er jemals von dergleichen geſehen hat. Townley gieng mit einer Partey aus, um in dem Lande Häuſer oder Einwohner zu ſuchen. Er marſchirete an der Oſtſeite, bis an den Fluß Capalita, der nicht über eine Meile von Gatulco entfernet iſt. Ob er gleich ſehr ſchnell iſt: ſo ſchwammen doch zween ſeiner Leute hinüber, und fingen drey Indianer, die ſie an Bord brachten. Man konnte aber aus ihren Zeichen nicht verſtehen, ob die Spanier eine Wohnung in der Nähe hätten. Indeſſen faſſete doch Townley den Entſchluß, mit hundert und vierzig Mann wieder ans Land zu gehen, und ſich von einem dieſer dummen Indianer auf ihre erſte Wohnung führen zu laſſen. Dampier wollte ſich auch mit in die Gefahr dieſer verwegenen Unternehmung begeben. Sie giengen vierzehn engliſche Meilen, ehe ſie ein Dorf anſichtig wurden, wo eben nichts vermögend war, ſie ihre Kühnheit gereuen zu laſſen. Die Einwohner waren einfältige Leute, die auf die erſten Freundſchaftszeichen wieder Muth faſſeten. Sie konnten etwas ſpaniſch; und man vernahm von ihnen, dieß ganze Land ſtehe unter ſpaniſcher Bothmäßigkeit: ſie ſetzeten aber hinzu, man ſähe wenig Spa-

Hafen Gatulco.

Felſen Buffadore, welcher Waſſer ausſprützet.

Fluß Capalita.

---

k) A. d. 246 S.

Indianiſch Dorf, wo Dampier die Vanille ſieht.

nier in ihrer Gegend. Dampier bemerkete, daß ſie eine große Menge Vanille l) an der Sonne trocknen ließen; obgleich ihr Land von dem Meere, bis an das Dorf nur ein ſchwarzes mit Sand und Steinen vermiſchtes Erdreich und voller großen Bäume iſt.

Inſel Sacrificio.

Bey der Ausfahrt aus dem Hafen Guatulco, den 12ten des Weinmonates, bemerkete Dampier, daß ungefähr zwanzig bis dreyßig Seemeilen weit, das Land gegen Weſten, und ein wenig gegen Süden geht. Man mußte ſo nahe an der Küſte bleiben, als möglich, weil die Seewinde beſtändig zuwider waren, und man gegen Oſten durch einen Strom aufgehalten wurde, der ſie nöthigte, zu Sacrificio, einer kleinen Inſel, eine halbe Meile lang, und eine Seemeile von Gatulco vor Anker zu legen. Im Weſten der Inſel ſchien eine ſchöne Bucht zu ſeyn, die aber voller Klippen war; daher die beſte Rhede zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande, in fünf bis ſechs Faden Waſſer iſt. Nachdem ſie den Anker gelichtet hatten, fuhren ſie noch immer an der Küſte fort, wo das Meer ſehr hoch geht, und viele ſandichte Bayen machet. Von vier Canoen, welche abgeſchickt waren, **Port Angels** aufzuſuchen, kamen zwey den 22ſten wieder an Bord, ohne daß ſie es hatten finden können; und die beyden andern, welche vom Winde weggeführet worden, kamen erſt nach einigen Tagen wieder zum Vorſcheine.

Port Angels.

Indeſſen war man doch dazumal **Port Angels** gleich gegen über, welches die Lootſen glücklich erkannten. Es iſt eine große offene Bay, mit zweenen oder dreyen Felſen gegen Weſten; und iſt der Ankergrund überall ſicher, in dreyßig, zwanzig und zwölf Faden Waſſer: bis auf zwölf Faden iſt man allen Seewinden ausgeſetzet. Die Fluth geht daſelbſt gen Nordoſt, und ſteigt fünf Fuß hoch; und das Meer geht allda ſtets ſo hoch, daß man nur gegen Weſten hinter den Felſen ans Land ſteigen kann. Dampier verwundert ſich, daß die Spanier die Güte dieſes Hafens mit dem zu Gatulco vergleichen, welcher faſt eine geſchloſſene Rhede iſt. Man kann ihn nicht leicht an der Abſchilderung, die ſie davon machen, erkennen, und daher kam der Irrthum der beyden Canoen: man unterſcheidet ihn aber leicht an ſeinen eigenen Merkmaalen und durch ſeine Breite, welche funfzehn Grad nordlich iſt. Die Küſte, welche ihn begränzet, iſt erhaben; das Erdreich an einigen Orten roth und ſandig, mit Gehölzen und Viehweiden untermengt, und an ſeinen großen Bäumen kenntlich. Die Freybeuter fanden daſelbſt ſüßes Waſſer und eine Menge Vieh.

Den 27ſten, nachdem ſie wieder unter Segel gegangen, ankerten ſie bey einer kleinen Inſel, wovon die Spanier in ihren Seebüchern nichts ſagen. Sie liegt wenigſtens eine Meile vom feſten Lande, und ſechs Seemeilen gegen Weſten, von Port Angels. Den Mor-

---

l) Er nennet es **Vinello**, und ſieht es in ſeiner Beſchreibung ſtets als einen kleinen Weinſtock an. „Dieſes **Vinello**, ſaget er, iſt eine kleine Schote, „voller kleiner ſchwarzer Körner, ungefähr vier oder „fünf Daumen lang, und ſo dick, als die Stiele „an den Tabacksblättern, welchen es, wenn es „trocken iſt, ganz ähnlich ſieht; und haben es unſere Freybeuter im Anfange, wenn ſie was bekommen, weggeworfen, und ſich gewundert, daß „die Spanier Tabackſtiele aufheben. Dieſe Schote wächſt auf einem Stamme, der wie ein kleiner „Weinſtock ausſieht, und an den nächſtanſtehenden „Bäumen ſich anhängt, und um dieſelben umwindet. Es kömmt erſtlich eine gelbe Bluhme her„vor, und wird aus derſelben hernach die Schote, „die anfangs grün, wenn ſie aber reif geworden, gelb „iſt. Alsdenn nehmen ſie die Indianer, die ihr „pflegen, ab, trocknen ſie an der Sonne, wornach „ſie ſüße, und der Farbe nach, dunkelgrau werden, „und verkaufen ſie den Spaniern nicht allzutheuer. „Sie drucken ſie auch oft zwiſchen den Fingern, „aber nicht daß ſie platt werden, und weis ich nicht, „ob die Indianer noch was anders damit thun, „die Spanier aber habe ich geſehen, ſie mit Oele „glatt machen.

„Dergleichen Weinſtöcke habe ich zu Bocca-Toro viel gefunden, und verſuchet, ſie fortzupflanzen, „es aber nie zuwege bringen können, woraus ich „ſchließe, Morgen trafen ſie bey Erblickung einer mit kleinen Bergen und Thälern angefüllten Küſte, die beyden Canoen wieder an, die ſie für verloren gehalten hatten. Dieſe beyden Fahrzeuge waren weit hinauf gegangen, um Port Angels zu finden: bey ihrer Rückkehr aber in einen großen Fluß eingelaufen, wo ſie von hundert und funfzig Spaniern überfallen worden: ſie hatten ſich aber gerettet, und nur einen verwundeten bekommen. Von da waren ſie auf ſechzehn Grad vierzig Minuten Norderbreite in einen See mit ſalzigem Waſſer gegangen, wo ſie eine Menge getrocknete Fiſche angetroffen, wovon ſie ein Theil mit an Bord brachten. Die Einfahrt in dieſen See iſt nicht zehn Ruthen breit. Sie hat auf jeder Seite ziemlich hohe Felſen, hinter welchen ſich viele Perſonen vortheilhaft verſtecken können, um den Zugang zu vertheidigen. Swan, welcher es bedauerte, daß die beyden Canoen nicht alle Fiſche einladen können, ließ eins mit zwölf Mann dahin gehen, die übrigen zu holen. Allein, die Spanier, welche geſehen, daß ein Theil von ihrem Vorrathe weggekommen, hatten ſich hinter den Felſen verſammelt. Sie ließen das Canoe bis an das äußerſte Ende des Canals kommen, welcher eine vierthel Meile lang iſt, worauf ſie auf einmal Feuer gaben, und viele von ihren Feinden verwundeten. Bey der erſtern Beſtürzung getraueten ſich die Freybeuter nicht, eben den Weg wieder zurück zu nehmen, ſondern ruderten bis in die Mitte des Sees, wo ſie ſchußfrey waren. Daſelbſt ſahen ſie ſich nach einer breitern Ausfahrt um, als wo ſie hinein gekommen waren: weil ſie aber keine wahrnahmen: ſo blieben ſie zween Tage und drey Nächte in dieſem Zuſtande. Das Schiff und die drey Barken lagen drey Seemeilen von ihnen vor Anker; und Swan war über das Ausbleiben ſeines Canoes gar nicht beunruhiget, ſondern bildete ſich ein, die zwölf Freybeuter hätten einige wichtige Entdeckung gemacht, die ſie nützlicher beſchäfftigte, als die Fiſcherey. Indeſſen bewogen doch viele Flintenſchüſſe, die man von dem See her hörete, Townley mit ſeiner Barke anzurücken. Er merkete gar bald, in was für Noth ſeine Gefährten wären; und da er nahe bey den Felſen ans Land ſtieg, ſo jagete er die Spanier aus dieſem Hinterhalte fort. Ohne dieſen Beyſtand hätten die zwölf Freybeuter mitten in dem See Hungers ſterben müſſen, oder wären von ihren Feinden erſchlagen worden *m*).

Gefahr, der ſich die Freybeuter ausſetzen.

Swan fuhr mit dem Landwinde und dem Strome an der Weſtküſte fort. Den 2ten des Wintermonates gieng man bey einem Felſen vorbey, den die Spanier Algatros nennen. Das benachbarte Land iſt mit Gehölzen bedeckt, und in der Ferne bergicht. Am

Felſen Algatros.

„ſchließe, daß die Indianer was geheimes dazu gebrauchen, das ich nicht weis, auch noch niemanden, der mir es hätte ſagen können, angetroffen „habe. Einer, Namens Cree, der ſich viel zu erfahren bemühete, war nicht glücklicher, als ich: „er war die Zeit ſeines Lebens unter den Freybeutern geweſen, redete vollkommen gut ſpaniſch, war „auch ſieben Jahre bey den Spaniern zu Porto-Bello und Carthagena gefangen geweſen, und „hatte ſich ſehr um dieſen Bau des Vinello bekümmert, aber dieſem allen ungeachtet, dennoch „niemanden, der es recht verſtanden, finden können. „Wenn man das Geheimniß davon erfahren hätte, „wären unſer viel alle Jahre in den heißen Monaten nach Bocca-toro gegangen, und hätten da „was abgeholet, indem es allda, nebſt dem gedachten Vinello, auch viele Schildkröten giebt. Herr „Cree hat mir es hier zu Bocca-toro zum erſten „gewieſen; und trifft man dieſe Schoten auch in „der Bucht von Campeche, nicht weit von einer „Stadt, Caibuca genannt, an. In Indien bey „den ſpaniſchen Würzhändlern, da ſie zu bekommen ſind, gilt das Stück gemeiniglich drey Stüber, und wird die Chocolade damit anzumachen, „ſehr gebraucht. Einige miſchen es auch unter „den Taback, daß derſelbige einen guten annehmlichen Geruch davon bekommen ſoll„. Ebend. a. d. 251 S.

m) A. d. 251 und vorherg. S.

Dampier. 1685.

Ufer ſieht man ſieben bis achte wegen ihrer Weiße ſehr kenntliche Felſen, die fünf bis ſechs Meilen weſtwärts von Algatros entfernet ſind. Vier oder fünf Meilen vom Ufer, gegen Süd ein Viertheil Weſt von dieſen Felſen erhebt ſich eine gefährliche Sandbank faſt gleich mit dem Waſſer. Zwo Seemeilen gegen Weſten von dieſen Felſen, findet man einen ziemlich großen Fluß, der bey ſeiner Mündung eine kleine Inſel machet, und deſſen Canal an der Oſtſeite durch Sand verſtopfet iſt: der an der Weſtſeite aber kann Canoen einlaſſen. Die Spanier haben an ſeinen Ufern eine Schanze, welche den Ort, wo man Waſſer holet, beſtreicht, die Freybeuter aber nicht abhielt, daſelbſt zu landen, obgleich nicht weniger, als zweyhundert Mann, zu ihrer Beſatzung darinnen lagen. Dampier geſteht aufrichtig, die Spanier hätten ungeachtet der Stärke ihrer Verſchanzungen und ihrer weit größern Anzahl, die Flucht nur deswegen ſo leicht genommen, weil es ihnen an kleinem Feuergewehre gefehlet, womit die Freybeuter ſehr gut verſehen waren. In der Schanze fand man eine große Menge Salz, welches daſelbſt zum Einſalzen derer Fiſche aufgehoben ward, die man in dem See fing. Es ſind ſolche faſt nur allein eine Art von Hechten, welche die Engländer Snook nennen, und weder ein Flußfiſch noch ein Seefiſch iſt. Er iſt ungefähr einen Fuß lang, rund und ſo dick als das Unterſte von einem Beine; hat einen langen Kopf und weißlichte Schuppen. Es giebt deren in allen geſalzenen Seen dieſer Gegenden ungemein viel. Dampier aber weis nicht, wie die Spanier ſie fangen. Die Freybeuter fanden auf dieſer Küſte niemals weder Netze, noch Angel, noch Leinen, noch auch eine Barke oder ein Canoe.

Townleys kühner Anſchlag.

Sie giengen zwo bis drey Meilen ins Land, ohne mehr als ein Haus anzutreffen, wo einige Mulatren, die ſie gefangen nahmen, ihnen berichteten, es wäre neulich ein Schiff von Lima in dem Hafen von Acapulco angekommen. Townley, der nur auf Gelegenheit ſann, ein gutes Schiff zu bekommen, hielt dieſes gewiß für ſeines, wenn er nur ſeine Leute bereden könnte, mit ihm in dieſen Hafen zu fahren. Er that ihnen ſogleich den Vorſchlag. Es wurde ſolcher von allen Leuten angenommen, ungeachtet der Widerſetzung des Hauptmanns Swan, welcher die Gefahr dabey lebhaft vorſtellete. Da aber Townleys Meynung die Oberhand behalten hatte: ſo gieng man wieder unter Segel, um bis Acapulco an der Weſtküſte fortzufahren. Den 7ten entdeckete man davon die Höhe, in einer Weite von etwa zwölf Seemeilen, vornehmlich ein rundes Gebirge zwiſchen zweyen andern, wovon das weſtlichſte, welches ſehr dick und außerordentlich hoch iſt, in zwo Spitzen, von der Geſtalt zwoer Zitzen, ausgeht. Der nach Oſten gelegene Berg iſt viel höher und ſpitziger, als der mittelſte. Von dem letzten dieſer dreyen Berge verlängert ſich das Land, und geht abhängig nach der See zu, wo es ſich mit einer hohen und runden Spitze endiget. Gegen Abend nahm Townley hundert und vierzig Mann in zwölf Canoen, um das vorhabende Unternehmen zu verſuchen.

Lage des Hafens Acapulco.

Der Hafen von Acapulco iſt gleich breit und bequem. An der Mündung trifft man eine kleine niedrige Inſel an, die ſich anderthalb Meilen von Oſt gen Weſten erſtrecket, und nicht über eine halbe Meile breit iſt. Der Canal auf jeder Seite iſt gut, wenn man den Vortheil des Windes hat. Man fährt mit einem Seewinde ein, und mit einem Landwinde aus; und dieſe beyden Winde ſind wechſelsweiſe günſtig, der eine des Tages und der andere des Nachts. Der weſtliche Canal iſt der engſte: er iſt aber ſo tief, daß man nicht

---

n) Ebendaſ. a. d. 263 S.

o) Er glaubet, man habe ihn deswegen ſo genannt, weil er Schuppen und Floßfedern hat, und folg-

Dampier. 1685.

nicht darinnen ankern kann. Durch ihn gehen die Schiffe von Manilla; da hingegen die von Lima den ſüdweſtlichen Canal nehmen. Der Hafen ſtrecket ſich ungefähr drey Meilen gegen Norden; darauf zieht er ſich ſehr zuſammen, krümmet ſich gegen Weſten und dauert noch eine Meile. Die Stadt iſt gegen Nordweſt an dem Eingange dieſer engen Fahrt. Sie wird gegen das Ufer durch ein mit vielen Stücken beſetzetes Blockhaus vertheidiget. An dem gegenſeitigen Ufer auf der Oſtſeite hat man ein Fort gebauet, worinnen nicht weniger als vierzig große Stücken ſind. Die Schiffe gehen gemeiniglich in die Vertiefung des Hafens zwiſchen dem Geſchütze aus dem Fort und dem Blockhauſe.

Townley will allda ein Schiff wegnehmen.

Townley wurde anfänglich von einem gewaltigen Sturme angegriffen, welcher ſeine Unternehmung durch den Schiffbruch aller ſeiner Canoen hätte verkürzen können. Indeſſen hatte er doch das Glück, die zweyte Nacht in einen guten Hafen, Namens Port Marquis, eine Meile gegen Oſten von dem Hafen Acapulco einzulaufen. Daſelbſt brachten ſeine Leute den ganzen Tag zu, ihre Kleider, ihr Gewehr, und ihr Pulver zu trocknen. In der folgenden Nacht naheten ſie ſich dem Ziele ihrer Hoffnung. Aus Furcht, ſie möchten gehöret werden, bedieneten ſie ſich nicht ihrer Ruder, ſondern bewegeten nur die Schaufeln, ohne ſie aus dem Waſſer zu ziehen, als ob ſie eine Manate fiſchen wollten, und kamen alſo ſehr nahe an die Stadt, wo ſie das Schiff zwiſchen dem Blockhauſe und dem Fort, auf hundert Ruthen von jedem liegen fanden. Nachdem ſie es genugſam betrachtet hatten, um die Gefahr ihres Unternehmens zu erkennen: ſo hielten ſie es für ganz unmöglich. Darauf kehreten ſie mit eben ſo vieler Vorſicht wieder zurück, als ſie gekommen waren. Sie waren kaum ſo weit weg, daß man ſie aus dem Fort nicht mehr treffen konnte, ſo ſtiegen ſie aus Verdruß, eine vergebene Fahrt gethan zu haben, ans Land, und fielen auf eine Compagnie Spanier, die ſeit dem vorigen Tage an dieſem Orte ſtunden. Sie thaten ihnen aber keinen andern Schaden, als daß ſie ſolche durch das Geräuſch erſchrecketen. Der bald darauf anbrechende Tag gab ihnen Zeit, am Eingange des Hafens alle Bewegungen zu beobachten, die um die Stadt und das Fort herum geſchahen. Darauf kamen ſie abgemattet, hungerig und verzweifelt über ihre Begebenheit wieder an Bord *n*).

Weſtküſte dieſes Hafens.

Den 12ten ſegelten ſie, um weiter nach Weſten zu kommen, mit einem Landwinde fort, der an dieſer Küſte gemeiniglich Nordoſt iſt, da hingegen die Seewinde Südweſt ſind. Sie giengen bey einer ſandigen Bay vorbey, die über zwanzig Seemeilen lang iſt. Das Meer ſchlägt mit ſo vieler Gewalt daran, daß es den Canoen unmöglich fällt, hinan zu kommen. Indeſſen iſt der Ankergrund eine oder zwo Meilen von der Küſte dennoch gut. Sie trägt verſchiedene Arten von Bäumen, ſonderlich Palmen, welche viele kleine Gehölze von einem Ende der Bay bis ans andere ausmachen. Das Innere des Landes iſt voller kleinen unfruchtbaren Berge, zwiſchen welchen man eben ſo viel kleine angenehm grüne Thäler entdecket. Der Berg Petaplan läßt ſich gegen Weſten der Bay auf ſiebenzehn Grad und dreyßig Minuten Norderbreite erkennen. Es iſt eine runde Spitze, die ins Meer geht, und die man von weitem für eine Inſel halten ſollte. Die Freybeuter ſtiegen jenſeits des Berges vielmals ans Land. Unter den mancherley Fiſchen, die ſie allda fingen, rühmet Dampier den Judenfiſch *o*), welcher dem Stockfiſche ſehr ähnlich kömmt, nur mit dem Unterſchiede, daß er viel größer iſt. Er wiegt drey, vier, bis auf fünfhundert

---

folglich nach dem moſaiſchen Geſetze rein iſt. Die Juden eſſen ihn auch ohne Bedenken. Ebendaſ. a. d. 264 S.

Dampier. 1685.

dert Pfund. Sein Fleiſch iſt ordentlich ſehr fett, aber von vortrefflichem Geſchmacke. Er hat einen breiten Kopf, ſehr große Schuppen und hält ſich gemeiniglich zwiſchen den Felſen auf.

Hafen Chequetan.

Der Hafen zu Chequetan, wo die Freybeuter zwo Meilen gegen Weſten von eben dem Berge anlegeten, hat einen ſehr bequemen Ort zum Kalfatern der Schiffe bey einem kleinen Fluſſe mit ſüßem Waſſer. Drey Meilen weiter an einem Orte, Eſtapa, fanden ſie ziemlich nahe am Meere, Wieſen voller Ochſen und Kühe, wovon ſie eine große Anzahl tödteten. Ihr Glück führete ihnen an dieſem Orte einige Fuhrleute zu, welche vierzig Säcke Mehl, Chocolade und viele Landwaaren auf Mauleſeln nach Acapulco führeten. Die Mauleſel dieneten ihnen, eine ziemliche reiche Beute an Bord zu bringen.

Stadt Thelupan.

Sie giengen wieder unter Segel. Die Landwinde ſind an dieſem Orte der Küſte Nord und die Seewinde Weſtſüdweſt. Gegen Weſten von denen Bergen, die man in großer Anzahl ſieht, entdecket man viele angenehme und fruchtbare Thäler. Den 25ſten auf achtzehn Grad acht Minuten Norderbreite ſah Dampier einen, der höher war, als alle andere, und deſſen Gipfel ſich in zwo Spitzen theilete. Die ſpaniſchen Bücher ſetzen nicht weit davon eine Stadt, die ſie Thelupan nennen: es war aber den Freybeutern unmöglich, den Weg dahin zu finden. Swan und Townley ſtiegen mit zweyhundert Mann ans Land, um eine andere, Namens Colima zu ſuchen. Sie waren aber in deren Entdeckung nicht glücklicher. Dampier war bey ihnen. „Es iſt, ſaget er, in den umliegenden Orten an dieſem Meere ſo wenig Handlung, daß wir keinen Führer finden konnten, der uns an bewohnte Oerter brächte. An dieſer ganzen Küſte iſt Acapulco die einzige Stadt, zu der man zur See kommen kann. Wir fuhren zwanzig Seemeilen längſt dem Ufer hin, und fanden es überall ſehr unbequem zum Ausſteigen. Man entdecket da keine Spur von Einwohnern. Wir erſtauneten, daß wir ein ſchönes Thal, Namens Maguella, verlaſſen fanden. Auf dieſem ganzen Wege ſahen wir nur einen einzigen Reuter an dem Orte, wo wir ans Land ſtiegen. Dieß war vermuthlich eine Wache, die man ausgeſtellet hatte, uns zu beobachten. Wir folgeten der Spur dieſes Reuters auf dem Sande der Bay leicht nach: in dem Gehölze aber verloren wir ſie, und konnten mit allem unſern Nachſuchen die Häuſer oder die Stadt nicht finden, wo der Reuter her gekommen war. Den 28ſten kehreten wir eben ſo verdrießlich als ermüdet, wieder an Bord *p*).

Thal Maguella.

Vulcan und Stadt Colima.

Indeſſen entdecketen doch die Freybeuter aus ihren Schiffen den Volcan von Colima. Es iſt ein ſehr hoher Berg auf achtzehn Grad und ſechs und dreyßig Minuten nordlich, der nicht über fünf oder ſechs Meilen von der See zu liegen ſcheint. Er hat zwo kleine Spitzen, aus deren jede man ohne Aufhören Flammen oder Rauch herausgehen ſieht. Die Stadt Colima, wovon er den Namen hat, kann nicht weit davon ſeyn. Die Spanier rühmen deren Größe und Reichthum, und reden von dem Thale, in welchem ſie liegt, als von dem angenehmſten und fruchtbarſten Stücke von Mexico. Dampier giebt ihm zehn Seemeilen in die Breite, nahe am Meere, wo es eine kleine Bay machet: doch konnte er nicht urtheilen, wie weit ſolches ins Land gehe. „Man verſichert, ſaget er, es ſey voller wohlgebaueten Gärten und fruchtbaren Felder, welche Waizen und allerhand Getreyde tragen. Die Küſte, welche niedrig und ſandig iſt, ſcheint einen zum Anländen ein-

„zu-

---

p) A. d. 267 S.

Dampier. 1685.

„„zuladen: die Wellen aber ſind daſelbſt ſo heftig, daß es unmöglich iſt, hinan zu kommen. Man ſieht daſelbſt gegen Oſten viel Holzung, wohl auf zwo Seemeilen weit; „nach welchen man einen ziemlich tiefen Fluß findet, wo die Barre zum Unglücke ſo hoch „iſt, daß ſie den kleinſten Canoen den Eingang verſchließt„. Die Freybeuter bedauerten es herzlich, daß ſie in dieſem lieblichen Thale keine andere Entdeckungen machen könnten q).

Hafen Sallagua.

Den 1ſten des Chriſtmonates giengen ſie bey einem Hafen, Namens Sallagua, auf achtzehn Grad und zwey und funfzig Minuten Breite vorbey. Er iſt ein Stück von einer ziemlich tiefen Bay, die durch zween ſpitzige Felſen getheilet wird, wo man in aller Sicherheit auf zehn bis zwölf Faden ankern kann. Ein Bach ſüßes Waſſer fällt allda ins Meer. Die Freybeuter entdecketen daſelbſt ein großes Haus, und eine Menge Spanier zu Pferde und zu Fuße, welche ſie durch ein ſehr kriegeriſches Anſehen heraus zu fordern ſchienen. Swan und Townley ſetzeten zweyhundert Mann ans Land, welche ſie alsbald in die Flucht trieben. Dieſe Mannſchaft gieng ungefähr vier Seemeilen weit einer Heerſtraße nach, die in das Innere des Landes zu führen ſchien. Da man aber fand, daß ſolche durch Gehölze und Felſen gieng, welche einen Hinterhalt verſtecken konnten: ſo hielten es die Klügſten für dienlich, wieder umzukehren. Zween Mulatten, die man zu Gefangenen gemacht hatte, ſageten, ſie gienge nach der großen Stadt Oarrha, welche vier Tagereiſen weit wäre, und wo die ſpaniſchen Völker hergekommen wären: es ſey in der Nähe kein wichtigerer Ort, und das Land arm und wüſte. Sie ſetzeten noch hinzu, dieſe Truppen wären zuſammen gezogen worden, um dem Schiffe von den Philippinen beyzuſtehen, welches man alle Tage erwartete, und welches an dieſem Orte die Reiſenden ans Land ſetzen ſollte, die von Manilla nach Mexico giengen. Das Beyſpiel des berühmten engliſchen Armateurs, Cavendiſh, in deſſen Hände dieſes Schiff ehemals, auf der Höhe des Vorgebirges St. Lucas, gefallen war, bewog die Freybeuter, eine ſo ſchöne Unternehmung zu verſuchen. Sie giengen ſogleich unter Segel, um bey dem Cap Coriente zu kreuzen.

Stadt Oarrha.

Waſſerſucht gemein an dieſer Küſte; Hülfsmittel dafür.

Die Begierde, ſich zu bereichern, machte, daß ſie die Krankheiten nicht achteten, welche unter ſie einriſſen. Es waren Fieber, aus denen die Waſſerſucht entſtund. Viele ſturben daran; und Dampier ſchleppete ſich lange Zeit damit. Die Waſſerſucht iſt eine allgemeine Krankheit an dieſer Küſte. Die Landeseingebohrnen wiſſen kein beſſeres Mittel dawider, als den Stein von einer Art von Crocodilen, welche die Engländer Alligator genannt haben. Er hat deren an jedem Beine viere, dicht bey einander, und in dem Fleiſche gleichſam eingefaſſet. Man brennet einen zu Pulver, und nimmt ihn mit Waſſer ein. Ob nun aber gleich Dampier und ſeine Gefährten dieſes Mittel wohl wußten, welches ſie in einem mexicaniſchen Kalender geleſen hatten r): ſo konnten ſie doch nicht hoffen, leichtlich Alligatoren zu finden; und die Furcht, ſie möchten das Schiff von den Philippinen verfehlen, machte, daß ſie zwiſchen Salaque und Cap Coriente vor vielen Flüſſen vorbey giengen, die ihnen vielleicht einige hätten geben können. Bey Annäherung des Caps ſchien ihnen das Land ziemlich hoch, aber mit weißen Felſen beſetzet zu ſeyn. Inwendig iſt es voller unfruchtbarer und unangenehmer Berge. Eine Kette von andern Bergen läuft mit der Küſte fort, und endiget ſich in Weſten durch einen ſchönen Abhang; in Oſten aber behält es ſeine Höhe, und ſchließt ſich

---

q) A. d. 269 S.

r) A. d. 277 S.

Dampier. 1685.

mit einer ſteilen Höhe, die ſich in drey kleine Spitzen theilet, die faſt wie eine Krone ausſehen; daher ſie die Spanier auch Coronada nennen.

Lage des Vorgebirges Coriente.

Den 11ten erblickten die Freybeuter das Vorgebirge Coriente in Nordnordweſt. Die Höhe deſſelbigen iſt zwar nur mäßig, auch ſein Gipfel platt und eben; hingegen wird es durch viele ſteile und bis in die See vorſchießende Klippen kenntlich gemacht. Dampier ſetzet es auf zwanzig Grad, und ein und zwanzig Minuten Norderbreite. Seine Länge vom Pick auf Teneriffa beträgt drey und zwanzig Grad und ein und funfzig Minuten: allein, er zählet ſie dem Striche ſeines Weges zu Folge weſtlich, und nach dieſer Rechnung findet er für die Entfernung beſagten Vorgebirges vom Vorgebirge Lezard hundert und ein und zwanzig Grad und ein und vierzig Minuten, welches an der Zeit einen Unterſchied von acht Stunden und beynahe ſechs Minuten beträgt s).

Die Abſicht war, an dieſem Orte auf das Schiff aus den philippiniſchen Inſeln zu lauern, weil ſelbiges ſeinen Weg allemal ſo nahe an dieſem Vorgebirge vorbey nimmt, daß es daſſelbige ins Geſicht bekömmt. Allein, als die vier kleinen Fahrzeuge wegen ihrer Stellen und Entfernungen von einander einig waren: ſo mußte man für ſüßes Waſſer ſorgen. Da nun auf der Küſte keines anzutreffen war: ſo ließ man vier Nachen mit ſechs und vierzig Mann daſelbſt zurück, und gieng nach den Inſeln Chametly unter Segel. Sie liegen ſechzehn bis achtzehn Seemeilen weſtlich von Coriente, ſind meiſtens klein, niedrig, voll Waldungen und mit Klippen umfaſſet. Man zählet ihrer fünfe, welche in Geſtalt eines halben Mondes neben einander liegen. Ihre Entfernung von der Küſte beträgt kaum eine engliſche Meile. In dieſem Zwiſchenraume findet man eine gute gegen alle Winde geſicherte Rhede. Es wohnet niemand darauf, als Fiſcher, welche ihren Fang nach Purification, einer großen vierzehn Meilen tief im Lande gelegenen Stadt, zu Kaufe bringen.

Chametly Eylande.

Den 20ſten kamen die Freybeuter an die Chametly Eylande, und zwar von der Südoſtſeite, wo es auf fünf Faden Waſſer und Sandgrund, eine gute Ankerſtelle giebt. Hier fanden ſie zwar Holz und Waſſer, ſahen aber keine andere Spur von Einwohnern, als einige alte Hütten. Hieraus ſchloſſen ſie, die Fiſcher müßten nur um die Faſtenzeit dahin kommen, nicht aber das ganze Jahr über da bleiben. Unterdeſſen machte ſich doch Townley auf einige erhaltene Kundſchaft mit ſechzig Mann auf den Weg, in der Abſicht, ein ſieben bis acht Meilen weit entfernetes indianiſches Dorf aufzuſuchen. Indem dieſes vorgieng: ſo rückten die vier bey dem Vorgebirge zurückgelaſſenen Nachen weiter gegen Weſten, bis an das Thal Valderas oder Valdiris. Es liegt ſolches hinten an einer tiefen Bay zwiſchen Coriente und der Penticaſpitze, welche beyde Orte zehn Meilen von einander entfernet ſind. Das Thal ſelbſt iſt drey Meilen breit. Die Bay iſt ſandig und zu einer Landung bequem, über dieſes fällt ein ſchöner Fluß hinein, den kleine Fahrzeuge ohne Mühe befahren können. Doch gewinnet ſein Waſſer zu Ende der trockenen Jahreszeit, welche den Hornung, Märzen und einen Theil des Aprils in ſich begreift, einen Salzgeſchmack, um welcher Urſache willen dieſer Waſſerplatz wenig beſuchet wird. Das Thal wird von einem kleinen grünen Berge begränzet, deſſen Abſchuß an der Seeſeite viel Anmuth zeiget. Es giebt da fruchtbare Auen mit abwechſelndem Gehölze, darinnen Guaven, Pomeranzen und Limonien in ſo großer Menge wachſen, als ob die Natur Willens geweſen ſey, aus dieſem Orte einen Garten zu machen. Die Auen wimmeln von Rind-

---

s) A. d. 222 S.

1685.

Rindviehe. Man ſieht auch einige Pferde: Wohnungen aber konnten die Freybeuter nirgend erblicken t).

Die Freybeuter fallen in einen Hinterhalt.

An dieſem anmuthsvollen Orte ſtiegen ihrer ſieben und dreyßig, mit einem ihrer Hoffnung gemäßen Eifer ans Land: aber kaum waren ſie drey kleine Meilen weit gekommen, ſo verfielen ſie in einen Hinterhalt von hundert und funfzig Spaniern. Zum Glücke war ein Gehölze in der Nähe, wo ihnen die Reuterey nichts anhaben konnte. Aus ſolchem ſchoſſen ſie ſiebenzehn von ihren Pferden herunter, und vertrieben auf dieſe Weiſe den übrigen die Hitze. Sie, ihres Ortes, verloren vier Mann, kamen aber, als der Feind Reißaus genommen hatte, ohne weitere Hinderniß an Bord. Bey dieſen Umſtänden kam Townley, mit einer Menge Lebensmittel, die er den Indianern weggenommen hatte, zurück; das ſämmtliche Volk that ſich einige Tage lang etwas davon zu gute, und vergaß darüber das Unglück, darein ihre eigene Vermeſſenheit ſie geſtürzet hatte.

Unterdeſſen, da nach langem Kreuzen an dieſer Küſte, gar kein manilliſches Schiff erſcheinen wollte, ſo muthmaßeten ſie, es müſſe ihnen unter der Zeit, da ſie Waſſer und Lebensmittel geholet, unvermerkt entgangen ſeyn. Dieſe Gedanken verurſachten, daß ſie die Zeit, welche über der Unternehmung auf Acapulco verſtrichen war, gewaltig bedauerten. Indem nun dieſes Bedauern eben ſo viel war, als die Schuld des mislungenen Anſchlages auf den Townley ſchieben: ſo kam es dahin, daß er ſich von Swan trennete, und nach der peruaniſchen Küſte umkehrete. Bey dieſer Uneinigkeit, da einer hier der andere dort hinaus wollte, blieb Dampier, welcher nicht ſowohl Beute machen, als etwas lernen und erfahren wollte, ohne Bedenken bey demjenigen, welcher am weiteſten nach Nordweſt zu gehen Luſt hatte. „Wir nahmen alſo unſern Lauf, ſaget er, Townley gegen Oſten, „und wir gegen Weſten, in dem feſten Vorſatze, ſo weit zu gehen, als wir ſpaniſche „Pflanzſtädte antreffen würden„ u).

1686.

Den 7ten des Jenners verließ Swan das angenehme Thal Valderas, und ſegelte Pentica, welches die weſtliche Spitze deſſelbigen iſt, unter zwanzig Grad und funfzig Minuten Norderbreite vorbey. Beſagte Spitze iſt rund, hoch, und ſteinig. Eine Meile weiter gegen Weſten findet man zwo kleine eben alſo genannte Inſeln, welche mit weißen ſpitzigen Klippen umgeben ſind. Zur Linken dieſer Inſeln iſt die Fahrt am ſicherſten. Jenſeits der Spitze läuft die Küſte etwa achtzehn Meilen weit gegen Norden, und hat unterſchiedliche ſandige Bayen. Den 14ten erblickte man auf ein und zwanzig Grad und funfzehn Minuten Norderbreite eine kleine weiße Klippe, welche einem Schiffe mit aufgeſpannten Segeln nicht unähnlich ſieht. Sie wird von dem feſten Lande durch eine tiefe etwa drey Meilen breite Meerenge abgeſondert, in welcher man auch ſogar bey der Klippe ſelbſt, zwölf bis vierzehn Faden Waſſer findet. Will man aber nahe ans Land halten, ſo muß man das Senkbley beſtändig in der Hand haben. Von dieſem Eyländchen ſtreicht die Küſte weiter gegen Norden, und machet eine ſchöne Bucht: allein, die heftigen Wellen erlauben nicht, in ſelbiger zu landen. Swan legete alle Abende vor Anker, und des Morgens gieng er mit einem kühlen Landwinde wieder unter Segel. Den 20ſten warf er drey engliſche Meilen weit von einigen Inſeln auf der Oſtſeite Anker. Sie heißen ſelbige zwar ebenfalls Chametly, ſind aber von den bereits beſchriebenen ganz unterſchieden. Ihre Lage iſt unter drey und zwanzig Grad eilf Minuten Norderbreite, nicht weit vom Mittage des Wen-

---

t) A. d. 274 S.

u) A. d. 277 S.

Dampier. 1686.

Wendekreiſes, und etwa drey Meilen vom feſten Lande. Sie ſind ſehr hoch. Auf einigen wächſt allerley Geſträuche: allein, die meiſten ſind ſandig und unfruchtbar.

Pinguinen, ſonderbare Frucht.

Dampier bemerkete in den beyden nordlichſten einige Sandbayen, woſelbſt eine gewiſſe wegen ihrer Geſtalt, Benennung und anmuthigen ſäuerlichen Geſchmackes merkwürdige Frucht wächſt. Er ſah zweyerley Gattungen davon, eine gelbe und eine rothe. Die gelbe wächſt auf einem grünen, Armsdicken und über einen Schuh hohen Stengel. Die Blätter ſind einen halben Schuh lang, einen Zoll breit, und mit ſehr ſpitzigen Dornen beſetzet. Oben aus dem Stengel wachſen zwo bis drey Fruchttrauben, und an jedweder hängen etwa ſechzehn bis zwanzig Früchte. Jedwede Frucht iſt ſo groß, als ein Ey, rund und an Farbe gelb. Die Schelfe iſt ziemlich dick, und das Fleiſch mit kleinen ſchwarzen Kernen untermiſcht. Man nennet ſie Pinguin. Die rothe Gattung hat eben dieſen Namen, aber die Farbe einer alten vertrockneten Zwiebel, und die Geſtalt eines Kegels. Sie wächſt auf keinem Stengel, ſondern gleich aus der Wurzel. Eine einzige Wurzel treibt wohl ſechzig bis ſiebenzig Früchte dicht an einander heraus, und läßt es, als ob ſie aus der Erde wüchſen. Rings um ſie ſtehen Blätter, welche anderthalb oder zween Schuhe lang, und mit eben dergleichen Dornen, als das Laub der gelben Pinguinen beſetzet ſind. Beyderley Früchte gleichen einander ziemlich am Geſchmacke. Auch ſind ſie beyderſeits ungemein geſund, und dem Magen niemals ſchädlich; doch verurſachet ihr allzuhäufiger Genuß einige Hitze, nebſt einem Kitzeln am Maſtdarme x).

Seekälber.

An dem Strande dieſer Inſeln giebt es Seekälber; und bemerket Dampier hierbey, daß er ſie voritzt in dieſem Gewäſſer nordlich über der Linie zum erſtenmale ſah y).

Swan beſtieg mit hundert Mann ſeine Nachen, um den nordwärts gelegenen Fluß Cullacan aufzuſuchen. Es mag ſelbiger mit dem Paſtlafluſſe, den einige Landbeſchreiber um den vier und zwanzigſten Grad Norderbreite in die Landſchaft Cullacan ſetzen, vermuthlich einerley ſeyn. Einige Gefangene ſagten ihm, es hätten die Spanier oſtlich an ſelbigem eine ſchöne mit fetten Weideländern umgebene Stadt, von welcher ſie in ihren Nachen an das californiſche Ufer auf die Perlfiſcherey führen. Dampier erfuhr nachgehends von einem Spanier, welcher dieſe Fiſcherey ſelbſt getrieben hatte, man fände in der That viele Perlauſtern daſelbſt: allein die in der Gegend der Perlbank wohnenden Indianer wären Todfeinde der Spanier. Swan blieb wohl vier Tage aus, und rückete über dreyßig Meilen weit, ohne den geringſten Fluß anzutreffen. Er fand, daß dieſe Küſte ſehr niedrig war, ſandige Bayen und ein ſo ungeſtümes Meer hatte, daß man daſelbſt unmöglich ans Land kommen kann. Auf der Rückfahrt begegnete ihm ſein Schiff, das ihm auf ſeiner Fahrt an der cullacanſchen Küſte gefolget war. Sie begegneten einander unter drey und zwanzig Grad und dreyßig Minuten Breite. Von hier gieng er nach Oſten zurück. Weiter gegen Norden kam Dampier an dieſer Küſte nicht z).

Rio de Sal.

Sechs bis ſieben Meilen nordnordweſtlich von den zweyten Chametly Inſeln, findet man eine enge Oeffnung, welche in einen zwölf Meilen weit gegen Oſten liegenden, und in gleicher Richtung mit dem Lande laufenden See führet. Die Spanier benennen ihn Rio de Sal, weil er wirklich ſalziges Waſſer hat. Den Schaluppen fällt es leicht, hinein zu kommen; ſo iſt auch das Landen bequem. Weſtlich am See fanden die Freybeuter Mais und eine Menge Vieh. Sie wageten ſich etwa fünf Meilen weit ins Land; zwar

---

x) A. d. 279 S.

y) A. d. 280 S.

z) Ebendaſ.

zwar wollte ihnen ein Haufen Spanier und Indianer den Weg verwehren: man jagete ſie aber ohne langen Widerſtand aus einander. Ein Gefangener zeigte ihnen den Weg nach Maſſaclan, einer indianiſchen Stadt, aus welcher alle Einwohner weggelaufen waren. Hier blieben ſie über Nacht, und nahmen hernach alle Lebensmittel, die ſie fortzuſchleppen vermochten, ungeſtöret mit ſich weg.

Maſſaclan.

Fluß und Stadt del Roſario.

Den 2ten des Hornungs ſtieg Swan mit achtzig Mann am Fluſſe del Roſario ans Land. Nachgehends rückete er gegen die Stadt gleiches Namens, welche neun wälſche Meilen von der See liegt, und von niemanden, als Indianern, bewohnet wird. Einige Gefangene, die er an dieſem Orte bekam, verſicherten, es gäbe zwo Meilen von dieſem Orte Goldbergwerke: allein, er hatte wenig Luſt dahin zu gehen, ſondern kehrete lieber mit einigen in der Stadt eroberten Scheffeln Mais an Bord zurück, indem ſelbige ſeinen Leuten voritzt nöthiger waren, als alle Goldbergwerke in der Welt. Dampier machet hiebey folgende Anmerkung. „Erwäget man, ſaget er, unſere damaligen Umſtände, indem wir nämlich „dieſer Gegend ganz unkundig waren, weder Lootsleute hatten, uns in die Flüſſe zu führen, „noch andere Lebensmittel, als die uns der Zufall beſcheerete: ſo wird man ſich wundern „müſſen, daß wir mit ſolcher Standhaftigkeit dermaßen lange daſelbſt aushielten. Zwar „waren uns unſere Seekarten in ſofern nützlich, weil ſie uns die Gegend zeigten, wo „Flüſſe ſeyn müßten: allein, da es uns dabey an Wegweiſern nach den bewohnten Gegenden fehlte, ſo verliefen allemal etliche Tage, ehe wir eine zum Ausſteigen bequeme Stelle „fanden; und wenn wir ſie hatten, ſo wußten wir nicht, ob die Städte rechts oder links lagen, oder welchen Weg wir nehmen ſollten, es ſey denn, daß uns zuweilen ein Zufall „auf irgend einen brachte. Zwar wußten uns die Gefangenen, die wir am Borde hatten, „alle Wohnplätze herzunennen, aber zu finden wußten ſie dieſelben von der Seeſeite eben ſo „wenig, als wir; und gleichwohl durften wir nicht allzulange von unſern Nachen wegbleiben a).„ Der Fluß del Roſario liegt auf zwey und zwanzig Grad ein und funfzig Minuten Norderbreite. In Nordoſt gen Nord ſieht man weiter im Lande drinnen, einen Berg in der Geſtalt eines Zuckerhutes, und weſtlich von ſolchem, noch einen langgeſtalteten, den die Spanier Cabo de Cavallo nennen.

Fluß Olera und S. Jacob.

Den 8ten wagte Swan einen vergeblichen Streif nach dem Fluſſe Oleta, welcher oſtlich von dem del Roſario liegt. Allein, den folgenden Tag fand er den h. Jacobsfluß, welcher gleichfalls gegen Oſten iſt, und es kamen alle ſeine Fahrzeuge bey der Mündung deſſelbigen auf ſieben Faden Waſſer und guten Grund vor Anker. Auf der Küſte ſahen ſie drey Meilen gegen Weſtnordweſt einen weißen Felſen Maxentelbo genannt, und inwendig im Lande gegen Südoſt den hohen Berg Zeliſco, der in der Mitte gleich einem Sattel eingebogen iſt. Der Jacobsfluß, welcher unter die hauptſächlichſten auf dieſer Küſte gehöret, liegt auf zwey und zwanzig Grad, funfzehn Minuten. Sein Waſſer bleibt am Riffe auch nach abgelaufener Fluth noch zehn Fuß tief. Seine Mündung iſt nicht viel ſchmähler, als eine halbe engliſche Meile; oberhalb derſelbigen hat der Fluß wegen einiger andern, die ſich mit ihm vereinigen, eine noch größere Breite. Zwar iſt ſein Waſſer etwas ſalzicht: allein, wofern man nur ein Paar Schuhe tief graben will, ſo findet man, auch ſogar unweit der Mündung ſelbſt ſüßes Waſſer. Die Freybeuter brachten zween Tage mit Suchen in den Bayen und Flüſſen zu. Endlich bekamen ſie einen Indianer beym

---

a) A. d. 283 S.

Stadt S. Pecaque.

Leibe, der ihnen ſagte, die Spanier hätten vier Meilen von hier eine Stadt Sainte Pecaque genannt, dahin er ſie führen wollte. Swan nahm hierauf hundert und vierzig Mann zu ſich, und fuhr damit den Fluß fünf Meilen weit aufwärts. Es war ſelbiger an dieſem Orte nicht breiter, als funfzig Schuh, das Land aber der beyderſeitigen hohen Ufer ungeachtet, ganz platt und eben. Swan ließ fünf und zwanzig Mann zu Bewahrung der Fahrzeuge zurück, mit den übrigen gieng er auf die Stadt los, erreichte ſie auch innerhalb vier Stunden. Die Straße, auf welcher ihn ſein indianiſcher Wegweiſer führete, gieng theils durch Wälder, theils durch die ſchönſten Auen, darauf große Heerden Pferde und Rindvieh weideten. In die Stadt ſelbſt kam er ohne die geringſte Hinderniß, weil bey ſeiner Ankunft alle Einwohner davon liefen.

Beſchreibung dieſer Stadt.

Sie liegt auf einer Ebene und an einem Walde; ungeachtet ſie nicht groß iſt, ſo rühmet doch Dampier, wie ordentlich ſie angeleget ſey. Die Einwohner ſind meiſtens Spanier, und legen ſich hauptſächlich auf den Ackerbau; doch giebt es auch einige Fuhrleute darunter, die von den compoſtelliſchen Kaufleuten bey den Bergwerken gebrauchet werden. Sie führen nämlich die Erze nach Compoſtell, da man ſie fein machet, imgleichen bringen ſie den Leibeigenen, die im Bergwerke arbeiten, ihren zugemeſſenen Antheil Mais, welcher in ihrer Stadt überflüßig vorhanden, und bloß zu dieſem Gebrauche beſtimmet iſt. Gleichfalls findet man Zucker, Salz, und eingeſalzene Fiſche daſelbſt *b*).

Die Freybeuter leiden Verluſt.

Swan brachte voll Freude über den glücklichen Fund, in aller Eile viele Pferde von ihren unweit der Stadt gelegenen Weiden zuſammen, theilete ſeine Leute in zween Haufen, und ſchickte einen um den andern mit dem beſten Vorrathe nach den Fahrzeugen ab. Dieſe Anordnung wäre allerdings hinlänglich geweſen, ſowohl ihm in der Stadt, als denen, welche die Lebensmittel fortſchaffeten, genugſame Sicherheit zu verſchaffen, wofern ſie nur gehörig beobachtet worden wäre. Allein, nachdem die erſte Reiſe glücklich abgelaufen war: ſo wurden ſeine Leute unachtſam und ſahen ſich unterwegens nicht genugſam vor. Die Spanier überfielen demnach den zweyten Zug, welcher aus vier und funfzig Mann, und eben ſo viel Pferden beſtund, und hieben die Leute alle miteinander, bis auf den letzten Mann nieder *c*). Swan merkete an den ledigen Pferden, die nach der Stadt zurück gerennet kamen,

---

b) A. d. 285 S.

c) A. d. 287 S.

d) A. d. 288 S.

e) Dampier leget dieſen Namen dem Purpurmeere bey.

f) Die Einſicht des Dampiers und ſein Urtheil von denen Entdeckungen, die man in dieſer Gegend zu machen verhoffete, verdienen um ſo vielmehr alle Achtung, weil ſie vielleicht den Grund in ſich halten, warum nachgehends **Johann de Fuca**, **Martin d'Aguilar**, und der Admiral **Fonte** eine zuvor unbekannte Straße entdecken konnten. Er ſaget: „Meines Erachtens iſt die Länge der Reiſe „Schuld daran, daß man in dieſer Gegend nichts „neues entdecket. Unterdeſſen iſt es gar wohl „möglich, auf einem kürzern als dem von uns genommenen „Wege, ich will ſagen durch Nordweſt, „dahin zu gelangen. Zwar weis ich wohl, daß „man dieſe Durchfahrt etlichemal vergeblich geſuchet „hat. Aber alle unſere Landesleute, welche „dieſe Unternehmung wagten, ſuchten den Durchgang „auf der Weſtſeite, und zwar zu allererſt in „der Davids- oder Hudſonsbay. Allein, ich meines „Ortes wollte, wenn mir dieſe Entdeckung „aufgetragen würde, vor allen Dingen in die Südſee „einlaufen, nachgehends immer an der californiſchen „Küſte fortſegeln, und in dieſer Gegend eine „Durchfahrt in die Weſtſee aufſuchen. Denn „da andere den Sommer mit Nachſuchen in „einem näher gelegenen und bekanntern Lande „zubrachten, hernach aber, wenn ſie damit „fertig waren, von der rauhen Witterung genöthiget

Dampier. 1686.

men, gar bald was vorgegangen ſeyn müſſe. Er machte ſich alſo nebſt ſeinen noch übrigen Leuten auf die Rückreiſe, und fand unterwegens die Todten auf der Wahlſtadt liegen, „aber ganz ausgezogen, und dermaßen zerfetzet, daß er kaum einen einzigen zu erkennen „vermochte.„ Die Spanier hielten ſich außer dem Schuſſe, und hatten das Herz nicht, ihn anzugreifen, woraus zu ſchließen war, die vorigen müßten in einen Hinterhalt verfallen ſeyn. „Dampier verlor bey dieſer Gelegenheit ſeinen Herzensfreund, Ringroſſe, den Verfaſſer „desjenigen Theiles von der Geſchichte der Bucaniers, davon er die Ehre dem Hauptmanne „Sharp zuſchreibt. Er hatte wenig Luſt zu dem Zuge nach St. Pecaque bezeuget: allein, „man mußte es entweder wagen, oder Hungers ſterben *d*).„

Ihre neuen Anſchläge.

Dieſe große Einbuße vertrieb den Freybeutern die Luſt, an dieſem Fluſſe noch mehr Abentheuer zu wagen, gleichwie ſie außerdem zu thun vermocht hätten. Swan brachte in Vorſchlag, ſie wollten am Vorgebirge St. Lucas auf Californien ihre Schiffe kalfatern, indem ſie daſelbſt den doppelten Vortheil hätten, erſtlich, daß ſie vor ihren Feinden in Sicherheit wären, zweytens, daß ſie mit den Indianern ein Verſtändniß aufrichten, und in dem ſogenannten See irgend eine neue Entdeckung machen *e*), ja vielleicht die Reichthümer von Neumexico weggnehmen könnten. Es iſt dieſe See den Spaniern nicht ſonderlich bekannt, wenigſtens ſollte man es doch aus ihren Karten und Lootsbüchern ſchließen, als welche in dieſem Stücke gar nicht mit einander übereinſtimmen. Einige machen aus California eine Inſel, andere hängen es mit dem feſten Lande zuſammen: allein, ſie bemerken weder die Höhe der Fluth in dieſem See, noch ſeine Tiefe, vielweniger die an ſeinen Ufern befindlichen Häfen, Flüſſe und Buchten. Wie es ſcheint, ſo kennen ſie das auf der Seite gegen Aſien gelegene weſtliche Theil dieſer Gegend, vom Lucas Vorgebirge bis auf den vierzigſten Grad Norderbreite, beſſer; denn ihre Berichte davon ſind weit genauer und einſtimmiger *f*).

Der

„get wurden, alles liegen und ſtehen zu laſſen, und „aus Beyſorge der Winter möchte ſie überfallen, „nach Hauſe zu eilen, ſo wollte ich im Gegentheile den Anfang an der Küſte des Südmeeres machen, auf welche Weiſe ich des Umkehreus überhoben wäre. Ich würde vielmehr, wenn mein „Vornehmen gut abliefe, allerley vorhin unbekanntes entdecken, und aller Beſorglichkeit, die mit „Reiſen aus einem bekannten Lande in ein unbekanntes verknüpfet iſt, überhoben ſeyn. Denn ſo „viel ich urtheilen kann, ſo liegt eben hierinnen die „Urſache, warum die bisherigen Verſuche nicht gelungen ſind, und warum man die angefangene „Unternehmung, wenn ſie das beſte Anſehen gewann, allemal wieder fahren laſſen mußte.

„Eben alſo wollte ich es auch anſtellen, wenn ich „eine Durchfahrt in Nordoſt entdecken ſollte. Ich „würde den Winter in der Gegend um Japon, „Corea, oder in Nordoſt von China zubringen, ſodann hätte ich den Frühling und Sommer zum „Vortheile, und könnte den Anfang der Unterſuchung mit der tatariſchen Küſte machen. Gelänge „ſie mir, ſo käme ich in bekannte Länder, und hätte noch Zeit genug, bis nach Archangel oder in irgend einen andern Hafen zu gelangen. Zwar „fällt, nach des Hauptmann Woods Vorgeben, „die Durchfahrt in Nordoſt wegen des Eiſes nicht „möglich. Allein, wie oft hat man nicht Unternehmungen für unmöglich gehalten und fahren laſſen, nachgehends aber, vermittelſt beſſerer Anſtalten, ſie glücklich ausgeführet? Ebendaſ. A. d. 289 „u. 290 S.

Der V Abſchnitt.

Man läßt den Anſchlag auf Californien fahren. Marieninſeln. Warum Swan nach Oſtindien gehen will. Die Freybeuter wollen ihm folgen. Ihre Fahrt vom Cap Coriente. Verlegenheit der Freybeuter. Beyſtand, den ihnen die Spanier leiſten. Sie gehen nach Mindanao. Schwierigkeiten, die Stadt zu finden. Schöne Bay. Mündung des Fluſſes. Ausſchweifung von einer Niederlaſſung in einer Inſel. Ob ſich die Freybeuter dazu ſchicketen. Was Swan zu Mindanao vornimmt. Die Engländer merken, daß man ſie betrügen will. Die Würmer durchfreſſen ihr Schiff. Empörung der Freybeuter wider Swan. Sie erwählen Reed zum Hauptmanne. Aenderung in der Zeit, und wie nöthig es ſey, ſie zu bemerken.

Man läßt den Anſchlag auf Californien fahren.

Als jedermann Swans Meynung beygepflichtet war: ſo gieng man den 21ſten nach Californien unter Segel, und hielt, des veränderlichen Windes ungeachtet, die See bis auf den 6ten März; denn um dieſe Zeit wurde der Wind dermaßen ungeſtüm, daß an ſtatt des Fortrückens man, nach einem trüben und regnichten Wetter, zu jedermanns Erſtaunen wieder unter dem fünf und zwanzigſten Grade fünf Minuten Norderbreite war. „Hätten wir, ſaget Dampier, keine andere Urſache gehabt, nach Californien zu gehen, als neue „Entdeckungen zu machen: ſo hätten wir ſechzig bis achtzig Meilen weit von der Küſte „bleiben müſſen; dergeſtalt hätten wir die Landwinde vermieden, und uns den wahrhafti„gen oſtlichen Paſſatwind zu Nutze machen können g).„ Weil nun nicht weiter fortzukommen war: ſo gieng man weiter gegen Oſten und die Marieninſeln zurück, und legete den 7ten oſtlich an der mittelſten, auf ſandigen Grund und acht Faden Waſſer, vor Anker. Die Marien ſind drey wüſte Inſeln unter ein und zwanzig Grad vierzig Minuten Norderbreite, liegen vierzig Meilen weſtſüdweſtlich vom Lucas Vorgebirge, in Californien, und zwanzig vom Vorgebirge Coriente. Sie erſtrecken ſich vierzehn Meilen weit gegen Nordweſt und Südoſt. Ihr Boden iſt dürre, ſteinigt, voll Stauden und Gebüſche, wiewohl man hier und dort auch viele große Cedern findet. Ihre Küſte iſt ſandig und allenthalben mit einer grünen ſtachlichten Pflanze, die am Laube dem Pinguin und an der Wurzel dem Sempervivum gleicht, bewachſen. Die Indianer auf California dörren dieſe Wurzeln im Ofen, und leben hauptſächlich davon. Die Freybeuter machten ebenfalls einen Verſuch damit, er gerieth aber nicht nach Wunſche. Dampier kochte ſie in Waſſer, und befand ſie am Geſchmacke dem Bardanum ähnlich. Nebſt dem giebt es auf den drey Inſeln eine Menge Guanos und Racons, das iſt, eine Gattung großer Ratten, ferner indianiſche Caninchen, Tauben, und Turteltauben von ungemeiner Größe. Fiſche liefert die See nicht minder in großer Menge. Dieſes war der zweyte Ort an dieſer Küſte, da Dampier Seekälber ſah, und dieſer Umſtand beſtätigte ihn in ſeiner bereits gefaſſeten Meynung, daß man nämlich dieſe Thiere ſelten anderswo, als in ſehr fiſchreichen Gegenden antreffe. Swan legete der mittelſten Inſel den Namen Prinz Georgens Eyland bey h).

Marieninſeln.

Prinz Georgen Eyland.

Warum Swan nach Oſtindien gehen will.

Allgemach wurde ſelbiger des elenden Lebens, davon man nicht den geringſten Nutzen hatte, überdrüßig. Er hatte ſich lange Zeit mit guter Hoffnung getröſtet: denn erſtlich war das Land, deſſen Küſte er beſegelte, bekanntermaßen ſehr reich, und zu vermuthen, es würde nicht ohne Häfen ſeyn; demnach hatte er geglaubet, es müßte die Schiffahrt und Handlung darinnen blühen, ja es müßte Veracruz und Acapulco in Mexico eben das ſeyn,

---

g) A. d. 291 S.

h) A. d. 292 S.

was Panama und Portobello in Anſehung Peru ſind, das iſt, Niederlagen für alle aus beyden Meeren dahin kommende Kaufmannswaaren. Nun war dieſe Meynung zwar an ſich ſelbſt allerdings gegründet; nur betrog er ſich in dieſem Umſtande, daß er meynete, man treibe dieſe Handlung zur See, da man ſie doch beynahe ſonſt nirgend als zu Lande, und meiſtentheils mit Hülfe der Mauleſel treibt. Er beſchloß alſo, ſein Nachforſchen nicht weiter zu treiben; und als einſtens die ſämmtlichen Freybeuter bey ihrem Verweilen auf den Marieninſeln von ihrer ausgeſtandenen vielen Mühſeligkeit redeten, ſo ſchlug er ihnen die Reiſe nach Oſtindien vor. Er für ſeine Perſon war gar nicht Willens, Beute daſelbſt zu machen. Er hatte ſich öfter als einmal gegen Dampiern verlauten laſſen, er würde die erſte beſte Gelegenheit zur Rückreiſe nach England ergreifen: allein, weil er aus Beyſorge, ſein Anſehen zu verlieren, gegen ſeine Leute hievon nichts erwähnen durfte, ſo gab er vor, ſie wollten bey Manilla kreuzen, und die zu Sainte Pecaque erlittene Einbuße an den daſigen Spaniern rächen. Dieſer Deckmantel, darunter er ſeine wahre Abſicht verbarg, machte, daß ſein Vorſchlag einmüthig beliebet wurde.

Einwurf dagegen und deſſen Beantwortung.

Unterdeſſen überfiel doch die allermeiſten ein Grauſen, da ſie die Verwegenheit dieſer Unternehmung, und die ungeheure Entfernung der Marien Eylande von der Inſel Guaham erwogen; denn dieſes war der erſte Ort, da man vor Anker legen konnte, von welchem man aber gleichwohl zum Voraus nicht verſichert war, ob man auch Lebensmittel daſelbſt bekommen werde? Die Unverſtändigen dachten gar, man wolle eine neue Welt aufſuchen, dahin kein Menſch den Weg zu finden vermöge. Nebſt dem hatte man für keine ſechzig Tage mehr Lebensmittel. Der ganze am Bord befindliche Vorrath an Mais betrug etwa achtzig Scheffel, davon aber die Ratten alle Tage das Ihrige abholeten. Auch waren eingeſalzene Fiſche da, wiewohl nicht ſonderlich viel; und das war alles. Swan antwortete auf dieſe Einwürfe: es habe **Thomas Candish**, und der Ritter **Drake** eben dieſen Weg innerhalb funfzig Tagen zurückgeleget: weil nun ſeine Schiffe beſſere Segler wären, als die damaligen, ſo glaubete er, ſie würden kaum ſechs Wochen dazu brauchen, abſonderlich bey der jetzigen Jahreszeit, da man den allerbeſten Wind im ganzen Jahre habe. Es reiſeten, fuhr er fort, die Spanier allemal um dieſe Zeit von Acapulco ab, und daß ſie ſechzig Tage dazu nöthig hätten, das rührete von der Größe und Schwere ihrer Schiffe her; nebſt dem da es ihnen nicht an Lebensmitteln fehlete, thäten ſie lieber deſto gemacher, als daß ſie ihre gewöhnliche Vorſichtigkeit bey Seite ſetzen ſollten, ja, wenn ſie ſich der Inſel Guaham näherten, würfen ſie eine ganze Woche lang alle Nacht den Anker aus, um wegen Nähe des Landes keine Wagniß zu begehen. Dampier bemerket hiebey, ſeine Cameraden hätten bey ihrer Annäherung an die Inſel Guaham fleißig an dieſes Beyſpiel gedenken ſollen: allein, Freybeuter wären nie im Stande, ſo viel Vorſichtigkeit zu gebrauchen, die Noth möchte ſo groß ſeyn, als ſie wollte *i*).

Die Freybeuter wollen ihm folgen.

Doch der wichtigſte unter allen Ueberredungsgründen, die Swan vorbringen konnte, war die Hoffnung, auf der Höhe von Manilla zu kreuzen. Man dachte folglich an weiter nichts, als abermals nach dem Thale Valderas und dem Vorgebirge Coriente zu ſegeln, und daſelbſt einen guten Vorrath friſches Waſſer und geſalzene Fiſche mitzunehmen. Den 31ſten März, als ein glücklicher Fiſchfang die noch übrigen Schwierigkeiten vollends gehoben hatte, ließ man die geſammte Macht durch die Muſterung gehen. Sie beſtund, die Leibeigenen

---

i) A. d. 296 S.

Leibeigenen nicht mit gerechnet, aus hundert und funfzig Mann; hundert auf dem Schiffe, und funfzig in der Barke. Swan machte ſich die günſtigen Umſtände zu Nutze, nnd gieng unter Segel. Ein kühler Landwind half den Schiffen auf die hohe See. Den folgenden Tag trieb ſie ein Seewind wohl über dreyßig Meilen weit vom Vorgebirge und brachte ſie in den rechten Paſſatwind, das iſt, in einem Oſtnordoſt ohne alle Vermiſchung, welcher bis auf vierzig Meilen weit von der Inſel Guaham ohne Unterlaß fortdauerte.

Ihre Fahrt vom Cap Coriente.

Man war zweyhundert und funfzig Meilen weit vom Lande. Bey ſo günſtigem Winde ſpannete man alle Segel auf, und das helle Wetter erlaubete über dieſes, einige gute Beobachtungen an der Sonne zu machen. Als man den Anker lichtete, ſo hatte man den Lauf gegen den dreyzehnten Grad der Breite, unter welchem Guaham ungefähr liegt, genommen. Nachgehends hatte man weſtlich geſteuert, doch ohne aus dieſer Breite zu weichen. Das Volk erſtaunete über die langwierige Reiſe; denn wiewohl nicht zu vermuthen war, daß ſich der Wind ändern würde, ſo wollten ihnen doch die knappen Antheile, die ſie bekamen, nicht ſonderlich behagen. Man gab ihnen für jeden Tag nicht mehr, als acht Löffel voll gekochten Mais. Das Murren nahm beſtändig zu. Gleichwohl bekannten die klügſten unter ihnen, es ſey dieſe gezwungene Faſten ihrer Geſundheit ungemein zuträglich. Dampier hatte noch immer an ſeiner Waſſerſucht zu kauen, ungeachtet ihm der Gebrauch eines ſehr heftigen Mittels auf den Marieninſeln einige Linderung dagegen verſchafft hatte. Man hatte ihn nämlich bis an den Kopf in den Sand eingegraben, da er dann erſtaunlich ſchwitzete. Ungeachtet aber dieſes Schwitzen die Hauptwurzel des Uebels ausrottete: ſo ſchaffte es doch Dampiern ſeine verlorenen Kräfte nicht wieder, ſondern er bekam ſie erſt, als er gleich den übrigen wenig zu eſſen hatte, und alle vier und zwanzig Stunden nur dreymal trinken durfte. Einige brachten es in der Enthaltung ſo weit, daß ſie kaum in neun bis zehn Tagen einmal tranken. Ja, es war einer unter ihnen, der erſt nach ſiebenzehn Tagen trank, und deswegen dennoch keinen ungewöhnlichen Durſt empfand. Unterdeſſen ließ doch dieſer Mann, wie Dampier mit Verwunderung bemerket, alle Tage etwas Waſſer von ſich *k*).

Gleichwohl kam ihm dieſes noch weit wunderbarer vor, daß ſie auf der ganzen Reiſe weder einen einzigen Fiſch noch irgend einen Vogel ſahen, als einige Boubien, die man viertauſend neunhundert und fünf und ſiebenzig Meilen weit vom Vorgebirge Coriente erblickte.

---

k) A. d. 298 S.

l) Die engliſchen Seebücher ſetzen für die Entfernung der Inſel Guaham von Coriente zwiſchen neunzig, und hundert Grade, welches nicht völlig zweytauſend Meilen beträgt. Die Spanier hingegen, rechnen zwiſchen zweytauſend und fünfhundert, und zweytauſend und vierhundert Meilen.

m) A. d. 299 S.

n) A. d. 300 S. Es iſt bey Beſchreibung der marianiſchen Inſeln (XI Th. a. d. 388 S. gegenwärtiger Sammlung) einer ſiebenfach geſpaltenen Tafel, darinnen Dampier den täglichen Lauf verzeichnet habe, und welche zur Landbeſchreibung und Schiffahrt auf alle Weiſe unentbehrlich ſey, erwähnet worden. Dieſe nun wollen wir an dem gegenwärtigen als dem rechten Orte beybringen, die erſte Spalte zeiget die Monatstage; die zweyte den täglichen Strich, das iſt, den Punct auf dem Compaſſe, auf den man hielt. In der dritten findet man die Länge des Laufes, das iſt, den Weg, welchen das Schiff täglich von einem Mittage zum andern zurück legte, in wälſchen oder Landmeſſermeilen, ſechzig auf einen Grad gerechnet. Allein, da blickete. Man vermuthete, ſie kämen von gewiſſen unweit davon gelegenen Klippen her, die man zwar nicht ſah; doch aber in der Seekarte bemerket fand. Als man der Engländer Schätzung *l*) zu Folge, tauſend und neunhundert Meilen zurückgeleget hatte, mußte Swan alle ſeine Geſchicklichkeit zu Hülfe nehmen, um das Murren zu ſtillen. Er gab zu, es möchte die Rechnung der Spanier vermuthlich richtig ſeyn; unterdeſſen da der Wind beſtändig gut bliebe, müſſe die lange und beſchwerliche Fahrt ohne Zweifel bald zu Ende laufen. Wenige Tage darauf regnete es wirklich, wiewohl nicht ſtark; es überlief auch der Himmel an der Weſtſeite mit Wolken, zu einem beynahe untrüglichen Merkzeichen von der Nähe des Landes. In ſolchen Gegenden, da der Paſſatwind beſtändig bläſt, fahren zwar die Wolken ſchnell über die See in der Luft dahin: iſt man aber nicht weit mehr vom Lande entfernet, ſo ſcheinen ſie am Ende des Geſichtskreiſes unbeweglich zu ſchweben. Dampier hatte dieſes ſchon ſehr oft bemerket, abſonderlich nahe bey hohen Ländern, woſelbſt, wie er ſaget, die Wolken keine merkliche Bewegung haben *m*).

Verlegenheit der Freybeuter.

Den 20ſten May kam die Barke, welche drey Meilen vor dem Schiffe voraus lief, an eine ſteinige Sandbank, an deren Klippen man eine Menge Fiſche wahrnahm. Dieſes abermalige Merkmaal von der Nähe des Landes, war zwar hinlänglich, die Gemüther aufzumuntern. Allein, weil man ſich damals unter zwölf Grad fünf und funfzig Minuten befand, die Spanier hingegen Guaham auf dreyzehn Grad ſetzen: ſo wurde man zweifelhaft, ob man auch auf dem rechten Wege nach Weſten begriffen ſey, indem die ſpaniſchen Karten gar keine Sandbänke in die Gegend dieſer Inſel ſetzen. Bey dieſer quälenden Ungewißheit, ließ Swan nordwärts ſteuern: allein, gegen Abend ſah man Guaham auf acht Meilen weit vor ſich, und den folgenden Tag kam man glücklich daſelbſt vor Anker. Dampier machet eine lebhafte Beſchreibung von der überſtandenen Angſt. Kaum reichte der Vorrath noch auf drey Tage. Auf dem Schiffe war verabredet worden, alle diejenigen, welche zu dieſer Reiſe Luſt bezeuget hatten, nach und nach aufzufreſſen, und den Anfang dazu mit dem Hauptmanne, als ihrem Urheber, zu machen. Nach ihm wäre die Reihe gleich an Dampier gekommen. „Daher kam es, ſaget er im Scherze, daß mir Swan nach „ausgeworfenem Anker mit dieſen Worten um den Hals fiel: ach! mein lieber Dampier, „an euch hätten ſie wenig Gutes zu freſſen gefunden! Er hatte wohl Recht; denn ich war „eben ſo mager und abgefallen, als der Hauptmann dick und fett *n*).

---

da man nicht allemal den ganzen Tag auf einem einzigen Striche blieb, ſo zeiget die vierte und fünfte, wie viel Meilen man täglich gegen Süden, und wie viel man gegen Weſten machte. Dieſer letztere Wind war währender Reiſe der gewöhnlichſte. Den 17ten April war man der Breite von Guaham ziemlich nahe, und weil man damals dieſer Parallele folgete, ſo gebrauchte man Nord und Süd nur in ſo fern, als man aus dem geraden Wege weichen wollte. Nur beſagtes Ausweichen iſt in der fünften Spalte mit N. und S. angezeiget. O. bedeutet, daß man gerade nach Oſten lief. Die ſechſte Spalte bemerket die Breite für jeden Tag, und zwar R. diejenige, die man vermittelſt der Schätzung, Ob. hingegen, diejenige, die man durch angeſtellte Beobachtungen fand. Die ſiebente und letzte Spalte iſt für die Winde. Eine achte Spalte, für die Abweichung der Magnetnadel hat Dampier nicht beygefüget, weil er in dieſem Stücke nicht mehr als eine einzige Beobachtung gemachet hatte. Bey der Abreiſe vom Vorgebirge Corientes, betrug ſie vier Grad acht und zwanzig Minuten oſtlich. Man ſehe ſeine Gedanken von der Breite des Südmeeres, in der Beſchreibung der marianiſchen Eylande.

Dampier. 1686.

Beyſtand, den ihnen die Spanier leiſten.

Da wir im eilften Bande des gegenwärtigen Werkes eine ausführliche Beſchreibung der Inſel Guaham und der übrigen marianiſchen Eylande, und zwar meiſtentheils aus Dampiers Nachrichten beygebracht haben: ſo finden wir voritzt derſelbigen weiter nichts beyzufügen. Die Freybeuter wurden von dem Befehlshaber und der Beſatzung der ſpaniſchen Feſtung auf Guaham ganz wohl empfangen. Man both ihnen allen Beyſtand, den ſie nur verlangen konnten, freywillig an, bey welchen Umſtänden ihnen nicht einmal beyfiel, Gewalt zu gebrauchen. Ja, damit ſie das benöthigte in deſto größerem Ueberfluſſe finden könnten, rieth man ihnen ſo gar, nach Mindanao, einer von den philippiniſchen Inſeln, welche an keinem Dinge Mangel habe, zu gehen; und man ſetzete, um alle Bedenklichkeit zu heben, noch hinzu, es wäre ſelbige voritzt mit den Spaniern im Kriege begriffen, und folglich werde ihre Gegenwart den Einwohnern deſto angenehmer fallen. Swan, welcher in ſeinem Herzen allem Freybeuten gute Nacht gegeben hatte, ergriff dieſen Vorſchlag deſto williger, weil ihn der Weg nach Oſtindien ohnedieß da vorbey führete, und er über dieſes bey herannahendem Weſtmuſſon keinen beſſern Zufluchtsort hoffen konnte, als Mindanao.

Sie gehen nach Mindanao.

Den 2ten des Brachmonates gieng er mit einem ziemlich heftigen Oſtwinde, welcher einige Tage anhielt, unter Segel. Nachgehends drehete ſich der Wind zwar in Weſten, wurde aber bald wieder oſtlich, und zuweilen ſüdoſtlich. Man befand auf der ganzen Reiſe

Lauftafel.

Tage.		Strich.	Weite.	S.	O.	Breite.	Wind.
März.	31	SWS. 5. W.	27	17	20	20 11	W. N-W.
April.	1	S.W. S.W.	106	68	81	N. 19 3	N-W N-N-W.
	2	S. W. 1 W.	142	98	101	N. 17 25	N-W.
	3	W. 5 S.	102	19	100	Ob. 17 6	N.
	4	W. 12 S.	140	29	136	Ob. 16 36	N. N-N.
	5	W. 20 S.	160	54	150	Ob. 15 43	N.
	6	W. 10 S.	108	18	106	Ob. 15 25	N-O.
	7	W. 15 S.	89	23	86	Ob. 15 2	N-O. O-N-O.
	8	W. 2 S.	64	5	63	N. 14 57	O-N-O.
	9	W. 4 S.	94	6	93	Ob. 14 51	O-N-O.
	10	W. 5 S.	138	12	137	Ob. 14 39	O-N-O.
	11	W. 5 S.	124	10	123	Ob. 14 29	O. N. O.
	12	W. 5 S.	170	14	169	N. 14 15	O. N. O.
	13	W. 5 S.	170	14	169	N. 14 1	O. N. O.
	14	W. 5 S.	180	15	177	N. 13 46	O. N. O.
	15	W. 6 S.	174	18	172	N. 13 18	O. N. O.
	16	W. 6 S.	182	19	180	N. 13 9	O. N. O.
	17	W. 6 S.	216	22	214	N. 12 47	O. N. O.
	18	W.	192		192	N. 12 47	O. 4 N.
	19	W.	10		180	N. 12 47	O.
	20	W.	177		170	N. 12 47	O. N. O.
	21	W.	171		171	N. 12 47	O. N. O.
	22	W.	18		180	N. 12 47	O. 4 N.
	23	N. W.	170	11 N.	168	N. 12 47	O. 4 N.
		Ob. W. 4 N.				Ob. 12 58	
	24	N. W.	146		46	N. 12 58	O. 4 N.
	25	W.	146		146	N. 12 58	O. 4 N.
	26	W. 3 N.	185	9 N.	184	Ob. 13 7	O. 4 N.

Dampier. 1686.

Reiſe von Guaham bis an die philippiniſchen Inſeln, die gemeinen Karten ziemlich richtig. Den 21ſten erblickte man die Johannesinſel, welche nebſt Mindanao unter allen beſagten Inſeln am weiteſten gegen Mittag liegt. Dampier giebt ihr von Nordnordweſt gegen Südſüdoſt acht und dreyßig Meilen zur Länge, und zur größten Breite vier und zwanzig. Dieſe beyden Inſeln waren damals die einzigen, welche die Herrſchaft der Spanier nicht erkenneten. Das Johannes Eyland liegt zwiſchen dem ſiebenten und achten Grade Norderbreite, und nicht weiter als vier Meilen von Mindanao.

Schwierigkeiten, die Stadt Mindanao zu finden.

Den 22ſten kamen die Freybeuter bis auf eine Meile weit oſtlich an Mindanao, und weil der Wind von Südoſten blies, liefen ſie bis auf ſieben Grad vierzig Minuten Breite nordlich an der Oſtſeite hin, und warfen hernach den Anker in einer kleinen Bucht, etwa eine wälſche Meile weit vom Strande, auf unreinem und ſteinigtem Grunde. Einige von ihren Lootsbüchern ſetzeten die Stadt und Inſel Mindanao auf dieſe Höhe. Hieraus nun folgete zwar wenigſtens dieſes, daß hier die Mitte der Inſel ſey; ob aber die Stadt gegen Oſten, oder Weſten liege, das war ihnen unbewußt. Nachdem ſie die Nacht und die Hälfte des folgenden Tages in dieſer Bucht zugebracht hatten: ſo kamen einige Inſelneinwohner zum Vorſcheine, und gaben durch Deuten ſo viel zu verſtehen, die Stadt liege im weſtlichen Theile der Inſel. Weil es nun Swan nicht dahin bringen konnte, daß ſie ihm den Weg gezeiget hätten: ſo lichtete er die Anker, und lief gegen Südoſt. End-

Tage.		Strich.	Weite.	S.	O.	Breite.	Wind.
April.	27	W.	140		140	Ob. 13 7	O. 4 N.
	28	W.	167		167	Ob. 13 7	O. 4 N.
	29	W. 2 N.	172	5	171	Ob. 13 12	O.
	30	W.	173		173	Ob. 13 12	O. N. O.
May.	1	W.	196		96	R. 13 12	O. 4 N.
	2	W.	160		160	Ob. 13 13	O. 4 N.
	3	W.	154		154	R. 13 12	O. N. O.
	4	R. W.	153	5 S.	152	R. 13 12	O. N. O.
		Ob. W. 2 S.				Ob. 13 7	
	5	W. 2 N.	180	7 N.	179	Ob. 13 14	O. N. O.
	6	W. 3 N.	172	9 N.	171	Ob. 13 22	O. N. O.
	7	W.	160		160	Ob. 13 22	O. N. O.
	8	W. 3 S.	149	7 S.	148	Ob. 13 15	O. 4 N.
	9	W. 4 S.	134	9 S.	133	Ob. 13 6	O. N. O.
	10	W.	128		128	R. 13 6	O. N. O.
	11	W. 5 S.	112	9	111	Ob. 12 57	O. N. O.
	12	W.	128		128	R. 12 57	O. N. O.
	13	W.	129		129	R. 12 57	O. N. O.
	14	W.	128		128	R. 12 57	O. N. O.
	15	W. 4 N.	118	8 N.	117	Ob. 13 5	O. N. O.
	16	W. 6 S.	114	11 S.	113	Ob. 12 54	O. N. O.
	17	W. 3 S.	109	5 S.	108	Ob. 12 49	O. N. O.
	18	W.	120		120	R. 12 49	O. N. O.
	19	W.	137		137	R. 12 49	O. N. O.
	20	W.	134		134	R. 12 50	O.
	21	N. W. 7 W.	13	8 N.	10	R. 12 59	O. N. O.

Ganze Summe des weſtlichen Striches ſiebentauſend dreyhundert und drey und zwanzig wälſche Meilen, welche in allem für die Länge der Inſel Guaham, hundert fünf und zwanzig Grad, eilf Minuten, und für ihre Breite, dreyzehn Grad, zwanzig Minuten, betragen. Dampier an ob. Orte a. d. 301 u. f. S.

Dampier. 1686.

lich erreichete er das Ende des Landes, und erblickete nur ungefähr drey Meilen davon, zwo andere, obgleich kleine Inſeln. Weil er nun in einer ihm unbekannten Durchfahrt allerley Schwierigkeiten zu finden beſorgete: ſo ergriff er die Entſchließung, oſtlich um beſagte Inſeln zu ſteuren. Die Meangiſeylande waren die erſten, die er wahrnahm; er bemerkete aber ſonſt nichts, als ihre Lage, welche ſechzehn Meilen gegen Südoſt von Mindanao iſt.

Schöne Bay.

Den 4ten des Heumonates lief er in eine tiefe Bay, im Nordweſten der erſten beyden Eylande. Die Ankerſtelle war da auf funfzehn Faden Waſſer vortrefflich. Beſagte Bay hat an ihrer Mündung nicht mehr als zwo wälſche Meilen in die Breite, weiter hinein aber, drey, ihre Länge aber beträgt gegen Nordnordweſt ſieben. Drey Meilen weit von ihrer Mündung, auf der Oſtſeite, findet man ſchöne Sandbayen, da man auf vier, fünf bis ſechs Faden ſicher vor Anker liegt. Auf eben dieſer Seite iſt das Land zwar gebirgig, und waldicht, wird aber dennoch von Bächen bewäſſert; ja es giebt ſo gar einen Fluß von ſolcher Tiefe daſelbſt, daß er mit Nachen zu befahren iſt. An der Weſtſeite der Mündung giebt es gewaltig große mit hohem Graſe bewachſene Auen, darinnen die wilden Thiere ihren Aufenthalt nehmen. Zwar bergen ſie ſich gegen die Hitze des Tages in dem benachbarten Gehölze: allein, des Morgens und Abends ſieht man ſie heerdenweiſe im freyen Felde herum laufen, und zwar deſto ungeſcheueter, weil es an dieſer Seite der Bay keine andere Einwohner hat. An der Oſtſeite hingegen, unten am Gebirge, findet man Pflanzereyen in großer Menge. Swan ſchickte einige Mannſchaft dahin, die mit ihrem bloßen Anblicke alle daſige Indianer wegjagete. Bey dieſen Umſtänden fiel es ihm nicht möglich, von der Lage der Orte, die er zu wiſſen wünſchete, das allergeringſte zu erfahren, ungeachtet ihn der widrige Wind ganzer zwölf Tage in dieſer Bay aufhielt. Endlich, nachdem er um die ſüdoſtliche Ecke der Inſel gelaufen war, und an der Südküſte hinfuhr: ſo traf er einige Fiſcher an, die ihm auf ſeine Fragen durch Deuten Antwort gaben. Dergeſtalt kam er den 18ten des Heumonates an den Fluß Mindanao. Dampier ſetzet die Mündung deſſelbigen auf fünf Grade zwey und zwanzig Minuten Norderbreite, und hundert und drey und zwanzig Grad zwölf Minuten Länge, vom Vorgebirge Lezard in England *o*).

Mündung des Fluſſes.

Man warf den Anker zwo engliſche Meilen weit von der Küſte, und drey bis viere von einem kleinen ſüdlich unter dem Schiffe gelegenen Inſelchen. Swan ließ ſogleich neun Stückſchüſſe thun, worauf man von der Küſte mit dreyen antwortete. Kaum war das Geknalle vorbey: ſo erſchienen zween vornehme Indianer, in einem zehnruderichten Nachen. Sie frageten auf ſpaniſch: woher das Schiff komme? Man beantwortete die Frage in eben dieſer Sprache. Allein, ungeachtet ihnen der Name Engländer ganz wohl gefiel: ſo war es ihnen doch nicht ſonderlich angenehm, als ſie höreten, der Hauptmann hätte die Abſicht nicht, ſich auf der Inſel niederzulaſſen. Es war ihnen die Ankunft dieſes Schiffes ſchon ſeit langer Zeit bekannt, und ihr Hof hatte gehofft, es käme, um ein Waarenlager auf Mindanao anzurichten. Denn es hatte vor einigen Monaten ein engliſcher Kaufmann, Namens Goodlud an ihrer Küſte Anker geworfen, und ihnen weis gemachet, es würde bald ein engliſcher Bothſchafter mit Handlungsvorſchlägen ankommen *p*).

Dam-

---

o) Ebendaſ. a. d. 394 und vorhergeh. S.

Dampier. 1686.

Ausſchweifung von einem Vorſchlage zu einer Niederlaſſung auf einer Inſel.

Dampier machet hier eine ſehr leſenswürdige Ausſchweifung. Er ſaget: „Meines Erachtens wäre es recht gut für uns geweſen, wenn wir das Anerbiethen angenommen, und dem Verlangen der Einwohner zu Folge, unſern Sitz auf der Inſel aufgeſchlagen hätten. Denn nicht nur wir für unſere Perſon, hätten hiervon mehr Vortheil, als von fernerem Herumſchwärmen gehabt, ſondern vermuthlich hätte England ſelbſt von einer ordentlichen Handlung ſowohl mit dieſer, als mit vielen andern benachbarten und ſehr gewürzreichen Inſeln großen Gewinn ziehen können. Die vorhin genannten Meangis Eylande liegen zwanzig Meilen weit von Mindanao. Sie ſind zwar klein, aber nach der Einwohner Vorgeben reich am Golde, und waren damals den Holländern noch nicht bekannt. Nebſtdem wäre demjenigen, welcher einmal auf Mindanao recht feſt ſäße, die Gemeinſchaft mit den philippiniſchen Inſeln etwas leichtes. Denn nur beſagtes Eyland hat nicht nur überhaupt die allerbequemſte Lage zur Handlung mit dieſem Theile des Morgenlandes, und iſt an ſich ſelbſt ſchon gleichſam der Mittelpunct des Gold- und Gewürzhandels aller benachbarten Inſeln, ſondern es iſt auch hierbey noch abſonderlich zu erwägen, daß die Reiſe nach dieſer Inſel ihrer gewaltigen Entfernung ungeachtet, bey weitem nicht mit ſo vieler Gefahr und Beſchwerlichkeit, als man ſich insgemein vorſtellet, verbunden ſey. Wenn ich dahin reiſen ſollte, ſo würde ich die Sache folgendermaßen anſtellen; ich würde zu Ende des Auguſtes aus England abſegeln, das Feuerland umſchiffen, Neuholland aufſuchen, und mich ſo lange, als es Mindanao näher zu kommen nöthig wäre, an die Küſte beſagten Landes halten, nachgehends aber geràde darauf zu fahren. Auf dieſe Weiſe käme ich nicht nur keinem einzigen holländiſchen Handelsſitze nahe, ſondern ich fände auch, ſobald ich dem Feuerlande vorbey wäre, einen friſchen und beſtändigen Oſtwind. Nimmt man im Gegentheile den Weg über das Vorgebirge der guten Hoffnung: ſo muß man beynahe gleich nach dem Eintritte in die oſtindiſche See, entweder durch die malackiſche, oder durch eine andere oſtlich von Java gelegene Straße laufen, wo man allemal, man mag ſich wenden, auf welche Seite der Linie man will, nichts gewiſſers, als widrige Winde findet. Dieſes alles nun beträgt eine Reiſe von acht Monaten, dahingegen ich die meinige in ſechs, oder auf das höchſte in ſieben zu endigen gedächte. Die Rückreiſe wollte ich eben alſo anſtellen, als die Spanier die ihrige von Manilla nach Mexico, nur mit dem Unterſchiede, daß ich, ſo lange die veränderlichen Winde blaſen, nicht gleich ihnen nach dem Nordpole, ſondern ſo lange, bis ich einen bequemen Wind um das Feuerland zu kommen anträfe, immer gegen Süden laufen wollte. Es fehlet nicht an Ländern, da man unterwegens ſtille liegen und ausruhen kann. Alſo könnte man zum Beyſpiele, im Hinwege an beyden Seiten des Pata-Landes, oder noch lieber an den Gallopagos-Inſeln, da man Lebensmittel im Ueberfluſſe antrifft, vor Anker legen. Auf dem Rückwege könnte man vermuthlich an irgend einer andern Gegend von Neuholland anlegen, und zugleich ohne etwas vom Wege zu verlieren, neue Entdeckungen machen. Soll ich meine Meynung frey heraus ſagen, ſo glaube ich, der ungeheuere Landſtrich, welcher das Südmeer umſchränket, wäre den Engländern nur deswegen bisher noch unbekannt, weil man dieſe bequeme Straße bisher nicht geachtet hat. Wer dieſes Meer durchſchiffet, der richtet ſein Abſehen gemeiniglich auf Mexico, oder Peru, und bleibt folglich weit genug vom Südlande. Dieſe meine Meynung kann ich mit demjenigen, was mir nach meiner Rückkunft nach Europa der Hauptmann David „erzäh-

---

p) A. d. 394 S.

Dampier. 1686.

„erzählet hat, beſtätigen. Denn dieſer ſagete mir, er wäre nach unſerer Trennung nach „den Gallopagosinſeln, und von da, um den Wind zu gewinnen, und das Feuerland „aufzuſuchen, gegen Süden geſchiffet, da habe er nun auf ſieben und zwanzig Grad Süderbreite, auf einmal eine kleine ſandige Inſel, ganz nahe bey ſich, und weſtlich an ſelbiger einen langen und ziemlich hohen Strich Landes, der nach Nordweſt fortlief, erblicket. „Dieſes war ohne Zweifel eine von den Küſten der Südländer *q*).

Ob ſich die Freybeuter dazu ſchickten.

„Doch wir wollen den Vortheil unſeres Vaterlandes bey Seite ſetzen, und annehmen, „wir hätten von Hauſe zu Errichtung unſeres Wohnſitzes auf Mindanao nicht die geringſte Hülfe zu hoffen gehabt: ſo wären wir doch zu Ausführung dieſes Unternehmens vielleicht geſchickter geweſen, als wenn wir in einer ſolchen Abſicht ausdrücklich aus Europa „hergekommen wären. Denn es dürfte wohl ſchwerlich ein Handwerk zu finden ſeyn, das „nicht einige unter uns verſtunden. Wir hatten unter uns Brettſchneider, Zimmerleute, „Tiſchler, Maurer, Schuſter, Schneider, u. ſ. w. Zwar fehlete uns ein Schmied, „der im Großen arbeiten konnte: doch den hätten wir zu Mindanao antreffen können. Eiſen, Bley und allerley Werkzeug nebſt Pulver und Bley hatten wir im Ueberfluſſe, imgleichen eine gute Anzahl kleines Gewehr. Wäre es nöthig geweſen, eine Schanze aufzuwerfen, ſo konnten wir, ohne unſer Schiff allzuſehr zu ſchwächen, acht bis zehn Stücke „auf ſelbigem miſſen. Hierzu kam noch, daß wir einen gewaltigen Vortheil über dergleichen „Oberaufſehr, als man gemeiniglich aus England nach Indien abſchicket, hatten, indem „es dieſen Leuten an Erfahrung fehlet, und ſie ihre Geſchäffte viel zu genau ſuchen, viel „zu kaltſinnig und weitläuftig abhandeln, als daß ſie große Dinge thun könnten; zugeſchweigen, daß die Veränderung der Luft und der Speiſen ihr Leben in große Gefahr ſetzet, dahingegen wir die allergrößeſte Hitze vertragen konnten, der Beſchwerlichkeit ſchon „gewohnt, verwegen, beherzt im Unternehmen, und nicht ſo leicht abzuſchrecken waren. „Mit einem Worte, unſere meiſten Leuten waren des Herumſchwärmens überdrüßig, und „ſehneten ſich allgemach nach der Ruhe, folglich wären ſie ſehr gern an einem Orte, da „einige Bequemlichkeit für ſie zu hoffen war, geblieben. Wir hatten ein gutes Schiff, „und ſo viel Mannſchaft, daß einige unſern neuen Sitz einrichten, die übrigen aber den „Eigenthümern deſſelbigen die Nachricht von unſerm Entſchluſſe nebſt dem Werthe ihrer „Güter bringen konnten. Swan hatte fünf tauſend Pfund an Golde, die er für ſeine „auf der Inſel Plata verkaufeten Waaren bekam, ſorgfältig aufgehoben. Hätte er einen „Theil davon an Gewürz geleget: ſo wären die Kaufleute, die ihr Vertrauen auf ihn geſetzt hatten, ſehr vergnügt damit geweſen, wenigſtens doch dieſen Vortheil daraus zu „ziehen„ *r*).

Was Swan zu Mindanao vernimmt.

Doch wir wollen wiederum auf Dampier zurück kommen. Zwar ließen ſich die beyden mindanaiſchen Herren nicht bereden, an Bord zu kommen: dem ungeachtet aber verſprachen ſie dem Hauptmanne, die nöthigen Lebensmittel zu ſchaffen, riethen ihm auch zum Merkmaale ihrer aufrichtigen Geſinnung, er möchte ſein Schiff gegen den Weſtwind, welcher in weniger Zeit mit größtem Ungeſtüme zu blaſen anfangen würde, an einer bequemern Stelle in Sicherheit bringen. Dieſer gute Rath gereichte den Freybeutern zu ungemeinem Vortheile. Nachdem beyde Herren weg waren: ſo erfuhren ſie erſt, einer wäre der Feldherr über die eyländiſche Kriegesmacht, Namens, **Raja Lau**, und der andere ein

Sohn

---

q) Vermuthlich bewogen dieſe Gründe den Verfaſſer zu der Reiſe nach den Südländern, davon wir die Beſchreibung ſchon beygebracht haben.

Dampier. 1686.

Sohn des Sultans geweſen. Gleich darauf kam ein Kriegesbedienter an Bord, und maß das Schiff. Die Mindanayer haben dieſe Gewohnheit von den Chineſen angenommen, welche gleichfalls alle Schiffe, die eine Ladung einnehmen wollen, auf alle Weiſe abmeſſen, damit ſie genau wiſſen, wie viel man hinein zu bringen vermöge. Weil Swan wohl einſah, es würde ihn die Jahreszeit zu einigem Aufenthalte an dieſem Orte nöthigen: ſo ließ er nicht nur die Befehle des Sultans ungehindert vollziehen, ſondern ließ ihm auch etliche Ellen Scharlach, goldene und ſilberne Borten, einen türkiſchen Säbel, und ein Paar Piſtolen zum Geſchenke überreichen. **More**, ein Engländer von guter Herkunft, wurde zu dieſer Verrichtung auserſehen. Er ließ ſich erſt zu dem **Raja Lau** führen; unterdeſſen bekam der Sultan von ſeinem Vorhaben Nachricht, und machte Anſtalt, ihn wohl zu empfangen. Gegen Abend kamen einige von ſeinen Befehlshabern, um das Geſchenk abzuholen. **More** wurde mit vielen Fackeln nach dem Pallaſte geführet, da er den Sultan nebſt etwa zehn vornehmen Herren auf koſtbaren Teppichen ſitzend fand. Die Unterredung geſchah durch Hülfe eines Dollmetſchers in ſpaniſcher Sprache. Sie machte den Sultan ſo begierig, den Hauptmann zu ſprechen, daß er ihn gleich den folgenden Tag ans Land zu kommen nöthigte, und ohne große Weitläuftigkeit in ſeinem Zimmer empfing. Nachdem die erſten Höflichkeiten beyderſeits abgeleget waren: ſo ließ er zwey engliſche Schreiben herbey bringen, und erſuchte den Hauptmann, ſie zu leſen, vermuthlich in der Meynung, es würden ihm ſelbige von denen Vortheilen, welche die Inſel den Engländern verſchaffen könnte, einen erhabenen Begriff beybringen. Das erſte hatten einige londoner Kaufleute an den Sultan geſchrieben, und ihn darinnen um Ertheilung gewiſſer Freyheiten, und um Erlaubniß, auf Mindanao eine Schanze zu bauen, erſucht. Das andere hatte der Hauptmann **Goodlud** an alle Engländer, die das Schickſal nach Mindanao führen würde, zurück gelaſſen. Es enthielt eine Nachricht von dem Handlungsfuße, das iſt von dem bedungenen Preiſe, dafür man die inländiſchen und die europäiſchen Waaren gegen einander anſchlagen wollte. Der auf das mindanaiſche Gold geſetzte Werth, war für eine engliſche Unze, vierzehn, und für eine mindanayſche Unze achtzehn Piaſter, an ſolchem Gelde, das in ganz Indien gäng und gäbe ſey. Auf den Preis der Waaren kann Dampier ſich nicht mehr beſinnen. Ungeachtet dieſes anſcheinenden guten Wechſelverſtändniſſes, hatte gleichwohl **Goodlud** unten in den Brief geſetzet: „Trauet dieſen Kerlen nicht, es „ſind allzumal Spitzbuben: aber laſſet euch nichts merken„. Die Freybeuter erfuhren zwar auch, es wären dem **Goodlud** wirklich einige Waaren gemauſet worden, und habe er ohne Genugthuung abreiſen müſſen; nichts deſtoweniger ließen ſie alles Miſtrauen, dazu ſie des **Goodluds** Schreiben gebracht hatte, wieder ſinken, als ihnen Raja Lau einen von den Dieben in Ketten und Banden übergab, und den Swan erſuchete, ihn nach Belieben zu ſtrafen. Man hatte ihn erſt ſeit Kurzem erwiſchet, ungeachtet er ins Gebirge geflohen war. Swan wollte ihm durchaus keine Strafe auflegen: allein, Raja Lau hielt nicht für rathſam, ihn ungeſtraft gehen zu laſſen. Er ließ ihn den folgenden Tag mit Aufgange der Sonne ganz nackend, mit dem Geſichte gerade gegen die Sonne gewendet, und in einer Stellung, da er weder Hand noch Fuß rühren konnte, an einen Pfahl binden. Nachmittage wendete man ihn gegen Abend, damit er die Sonne immer im Geſichte behielt. Dieſe Marter war ohne Zweifel grauſam genug, weil der Miſſethäter nebſt der unleidlichen Sonnenhitze auch die quälenden Fliegenſtiche ausſtehen mußte. Sie währete bis auf den

Engliſche Briefe zu Mindanao.

Harte Strafe eines Diebes.

---

r) A. d. 399 und vorherg. S.

den Abend, und es wäre ſonder Zweifel ein unmenſchlicher Tod darauf erfolget, wenn Swan den Raja durch vieles Bitten nicht begütiget hätte.

Die Engländer merken, daß man ſie betriegen will.

Ungeachtet dieſes ſchweren Gerechtigkeitseifers, und dem aufrichtigen freundſchaftsvollen Bezeugen der Einwohner zu Mindanao, merketen die Freybeuter dennoch bald, daß man ſie hinter das Licht führen wollte. Raja Lau hatte ihnen die große Gefahr, welcher ihr Schiff an der Mündung des Fluſſes unterworfen ſey, dermaßen nachdrücklich vorgeſtellet, daß ſie es endlich näher an die Stadt hinauf bringen ließen. Weil nun der Fluß ziemlich ſchmal war, und über dieſes bey der ſtärkſten Fluth kaum zehn bis zwölf Schuhe tief Waſſer hatte: ſo mußte man es erleichtern, und ausladen. Raja Lau kaufte eine ziemliche Menge Bley und Eiſen, leiſtete auch die Bezahlung dafür, an Reiß, mit aller Treue. Hierauf erſchien das ſchlimme Wetter, davor er gewarnet hatte. Mit Ausgange des Heumonates fingen die Regengüſſe und Stürme an, ſich einzuſtellen, und dauerten bis zu Ende des Auguſtes. Der Fluß ſchwall erſtaunlich auf, und ſchwemmete eine Menge Bäume herbey, welche die Freybeuter, aller Mühe ungeachtet, dennoch nicht allemal von ihrem Schiffe abzuwenden vermochten. Die Stadt Mindanao, die ſich wohl eine engliſche Meile weit am Fluſſe herab erſtrecket, ſchien mitten in einem See zu liegen, und es konnte niemand auf andere Weiſe, als in einem Kahne, zu ſeinem Nachbar kommen. Allein, dieſe gemeinſchaftliche Verdrüßlichkeit war dasjenige im geringſten nicht, was den Engländern die Augen öffnete; ſie glaubeten im Gegentheile, die Gefahr ſey an dieſem Orte weit geringer, als in irgend einer Bucht, oder Hafen, auf der ganzen Inſel: ſie ſuchten ſich alſo wegen eines Uebels, das die Einwohner nicht minder ausſtehen mußten, als ſie, alle Tage bey ihren Pagallys zu tröſten *s*). Allein, als die Witterung beſſer wurde, und ſie ihr Schiff auszubeſſern gedachten: ſo war es, zu ihrer größten Beſtürzung, mehr als halb von den Würmern angefreſſen. Die Nachen waren ſo löchericht, als Honigſeim. Die Barke, welche nur einen einfachen Boden hatte, war überall durchlöchert, und nicht mehr zu gebrauchen *t*): das Schiff hingegen, war zu allem Glücke gefüttert, und in den Winkel zwiſchen den Haupt- und Futterdielen waren keine Würmer gekommen. Voritzt merketen ſie, daß es der General nicht aufrichtig mit ihnen meyne. Als er an Bord kam, und ſah, daß ſie in voller Arbeit waren, die Futterdielen loszubrechen, daß aber unter ſolchen, noch ein anderer völlig guter und unbeſchädigter Boden vorhanden ſey: ſo ſchüttelte er den Kopf, und ſchien darüber ſehr misvergnügt zu ſeyn. Er wiederholete öfter als einmal, dieſes Schiff wäre das erſte mit einem doppelten Boden, das er ſein Tage geſehen hätte. Swan erfuhr, es wäre an eben dieſem Orte ein holländiſches Schiff in weniger als zween Monaten Zeit, von den Würmern durchfreſſen worden, und hierauf hätte der General das darauf befindliche ſchwere Geſchütz ſich ſelbſt zugeeignet. Ohne Zweifel hoffete er, die Freybeuter auf gleiche Weiſe um das ihrige zu bringen: allein, es ſchlug ihm fehl. Sie machten

Die Würmer durchfreſſen ihr Schiff.

---

s) A. d. 411 und vorherg. S.

t) Man wußte damals ſchon, an mehr als einer Küſte, abſonderlich in den braſiliſchen Häfen, von dieſer Peſt der Schiffahrt zu ſagen.

u) Dampier erzählet, das Schiffsvolk hätte über dieſes noch ſechzehn Mann zu Mindanao, meiſtentheils durch Gift eingebüßet, weil ſie mit dem daſigen Weibesvolke allzuvertraulich Bekanntſchaft gepflogen. Die Mindanayer wiſſen mit dem Vergiften ungemein gut umzugehen. Sie haben geſchwindes und langſames Gift. Es ſturben verſchiedene Engländer erſt einige Monate nach ihrer Abreiſe daran. Ungeachtet ſie zur ſelbigen Zeit nicht das geringſte an ſich geſpüret hatten. A. d. 423

Dampier. 1686.

ten die durchfreſſenen Dielen mit geſammter Hand los, erſetzeten die Stelle derſelbigen mit guten, und brachten noch vor Anfange des Chriſtmonates ihr Schiff in vollkommenen Stand.

Dampier beſchreibt die Gefräßigkeit dieſer Würmer mit Erſtaunen. Er hatte ſie ſonſt nirgend, als zu Mindanao, erfahren. Die Einwohner, ſaget er, wiſſen ſehr wohl, was dieſes ſchädliche Ungeziefer thun kann. So oft ſie aus der See nach Hauſe kommen, holen ſie ihre Fahrzeuge an das Land, brennen den Boden aus, und laſſen ſie nicht eher ins Waſſer, bis ſie vollkommen wohl ausgebeſſert worden ſind. Wie man für gewiß ſaget, ſo ſterben diejenigen Würmer, die ein Schiff im Seewaſſer durchfreſſen, ſobald es in ſüßes Waſſer kömmt, und umgekehret, die Flußwürmer ſterben im Seewaſſer. Hingegen vermehren ſich beyde Gattungen in ſolchem Waſſer, das nur einigermaßen ſalzig ſchmecket, auf ganz erſtaunliche Weiſe. Einige meynen, ſie wüchſen in den Dielen: allein, Dampier glaubet, die See bringe ſie hervor. Er hatte ſie in der Bay von Panama, imgleichen von Campeche, und anderswo zu Millionen auf der See herum ſchwimmen ſehen. Swan und David hatten ſie nicht weniger beobachtet, und eben deswegen ließen ſie ihre Schiffe ſo oft betheeren. Allein, dergleichen große und gefräßige hatten ſie noch nirgend angetroffen, als zu Mindanao. Der Verfaſſer bemerket auch, man fände ſie niemals weit in der See, ſondern allezeit nur in Bayen, Buchten, Mündungen der Flüſſe, und mit einem Worte, nahe am Lande.

Empörung der Freybeuter gegen Swan.

Dieſe Probe von dem falſchen Gemüthe des Generals, wozu noch einige andere Urſachen zum Misvergnügen kamen, verurſachete, daß Swan vollends alle Luſt zu einem beſtändigen Sitze auf dieſer Inſel verlor. Zu allem Unglücke hatte er ſelbſt, durch ein ſtolzes Weſen, und zur Unzeit gebrauchte Strenge, einen Theil ſeiner Leute gegen ſich erbittert, und gedachte voritzt an nichts weniger, als was gegen ihn geſchmiedet wurde. Zufälligerweiſe bekam ein junger von Briſtol gebürtiger Menſch, Namens **Johann Reed**, auf den ſeine Cameraden, wegen ſeines Verſtandes und ſeiner Einſicht im Seeweſen, große Stücke hielten, des Hauptmanns, ſeit der Abreiſe von America bis nach **Guaham** geführtes Tagebuch in die Hände, darinnen der meiſten Freybeuter nicht in ſonderlichen Ehren gedacht wurde. Dieſen Fund gebrauchte er dazu, die Gemüther aufzubringen, und nachdem er die meiſten gewonnen hatte, ſich ſelbſt zum Hauptmanne aufwerfen zu laſſen.

Wählen Reed zum Hauptmanne. Wie es Swan ergangen.

Swan erfuhr das tolle Unternehmen, als er eben am Lande war, und die letzte Anſtalt zur Abreiſe vorkehren wollte: allein, es war zu ſpät, und nicht mehr möglich, die Widerſpänſtigen zu Paaren zu treiben. Er hatte ſechs und dreyßig Mann bey ſich, welche gleiches Schickſal mit ihm ausſtehen, das iſt, zurück bleiben mußten. Dampier und der Schiffsbarbier, waren vor Ausbruche des Aufruhrs an Bord gegangen, und mußten nachgehends mit Gewalt da bleiben. Der neue Hauptmann gieng den 14ten Jenner bey hellem lichten Tage unter Segel, und fuhr in aller Eile davon, ohne ſich zu bekümmern, wie es den Zurückgelaſſenen vielleicht ergehen möchte *u*).

1687.

---

423 S. Was Swans Schickſal betrifft, welches Dampier erſt nach einiger Zeit erfuhr: ſo verdienet es allerdings, beygebracht zu werden, wenigſtens doch in einer Anmerkung. Er tröſtete ſich lange Zeit mit der Hoffnung, es werde irgend ein Schiff von ſeiner Nation nach Mindanao kommen, und um dieſer Urſache willen, wollte er dem Beyſpiele verſchiedener von ſeinen Gefährten nicht folgen. Denn dieſe giengen auf holländiſchen Barken nach Ternate, und von Ternate nach Batavia, wo die Holländer ihnen ihre Tagebücher wegnahmen. Einige andere ſturben auf Mindanao. Endlich entſchloß er ſich dennoch, mit einem holländiſchen Schiffe, welches damals auf der Rhede lag, nach

Aenderung in der Zeit; wie nöthig ſie zu bemerken falle

An dieſem Orte erwähnet Dampier eines Unterſchiedes, der ihm bey ſeinem Aufenthalte zu Mindanao das erſtemal in die Augen fiel, und zu einigen Anmerkungen Gelegenheit gab. Nachdem er ſo weit gegen Weſten, und zwar allemal mit der Sonne fortgereiſet war: ſo fand er, daß der Unterſchied der Zeit vierzehn Stunden, die er gewonnene Stunden nennet, austrug. Es trifft dieſes, wie er ſaget, ziemlich genau ein, indem zwiſchen dem Mittagskreiſe von England, wenn er durch das Vorgebirge Lezard gezogen wird, und zwiſchen Mindanao ungefähr zwey hundert und zehn Grade Unterſchied ſind. Alle Europäer, welche ihren Weg nach Morgen über das Vorgebirge der guten Hoffnung, das iſt von der andern Seite, und gegen den Lauf der Sonne nehmen, zählen einen Tag mehr, gleichwie denn die Mindanayer ſelbſt auf dieſe Weiſe rechnen. Denn ſie nennen denjenigen Tag, wenn ihre Sultane die Moſchee beſuchen, Freytag, da er doch in Europa erſt der Donnerſtag iſt. Gleichwohl zählen die Spanier auf Guaham die Tage eben alſo, wie wir, und Dampier ſaget, es geſchehe deswegen, weil ſie durch Weſten aus Spanien dahin gekommen wären; doch iſt ihm unbekannt, wie man die Tage zu Manilla und in den übrigen philippiniſchen Inſeln, wo Spanier wohnen, zähle *x*).

Der VI Abſchnitt.

Der neue Hauptmann verläßt Mindanao. Große Fledermäuſe. Gefährliche Klippe. Reed geht nach Pulo Condor. Beſchreibung dieſer Inſel. Theerbaum. Traubenbaum. Wilder Muſcatenbaum. Bequemlichkeit dieſer Inſel zu einem Handelsplatze. Geſtalt der Einwohner. Inſel Ubi; Prata; St. Johann. Erſchrecklicher Sturm. Die Freybeuter gehen nach den Piſcadoren; an unbewohnte Inſeln; denen ſie Namen geben. Geſtalt und Kleidung ihrer Einwohner. Wunderliche Städte. Geſchicklichkeit der Einwohner. Ihre Speiſen. Getränk Bachi genannt. Ihr Gewehr; Religion und Regierungsform. Beyſpiel von ihrer Gerechtigkeit. Ein Sturm treibt die Freybeuter in die See. Ihre Muthloſigkeit. Beſchreibung einer Waſſerhoſe. Button. Callaſuſung. Timor. Die Freybeuter gehen nach Neuholland. Anmerkung über deſſen Lage. Beſchaffenheit des Landes und der Einwohner.

Der neue Hauptmann verläßt Mindanao.

Sobald der neue Hauptmann auf der hohen See war: ſo machte er ſein Vorhaben auf der Höhe von Manilla zu kreuzen kund. Man nahm den Weg nach Weſten, und ſegelte vier bis fünf Meilen vom Lande, an der Südküſte von Mindanao, hin. Den folgenden Tag war man vor Chambongo *y*), einer Stadt auf beſagter Inſel, welche von dem Fluſſe, da man ausgelaufen war, dreyßig Meilen weit lag. Vorzeiten hatten die Spanier ſich an dieſem Hafen feſt geſetzet. Er biethet eine gute Ankerſtelle dar; es hat auch das Land Ueberfluß an Vieh: allein, zwey bis drey Meilen weit vom Lande, giebt es zwo

---

nach Europa zu reiſen. Allein, als er in einem Nachen an Bord fahren wollte: ſo ſtürzeten einige Inſeleinwohner den Nachen um, und erwürgeten ihn im Waſſer. Man legete dieſe Mordthat dem mindanayiſchen Generale zur Laſt, weil er ſo gleich all ſein Geld zu ſich nahm. Andere glaubeten, es wäre nur aus Rache geſchehen, und hätte ſich Swan dieſes Unglück durch ſeinen Jähzorn und ausgeſtoßene Drohungen gegen die ganze Inſel, die er des Betruges Schuld gab, über den Hals gezogen. A. d. 500 S.

x) Er ſetzet noch hinzu, die Seeleute müßten unumgänglicher Weiſe auf den Unterſchied der Zeit Achtung geben, wenn anders die von ihnen angegebene Breite richtig ſeyn ſoll. Denn da alle Tafeln für die Abweichung der Sonne auf den Mittagskreis desjenigen Ortes, da man ſie verfertiget hat, berechnet werden: ſo fehlen ſie im März und Herbſtmonate an denjenigen Orten der Welt, welche unter dem gerade gegen überſtehenden Mittagskreiſe liegen,

Dampier. 1687.

zwo gefährliche Sandbänke. Den 14ten lief man zwiſchen einige kleine Inſeln durch, da die Fluth ſehr unbeſtändig iſt. Den 22ſten fuhr man um die weſtlichſte Spitze von Mindanao, und lief ſodann gegen Norden, bis man einige andere zu den philippiniſchen gehörige Inſeln entdeckete. Den 3ten des Hornungs ließ Reed, weil er einige Aenderungen am Schiffe vornehmen, und es flüchtiger zum Segeln machen wollte, den Anker in einer guten Bay fallen. Es lag ſolche unter neun Grad fünf und funfzig Minuten in Weſten, einer acht bis zehn Meilen langen Inſel, davon weder die Seekarten, noch die Lootsbücher etwas erwähnten. Sie liegt der Inſel Zebu im Weſten z). Unterdeſſen nun, als die Zimmerleute mit der Arbeit beſchäfftiget waren, beſichtigte Dampier die Gegend an der Bay.

Dampiers Beobachtung von den Rattangs.

An einigen Orten fand er gewiſſe Rohre, von der Gattung, die man Rattangs nennet, und die in Europa allenthalben häufig gebrauchet werden; nur aber waren die daſigen von einer beſonderen Art. Er beſchreibt ſie folgender Geſtalt. Ihre Knoten ſind zum allerhöchſten nicht über zween Schuhe zehn Zolle, gemeiniglich aber nur zween Schuh weit von einander. Entweder breiten ſich dieſe Rohre aus, wie ein Weinſtock, oder ſie ſchlingen ſich um die Bäume, bis oben an den Gipfel. Ihre Länge beträgt funfzehn bis zwanzig Faden; fünf bis ſechs Schuh von der Wurzel auf, haben ſie eine ungemeine Dicke. Sie ſind mit einer dicken haarichten, und an Farbe braunen Rinde überzogen: allein, man darf ſie nur durch die Hand ziehen, ſo ſtreifet ſich die Rinde ab, und läßt das Rohr bloß, welches alsdenn blaßgrün ausſieht, nach dem Austrocknen aber, braun wird. Dampier hieb einiges ab, und befand ſie ungemein ſtark und ſchwer a). In der Bay liegt eine kleine mit Holze bewachſene Inſel, von etwa einer wälſchen Meile im Umkreiſe. In ſelbiger hält ſich eine unglaubliche Menge Fledermäuſe auf. Sie ſind ſo groß, als eine Ente, und ihre Flügel ſo lang, daß ſie kein Mann bey weitem ausſpannen kann. Dampier machet jedweden Flügel ſieben bis acht Schuh lang, welches für einen Leib, der die Größe einer Ente nicht übertrifft, allerdings unglaublich ſchien, wenn er nicht ſeinem Verſichern zu Folge einen ſolchen häßlichen Vogel in der Nähe betrachtet hätte. Das Weſen beſagter Flügel iſt mit der Beſchaffenheit der gemeinen Fledermausflügel einerley, ſieht braun, oder mausfarbicht aus. Die Haut iſt nach der Länge von einem Ende zum andern mit Rippen durchzogen, die ſich etlichemal zuſammen legen können. An den Gelenken und am Ende ſtehen ſpitzige Klauen, in Geſtalt der Haken, damit der Vogel ſich allenthalben anhängen kann. Kaum gieng die Sonne unter: ſo ſtiegen dieſe Thiere auf, nicht anders, als ein Bienenſchwarm, und nahmen ihren Flug aus der kleinen nach der großen Inſel. Sie ſtiegen ſo hoch in die Luft, daß man ſie aus dem Geſichte verlor; des folgenden Tages ſah man ſie zwiſchen dem Taggrauen und der Sonnen Aufgange, ſich wieder herab ſenken, und in ihre Inſel begeben.

Große Fledermäuſe.

---

liegen, ungefähr um zwölf Minuten, und zu andern Zeiten des Jahres, fehlen ſie nach Beſchaffenheit der Sonnen Abweichung weniger oder mehr. Reiſete man ſo weit, als Dampier: ſo würde der Unterſchied noch größer werden, und ſehr merkliche Irrungen verurſachen. Unterdeſſen geben die Seeleute, auch die geſchickten, auf ihren Reiſen der Unumgänglichkeit ungeachtet, beynahe gar nicht Achtung darauf, und zwar bloß deswegen, weil ſie die Urſache beſagter Unumgänglichkeit nicht genugſam erwägen. Unſere Leute, ſaget er, machten es eben alſo; denn nachdem ſie hundert und zehn Grade zurück geleget hatten: ſo begonnten ſie den Unterſchied der Abweichung zu verringern, da ſie doch dieſelbige, gleichwie wir auf der ganzen Reiſe gethan hatten, vermehren ſollten. A. d. 426 S.

y) Vermuthlich Sambangan.

z) Iſt ohne Zweifel die Negerinſel. Siehe die Karte von den philippiniſchen Inſeln.

a) A. d. 429 S.

Gefährliche Klippe.

Außen vor der Bay, zwo wälſche Meilen weit von der Fledermausinſel auf der Weſtſeite, trifft man einen, und zwar um ſo vielmehr gefährlichen Felſen an, weil die Wellen ſich nicht daran brechen, ausgenommen vielleicht bey ſchlimmem Wetter, und wenn er entblößet da ſteht. Reed ſegelte von hier gegen Weſten, und legete nach und nach an unterſchiedlichen Inſeln vor Anker. Allein, als ihm einige kleine mit Reiße oder Waaren beladene Fahrzeuge in die Hände fielen, und er von ſelbigen erfuhr, es lägen voritzt wirklich dreyßig bis vierzig große Schiffe im manilliſchen Hafen: ſo änderte er ſein Vorhaben, an der Inſel Luzon zu kreuzen, und beſchloß dagegen, die noch übrige Jahreszeit zu Pulo Condor, einer von den kleinen Inſeln an der camboyſchen Küſte zuzubringen. Denn zu Folge der Seekarte, die er in einem für ihn unbekannten Meere ſtatt eines Wegweiſers brauchte, dünkete es ihm, es ſey dieſer Zufluchtsort weit genug entlegen, folglich auch ſicher, wenigſtens doch kein Handelsplatz, da er, wie etwa zu Manilla, von einer überlegenen Macht angegriffen werden könnte.

Reed geht nach Pulo Condor.

Als er auf vierzehn Grad Norderbreite war: ſo befahl er, Südſüdoſt gegen Pulo Condor zu ſteuern. Dieſer Weg führete ihn nahe an die Sandbänke Poncel, und andere nicht minder gefährliche Klippen, abſonderlich an drey kleine Inſeln oder vielmehr Sandhaufen, welche beynahe waſſergleich liegen. Den 13ten des Märzmonates bekam er endlich Pulo Condor zu Geſichte, und warf den Anker des folgenden Tages im Norden der Inſel, eine engliſche Meile von der Küſte, vor einer Sandbay auf einem vortrefflichen Grunde von klarem Sande. Hierauf ließ er im Hafen eine bequeme Stelle, ſein Schiff zu kalfatern, ausſuchen, und lief hernach, ohne die Einwohner der Inſel weiter darum zu begrüßen, hinein. Dampier, welcher zur Landbeſchreibung und Naturwiſſenſchaft mehr aufgelegt war, als zum Seerauben, beſchloß, ſein Verweilen auf dieſer Inſel zu beſſerer Kenntniß derſelbigen anzuwenden, indem zwar die meiſten Reiſenden ſie für ungemein nützlich bey der Schiffahrt ausgeben, gleichwohl aber nicht ſagen, worinnen denn eigentlich dieſer Nutzen beſtehe.

Beſchreibung der Inſel Pulo Condor.

Pulo Condor iſt nicht nur die vornehmſte, ſondern auch die einzige bewohnte unter allen camboyſchen Inſeln. Man ſetzet ſie überhaupt alle mit einander auf acht Grad und vierzig Minuten Norderbreite, und etwa zwanzig Meilen weit Südſüdoſt von der Mündung des Camboyafluſſes. Sie liegen zwar dermaßen nahe beyſammen, daß man ſie von ferne nur für eine einzige Inſel anſieht. Doch unterſcheidet man ſchon in der Nähe von vierzehn bis funfzehn Meilen, die zwo höchſten und größten, darunter die wichtigſte eigentlich den Namen Condor führet. Ihre Länge beträgt von Oſt gegen Weſten etwa vier bis fünf Meilen, ihre größte Breite hingegen nicht mehr als drey wälſche Meilen. Die zweyte Inſel erſtrecket ſich von Norden nach Süden, hat ungefähr drey wälſche Meilen zur Länge, und eine halbe zur Breite. Sie liegt dermaßen bequem an der Weſtſeite der größern, daß der Zwiſchenraum einen ſehr bequemen und wenigſtens eine engliſche Meile breiten Hafen ausmachet, in welchem man von der Nordſeite einläuft. An der Südſeite ſtoßen beyde Inſeln faſt gänzlich zuſammen, indem nur eine ſehr ſchmale Oeffnung für Barken und Nachen übrig bleibt. Auf der mitternächtigen Seite giebt es keine andere Inſeln mehr, wohl aber an der mittägigen, und ganz nahe an der großen Inſel, ungefähr ein halbes Dutzend.

Pulo Condor hat ſchwarzen, und überhaupt zu reden, tiefen Boden. Nur die Berge ſind ſteinig. Bäume wachſen abſonderlich in der oſtlichen Gegend. Dampier bemer-

Dampier. 1687.

Theerbaum.

merkete einen, den er ſonſt nirgend geſehen hatte, der auch, ſo viel die Dicke betraf, auf dieſer Inſel ſeines Gleichen nicht fand. Sein Stamm hat drey bis vier Schuhe im Durchſchnitte. Zapfet man ihm den Saft ab, und läßt ihn aufwallen, ſo wird ein vortreffliches Theer daraus. Läßt man ihn ſtärker kochen, ſo wird er ſo hart als Pech. Man braucht ihn auf beyderley Art ohne Unterſchied. Will man den Saft abzapfen, ſo durchbohret man den Baum waſſerrecht bis an den Kern, und hauet ihn nachgehends queer an, bis man auf das gebohrte Loch hinab kömmt. In dieſem, welches ſodann einen halben Zirkel vorſtellet, machet man eine Hölung, die ein paar Kannen faſſen kann, und worein der Saft aus dem angehauenen Theile des Baumes herab tropfet. Den alſo aufgefangenen Saft ſchöpfet man alle Tage aus. Dergeſtalt tropfet der Baum einige Monate lang, höret nachgehends auf, und erholet ſich wieder.

Mango von Condor.

Die Früchte, damit Condor von Natur geſegnet iſt, ſind der Mango, die Traube, und die wilde Muſcatennuß. Sie wachſen alle mit einander ſehr häufig im Walde. Der Mangobaum hat die Größe eines Apfelbaums. Es iſt aber dieſe Frucht von dem Mango, der auf Sumatra, Ceylan und anderswo wächſt, unterſchieden, nicht größer als ein kleiner Pfirſing, länglicht und am Ende ſpitzig. Nach erlangter Reife hat ſie eine gelbe Farbe, viel Saft, einen angenehmen Geruch und vortrefflichen Geſchmack. Man ſchneidet ſie entzwey, und leget ſie gleich andern Mangos nebſt etwas Knoblauch entweder in Salz oder in Eßig. Als die Freybeuter nach Condor kamen: ſo waren dieſe Früchte eben reif. Sie gaben einen ſo lieblichen Geruch von ſich, daß man ſie mitten im Walde und ziemlich weit ausſpühren konnte, wenn man ſie gleich nicht ſah; nur mußte man unterhalb Windes ſeyn. Dampiern iſt, außer Condor, kein einziger Ort in ganz Indien bekannt, da die wilden Mangos eben ſo gut wären, als diejenigen, daran der Gärtner allen möglichen Fleiß gewendet hat *b*).

Traubenbaum.

Die Traube wächſt Büſchelweiſe, wie der Jack, der Durion und die Cocos. Sie wächſt auch gleich ihnen unmittelbar aus dem Stamme des Baumes, welcher gerade, höchſtens einen Schuh im Durchſchnitte dick, und wenig beäſtet iſt. Es giebt zweyerley Gattungen, rothe und weiße. Die Fruchtbüſchel haben an Geſtalt und Farbe viel Aehnlichkeit mit einer Weintraube, und tragen vermuthlich aus eben dieſer Urſache den Namen, gleichwie ſie ihn denn auch wegen ihres ſehr angenehmen Weingeſchmackes verdienen. Dampier hat dieſe Frucht ſonſt nirgend, als auf Pulo Condor, geſehen *c*).

Wilder Muſcatenbaum.

Der wilde Muſcatenbaum iſt von der Größe einer Haſelnußſtaude, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeine Aeſte dichter beyſammen ſtehen, und ſich nicht ſo weit ausbreiten. Seine Frucht wächſt an den Zweigen, wie die Haſelnüſſe. Sie liegt in einer zarten Hülſe, oder vielmehr in einer Art von Blüthe, welche hinwiederum von beſagter Hülſe eingehüllet wird. Zwar iſt dieſe wilde Muſcate nicht ſo dick und lang, als die gute, gleichet ihr aber übrigens dermaßen genau, daß Dampier ſie dafür anſah. Allein, ſie hat weder den Geſchmack noch den Geruch derſelbigen. Das allerwunderbarſte iſt dieſes, daß unter ſo vielen dicht beyſammen liegenden Inſeln, ſonſt keine einzige, als nur die größte, oder eigentlich alſo genannte Condorinſel, den Theer- Trauben- Mango- und wilden Muſcatenbaum aufzuweiſen hat *d*).

Es ſind dieſe Inſeln voll Papageyen, Holz- und gemeine Tauben, auch Feldhühner, die

---

b) A. der 440 S.

c) A. d. 441 S.

d) Ebendaſ.

Dampier. 1687.

die ein weißes zartes Fleiſch haben. Muſchelwerk und grüne Schildkröten giebt es im Ueberfluſſe. Nebſtdem werden ſie von Bächen gewäſſert, die das Jahr über zehn Monate lang Waſſer haben, mit Ende des Märzens aber vertrocknen. Den ganzen April über, findet man zwar ſonſt nirgend Waſſer, als in einigen Teichen: allein, es fällt nicht ſchwer, Brunnen zu graben. Im May regnet es, und die Bäche fangen wieder an zu laufen.

Bequemlichkeit dieſer Inſel zu einem Handelsſitze.

Ueber alle bisher erwähnte Vortheile haben dieſe Inſeln auch eine vortreffliche Lage, nämlich an der Straße nach China, Japon, Manilla, Tonquin, Cochinchina, und mit einem Worte nach allen Ländern, die an der äußerſten Oſtküſte des indianiſchen feſten Landes liegen, man mag nun den Weg durch die malacaniſche oder durch die ſundiſche Straße nehmen. Dampier wundert ſich, warum keine einzige Nation einen Handelsſitz darauf anlege, indem er vermittelſt einiger Feſtungswerke ſehr leicht gegen alle Anfälle geſichert werden könnte. Eben ſo leicht fiele es, den Hafen zu befeſtigen, und es könnte dieſer Ort einen ſehr wichtigen Handelsplatz abgeben.

Geſtalt der Einwohner.

Die Einwohner der großen Inſel, als welche nur allein bevölkert iſt, ſtammen aus Cochinchina her. Sie ſind zwar klein, aber wohl gebildet und brauner, als die Mindanayen. Sie haben ein langes Geſicht, ſchwarze Haare und Augen, eine mittelmäßige Naſe, dünne Lippen, ſehr weiße Zähne und einen kleinen Mund. Ihre Verrichtung beſteht meiſtentheils im Abzapfen des Theerbaumes. Den Saft verwahren ſie in hölzernen Gefäßen und führen ihn nach Cochinchina. Einige fangen Schildkröten, kochen das Fett zu Thrane, und treiben Handel damit. Die Gewohnheit, ausländiſche Schiffe in ihrem Hafen zu ſehen, hat ihnen ein leutſeliges Weſen im Umgange beygebracht. Ihre Höflichkeit geht ſo weit, daß ſie ihre Weiber und Töchter an Bord führen, und einem jeden, der ſich auf die zur See ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten gern ergötzen möchte, zu ſeinem Dienſte anbiethen. Ihr Gottesdienſt iſt heidniſch. Dampier ſah in dem mittägigen Theile der Inſel in einem Dorfe einen kleinen Tempel, darinnen auf einer Seite ein ſteinernes Elephantenbild von etwa fünf Schuhe hoch, auf der andern ein Pferd von gleicher Materie ſtund. Beyde wendeten den Kopf gegen Mittag e).

Inſel Ubi.

Nachdem das Schiff ausgebeſſert war: ſo kreuzete Reed einige Wochen lang auf dieſem Gewäſſer herum, und kam bis an die ſiamſche Bay, woſelbſt er an der Inſel Ubi, welche gerade weſtlich am Eingange derſelbigen und vierzig Meilen von Pulo Condor liegt, den Anker warf. Sie hat ungefähr ſieben bis acht Meilen im Umkreiſe, und an ihrem nordlichen Bezirke Waſſer. In der Bay ſelbſt fanden die Freybeuter noch einige andere Inſeln: es waren aber bloße Fiſcherhütten darauf. Unterdeſſen nahmen ſie doch auf dieſem Streiſe einige mit Reiß beladene indianiſche Fahrzeuge, imgleichen ein großes Schiff, das von Palimbam kam, und Pfeffer führete, weg. Mit dieſer Beute kehreten ſie nach Pulo Condor zurück. Indem nun Dampier nebſt dem Schiffsbarbier leicht erachteten, man werde ſich hier nicht lange verweilen: ſo ſuchten ſie dieſe Gelegenheit gut anzuwenden, und wollten ſich voritzt, weil es zu ihrem größten Leidweſen zu Mindanao nicht angegangen war, von dieſem tollen Haufen heimlich wegſchleichen. Allein, Reed gab allzugenau auf ſie Achtung, und ließ den Schiffsbarbier, als er ſchon am Lande war, mit Gewalt wieder an Bord führen.

Den

e) A. d. 445 u. vorherg. S.

f) A. d. 457 S.

g) A. d. 461 S.

h) Weil wir nicht einen einzigen dieſer Küſte kundigen Mann am Borde hatten: ſo waren die Seekarten unſer einziger Troſt. Dieſe nun meldeten uns zwar, wo dieſer oder jener Ort, oder

In-

Dampier. 1687.

Den 4ten des Brachmonates gieng man abermals nach Manilla unter Segel. Denn die drey Monate über, die man ausgeruhet hatte, waren allerley wichtige Anſchläge gefaſſet worden, und ein gewiſſer portugieſiſcher Metiſe, der viele Sprachen redete, und auf dem Pfefferſchiffe gefangen worden war, ſchien ſehr geſchickt zu ſeyn, die Ausführung derſelbigen zu erleichtern. Allein, der Wind wurde ſo widrig, daß man nach langwierigem Bemühen endlich alle Hoffnung, Manilla zu erreichen, ſinken ließ. Demnach mußte man neue Anſchläge ausſinnen. Der erſte war, man wollte die Inſel Prata beſuchen, davon man nicht weit entfernet war. Beſagte Inſel iſt klein, und wegen der ringsherum liegenden Klippen höchſt gefährlich. Sie liegt auf dem Wege von Manilla nach Canton auf zwanzig Grad vierzig Minuten Breite. Die Chineſer fürchten dieſe beſchriebene Unglücksinſel ärger, als vor Zeiten die Spanier die Bermudiſchen. Denn ſie haben eine Menge reichbeladene Manillenfahrer auf ihrer Rückfahrt daſelbſt eingebüßet, ja der portugieſiſche Metiſe verſicherte den Reed, die cantonſchen Handelsleute hätten aus Beyſorge eines gleichen Schickſales nicht einmal das Herz, die verſunkenen wichtigen Schätze, davon ein großer Theil zwiſchen den Klippen liege, auffiſchen zu laſſen. Dieſes nun war die Abſicht der Freybeuter, und das, wovor andere Leute ſich fürchteten, vermochte ſie von ihrem Vorhaben im geringſten nicht abzuſchrecken. Sie kämpfeten fünf bis ſechs Tage lang auf das hartnäckigſte mit dem Winde. Endlich wurde ihnen der Südoſt zu ſtark, und jagte ſie wider ihren Willen an die chineſiſche Küſte.

Inſel Prata.

Inſel St. Johann.

Den 25ſten erblickten ſie das Land, und kamen noch an eben dieſem Tage in Nordoſt der kleinen Johannesinſel vor Anker. Es liegt dieſe Inſel an der Südküſte von Canton auf zwey und zwanzig Grad und dreyßig Minuten Norderbreite. Sie iſt ziemlich hoch, aber eben, voll Wälder, Reiß und Vieh. Die Einwohner ſind Chineſen, und Dampier bringt zwar bey dieſer Gelegenheit einige wiewohl nicht allzugenaue Anmerkungen von der Gemüthsbeſchaffenheit und der Lebensart dieſer Nation bey *f*), geſteht aber zugleich, er habe in der kurzen Zeit, da er ſich darnach erkundigen können, dieſes Land, deſſen Beſchreibung ein ganzes Buch erfordere, nicht völlig kennen lernen *g*). Als Reed ſich mit Vorrathe verſorget hatte: ſo gieng er den 4ten des Heumonates unter Segel.

Schrecklicher Sturm.

War je eine Gefahr im Stande, ſeine Leute zu erſchrecken: ſo war es diejenige, als ihnen alle Elemente zween ganze Tage lang den Untergang droheten. Sie beſorgeten wohl tauſendmal durch Wind, Feuer und Waſſer in den Abgrund verſenkt zu werden. Der Neumond war damals nicht weit. Als endlich dieſer Sturm, der ſchrecklichſte, welchen Dampier in ſeinem ganzen Leben ausgeſtanden hatte, glücklich vorüber gieng: ſo waren die Freybeuter bloß darauf bedacht, wie ſie vor einfallendem Vollmonde, der ihnen nichts beſſers drohete, in Sicherheit kommen möchten. Sie zogen ihre Karten zu Rathe *h*), was für ein Weg nach den Piſcadoresinſeln, die unter drey und zwanzig Grad Norderbreite liegen, zu nehmen ſey? Es ſind dieſes einige zwar große, aber ſchlecht bevölkerte Inſeln, zwiſchen Formoſa und China, und liegen beynahe gerade unter dem Wendekreiſe des Krebſes. Sie geben eben dergleichen Anblick von ſich als die Dünen bey Dorſetshire und Wiltshire in England. Es giebt Waſſer und viele Ziegen da. Zwiſchen den beyden oſtlichſten iſt ein

Die Freybeuter gehen nach den Piſcadoresinſeln.

Inſel liege, allein ſie ſagten uns nicht, ob ein Hafen, eine Bucht oder Rhede daſelbſt anzutreffen, noch wie ſelbige beſchaffen ſeyn? Eben ſo wenig gaben ſie uns von der daſigen Landesart, Handlung und natürlichem Vorrathe Nachricht, ſondern wir mußten alles dieſes ſelbſt erforſchen. A. d. 468 S.

Dampier. 1687.

ein guter Hafen. In dem weſtlichen Bezirke der am weiteſten gegen Abend gelegenen, haben die Chineſen eine Stadt nebſt einem Schloſſe, das den Hafen beſtreicht, und beſtändig mit drey bis vierhundert Mann beſetzet iſt. Reed näherte ſich dieſen Inſeln: allein, weil er ſonſt nirgend eine bequeme Ankerſtelle fand, als im Hafen, ſo lief er unbedachtſamer Weiſe hinein, erſtaunete aber gewaltig, als er eine große Menge Schiffe, theils unter Segel, theils bey einer großen Stadt vor Anker liegend erblickte. Seine Abſicht war freylich geweſen, ſich verborgen zu halten: unterdeſſen aber da er nun nicht wieder zurück konnte, bewaffnete er ſich mit Verwegenheit. Der Nachen mußte nach der Stadt fahren, und für ein engliſches Kaufſchiff, das auf ſeinem Wege nach China vom Sturme überfallen worden, um Lebensmittel und Erlaubniß, den Vollmond hier abzuwarten, Anſuchung thun. Man empfing zwar den abgeſchickten Officier ganz höflich, verſprach ihm auch den benöthigten Beyſtand, übrigens aber entſchuldigte ſich der chineſiſche Statthalter mit ſeinen Landesverordnungen, die ihm allen Umgang mit Ausländern unterſageten, und rieth ihm, entweder nach der Inſel Aimoi, wo den Engländern alle Häfen offen ſtünden, oder nach Macao zu gehen, und ſich dergeſtalt Canton zu nähern. Unterdeſſen ſchickte er doch ohne Verzug ein Geſchenk von Lebensmitteln an Bord, dagegen ihm Reed ein gezogenes engliſches Rohr, nebſt einer goldenen Kette überſendete. Die Freybeuter hielten es für ein großes Glück, daß niemand den geringſten Verdacht auf ſie warf. Ein

Gehen an unbenahmte Inſeln.

ziemlich günſtiger Südweſtwind brachte ſie ſogleich auf die Entſchließung, gewiſſe andere zwiſchen Formoſa und den philippiniſchen gelegene Inſeln, die in ihrer Karte mit keinen Namen, ſondern nur, um ihre Zahl anzudeuten, mit einer 5 bemerket waren, aufzuſuchen. Denn ſie dachten, eine Inſel, die auf der Seekarte keinen Namen habe, müſſe nothwendiger Weiſe unbewohnet ſeyn, und hier könnten ſie zu ihrer Unternehmung auf Luzon in aller Stille Anſtalt machen.

Unterwegens blieben ſie an der Südweſtküſte von Formoſa, und behielten ſie zur linken Hand. Dampier ſetzet den mittägigen Theil dieſer Inſel auf ein und zwanzig Grad und zwanzig Minuten, ihren nordlichen aber auf fünf und zwanzig Grad zehn Minuten. Ihre Länge rechnet er von dem hundert zwey und vierzigſten Grade fünf Minuten, bis an den hundert drey und vierzigſten Grad zehn Minuten oſtlich vom Pik auf Teneriſa *i*).

Den 6ten des Auguſtmonates erreichten ſie die geſuchten fünf Inſeln. Allein, da ſie nur

---

i) A. d. 474 S.

k) A. d. 475. S.

l) Wir wollen in gleicher Abſicht einen Auszug davon beybringen. Ich habe allemal bemerket, ſaget er, daß an ſolchen Orten, wo die Küſte aus ſteilen Felſen beſteht, die See eine gewaltige Tiefe habe, und man ſehr ſelten daſelbſt Anker werfen könne. Hingegen mag das inwendige Land ſo hoch ſeyn, als es immer will, ſo iſt doch der Grund an der Küſte, folglich auch die Ankerſtelle gut, wenn nur der Strand einen Abſchuß gegen die See hat. Je flächer der Abſchuß der Küſte, und je ſteiler er iſt, in deſto geringerer und größerer Tiefe findet man Ankergrund. So viel ich weis, giebt es keine einzige Küſte in der ganzen Welt, die überall gleich hoch wäre, ſondern jedwede hat höhere und flachere Stellen. Eben dieſe Höhen und Flächen verurſachen, daß die Küſten und Meerärme nicht allenthalben einerley Beſchaffenheit, ſondern Buchten, Häfen, u. d. g. da man ſicher vor Anker liegt, haben. Denn ſo wie die Oberfläche des Landes beſchaffen iſt, eben alſo iſt ordentlicher Weiſe auch der Boden der See beſchaffen. Dergeſtalt hat manche Küſte, die an der See von ſteilen Felſen begränzet wird, einen guten Hafen, wenn es nur zwiſchen beſagten Felſen einen räumlichen Abſchuß giebt. Iſt aber der Abſchuß eines Berges oder Felſens auf dem Lande, von dem nächſten Berge nicht weit genug entfernet, oder es iſt ſein Abſchuß, es ſey nun auf der See oder Landſeite, allzuſteil, und gleich=

nur einen Ankertau weit vom oſtlichen Ufer der nordlichſten auf funfzehn Faden Tiefe beygelegt hatten, ſahen ſie zu ihrer größten Beſtürzung, wie ungemein volkreich ſie war. Drey große Städte zeigeten ſich ſogleich nur eine Meile weit vom Strande; nachgehends ſahen ſie noch die vierte, und größte unter allen, hinter einem kleinen von der See nicht weit entferneten Berge.

und geben ſolchen Namen.

Dampier nahm die Höhe dieſer Inſeln. Nach ſeinem Berichte liegen ſie auf zwanzig Grad und zwanzig Minuten Norderbreite, ihre Länge hingegen war in ſeiner Karte auf vier und zwanzig Grad und funfzig Minuten angeſetzet. Weil es ihnen nun an Namen fehlete: ſo hielten die Freybeuter ſich für berechtiget, ihnen welche zu geben. Einige unter dem Haufen befindliche Holländer verlangeten, man ſolle die größte, das iſt die weſtlichſte, dem Könige von England Wilhelm II zu Ehren, die Oranieninſel benennen. Ihre Länge beträgt ſieben bis acht, die Breite zwo Meilen, und die Lage iſt zwiſchen Nord und Süd. Vier oder fünf Meilen weit von dieſer gegen Oſten liegen zwo kleinere, darunter benennete Dampier die nordlichſte, das iſt diejenige, wo man vor Anker lag, **Graftonseyland**, und er bemerket bey dieſer Gelegenheit, daß ſeine Frau mit der Herzoginn dieſes Namens in Verwandtſchaft ſtund. Die Länge dieſer Inſel iſt etwa vier, die Breite anderthalb Meilen, die Lage zwiſchen Nord und Süd. Die andere bekam von den Matroſen die Benennung **Monmouthsinſel**. Sie liegt nicht über eine Meile weit ſüdlich von Graftonseyland, hat eine Länge von drey Meilen; die Breite beträgt nur eine, und die Lage iſt wie bey den vorigen. Zwiſchen der Monmouthsinſel, und dem mittägigen Ende des Graftonseyland, liegen noch zwo andere, aber kleine und runde, alle beyde gegen Oſten. Die oſtlichſte hieß man nach einem gewiſſen Getränke, das daſelbſt ſtark im Schwange geht, Bashee oder Baſchieyland. Die letzte und kleineſte mußte Ziegeneyland heißen, weil es viele ſolche Thiere darauf giebt. Im Norden aller dieſer Inſeln, erblicket man zween ſehr hohe Felſen.

Zu verwundern iſt, daß Oranieneyland, als das größte unter allen, nicht bewohnet wird. Ungeachtet es bey ſeiner Höhe ſehr flach, ja ganz eben iſt, ſo beſteht doch die Küſte aus lauter ſteilen Felſen, welche den Freybeutern das Landen nicht erlaubeten. Dampier *l*) machet bey dieſer Gelegenheit den Seefahrern zum Beſten einige dieſen Umſtand betreffende Anmerkungen.

---

gleichſam ſchnur gerade, gleichwie an der Küſte von Chili und Peru, ſo hat die See an ſolchen Orten eine große Tiefe und wenige Häfen. Nur beſagte Küſte iſt viel zu ſteil, als daß man Anker daſelbſt werfen könnte; hingegen weis ich auch keine, die ſo wenig Rheden hätte. Die Küſte von Gallicien, Portugall, Norwegen, Neuland u. ſ. w. ſind zwar der Küſte von Pern und der hohen Inſeln im Archipelago ähnlich, gleichwohl aber mit guten Häfen beſſer verſehen. Ueberall wo es im Lande keine flache Gegenden giebt, da giebt es auch am Ende beſagter Gegenden gute Bayen, geſetzt nämlich, wenn ſich dieſelbigen bis an die See erſtrecken, gleichwie an der Carracosküſte, und anderswo geſchieht. Die Inſeln Juan Fernandez, Helena und andere, ſind hohe Länder, mit einer tiefen Küſte. Bey den Staatsinſeln nicht weit vom Feuerlande, iſt an das Ankerwerfen nicht einmal zu gedenken, weil die ans Meer ſtoßenden Felſen ganz ſteil ſind. Gleichwohl möchten für Barken und kleine Fahrzeuge, irgend einige kleine Häfen daſelbſt vorhanden ſeyn.

Gleichwie nun hohe und ſteile Küſten die Beſchwerlichkeit bringen, daß man ſelten Anker da werfen kann, alſo haben ſie auch den Vortheil, daß man ſie von weitem ſieht, und ſich ihnen ohne alle Gefahr nähern kann. Eben nun dieſer Urſache willen nennet man ſie kecke Küſten, oder deutlicher zu ſprechen, erhabene: niedriges Land hingegen ſieht man erſt in der Nähe, und weil man immer in Sorge ſtehen

Was ſie hervor bringen.

Monmuth und Grafton ſind zwey ſehr bergigte Inſeln. Die beyden kleinen ſind flach und eben. Die Bachiinſel iſt weiter nichts, als ein ſteiler Berg, hingegen das Ziegeneyland iſt ganz flach. Der Boden dieſer ſämmtlichen Inſeln iſt überhaupt zu reden roth: doch aber haben einige Thäler ſchwarzen und fruchtbaren Boden. Bäume giebt es zwar in großer Menge, aber wenig große. Das Gras wächſt ſehr hoch, und findet man bloß auf dem Abſchuſſe der Berge niedriges. Die Landesfrüchte ſind Plantanen, Bananas, Morges, Ananas und Zuckerrohr. Doch die gewöhnliche Speiſe der Einwohner beſteht ſtatt des Brodtes aus Pataten und Yames. Baumwolle wächſt auch da, aber auf ſehr niedrigen Sträuchen. Andere vierfüßige Thiere, als Pferde und Schweine giebt es in dieſen fünf Inſeln nicht. Auch ſieht man wenig andere Vögel als Papagayen. Hühner und Hahnen machen alles Hausgeflügel aus.

Geſtalt und Kleidung der Einwohner.

Monmuth und Grafton ſind ſtark bewohnet, aber die Bachiinſel hat nicht mehr, als eine einzige Stadt. Die Inſeleinwohner ſind kurz und unterſetzt. Ueberhaupt zu reden, haben ſie ein rundes Geſicht, niedrige Stirne, lange Augbrahmen, haſelnußfarbige Augen, mittelmäßigen Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, ſchwarze dicke Haare, die ſie kurz abſchneiden, und an beyden Reihen nicht weiter, als bis an die Ohren herab hängen laſſen. Weder Manns- noch Weibesperſonen bedecken den Kopf. Die erſtern gürten gemeiniglich nur ein kurzes Schürzchen um ſich, doch bedecken auch einige den ganzen Leib mit Plantanenblättern, denen ſie die Geſtalt eines Leibrockes beylegen. Die Weibesperſonen machen ſich aus der daſigen Baumwolle Röcke von grobem Cattune, die etwas weniges über die Knie herab reichen. Die ganze Nation trägt Ohrringe von einem gewiſſen gelben Metalle, das aus ihrem Gebirge kömmt. Dampier will zwar nicht behaupten, daß es Gold ſey, doch ſcheint ihm ſolches wegen der Schwere und Farbe deſſelbigen, an welcher es unſerm Kronengolde beykömmt, nicht unglaublich zu ſeyn. Er hätte welches gekauft: allein er konnte kein Eiſen, darauf die Einwohner gewaltig erpichet ſind, dagegen vertauſchen. Denn obgleich eine große Menge von dieſem Metalle am Borde war, ſo hatte er doch keinen Antheil daran, ſondern es gehörete, wie er ſaget, engliſchen Kaufleuten, die es Swanen anvertrauet hatten. Zwar giengen die übrigen Freybeuter mit anderer Leute Gütern ſonſt nicht ſo gewiſſenhaft um: allein, es ſchien ihnen ganz unwahrſcheinlich zu ſeyn, daß Gold ſo blaß ausſehen könnte. Reed war der einzige unter ihnen, der einige ſolche Ringe gegen Eiſen eintauſchte, wiewohl gar nicht in der Hoffnung, etwas daran zu gewinnen, ſondern bloß um ſeiner Neugierigkeit ein Genüge zu thun. Wurden dieſe Ringe fleißig geputzet, ſo bekamen ſie einen ſehr ſchönen Glanz, mit der Zeit aber lieſen ſie an.

---

hen muß unvermuthet darauf zu laufen, ſo unterſteht man ſich zuweilen nicht, nahe an ſie zu kommen: und wie viele Sandbänke giebt es über dieſes nicht an niedrigen Ländern, welche von großen Strömen, die ſich da in die See ergießen, zuſammen geſchwemmet worden.

Gleichwohl bleibt es überhaupt richtig, daß man in der Nähe eines niedrigen Landes am ſicherſten vor Anker liegt; die Beyſpiele beweiſen es. Südlich an der Campechebay, wo das Land meiſtentheils niedrig iſt, kann man, ſo weit als die Küſte reichet, überall Anker werfen. Die Hondurasbay, und die darauf folgende, an den Küſten von Portobello und Carthagena, bis an die Höhe von St. Martha, ja noch weiter, bis an die Carracosküſte, welche hoch iſt, biethet gute Ankerplätze dar, gleichwie auch an eben dieſer Küſte die Gegenden um Surinam, welche niedrig ſind, und die darauf folgenden bis an die Guaganaküſte. Noch iſt die Bay von Panama alſo beſchaffen, wo man dem Unterrichte der Lootsbücher zu Folge, weder bey Tage noch bey Nacht ohne Senkbley fahren ſolle. In eben dieſen Meeren iſt die Küſte, von dem hohen Lande bey Gua-

Dampier. 1687.

an. Sodann überzog man ſie mit einem Teige von rother Erde, ließ ſie im Feuer ausglühen und löſchte ſie nachgehends in friſchem Waſſer ab, wornach man, ſobald der Teig weggenommen wurde, den vorigen Glanz von neuem an ihnen erblickte m). Dampier konnte nicht erfahren, wie dieſes Metall beſchaffen ſey, wenn es aus dem Bergwerke komme, noch wie die Einwohner ihre Finger- und Ohrringe verfertigen.

Wunderliche Städte.

Ihre Häuſer ſind ungemein niedrig, auch ſo klein als möglich; denn auf einer Seite ſteht der Feuerheerd, auf der andern eine Pritſche, darauf zu liegen. Damit hat das Haus ein Ende. Die Leute wohnen in Dörfchen, die oben auf den Gipfel oder auf den Abſchuß der allerſteinigſten Berge gebauet ſind. Da ſtehen nun einige Reihen Häuſer, immer eine höher als die andere, oder hängen vielmehr nicht anders als Schwalbenneſter über den gähen Tiefen. Es iſt in der That nicht möglich, aus einer Reihe in die nächſte zu gehen, ſondern man muß vermittelſt einer hölzernen Leiter auf- und abſteigen. Doch iſt der Platz, darauf jedwede Reihe ſteht, ſo breit, daß eine, wiewohl ſehr ſchmale Gaſſe, übrig bleibt. Es geht ſolche vor den Thüren, und zwar zwiſchen den Häuſern und dem Fuße der zweyten Reihe vorbey. An den Platz, worauf dieſe Reihe ſteht, reichen die Gibel der darauf folgenden niedrigen Häuſer; die Leiter, darauf man von einer Gaſſe in die andere ſteigt, hat ihren Platz ungefähr in der Mitte, und zwar an einem ausdrücklich dazu ausgeſuchten ſehr engen Orte. Indem nun die beyden Enden einer jedweden Gaſſe ebenfalls an Abgründe ſtoßen, ſo iſt man nach aufgezogener Leiter vor allen Anfällen ſicher. Von oben hat man eben ſo wenig etwas zu beſorgen, indem dieſe niemals erhörten Städte auf keine andere Berge, als ſolche, die entweder auf der andern Seite gegen die See hängen, oder ſonſt allenthalben unzugänglich ſind, gebauet werden. Nichts deſtoweniger haben die Einwohner alle dieſe ſteilen Felſenwände bloß der Natur zu danken: denn es hat dieſer Felſen eine dermaßen große Härte, daß man ihm mit keinem bisher bekannten Werkzeuge etwas anzuhaben vermag, man ſieht auch nirgend das allergeringſte Merkmaal, daß die Kunſt etwas dabey gethan hätte. Die Inſeln Monmuth und Grafton haben viele ſolche Berge, folglich auch viele Dörfer. Das Bachieyland hat nur einen einzigen, der mit dem Rücken an die See ſtößt. Aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge, rühret dieſe neue Art ſich gegen alle Ueberfälle in Sicherheit zu ſtellen, von der Furcht vor den Seeräubern her. Eben deswegen bleibt nach Dampiers Meynung Oranieneyland, ungeachtet es unter den fünfen das größte iſt, und an Fruchtbarkeit keinem andern etwas nachgiebt, noch immer unbewohnet; es iſt nämlich allenthalben flach und eben, und hat keine Abgründe, dahin man Dörfer oder Städte bauen könnte n).

Guatimala in **Mexico** bis an **Californien**, größtentheils niedrig, daher kann man auch ſicher daſelbſt vor Anker legen. In Aſien iſt die chineſiſche Küſte, die Bay von **Siam** und **Bengalen**, die ganze Küſte **Coromandel**, die bey **Malaga**, und die benachbarte Küſte von **Sumatra** auf eben derſelbigen Seite meiſtentheils niedrig, und zum Ankern dienlich. Hingegen iſt ſie an der Weſtſeite von Sumatra ſteil und keck. Eben alſo ſind auch die meiſten oſtlich von Sumatra liegenden Eylande beſchaffen, als zum Beyſpiele **Borneo**, **Celebes**, **Gilolo** und viele andere von geringerer Wichtigkeit, welche ſämmtlich gute Rheeden nebſt vielen Sandbänken haben. Hingegen die Inſeln im indianiſchen Weltmeere, abſonderlich ihre Weſtſeite, ſind hohe und ſteile Länder, abſonderlich die weſtlichen Gegenden, nicht nur von **Sumatra**, ſondern auch von **Java**, **Timor**, u. ſ. w. Mit einem Worte, hohes Land hat gemeiniglich tiefes Waſſer. Hingegen ſind auch niedrige Länder und ſeichte Seen, wiederum meiſtentheils beyſammen. A. d. 479 u. vorherg. S.

m) A. d. 480. S.

n) A. d. 482 u. vorherg. S.

Geſchicklichkeit der Einwohner.

Der Witz der Einwohner leuchtet aus der Geſtalt ihrer Fahrzeuge nicht weniger hervor. Sie haben kleine und denen zu Deal in England gewöhnlichen, nicht unähnliche Schaluppen, welche mit hölzernen Bolzen und mit Nägeln zuſammen verbunden ſind. Die größten, welche eben dieſelbe Geſtalt haben, faſſen vierzig bis funfzig Mann, und ihre Bänke ſind doppelt, das iſt, es ſitzen auf jeder Bank zween Kerl, und rudern, jedweder auf ſeiner Seite. Sie wiſſen nicht nur, wozu das Eiſen gut iſt, ſondern ſie können es auch verarbeiten. Ihre Blasbälge ſind eben alſo beſchaffen, wie auf der Inſel Mindanao *o*). Dampier hält für ausgemacht, ſie beführen mit ihren großen Barken die Nordſeite von Luzon und holeten daſelbſt Eiſen und Büffelsleder, indem ſie alles dieſes nothwendiger Weiſe anderswo bekommen müßten. Dem oben erwähnten Metalle, daraus ſie ihre Ringe machen, legen ſie den Namen **Bullawan** bey, welches eben derjenige iſt, den bey den Mindanayern das Gold bekömmt. Ihre Sprache kömmt dem Klange nach, weder mit dem Chineſiſchen noch mit dem Malayiſchen überein; hingegen muß ſie mit der Sprache auf den philippiniſchen Inſeln größere Verwandtſchaft haben, weil die darauf wohnenden Indianer alle mit einander, das Gold auf einerley Weiſe benennen *p*).

Ihre Speiſe.

Aus eigener Bewegung ſchlachten ſie niemals weder ein Schwein, noch eine Ziege. Sahen ſie aber ein ſolches Thier von den Freybeutern ſchlachten, ſo rafften ſie die Haut und das Eingeweide ſorgfältig zuſammen, brieten es auf Kohlen, oder kochten es nebſt einem Miſchmaſche von Kräutern und Fiſchen in Waſſer, und ließen es ſich wohl ſchmecken. Zuweilen finden ſich die Heuſchrecken ſchwarmweiſe ein, und freſſen Laub und Gras weg: dieſe fangen ſie mit allerley Netzen, und braten ſie in irrdenen Gefäßen. Dampier aß welche, und befand ſie recht wohlgeſchmackt. Die Flügel und Beine, ſaget er, fallen am Feuer von ſelbſt ab. Der Kopf und das Fleiſch verlieren ihre braune Farbe, die ſie von Natur haben, und werden roth. Der Rumpf iſt gleichſam ausgeſtopfet, und ſehr mürbe, aber der Kopf knirſchet bey dem Zerbeißen *q*).

Getränke Baſchi genannt.

Die Inſeleinwohner trinken zwar gemeiniglich nur Waſſer, gleichwohl kochen ſie auch aus ihrem Zuckerrohre mit Zuſatze eines gewiſſen ſchwarzen Saamens, der gleichfalls auf ihrer Inſel wächſt, ein ſtarkes Getränk. Hat dieſes einige Tage lang gegohren, und ſich nachgehends geſetzet: ſo iſt es nach Dampiers Urtheile ſo ſtark, geſund und angenehm, als das beſte engliſche Bier. Sie nennen es Baſchi. Weil es den Freybeutern ſowohl ſchmeckte, und ſie ſich zum öftern ohne Verſpürung der geringſten Ungelegenheit darinnen berauſchten: ſo machten ſie eine allgemeine Benennung für alle fünf Inſeln daraus. Zu Folge ihrer öfteren Erfahrung wird man von dieſem Getränke zwar luſtig, aber niemals toll oder grimmig. Es behaget den Inſeleinwohnern ſelbſt, ſie trinken nach Herzensluſt davon, und bleiben dem ungeachtet die friedfertigſten und artigſten Leute, welche Dampier auf allen ſeinen Reiſen jemals antraf. Er merkete nie den geringſten Zorn noch Verdruß an ihnen. Gegen einander ſelbſt ſind ſie höflich, gegen Ausländer dienſtfertig und gutthätig *r*). Sie halten ſich ſelbſt und ihre Häuſer ungemein reinlich, nebſt dem zeigen ſie nicht den geringſten Eigennutz, und verlangen niemals etwas. Zwar die Weiber zeigten bisweilen ihre Kinder, und gaben dadurch zu verſtehen, ſie hätten, um ſelbige darein zu wickeln, ein Stückchen Cattun nöthig; hingegen gaben die Männer alles her, was

---

o) Man ſehe die Beſchreibung der philippiniſchen Eylande im XI Theile gegenwärtiger Sammlung.

p) A. d. 85 S.

q) A. d. 484 S.

Dampier. 1687.

was ſie hatten. Beſuchte man ſie, und es fehlete an Baſchi zu Bewirthung der Gäſte, ſo holeten ſie in aller Eile ein Paar Krüge voll bey dem Nachbar, und gaben einige Stückchen von ihrem Golde dafür. Geld haben ſie nicht, ſondern ſie ſammlen nur Stückchen von beſagtem Metalle, und tauſchen ihre Bedürfniſſe dagegen ein; indem ihnen aber ſowohl die Wage als andere Maaßen fehlen, ſo geben ſie es nach dem Augenmaaße und zwar in ſehr kleinen Theilen weg. Zwey bis drey Körnchen galten eine Humpe Baſchi von zehn bis zwölf Kannen s).

Ihr Gewehr.

Ihr Gewehr beſteht aus hölzernen Spießen, die nicht einmal alle mit Eiſen vorgeſpitzet ſind. Statt der Rüſtung tragen ſie ein Stück Büffelsleder in der Geſtalt eines Collets, doch ohne Aermel, und an beyden Seiten zugenähet. Sie ſtreifen es über den Kopf, und ſtecken die Aerme durch die deswegen vorhandene Oeffnungen. Ein ſolches Panzerhemde reichet bis an die Knie.

Sie haben keine Religion.

Dampier konnte keinen Gottesdienſt bey ihnen wahrnehmen. Götzen hatten ſie nicht. Eben ſo wenig merket man, daß ſie einigen Unterſchied zwiſchen den Tagen machen, noch auch daß ſie Oberhäupter hätten, oder einer dem andern, es ſey nun wenig oder viel, Gehorſam leiſtete. Jedweder iſt ſo viel, als der andere, Herr von ſeiner Perſon und von ſeinem Hauſe, nur die Kinder ausgenommen, als welche, ſo lange ſie unverheirathet ſind, ihren Aeltern Gehorſam erzeigen. Ihre Baufelder liegen in den Thälern, und weit von den Wohnungen entfernet. Jedweder beſitzt ein Stückchen Land zu eigen, bauet es und bekömmt ſo viel davon, daß er nicht nöthig hat, ſeinen Nachbar um etwas anzuſprechen. Keiner hat mehr denn eine Frau, und dieſe hilft ihm die Hausſorge tragen. Der Vater geht mit den Söhnen aufs Fiſchen aus. Die Mutter gräbt mit den Töchtern die Pataten- und Yamesfelder um, und trägt alle Tage ſo viel auf dem Kopfe nach Hauſe, als ihr Haus zu ſeinem Unterhalte bedarf.

Beyſpiel ihrer Gerechtigkeit.

Ob nun gleich keiner dem andern etwas zu befehlen hat: ſo müſſen ſie doch, wie Dampier dafür hält, einige Grundgeſetze beobachten, oder man muß annehmen, es werde jedwedes Dorf, wenigſtens ſo viel das gemeine Beſte betrifft, von der verſammelten Gemeine regieret. Denn er wohnte einſtens einer Hinrichtung bey, welche nothwendiger Weiſe von einer Obrigkeit veranſtaltet ſeyn mußte. Das Volk lief eines Tages ſchwarmweiſe zuſammen. Als er ſich umſah, was es bedeuten möchte, ſah er einen jungen Menſchen wohl verwacht herbeyführen. Dabey war auch eine Frau, die ungemein kläglich that, und ihm die Ohrringe abnahm. Unterdeſſen machte man ein tiefes Loch in die Erde, und legte den jungen Menſchen hinein. Er ſeines Orts ließ mit ſich machen, was man wollte, ja er ſchien ſehr wenig darnach zu fragen. Zum Beſchluſſe warf man die ausgegrabene Erde auf ihn, darunter er, wie Dampier nicht zweifelt, ſogleich erſticken mußte t).

Sowohl dem Reed als ſeinem ſämmtlichen Volke, gefiel es auf den Baſchieylanden ungemein wohl; denn erſtlich ſchmeckete ihnen das daſige Getränke gut; zum andern brachte ihnen auch dieſes nicht wenig Vergnügen, daß ſie die erſten Seefahrer waren, welche ſelbigen den Namen beygeleget, und ſie vollkommen kennen gelernet hatten. Demnach beſchloſſen ſie, den Oſtmuſſon hier abzuwarten. Im Anfange hatten ſie den Anker bey der Grafftonsinſel an einem luſtigen Bache ausgeworfen: nachgehends fuhren ſie an der oſtlichen

---

r) A. d. 487 S.
s) A. d. 488 S.
t) A. d. 486 S.

chen Seite derſelben hin, und rückten weiter gegen Süden. Ferner lieſen ſie zwiſchen eben dieſem und dem Monmuthseylande durch, wo die Fluth ſehr heftig war. Sie ſtrich zwiſchen dieſen Inſeln überall Südſüdoſt, und Nordnordweſt. Von hier befuhren ſie die weſtliche Küſte des Monmutheylandes zwo Meilen weit; und als da keine gute Ankerſtelle anzutreffen war, ſucheten ſie die Baſchiinſel auf und warfen den Anker in Nordoſten derſelben, an einer ſandigen Bucht, auf ſieben Faden Tiefe, klaren und harten Sandgrund. Der Canal zwiſchen beyden Eylanden iſt ziemlich breit, gemeiniglich zwiſchen zwölf und ſechzehn Faden tief, und zum Ankerwerfen überall bequem. Auf dieſer Rheede brachten ſie ſechs Wochen ſehr vergnügt hin. Einige ſchafften trefflichen Vorrath herbey, andere beſſerten das Schiff aus. Allein, den 26ſten des Herbſtmonates überfiel ſie ein entſetzlicher Nordnordweſtwind, gegen welchen ſie ihre damalige Lage nicht ſchützen konnte. Sie ſchleppeten erſtlich eine Zeitlang die Anker, doch zu allem Glücke ohne auf eine Klippe oder Sandbank zu laufen, und wurden zuletzt weit hinaus auf die hohe See verſchlagen. Die folgenden beyden Tage wurde der Sturm beſtändig wütender, und ſtellete ihnen den Tod wohl tauſendmal in der gräßlichſten Geſtalt vor Augen. Endlich hellete ſich das Wetter wiederum auf, und ſie kamen den 1ſten des Weinmonates an die Stelle, davon ſie der Sturm verjaget hatte, zurück. Einige von ihren Leuten hatten ſich damals am Lande befunden, und alle Hoffnung ihre Cameraden wieder zu ſehen, bereits verloren; dieſe genoſſen von den Landeseinwohnern alle erſinnliche Liebe, und ein ſolches Bezeigen, welches die gute Meynung von ihrer Gemüthsart um ein großes vermehrete. Man lag ihnen an, ſie möchten die Haare nach daſiger Landesart verſchneiden, und jedweder ein Mägdchen zu ſeiner Frau ausſuchen. Statt des Heirathgutes ſollte ihnen ein Stück Landes eingeräumet, und eine Art nebſt anderen zum Landbaue nöthigem Geräthe mitgegeben werden.

Ein Sturm treibt die Freybeuter in die See.

Muthloſigkeit der Freybeuter.

Dieſer Sturm benahm den Freybeutern allen Muth, ja ſo gar die Luſt, vor Manilla zu kreuzen. Sie waren ſo voll Schrecken, daß ſie noch im Hafen ſelbſt, ohne Verzug nach Hauſe zu gehen wünſcheten, eben wie ſie währender Gefahr wohl hundertmal gethan hatten. Allein, Reed und Teat, welcher nach ihm der vornehmſten war, thaten den Vorſchlag, ſie wollten vorläufig nach dem Vorgebirge Comorin gehen, und daſelbſt ſich weiter heraus laſſen. Dieſes wurde beliebet; denn weil man vermuthete, ſie wären Willens, im rothen Meere zu kreuzen, ſo ließ ſich jedermann ihre Gedanken gefallen. Der Oſtmuſſon war nicht weit mehr entfernet, und der beſte Weg war durch die malackiſche Straße zu laufen: allein, der Hauptmann ſtellete dagegen vor, es mache die große Menge Inſeln und Sandbänke, die man auf dieſem Wege antreffe, denſelben für Leute, die des daſigen Gewäſſers nicht kundig wären, allzugefährlich. Man beſchloß alſo, an der Oſtſeite der philippiniſchen Eylande vorbey, und ſüdwärts nach den Moluckiſchen zu ſegeln, und auf der Höhe der Inſel Timor, in das indiſche Meer einzulaufen. Freylich war dieſer Weg etwas langweilig, und dabey nicht ohne Gefahr: allein, aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge, war man gegen die Hauptgefahr, nämlich engliſche oder holländiſche Schiffe anzutreffen, in

Lauf, den ſie nehmen.

Si-

---

u) A. d. 494 S.

x) Siehe oben im XI Theile.

y) A. d. 504 S.

z) Er hatte bisher noch keine anderswo als in den weſtlichen Meeren geſehen. Die Waſſerhoſe, oder wie er ſie nennet Cataracte, iſt nach ſeinem Vorgeben, ein Stück von einer Wolke, das etwa eine Ruthe lang herab hängt, und aus dem finſterſten Orte der Wolke herzukommen ſcheint. Es hängt gemeiniglich ſchrägs; zuweilen krümmet es ſich

Dampier. 1687.

Sicherheit. „Ich meines Ortes, ſaget Dampier, war mit ihrem Schluſſe wohl zufrieden; denn je weiter ich reiſete, deſto mehr konnte ich ſehen und erfahren, welches jederzeit meine Hauptabſicht war. Zugeſchweigen, daß ich hoffen konnte, es werde ſich auf dieſer Fahrt mehr als eine Gelegenheit zeigen, aus ihren Händen zu entwiſchen u).„

Sie giengen den 3ten des Weinmonates von den Baſchieylanden unter Segel, ließen nach Süden und an der Oſtſeite der philippiniſchen Inſeln vorbey. Hier bekamen ſie Mindanao zu Geſichte, und Dampier bemühete ſich, wiewohl vergeblich, die Gemüther für den Hauptmann Swan zu gewinnen. Ueber dieß ließ Reed es wohl bleiben, an dieſer Inſel Anker zu werfen, weil er, wie unſer Verfaſſer ſaget, der Unbeſtändigkeit ſeiner Leute nicht trauete. Dagegen richtete er den Lauf mit einem Nordweſtwinde nach der Inſel Celebes. Was Dampier daſelbſt anmerkete, das haben wir in der Beſchreibung beſagter Inſel bereits beygebracht x). Er gedenket einer Reihe großer und kleiner Inſeln auch vieler Sandbänke, die unter einen Grad zwanzig Minuten Süderbreite, fünf bis ſechs Meilen von Celebes liegen ſollen, auf ſeiner Karte aber nicht verzeichnet waren. Reed warf den Anker in einer ſandigen Bay unter ein Grad funfzig Minuten ohne andere Abſicht, als ſeine Nachen alle Tage auf den Schildkrötenfang auszuſchicken, indem es dieſe Thiere hier in großer Menge giebt. Allein, Dampier bemerket, ſie wären an dieſem Orte eben ſowohl, als in allen oſtindiſchen Inſeln überhaupt, ungemein ſcheu. Die Urſache davon, iſt meines Erachtens, weil die Inſeleinwohner dieſe Fiſcherey ſtark treiben. Denn, ſaget er, ſie ſind in Weſtindien an ſolchen Orten, da ihnen ſtark nachgeſtellet wird, eben ſo ſcheu. Dem ungeachtet geſteht er doch, ſie äußerten in Neuholland dieſe Eigenſchaft eben ſowohl an ſich, ungeachtet ſie vor den daſigen Einwohnern gute Ruhe hätten. Zur Ebbezeit laſen die Freybeuter allerley Muſchelwerk auf, darunter Dampier abſonderlich ungeheure große Kammmuſcheln wahrnahm, indem ſieben bis acht Perſonen an einer einzigen ſatt zu eſſen hatten y). Ferner bemerket er, daß einer von dem Volke, welcher ſeit langer Zeit einen offenen Schaden am Beine hatte, einen beſonderen Weinſtock fand; es hatte ſelbiger ſchöne grüne Blätter, und ſchlang ſich um die benachbarten Bäume. Der Mann hackte die Blätter klein, kochte ſie mit Schweinfette zu einer Salbe, und heilete ſich in kurzer Zeit damit. Er hatte die Kunſt auf dem dariſchen ſchmalen Landſtriche gelernet, und ſeitdem ſich allenthalben nach dieſer Pflanze umgeſehen, ſolche aber ſonſt nirgend als hier gefunden. Alle Freybeuter verſorgeten ſich mit dieſer Salbe, und ſie bekam allen denen, welche alte Schäden hatten, vortrefflich wohl.

Beſchreibung einer Waſſerhoſe.

Unter drey Graden Süderbreite, und zehn Meilen weit von der Inſel Celebes, traf man abermals Sandbänke an, welche die Seefahrer in Verlegenheit bringen. Gegen Abend wurde man durch einige nach und nach erſcheinende Waſſerhoſen in abermaliges Schrecken geſetzet. Dampier beſchreibt ſie genauer, als kein anderer Seefahrer, auch ſo gar die Jeſuiten nicht, deren Nachricht wir in ihrer ſiamſchen Reiſebeſchreibung beygebracht haben z). Unterdeſſen hält er ſie doch nicht für gefährlich, ſie mögen ſo gräßlich ausſehen

---

ſich in der Mitte wie ein Bogen, oder es machet vielmehr einen Winkel, wie etwa ein Arm, wenn er ein wenig gebogen wird. Niemals habe ich eine Waſſerhoſe gerade herabhängen ſehen. Das untere Ende ſcheint nicht dicker, als ein Arm; hingegen oben an der Wolke iſt ſie dicker. Wenn die Oberfläche des Waſſers zu arbeiten anfängt, ſo ſchäumet das Waſſer in einem etwa hundert Schritte großen Umfange, und beweget ſich anfänglich ganz ſachte, nachgehends aber geſchwinder, im Kreiſe herum.

hen, als ſie wollen. „Denn, ſaget er, ungeachtet ich ſie oft genug geſehen habe, ja gar mitten darunter geweſen bin, ſo verurſachten ſie doch nie ein größeres Uebel als das bloße Schrecken.„

Den 5ten des Chriſtmonates kam man bey ſehr ſchönem Wetter an die Nordweſtſeite der Inſel Button. Hier giebt es dermaßen viele Schildkröten, daß man der allgemeinen Begierde aller Seefahrer nach dieſen Leckerbiſſen ein Genüge thun mußte. Allein, weil ſie ungemein ſcheu waren, ſo mußte man die Nacht abwarten, und ſie nach der in Weſtindien gewöhnlichen Weiſe mit dem Wurfpfeile ſchießen. So oft ſie den Kopf aus dem Waſſer ſtecken und Athem holen, welches alle acht bis zehn Minuten geſchieht, ſchnarchen ſie dergeſtalt, daß man ſie auf dreyßig bis vierzig Ruthen weit höret. Auf dieſes Zeichen nun, eilen die Fiſcher herbey, und können ihnen leichter als bey Tage auf den Leib kommen, weil die Schildkröte ſchärfer ſieht, als höret; dahingegen die Seekuh (Manate) ſchärfer höret, als ſieht.

Insel Button.

Stadt Callaſuſung.

Zwo Meilen weiter gegen Süden, entdecketen die Freybeuter einen guten Hafen unter vier Grad vier und funfzig Minuten Süderbreite. Die Inſel Button erſtrecket ſich etwa fünf und zwanzig Meilen weit von Südweſt gegen Nordweſt in die Länge. Die Breite beträgt etwa zehn. Das Land iſt zwar hoch, aber eben, und voll Wälder. Eine Meile weit vom Ankerplatze ſteht eine große Stadt Callaſuſung genannt, oben auf einem kleinen Berge, und iſt mit einer guten ſteinernen Mauer eingefaſſet. Die Einwohner glichen an Leibesgeſtalt, Geſichtsfarbe und Kleidung den Mindanayern ziemlich viel, erbothen ſich auch zu allem möglichen Beyſtande. Allein, Reed ſah bald, daß weder der Hafen ſicher, noch die Jahreszeit bequem ſey. Als es darauf ankam, den Anker zu lichten: ſo ſteckete er dermaßen feſt im Felſen, daß man genöthiget war, das Tau zu kappen, und ihn im Stiche zu laſſen. Der Wind war Nordoſt; mit dieſem lief man gegen Südoſt, nach vier bis fünf kleinen Inſeln, die unter fünf Grad vierzig Minuten Süderbreite, und fünf bis ſechs Meilen von dem Hafen zu Callaſuſung liegen. Die Fluth iſt daſelbſt ſtark, und ſtreicht gegen Süden. Eine Meile weit von beſagten Inſeln auf der Südweſtſeite giebt es eine Menge Sandbänke, die in der Karte nicht angezeiget ſind. Zwar ſind an der Oſtſeite nicht weniger viele vorhanden: allein, es geht doch an, zwiſchen ihnen durchzukommen. Die Freybeuter giengen nach Timor unter Segel, und fuhren den 20ſten vor der Inſel Omba vorbey. Sie iſt etwa vierzehn Meilen lang, fünf bis ſechs breit, und liegt unter acht Grad zwanzig Minuten ungefähr ſechs Meilen gegen Nordoſt von Timor. Den 23ſten ſegelten ſie ſehr nahe bey der Inſel, Pentare, ſieben oder acht Meilen weſtlich von der Inſel Omba vorbey. Weil die Fluth im Süden des Canals unweit zwoer andern kleinen Inſeln, zwiſchen welchen ſie die Durchfahrt verſuchten, ungemein reißend iſt: ſo wäre ihr Schiff unfehlbar geſcheitert, wenn ſie ſich nicht mit Rudern

davon

---

herum. Hierauf ſteigt es etwa hundert Schritte im Umkreiſe empor, und ſtellet gleichſam eine Säule vor. Es wird aber dieſe Säule mit zunehmender Höhe immer dünner, bis ſie endlich an den kleinen Theil der Waſſerhoſe gelanget; von da erſtrecket ſie ſich bis an das untere Ende derſelben, welches vermuthlich der Canal[1] iſt, von welchem das empor ſteigende Waſſer in die Wolke gebracht wird. Dieſes letztere hält Dampier für ungezweifelt, weil die Wolke ſogleich größer und ſchwärzer wird. Auch ſieht man, daß ſie gleich darauf in Bewegung geräth, ungeachtet vorher nicht die geringſte Bewegung an ihr zu ſpüren war. Die Waſſerhoſe rücket mit fort, und zieht unter Weges Waſſer. Eben dieſe Bewegung verurſachet den Wind. Sie dauert ungefähr eine halbe Stunde,

mch

Dampier. 1687.

davon geholfen hätten. Den 26ſten erblickten ſie in Oſtſüdoſt, die Nordweſtſpitze der Inſel Timor.

Inſel Timor.

Sie wußten, daß ſowohl die Holländer als Portugieſen Einrichtungen auf dieſer großen Inſel hatten; und weil ihnen die daſige Landesbeſchaffenheit und Früchte unbekannt waren, ſo wollten ſie es um ungewiſſer Hoffnung willen nicht wagen, auf die Schiffe dieſer Nationen, dafür ſie ſich ſcheueten, und die ſie auf alle Weiſe zu vermeiden trachteten, zu ſtoßen. Reed ließ alſo gegen Süden ſteuern, in der Abſicht, an Neuholland welches zu den Südländern gehöret, Anker zu werfen. Denn der Wind hatte ſich geändert, und erlaubte ihm nicht den Weg, den er zu gehen willens war, auf andere Weiſe fortzuſetzen, oder man hätte wieder zurück gehen müſſen, und bey jetziger Jahreszeit war es nicht rathſam, ſich zwiſchen die ſüdlich an der Linie gelegene Inſeln zu wagen.

Die Freybeuter gehen nach Neuholland.

Bis den 31ſten ſegelten ſie beſtändig ſüdwärts; aber unter dreyzehn Grad zwanzig Minuten Breite wendeten ſie das Schiff auf einmal gegen Norden, und zwar aus Beyſorge, auf eine gewiſſe Sandbank, die ihre Karte auf dreyzehn Grad funfzig Minuten in Südſüdweſt von dem oſtlichen Theile der Inſel Timor angab, zu laufen. Mit anbrechendem Tage ſahen ſie dieſe Sandbank wirklich vor ſich. Es iſt ein kleiner Sandriff, der an ſich ſelbſt zwar kaum über dem Waſſer ſteht, aber von Klippen, die acht bis zehn Schuh hoch darüber empor ragen, umringet wird. Seine Geſtalt iſt dreyeckigt, und die Länge jedweder Seite beträgt wenigſtens anderthalb Meilen. Wäre der Tag nicht angebrochen, ſo wären ſie recht in der Mitte darauf gelaufen: allein, voritzt wichen ſie glücklich aus, dem ſie bis an die oſtliche Spitze der Felſen nordlich hielten, ſodann aber mit vollen Segeln wieder ſüdlich liefen. Auf den Karten iſt dieſe Bank in einer Entfernung von nur etwa ſechzehn bis zwanzig Meilen von Neuholland angemerket: allein, Dampier hatte ſicherlich wenigſtens ſechzig Meilen gerade gegen Süden zurück geleget, ehe er dieſe Höhe erreichte, und glaubete feſt, es ſey in dieſer ganzen Gegend kein einziger Ort von Neuholland, der nicht vierzig Meilen weiter gegen Süden liege, als die Karten ihn ſetzen. Wäre Neuholland auf der Karte recht verzeichnet, ſaget er, ſo müßte ſein Schiff nothwendiger Weiſe vierzig Meilen weit von ſeiner Straße gegen Weſten abgeführet worden ſeyn. Allein, es lief wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß dieſes und noch dazu mit ſo außerordentlicher Gewalt geſchehen ſeyn ſollte, und zwar um ſo vielmehr, weil der Wind beſtändig Weſt geblieben war. Zwar ändern ſich die Ströme nicht mit dem Muſſon zugleich, ſondern ſie behalten ihre alte Richtung wohl noch einen ganzen Monat lang: allein, der Muſſon hatte ſich damals ſchon vor zween Monaten geändert. Mit einem Worte, Dampier glaubet vielmehr, die Landbeſchreiber hätten die Lage von Neuholland unrecht angeſetzet, als daß ihn die Ströme betrogen hätten. Hiezu kömmt noch, ſaget er, daß ſie ihn vielmehr zuvor, ehe er an die Sandbank kam, als nachgehends, da er vorbey war, betrogen haben müſſen. Seine Muthmaßung dünket ihm deſto wahrſcheinli-

Anmerkung über die Lage von Neuholland.

---

mehr oder weniger, bis die Wolke ſich voll Waſſer geſogen hat. Sodann platzet ſie, und es ſtürzet alles Waſſer, das unten, oder in dem herabhängenden Theile der Wolke vorhanden war, in die See herunter, erreget durch ſeinen Fall ein heftiges Geräuſche und ſetzet die Wellen in Bewegung. Es iſt etwas fürchterliches, eine zerplatzende Waſſerhoſe über ſich zu ſehen. Zwar ſuchet man ihr nach Möglichkeit auszuweichen: allein, es kann aus Mangel des Windes nicht allemal geſchehen. Denn gemeiniglich bläſt, ſo lange die Hoſe arbeitet, nicht der geringſte Wind, ausgenommen auf der Stelle, wo ſie entſteht. Um dieſer Urſache willen ſuchet man, wenn ſie angezogen kömmt und man nicht ausweichen kann, ſie mit Stückſchüſſen zu trennen: doch hat Dampier nie gehöret, daß es gelungen wäre. A. d. 506 u. 507 S.

Dampier. 1688.

cher zu ſeyn, weil er wahrnahm, daß die Fluth an den neuholländiſchen Küſten beſtändig einerley Strich behielt; die Fluth ſtrich gegen Nordnordoſt, und die Ebbe gegen Südſüdweſt *a*).

Den 4ten Jänner erreichten die Freybeuter Neuholland unter ſechzehn Grad funfzig Minuten, und hatten ihren Lauf ſeit der Sandbank beſtändig gegen Süden genommen. Zwar fanden ſie an dieſem Orte keine gute Ankerſtelle, weil die Küſte gegen den Nordweſtwind offen ſtund, nachdem ſie aber ungefähr zwölf Meilen weit an der Oſtſeite hingelaufen waren: ſo entdeckten ſie eine lange, mit vielen Inſeln durchſchnittene Bay. Den 5ten kamen ſie in ſelbiger zwo engliſche Meilen vom Strande auf gutem Sande und neun und zwanzig Faden Waſſer vor Anker. Ungeachtet man noch nicht weis *), ſaget Dampier, ob Neuholland eine Inſel oder ein feſtes Land ſey, ſo bin ich doch verſichert, daß es weder an Aſia und Africa, noch an America ſtoße. Die Gegend, wo wir uns befanden, war niedrig und eben, nur die Landſpitzen ausgenommen, welche ſteinig waren.

Beſchaffenheit des Landes,

Der Boden des Landes iſt dürre, ſandig, und hat kein ander Waſſer, als was man durch Graben findet. Zwar wachſen allerley Bäume darauf: ſie werden aber nicht ſonderlich groß, und man ſieht wenig Waldungen. Drachenbäume findet man am häufigſten. Sie haben eine weiße Rinde, und ſchwarzes Laub. Ihr Gummi tropfet aus den Augen, und da, wo die Rinde berſtet, heraus. Dampier hielt dieſes Gummi gegen das am Borde befindliche Drachenblut, und befand es demſelben ſowohl an Farbe als am Geſchmacke vollkommen ähnlich. Alle übrige Bäume ſind den Europäern gänzlich unbekannt, es war auch kein einziger darunter, der Frucht getragen hätte.

Eben ſo wenig erblickte man irgend eine Gattung von Thieren, ja nicht einmal die geringſte Spur davon, ausgenommen, das Geſährte von einem vierfüßigen, welches ein Hund geweſen zu ſeyn ſchien. Auf den Bäumen ſah man einige kleine Landvögel in der Größe der Amſeln. Waſſervögel ſind noch ſeltener. Die See hat wenig Fiſche, man wolle denn die Seekühe und Schildkröten unter die Fiſche rechnen; denn davon gab es in der Bay eine ziemliche Menge: allein, ſie waren ungemein ſcheu, ungeachtet ſie vor den Einwohnern, die weder Fahrzeuge noch Eiſen haben, vermuthlich gute Ruhe genießen.

und der Einwohner.

Es ſind dieſe Leute die elendeſten von der ganzen Welt. Die Caſern und Hottentotten ſind in Vergleichung mit ihnen reiche Schlemmer; denn ſie haben gleichwohl Häuſer, Kleider von Fellen, Schafe, Geflügel und Straußeneyer. Zwiſchen den Einwohnern dieſer Gegend von Neuholland, und zwiſchen einem Viehe, iſt die menſchliche Geſtalt ausgenommen, ein ſchlechter Unterſchied. Sie ſind groß, gerade und ſchlank, haben lange und behende Gliedmaßen, dicke Köpfe, runde Stirnen und dicke Augbrahmen. Sie blinzeln beſtändig, um die Augen gegen die Mücken, die ihnen ohne Unterlaß vor Augen, Mund und Naſe herum ſchwärmen, zu verwahren. Weil ſie nun von Jugend auf dazu gewöhnet ſind: ſo öffnen ſie die Augenlieder nie ſo weit, als andere Leute. Nebſt dem haben ſie große Naſen, dicke Lippen, und weite Mäuler. Dampier weis nicht, ob ſie ſich mit Vorſatze zween obere Vorderzähne ausſchlagen oder nicht? aber ſo viel iſt gewiß, daß beſagte Zähne den Männern ſowohl als den Weibern fehlen. Sie haben keinen Bart, und ſehen ungemein häßlich vom Geſichte aus. Ihre Haare ſind ſchwarz, kraus und kurz wie

---

a) A. d. 518 und 519 S.

*) Man ſehe oben die Nachricht von dieſem Lande. Sie iſt vermöge der einmal gemachten Einichtung

Dampier.
1688.

wie die Negerhaare. Mit einem Worte ſie gleichen am Geſichte und ganzem Leibe, welcher gleichfalls kohlſchwarz ausſieht, mehr den guineiſchen Negern als den Indianern.

Nach geworfenem Anker, ſchickte Reed einen Nachen ans Land, um mit dieſen Wilden, die am Ufer ſtunden, Bekanntſchaft zu machen. Allein, ſobald ſie den Nachen in der Nähe ſahen, liefen ſie alle davon. Man bemühete ſich zwar drey ganzer Tage lang, ihre Wohnplätze aufzuſuchen: allein, weil man weder die geringſte Spur von ſelbigen, noch auch Waſſer und Lebensmittel antreffen konnte, ſo beſchloß man, die benachbarten Inſeln zu unterſuchen. Anfänglich thaten die daſigen Einwohner eben ſo wild. Gleichwohl erwiſchte man einige, und machte ſie ſo zahm, daß ſie die Speiſen, die man, ihnen vorlegete, koſteten. Ihr Beyſpiel machte die übrigen beherzter. Ihre Häuſer ſind bloß aus Zweigen zuſammengeflochten. Sie leben bloß von Fiſchen, die ſie vermittelſt kleiner von zuſammengelegten Steinen gemachter Verdämmungen fangen, indem bey der Ebbe allemal einige Schnecken, Kamm- und Spitzmuſcheln hinter den Steinen liegen bleiben, die ſie dann aufſuchen. Der Boden trägt nicht das geringſte, davon ſie ſich nähren könnten. Reed ließ Brunnen graben, und dachte, die Wilden ſollten ihm mit Waſſertragen behülflich ſeyn: allein, weil ſie des Tragens nicht gewohnet waren, ſo ſanken ſie unter der geringſten Laſt zu Boden, und wollten nachgehends nicht wieder angreifen.

Der VII Abſchnitt.

Inſeln gegen Weſten von Sumatra. Inſeln voller Cocos. Nicabar. Deren Einwohner. Wie Dampier ſich in Freyheit ſetzet. Dampier kommt in Gefahr. Verwegenes Unternehmen des Dampiers. Ring um die Sonne ein Zeichen des Sturmes. Dampier iſt in entſetzlichen Umſtänden. Der Nachen erreichet Sumatra. Dampier verliert faſt alle ſeine Gefährten. Seine Rückreiſe nach Europa. Geſchichte des Prinzen Jeoly.

Inſeln gegen Weſten von Sumatra.

Ein ſo unfruchtbares Land, und ſo ungeſellige Einwohner brachten die Freybeuter gar bald auf Abſchiedsgedanken. Den 12ten März giengen ſie, in der Abſicht die Cocosinſel aufzuſuchen, nordwärts unter Segel; denn daſelbſt konnten ſie ſich doch wenigſtens mit einer Cocosnuß laben. Allein, da ſie auf zwölf Grad zwölf Minuten Norderbreite, das iſt, zu Folge ihrer Karte auf die Breite dieſer Inſel kamen, nöthigte ſie ein Südweſtwind, dem ſie zu widerſtehen nicht vermochten, von dieſem Wege zu weichen, und die weſtlich an Sumatra liegenden Eylande aufzuſuchen. Dampier war über dieſe Veränderung, die ihm einige Gelegenheit davon zu kommen hoffen ließ, von Herzen froh. Auf zehn Grad dreyßig Minuten Norderbreite, und nach Dampiers Rechnung auf zwölf Grad ſechs Minuten weſtlicher Länge von Neuholland, fanden ſie eine Inſel, die auf ihrer Karte nicht ſtund. Dieſe war mit Holze und Waſſer aufs beſte verſehen: allein, der Grund erlaubete nicht da vor Anker zu legen. Doch ſchickten ſie die Nachen ans Land, welche mit einer großen Menge Vögel, als zum Beyſpiele Boubien und Soldaten, zurück kamen. Gleichfalls brachten ſie eine Gattung gewiſſer Landkrebſe mit, die ſich in dürrem Sande aufhalten, und gleich den Caninchen unter die Erde graben. Der Ritter Drake giebt eine Beſchreibung von dieſen Thieren, ob er ſie zwar auf andern Inſeln fand. Es iſt ein ſehr geſundes und vortreffliches Eſſen darum; diejenigen, welche die Freybeuter an dieſem Orte an-

richtung vor die gegenwärtige gekommen, ungeachtet die Ordnung der Zeit ein anderes erfordert hätte.

Dampier. 1688.

antrafen, hatten eben dieſe Eigenſchaft, waren aber ſo dick, als ein Schenkel. Ihre Schalen ſind dunkelbraun, und werden vom Sieden roth *b*).

Inſeln voller Cocos.

Weiter fiel auf ihrer Fahrt nichts merkwürdiges vor, bis ſie den 7ten Auguſt die Inſel Sumatra im Norden, wiewohl nur von weitem erblicketen. Den 13ten warfen ſie Anker bey einer kleinen Inſel, die traurige genannt, unter vier Grad Süderbreite, und etwa funfzehn Meilen weit weſtlich von Sumatra gelegen. Sowohl auf dieſer, als auf vielen darauf folgenden Inſeln, die alle mit einander ungefähr einerley Größe zu haben ſcheinen, giebt es Cocosnüſſe im Ueberfluſſe. Den 19ſten lief man die ſüdweſtliche Spitze der Naſſauinſel vorbey. Es iſt dieſes Eyland zwar groß genug, aber unbewohnt, und liegt unter drey Grad und zwanzig Minuten Süderbreite. Auf dieſer Höhe nahm Reed eine achemſche mit Oele beladene und mit vier Mann beſetzte Barke weg. Das Fahrzeug bohrete er in Grund, die vier Achemer aber behielt er am Borde. Bey dieſem ſtrengen Verfahren hatte er keine andere Abſicht, als ſeinen Leuten nicht nur die Gelegenheit, ſondern auch die Luſt zum Weggehen zu benehmen; denn er dachte, wenn er den Indianern feindſelig begegnete, ſo würde ſich keine einzige am Borde befindliche Perſon unter ſie wagen. Nebſtdem hatte er ſein Vorhaben, im rothen Meere zu kreuzen, endlich einmal entdecket: es war aber ſelbiges nicht von allen Freybeutern mit gleichem Beyfalle aufgenommen worden. Dampier drang darauf, er ſollte an dem erſten beſten Handelsſitze ſeiner Nation Anker werfen, machte ſich aber dadurch dergeſtalt verhaßt, daß man ihn an irgend einem wüſten Orte ans Land zu ſetzen drohete. Diejenigen hingegen, welche die Reiſe nach dem rothen Meere beliebten, ſchlugen vor, nach den Inſeln Nicobar zu gehen, indem dieſer Ort nicht nur zu der voritzt nöthigen Ausbeſſerung des Schiffes bequem, ſondern auch wegen ſeiner Entlegenheit von allen europäiſchen Handelsſitzen im Stande wäre, die Misvergnügten im Zaume zu halten. So gleich wurde der Lauf nach dieſen Eylanden gerichtet. Eigentlich zwar führet nur das mittägliche, welches vierzig Meilen weit gegen Nordweſt von der Inſel Sumatra liegt, den Namen Nicobar. Es belegen aber die Seeleute noch eine große Anzahl anderer benachbarten Inſeln, welche den Andemans Eylanden im Mittage liegen, ebenfalls damit *c*).

Inſeln Nicobar.

Den 5ten May erblickete man diejenige Inſel, welche eigentlich den Namen Nicobar führet, und man warf den Anker an ihrer nordweſtlichen Seite in einer kleinen Bay auf acht Faden Waſſer. Beſagte Inſel liegt unter ſieben Grad dreyßig Minuten Norderbreite. Ihre Länge beträgt etwa zwölf, und die Breite vier Meilen. Die Südſeite iſt nicht nur an ſich ſelbſt erhoben, ſondern auch mit ſteilen Felſen begränzet, der übrige Boden aber niedrig und flach. Er wird von vielen Quellbächen bewäſſert, und trägt eine Menge vortrefflicher Bäume, welche gleichſam die ganze Inſel zu einem Walde machen. Doch die größte Schönheit legen ihr die Cocosbäume, die rings um die Buchten wachſen, bey; denn da dieſe Buchten in großer Anzahl vorhanden, und bloß durch ſchmale ſteinichte Landſpitzen von einander abgeſondert ſind, ſo verurſachet die ganze Küſte einen höchſt anmuthigen Anblick. Hinter den Cocosbäumen, das iſt tiefer im Lande, findet man überall einen gewiſſen Baum, den Dampier in ganz Indien ſonſt nirgend antraf, ſeine Eigenſchaften aber ungemein rühmet. Die Einwohner nennen ihn Malory. Er iſt ſo dick und hoch, als unſere Apfelbäume, hat eine ſchwärzliche Rinde und breites Laub. Seine Frucht vergleicht Dampier, was die Größe betrifft, mit einem Dreyerbrodte: ſie iſt aber an

---

c) A. d. 534 S.

Dampier.
1688.

an Geſtalt einer Birne ähnlich, hat eine harte, platte, hellgrüne Schelfe, und ein apfelähnliches Fleiſch, ausgenommen, daß es voll Faſern in der Dicke eines ſtarken Nähzwirnes iſt. Man läßt dieſe Frucht in großen irdenen Töpfen, darein wohl fünf und zwanzig bis dreyßig Kannen gehen, mit Waſſer kochen, und decket die Töpfe fleißig zu, damit kein Dampf weggehe. Iſt die Frucht weich, ſo ſchälet man ſie, ſondert mit einem hölzernen Meſſer das Fleiſch von den Fäden ab, und machet Klumpen oder Kuchen in Größe eines holländiſchen Käſes daraus. Sie bleiben ſechs bis ſieben Tage gut, und die Einwohner leben hauptſächlich davon; denn es iſt ein ſo geſundes und wohlgeſchmacktes Eſſen, daß ſie weder Yams, Pataten, Plantanen, noch Reiß achten, und von dem letztern nur wenig bauen. Aus eben dieſer Urſache halten ſie wenig Vieh und Geflügel. Die Cocosbäume brauchen ſie hauptſächlich nur dazu, daß ſie einen gewiſſen Saft, den ſie Toddy nennen, und ungemein lieben, daraus zapfen *d)*.

Abſchilderung ihrer Einwohner.

Die Landeseingebohrnen ſind lang und wohl gebildet von Geſtalt, haben ein langes Geſicht, ſchwarze Haare, mittelmäßige Naſe, angenehmen Mund; mit einem Worte, ſie ſind von Geſichte eben ſo gut geſtaltet, als vom Wuchſe. Dieſes heißt ihnen eine vollkommene Schönheit beylegen, und es benimmt ſelbiger nicht einmal die Kupferfarbe, die ſie haben, etwas. Die Weiber ziehen ſich die Augenbrahmen aus. Ihre ganze Kleidung beſteht aus einem kurzen Röckchen, das von der Hüfte, bis an die Knie reichet. Die Mannsperſonen gehen nackend, doch binden ſie einen langen ſchmalen Streifen Leinwand um den Leib, ziehen ihn zwiſchen den Beinen durch, und ſtecken ihn hinten in den Gürtel. Ihre Sprache iſt von allen Sprachen, welche Dampier jemals reden hörete, gänzlich unterſchieden, doch miſchen ſie einige portugieſiſche und malayiſche Worte mit darunter, die ſie vermuthlich von den Schiffleuten, die ihre Inſel beſuchen, gelernet haben. Man ſieht bey ihnen weder Tempel, noch Götzen, noch ſonſt etwas, daraus man einen Gottesdienſt muthmaßen könnte. Doch hörete Dampier nachgehends zu Tunkin von einem Prieſter, ſie wären dem Chriſtenthume nicht abgeneigt; wir haben auch in einem andern Theile des gegenwärtigen Werkes geſehen, daß die Jeſuiten einen Verſuch thaten, das Licht des Evangelii bey ihnen anzuzünden.

Ihre Wohnungen.

Ihre Wohnplätze liegen unweit vom Strande, an den Bayen. Jedwede Bay hat vier bis fünfhundert kleine, niedrige, viereckichte Häuſer, die auf Pfählen ſtehen. Ihre Höhe bis ans Dach, beträgt acht Schuh; eben ſo hoch iſt auch das Dach ſelbſt, und hat die Geſtalt einer Kuppel, indem es aus dünnen gekrümmeten Latten gebauet, und mit Palmblättern gedeckt iſt. Sie pflanzen keine andere Gewächſe, als Cocosbäume und Melonen, die nahe an der See wachſen. Weiter hinein liegt das Land ganz ungebauet. Dampier bemerkete, daß die Fußſteige nicht weiter giengen, als die Obſtbäume, und daß kein einziger in den Wald führete. Zu vermuthen iſt, es gehe auf allen benachbarten Inſeln einerley Lebensart im Schwange *e)*.

Wie Dampier ſich in Freyheit ſetzet.

Allein, er hatte damals ein ganz anderes Anliegen auf dem Herzen, und mußte auf ganz andere Dinge Acht geben, und hier wird es nöthig ſeyn, die Erzählung der Verdrüßlichkeiten, damit er zu kämpfen hatte, ihm ſelbſt zu überlaſſen. „Nunmehr bedünkte es mich, hohe Zeit zu ſeyn, meinen Abſchied zu nehmen, und wofern ich anders die Erlaubniß dazu erhalten könnte, auf dieſer Inſel zu bleiben; denn heimlich wegzugehen, das ſchien ganz unmöglich zu ſeyn; auf der andern Seite konnte ich nicht abſehen, warum man

„mir

---

d) A. d. 536 und 538 S.

e) A. d. 539 S.

Dampier. 1688.

„mir den Abſchied verweigern wollte, indem ich auf dieſer Inſel im geringſten nicht ſchädlich fallen konnte, geſetzt auch, ich hätte die Abſicht, den Freybeutern Verdruß zu machen, wirklich gehabt. Nebſt der günſtigen Beſchaffenheit der gegenwärtigen Umſtände, „hatte ich noch eine andere Urſache, warum ich hier bleiben wollte. Ich hoffete nämlich „mit dem Ambrahandel etwas anſehnliches zu gewinnen, und bey dieſen Inſelneiwohnern „ein reicher Mann zu werden. Ihre Sprache getrauete ich mir in kurzer Zeit zu lernen. „Hätte ich mich nun übrigens noch dazu gewöhnet, mit ihnen in ihren Nachen zu rudern, „abſonderlich aber auf eben dergleichen Weiſe, als ſie, zu leben: ſo hätte ich geſehen, wie „ſie des Ambra habhaft werden, wie viel ſie bekommen, und zu welcher Jahreszeit der „meiſte zu finden ſey. Hätte ich dieſes gewußt, ſo wäre mir die Abreiſe nicht ſchwer gefallen. Denn ich hätte mich entweder auf das erſte beſte europäiſche Schiff, das an die „Inſel gekommen wäre, geſetzet, oder ich hätte einen jungen Indianer dazu beredet, daß „er mich in ſeinem Nachen nach der achemſchen Rhede geführet hätte. Hier hätte ich mich „mit ſolchen Waaren, . darauf die Inſeleinwohner am begierigſten ſind, verſorget, und „auf der Rückreiſe Ambra dagegen eingetauſchet.

„Bis hieher hatte ich kein Verlangen bezeuget, ans Land zu gehen. Als man ſich aber „fertig machte, den Anker zu lichten: ſo bath ich den Hauptmann, er möchte mich an den „Strand ſetzen laſſen. Weil ihm nun mein vielfältiges Klagen längſt verdrüßlich gefallen „war, und er mich ſeines Erachtens an keinem Orte laſſen konnte, der weniger beſuchet „würde, als dieſer: ſo bewilligte er mein Suchen ſehr gern. Hätte er aber gewußt, daß „ich hier nicht lang verbleiben würde: ſo hätte er es wohl ſchwerlich bewilliget, noch ſich in „Gefahr geſetzet, daß ich den Engländern und Holländern ſeine Geſchichte erzählen könnte. „Ich raffete aus Beyſorge, ſeine Entſchließung möchte ihn wieder reuen, meinen Kuffer „und mein Bette in aller Eile zuſammen, und ſuchte jemanden, der mich ans Land „brächte. Der Kahn, darauf ich mich ſetzete, brachte mich in einer kleinen Sandbay, daran etliche Häuſer ſtunden, ans Land. Als ich da war, ſo kam ein Indianer; und weil „er nicht wußte, aus welcher Abſicht ich hergekommen war: ſo erboth er ſich, er wollte „mich in ſeinem Nachen an Bord ſchaffen. Als ich es abſchlug, winkete er mir, in ſein „Haus einzutreten. Ich trug alſo meinen Kuffer und meine Kleider hinein. Kaum war „ich eine Stunde da geweſen: ſo erſchien der Schiffslieutenant, mit einigen bewaffneten „Leuten, und kündigte mir an, ich müßte mitgehen. Meine Antwort lautete, ich wäre „dazu willig und bereit. Sie hätten nicht nöthig gehabt, ſo viele Leute abzuſchicken; denn „ungeachtet es mir etwas leichtes geweſen wäre, mich im Walde zu verſtecken: ſo wollte „ich doch nicht, weil ſie in dieſem Falle, um die Einwohner gegen mich zu erbittern, einige von ihnen geprügelt, oder wohl gar todt geſchlagen hätten. Als ich an Bord kam: „ſo fand ich alles in größter Hitze. Dem Schiffsbarbier, Namens **Coppinger**, und noch „zween andern, hatte mein Beyſpiel Muth gemachet, und verlangeten ſie Erlaubniß, bey „mir zu bleiben. Dieſe drey Perſonen waren jederzeit mit eben dem Entſchluſſe, als ich, „umgegangen. Die beyden letztern, Namens Hall und Ambroſe, fanden wenig Schwierigkeit: allein, den Barbier wollte weder Reed, noch der geſammte Haufen überhaupt „miſſen. Zwar ſprang er mit einer Flinte in den Nachen, und vermaß ſich, er wollte „den erſten den beſten, der ihn aufhalten würde, niederſchießen: allein, der Quartiermeiſter „ſprang in der Hitze nach ihm hinein, nahm ihm mit Hülfe einiger andern das Gewehr „weg, und brachte ihn wieder in das Schiff.

Dampier. 1688.

„Hall, Ambros und ich waren glücklicher; man erlaubete uns von neuem, ans Land zu gehen. Einer von unſern Ruderern ſtahl aus Mitleiden eine Axt, und gab ſie uns, als ein vortreffliches Werkzeug unter Indianern, heimlich mit. Wir ſtiegen demnach aus. Ich führete meine Gefährten in des Indianers, der mich zuvor ſchon aufgenommen hatte, Wohnung. Kaum waren wir da, ſo brachte der Nachen auch noch die vier Achemer, die wir ehemals gefangen bekamen, nebſt dem portugieſiſchen Metiſen, den wir von Pulo Condor mitgenommen hatten. Denn weil Reed geſonnen war, die Meere, wo ihm der Portugieſe als Dollmetſcher dienete, zu verlaſſen, und nebſt dem, da wir über vierzig Meilen weit von Sumatra entfernet waren, nicht glaubete, daß uns die Achemer in ihr Vaterland führen könnten: ſo wollte er ſie alle zuſammen nicht länger füttern. Es war auch dieſe Fahrt in der That ein höchſt verwegenes Unternehmen, und im geringſten nicht das erſte, was uns etwa einfiel. Erſtlich bedachten wir, daß wir voritzt ſtark genug wären, uns allenfalls gegen die Inſulaner zu wehren, wenn ſie uns etwas zu Leide thun wollten. Ich meines Orts hätte mich im geringſten nicht gefürchtet, wenn ich auch ganz allein da geweſen wäre. Ja vielleicht hätte ich ſodann weit ruhiger gelebt, weil ich um ſo viel gewiſſer geweſen wäre, daß niemand Urſache über mich zu klagen hätte. Ich meines Orts glaube feſt, es ſey kein einziges Volk ſo wild, daß es einen Ausländer, den der Zufall in ſeine Hände führet, ums Leben bringen ſollte, er ziehe ſich denn dieſes Unglück durch ausgeübte Gewaltthätigkeit ſelber zu. Ja geſetzt auch, es wäre die Wildheit einiger Völker wirklich ſo groß, ſo fällt es doch gar leicht, ſie auf friedliche Gedanken zu bringen, wofern man nur ihre erſte Wuth abtreibt, und ſie zu einer Unterredung bringt, abſonderlich durch Vorzeigen irgend einer Kleinigkeit, die ſie noch nie geſehen haben, und die jedweder Europäer, der in der Welt geweſen iſt, auf der Stelle erdenken kann. Dergleichen iſt mit einem Stücke Stahl aus einem Kieſelſteine Feuer zu ſchlagen. Ich habe auf allen meinen Reiſen nie einigen Menſchenfreſſer angetroffen. Auch habe ich nie gehöret, daß es ein Volk in der Welt gäbe, das gar nichts zu eſſen hätte, es wären nun Fiſche, oder vierfüßige Thiere, oder zum wenigſten doch Früchte, Korn, Wurzeln, oder andere Gewächſe, welche die Erde von ſelbſt, oder mit Hülfe der Pflegung hervor bringt. So gar die Einwohner in Neuholland haben, bey aller ihrer Armuth gleichwohl Fiſche zu eſſen, und würden niemanden in der Abſicht, ihn hernach aufzufreſſen, ums Leben bringen. Zwar weis ich nicht, was für unmenſchliche Gebräuche vor Zeiten hier, oder dort im Schwange gegangen ſeyn mögen, noch ob es wahr ſey, daß einige Völker ihre Kriegesgefangenen auffraßen, oder ihren Göttern aufopferten. Dieſes aber weis ich wohl aus eigener Erfahrung, daß eben die Völker, davon man uns einen ſolchen Begriff gemachet hat, heutiges Tages einen ganz wackern Umgang mit den Europäern pflegen. Ueben ſie ja in einem ſolchen Kriege, den ſie für rechtmäßig halten, noch einige Grauſamkeit aus, ſo geht dieſelbige doch, wie wir von ihren Gefangenen vernehmen, nicht ſo weit, daß ſie einer einzelnen Perſon, die in ihre Hände fällt, Leid zufügen ſollten„ f).

Dampier kömmt in Gefahr.

Unterdeſſen war es dem Dampier dennoch lieb, daß er nicht ganz allein war, abſonderlich als er überlegete, daß er nebſt ſeinen Gefährten im Stande wäre, ein Fahrzeug zu regieren, und nach Sumatra über zu gehen. Sie faſſeten auch wirklich die Entſchließung, einen

---

f) A. d. 542 und vorherg. S.

Dampier. 1688.

einen Nachen zu kaufen, und ſahen am folgenden Tage, den 6ten May, ohne die geringſte Betrübniß zu, wie das Schiff unter Segel gieng. Zwar im Anfange ſchien ihr Wirth über ihre ſtarke Anzahl einigermaßen beſtürzt zu ſeyn, gleichwohl that er ihnen etwas im **Toddy** zu gute, verkaufete ihnen auch einen Kahn für eine Axt. Weil aber die Nachbarn kein ſo gutes Vertrauen gegen ſie bezeugeten: ſo beſchloſſen ſie, ihre Kuffer und Kleider in den Kahn zu tragen, die mittägige Seite der Inſel aufzuſuchen, und daſelbſt den Wechſel des Muſſons, der nicht weit mehr entfernet ſeyn konnte, abzuwarten. Die Beſchaffenheit der Küſte nöthigte ſie, die raume See zu gewinnen. Aber kaum waren ſie vom Lande abgefahren: ſo warf ein Windſtoß ihr kleines Fahrzeug über und über. Sie retteten ſich aber mit Schwimmen, und zogen ihren Kahn, ihre Kuffer und Kleider hinter ihnen her ans Land. Dampier war zum höchſten erfreuet, daß er ſein Tagebuch und einige von ihm ſelbſt entworfene Karten gegen das Waſſer wohl verwahret hatte. Alles übrige wurde zwar naß: allein, weil ſie die Kuffer ſo gleich öffneten, und alles an der Sonne trockneten, ſo war der Schaden von keiner Wichtigkeit, und die Luſt, noch einmal auf die hohe See zu laufen, vergieng ihnen deswegen im geringſten nicht.

Unterdeſſen gewonnen einige Inſelneinwohner Zeit, ſich in ihren Kähnen zu verſammeln. Dieſe Leute macheten allerley drohende Gebärden gegen die acht Ausländer, als ob ſie geſonnen wären, ihnen das Ausſteigen zu verwehren. Einer von den drey Engländern ſuchete ſie zwar durch einen Schreckſchuß vom Leibe zu halten; dem ungeachtet aber folgeten ſie immer von weitem nach bis in die Bay, da der Kahn landete, ob ſie gleich dem Schießgewehre nicht allzunahe kamen, ſondern nur ihre Spieße von ferne ſchwungen. Hall hoffete, ſie zu begütigen, ſprang alſo ganz allein ans Land, ſeine Cameraden aber hielten ſich zum Feuergeben fertig, wofern ihm einiges Leid wiederfahren ſollte. Hall nun gieng mit bloßem Degen in der Hand, zwar getroſt, aber ſittſam, auf ſie los. Sie ihres Orts ließen ihn kommen, ohne ſich zu rühren. Als er ſie aber grüßete, und ihnen unter allerley freundſchaftlichen Gebärden die Hand both, ſchienen ſie ungemein vergnügt darüber zu ſeyn. Der Frieden wurde demnach geſchloſſen, und zwar um ſo viel aufrichtiger, weil ſie nicht weniger Vortheil davon hatten, als diejenigen, von denen ſie einige Gewaltthätigkeit beſorgeten. Denn nunmehr konnten ſie ohne alle Furcht in ihrer Bay fiſchen. Sie brachten auch ohne Verzug **Melory** und andere Eßwaaren herbey. Dampier meldet noch, „er hätte einige Schweine um einen ſehr wohlfeilen Preis erhandeln können, er hätte aber „ſeine guten Freunde die Achemer, welche Mahometaner waren, nicht ärgern wollen„ g).

Verwägenes Unternehmen des Dampiers.

Die folgenden Tage über verſahen ſie ſich mit einem guten Vorrathe an Melory und Waſſer. Statt der Tonnen fülleten ſie zwölf Cocosſchaalen, und drey Bambus damit. Die Engländer waren, aller Gefahr bey dieſem höchſtverwegenen Unternehmen ungeachtet, dennoch feſt entſchloſſen, nach dem achemſchen Hafen zu fahren. Obgleich der Wind noch von Oſten blies: ſo fingen doch die Wolken ſchon an, gegen Oſten zu ziehen, welches ein unfehlbares Zeichen war, daß der Weſtmuſſon ſeinen Anfang bald nehmen wollte; endlich als die Wolken bereits eine merkliche Bewegung von Weſten gegen Oſten erlanget hatten, und daraus abzunehmen war, der Wind müſſe auf der See bereits weſtlich ſeyn: ſo beſchloſſen die drey Engländer, welchen die übrigen beyſtimmeten, den 15ten des Maymonates, Nachmittages um vier Uhr, das gegenwärtige helle und warme Wetter nicht vorbey zu laſſen, weil ſie ihre Reiſe, ſo lange ſelbiges dauerte, und ehe der neue Muſſon ſich feſtſetze,

---

g) A. d. 548 S.

ßete, zu endigen hoffeten. Denn ſie wußten wohl, es würde bey dem Eintritte beſagten Muſſons auf einige ſchöne Tage ein heftiger Sturmwind folgen *b*). Doch es gebühret dem Dampier die Ehre, ein ſo gefährliches Wagſtücke ſelbſt zu erzählen.

Dampier. 1683.

Unſer Nachen, ſaget er, war an beyden Enden ſpitzig, ungefähr ſo lang, als ein londonſchens Fahrzeug, doch aber tiefer, ſchmaler und dabey ſo dünne, daß ihn, wenn er leer war, vier Mann ins Waſſer ſchieben, oder auch ans Land holen konnten. Wir hatten einen guten Maſt, und ein Segel von Matten, imgleichen ſtarke und feſte Flügelſtücke, die an jedweder Seite des Nachens recht dauerhaft angeſetzet, und im Stande waren, ihn ſo lange, als ſie an ihrem Orte ſtunden, zu halten. Dieſe Erfindung hatten wir unſern Achemern zu danken. Hall und ich ſahen die große Gefahr, darein wir uns wageten, am deutlichſten ein; daher hatten auch die übrigen ein dermaßen großes Vertrauen auf uns, daß ſie in alles willigten, was wir vorſchlugen. Eigentlich von der Sache zu reden, ſo war keiner beſſer ausgerüſtet, als ich. Ehe ich vom Schiffe weggieng, hatte ich unſere indianiſche Karte; denn wir hatten nicht mehr als eine nachzuſehen, und aus ſelbiger die Höhe und Entfernung der Küſte von Malacka, Sumatra, Pegu und Siam, in mein Taſchenbuch abgezeichnet. Auch hatte ich einen Taſchencompaß mitgenommen, damit ich bey meinen Unternehmungen einen Wegweiſer hätte.

Wir ſegelten gegen Süden, und verließen uns darauf, wenn wir nur erſtlich die Inſel hinter uns hätten, ſo würden wir den Wind, der uns nöthig fiel, wohl antreffen; denn das Land zieht den Wind an ſich, und man findet auf der See gar oft einen ganz andern. Wir ſetzeten uns wechſelsweiſe an unſere vier Ruder. Auch löſete Hall und ich einander am Steuerruder ab, weil unſere Cameraden nichts davon verſtunden. Nach unſerer Meynung hatten wir den erſten Abend und die folgende Nacht zwölf Meilen gegen Südſüdoſt zurück gelegt. Aber des Morgens ſahen wir die Inſel, daher wir kamen, wieder in Nordnordweſt. Ich ſchloß hieraus, wir müßten um einen Strich zu weit gegen Oſten gehalten haben, und ſteuerte deswegen nach Süd zu Oſt. Um vier Uhr Nachmittages bekamen wir ein Lüftchen aus Weſtſüdweſt, das bis um neun Uhr anhielt, und damit wir ohne zu rudern nach Südſüdweſt fortſtrichen. Ich war eben damals am Steuer; die Brandung ließ mich nicht zweifeln, es müßte ein reißender Strom nicht weit von uns ſeyn. Die See machte ein ſolches Geräuſch, daß man es wohl auf eine halbe engliſche Meile weit hätte hören können. Um neun Uhr war ſie zwar ſtille, aber eine Stunde hernach erwachte der Wind wieder, und blies die ganze Nacht ziemlich ſtark.

Den 17ten früh ſahen wir uns begierig nach Sumatra um, weil wir keine zwanzig Meilen mehr davon zu ſeyn erachteten; in der That gaben uns auch ſämmtliche Umſtände genugſame Urſache, zu glauben, wir hätten ſeit unſerer Abreiſe vier und zwanzig zurück geleget. Allein, als wir uns halb blind geſehen hatten, ſo erblicketen wir die Inſel Nicobar in Weſtnordweſt, und waren nicht über acht Meilen weit davon. Wir mußten alſo nothwendiger Weiſe die Nacht über einen ſtarken Strom gegen uns gehabt haben. Doch tröſtete uns der friſche Wind. Zu Mittage nahmen wir die Höhe. Meine Breite war ſechs Grad fünf und funfzig Minuten nordlich. Hall fand ſieben Grade.

Den 18ten verhinderte ein Gewölke, damit die Sonne zu Mittage bedecket wurde, das Beobachten der Höhe. Wir nahmen damals eine ſchlechte Vorbedeutung wahr, nämlich, einen Ring um die Sonne, der ſie an Größe wohl fünf bis ſechsmal übertraf. Es

Ring um die Sonne, ein Zeichen des Sturmes.

---

b) A. d. 552 S.

Dampier. 1688. verkündiget dieſe Erſcheinung ordentlicher Weiſe entweder Sturm, oder ſtarkes Regenwetter; hat der Ring eine Lücke, ſo kommen von derſelbigen Seite gemeiniglich die allerheftigſten Stürme. Ich geſtehe es, daß ich bey Erblickung des Ringes von ganzem Herzen am Lande zu ſeyn wünſchete: doch ſtellete ich mich, um meine Gefährten gleichfalls aufzumuntern, nach Möglichkeit beherzt, und ſchlug vor, wenn der Wind zu heftig würde, ſo wollten wir nicht halsſtarriger Weiſe gegen ihn kämpfen, ſondern dem Laufe des Windes und der See folgen; denn das ganze Unglück, das er uns zufügen könnte, beſtünde darinnen, daß wir etwa funfzig bis ſechzig Meilen weit aus dem Wege, und an die Küſte von Queda verſchlagen würden: dieſes Königreich aber triebe ſtarke Handlung. Man rollte nach meinem Angeben den untern Theil des Segels um den daran feſtgemacheten Stab, und die Rhaa wurde auf drey Schuh neben den Nachen gebracht. Dergeſtalt fuhren wir zwar mit einem ſehr kleinen Segel, es war aber für den Wind gleichwohl noch zu groß, indem es ſich gewaltig beugen mußte, ungeachtet es von den Seitenflügeln gehalten wurde. Die Flügelſtangen, die aus den Seiten heraus giengen, bogen ſich dergeſtalt, daß wir alle Augenblicke beſorgeten, nun würden ſie brechen, wornach wir ohne alle Hülfe verloren geweſen wären. Nebſtdem hatte die See, welche zuſehendes aufſchwall, unſern Nachen mit Waſſer angefüllet. Unterdeſſen verſuchten wir doch eine Zeitlang, gegen den Wind zu halten. Als er aber je länger, deſto gewaltſamer wurde: ſo mußten wir endlich Wind und See Herr ſeyn laſſen. Dieſer Zuſtand dauerte den übrigen Nachmittag, bis gegen Mitternacht. Die Wellen giengen immer höher, und brachen ſich zum öftern, doch ohne uns zu ſchaden. Denn weil unſer Nachen an beyden Enden ſehr ſpitzig zulief, ſo fing das Steuerende die daran ſchlagende Welle auf, und zertheilete ſie. Doch kam freylich allemal viel Waſſer in den Nachen, und mußten wir ohne Unterlaß ausſchöpfen. Hier ſahen meine Gefährten, wie gut mein Rath, die Straße zu ändern, geweſen war. Denn im widrigen Falle wären die Wellen von der Seite an unſern Nachen gekommen, und ſodann hätte ihn jedwede mit Waſſer angefüllet, und uns in Gefahr des Sinkens gebracht. Ungeachtet die Seitenflügel auf das beſte befeſtiget waren, ſo hätten ſie doch eine dermaßen ungeſtüme See auszuhalten nicht vermocht.

Dampier iſt in entſetzlichen Umſtänden. Der Abend des 18ten war entſetzlich. Der Himmel überzog ſich mit einem düſtern Gewölke, und es wurde ganz finſter. Der Wind tobete gewaltig, und die See nicht weniger. Sie brauſete rings um uns, und wir konnten in der Dunkelheit nichts erkennen, als den Schaum der Wellen. Die folgende Nacht umhüllete alles mit der dickeſten Finſterniß. Jeder Augenblick konnte uns in einen unſichtbaren Abgrund verſenken. Man überlege, wie uns dabey zu Muthe ſeyn konnte! Ich meines Orts hatte ſchon manche Gefahr ausgeſtanden, aber mit der gegenwärtigen war unter ihnen allen mit einander keine einzige zu vergleichen. Denn zum wenigſten hatte ich doch niemals Zeit genug gehabt, ſie recht zu betrachten, und auf das, was ſie entſetzliches an ſich hatten, Acht zu geben. Voritzt aber ſah ich auf allen Seiten nichts, als den Tod, ohne die geringſte Hoffnung, ihm zu entgehen, um mich. Meine Herzhaftigkeit, die mich noch nie verlaſſen hatte, fing voritzt bey nahe an, gänzlich zu verſchwinden. Ich überdachte mein bisher geführtes Leben, und zitterte, wenn mir eins und das andere beyfiel, das mir zwar vorhin ſchon leid geweſen war, nun aber angſt und bange machete. Zwar hatte ich die Lebensart, darein ich gerathen war, längſt bereuet, doch mußte mein dermaliger Ent-

---

i) A. d. 557 und vorherg. S.

k) A. d. 557 S.

Dampier. 1688.

ſchluß ihr auf ewig abzuſagen, ohne Zweifel, weit aufrichtiger ſeyn, weil er die Kraft hatte, mein Gemüth gänzlich zu beruhigen. Mit einem Worte, ich bekam das Vermögen wieder, unterdeſſen da die andern das häufig eindringende Waſſer ausſchöpfeten, das Meinige am Steuer zu thun. Weiter konnten wir uns voritzt nicht helfen, ſondern mußten erwarten, wie es Gott mit uns ſchicken würde i).

Folge von einer greulichen Nacht.

Um zehn Uhr überfiel uns Donner, Blitz und Regen von neuem. Den Regen empfingen wir ſogleich, als eine Gnade des Himmels, indem unſer Waſſervorrath ſehr auf die Neige gieng; und als wir bald darauf wahrnahmen, daß er das Toben des Windes verminderte, und daß die Wellen niedriger zu laufen anfingen, ſo danketen wir dem Himmel deſto inbrünſtiger dafür. Hierauf ſah ich mit einem Stückchen brennender Lunte, das man ausdrücklich dazu aufgeſparet hatte, nach meinem Compaſſe; denn bisher, da wir dem Winde folgen mußten, konnte er uns wenig helfen. Unſer Weg war noch immer oſtlich. Indem nun die Hinderniſſe nicht mehr ſo ſtark waren: ſo hielt ich den Nachen für ſtark genug, daß man in Hoffnung Sumatra zu gewinnen, auf Süden halten könnte. Um zwey Uhr nöthigte uns ein abermaliger Sturm, das Segel von neuem aufzurollen, und uns dem Winde zu überlaſſen. Der beſtändig anhaltende Regen hatte uns alle Glieder erſtarret. Denn alles ſüße Waſſer, ohne Ausnahme, iſt kälter, als das Seewaſſer. In den kälteſten Gegenden iſt die See warm, und in den heißeſten iſt der Regen kalt und ungeſund k). Wir brachten die übrige Nacht ſehr elend hin, und wußten noch dazu nicht einmal, wohin uns Wind und Wellen trieben. Endlich brach der Tag zwar an: allein, der Geſichtskreis war dermaßen bewölket, daß der allererſte Lichtſtral in einer Höhe von dreyßig bis vierzig Graden erſchien. Ein ſchrecklicher Anblick für Leute, die aus der Erfahrung wiſſen, daß eine hohe Morgenröthe ſtarken, gleichwie hingegen die niedrige, ſchwachen Wind mitbringe l).

Der Nachen erreichet Sumatra.

Dergeſtalt ließen wir uns Wind und Strom bis um acht Uhr des Morgens beſtändig nach Oſten fort treiben. Auf einmal begonnte einer von unſern Achemern aus vollem Halſe zu rufen: Puloway. Es iſt dieſes der Name einer in Südweſt von Sumatra gelegenen Inſel. Wir ſahen wirklich Land auf dieſer Seite. Als wir aber unſer äußerſtes gethan hatten, es noch vor einbrechender Nacht zu erreichen: ſo ſahen wir gegen Abend, der Achemer habe ſich geirret, und einen gewiſſen hohen Berg auf Sumatra, den die Engländer den Goldberg nennen, für eine Inſel angeſehen. Weil der Wind ſich legete: ſo nahmen wir die Ruder zur Hand, und ließen ſie die ganze Nacht über nicht ruhen. Mit anbrechendem Tage ſahen wir das niedrige Land mit aller Deutlichkeit, und waren nicht über acht Meilen weit davon. Gegen Abend erreichten wir die Mündung des Fluſſes Paſſange Jonca, welche vier und dreyßig Meilen oſtlich von Achem, und ſechs Meilen von der Diamantſpitze, einer niedrigen rautenförmigen Landzunge, entlegen iſt.

Dampier verliert faſt alle ſeine Gefährten.

Unſere Achemer kannten die Gegend vollkommen wohl. Sie führeten uns in ein Fiſcherdörfchen, das mit dem Fluſſe einerley Namen hatte, und die nicht weit von ſeiner Mündung lag. Die Abmattung von unſerer gefährlichen Reiſe, die heftige Hitze, die wir bey der Abfahrt von Nicobar ausſtunden, und der darauf folgende zweytägige kalte Regen, am allermeiſten aber der große Schrecken, und die unaufhörliche Angſt zog uns alle mit einander ein heftiges Fieber zu, nebſt einer ſolchen Mattigkeit, daß keiner dem andern die geringſte Hülfe zu leiſten vermochte. Es fiel uns unmöglich, unſern Na-

---

l) Ebendaſ.

chen bis ans Dorf zu holen; doch brachten unſere Achemer bey den Einwohnern ſo viel zu wege, daß ſie uns beyſtunden m).

Dampier rühmet die große Höflichkeit, welche ihm die benachbarten Edelleute erzeigeten, als ſelbige den wahren Verlauf der ganzen Begebenheit von den vier Achemern erfahren hatten. Er ſeines Orts machete ſich nach etlichtägigem Ausruhen keine Hoffnung, ſeine Geſundheit anderswo, als zu Achem, wo die Engländer ein Kaufhaus hatten, völlig zu erhalten. Seine Reiſe lief zwar erwünſcht ab, indem ihn ſo wohl der Land- als Seewind, einer nach dem andern begünſtigte: allein, er verlor innerhalb wenig Tagen, den größten Theil ſeiner Gefährten. Ambros und der Portugieſe ſtarben am Fieber. Die vier Achemer hatten vermuthlich ein gleiches Schickſal, weil einer nach dem andern unſichtbar wurde. Hall und Dampier kamen mit einer langwierigen Unpäßlichkeit davon.

Seine Rückreiſe nach Europa.

Auf ſeinen übrigen Reiſen kommen keine andere, als allgemeine, oder nur allzuoft wiederholte Begebenheiten vor n). Doch hat ſeine Rückreiſe nach Europa etwas beſonderes. Er hatte bey dem engländiſchen Handelsſitze zu Benculi für eine anſehnliche Beſoldung Conſtablerdienſte angenommen. Weil er aber eines Zuſtandes, dabey er weder ein größeres Glück zu machen, noch etwas zu ſehen hoffen durfte, endlich überdrüßig wurde: ſo gieng er heimlich weg, und an Bord eines Schiffes, das nach Europa zurück reiſete. Er kam über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England, und erreichete die Dünen den 16ten des Herbſtmonates 1691 o).

Geſchichte des Prinzen Jeoly.

Alle ſeine Reiſen hatten ihm, wie man genugſam beobachtet haben wird, wenig Reichthum zu wege gebracht, ungeachtet er ſie bloß in dieſer Abſicht unternahm. Dagegen ſetzeten ihn ſeine erworbene Erfahrung und Einſicht zu Hauſe in ſolche Achtung, daß man ihm die Anführung eines Schiffes anvertrauete, und ihn damit auf eine Unternehmung, die aber in einen andern Artikel der gegenwärtigen Sammlung gehöret, ausſchickte. Vorizt, das iſt, bey ſeiner Ankunft zu London, im Jahre 1691, beſtund ſein ganzes Vermögen, in einem indianiſchen Prinzen, Namens Jeoly, den er als etwas beſonderes um Geld ſehen zu laſſen, und große Summen damit zu gewinnen verhoffete. Das Eigenthum dieſer Perſon hatte er nach und nach erhalten, nämlich die Hälfte an ſelbigem, gleich anfänglich in Indien, die andere Hälfte wurde ihm unter gewiſſen Bedingungen nachgehends erſt überlaſſen. Allein, bey ſeiner Ankunft trieb ihn die Noth, daß er den Prinzen um ein ſehr mäßiges Geld verkaufen mußte; dahingegen die Käufer unglaublich viel mit ihm gewonnen. Denn damit die Engländer deſto begieriger würden, ihn zu ſehen, gaben ſie eine Nachricht von ſeiner Perſon heraus. Dieſe Nachricht wurde in allerley Sprachen überſetzet, und enthielt nicht nur die Begebenheiten des Prinzen Jeoly ſelbſt, ſondern auch ſeiner Schweſter, die man für die ſchönſte Perſon von der Welt ausgab, welche den Sultan von Mindanao, nachdem ſie in ſeine Leibeigenſchaft gerathen ſey, auf das heftigſte in ſich verliebt gemacht habe. Ferner behauptete die beſagte Nachricht, der bloße Anblick des Prinzen habe die Kraft, alle giftige Thiere zu verjagen, und war er vor dem Hauſe, darinnen man ihn ſehen ließ, nebſt vielen Schlangen, die vor ihm zu fliehen ſchienen, auf einer Tafel abgemalet. Weil Dampier durch den getroffenen Kauf genöthiget wurde, hierzu ſtill zu ſchweigen: ſo konnte er den Betrug damals nicht entdecken. Als er aber

---

m) A. d. 560 und vorherg. S.

n) Dergleichen ſind einige Handlungsreiſen nach verſchiedenen Gegenden Oſtindiens, die er in ſeinem dritten Theile als einen Anhang zu ſeiner Reiſe

Dampier. 1688.

aber nachgehends ſeine Reiſen in Druck heraus gab: ſo hielt er ſich für ſchuldig, die Welt aus dem Irrthume zu reißen.

Zu allererſt beſchreibt er des Prinzen Perſon. „Jeoly, ſaget er, war auf der „Bruſt, zwiſchen den Schultern, vorne auf den Schenkeln, imgleichen rings um die Arme und Waden mit allerley Figuren, in Geſtalt großer Ringe und Armbande bemalet. „Zwar kann ich dieſe Figuren eigentlich mit gar nichts vergleichen, ſie waren aber doch ungemein artig, und es erſchien an den vielen Linienzügen, Laubwerke und Vierecken, welche mit einander abwechſelten, eine bewundernswürdige Kunſt und Ebenmaße. So viel „ich von ihm erfahren konnte, verfährt man dabey eben alſo, als wenn jemanden ein Jeruſalemskreuz auf den Arm gemachet wird; das iſt, man durchſticht die Haut, und beſtreicht „ſie mit einer ätzenden Salbe. Anſtatt aber, daß man bey einem Jeruſalemskreuze Schießpulver gebrauchet, gebrauchen die Einwohner der Inſel Meangis, von welcher Jeoly „gebürtig war, ein gewiſſes zu Pulver geſtoßenes Gummi, das bey den Engländern Dammer heißt, und an vielen Orten Indiens für Pech gebrauchet wird. Wie er mir ſagete, „ſo ſind die meiſten Manns- und Weibesperſonen in ſeinem Lande dergeſtalt bemalet, tragen goldene Ringe in den Ohren, um die Aerme und Beine aber Ketten von eben dieſem „Metalle„.

Der Prinz Jeoly war demnach auf einer von den Meangisinſeln, welche nicht weit von Mindanao liegen, gebohren, und wie er ſagete, ein Sohn des Raja von beſagter Inſel, welcher fünf Weiber und acht Kinder hatte. Eines Tages wollte er mit ſeinem Vater, ſeiner Mutter, ſeinem Bruder, und einigen ihrer Unterthanen von einer Inſel nach der andern überfahren: es warf ſie aber ein ungeſtümer Wind auf die Küſte von Mindanao, hier wurden ſie Gefangene einiger Fiſcher. Man nahm ihnen vorläufig ihre goldenen Zierrathen ab, und verkaufete ſie nachgehends zu Leibeigenen. Dampier hatte zwar die goldenen Zierrathen nicht geſehen, wohl aber in ihren Ohren große Löcher, darinnen Ringe geweſen ſeyn konnten. Jeoly wurde nebſt ſeiner Mutter an einen Mindanayer, Namens Michel, verkaufet, welcher das Engliſche ziemlich gut verſtund, und dem Raja Lau als Dolmetſcher dienete. Michel prügelte ſeinen Leibeigenen zum öftern, weil er nicht arbeiten wollte: allein, weder Drohen, noch Verſprechen, ja die Schläge ſelbſt, vermochten ihn nicht zur Arbeit zu bringen. Als er fünf bis ſechs Jahre bey dieſem ſtrengen Herrn zugebracht hatte: ſo verkaufte ihn ſelbiger nebſt ſeiner Mutter für ſechzig Piaſter, an einen engliſchen Aufſeher, Namens Mordy, von welchem er vermittelſt eines anderweitigen Vergleiches zu Madras in Dampiers Hände kam.

Weil er es nun bey dieſem leutſeligen Manne weit beſſer hatte: ſo gieng er gern mit ihm nach Benculi. Dampier ließ ihn außen vor der engliſchen Schanze in einem Häuschen wohnen, ohne ihm eine Beſchäfftigung zu geben. Doch ſo wohl er, als ſeine Mutter, machten ſich freywillig etwas zu thun: ſie ihres Ortes verfertigte Kleider, nach daſiger Landesart, oder beſſerte ſie aus, er hingegen machte Kaſten, oder Verſchläge, dazu er ſich von ſeinem Herrn Bretter und Nägel geben ließ. Ob er ſie gleich nun ſehr ſchlecht machete, ſo bildete er ſich doch eben ſo viel darauf ein, als auf das künſtlichſte Meiſterſtück. Einige Zeit darnach, wurden ſie alle beyde krank, und alles von Dampier angewendeten Fleißes

---

ſe um die Welt erzählet. Das hauptſächlichſte, was er beybringt, iſt in der Beſchreibung enthalten, die wir von Sumatra, Java, und andern Landſchaften dahin er kam, bereits gegeben haben.

o) A. d. 616 und vorherg. S.

Dampier. 1688.

Fleißes ungeachtet, ſtarb die Mutter. Jeoly war hierüber beynahe untröſtlich, und Dampier beſorgete, ihn gar zu verlieren. Man mußte ihm die Leiche wegnehmen, weil er immer dabey ſaß, und unaufhörlich weinete. Man wickelte ſie in ein Stück Cattun ein, welches Ehre genug war; doch dem Jeoly ſchien es zu wenig, er that auch noch alle ſeine Kleider nebſt zwey Stücken indianiſchen Cattun dazu, die ihm Mordy gegeben hatte, und ſagete dabey, alles, was er habe, gehöre ſeiner Mutter, ſie ſollte auch alles, was er hätte, mitnehmen. Dampier ließ ihn aus Beyſorge, er möchte kränker werden, machen was er wollte, und ſorgete nur für ſeine Geſundheit. Ueberall, wo er auf ſeiner Rückreiſe landete, da liefen alle Leute zuſammen, um den Jeoly zu ſehen, und bewunderten ihn; hieraus machte er ſich auf einen großen Gewinn zu London Hoffnung. Kaum war er in die Themſe eingelaufen: ſo mußte er ihn ans Land ſchicken, weil ihn gewiſſe Perſonen von ſehr hohem Stande zu ſehen verlangeten. „Weil ich nun Geld nöthig hatte, „ſaget er, ſo war ich genöthiget, ihn anfänglich nur zum Theile zu verkaufen, und allmählich verkaufte ich ihn ganz. Man führete ihn im Lande herum, und zeigete ihn den „Leuten für Geld. Nachgehends erfuhr ich, er wäre zu Oxford an den Kinderpocken geſtorben p).

Der VIII Abſchnitt.

Anhang zu der Landbeſchreibung von Tunkin.

Bay Tunkin. Flüſſe Rokbo und Domea. Einfahrt zwiſchen die Barre. Kennzeichen des Fluſſes Domea. Stadt gleiches Namens. Hean eine große Stadt. Zuſtand von Cachao. Eintheilung von Tunkin.

Wir dürfen die Nachrichten, welche Dampier von dem Königreiche Tunkin giebt, durchaus nicht weglaſſen. Sie können einen Zuſatz vorſtellen, welcher die Kenntniß beſagten Landes allerdings vermehret, und zwar um ſo viel mehr, weil Baron in ſeiner Beſchreibung nur einen allgemeinen Abriß des beſagten Königreiches gegeben hat q). Als Dampier wieder zu Kräften gekommen war: ſo ſchiffete er in Geſellſchaft des Hauptmanns, Wallons, eines engliſchen Kaufmannes, welcher in allerley Handlungsgeſchäfften nach Cachao r) reiſen mußte, aus dem achemſchen Hafen ab. Sie kamen glücklich in die Bay von Tunkin. Die Einfahrt derſelbigen iſt auf der Weſtſeite, und hat gegen Südoſt die Landſpitze Champa unter zwölf Grad Norderbreite, und gegen Oſten die Inſel Aynan, auf etwa neunzehn Grad. Es ſcheint zwar dieſe Einfahrt durch große Sandbänke, die pracalſchen Bänke genannt, ganz verſchloſſen zu ſeyn, man findet aber dennoch an beyden Seiten einen großen Canal da die Schiffe aus- und einfahren können.

Bay von Tunkin.

Die größte Breite der tunkiniſchen Bay beträgt wenigſtens dreyßig Meilen. Man kann überall, ſo groß als ſie iſt, das Senkbley und den Anker auswerfen. Ihre Tiefe beträgt da, wo ſie am größten iſt, das iſt ungefähr in der Mitte nicht mehr als ſechs und vierzig Faden. An dieſem Orte iſt der Schlamm ſchwarz und pfefferfärbig: aber auf der Weſtſeite findet man Thongrund mit röthlichem Sande vermiſchet. Hinten an der Bay am tunkiniſchen Ufer giebt es verſchiedene kleine Inſeln, darunter zwo vor andern

---

p) A. d. 614. 675 u. f. S.

q) Im IX Theile gegenwärtiger Sammlung.

Flüſſe Rokbo und Domea.

andern merkwürdig ſind, nicht zwar wegen ihrer Größe, ſondern weil ſie den beyden Hauptflüſſen des Landes, oder vielmehr den beyden Aermen des Hauptfluſſes zum Baack dienen. Einer von den beſagten Aermen heißt bey den Einwohnern **Rokbo** und ſtürzet ſich in Nordweſten der Bay unter zwanzig Grad ſechs Minuten Norderbreite in die See. Dampier ſelbſt befuhr ihn nicht: man ſagete ihm aber für gewiß, er habe an ſeiner Mündung nicht über zwölf Schuhe Waſſer, ziemlich weichen Thongrund, und falle deswegen bloß kleinen Schiffen bequem. Die Siamer und Chineſen pflegen ihn gemeiniglich zu beſuchen.

Einfahrt zwiſchen die Barre.

Der zweyte Arm iſt weit breiter und tiefer. Dampier nennet ihn **Domea** s), nach dem Namen der erſten Stadt, die an ſeinem Ufer liegt. Er fällt im Nordoſt, zwanzig Meilen gegen Nordoſt vom Rokbo, unter zwanzig Grad fünf und vierzig Minuten, in die See. Zwiſchen beyden Aermen giebt es eine große Menge Sandbänke und Untiefen, die ſich über zwo Meilen weit an der Küſte erſtrecken. Vor dem Domea ſelbſt liegt ein Riff von ungefähr zwo engliſchen Meilen groß: es bleibt aber die Durchfahrt dennoch über eine halbe engliſche Meile weit, und hat auf beyden Seiten Sandbänke. Nach Ausſage der Lootsmänner, welche dieſes Fluſſes kundig ſind, behält er nicht das ganze Jahr über einerley Tiefe, ſondern zu gewiſſer Zeit beträgt ſelbige bey der ſtärkeſten Fluth kaum ſechzehn Schuh; dahingegen ſie zu anderer Zeit auf fünf bis ſechs und zwanzig ſteigt. Die hohen Fluthen ereignen ſich im Winter- und Chriſtmonate und Jenner, nämlich, wenn der Nordmuſſon regieret. Dagegen fallen die niedrigſten in die Monate des Südmuſſons, das iſt in den May, Brach- und Heumonat. Die Durchfahrt am Riffe hat harten Sandgrund, welches ſie ungemein gefährlich machet. Nebſt dem rühren die Fluthen den Sand auf, und verändern die Durchfahrt, welches ſie noch gefährlicher machet. Ausländiſche Schiffe haben einen Lootsmann zum Wegweiſer nöthig; ja bey niedriger Fluth unterſteht ſich nicht einmal einer, ſie zu führen, ſondern er wartet die hohe Fluth ab. Das Kennzeichen dieſes Fluſſes iſt ein hoher Berg, der **Elephant** genannt, gegen welchen man nordnordweſtlich ſteuern muß. Nachgehends ſegelt man gerade gegen das Ufer, und findet allmählig immer weniger Waſſer, bis auf ſechs Faden, und ſodann iſt man noch zwo bis drey engliſche Meilen weit vom Riffe, imgleichen von einer kleinen Inſel, die man ſo weit als möglich in Nordnordweſten laſſen muß, entfernet. Hier kann man unterdeſſen Anker werfen, und die Ankunft der Lootsmänner abwarten. Es laſſen ſich hierzu Fiſcher gebrauchen, welche in einem an der Mündung des Fluſſes gelegenen Dorfe, Namens **Batcha**, wohnen. Dieſes Dorf liegt ſo bequem, daß ſie die ankommenden Schiffe ſehen, oder doch die Stückſchüſſe vernehmen können, welche die Europäer bey ihrer Ankunft gemeiniglich zu thun pflegen.

Kennzeichen des Fluſſes Domea.

Stadt gleiches Namens.

Das engliſche Schiff fand vierzehn und einen halben Faden Waſſer am Riffe. Als ſie vorbey waren: ſo bemerkete Dampier, daß der Fluß enger wurde. Die erſte Stadt, welche ſchon erwähntermaßen **Damea** heißt, liegt etwa ſechs Meilen weit von der Mündung, und den Ankommenden zur rechten Hand, auch dermaßen nahe am Ufer, daß die Fluth zuweilen bis an die Stadtmauer ſchlägt. Der Ort beſteht aus etwa hundert Häuſern. Hier liegen die holländiſchen Kaufleute vor Anker, die Engländer hingegen fahren

---

r) Andere ſchreiben **Cacho**, noch andere **Chequo**.

s) Sein rechter Name iſt Songkoy.

fahren gemeiniglich noch drey engliſche Meilen höher aufwärts, weil die Fluth daſelbſt ſchwächer iſt. Zu Domea nimmt ſie um neun Schuhe ab und zu. Weil die Handlung in der Hauptſtadt des Königreichs, Cachao, welche etwa achtzig engliſche Meilen von Damea liegt, getrieben wird: ſo verrichteten Dampier und Weldon dieſe Reiſe auf einer daſigen Schaluppe. Den vierten Tag erreichten ſie Hean, eine ſehr anſehnliche Stadt von wenigſtens zweytauſend Häuſern. Ein wenig unterhalb ſelbiger ſahen ſie den Ort, wo der Strom ſich in zween Aerme vertheilet, auf welche Weiſe zwiſchen dem Theilungspuncte und der See eine dreyeckige Inſel entſteht. Die Franzoſen hatten damals einen Handelsſitz zu Hean, und war der Pallaſt ihres Biſchofes das ſchönſte Gebäude in der ganzen Stadt t). Ungeachtet nun kein europäiſches Schiff bis an dieſe Stadt zu kommen vermag: ſo laufen doch die ſiamſchen und chineſiſchen Junken auf dem Rokbofluſſe ohne Mühe bis dahin, und ſah Dampier verſchiedene da vor Anker liegen. Von Hean brachte er zween ganzer Tage zu, ehe er nach Cachao kam, weil die Fluth dem Fahrzeuge nicht mehr forthalf.

Hean eine große Stadt.

Zuſtand von Cachao.

Als er nun nach Cachao, der Hauptſtadt in Tonquin, kam: ſo ſah er mit Verwunderung, daß ſie weder Mauer, Wall, noch Graben hatte. Gleichwohl iſt ſie ungemein volkreich, und zählet man über zwanzigtauſend Häuſer darinnen. Sie liegt dem Fluſſe gegen Abend, auf einer kleinen Ebene. Die Häuſer beſtehen nur aus Stroh und Leimen, doch dem Beyſpiele der europäiſchen Kaufhäuſer zu Folge, waren ſeit kurzem einige von Ziegelſteinen aufgeführet worden. Die Hauptſtraßen ſind ſehr breit, aber meiſtentheils ſchlecht gepflaſtert, und zur Regenzeit ungemein kothig. Der königliche Pallaſt hat ein prächtiges Anſehen, ungeachtet er nur aus Holze beſteht. Man ſchreibt der Ringmauer deſſelben einen Umkreis von drey Meilen zu. Es iſt ſelbige ungefähr ſechs Schuh hoch, und beynahe eben ſo dick. Jedermann kann darauf ſpatzieren gehen, und ſteigt man bey dem Thore auf einer Treppe hinauf. Das engliſche Kaufhaus hat eine angenehme Lage in dem Nordertheile der Stadt, am Strome; das holländiſche liegt im Südertheile. In des Barons Nachricht u) fehlen nicht nur dieſe wenigen Umſtände, ſondern auch die Namen der tonquiniſchen Landſchaften. Dampier bekennet, er habe das, was er davon anführet, von einigen engliſchen Kaufleuten, welche ſchon ſeit langer Zeit zu Cachao wohneten, erfahren.

Eintheilung von Tonquin.

Das Königreich wird in acht große Landſchaften eingetheilet. Viere darunter tragen keine andere Namen, als die Oſt- Weſt- Nord- und Südlandſchaft. Die fünfte liegt in der Mitte, und heißt, gleich der Hauptſtadt, Cachao oder Cacho, die drey übrigen werden Tenam, Tenchoa und Ngeam benennet.

Die Landſchaft Tenam liegt am weiteſten gegen Morgen. Sie hat China in Südoſt,

---

t) Dampier ſprach bey ſeiner Zurückkunft mit ihm. Es waren damals zehn europäiſche Miſſionarien, und zween franzöſiſche Biſchöfe im tunkinſchen Lande. Einer hieß Biſchof von Aſcalon, der andere von Auran. Es war dieſes eben um dieſelbige Zeit, als das Chriſtenthum unter dem Schutze des berufenen Staatsrathes Conſtantin, im Siamſchen in großer Hochachtung ſtund. Allein, zu Cachao gieng es dieſen Heidenbekehrern noch nicht dergeſtalt nach Wunſche. Man berief ſie zwar zuweilen nach Hofe, aber bloß wenn etwa eine Uhr oder ſonſt ein mathematiſches Werkzeug auszubeſſern war. Denn ſie hatten dieſe Künſte in der Abſicht, ſie zum Vortheile der Religion anzuwenden, aus dem Grunde gelernet. Dampier rühmet die Höflichkeit, damit ſie ihm begegneten. Sie fragten ihn, ob er Schießpulver machen könnte? Es fiel ihm eine Anweiſung dazu bey, die er ehmals in

Dampier. 1688.

oſt, die Inſel Aynan und die See, theils in Süden, theils in Südweſten, und die Oſtlandſchaft in Nordweſt. Ihre Größe iſt mäßig, und trägt ſie hauptſächlich Reiß.

Die Oſtlandſchaft reicht von der Tenam ſchon bis an die nordliche. Gegen Oſten ſtößt ſie an China, gegen Abend an einen Theil der Südlandſchaft und der cachaiſchen; gegen Mittag ans Meer. Es iſt ein ſehr großes, und dabey niedriges Land, voll Inſeln, abſonderlich in ſeinem ſüdoſtlichen Theile, welcher bey Tenam an das Meer ſtößt. Die Hauptſtadt davon und der Sitz des Statthalters heißt **Hoan**. Dieſe Landſchaft bringt Reiß und Vieh im Ueberfluſſe hervor, übrigens legen ſich die Einwohner der Seegegend ſtark auf die Fiſcherey.

Die ſüdliche Landſchaft iſt die vorhin erwähnte dreyeckige Inſel, welche gegen Oſten der von Dampiern alſo genannte Domeaſtrom, auf der Weſtſeite der Rokbo, oder vielmehr die beyden Aerme desjenigen Stromes, den Baron **Songkog** nennet, begränzen. Das Land liegt ungemein niedrig, und hat Ueberfluß an Reiß und Viehe.

Tenchoa liegt weſtlich am Rokbo, hat die Weſtlandſchaft gegen Mitternacht, die Inſel Aynan gegen Weſten, und das Meer gegen Mittag. Ihr Reichthum beſteht gleichfalls in Viehe und Reiße.

Ngeam liegt an der Abendſeite von Tenchoa, ſtößt gegen Mittag und Abend an Cochinchina, gegen Mitternacht aber an die Weſtlandſchaft. Sie hat einen weiten Umfang, und beſitzt nicht nur die ſämmtlichen Vortheile der übrigen Landſchaften, ſondern auch noch dieſen eigenen, daß ſie durch eine gute Anzahl Völker gegen die Anfälle und Streifereyen der Cochinchineſen in Sicherheit geſetzet wird.

Die Weſtlandſchaft hat gegen Mittag Ngeam, das Königreich Laos gegen Weſten, die Landſchaft Cachao gegen Oſten, und die Nordlandſchaft gegen Mitternacht. Sie iſt groß, höchſt angenehm, reich an Holz und Weide, verführet auch viel Lack und Seide.

Die Nordlandſchaft iſt ungemein weitläuftig, und machet den mitternächtigen Theil des ganzen Königreiches aus. Sie hat das Königreich Laos gegen Weſten; China gegen Oſten und Norden, das Königreich Baws oder Baos *x*) gegen Nordweſt, gegen Süden aber Cachao, die Weſt- und Oſtlandſchaft. Wegen ihres weitläuftigen Bezirkes iſt ihr Boden nicht überall von einerley Beſchaffenheit. Größtentheils iſt er mit hohen Gebirgen angefüllet, da man Gold, Marmor und viele Elephanten antrifft. Die übrigen Gegenden liefern viel Lack, Seide und allerley Kaufmannswaaren.

Die Landſchaft **Cachao** machet den Mittelpunct des ganzen Königreiches aus, und liegt zwiſchen der Oſt- Weſt- Nord- und Südlandſchaft. Dampier, welcher Zeit genug ſie zu beſehen hatte, lobet ihre Fruchtbarkeit und Anmuth. Es fehlet ihr zwar auch nicht an Holze, doch treibt ſie ihren Handel hauptſächlich mit Reiße, Lacke und Seide *y*).

Der

---

in Sturmeys Kunſtbuche geleſen hatte: man ſolle nämlich Schwefel, Salpeter und Kohlen, jedwedes gleich ſchwer nehmen, es zu Mehle ſtoßen und wohl durch einander miſchen. Hierauf machte ich, ſaget er, ein Sieb von einem Stücke Pergamente, indem ich es mit einem heißen dünnen Eiſen überall durchlöcherte, damit ich das Pulver körnen könnte. In dem Siebe rollete ich, um das Pulver durch die Löcher zu zwingen, zwo kleine Kugeln herum, auf welche Weiſe es ſich recht hübſch körnete. Wir ließen es trocknen, und verſuchten es, befanden es auch nach Wunſche. Zu Bencull machte ich einſtens auf eben dieſe Weiſe einige Fäſſer voll zerſchmolzenes Schießpulver wiederum brauchbar. III Th. a. d. 108 und 109 S.

u) Im X Bande dieſ. Samml.

x) Oder Baota.

y) Ebendaſ. a. d. 23 und vorherg. S.

Der IX Abſchnitt.

Erläuterung, Pulo Dinding und Benculi betreffend.

Holländiſcher Sitz zu Pulo Dinding. Schanze der Inſel. Holländer haben den Tutaneghandel allein. Engliſcher Handelsſitz zu Benculi. Wie ſie die Holländer daſelbſt vertreiben. Beſchreibung der Feſtung. Einwohner. Dampiers Vorwürfe gegen die holländiſche Compagnie.

Holländiſcher Sitz zu Pulo Dinding.

Als **Weldon** nach geendigter tunquiniſcher Reiſe wieder nach Sumatra zurück gieng: ſo nahm Dampier nach und nach auf verſchiedenen Schiffen ſeiner Landesleute Dienſte, auf welche Weiſe er ſowohl **Malaka** als andere berühmte Städte zu beſehen, Gelegenheit hatte. Wir unſeres Ortes wählen aus der großen Menge ſeiner Anmerkungen nur diejenigen, welche gewiſſe Orte, davon man bey andern Reiſebeſchreibern ſchlechte Nachricht findet, betreffen. Als er, zum Beyſpiele, an die malakiſche Küſte vorbey fuhr: ſo nöthigte ein Wirbelwind ſein Schiff, auf der Rheede eines holländiſchen Eylandes, davon keine einzige oſtindiſche Reiſebeſchreibung etwas meldet, vor Anker zu legen. Es führet den Namen **Pulo Dinding**, und liegt nicht weit vom feſten Lande. Ihr Land iſt hoch, und wird durch viele Bäche bewäſſert. Es wachſen allerley fruchtbare Bäume darauf, darunter die meiſten eine ſolche Größe erlangen, daß man ſie zu allerley gebrauchen kann. Ja einige darunter ſind ſo gar zu Maſten und Rhaaen tauglich. Die Rheede iſt vortrefflich. Sie hat ihre Stelle auf der Oſtſeite zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande. Man fährt mit einem Seelüftchen hinein, und mit einem Landwinde heraus z).

Schanze der Inſel.

Die Holländer, als die einzigen Bewohner dieſes Eylandes, haben an der Oſtſeite eine Schanze darauf angeleget, und zwar an einer kleinen Bucht, darinnen die Schiffe ankern können. Zwar hat ſelbe keine Bollwerke, doch aber ziemlich dicke, und dreyßig Schuh hohe Mauern. Dampier ſah zwölf bis funfzehn Stücke auf einer guten Bettung ſtehen, die man in einer Höhe von etwa ſechzehn Schuhen in der Mauer angelegt hatte. Es geht kein anderer Weg hinein, als eine Reihe Stufen, welche ihren Anfang ſchon in einer ziemlichen Entfernung von der Schanze nehmen, und an das Thor, wo die beſagte Stückbettung iſt, führen. Der Befehlshaber ſchläft mit etwa zwanzig oder dreyßig Soldaten des Nachts darinnen. Hierinnen beſteht der ganze Schutz der holländiſchen Einwohner, welche die Inſel anbauen. Etwa fünfhundert Schritte weit von der Schanze, und an eben dieſer Bucht, ſteht ein niedriges ziemlich wohl gezimmertes Haus, von etwa drey Gemächern, darinnen ſich der Befehlshaber bey Tage aufhält.

Holländer haben den Tutaneghandel allein.

Auf dem nur etwa vier engliſche Meilen davon entferneten feſten Lande zeiget ſich eine ſchöne mit hohen Bäumen bewachſene Gegend, und der Schanzbucht gleich gegen über fällt ein Fluß, in welchen kleine Fahrzeuge einlaufen können, in die See. Das benachbarte Land bringt eine gewiſſe Gattung von Zinn in großer Menge hervor. Es trägt ſelbiges den Namen **Tutaneg**, und iſt zwar gröber, als das unſerige, wird aber an verſchiedenen Orten Indiens ſtark gebrauchet. Vorzeiten verhandelten es die malayſchen Einwohner dieſer Küſte an die Ausländer: allein, voritzt haben die Holländer dieſen Handel völlig an ſich gezogen, und nur deswegen, damit ihre Kaufleute den Vortheil davon ganz allein ziehen können, ſich auf der Inſel niedergelaſſen. Weil auch die Entfernung der

---

z) A. d. 187 S.

Schanze vom feſten Lande ihnen nicht erlaubt, auf alles, was in der Nachbarſchaft vorgeht, ein wachſames Auge zu haben: ſo halten ſie nicht nur im Canale einen ſo genannten Küſtenbewahrer, ſondern auch noch ein kleineres bewaffnetes Schiff, das die Mündung des Fluſſes und die benachbarten Bayen ohne Unterlaß durchſuchet. Beſagtes Tutaneg alſo, welches in der bengaliſchen Bay theuer verkauft wird, kömmt an dem gegenwärtigen Orte in keine andere, als in ihre Hände, und tauſchen ſie allerley andere Waaren dagegen. Sie haben zwar in Queda, welches weiter gegen Norden liegt, und dieſes Metall gleichfalls in Menge hervorbringt, einen ähnlichen Verſuch gewagt: allein, er gelang ihnen nicht. Hingegen hat ihre Verfaſſung auf der Inſel Dinding ſie zu willkührlichen Herren der Handlung mit den Malayern auf dieſer Küſte gemacht a).

Engliſcher Handelsſitz zu Benculi.

Im Jahre 1690 reiſete Dampier von Madras nach Benculi, einem engliſchen Handelsſitze, davon die engliſchen Reiſebeſchreibungen mit genauer Noth nur den Namen angeben. Es liegt dieſer Ort an der Weſtküſte der Inſel Sumatra, um den vierten Grad Süderbreite, und iſt den Seefahrern an einem hohen Berge, den man in einer großen Entfernung vom Lande ſchon ſieht, kenntlich. Zwo bis drey Meilen ſüdlich von Benculi liegt die Landſpitze Sillibar, welche über die ganze Küſte heraus raget, und eine kleine Bay machet. Nebſt dieſem doppelten Merkmaale erwähnet Dampier auch noch dieſes, daß man das engliſche Schloß ſchon drey Meilen weit vom Ufer ſehe, daß es an der See liege, und ſeiner Schönheit wegen Aufmerkſamkeit verdiene. An der Nordſeite beſagten Schloſſes fließt ein Flüßchen vorbey, an deſſen Mündung ein großes Lagerhaus ſteht. Nicht weit davon, und auf eben dieſer Seite des Fluſſes findet man ein indianiſches Dorf, deſſen ſämmtliche Häuſer wegen des moraſtigen und tiefen Bodens auf Pfähle gebauet ſind.

Wie ſie die Holländer daſelbſt vertreiben.

Nichts als der Pfefferhandel hatte die engliſchen Kaufleute auf dieſe Küſte gelockt. Als ſie ihn zu Bantam verloren hatten: ſo ſuchten ſie, ihn an irgend einem andern Orte wiederum lebendig zu machen; es war auch die Hoffnung dazu um ſo viel ſtärker, weil ſie wohl wußten, daß bey weitem nicht aller Pfeffer, der nach Europa geſchafft wird, auf Java wächſt, ſondern meiſtentheils von Achem und andern auf Sumatra liegenden Orten komme. Nebſt dem erzählte man Dampiern, es habe der glückliche Fortgang ihres Unternehmens nicht ſowohl von ihrer eigenen Bemühung, als von dem Verlangen einiger achemſchen Rajas hergerühret; denn dieſe letzteren hätten nach Madras geſchickt, und ſie bitten laſſen, ſich bey Zeiten, und ehe die Holländer einen Verſuch thäten, auf ihrer Inſel niederzulaſſen. Doch, ſaget er, dem ſey wie ihm wolle, ſo hatten gleichwohl die Engländer das Glück, daß ſie zuerſt dahin kamen. Allein, es war hohe Zeit. Denn ehe ſie noch einen Fuß an das Land ſetzen konnten: ſo erſchien eine holländiſche Flotte an der Küſte. Nichts deſtoweniger ſtiegen ſie im Angeſichte ihrer Nebenbuhler aus, pflanzeten in aller Eile einige Stücke ans Ufer, und ſchrecketen ſie durch dieſe anſcheinende Herzhaftigkeit ab. Dampier ſetzet dieſe Begebenheit ins Jahr 1685. Nachgehends verſäumeten die Engländer zwar nicht den geringſten Augenblick, ſich feſtzuſetzen. Sie brachten aber, ungeachtet der großen darauf gewandten Koſten, dennoch weiter nichts zu wege, als eine angenehme Wohnung; ein regelmäßiges Werk aber aufzuführen, fiel ihnen nicht möglich. Die Feſtung ſollte fünf Bollwerke bekommen: allein, es blieb bey vieren, und dieſe waren ſo ſchlecht angelegt, daß Dampier dem daſigen Befehlshaber rieth, er ſollte ſie ſchlechterdings nieder-

---

a) A. d. 180 u. f. S.

Dampier. 1689.

niederreißen und anders aufbauen laſſen. Doch es blieb bey einigen Ausbeſſerungen, welche den Platz in eben der Unvermögenheit einem Feinde Widerſtand zu thun ließen, als er vorher geweſen war.

Die daſige Witterung hat ſchlechte Anmuth. Man hat alle Jahre nichts gewiſſeres, als heftige Regengüſſe und gewaltige Hitze zu erwarten. Erhebt ſich der Wind, ſo wird es ungemein kalt. Die Landwinde ſtreichen über einige Moräſte, und führen aus dieſer Urſache allemal einen unleidlichen Geruch mit ſich. Kurz zu ſagen, es iſt ein ungeſunder Ort, in welchem die Engländer in kurzer Zeit ſterben, und beſtändig ein ſieches Leben führen. Gleichwohl giebt es an der Südſeite der Feſtung eine ſchöne Ebene, welche gegen Nordweſt an die See, und gegen Südoſt an einen großen Wald ſtößt.

Einwohner.

Die daſigen Landeseinwohner ſind eben ſo braun, als die Achemer, aber geſchlanker von Gliedmaßen, und ämſiger. Einige darunter können Handthierungen, und treiben ſie in der engliſchen Feſtung. Die übrigen befleißigen ſich auf den Landbau. Zum Unglücke war damals, wie Dampier bemerket, die Regierung in der Feſtung ziemlich ſchlecht beſtellt. Die daſigen Compagniebeamten lebeten mit ihren Nachbaren in einem ſehr ſchlechten Verſtändniſſe; und hielten zween Rajas, ohne weitere Urſache, als weil ſie dem Befehlshaber nicht Pfeffer genug geliefert hatten, in Ketten und Banden. Dieſe Unbilligkeit hatte einige andere Rajas dergeſtalt erbittert, daß ſie mit einer großen Anzahl ihrer Unterthanen vor die Feſtung kamen, und ſie beſtürmeten. Unterdeſſen konnte ſie ihrer ſchlechten Beſchaffenheit ungeachtet, einem ſo elenden Kriegesheere, als dieſes war, ohne Mühe widerſtehen. Denn ob es gleich den Einwohnern dieſer Inſel an Herzhaftigkeit im geringſten nicht fehlet: ſo haben ſie doch kein ander Gewehr, als Säbel, Dolche und Lanzen, damit ſie gegen grobes Geſchütz unmöglich lange aushalten können. Tauſchen ſie gleich ingeheim einige Flinten an ſich: ſo wiſſen ſie doch damit nicht umzugehen. Kurz vorher, ehe Dampier dahin kam, hatten ſie die Engländer mit Liſt zu überfallen geſucht, und zu dieſem Ende einen Hahnenkampf angeſtellet, in Meynung, es werde ſie die Neugierigkeit aus der Feſtung locken. Als niemand zum Vorſcheine kam: ſo wageten ſie einen unvermutheten Anfall auf das Schloß, wurden aber mit einigen Stückſchüſſen bald aus einander gejagt *b*).

Dampiers Vorwürfe gegen die holländiſche Compagnie.

Dampier gieng noch vor Ausgange dieſes Jahres auf verſchiedene andere Reiſen, die ihm öfter, als einmal Gelegenheit geben, die holländiſche Handelsgeſellſchaft der Gewaltthätigkeit zu beſchuldigen. Sie geht, wie er ſaget, mit nichts anderem um, als wie ſie den Pfefferhandel völlig in ihre Hände bekommen möge, gleichwie ſie den Zimmet- und Muſcatenhandel bereits in ihrer Gewalt hat. Wo ſie keine Handelsſitze errichten kann, da ſchicket ſie Küſtenbewahrer hin, die ſich vor die Mündungen der Flüſſe legen, den Ausländern den Zugang verwehren, und die kleinen Fürſten in der Furcht und im Gehorſame erhalten. Zwar giebt ſie vor, es geſchehe alles dieſes aus großer Liebe gegen die Indianer: allein, die meiſten wiſſen ſchon, was davon zu halten ſey, ungeachtet ſie, ihre Meynung öffentlich zu ſagen, das Herz nicht haben. Eben dieſer Urſache muß man es, wie Dampier meynet, zuſchreiben, daß die Malayer dieſe Küſten mit Rauben und Plündern unſicher machen. Sie ſind von Natur zum Stehlen gar nicht geneigt, ſondern ſie werden aus bloßer Aergerniß,

---

b) A. d. 200 und vorherg. S.

Dampier. 1689.

Aergerniß, daß die Holländer die Handlungsfreyheit ſtöhren, Seeräuber; denn ſie hoffen entweder das, was ſie auf ehrliche Weiſe nicht erwerben können, auf dieſe Weiſe zu gewinnen, oder ſie ſuchen ſich an einer bey ihnen verhaſſeten Macht, gegen die ſie ſonſt nichts auszurichten vermögen, ſo weit als es angeht, zu rächen, und leiſten zu dieſem Ende den Seeräubern Hülfe und Beyſtand c).

Das III Capitel.

Beſchreibung der malabariſchen Küſte.

Der I Abſchnitt.

Einwohner, Sitten und Religion.

Einleitung. Größe der malabariſchen Küſte. Einwohner Geſtalt und Kleidung. Lange Ohren. Unterſchied zwiſchen den Muhammedanern und Heiden. Die Mahammedaner ſind auch Seeräuber. Ihre Grauſamkeit gegen die Gefangenen. Eintheilung der Heiden in Stämme. Puliaren unehrliche Kerl. Edelleute oder Nairen. Ihr Sold. Hairathen. Diebſtahl wird härter geſtrafet, als Todſchlag. Königlicher Stamm. Reichsſtatthalter. Stolz der Könige, und der Großen. Ordnung der Geburt. Eine Frau darf viele Männer haben. Erbſchaftsordnung. Wenn man die Töchter verheirathet. Schlechtes Leben der Malabaren. Ihre Pagoden. Religion des Landes. Ehrerbiethung gegen die Götter und Großen. Feſte und Ceremonien. Geſchicklichkeit der Malabaren in Kriegesübungen. Uebungen auf der Ritterſchule. Wie man die Streitigkeiten ausmachet. Ihre Kriege.

Beſchreibung von Malabar.

Einleitung.

Da ſo viele in dem erſten Theile gegenwärtiger Sammlung enthaltene Reiſen die malabariſche Küſte als den hauptſächlichſten Schauplatz der Begebenheiten vorgeſtellet haben: ſo muß man ſich allerdinges verwundern, warum es den engliſchen Verfaſſern nicht beliebig fiel, die Nachrichten von der Einwohner Gemüthsbeſchaffenheit und Lebensart zu ſammeln und in einen Auszug zu bringen. Es hat dieſes Land ungemein viel beſonderes aufzuweiſen, und um den nur erwähnten Mangel zu erſetzen, dürfen wir dasjenige, was Schouten und einige andere Reiſende davon beygebracht haben, durchaus nicht weglaſſen.

Größe der malabariſchen Küſte.

Es iſt bereits zum öftern angemerkt worden, daß gemeiniglich der ganze Landſtrich zwiſchen Surate und dem Vorgebirge Comorin den Namen der malabariſchen Küſte trage. Allein, genauer zu reden, beginnt dieſe Küſte erſt an dem delyſchen Gebirge, welches unter dem zwölften Grade Norderbreite liegt. Denn bloß innerhalb dieſes Bezirkes legen ſich die Landeseinwohner ſelbſt den Namen **Malabaren** oder **Malavaren** bey, und ſodann beträgt die Länge dieſer Küſte nicht mehr als ungefähr zweyhundert franzöſiſche Meilen. Sie iſt unter verſchiedene freye Könige vertheilet, davon der **Samorin** oder König von **Calecut** das größte Anſehen beſitzt. Die übrigen Königreiche und ihre Hauptſtädte ſind in dem gegenwärtigen Werke ſchon dermaßen oft erwähnet worden, daß es eine ſehr unnöthige Mühe

---

c) Der Verfaſſer wirft den Holländern dieſes abſonderlich vor, ſo viel die Küſte von Queda und Malacca betrifft.

Beſchreibung von Malabar.

Mühe wäre, ſie nochmals herzuſetzen. Nur erfordert es unſere Abſicht, hierbey zu bemerken, daß es in dieſem weitläuftigen Lande wenige Städte, ſondern größtentheils nur Dörfer von allerley Größe gebe, daß aber die Einwohner, ungeachtet ſie unter verſchiedene Herren von ganz widrigen Abſichten gehören, dennoch einerley Geſetze und Gebräuche beobachten *d*).

Einwohner. Ihre Geſtalt und Kleidung.

Die urſprünglichen Landeseinwohner ſind ſchwarz, oder doch ſehr braun, aber meiſtentheils wohl gewachſen. Sie halten viel auf ihre Haare, laſſen ſie auch gemeiniglich ſehr lang wachſen. Man hält ſie für nichts weniger, als dumm: allein, ſie bekümmern ſich wenig um die Aufklärung ihres Verſtandes, noch um Künſte und Wiſſenſchaften. Mannes- und Weibesperſonen tragen beynahe einerley Kleidung. Sie umſchürzen ſich beyderſeits mit einem Stücke Cattun, das vom Gürtel bis auf die Knie hinab hängt, der übrige Leib, imgleichen der Kopf und die Füße, ſind unbedeckt. Doch binden einige die Haare mit einem ſeidenen Schnupftuche auf, flechten ſie aber zuvor in Zöpfe.

Anderswo tragen die reichen Indianer, abſonderlich das Frauenzimmer, ſeidene Kleider, imgleichen geblühmte Gold- und Silberſtoffe. Allein, in Malabar trägt niemand koſtbare Zeuge, als die Weiber der allerniedrigſten Geſchlechter oder Stämme, dahingegen die Reichen und Vornehmen ſich bloß in feineſte Baumwolle kleiden. Doch tragen ſie koſtbare goldene Leibgürtel, und Armbänder von Silber oder Büffelsklauen: allein, goldene Armbänder ſind ohne ausdrückliche Erlaubniß des Landesherren keinem Frauenzimmer zu tragen erlaubt. Dagegen ſind die Ringe und Ohrgehänge ſowohl bey Männern als Weibern im Gebrauche; die letztern wiegen zuweilen wohl ein Vierthelpfund, und dehnen ihre von Natur ſchon ziemlich lange Ohren ganz erſtaunlich aus, welches aber in ihren Gedanken eine ſonderbare Schönheit vorſtellet. Man durchbohret ſie den Kindern ſehr frühzeitig, und drehet ein Stückchen von einem zuſammen gerollten und dürren Palmblatte in das Loch. Indem nun das Blatt gleich einer geſpannten Feder ſich unaufhörlich zu entwickeln ſuchet: ſo wird das Loch unvermerkt immer weiter ausgedehnet, und das Ohrläpchen immer größer. Es hängt gar oft bis über die Schultern hinab, und könnte man wohl mit einer geballten Fauſt durch das Loch fahren.

Lange Ohren.

Die heidniſchen Malabaren ſcheeren ſich den ganzen Bart weg: doch laſſen einige, wiewohl die wenigſten, einen Knebel ſtehen. Ihre Häuſer bauen ſie von Leimen, und decken ſie mit Cocosblättern. Das Land ſteht allenthalben ſo voll Häuſer, daß es nur ein einziges Dorf zu ſeyn ſcheint. Jedwedes Haus hat ſeinen Hof um ſich, und in ſelbigem einen Schöpfbrunnen, abſonderlich wenn kein fließendes Waſſer in der Nähe zu finden iſt. Kein Malabar darf ſich mit ſeines Nachbars Waſſer waſchen, noch davon trinken, er ſey dann von ſeinem Stamme.

Unterſchied zwiſchen den Muhammedanern und Heiden.

Es giebt zweyerley Malabaren, nämlich Muhammedaner und Heiden. Die erſtern ſind in großer Menge vorhanden, und ſtammen nach ihrem Berichte aus Arabien her, indem ihre Voraltern ſich auf dieſer Küſte niederließen. Dieſe nun haben hier zu Lande die ganze Handlung in ihrer Hand; denn die Heiden, abſonderlich die Nairen, welche den Adel ausmachen, halten nicht nur dieſe Lebensart für allzu ſchlecht, ſondern ſie unternehmen auch niemals eine langwierige Seereiſe. Daher ſind die mahometaniſchen Malabaren gemeiniglich reiche Leute. Man hält ſie für tückiſche falſche Kerl. Sie wohnen

in

---

d) Dellons Reiſen I Theil a. d. 173 S.

in großen Flecken beſonders, leiden auch niemanden, der ihrem Glauben nicht zugethan iſt, darinnen. Dieſe Flecken nennet man Bazaren, oder Marktplätze, weil lauter Handelsleute darinnen wohnen. Die anſehnlichſten ſind wegen beſſerer Bequemlichkeit der Handelſchaft und der ausländiſchen Kaufleute, entweder an die See, oder an einen Fluß gebauet. Unterdeſſen ſind dieſe Geizhälſe mit dem ordentlichen Wege nach Reichthume nicht zufrieden. Die meiſten ſind zugleich auch Seeräuber, und ſchwärmen mit Galioten und Galeeren, die ſie Paras nennen, auf der See herum. Dieſes Handwerk treiben ſie nicht nur an der ganzen indianiſchen und gegenüberliegenden Küſte, ſondern auch im perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen, und nehmen alles, was ihnen vorkömmt, ohne Unterſchied weg. Mit ihren Gefangenen gehen ſie unmenſchlich um. Ungeachtet ihre Fahrzeuge gemeiniglich mit fünf bis ſechs hundert Mann beſetzet ſind: ſo trauen ſie ſich dennoch gar ſelten an ein europäiſches Schiff, ſie müßten es denn für ſchwach bemannet, oder für klein genug anſehen. Liſt beſitzen ſie mehr, als Tapferkeit; der geringſte Widerſtand jaget ſie davon. Gewinnen ſie hingegen die Oberhand: ſo ſind auf dem ganzen Erdboden keine unbändigere und wildere Thiere, als ſie: gleichwie ſie denn überhaupt auf der See weder Freund noch Feind kennen. Doch, ſo bald ſie nach Hauſe kommen, werden ſie wieder zahm, und genießt man in ihren Flecken alle Sicherheit. Die Könige, unter deren Schutze ſie leben, ſehen zwar wohl zu ihrer Seeſchwärmerey durch die Finger, ja ſie laſſen ſich wohl gar etwas von der Beute abgeben: allein, zu Lande beſtrafen ſie die allergeringſten Diebſtähle mit eben der Schärfe an ihnen, als an ihren ärmſten Unterthanen. Man kennet ſie theils am Barte, weil ſie ihn wachſen laſſen, theils an den Haaren, die ſie abſchneiden, am allergewiſſeſten aber an der Kleidung, weil ſie Weſte und Turban tragen, dahingegen die Heiden halb nackend laufen.

Die Muhamedaner ſind auch Seeräuber.

Bekommen ſie Malabaren auf der See gefangen, es mögen ſelbige Heiden, oder Muhammedaner ſeyn: ſo dürfen ſie ihnen zwar alles, was ſie haben, auch ſo gar die Kleider, wegnehmen, Leibeigene aber dürfen ſie aus ihnen nicht machen, wenn es gleich Heiden aus einem andern Landesbezirke ſind. Allein, die Chriſten haben ſie nach Hauſe zu führen, in Feſſel zu ſchlagen, und mit übermäßiger Arbeit, die niemand ausſtehen kann, zu quälen Macht, es wäre denn, daß ſich jemand ihrer annähme, und ſie loskaufe. Wenn ein Seeräuber ſeine Galeere zum erſtenmale ins Waſſer läßt: ſo ſäbelt er einige chriſtliche Leibeigene darauf nieder, beſprenget das Schiff mit ihrem Blute, und hoffet ſodann, im Seerauben ein deſto größeres Glück zu haben. Hat er voritzt niemand zum Hinrichten bey der Hand: ſo verſchiebt er dieſes teufeliſche Opfer bis auf eine nächſte Gelegenheit. Der erſte beſte Chriſt, den er in ſeine Gewalt bekömmt, er mag ſeyn von welcher Nation er will, muß herhalten; und gleichwie die Portugieſen unter allen Europäern die erſten ſind, die ſich in Indien feſt ſetzeten: alſo hat auch niemand die Grauſamkeit der malabariſchen Mahometaner öfter empfunden, als ſie. Um dieſer Urſache willen rüſten die Unterkönige zu Goa alle Jahre eine gewiſſe Anzahl Galioten aus, und ſuchen dieſe allgemeinen Friedensſtörer aller Orten auf. Diejenigen, die ſie erwiſchen können, werden nach Goa gebracht, und auf die Galeeren geſchmiedet, oder ſonſt zu harter Arbeit gebrauchet. Allein, die malabariſchen Seeräuber machen ſich aus dem Unglücke ihrer von den Portugieſen gefangenen Landesleute eben ſo wenig, als aus dem Elende ihrer leibeigenen Chriſten.

Ihre Grauſamkeit gegen die Gefangenen.

Beſagte mahometaniſche Malabaren müſſen alle und jede Landesgeſetze, wofern ſie nur den hauptſächlichen Grundſätzen ihres Glaubens nicht zuwider ſind, beobachten. Sie dürfen ihren Gottesdienſt an keinem andern Orte, als in ihren **Bazaren**, ausüben. Die Anzahl ihrer Moſcheen iſt weder groß, noch haben ſie ein prächtiges Anſehen. Mit einem Worte, ſie bekümmern ſich mehr um unerlaubte Mittel, reich zu werden, als um Ausübung der Pflichten, welche ihnen ihre Glaubenslehre, oder die Menſchlichkeit vorſchreibt.

Eintheilung der Heiden in Stämme.

Die Nation, überhaupt genommen, beſteht aus den heidniſchen Einwohnern, nicht nur, weil ſie aus dem Lande ſelbſt herſtammen, ſondern auch, weil ihre Menge die Anzahl der Mahometaner bey weitem überſteigt. Man theilet ſie in unterſchiedliche Stämme. Zu dem erſten und vornehmſten gehören die Fürſten; zum zweyten die **Namburis**, oder Hohenprieſter; zum dritten die **Braminen**; zum vierten die **Nahern**, oder **Nairen**, welches die daſigen Edelleute ſind. Der Stamm der **Tiven**, oder der fünfte, begreift alle diejenigen in ſich, die mit dem Landbaue, **Tary** einſammeln, und Brandweinbrennen zu thun haben. Zuweilen gehen ſie bewaffnet: allein, ſie müſſen vom Landesherrn entweder ausdrücklichen Befehl, oder doch Erlaubniß dazu haben. Die **Mainaten**, der ſechſte Stamm, haben keine andere Verrichtungen, als waſchen und Cattun bleichen, indem ſolcher da zu Lande in erſtaunlicher Menge verfertiget wird. Die **Cheten**, oder Weber, machen ebenfalls einen beſondern Stamm; und auf gleiche Weiſe iſt es, nach **Dellons** Verſichern, beynahe mit allen Handwerken beſchaffen. Der **Mucuas** Stamm iſt der allerſtärkeſte. Sie treiben bloß die Fiſcherey, dürfen auch ſonſt nirgend, als am Seeſtrande, wohnen, und bauen deswegen alle ihre Dörfer dahin. Man hält ſie für unwürdig, mit Gewehre umzugehen. Fehlet es ja an Kriegesleuten: ſo gebrauchet man ſie dazu, daß ſie das Geräthe tragen. Der allergeringſte und verächtlichſte Stamm in ganz Malabaren ſind die **Puliaren**. Sie werden von jedermann für einen Schandfleck des menſchlichen Geſchlechtes, für nicht werth, daß ſie die Erde trage, angeſehen. Sie haben keine beſtändige Wohnung, ſondern ſie ziehen von einem Orte zum andern herum, und bringen die Nacht unter irgend einem Baume, in Hölen, oder Hütten von Palmäſten zu. Ihre Verrichtung beſteht in Hüten des Viehes, und der Feldfrüchte. Wer ſie bis auf zwanzig Schritte an ſich läßt, oder in einer kleinern Entfernung mit ihnen redet, der wird unrein, und muß ſich unumgänglicher Weiſe von dem zugezogenen Schandflecke reinigen. Geht er aber mit ihnen um, ſo wird er unehrlich.

Puliare unehrliche Kerl.

Die Fürſten, die **Nambouris**, **Braminen** und **Nairen**, können mit einander umgehen; es darf auch einer den andern anrühren: allein, mit Perſonen von einem niedrigen Stamme, dürfen ſie keines von beyden unternehmen, oder ſie beflecken ſich; und müſſen eine Reinigung vornehmen. Verheirathet ſich eine Weibesperſon in einen geringern Stamm als der ihrige iſt: ſo hat ſie ihre Ehre auf ewig verloren; wohl aber darf ſie in ein vornehmeres Geſchlecht heirathen. Doch betrifft dieſer Gebrauch hauptſächlich nur die **Puliaren**. Begegnet einer von den vornehmſten vier Stämmen einem ſolchen elenden Menſchen: ſo heißt er ihm ſchon von ferne, und ſo weit als er ihn ſehen kann, aus dem Wege gehen, welches ſelbiger auch unverzüglich thun muß; will er nicht, ſo darf ihn der andere todtſchießen, ohne daß ein Hahn darnach krähet, wofern es nur in keinem befreyeten, das iſt, einer Pagode zuſtändigen, Bezirke geſchieht. Ja man hält einen ſolchen Menſchen des Lebens für dermaßen unwürdig, daß ein **Nair**, wenn er ſein Gewehr verſuchen will, auf den erſten den beſten **Puliar** ohne Unterſchied des Alters, oder Geſchlechts, Feuer giebt, ohne daß ihn jemand deswegen zur Rede ſetze, noch beſtrafe. Eben deswegen nun, weil man ſie ungeſtraft todtſchlagen darf, können ſie ſich nicht ſonderlich vermehren,

Beſchreibung von Malabar.

ren, ja ſie wären ſchon längſt mit Strumpfe und Stiele vertilget, wofern man ſie nicht zum Feldhüten nöthig hätte, folglich nothwendiger Weiſe einige von ihnen übrig laſſen müßte. Sie dürfen weder Zeuge noch Cattun tragen; demnach decken ſie ihre Blöße mit Baſt, oder in einander geflochtenem Laube. Uebrigens ſind ſie abſcheuliche Unfläter; ſie freſſen Aas und was ihnen vorkömmt; auch ſo gar verreckte Ochſen und Kühe, welches bey der großen Hochachtung, darinnen dieſe Thiere hier zu Lande ſtehen, den Abſcheu gegen ſie nicht wenig vermehret. Daher dürfen ſie auch die Tempel eben ſo wenig betreten, als den Pallaſt eines Großen. Die Prieſter nehmen kein anderes Opfer, als Gold und Silber, von ihnen an; dieſes muß noch dazu ganz von ferne auf die Erde geleget, nicht eher als bis ſie weg ſind, aufgenommen, und ehe es vor die Götter kömmt, abgewaſchen werden, gleichwie ſich denn derjenige, der es abholet, gleichfalls reinigen muß. Haben ſie bey irgend einem Großen eine Bitte vorzubringen: ſo muß es von fern geſchehen, und die Antwort erfolget gleichfalls von weitem. Zuweilen verurtheilet man ſie unter Bedrohung der Todesſtrafe, zu einer großen Geldbuße, ungeachtet ſie nicht das allergeringſte geſündiget haben: ſie erlegen auch, um nur das Leben zu erhalten, das geforderte, bis auf den letzten Pfennig. Wie es aber damit zugehe, daß dergleichen elende Leute, die von aller menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſind, weder Haus noch Hof haben, noch einige einträgliche Handthierung treiben, dennoch im Stande ſind, eine ſtarke Auflage zu bezahlen, davon geben die Reiſebeſchreibungen folgende Erläuterung. Alle Malabaren überhaupt pflegen alles, was ſie an Gold und Silber zuſammen ſcharren können, in die Erde zu vergraben, und dieſen Schatz täglich zu vermehren, ohne jemals das geringſte davon wegzunehmen. Ja, ſie ſterben größtentheils ohne ihren Erben etwas davon zu offenbaren, weil ſie meynen, es werde ihnen dieſer Schatz künftig, wenn ſie mit einem andern Leibe in der Welt erſcheinen, wohl zu ſtatten kommen. Weil nun die **Puliaren** nichts zu thun haben: ſo legen ſie ſich auf das Ausſpühren dieſer vergrabenen Schätze, ſind auch darinnen ſo glücklich, daß man ſie für Hexenmeiſter hält. Mit dieſem Gelde nun ſtillen ſie den unerſättlichen Geiz ihrer Landesherren, die ihnen alle Augenblicke mit dem Tode drohen.

Edelleute oder Nairen.

Die **Nairen** oder malabariſchen Edelleute verdienen wegen ihrer Geſchicklichkeit und ihres leutſeligen Weſens eben ſo viel Achtung, als wegen ihrer Herkunft. Es iſt ſonſt niemand, als nur ſie allein, berechtiget, Gewehr zu tragen; gleichwie denn auch ihr Stamm in jedwedem Lande der zahlreichſte iſt. Weil ſie ſich die Handelſchaft für ſchimpflich achten: ſo haben ſie zwar meiſtentheils kein großes Vermögen, leben aber dem ungeachtet im beſten Anſehen. Eben ihrer Armuth wegen laſſen ſie ſich bey der Leibwache vornehmer Herren, Könige, Fürſten und Statthalter über Landſchaften und Städte gebrauchen. Ja ſie begeben ſich wohl zu andern ihres Gleichen, die aber reich und vermöglich ſind, und dienen ſelbigen zum Schutze, werden auch um dergleichen Herkunft willen, ſehr höflich gehalten, ungeachtet ſie ihres Ortes, die Ehrerbiethigkeit zu beobachten, ſchuldig ſind.

Dienſt, den ſie den Fremden erweiſen.

Reiſt ein Fremder durch das Land, oder verbleibt eine Zeitlang darinnen: ſo muß er zwar einige Nairen zu ſeiner Beſchützung annehmen. Unterdeſſen da die Geſetze keine Zahl vorſchreiben: ſo pfleget ſich in dieſem Stücke jedweder nach ſeinem Beutel, oder nach dem Staate, den er treiben will, zu richten. Uebrigens erfordert es die unumgängliche Nothwendigkeit, bey einer Reiſe durch Malabar einige Nairen, als Geleitsleute, mitzunehmen. Thut man es nicht, ſo beleidiget man dieſen Stamm, welcher meiſtens davon lebet, und das geringſte, was einem dafür wiederfahren kann, iſt, daß man ausge-

Beſchreibung von Malabar.

plündert und abgeprügelt wird. Ja mancher wird gar tod geſchlagen; und weil man es jedwedem Ausländer zum Voraus ſaget, ſo wird weder des Ausplünderns, noch des Todſchlagens wegen, die geringſte Nachfrage gehalten, ſondern man ſchiebt die Schuld auf die Nachläßigkeit, oder Knickerey des Verunglückten; abſonderlich da die Nairen bey demjenigen, der ſie freywillig annimmt, mit äußerſter Treue halten. Sie vermiethen ſich ſo weit, als ihres Landesherrn Gebieth reicht. An der Gränze ſchaffen ſie ſelbſt dem Reiſenden andere, und aus dem Lande, das man betritt, gebürtige Nairen zur Begleitung, und übergeben ihn dem Schutze derſelbigen. Wird man unterwegens angegriffen: ſo bleiben ſie eher alle mit einander auf dem Platze, ehe ſie ihren Schutzbefohlnen im Stiche ließen. Sie misbrauchen das in ſie geſetzte Vertrauen nie. Hat es gleich zuweilen einige Verräther unter ihnen gegeben: ſo wurden ſie doch dermaßen entſetzlich dafür geſtraft, daß man dieſe Beyſpiele gleichſam als nie geſchehen betrachten kann. Denn der Schuldige wird im geringſten nicht von der Obrigkeit beſtrafet, ſondern es richten ihn, um den Schandfleck von dem Geſchlechte abzuwiſchen, ſeine nächſten Anverwandte hin, und zerfleiſchen ihn mit eigener Hand auf eine ſo ſchreckliche Weiſe, daß das bloße Erzählen Grauſen verurſachet.

Ihre Treue, ſie zu vertheidigen.

Die Räuber haben gegen die Nairenkinder Ehrerbiethung.

Dellon ſaget, wenn ein Ausländer durch Malabar reiſen wollte: ſo wäre er in Geſellſchaft eines Nairenkindes weit ſicherer, als unter dem Geleite der beſchriehenſten Kämpfer aus beſagtem Stamme; denn es überfielen die daſigen Straßenräuber keine andere, als bewaffnete Reiſenden, da ſie hingegen für Kinder und wehrloſe Perſonen alle Hochachtung trügen *e*). Ein dergleichen junger Nair, welchem ſein zartes Alter noch kein Gewehr zu führen erlaubet, trägt nur eine kleine hölzerne Keule, eines halben Schuhes lang, in der Hand. Ungeachtet nun kein Menſch daran zweifelt, daß man in Geſellſchaft eines ſolchen Kindes weit ſicherer reiſe, als unter einem Geleite von zwanzig bewehrten Nairen: ſo iſt es doch, wie Dellon ſaget, billig zu verwundern, daß jedermann das Vergnügen, ein zahlreiches Gefolge um ſich zu haben, der Gewißheit, gegen alle Beleidigungen ſicher zu ſeyn, bloß um der damit verknüpften unanſehnlichen Geſellſchaft willen vorziehe *f*).

Ihr Sold.

Man giebt einem Nairen für ſeine Begleitung des Tages vier **Taren**. Im Felde bekömmt er achte. Es iſt dieſes eine kleine Silbermünze, die ungefähr zween Pfennige gilt, und davon ſechzehn einen **Fanon**, das iſt ein kleines Goldſtückchen von zween Groſchen

---

e) A. d. 256 S.

f) Ebendaſ.

g) Als ich mich zu **Tilſcery** aufhielt, ſaget er, ſo ſcheiterte ein portugieſiſches Schiff in dem Hafen zu **Cananor**. Die Güter wurden noch gerettet, aber das Fahrzeug gieng zu Grunde. Weil nun der Hauptmann, ſo lange bis neue Verhaltungsbefehle aus Goa einliefen, im Lande bleiben mußte: ſo kam er zuweilen nach **Tilſcery**, welches nur drey Meilen von **Cananor** liegt, und beſuchte uns. Einſtens nun, da er bey uns war, gab man ihm Nachricht, man hätte in einem etwa vier Meilen weit davon gelegenen Flecken ein junges Braminen Mägdchen, mit einem **Tiven** Purſchen überraſchet, und man würde ſie verkaufen. Er begab ſich hierauf ohne Verzug in den Flecken; und weil ihm das Mägdchen wohl gefiel, ſo behandelte und kaufete er es, kam auch ſo gleich mit ihm nach Tilſcery zurück, weil es keinen andern als dieſen Weg nach Cananor giebt. Er blieb einige Tage bey uns, und wir thaten ihnen allen beyden gütlich, um den Verdruß, den er wegen des verlornen Schiffes, und ſie wegen verlorner Freyheit empfand, nach Möglichkeit zu verſüßen. Wir ließen die junge Indianerinn durch unſern Dollmetſcher um ihre Geſchichte befragen, die ſie uns auch in aller Einfalt erzählete. In der Kindheit verlor ſie ihre Mutter, und wurde hierauf von ihrem Oheime, der ſie ungemein liebete, erzogen. Alle Tage gieng ſie mit andern Mägdchen von ihrem

Alter

Beſchreibung von Malabar.

ſchen am Werthe, ausmachen. Andere Geldſorten pflegt kein malabariſcher König zu prägen, doch laſſen ſie alle ausländiſche Gold- und Silbermünzen in ihrem Lande gelten.

Ihre Heirathen.

Keine Nation ſuchet es mit dem Heirathen ſo genau, als dieſe. Wir haben bereits erwähnet, es ſtünde einem jedweden frey, ſich entweder aus ſeinem eigenen Stamme, oder aus dem unmittelbar darauf folgenden eine Liebſte oder Frau zu wählen. Läßt er ſich aber mit einem Frauenzimmer aus einem höhern Stamme in ein Verſtändniß ein, und die Sache wird offenbar: ſo werden beyde Miſſethäter entweder zu Leibeigenen verkauft, oder mit dem Tode geſtraft. Iſt die Frau oder Jungfer aus dem Namburisſtamme, der Liebhaber hingegen aus dem Braminengeſchlechte: ſo verkaufet man ſie nur. Iſt aber die Mannsperſon aus einem niedrigen Stamme, ſo muß er ſterben, das Frauenzimmer hingegen fällt dem Landesherrn heim, der ſie an einen Ausländer, Chriſten oder Muhammedaner verkaufen kann. Weil nun die Weibesperſonen aus den vier oberſten Stämmen gemeiniglich die ſchönſten und artigſten ſind: ſo fehlet es nie an Kaufleuten, wenn eine von ihnen auf ſolche Weiſe geſtraft wird, und bringt ein ſehr glaubwürdiger Reiſender ein Beyſpiel, das er ſelbſt angeſehen, davon bey *g*).

Grauſames Recht wegen einer ſtrafbaren Frauensperſon.

Nur beſagter Schriftſteller erwähnet auch noch folgenden ſehr ſeltſamen Umſtand, es haben nämlich die Mannsperſonen von der Miſſethäterinn Stamme, drey Tage lang das Recht, in dem Orte, wo der Frevel vorgegangen, alle Perſonen von des Verführers Stamme, die ihnen vorkommen, ohne Anſehen des Alters und Geſchlechtes, umzubringen *h*). Die Nairen üben dieſes unmenſchliche Recht gegen die Tiven und Cheten aus; dieſe wiederum gegen die Mucuas, und die Mucuas gegen das verächtliche Geſchlecht der Puliaren. Damit aber gleichwohl nicht allzuviel Blut vergoſſen werde: ſo verſchiebt man die Hinrichtung der Miſſethäter gemeiniglich bis auf den achten Tag, und das Würgen iſt bloß an ſelbigem erlaubt. Unterdeſſen hat jedermann nicht nur die Freyheit, ſondern auch Zeit genug dazu, aus ſeinem Dorfe wegzulaufen. Furchtſame Seelen ſtellen ſich wohl erſt den andern oder dritten Tag nach verlaufener Zeit wieder ein.

Diebſtahl wird härter geſtraft, als Todſchlag.

Aus dieſem allen folget, es werde bey den Malabaren aus einem Todſchlage wenig Weſens gemacht. Denn zu geſchweigen, daß man die Puliaren ungeſtraft ermorden darf, ſo geſchieht es überhaupt ſelten, daß derjenige, welcher jemanden aus den vornehmern

---

Alter und Stamme auf die Feldarbeit. Bey dieſer Gelegenheit ſah ſie ein junger Tive, verliebte ſich in ſie, und ſie dagegen in ihn. Er gieng ihr überall nach, und laurete alle Gelegenheiten ab, wo er ſie ſehen oder ſprechen konnte, mit einem Worte, ſie wurde ihm ſo gut, daß ſie öfters mit ihm ſprach, und ſich endlich überreden ließ, ihn heimlich in ihres Oheims Wohnung kommen zu laſſen. Allein, welch ſeltenes Unglück! Der Herr Oheim erwiſchete ſie gleich das erſtemal auf friſcher That. Ihrem Liebhaber koſtete es ſein Leben, ſie aber wurde dem Fürſten überliefert, der ſie einige Tage in ſeinem Pallaſte behielt, nachgehends aber, weil ſie ſich ganz verzweiflend gebärdete, die Entſchließung faſſete, ſie an den erſten den beſten Chriſten zu verkaufen. Während der Rede mußte ſie vor Weinen und Aechzen öfter als einmal inne halten, woraus wir wohl abnehmen konnten, ſie müßte recht heftig verliebt geweſen ſeyn. Sie bejammerte das Unglück ihres Liebhabers weit mehr, als den Verluſt ihrer eigenen Freyheit, und die Verſtoßung von ihrer Anverwandtſchaft. Wir bedauerten ſie ſehr. Der portugieſiſche Hauptmann fühlete noch etwas mehreres, als ein bloßes Mitleiden gegen ſie. Es war ihm immer angſt, es möchte ſich irgend ein Franzoſe in ſie verlieben. Er reiſete mit ihr nach Cananor ab, ließ ſie im Chriſtenthume unterrichten und taufen, und habe ich ſie nachgehends oft geſehen. Dellon I Theil, a. d. 261 u. f. S.

h) Ebendaſ. a. d. 264 S.

men erwürget, mit dem Leben dafür bezahlen müßte, es wäre denn die That mit beſonders ſchweren Umſtänden verknüpfet, und ſodann wird die Beſtrafung nicht ſowohl durch einen gerichtlichen Ausſpruch beſtimmt, ſondern es kömmt gemeiniglich darauf an, mit was für einer Rache die Verwandtſchaft zufrieden ſeyn wolle. Allein, mit dem Diebſtahle hat es eine ganz andere Beſchaffenheit. Man trägt da zu Lande ſchon vor dem bloßen Namen Abſcheu. Ein Dieb machet ſich ehrlos. Man verfährt in dieſem Stücke mit äußerſter Strenge, ja es hat ſchon mancher, bloß um etlicher Pfefferkörner willen, den Hals hergeben müſſen. Es giebt in Malabar keine Gefängniſſe für Miſſethäter; man ſchlägt ſie in Feſſel, und bewachet ſie ſo lange, bis der Landesherr, als der oberſte Richter, ſo wohl in bürgerlichen, als peinlichen Sachen, das Urtheil ſpricht. Iſt die Anklage nicht völlig erwieſen, und die Anzahl der Zeugen nicht hinlänglich: ſo läßt man den Verdächtigen folgender geſtalt zum Reinigungseide. Man führet ihn vor den Fürſten, und machet auf deſſen Befehl ein Axteiſen glühend; hernach leget man dem Beklagten ein Bananasblatt auf die Hand, und das glühende Eiſen darauf. Dieſes nun muß bis zum Verglühen, das iſt ungefähr drey Minuten lang, darauf liegen bleiben. Sodann wirft er es von ſich, und reicht die Hand den königlichen Wäſchern hin, welche mit demjenigen Reißwaſſer, das bey den Indianern Cange heißt, ein Tuch benetzen, und die Hand damit umwinden. Das Tuch wird mit Bändern angebunden, und die Knoten mit des Fürſten Siegel bedrücket. In dieſem Zuſtande bleibt die Hand acht Tage lang; ſodann nimmt man in jedermanns Gegenwart das Tuch weg. Iſt die Hand unverletzt, und nicht der geringſte Brand daran zu ſehen: ſo wird er für unſchuldig erkläret; iſt ſie aber vom Feuer im allergeringſten beſchädiget: ſo ſpricht der Fürſt das Todesurtheil über ihn aus, läßt es auch ohne Aufſchub vollziehen, indem hier nicht die mindeſte Verzögerung Platz findet. Man führet den Miſſethäter aus dem Bezirke des Pallaſtes hinaus, und die Nahern von der Leibwache reißen ſich darum, wer Scharfrichters Stelle vertreten ſolle, indem ſie ſich eine Ehre daraus machen, des Fürſten Befehl zu vollſtrecken. Iſt die Uebelthat ſo groß, daß ſie den Schuldigen aus ſeinem Stamme ſtößt: ſo richten ihn ſeine eigenen Anverwandten hin, um den Schimpf, darein er das ganze Geſchlecht geſtürzet hat, mit ſeinem Blute abzuwaſchen. Die gemeine Todesſtrafe beſteht darinnen, daß man die Miſſethäter mit der Lanze erſticht, oder mit dem Säbel in Stücke hauet, und die Viertheil an Bäume aufhängt *i)*.

Ceremonien beym Eide.

Todesurtheil und deſſen Vollſtreckung.

Königlicher Stamm.

Reichsſtatthalter.

In jedwedem malabariſchen Königreiche giebt es einige fürſtliche Geſchlechter, welche zuſammen den königlichen Stamm, der allen übrigen vorgeht, ausmachen. Nach des Königes Tode folget ihm allemal der älteſte Fürſt in der Regierung, er ſey übrigens aus welchem Zweige des Stammes er wolle; demnach entſteht nie einiger Streit wegen der Regierung, noch ſieht man jemals junge Regenten. Dem ungeachtet verſorget ſich jedweder gleich nach der Krönung mit einem Reichsſtatthalter, auf den er ſich, was die Regierungsſorge betrifft, verlaſſen könne, und ein ſolcher hat den nächſten Rang nach dem Könige. Nun wird zwar dieſes Amt allemal an die meiſtbiethenden verlaſſen: es kann aber doch der König unter denen, die das ſtärkſte Geboth legen, denjenigen, der ihm am beſten gefällt, wählen. Dieſem Statthalter gebühret die Ausfertigung aller Briefe, Päſſe und Befehle des Hofes. Hat er des Königes Zutrauen gewonnen: ſo überläßt ihm dieſer die völlige Verwaltung de Reichsgeſchäffte, verſchließt ſich in irgend einen Pallaſt, und denket an nichts, als wie er ein vergnügtes und ruhiges Leben führen wolle. Hierzu nun trägt

der

---

i) A. d. 267 S.

Beſchreibung von Malabar.

Statthalter alles mögliche bey, und läßt dieſes ſeine vornehmſte Sorge ſeyn; hingegen iſt er in der That Herr im Lande, er nimmt die Einkünfte in Empfang, theilet die Aemter aus, und begnadiget nach Belieben, ja er machet Krieg und Frieden, wie er will. Zwar ſollte er von Rechtswegen mit ſeinem Herrn von der Sache ſprechen: allein, darauf kömmt es ſo eigentlich nicht an, abſonderlich, wenn die wenige Neigung des Königes zu Geſchäfften, als die gewöhnliche Frucht einer müßigen Lebensart, mit ſeinem zunehmenden Alter beſtändig ſchwächer wird.

Unterdeſſen mag er ſo alt und unvermögend werden, als er immer will, ſo iſt doch nie einiger Statthalter ſo unverſchämt, daß er ſich unterſtünde, in deſſen Gegenwart nieder zu ſetzen, oder nur einen einzigen Mann von ſeiner eigenen Leibwache mit in den Pallaſt zu nehmen, oder mit ihm zu reden, ohne beyde Hände zuſammen zu legen, und vor den Mund zu halten, welches bey den Malabaren ein Zeichen der tiefſten Ehrfurcht iſt. Vergienge er ſich gegen eines oder das andere Stück dieſer Obliegenheit: ſo würde er nicht nur ſein Amt, ſondern auch den größten Theil ſeiner Güter verlieren; indem der König allezeit die Macht hat, ſeine Reichsſtatthalter wiederum abzuſetzen, ohne daß er ihnen deswegen ihr ausgezahltes Geld zurück geben dürfte. Doch dergleichen Beyſpiele einer abgenöthigten Schärfe ſind faſt gar nicht anzutreffen. Es geſchieht in den Morgenländern gar ſelten, daß ein Unterthan nicht nur ſeine Pflicht, ſondern auch die ſeinem Herrn ſchuldige Ehrerbiethung aus den Augen ſetzet.

Stolz der malabariſchen Könige.

Einem Könige zu Cananor wird der Titel Colitri gegeben, und es führet ihn jedweder, gleichwie jedweder König von Calecut den Namen Samorin. Begiebt ſich ein ſolcher Monarch aus ſeinem Pallaſte: ſo beſteigt er einen Elephanten, oder ein Palankin. Nie erſcheint einer öffentlich, ohne eine goldene Krone, in Geſtalt einer ſpitzigen Nachtmütze, und fünfhundert Ducaten ſchwer, auf dem Haupte zu haben. Dieſe Krone überreichet ihm allemal der Reichsſtatthalter. Sie wird von niemanden, als nur ihm getragen, und nach ſeinem Tode in den Schatz der königlichen Pagode beygeleget. Sein Nachfolger trägt eine neue von gleichem Gewichte, die ihm derjenige, den er zum Reichsſtatthalter ernennet, verehren muß.

Stolz der Großen.

Alle malabariſche Könige haben beſtändig eine große Anzahl Nairen zur Leibwache, imgleichen viele Trompeter, Pauker und andere Spielleute um ſich *k*). Weit vor der Leibwache gehen einige Officier, und rufen aus vollem Halſe: der König kömmt! damit diejenigen, denen es vor ihm zu erſcheinen nicht gebühret, Zeit haben, aus dem Wege zu gehen. Gleichfalls hat jedweder Fürſt, wenn er dem Könige nicht folget, ſondern vor ſich aus ſeinem Pallaſte geht, eine ſtarke Leibwache, viele Spielleute, und einige voraustretende Officier um ſich, welche die Perſonen der geringern Stämme aus dem Wege ſchaffen. Eben dieſes Vorrecht genießen auch die Prinzeßinnen. Iſt der Reichsſtatthalter kein gebohrner Fürſt: ſo kann er zwar eine Leibwache von Nahern, aber weder Trompeter noch Officier zum Wegſchaffen des Pöbels um ſich haben.

Ordnung der Geburt von einem Stamme auf den andern.

Ungeachtet nun die Fürſten in der weltlichen Rangordnung ſo weit über alle übrige Stämme erhaben ſind: ſo gehen ſie doch, was die geiſtliche betrifft, den Namburis und Braminen nach; und ſtehen dieſe beyden Stämme bey den Malabaren in nicht geringerer Achtung, als bey allen heidniſchen Indianern überhaupt. Um die ganze Sache in ihr Licht zu ſtellen: ſo müſſen wir bemerken, daß, vermöge einer unverletzlichen Gewohnheit, die Kin-

k) Man ſehe die Kupferſtiche im erſten Theile dieſer Sammlung

Kinder von ihrer Väter Erbſchaft ausgeſchloſſen ſind, darum, weil ſie ihren Adel nicht vom Vater, ſondern nur von der Mutter bekommen, auch zu dem Stamme derſelbigen gerechnet werden. Die Prinzeßinnen verheirathet man gemeiniglich an Namburis, oder Braminen; alle aus einer ſolchen Ehe erzeugte Kinder ſind Prinzen, und der Reichsfolge fähig. Allein, da es nicht allemal ſo viel Prinzeßinnen giebt, als Namburis und Braminen: ſo können ſie aus ihrem eigenen Stamme Weiber nehmen. Sodann gehören die Kinder zu ihrer Mutter Stamm. Die Prinzen heirathen keine Prinzeßinnen, ſondern Nairentöchter; daher ſind auch ihre Kinder keine Prinzen, ſondern Nahern. Dieſe letztern wählen ihre Frauen gemeiniglich aus ihrem eigenen als dem zahlreichſten Stamme, und ſodann ſind ihre Kinder auch Nahern. Allein, da es ihnen frey ſteht, auch aus einem unmittelbar auf den ihrigen folgenden Stamm eine Frau zu wählen, zum Beyſpiele, aus dem Stamme der Mainaten und Cheten: ſo fallen die Kinder in einem ſolchen Falle in der Mutter Stand, und ſind keine Edelleute. Mit einem Worte, jedwede Mannsperſon, von welchem Stamme ſie ſey, hat die Freyheit, entweder in ihren eigenen, oder in den unmittelbar darauf folgenden Stamm zu heirathen; dem Frauenzimmer hingegen, ſind die Misheirathen durchaus nicht erlaubt, ſondern es koſtet ihnen die Uebertretung dieſes Geſetzes, entweder das Leben oder die Freyheit.

Eine Frau darf viele Männer haben.

Die Prinzen, die Namburis, Braminen und Nairen, haben insgemein jedweder ſeine Frau, und können zwar wohl durch Geſchenke und Freundlichkeit ſie zu bewegen trachten, daß ſie mit einem einigen Manne zufrieden ſeyn möge, zwingen aber können ſie ſie nicht, ſondern es ſteht ihr frey, ſich noch mehrere Männer anzuſchaffen, wofern ſie nur alle mit einander, entweder aus ihrem eigenen, oder aus einem höhern Stamme ſind. Vermöge eines uralten Rechtes dürfen die malabariſchen Weiber ſo viele Männer haben, als ſie wollen. Vielleicht geſchieht es bloß den Mahometanern zum Widerſpiele, als welchen es erlaubet iſt, ſo viele Weiber zu nehmen, als ſie zu ernähren ſich getrauen. Gleichwohl verurſachet dieſe Vielmännnerey nicht die geringſte Uneinigkeit. Sind die Männer aus einem gewehrmäßigen Stamme: ſo läßt derjenige, welcher ſeinen Beſuch bey ihrer gemeinſchaftlichen Frau abſtattet, ſein Gewehr haußen vor der Hausthüre. Bey Erblickung dieſes Merkmaales bleiben die andern weg. Iſt ihnen das Gewehr tragen nicht erlaubt: ſo laſſen ſie ein anderes Merkmaal an der Thüre, das ihnen eben ſo wohl eine ungeſtörte Unterredung verſchaffet.

Uebrigens dauert die Treue, als das einzige bey dieſen Vermählungen gewöhnliche Heirathsgut, bey den Malabaren nicht länger, als beyde Vermählte einander gut bleiben. Erkaltet die Liebe, oder es entſteht irgend eine andere Urſache zur Kaltſinnigkeit: ſo ſcheiden ſie ſich in aller Gelaſſenheit, ohne Zank und Streit von einander. Das Ehepfand beſteht gemeiniglich in einem Stücke weißen Cattun, das der Mann ſeiner Frauen verehret, und von ihr getragen wird. Eine Mannsperſon hat eben die Freyheit, von der Frau Abſchied zu nehmen, als es ihr frey ſteht, ihren Mann abzudanken, oder noch einen dazu anzunehmen. Gleichwohl ſieht man, dieſer wunderlichen Gerechtſamkeit ungeachtet, nicht wenig glückliche Ehen in Malabar. Eine Liebe, die bis in den Tod währet, oder doch aus keiner andern, als genugſam erheblichen Urſache geendiget wird, iſt in dieſem Lande gar nichts ſeltenes.

Erbſchaftsordnung.

Obgleich die Weiber zum öftern mehr als einen Mann nehmen: ſo nimmt doch ein Mann ſelten mehr, als eine Frau. Ein armes Mägdchen ſuchet ſich damit zu helfen, daß

Beſchreibung von Malabar.

ſie eine große Anzahl Mannsperſonen an ſich hängt, damit jedweder etwas zu ihrem Unterhalte beytragen möge. Ohne Zweifel beruhet das Geſetz, welches alle Kinder zu der Mutter Stamm verweiſt, auf keinem andern Grunde, als auf dieſem Rechte der Weiber: denn zu welchem Stamme ſollte man ſie ſonſt rechnen, da ſie ihre Väter mit keiner Gewißheit kennen. Vermuthlich geſchieht es aus eben dieſer Urſache, daß die Erbſchaften auf der Schweſter Kinder, das iſt, auf die weibliche Seite fallen, weil es in ſo fern ſeine Richtigkeit damit hat, daß ſie ins Geſchlecht gehören. Die muhammedaniſchen Malabaren befinden dieſe Ordnung für dermaßen ſicher, alle Fremde von ihrer Erbſchaft auszuſchließen, daß ſie den Gebrauch, ihre Güter auf die Kunkelſeite zu vererben, heilig beobachten, ungeachtet ſie den Türken an Eiferſucht um kein Haar breit weichen, noch ihre Weiber mit weniger Sorgfalt einſperren.

Wenn man die Töchter verheirathet.

Man verheirathet die Töchter ſehr jung. Selten wartet eine bis ins zwölfte Jahr; ja, es kömmt manche mit zehn Jahren ſchon ins Wochenbette. Sie ſind meiſtens klein, indem der frühzeitige Eheſtand vielleicht das Wachsthum verhindert. Allein, dagegen ſind ſie reinlich, und überhaupt von angenehmer Geſtalt. Kraft des Geſetzes, das ihnen mehr als einen Mann zu haben erlaubt, ſind ſie von der unmenſchlichen Gewohnheit vieler indianiſchen Länder, da ſich die Frau mit ihrem verſtorbenen Manne lebendig verbrennen muß, auf die bequemſte Weiſe von der Welt befreyet.

Schlechtes Leben.

Die reichen Malabaren, auch ſo gar die Könige und Fürſten, verlangen gar nicht, mit einer großen Menge goldener und ſilberner Gefäße zu prangen, ungeachtet dieſer Gebrauch anderswo in Indien ſtark im Schwange geht. Ihnen ſind bloße Binſenkörbe und irdene oder küpferne Schüſſeln ſchon gut genug, der übrige Hausrath beſteht in Teppichen, oder Matten. Anſtatt der Lichter und Wachskerzen, brennen ſie Cocosöl in Lampen. Bey der Abendmahlzeit kehren ſie dem Lichte den Rücken zu. Eingeheizet wird in ihren Häuſern nie, weil die Kälte nie ſo groß wird, daß man ſich wärmen müßte. Die Oefen oder Camine, darinnen das Eſſen gekochet wird, ſtehen außen vor dem Hauſe. Ihre hauptſächlichſte Speiſe beſteht in Reiß, den ſie ſtatt des Getreydes bauen. Nebſtdem genießen ſie Milch und Gemüſe: allein, köſtlich ſchmecken ihre Speiſen nicht. Das Bette beſteht aus einer Bretterbühne, gleich einer Soldatenpritſche; über dieſe breiten die Reichen ſchöne Teppiche her, die Armen eine ſchlechte Matte. Aber das Hauptküſſen beſteht ſo wohl bey dieſen, als jenen, aus einem Holzkloße.

Ihre Pagoden.

Hingegen ſind ihre Pagoden, oder Tempel, von erſtaunlichem Prachte. Die meiſten ſind mit Kupfer, ja einige mit Silberbleche überzogen. Vor der Thüre derſelbigen findet man allemal einen Teich, deſſen Größe mit der Herrlichkeit des Tempels übereinſtimmt, und darinnen ſich jedweder, der ſein Gebeth verrichten, oder ein Opfer bringen will, zuvor reinigen muß. Zu den berühmteſten unter dieſen Tempeln gehören weitläuftige Bezirke, die ihnen von der Freygebigkeit der Fürſten zugefloſſen ſind, und für dermaßen heilig geachtet werden, daß derjenige, welcher innerhalb deſſelbigen Blut vergießt, nimmermehr begnadiget wird. Er mag von Herkunft und Stande ſeyn wer er will: ſo muß er ſterben, oder wofern er Gelegenheit findet, ſich mit der Flucht zu retten, ſo muß ſein nächſter Anverwandter den Kopf für ihn hergeben. Nebſt den unbeweglichen Gütern opfert man den Göttern auch, und zwar ohne Unterlaß, Butter, Reiß, Früchte, Confect, Gold, Silber und Edelgeſteine. Von dieſer Mildthätigkeit ernähren ſich nicht nur die Braminen, ſondern ſie theilen auch, wenn der Tempel reiche Stiftungen hat,

Beſchreibung von Malabar.

alle Tage eine Menge Reiß und andere Lebensmittel unter die benachbarten Armen, und fremden Reiſenden aus, ohne dabey auf ihre Religion zu ſehen. Dieſer einige Unterſchied wird dabey beobachtet, daß ein armer Heide aus einem vornehmen Stamme, in die Pagode hinein gehen, und die Nacht daſelbſt zubringen darf, dahingegen die Armen der niedrigen Stämme, und überhaupt jedermann, der kein Heide iſt, das Allmoſen, außerhalb des Tempels empfängt, ihn ſelbſt aber nie betreten darf. Doch beherberget man dergleichen Leute in einem anderen ausdrücklich dazu beſtimmten Gebäude.

Religion des Landes.

Zwiſchen dem Gottesdienſte der heidniſchen Malabaren und der Banianen iſt zwar kein Unterſchied, als nur in einigen Gebräuchen, doch haben jene weit mehr Götzenbilder. In den Tempeln ſteht eine gewaltige Menge, die gar mit keiner in der Welt befindlichen Sache eine Aehnlichkeit, ſondern ihr Weſen bloß dem Gutdünken des Künſtlers zu danken haben. Sie ſtellen auch die Bilder einiger Thiere hinein, und verehren ſie mit nicht geringerer Ehrerbiethigkeit, doch bethen ſie hauptſächlich Sonne und Mond an. Ihre Freudensbezeugungen zur Zeit des Neumondens, und ihre Beängſtigung bey einer vorfallenden Finſterniß, ſind ihnen mit allen Morgenländern, ja beynahe mit allen Heiden in der ganzen Welt gemein. Doch erſchrecken ſie weit heftiger, wenn die Sonne verfinſtert wird, als wenn dieſer Zufall den Mond betrifft; weil ſie dafür halten, es falle ihnen das erwärmende Licht der Sonne am nothwendigſten. Daher hören ſie nicht auf, zu heulen und zu bethen, bis dieſes Geſtirn ſeinen gewöhnlichen Glanz wiederum erlanget.

Ehrerbiethung gegen die Götter und Großen.

Sie begrüßen ihre Götter und ihre Könige mit einerley Gebärden und Gebräuchen. Ja ſie treiben die Ehrerbiethung gegen ihren Landesherrn ſo weit, daß ſie ſich niemals an einem Orte, dahin er etwa ſehen könnte, niederſetzen, die Entfernung mag ſo groß ſeyn, als ſie will. Eben dieſe Schuldigkeit beobachten auch die jungen Nairen gegen die älteſten unter ihrem Stamme, ohne darauf zu ſehen, ob ſie arm, oder wohl gar ihre Feinde ſind.

Feſte und Ceremonien.

Weil ihre Calender kein gewiſſes Maaß haben, und die Zeit bey ihnen nach dem Mondenlaufe eingetheilet wird: ſo begehen ſie ihre Feſte an keinem gewiſſen Tage, ſondern es beruhet dieſe Zeit bloß auf der Braminen Gutdünken, welche ſich ihres Ortes durch ein ſehr ſtrenges Faſten dazu vorbereiten. An dem geſetzten Tage läuft alles Volk aus der Nachbarſchaft ſchwarmweiſe nach der Pagode, um die Götter zu begleiten, die man auf prächtig angeſchirrten Elephanten in dem zur Pagode gehörigen Bezirke ſpazieren reiten läßt. Neben ihnen her treten viele Nairen mit langbeſtielten Fliegenwedeln, und wehren damit ſowohl den Götzenbildern, als den Prieſtern, die Fliegen. Die Luft ertönet von dem verwirrten Klange einer großen Anzahl mancherley Inſtrumente, und von dem Jauchzen des Volkes. Einer von den vornehmſten Braminen rennet mit einem zweyſchneidigen Schwerdte, an deſſen Griffe viel Schellen hängen, vor dem Zuge her, gebärdet ſich wie ein unſinniger Menſch, und giebt ſich zuweilen einen Hieb über den Kopf oder in den Leib. Das Blut rinnet häufig aus den Wunden. Nebſt dieſen blutigen Gebräuchen, haben die Malabaren noch andere, welche aber der Schamhaftigkeit ſo ſehr zuwider laufen, daß ehrbare Reiſende nichts davon erwähnen wollen. Die Fürſten, die Nambouris, Braminen und Nairen werden nach ihrem Tode verbrennet; hingegen die Todten der niedrigen Stämme begräbt man l).

Alle

---

l) Alles, was zum Hauptwerke ihres Gottesdienſtes gehöret, iſt im Artikel von Indoſtan, zu leſen.

Beſchreibung von Malabar.

Geſchicklichkeit der Malabaren in Kriegesübungen.

Alle Malabaren, welche kraft der Geſetze Gewehr führen dürfen, wiſſen es mit großer Geſchicklichkeit zu gebrauchen. Kaum kann ein Kind gehen, ſo giebt man ihm ſchon einen Bogen und dazu ſchickliche Pfeile in die Hand, damit es die Vögel bekrieget. Im zehnten oder zwölften Jahre ſchicket man es auf eine Ritterſchule, welche auf des Landesherrn Koſten unterhalten wird, und da dem Lehrlinge weder Koſt noch Unterweiſung etwas koſtet. Jedweder verfertiget das Gewehr, das er führet, mit eigener Hand. Demungeachtet ſind ihre Kugelbüchſen ſehr leicht. Jedweder hat ſeine Kugelforme. Sie legen das Gewehr bey dem Losſchießen an den Backen, ohne daß bey dieſer Weiſe jemals ein Unglück vorgienge. Selten verfehlen ſie ihr Ziel. Sie gebrauchen auch Lanzen und Säbel. Allein, ihre Geſchicklichkeit im Bogenſchießen hat ſchwerlich ihres Gleichen. Dellon ſah ſehr oft, daß ſie zween Pfeile nach einander abdrückten, und den erſten mit dem letztern ſpalteten. Die ordentliche Länge ihrer Bogen beträgt ſechs Schuh, die Pfeile ſind drey Schuh lang. Das Eiſen hat drey Zoll in die Breite, und acht in die Länge. Sie ſtecken ſie in keinen Köcher, wie die Mogolen, welche weit kleinere Pfeile haben, ſondern halten etwa ein halb Dutzend in der Hand. Nebſt dem Bogen, der Lanze und Kugelbüchſe, haben ſie an der linken Seite noch ein kurzes einen halben Schuh breites und anderthalb Schuh langes Hackemeſſer an einem Haken hängen, doch ohne Scheide. Dieſes letztere Gewehr gebrauchen ſie bloß im Handgemenge, wenn es der Raum nicht mehr zuläßt, andere Waffen zu ergreifen. Diejenigen, welche einen Säbel führen, tragen ihn entblößt in einer Hand, und in der andern den Schild. Ihr ſämmtliches Gewehr halten ſie wider die Gewohnheit anderer Indianer ungemein ſauber.

Uebungen auf der Ritterſchule.

Die jungen Edelleute müſſen, ſo lange ſie auf der Ritterſchule ſind, zum öftern in Gegenwart des Königes und der Großen ihre Kriegesübungen machen. Es werden einige Richter erwählet, und die geſchickteſten Schüler von ihren Lehrmeiſtern ausdrücklich dazu ausgeſuchet, daß ſie in geſchloſſenen Schranken eine gewiſſe Zeit lang mit einander kämpfen müſſen. Allein, meiſtentheils kömmt es zum Ernſte, und die Kurzweile läuft gemeiniglich auf ein Blutvergießen hinaus, dabey einige junge Kämpfer auf dem Platze bleiben.

Wie man die Streitigkeiten ausmachet.

Ungeachtet die Nairen von Natur herzhaft ſind, auch das bloße Gewehr beſtändig in der Hand tragen: ſo machen ſie doch ihre eigenen Zwiſtigkeiten ſehr ſelten damit aus. Das Ende davon iſt gemeiniglich ein heftiges Schimpfen. Kömmt es ja zur Thätlichkeit: ſo legen ſie ihr Gewehr ab, und balgen ſich mit trockenen Fauſtſtößen herum. Entſteht zwiſchen zween ſehr reichen und vermöglichen Nahern irgend eine wichtige Uneinigkeit, dabey die Ehre des beyderſeitigen Hauſes in Gefahr läuft: ſo wählet jedweder einen oder mehr von ſeinen Unterthanen aus einem niedrigern Stamme. Dieſe Leute werden einige Wochen lang reichlich verpfleget, und im Fechten unterwieſen. Wenn ſie nun hinlänglich unterrichtet ſind: ſo beſtimmet man Ort und Zeit zum Austrage der Sache. Der König erſcheint in eigener Perſon, nebſt dem ganzen Hofe, imgleichen beyde Uneinige nebſt ihren Vorfechtern. Dieſe letztern ſchreiten hierauf zum Kampfe, wobey ſie kein ander Gewehr, als kurze zweyſchneidige Hauer gebrauchen dürfen. Gemeiniglich währet das Gefecht ſo lange, bis die ſämmtlichen Kämpfer des einen Theiles auf dem Platze bleiben. Der ſiegende Theil behält Recht. Beyde Nahern vertragen ſich hierauf mit einander, ohne das ihrentwegen vergoſſene Blut weiter zu achten, weil ſie in der hochmüthigen Einbildung ſtehen, ihr eigenes ſey dermaßen edel und koſtbar, daß es in keinem andern, als in ihres Königes oder den Reichsangelegenheiten vergoſſen werden dürfe. Gemeiniglich gehen die bedauernswürdigen Werkzeuge von ihrer Herren Rache beyderſeits zu Grunde, indem die Ueberwinder ſelten anders, als mit tödtlichen Verwundungen aus dem verzweifelten Kampfe kommen, folglich den Ueberwundenen bald darauf in die andere Welt nachfolgen.

Ueberhaupt zu reden, ſind die Malabaren ungemein gelaſſen. Sie erzörnen ſich ſelten. Rächen ſie ſich, ſo geſchieht es allemal auf ehrliche Weiſe. Das Vergiften verabſcheuen ſie auf das äußerſte, ja ſie wiſſen kaum, was man dazu gebrauchen könne, ungeachtet dieſe verfluchte Gewohnheit in anderen Gegenden Indiens ſehr ſtark im Schwange geht.

Kriege der Malabaren.

Im Kriege wiſſen ſie wenig von Ordnung. Sie fechten nicht in Gliedern; eben ſo wenig beobachten ſie geſchloſſene Züge, noch ſonſt einige Kriegeszucht. In dieſer Gegend ſuchet kein König dadurch mächtiger zu werden, daß er dem Nachbarn das Seinige wegnimmt. Fallen ſie dem Feinde ins Land, ſo ſuchen ſie nur durch Plündern und Verheeren ihr Müthchen zu kühlen. Wird der Friede geſchloſſen, ſo giebt jedweder dem andern das eroberte, nur die Beute ausgenommen, wieder zurück *m*).

Der II Abſchnitt.

Luft, Bäume, Pflanzen und Thiere.

Luft und Erdreich. Einziger Ort, wo Cardamomen wachſen. Zimmet. Beſchreibung des Cocosbaumes. Tary oder Sury. Cocosfrucht. Eigenſchaften des Cocosbaumes. Einige Malabar eigene Bäume. Sonderbare Pflanzen. Merkwürdige Thiere. Dreyerley Tiger. Adive oder Jakar. Ziebethkatze. Schlangen. Sie werden geehret; ſind von ungeheurer Größe; einige, die Katzenarbeit verrichten. Urtheil von Malabars Schönheit. Ordnung der Länder an dieſer Küſte.

Luft und Erdreich.

Einziger Ort wo Cardamomen wachſen.

Dieſe ganze Küſte hat ſehr geſunde Luft. Wildprät von allerley Gattung giebt es da im Ueberfluſſe. Die See liefert vortreffliche Fiſche in größter Menge. Es ſind in ganz Aſien wenige Länder, darinnen alles, was zum menſchlichen Unterhalte gehöret, wohlfeiler und überflüßiger zu finden wäre. Die Mannigfaltigkeit der edelſten Früchte und Pflanzen iſt recht wunderſam. Doch wird der malabariſche Pfeffer, ungeachtet er in dieſem Lande häufiger, als in einigen benachbarten, wächſt, nicht für ſo gut als der letztere gehalten. Cardamomen giebt es ſonſt nirgends, als im Königreiche Cananor, und zwar auf einem ſechs bis ſieben Meilen von der See gelegenen Berge. Weil nun dieſes Gewürze ſonſt nirgend wächſt, und überdem nicht ſo viel Mühe erfordert, als der Pfeffer, ſo ziehen die Eigenthümer gewaltig viel Geld dafür. Man darf es weder ſäen noch das Land bearbeiten, ſondern man brennet nur das Gras weg, das währender Regenzeit häufig wächſt, und von der darauf folgenden Sonnenhitze ganz verdorret. Die Aſche dieſes Graſes giebt dem Boden die Kraft, daß er Cardamomen trägt. Sie werden in alle indianiſche Königreiche, imgleichen nach Perſien, Arabien, ins türkiſche Gebieth, ja bis nach Europa verführet, woſelbſt man ihn zwar meiſtens nur zur Arzeney gebrauchet: allein, die meiſten aſiatiſchen Völker halten keine Speiſe für wohl zugerichtet, wenn keine Cardamomen dazu gebraucht würden. Wegen ihrer Seltenheit ſind ſie ziemlich theuer, und koſten gemeiniglich drey bis viermal mehr, als der beſte Pfeffer.

---

m) Gautier, Schouten, Dellon, Pyrard, Baldus u. ſ. w.

Beſchreibung von Malabar.

Zimmet.

Zwar giebt es in Malabar auch Zimmet: allein, er kömmt dem ceylaniſchen ſo wenig bey, daß man ihn gemeiniglich nur zum Farben gebrauchet. Andere Bäume, die man in ganz Indien überall findet, übergehen wir mit Stillſchweigen. Unterdeſſen da die Cocosbäume ſonſt nirgend in dermaßen großer Menge wachſen, noch ſo gut genutzet werden, als hier, ſo giebt uns dieſer Umſtand Gelegenheit, eine genaue Beſchreibung von dieſem Meiſterſtücke der Natur beyzubringen.

Beſchreibung des Cocosbaumes.

Die Malabaren benennen ſowohl den Cocosbaum, als ſeine Frucht, mit dem Namen **Tenga**. Seine ordentliche Höhe beträgt dreyßig bis vierzig Schuh; er iſt mittelmäßig dick, wächſt ſehr gerade, und hat keine Aeſte, ſondern es wachſen nur etwa ein Dutzend Blätter oben am Wipfel aus dem Stamme. Beſagte Blätter ſind anderthalb Schuh breit, und wohl zehen lang. Sie ſind, gleich den Blättern des Dattelbaumes, geſpalten. Man läßt ſie trocknen, flicht ſie in einander und decket die Häuſer damit, da ſie denn dem Wetter viele Jahre lang widerſtehen. Aus den zarteſten Faſern werden ungemein ſchöne Matten verfertiget, und durch ganz Indien verführet. Die groben Rippen gebrauchet man zu Kehrbeſen. Der mitten durchgehende Blattſtiel, welcher die Dicke eines Beines hat, dienet ſtatt des Brennholzes. Ein Cocosbaum hat faſt das ganze Jahr über einmal ſo viel Blätter, als das andere, weil immer wieder friſche nachwachſen.

Der Stamm hat ein ſchwammiges und in eine unendliche Menge Faſern vertheiltes Holz, und kann um dieſer Urſache willen bloß, wenn er alt und dichter geworden iſt, zum Häuſer- und Schiffbaue gebrauchet werden. Die Wurzeln ſind in großer Anzahl, und ungemein zart Ungeachtet ſie gar nicht tief in den Boden eindringen: ſo widerſteht doch der Baum dem ſtärkeſten Sturme, ohne Zweifel deswegen, weil er keine Aeſte hat, folglich vom Winde nicht ſo ſtark gefaſſet werden kann. Oben am Wipfel, mitten unter den Blättern, ſteht ein Herz oder dicker Knoſpen, der an Geſtalt und Geſchmacke dem Bluhmenkohle ziemlich gleicht, doch aber etwas angenehmeres an ſich hat. An einem einzigen ſolchen Cocosherze können ſich ſechs Perſonen ſatt eſſen. Nichts deſtoweniger ſpeiſet man es nur ſelten, weil der Baum abſteht, ſobald man es wegnimmt. Wer alſo ſeine Luſt damit büßen will, der läßt allemal den Stamm niederhauen. Zwiſchen dieſem kohlähnlichen Herze und den Blättern, ſchlagen noch einige andere Augen in der Dicke eines Armes aus. In dieſe machet man am Ende einen Schnitt, da denn ein weißer ſüßer, und höchſt angenehmer Saft heraus tropfet, und in einem an das Auge angehängten Gefäße aufgefangen wird. Die Tiven, als welcher Stamm hauptſächlich dem Landbaue obliegt, beſteigen ihre Cocosbäume alle Morgen und Abende. Am Gipfel haben ſie ein Gefäß hängen, darein ſie dasjenige, was über Nacht oder ſeit den Morgen ausgetropfet iſt, zuſammen gießen. Man nennet dieſen Saft in Malabar eben ſowohl, als im indoſtaniſchen **Tary** oder **Sury**. Er iſt der einzige, damit man ſich auf dieſer ganzen Küſte ordentlicher Weiſe verſorget. Zwar ſchmecket er nicht ſo angenehm, als Wein, berauſchet aber eben ſo ſtark, und **Dellon**, welcher nebſt einem ſcharfen natürlichen Verſtande auch eine gute Kenntniß der Arzeneykunſt beſaß, hält ihn für geſünder n). Friſch iſt er beynahe allzuſüße: nach einigen Stunden fällt er ſchon mehr auf die Zunge, und ſchmecket angenehmer. Seine gehörige Vollkommenheit hat er zwiſchen Abend und Morgen; denn nachgehends beginnet er zu ſäuern, und wird nach Verlaufe vier und zwanzig Stunden zu leib-

Tary oder Sury.

---

n) Am angef. Orte a. d. 177 S.

Beſchreibung von Malabar. leibhaftigem Eſſige. Zieht man ihn ab, wenn er ſeine völlige Stärke noch hat: ſo wird ein ziemlich guter Branntewein daraus, ja nach dreymaligem Ueberziehen, ein recht ſtarker. Läßt man den friſchen Tary mit einem wenig ungelöſchten Kalche in einer Pfanne aufwallen, ſo gewinnt er eine Honigdicke. Bey längerm Kochen wird er zwar ſo feſt, auch beynahe eben ſo weiß, als Zucker, doch aber nicht ſo annehmlich, als der aus dem Rohre gepreſſete. Von dergleichen Zucker machet der gemeine Mann ſein Confect. Die Portugieſen benennen ihn Jagre, von dem malabariſchen Namen Jagara.

Cocosfrucht. Ein Cocosbaum, aus deſſen Augen man vermittelſt eines Schnittes Tary abzapfet, trägt keine Frucht, weil ſelbige von dieſem Safte ihre Nahrung hat. Aber diejenigen Bäume, die man zum Fruchttragen ſpahret, treiben aus jedem Auge eine Traube, von zehn, zwölf oder aufs höchſte funfzehn Cocosnüſſen. Die oberſte Schale einer Nuß iſt anfänglich von außen grün, und ſehr zart. Inwendig iſt ein heller angenehmer, geſunder und kühlender Saft, der bey ſehr großen Nüſſen zuweilen über ein Nößel beträgt. Die Schale, die ihn unmittelbar umſchließt, hat, ſo lange ſie noch weich iſt, einen ſehr guten und dem Artſchockenkäſe nicht unähnlichen Geſchmack: allein, je näher die Nuß ihrer Zeitigung kömmt, deſto weniger findet man von dieſem Safte, ſondern an ſeine Stelle iſt ein weißes, weiches und ſüßes Weſen, das wie Sahne ſchmecket. Die halbzeitigen Cocosnüſſe heißen bey den Malabaren, **Elexir**, und bey den Portugieſen **Lagnel**. Sind ſie völlig reif: ſo haben ſie gar wenig Waſſer in ſich; auch verliert es, ſo wie es allmählig eintrocknet, ſeine Annehmlichkeit immer mehr und mehr. Aus dieſem Safte entſteht der Kern der Nuß, welcher zuletzt eben ſo derb und dicht wird, als der Kern einer Haſelnuß, wie er ihm denn auch an Weiße und Geſchmacke gleicht. Die indianiſchen Köche preſſen den Saft heraus, und vermiſchen ihre Brühen, wenn ſie recht gut ſchmecken ſollen, damit. Außerdem wird auch in den Mühlen ein Oel daraus gepreſſet, und zwar das einzige, das in ganz Indien gebraucht wird. Friſch gleicht es an Güte dem ſüßen Mandelöle: allein, mit der Zeit gewinnt es eben den Geſchmack, als Nußöl, wornach es aber bloß zur Malerey gebrauchet wird.

Cocosſchaalen. Der Baum treibt alle Jahre dreymal friſche Augen, trägt auch eben ſo oft Früchte. Eine Cocosnuß hat ungefähr die Größe, als ein Menſchenkopf; und da ſie bey dem geringſten Winde abfällt, ſo iſt es nicht rathſam, unter einem ſolchen Baume zu ſitzen, wiewohl man, da er keine Aeſte hat, folglich keine Beſchirmung gegen die Sonnenhitze gewähret, ohne dieß ſelten Luſt dazu bekömmt. Die oberſte Schale der Nuß iſt ungemein glatt und beſtändig grün, ob gleich dieſe Farbe mit der Zeit ein wenig ins gelblichte fällt, abſonderlich wenn die Frucht ſchon längſtens abgefallen iſt. Das übrige von dieſer Schale, was unter nur beſagter glatten Schelfe liegt, iſt drey Finger dick, und wird zu Fäden gezogen, daraus man allerley Seile, ja ſogar die ſtärkeſten Schiffstauen verfertiget. Die zweyte Schale iſt gewaltig hart, und Zolldicke. Unter dieſer liegt der Kern, daraus man Oel preſſet. Aus ihr ſelbſt verfertiget man Schalen, Löffel, Pulverhörner, und allerley andere Kleinigkeiten, das übrige wird zu Kohlen für die Handwerksleute verbrannt. Mit dem Breye von den ausgepreßten Kernen futtert man die Schweine und das Geflügel, ja, es nähren ſich, wenn theure Zeit einfällt, viele arme Leute davon.

Eigenſchaften des Cocosbaumes. Nach Dellons Urtheile, lobet man den Cocosbaum im geringſten nicht zu ſehr, wenn man ihn für das nützlichſte und wunderbareſte unter allem, was der Erdboden trägt, ausgeben will. Aus ſeinem Stamme bauet man bequeme Wohnungen, mit ſeinen Blättern

Beſchreibung von Malabar.

decket man ſie; ſein Holz und ſeine Schalen liefern das Hausgeräthe: ja man zimmert eine völlige Barke mit Maſt und Rhaaen daraus. Die Tauen und Segel dazu machet man aus den weicheſten Holzfaſern, ja es dienen eben dieſe Faſern auch zu allerley Zeugen. Iſt ein Fahrzeug dergeſtalt aus einigen Theilen dieſes Baumes gezimmert und ausgerüſtet worden: ſo kann es mit lauter Waaren, die ſeine übrigen Theile liefern, nämlich mit Nüſſen, mit Oele, Wein, Eſſig, Branntewein, Honig, Zucker, Zeugen und Kohlen, befrachtet werden.

Einige Malabar eigene Bäume.

Wir verlangen an dieſem Orte nicht die Benennung und Beſchaffenheit aller in Malabar befindlichen Gewächſe zu beſchreiben, indem es in dem bekannten Werke Hortus malabaricus längſt geſchehen iſt. Schouten und Dellon machen viel Weſens von einer gewiſſen Baumgattung, die in Malabar weit häufiger, als anders wo in ganz Indien, wächſt *). Der Baum erreichet die Höhe unſerer größten Wallnußbäume, das Laub hingegen hat mit dem Laube der Lorbeerbäume viel Aehnlichkeit. Die Blüthe riecht ungemein lieblich. Aus dem Stamme tropfet ein Harz, damit man die Schiffe verpicht. Doch das allerſeltenſte bey einem ſo hochſtämmigen Baume iſt dieſes, daß ſeine Aeſte gleich des Paletuviers ſeinen, erſtlich aufwärts ſchießen, nachgehends aber ſich gegen die Erde ſenken, und, ſobald ſie den Boden berühren, im Augenblicke Wurzel ſchlagen. Mit der Zeit werden ſie ſo dick, daß man ſie von dem Mutterſtamme nicht mehr unterſcheiden kann. Nur beſagter Reiſebeſchreiber verſichert, wenn man die Aeſte ſo fortwachſen ließe, und nicht bey Zeiten einen Theil davon weghiebe, ſo würde ein einziger Baum zuletzt ein ganzes Land ausfüllen, und zu einem dicken Walde machen.

Sonderbare Pflanzen.

Die malabariſche Küſte zeuget allerley Gemüſe; abſonderlich eine gewiſſe Gattung Bohnen, welche vier Zoll breit ſind und in anderthalb Schuh langen Schoten liegen. Zwar ſchmecken ſie nicht ſo gut, als unſere; hingegen wachſen ſie ſehr geſchwind. Die Pflanze ſelbſt hat große Blätter, und ſchicket ſich gut zu bedeckten Luſtgängen, darunter man im Schatten ſitzt. Gleichfalls wird in dieſem Lande noch eine andere ſeltene der Pimpernell ähnliche Pflanze ſehr ſorgfältig gezogen. Die Blüthe gleicht, was die Geſtalt betrifft, der Blüthe des doppelten Jesmins nicht uneben, nur iſt ſie nicht weiß, ſondern hochroth. Weil ſie keinen Geruch von ſich giebt: ſo zieht man ſie bloß um des ſchönen Anſehens willen. Es wächſt dieſe Pflanze ſo geſchwind, und breitet ſich ſo weit aus, daß man in kurzer Zeit eine Mannshohe Hecke daraus ziehen kann, welche, wenn ſie dicht genug iſt, unter die ſchönſten Verzierungen eines Gartens gehöret. Von Ferne ſollte man die Blüthe für lauter Rubinen, oder glühende Feuerfunken anſehen; ſo wunderſam erhöhet die grüne Farbe des Laubes ihren Glanz. Sie öffnet ſich mit Aufgange der Sonne, behält ihre Schönheit den ganzen Tag über, und fällt mit Untergange dieſes Geſtirnes ab. Ihre Stelle wird durch friſche Blüthen erſetzet, die ihre Pracht den folgenden Tag zur Bewunderung darlegen. Dergeſtalt blühet dieſe Pflanze das ganze Jahr über, ohne Aufhören fort. Noch hat ſie dieſe beſondere Eigenſchaft, daß man ſie nicht öfter als einmal ſäen darf; denn ihr Samen fällt, wenn er reif iſt, von ſelbſt ab, wurzelt und vermehret ſich. Die Gärtner haben folglich keine andere Mühe damit, als die Pflanze bey anhaltender Dürre zu begießen.

Ungeachtet

---

*) Dellon, a. d. 157 S. Schouten hin und wieder, abſond. a. d. 438 u. f. S.

Beſchreibung von Malabar.

Ungeachtet aber der Boden alle erwünſchte Eigenſchaft zur Gärtnerey beſitzt: ſo ſind doch die Malabaren bey weitem keine ſo große Liebhaber von Gärten und Bluhmen, als die Unterthanen des Mogols. Nebſt dem pfleget auch das Frauenzimmer auf dieſer Küſte ihren Leib nicht, gleich anderen Indianerinnen, mit Eſſenzen und wohlriechendem Oele zu beſalben, ſondern es iſt mit dem Cocosöle zufrieden.

Merkwürdige Thiere.

Ob es gleich noch mancherley andere merkwürdige Thiere auf dieſer Küſte giebt: ſo reizen doch abſonderlich die Papagayen wegen ihrer erſtaunlichen Menge und vielerley Gattungen einen Reiſenden zu großer Bewunderung. Dellon verſichert, er habe gar oft in einem einzigen Zuge des Netzes über zweyhundert fangen ſehen p). Es giebt auch Pfauen in ſehr großer Menge: ſie ſind aber weit ſchwerer zu fangen. Allein, gleichwie eben dadurch die Jagd nur deſto luſtiger wird, alſo werden die Liebhaber durch die Nutzbarkeit der Federn noch mehr dazu aufgemuntert. Denn man trägt in ganz Aſien Sonnenſchirme, Windfächer und Fliegenwedel davon. Reiche Leute laſſen goldene oder ſilberne Stiele daran machen, ja ſolche wohl gar mit Edelgeſteinen beſetzen. Nach Dellons Berichte iſt die unglaubliche Menge Nachteulen, davon die ganze Küſte wimmelt, unmöglich zu beſchreiben q). Sie ſind über dieſes noch einmal ſo groß, als in Europa. Den Tag über ſitzen ſie auf den Bäumen; ja, man ſieht nicht ſelten auf einmal etliche tauſend beyſammen. In Malabar fallen zwar keine Elephanten, es werden aber anders woher viele dahin gebracht, und von den Königen in großer Anzahl gehalten. Wollen ſie die widerſpenſtigen Unterthanen beſtrafen: ſo ſchicken ſie nur ihre Elephanten in dieſelbige Gegend. Dieſe Thiere thun alles, was man ihnen befiehlt; ſie reißen die Häuſer nieder, zerbrechen die Bäume, verwüſten die Gärten, zertreten die Feldfrüchte, und zwingen dergeſtalt die allerverſtockteſten Köpfe zum Gehorſame.

Dreyerley Tiger.

Man findet in keiner morgenländiſchen Gegend mehr Tiger, als in Malabar. Es giebt dreyerley Gattungen, wiewohl der Unterſchied mehr in der Größe, als in der Geſtalt beſteht. Die kleinſte Art kömmt in dieſem Stücke unſern größten Katzen bey. Dellon fütterte einen etliche Monate lang im franzöſiſchen Kaufhauſe zu Tilscery, er wollte aber nichts freſſen, als rohes Fleiſch. Ungeachtet er an einer ſtarken Kette hing, ſo kam er doch zweymal los. Das erſtemal fing man ihn zwar wieder, es trug aber ſein Herr bey dieſer Gelegenheit eine ziemliche Wunde an der Hand davon. Das zweytemal gieng er durch, blieb aber doch eine ziemliche Zeit unweit des Kaufhauſes, und holete das Geflügel weg. Als er noch an der Kette hing, ſo ſtreuete er den Reiß, den man ihm vorſetzete, guten Theils ſo weit um ſich, als er nur konnte, und that hernach, als ob er ſchliefe, um die Hühner und Enten herbey zu locken. Wenn ſie nun kamen, ſprang er unverſehens unter ſie hinein, und biß einige todt.

Die zweyte Tigerart iſt die gemeineſte, und ſelten größer, als ein Schaf. Sie ſtiftet unſägliches Unheil im Lande, indem ſie Menſchen und Vieh ohne Unterſchied anfällt, und ihnen das Blut ausſauget. Man zieht recht ordentlich gegen ſie, wie etwa gegen einen Feind, zu Felde. Ja, es haben die Könige, um ihren Unterthanen deſto größere Luſt zu dieſer gefährlichen Jagd zu machen, gewiſſe Belohnungen darauf geſetzt. Wer einen Tiger im ordentlichen Kampfe erleget, ohne ander Gewehr, als Schwerdt und Pfeil, zu gebrauchen,

---

p) Ebendaſ. a. d. 200 S.

q) Vermuthlich iſt hier ein Irrthum in der Benennung vorgefallen, und ſollen es vermuthlich Fledermäuſe ſeyn, wenigſtens ſcheint es doch aus brauchen, der bekömmt ein goldenes Armband, welches da zu Lande ein eben ſo großes Ehrenzeichen iſt, als bey uns ein Ritterorden. Wer aber das Thier mit einer Flinte todſchießt, oder mehr Leute zu Hülfe nimmt, dem giebt man nur ein Stück Geld.

Beſchreibung von Malabar.

Die dritte Tigerart heißt bey den Portugieſen die königliche. Ein ſolches Thier iſt nicht viel kleiner, als ein franzöſiſches Pferd, und dabey eben ſo blutdürſtig, als die kleinere Gattung, folglich weit gefährlicher. Zum Glücke giebt es ihrer nicht ſo viele. Dellon entſetzete ſich, als man ihm die Haut eines ſolchen fürchterlichen Ungeheuers zeigte, und verſichert, man hätte ein Bette von ſechs Schuhen ins Gevierte damit überdecken können. Nordlich über Goa findet man ſie häufiger. Wer einem Tiger aufſtößt, und eine Flinte oder ein Piſtol bey ſich hat, der thut, wie die Erfahrung gelehret hat, am allerbeſten, wenn er ſein Gewehr in die Luft losſchießt, es ſey dann, daß er ſich getraue, das Thier unfehlbar niederzulegen. Denn es erſchrickt vom Knalle, und geht durch; dahingegen wird es von einer bloßen Verwundung nur deſto wütender. Vor dem Feuer ſollen ſie ſich, wie man ſaget, ebenfalls ſcheuen.

Adive oder Jakar.

Noch iſt das Land mit einem Thiere, das die Indianer Jakar oder Jakal, die Portugieſen aber Adive nennen, gequälet. Es gleicht an Geſtalt einem Hunde, hat aber einen Fuchsſchwanz und Wolfsrachen. Die Adiven ſcheuen das Licht, und kommen ſonſt ſelten als nur bey Nachtzeit aus ihren Schlupflöchern. Gemeiniglich halten ſie ſich haufenweiſe zuſammen. Ihr Geheule klingt ſehr kläglich. Von fern ſollte man meynen, man höre einen Haufen großer und kleiner Kinder durch einander weinen. Sie holen das Geflügel weg, ſind auch den Hunden ſehr aufſäßig, weil ſie ihre Ankunft durch ihr Gebelle verrathen. An Kinder machen ſie ſich ebenfalls: allein, wer einen Prügel bey ſich hat, der hat von ihnen nichts zu befürchten, ungeachtet ſie von Natur dermaßen wild ſind, daß ſie ſich niemals zähmen laſſen, man mag ſie ſo jung fangen, als man will. Sie wagen ſich zuweilen wohl gar in die Häuſer, die ſie offen und ohne Widerſtand finden, holen die Kinder aus der Wiege weg, oder reißen ſie der beſtürzten Mütter vom Arme. Die Malabaren halten es alle mit einander, vermöge uralter Beobachtungen, für unſtreitig, daß zwiſchen dem Tiger und Adive von Natur ein gutes Verſtändniß herrſche. Geht der Tiger auf den Raub aus, ſo läßt er einen Adive vor ſich her treten, und durch ſein Winſeln die Hunde oder Kinder aus den Häuſern locken. Man ermiſſet aber leicht, ob der Adive einen Tiger bey ſich habe oder nicht? Denn im erſten Falle höret man nicht mehr, als einen einzigen heulen; dahingegen die Malabaren, wenn ſie das Geheule vieler Adiven zugleich vernehmen, nicht glauben, daß ein Tiger dabey ſey, folglich ihre Anſtalten nach der Größe der Gefahr einrichten. Dellon erzählet, er habe zuweilen den Adiven nachgeſpüret, und wenn er eines von ihren Schlupflöchern entdecket, eine kleine Oeffnung hinein gemacht, Stroh hinein geſchoben, und es angezündet, da ſie denn vom Rauche erſticken müſſen. „Ich „habe, ſaget er, nicht ſelten in einem einzigen ſolchen Baue wohl dreyßig erſtickte Adi„ven gefunden, und es hätten wohl zwanzig Perſonen darinnen Platz gehabt, ſo räumlich „war er r).

Deſſen Verſtändniß mit dem Tiger.

Die wilden Büffel ſind in Malabar weit häufiger vorhanden, als in irgend einer Gegend der ganzen Welt. Die Einwohner machen ihres Ortes zwar wenig Weſens davon,

eſſen

Vergleichung des Dellons mit andern Reiſeſchreibungen zu folgen.

r) Ebendaſ. a. d. 224 S.

Beſchreibung von Malabar.

eſſen ſie auch nicht, erlauben aber doch den Ausländern ſie zu fangen, oder zu tödten. Aus ihrem Leder machet man Schuhe, Stiefel, Schilde, Schläuche und eine Gattung Eimer, die man inwendig mit Weiden ausflicht, und zum Verwahren oder Verſenden weicher oder flüßiger Dinge gebrauchet.

Zibethkatze.

Die malabariſche Zibethkatze iſt ein kleines, einer Katze ähnliches Thier, hat aber eine ſpitzige Schnauze, mauet nicht, hat auch keine ſo gefährliche Klauen. So wohl Männchen als Weibchen haben unter dem Schwanze eine beſondere Oeffnung, daraus diejenige fette Materie, welche bey den Europäern Zibeth heißt, genommen wird. Im Königreiche Calecut treibt man ſehr ſtarken Handel damit. Affen giebt es in erſtaunlicher Anzahl, und von unzählig vielerley Gattungen in Malabar. Man hält ſie für heilig, richtet ihnen zu Ehren Bildſäulen und Tempel auf, und mögen ſie Unheil ſtiften, ſo viel ſie wollen, ſo verliert derjenige den Kopf, der ſich in dem Gebiethe eines heidniſchen Königes unterſteht, einen zu tödten. Dellon erwähnet unterſchiedlicher Feſte, die man ihnen zu Ehren mit großem Gepränge feyert r).

Schlangen.

Beſagter Reiſende wollte, nach ſeinem Berichte, das, was er von den malabariſchen Schlangen gehöret und geleſen hatte, nicht glauben, bis er es endlich zu ſeinem größten Erſtaunen mit eigenen Augen ſah. Es giebt vielerley Arten, welche ſämmtlich an Größe, an Farbe, an Geſtalt, und inſonderheit an Bosheit von einander unterſchieden ſind. Einige ſind grün, nicht dicker, als ein Finger, aber fünf bis ſechs Schuhe lang, und um ſo viel gefährlicher, weil ſie im Gebüſche liegen, da man ſie unter dem grünen Laube nicht ſo leicht wahrnimmt. Sie weichen auch nicht von der Stelle, es ſey dann, daß man gewaltig lärme; im Gegentheile ſchießen ſie den Vorbeygehenden auf den Leib, und zwar meiſtentheils nach den Augen, der Naſe, oder den Ohren. Zwar iſt ihr Biß an ſich ſelber nicht giftig, er wird es aber durch ein heftiges Gift, das ſie in die Wunde fließen laſſen, und daran der Menſch binnen einer Stunde ſterben muß. Da man ſie nur allzu oft antrifft: ſo läßt man auf ſchmalen Fußſteigen einen Leibeigenen vor ſich hergehen, der rechts und links auf das Gebüſche klopfen und ſie verjagen muß. Einſtens wollte ein indianiſcher Malabar, welchen Dellon zuweilen als ſeinen Dollmetſcher brauchete, aus dem Flecken **Balliepatan**, nach der eben alſo genannten Pagode gehen, und hatte einen Nairen vor ſich her treten. Eh er es ſich verſah: ſo ſchoß ein ſolches giftiges Ungeziefer auf ſeinen Wegweiſer los, zu einem Nasloche hinein, und zum andern heraus, und hing dergeſtalt an beyden Seiten aus der Naſe herab. Der Naire fiel in Ohnmacht zu Boden, und ſtarb in ſehr weniger Zeit. Eine gewiſſe andere Schlangengattung trägt bey den Indianern den Namen, **Nalle Pambu**, oder gute Schlange; die Portugieſen haben ſie **Cobra Capel** benennet, weil ſie eine breite und einem Hute nicht unähnliche Haut auf dem Kopfe hat. Ihr Leib ſpielet mit den ſchönſten Farben, und es iſt das Anſehen dieſes Thieres eben ſo angenehm, als ſein Biß gefährlich. Gleichwohl ſtirbt niemand davon, wofern er nur dienliche Gegenmittel gebrauchet. Die ſchönſte Zierde der Pagoden beſteht in allerley Vorſtellungen dieſer gefährlichen Thiere.

Sie werden geehret.

Man bethet ſie an, und bringt ihnen Opfer. Findet ein Malabar eine Schlange in ſeinem Hauſe: ſo erſuchet er ſie, ob ihr nicht belieben möchte, ſich anders wohin zu begeben? Will das Bitten nichts helfen: ſo ſuchet er ſie mit Milch, oder einer andern Speiſe heraus zu locken. Bleibt ſie dem ungeachtet

---

Ebendaſ. a. d. 228 S.

r) A. d. 235 S.

Beſchreibung von Malabar.

achtet auf ihrem Kopfe, ſo rufet man Braminen herbey, die ihr in einer zierlichen Rede die Bewegungsgründe, warum ſie billig anders verfahren ſollte, zu vernehmen geben: ſie ſtellen ihr zum Beyſpiele vor, was für ein braver Mann dieſer Malabar ſey, und wie ſehr er ihres gleichens Schlangen jederzeit geehret und hochgehalten habe. Bey des Dellons Aufenthalte zu Cananor, wurde ein Geheimſchreiber des daſigen Fürſten Statthalters, von einer ſolchen Hutſchlange, die ſo dick als ein Arm, und wohl acht Schuhe lang war, gebiſſen. Der Mann gebrauchte im Anfange nicht ſogleich etwas dagegen, ſondern ſeine Gefährten führeten ihn nur in die Stadt zurück, und die Schlange wurde in einem wohl zugedeckten Gefäße gleichfalls dahin gebracht. Weil nun dem Fürſten dieſer widrige Zufall ſehr zu Herzen gieng: ſo ließ er ſo gleich die Braminen rufen. Dieſe führeten dem Thiere zu Gemüthe, wie viel dem Lande an dem Leben eines ſo wohl verdienten Mannes gelegen ſey, droheten auch zuletzt, wenn er ſtürbe, ſo würde man ſie auf ſeinem Scheiterhaufen lebendig verbrennen. Doch die Schlange kehrete ſich an nichts, ſondern der Gift ſtieß dem Kranken endlich das Herz ab. Der Fürſt bedauerte ihn zwar ungemein: gleichwohl da er überlegete, der Verſtorbene möchte vielleicht irgend ein heimliches Verbrechen begangen, und dadurch den Zorn der Götter auf ſich geladen haben, ſo befahl er, das Gefäß mit der Schlange aus dem Pallaſte zu tragen, ſie in Freyheit zu ſetzen, und wegen der bisherigen Gefangenſchaft um Vergebung zu bitten, welches denn auch unter vielen ſehr tiefen Ehrenbezeugungen wirklich geſchah.

Sehr viele Malabaren üben ungemein wunderliche Liebeswerke aus; denn ſie ſetzen Milch und andere Speiſen auf die Heerſtraßen, oder ins Gebüſche, damit dieſe heiligen Thiere nicht Hungers ſterben. Einige Reiſende entſchuldigen dieſe Verblendung damit, daß die Malabaren vor Alters vermuthlich dadurch zu verhindern geſucht hätten, daß die Schlangen, weil ſie im freyen Felde und im Walde zu freſſen fänden, nicht in ihre Häuſer kommen, und daſelbſt etwas aufſuchen möchten *t*).

Unterdeſſen wird das unter den malabariſchen Heiden geltende Verboth, keine Schlange zu tödten, ſo wohl von den Chriſten, als Muhammedanern ſehr ſchlecht beobachtet. Nebſtdem ſchlägt jedweder Ausländer, der eine Zeitlang im Lande bleibt, von dieſem häßlichen Ungeziefer todt, ſo viel er immer kann, wodurch den natürlichen Landeseinwohnern in der That ein nicht geringer Dienſt geſchieht. Wer nicht alle Tage das ganze Haus von unten bis oben durchſuchen wollte, der wäre niemals, ja auch im Bette nicht, vor einem tödtlichen Biſſe ſicher. Noch findet man eine beſondere Schlangengattung, welche funfzehn bis zwanzig Schuhe lang, und ſo dick iſt, daß ſie einen Mann verſchlingen kann. Gleichwohl ſind ſie nicht ſo gefährlich, als andere, weil man ſie ihrer ungeheuern Größe wegen, ſchon von weitem ſieht, folglich deſto leichter ausweichen kann. Man findet ſie gar ſelten anderswo, als in wüſten Gegenden. Dellon ſah mehr als eine, wiewohl nur todt. Sie waren bey ſtarken Ueberſchwemmungen erſoffen, und vom Waſſer auf das freye Feld, oder ans Ufer geführet worden. Von ferne hätte man ſie für Zimmerblöcke anſehen ſollen; doch eine gewiſſe Begebenheit, die ſein eigenes Zeugniß außer Zweifel ſetzet, lehret uns dieſe Ungeheuer deutlich kennen, und beſtätiget die Nachricht anderer Reiſebeſchreiber von der Gefräßigkeit einiger indianiſcher Schlangen *u*).

Einige von ungeheuerer Größe.

---

u) „Während der Reißernte giengen einige „zum Chriſtenthume bekehrte Heiden auf die Feldarbeit,

Beſchreibung von Malabar.

Schouten nennet dieſe verſchlingenden Lindwürme, **Polpogs**. „Ihr Kopf, ſaget „er, ſieht gräßlich aus, und gleicht beynahe einem wilden Schweinsrüſſel. Wenn ſie was „großes erblicken, das ſie gern verſchlingen möchten: ſo reißen ſie den Rachen bis an den „Hals auf. Sie ſind erſtaunlich heißhungerig; denn ſie erwürgen gemeiniglich darüber, „wenn ſie einen Menſchen oder ein Thier verſchlucken. Sonſt ſind ſie, wie man ſaget, „gar nicht giftig. So viel iſt gewiß, daß unſere Soldaten, welche damals Mangel litten, je zuweilen eine fanden, die an einem verſchlungenen Kalbe, oder einem andern allzugroßen Biſſen erwürget war. Dieſe ſchnitten ſie auf, nahmen das verſchlungene Thier „heraus, kocheten und aßen es, ohne daß einem unter ihnen das geringſte begegnet wäre *x*).

Schlangen, welche Katzenarbeit verrichten.

Eben dieſer Verfaſſer gedenket noch einer andern Gattung von Schlangen, welche bey den Holländern die **Mausfänger** heißen, weil ſie wirklich, wie die Katzen, Mäuſe und Ratten freſſen, auch unter dem Dache ſich aufhalten. Dem Menſchen thun ſie nicht das geringſte Leid, im Gegentheile kriechen ſie den Leuten, wenn ſie ſchlafen, über den Leib, ja über das Geſicht weg, ohne ſie im geringſten zu beleidigen. Sie kriechen alle Zimmer durch, eben als ob ſie Hausſuchung thäten, und legen ſich zuweilen in das allerſchönſte Bette. Man nimmt ſelten Brennholz auf die Schiffe, ohne zugleich einige ſolche Thiere mitzunehmen, damit ſie das Ungeziefer, das ſich gemeiniglich unter dem Holze verbirgt, wegfangen *y*).

Urtheil von Malabars Schönheit.

Dieſer Beſchreibung von Malabar wollen wir noch das Urtheil eines Reiſenden, welcher das Land allenthalben durchſtrich, beyfügen. Er hält es ohne Zweifel für das ſchönſte von ganz Indien dieſſeits des Ganges. Zwar, ſaget er, fehlet es Aſien gar nicht an Seeküſten von angenehmer Ausſicht, allein, der malabariſchen kömmt, nach ſeinem Ermeſſen, keine einzige bey. Man erblicket da, von der See aus, viele ſchöne Städte, als zum Beyſpiele, **Cananor**, **Calecut**, **Cranganor**, **Cochin**, **Porca**, **Caliculang**, **Coylang** u. ſ. w. Man erblicket die ſchönſten Spaziergänge, oder vielmehr Wälder von Cocos- Palm- und andern Bäumen. Ja, die Cocosbäume, welche Jahr aus Jahr ein grünen und Früchte tragen, breiten ſich bis an das Ufer aus, und laſſen während der Fluth ihre Wurzeln von der Brandung immerhin benetzen, ohne daß ihre Nüſſe von dem geſalzenen Waſſer im mindeſten verändert würden. Doch die Wälder ſind nicht das einzige, was dieſe Küſte auszieret. Sie hat die ſchönſten Reißfelder, Auen, Weideländer, große Flüſſe, ſtarke Bäche, und angenehme Quellen des reinſten Waſſers aufzuweiſen. Von Calecut und der daran ſtoßenden Südküſte kann man bis nach Coylang auf Binnenwaſſern reiſen. Nun kann zwar, weil ſie nicht tief genug ſind, kein großes Schiff darauf fortkommen; hingegen entſtehen allerley Teiche, Fiſchwaſſer und andere, zu mancher-

ley

„arbeit, und ließen ein unpäßliches Kind ganz al„lein zu Hauſe. Als ſie weg waren; ſo gieng das „Kind hinaus, legete ſich unweit der Hausthüre „auf einige Palmblätter, und ſchlief bis auf den „Abend. So fanden es auch die Aeltern, als „ſie von der Arbeit nach Hauſe kamen, wollten es „aber nicht aufwecken, bis das Eſſen fertig wäre, „dazu ſie ſich ohne Verzug anſchicketen. Bald dar„auf höreten ſie es ſchreyen, als ob es erſticken „wollte, ſchrieben es aber bloß der Unpäßlichkeit „deſſelbigen zu; doch da das Schreyen nicht aufhören wollte; ſo gieng jemand hinaus, und ſah, daß „eine ſolche ungeheuere Schlange im Begriffe war, „es zu verſchlingen. Bey dieſem großen Jammer „wußten die Aeltern nicht einmal, was zu Erret„tung ihres Kindes anzufangen ſeyn möchte Denn „machte man die Schlange zornig: ſo war zu be„ſorgen, ſie möchte es entzwey beißen, oder vol„lends verſchlingen. Endlich wurde für das rath„ſamſte erachtet, ſie in der Mitte entzwey zu hau„en. Nun bewerkſtelligte zwar der geſchickteſte „und beherzteſte unter den Anweſenden dieſes mit

„einem

Beſchreibung von Malabar.

ley Gebrauche dienliche Waſſerſammlungen daraus. Auch hält ſich eine erſtaunliche Menge Fiſche in ihnen auf. Die Bäume grünen in dieſem Lande das ganze Jahr, und der Erdboden behält ſeinen Schmuck nicht weniger, weil da weder Hagel, Schnee, noch Froſt den Bluhmen und dem Graſe etwas ſchadet.

Ordnung der Länder an dieſer Küſte.

Die Königreiche Cananor und Calecut waren unter allen indianiſchen Landſchaften die erſten, welche den Portugieſen bekannt wurden. Das Land Cananor, dahin die meiſten Erdbeſchreiber den Anfang der malabariſchen Küſte ſetzen, liegt etwa funfzehn Meilen von Mangalor, nordlich über Cananor. An dem Bergerafluſſe beginnt Calecut, der Sitz der Samorinen, und erſtrecket ſich bis an das Cranganoriſche. Seine Länge beträgt dreyßig bis vierzig franzöſiſche Meilen, die Breite etwa zwanzig. Cranganor liegt zwiſchen Calecut und Cochin. Seine Größe iſt zwar ſo ſonderlich nicht: allein, ſeitdem die Holländer in dem Beſitze der Hauptſtadt ſind, haben ſie dieſelbe gegen alle Anfälle in Sicherheit geſetzt. Das Königreich Cochin nimmt ſeinen Anfang am Cranganorfluſſe, und erſtrecket ſich fünf bis ſechs Meilen weit von ſeiner Hauptſtadt gleiches Namens gegen Süden. Es gehöret noch die Inſel **Vaipin** dazu. Gegen Süden von Cochin liegt das Königreich **Percatti**, oder **Porca**, und weiter ins Land hinein zwey andere Königreiche von geringer Erheblichkeit. **Porca** endiget ſich an der Südſeite des Königreiches Caliculang, und dieſrs wiederum an der Südſeite des Coylangſchen. Coylang erſtrecket ſich gegen Süden, bis an das Vorgebirge Comorin, welches die äußerſte mittägige Spitze von Indien dieſſeits des Ganges iſt. Das coylangſche Land hat kaum funfzehn franzöſiſche Meilen in die Länge. Die Holländer haben die Hauptſtadt deſſelbigen, ſowohl als Cochin und Cranganor von den Portugieſen erobert, und alle drey mit gleicher Sorgfalt befeſtiget. Bey dieſer Gelegenheit bewundert unſer Verfaſſer das Glück der Holländer in Oſtindien. Denn, ſaget er, es iſt eben ſo viel, als ob die Portugieſen ein ganzes Jahrhundert lang, alle ihre Mühe bloß ihrentwegen angewendet, und eine Menge ſchöner Städte bloß aus der Urſache gebauet hätten, damit die Holländer nachgehends ſie in Beſitz nehmen, und ihre Macht darauf ſicher gründen könnten. Das hohe Gebirge **Belgate**, das man hin und wieder bis an die Küſten einiger Länder ſieht, dienet zu einer Scheidewand zwiſchen Malabar und Coromandel, indem die eine von dieſen Küſten gegen Süden, die andere gegen Norden liegt z).

„einem einzigen Säbelhiebe nach Wunſche. Allein, weil das Ungeheuer, ungeachtet es in zween „Theile abgeſondert war, dennoch nicht im Augenblicke verreckete: ſo zerknirſchete es den zarten „Leib des Kindes, und vergiftete es dermaßen, „daß es gleich darauf verſchied.

„Einſtens, erzählet Dellon weiter, höreten wir „nach dem Abendeſſen einen Adive heulen, und „zwar nicht weit von unſerm Hauſe, und ſo heftig, daß alles Bellen unſerer Hunde nicht im „Stande war, ihn zu verjagen. Wir ſchickten alſo in Meynung, es ſey ein Tieger dabey, unſere „Leute mit ihrem Gewehre hinaus. Statt des „Tiegers fanden ſie eine Schlange, mit einem „Adive, den ſie vermuthlich ſchlafend angetroffen „hatte, im Rachen. Dieſe ſchlugen ſie todt, und „den Adive dazu. Sie war nicht über zehn „Schuhe lang„. A. d. 241 S.

x) A. d. 483 S.

y) A. d. 484 S.

z) Schouten I Theil, a. d. 451 und vorherg. Seite.

Das IV Capitel.

Reiſen des Gemelli Careri.

Einleitung.

Ehe wir uns mit den Unternehmungen dieſes berühmten Reiſenden weiter einlaſſen: ſo müſſen wir vorläufig bemerken, daß beynahe ſonſt niemand, als nur er allein, ſeine eigene Erfahrung für hinlänglich erachtet hat, allen denen, welche etwa Luſt zu einer Reiſe um die Welt bekommen möchten, mit einem ordentlichen Unterrichte an die Hand zu gehen. Wir ſind weit entfernt, ihm dieſes übel zu nehmen; indem es nach unſerer Meynung von der gegenwärtigen Sammlung vielmehr ein Fehler wäre, wenn ſie nicht zuweilen die Regeln und die Beyſpiele mit einander verknüpfete. Da nun der Ruhm des Gemelli Careri allerdings ein gutes Vertrauen auf ſeine Vorſchläge erwecken muß: ſo tragen wir kein Bedenken, ihnen bey dem Auszuge aus ſeine Reiſebeſchreibung eben die Stelle, die ſie in ſeinem Werke ſelbſt haben, einzuräumen, um ſie denſelbigen, als eine Einleitung vorzuſetzen.

Der I Abſchnitt.

Nachrichten und verſchiedene Wege zu der Reiſe um die Welt.

Nachrichten für die, welche ſolche Reiſe thun wollen. Erſter Weg; zweyter; dritter; vierter. Nutzen von dieſer Reiſe. Wie man ſie ohne zu handeln thun kann. Ein groß Stück kann man zu Lande reiſen. Reiſe über Weſten; nach den Philippinen, nach China. Nutzen auf der Rückreiſe.

Gemelli Careri 1695.

Nachrichten für die, welche ſolche Reiſe thun.

Gemelli nimmt als einen Grundſatz an, es könnte niemand, auch der allerreichſte nicht, die Welt umreiſen, ohne unterwegens einige Handelſchaft zu treiben. Denn, ſaget er, wollte ein ſolcher Reiſender ſich mit einer großen Menge Geldes verſorgen, ſo wäre er in unaufhörlicher Gefahr, Geld und Leben zugleich einzubüßen. Nähme er Wechſelbriefe mit: ſo könnte es, wegen der großen Entfernung der Orte, ſehr leicht geſchehen, daß er den Freund entweder nicht mehr am Leben, oder doch außer Stande zu bezahlen fände. Aller dieſer Beſorglichkeiten nun iſt derjenige, welcher ſein Geld an Waaren leget, gänzlich überhoben. Ja, was noch mehr iſt, er verſchaffet ſich zugleich ein ſehr natürliches Mittel, mit allen Nationen Umgang zu pflegen, indem keine einzige ſo ungeſchliffen iſt, daß ſie einen Ausländer, welcher ſie mit allerley Bequemlichkeiten des Lebens verſorget, nicht gern ſehen ſollte. Nur darf ein Reiſender die Gewinnſucht niemals dergeſtalt überhand nehmen laſſen, daß er des Hauptendzweckes ſeiner Bemühung, nämlich der Begierde etwas zu ſehen und zu lernen, darüber vergäße.

Verſchiedene Wege. Erſter Weg.

Es gehen oft Schiffe genug aus Europa nach Oſtindien ab, auf welche man ſich begeben kann. Nur ſteht bey dieſer Reiſe, wo nicht das Leben, doch wenigſtens die Geſundheit in großer Gefahr; denn die ſchrecklichen Stürme und verdrüßlichen Windſtillen beäng-

---

a) Pariſer Ausgabe von 1727 bey Ganeau, 6 Theile in 12.

Gemelli Careri 1695.

beängſtigen das Gemüth unaufhörlich; ſeines Ortes genießt der Leib nichts, als verdorbene Speiſen und ſtinkendes Waſſer; indem ſolches bey der Fahrt über das Vorgebirge der guten Hoffnung, da man zweymal über die Linie kömmt, nicht zu vermeiden fällt. Sonſt koſtet dieſe Fahrt etwa hundert Piaſter, oder auch nach Beſchaffenheit des Platzes, den man auf dem Schiffe inne hat, zweyhundert. Der Rückweg nach Europa kann über Ormus, oder eine andere Stadt am perſiſchen Seebuſen und ſo weiter, mit der perſiſchen Caravane nach Aleppo, oder Smirna genommen werden. Will man aber die Welt umreiſen: ſo muß man von Indien nach China, von da in die philippiniſchen Inſeln, aus dieſen nach America, und endlich nach Spanien gehen. Die beſte Waare für Oſtindien, und die am allerleichteſten fortzubringen iſt, wäre Schnupftoback, ſowohl ſevilliſcher, als braſiliſcher: allein, da es bey hoher Strafe verbothen iſt, dieſen Taback auf portugieſiſche Schiffe zu bringen: ſo räth der Verfaſſer denen, welche beſagte Straße nehmen wollen, ſich mit Piaſtern zu verſorgen, worauf im Einkaufe morgenländiſcher Waaren etwas zu gewinnen iſt.

Der zweyte Weg.

Der zweyte Weg geht über Livorno, oder Malta. Man ſchiffet von da nach Alexandria, und ſodann weiter den Nil aufwärts nach **Cairo**. Hier kann man ſich auf eines von beyden muhammedaniſchen Fahrzeugen, welche jährlich aus dem rothen Meere nach **Mecca** abgehen, verdingen. In dieſer berühmten Stadt fehlet es nie an Gelegenheit, nach Oſtindien abzugehen, ja man findet ſie daſelbſt öfterer, als im perſiſchen Meerbuſen.

Dritter Weg.

Die dritte und bey den Europäern gewöhnlichſte Straße iſt von **Livorno** nach **Alexandretta**, oder **Aleppo**. Bis dahin kömmt man für zehn Piaſter. Von **Aleppo** ſtehen fünf Straßen nach **Iſpahan** offen. Die erſte geht durch **Diarbeck** und **Tavris**; die andere durch **Meſopotamien**, über **Mouſul** und **Amadan**; die dritte über **Bagdad** und **Bengavar**; die vierte durch die mittägige Gegend der kleinen Wüſte, über **Anna Bagdad** und **Baſſora**; die fünfte durch die große Wüſte. Doch die letztere wird das Jahr über nicht öfter, als einmal bereiſet, nämlich, wenn die Kaufleute aus dem türkiſchen Gebiethe und Aegypten ſich mit Kameelen verſehen. Sie reiſen nicht eher ab, als nach der Regenzeit, das iſt, im Chriſtmonate, weil man ſonſt in dieſer dürren Wüſteney nicht den geringſten Tropfen Waſſer findet. Unterdeſſen wird unter beſagten fünf Straßen eine, wie die andere, durch ſtarke Räuberhaufen, welche die zahlreichſte Reiſegeſellſchaft nicht ſcheuen, unſicher gemacht. Nebſtdem muß man ganze Monate darauf warten, bis eine ſolche Geſellſchaft zuſammen kömmt.

Vierter Weg.

Die vierte und ſicherſte Straße geht durch Deutſchland und Ungarn, über Conſtantinopel. Man fährt hernach über das ſchwarze Meer, und ſetzet den Weg durch Kleinaſien zu Lande fort. Careri misräth über Smyrna zu gehen, es ſey dann, daß man ſich in den Schutz einer zahlreichen Kaufgeſellſchaft begeben könne, indem es in dieſer Gegend von Räubern recht wimmelt.

Nutzen von dieſer Reiſe.

Wer auf ſeiner Reiſe durch Türkey und Perſien einen anſehnlichen Aufwechſel gewinnen will, der muß venetianiſche Zechinen, deutſche Goldgülden und Piaſter mit nehmen. Wechſelbriefe ſind bis ins türkiſche Gebiethe zu gebrauchen. Was die Waaren betrifft: ſo ſind die vortheilhafteſten: Halsbänder von runden und recht hochrothen Corallen, engliſches und holländiſches Tuch, venediſche leichte Zeuge; grüner, blauer und rother Neapolitaner Sammet und Raſch; olivenförmige Cryſtallen, die zu Venedig verfertiget, von Morgenländern um die Aerme und Beine gebunden, und ſehr theuer bezahlt werden; ve-

nedi-

Gemelli Careri 1695.

nediſcher Theriack, welcher im ganzen Morgenlande gleichfalls hochgeſchätzet wird; abſonderlich zu Iſpahan, da man den köſtlichen perſiſchen Balſam, Mumienbalſam genannt, dagegen eintauſchet. An dieſem Tauſche könnte man bey den Verſchnittenen am Hofe erſtaunlich gewinnen; denn da dieſer Balſam unter ihrer Aufſicht für den König eingeſammelt wird, ſo behalten ſie allemal den beſten für ſich ſelbſt.

Großer Nutzen von einem kleinen Capitale.

Will man aber mit wenigem Gelde und leichter Mühe viel gewinnen: ſo kaufet man zu Malta verſteinte Schlangenaugen und Zungen; dieſe findet man in demjenigen Theile der Inſel, dahin der alten Sage zu Folge, der heil. Paulus das giftige Geſchmeiß, davon ſie ehedem wimmelte, zuſammen bannete, und auf einmal vertilgete. Ein ſolches Steinigen, das im Ganzen nur einen halben Kaiſergroſchen koſtet, wird in Perſien und Indien für zween Thaler bezahlt. In China gelten ſie noch mehr; weil die Leute daſelbſt in der feſten Meynung ſtehen, wer eine ſolche Schlangenzunge in einem Fingerringe trage, doch ſo, daß der Stein die bloße Haut berühre, dem könnte die allergiftigſte Schlange nicht ſchaden. Smaragden ſind ebenfalls gut anzubringen, weil die Muhammedaner ihre Farbe lieben; gemeine Taſchenuhren werden nicht weniger aufgeſucht.

Wie man die Reiſe ohne Handlung thun kann.

Doch der beſte Rath für einen, welcher ohne Handelſchaft zu treiben, die Morgenländer durchreiſen will, iſt, die Wundarztneykunſt wenigſtens einigermaßen zu erlernen. Wer ſie nur mittelmäßig verſteht, oder zum Beyſpiele nur die allgemeinen Wahrzeichen der Krankheiten kennet, eine Ader öffnen, und aus den allergemeinſten Kräutern einige Arzeneyen bereiten kann, der genießt in der ganzen Türkey, Perſien und Oſtindien, alle Liebe und Hochachtung. Nur muß man ein ſchönes Käſtchen mit allerley Arzeneyen bey ſich haben, und in keiner Stadt länger bleiben, als bis die Leute erfahren, man ſey da geweſen. Die Unwiſſenheit der Morgenländer, und ihr ungemeines Vertrauen auf die Geſchicklichkeit der europäiſchen Aerzte, ſind zwo reiche Goldquellen für einen Reiſenden. Wer ſich auf Augenkrankheiten verſteht, der machet ſein Glück in Perſien, weil ſie daſelbſt ſehr gemein ſind.

Wer Perſien und Indien beſehen will, dem räth Careri, in der Türkey bloß die kleinſten Corallen, auch nicht mehr als zu Beſtreitung der Reiſekoſten nöthig iſt, zu verkaufen; weil man ſie auf der weitern Reiſe viel höher ausbringt. Die Zölle verringern den Gewinn um etwas ſehr weniges. In des Großſultans Gebiethe ſind ſie ſehr leidlich. Wer es darauf waget, den Zoll zu betriegen, der kömmt auf den Fall, wenn er darüber angetroffen wird, damit los, daß er doppelten Zoll erlegen muß: allein, die Waare nimmt man ihm nicht. In Perſien bezahlet man gar keinen Zoll; ſondern es fordert nur die Gränz-

---

b) Der Endzweck gegenwärtiger Einleitung fordert uns einen auf die Erfahrung gegründeten weitläuftigern Bericht hiervon ab. Die Waaren müſſen ſeyn glatte und geblühmte, himmelblaue, hellgrüne, pfirſichblühtfarbene, meergrüne oder perlfarbige Atlaſſe; eben dergleichen farbichte Gold- und Silberſtoffe, Atlaßbänder mit Bluhmen von allerley Farben, imgleichen andere geringere; doppelhäriger Sammet; ſchwarze Sammetdecken; ſeidene Strümpfe, doch keine hochfärbige; glänzende Strümpfe von gezwirnter Seide und beliebiger Farbe, abſonderlich perl- und rosmarinblüthfärbige, aber keine ſchwarze; zugeſchnittene, aber noch nicht zuſammengenähete Frauenzimmerkleider, von ſolcher Gattung, als man in Spanien Guardapier nennet, und von eben der Farbe, als die Atlaſſe, abſonderlich meergrün und himmelblau; venediſche Spiegelgläſer, abſonderlich viertehalb Spannen hohe von ſchicklicher Breite, zu Spiegeln und Kutſchen; ſeidene Bettdecken mit Baumwolle ausgeſtopft, von allerley Gemächte. Sie müſſen mit Franſen beſetzet ſeyn, und mit Seidenzeug von einer

Gränzwache ein Trankgeld, das bloß nach dem äußerlichen Anſehen der Kiſten, und ohne ſie zu öffnen, eingerichtet wird.

Gemelli Careri 1695.

Ein groß Stück kann man zu Lande reiſen.

Wer die Welt größtentheils zu Lande umreiſen will, der kann ſeinen Weg durch Deutſchland, Pohlen, Rußland und die große Tatarey nach China nehmen. Nur läßt der rußiſche Hof ſelten Ausländer durch ſein Gebieth. Eine ſolche Reiſe erfordert zwey Jahre Zeit, und iſt wegen vieler gräßlichen Wüſteneyen, und unwegſamer Wälder, mit erſtaunlicher Beſchwerlichkeit verknüpft. Nebſtdem muß die Reiſegeſellſchaft, wofern ſie gegen die Anfälle der Tatarn in Sicherheit ſeyn will, ungemein zahlreich ſeyn.

Reiſe über Weſten

Es geht auch an, weſtlich um die Welt zu reiſen. Man geht zu Cadix nach Veracruz, oder Portobello zu Schiffe. Trüfft man weder die Flotille, noch die Galionen ſegelfertig an, wie ſie denn wirklich nicht alle Jahre abgehen: ſo fällt es leicht, auf einem nach America abgehenden Advisſchiffe Platz zu finden; oder man ſegelt auf einem Kauffahrer in die canariſchen Inſeln, und von da, nach der Havana, oder nach Veracruz. Man muß ſpaniſche Piſtolen, oder Piaſter bey ſich haben, oder zu Cadix Wechſelbriefe mitnehmen. Wer ſein Geld anlegen, die Reiſekoſten gewinnen, und reich werden will, dem ſteht es frey, allerley Waaren und Geſchmuck mitzunehmen *b*). Wer ſein Gut treuer Hand anvertrauet, der darf die Rechnung ſicher auf dreyfachen Gewinn machen *c*). Um nachgehends die Reiſe nach den philippiniſchen Inſeln und in das große chineſiſche Reich fortzuſetzen, tritt man auf das Schiff, welches alle Jahre von Manilla nach Mexico abgeht, und gemeiniglich den 25ſten März von Acapulco abfährt. Dieſe Reiſe erfordert Piaſters, und die beſten ſind die mexicaniſchen, weil ſie in China eins vom Hundert beſſer ſind, als die aus Peru. Europäiſche Waaren werden da wenig geſucht. Careri ſchreibt es nicht ſo wohl der Geſchicklichkeit der Chineſen, als vielmehr ihrem geſegneten Lande zu. Doch lieben ſie franzöſiſche und holländiſche Kupferſtiche, ſo wohl ſchwarze, als ausgemalte; imgleichen Brillen, Fern- und Vergrößerungsgläſer, Pocale und andere cryſtallene Gefäße.

nach den Philippinen.

Die Fahrt von Mexico nach den philippiniſchen Inſeln iſt dermaßen gemächlich, daß ſie ohne einiges Bedenken von vielem, auch dem allerzarteſten Frauenzimmer unternommen wird. Man hat ohne Unterlaß günſtigen Wind, ja er bläſt ſehr ſelten mit Ungeſtüme. Man bezahlet für die Fahrt zwey, drey, bis vierhundert Piaſter, nachdem nämlich der Platz für die Waaren und das Bette beſchaffen iſt. Wer aber von dem ſpaniſchen Statthalter ein Patent als Hauptmann unter den Völkern, welche alle Jahre in die philippiniſchen Inſeln abgeſchickt werden, auszuwirken vermag, der iſt aller Unkoſten gänzlich überhoben *d*).

Nach-

---

ner andern Farbe gefüttert ſeyn; rohe und dreyfach gezwirnte Seide zu Strümpfen; weiße, imgleichen ſchwarzſeidene Spitzen; feine und mittelmäßige franz und holländiſche Leinwand; allerley Brabanter Spitzen. Von Geſchmucke iſt das beſte: Halsſchnüre von runden, hochrothen, und wenigſtens einer Erbſen großen Corallen; das Chriſtkindchen und der heil. Johannes, gleichfalls in der Kindheit, von ſchön gebeiztem Holze. Hieran gewinnt man erſtaunlich. Silberne Tabacksdoſen, mit einer Feder, mit Corallen eingelegt. Kinderklappern von Corallen; Crucifixe von Cryſtall und ſchwarzen Corallen, u. ſ. w.

c) Nämlich drey für eins.

d) Dieſes geht nun nicht mehr an, wofern anders der Verordnung Philipps des V nachgelebet wird, welche alle auf dem manilliſchen Schiffe in Dienſten geſtandene Hauptleute und andere Officier bey ihrer Ankunft auf den philippiniſchen Inſeln abzudanken, oder auf halben Sold zu ſetzen verbiethet. Dem Statthalter zu Mexico geht am allermeiſten darunter ab; denn er willfahrete niemanden, der nicht wacker in die Büchſe blies; und dafür erholete ſich dieſer an ſeiner Beſoldung.

Gemelli Careri 1695.

nach China.

Nachgehends fällt es leicht, für ein weniges, entweder auf einer chineſiſchen Junke, oder auf einem ſpaniſchen Schiffe, das in Tokien, oder Canton Handlung treibt, von Manilla nach China zu kommen. Die ganze Reiſe iſt in einem Monate geſchehen. Wer von China nach Bengalen, Goa, Surate, oder Coromandel verlanget, der kann nach Belieben auf ein franzöſiſches, engliſches, oder mohriſches Schiff treten, indem alle dieſe Nationen, ihrer Handelsgeſchäffte wegen, ohne Unterlaß hin und herfahren. Bey allen dieſen Reiſen iſt etwas zu gewinnen, wofern man ſich in China mit Goldſtangen, oder Seiden- und Goldſtoffen verſorget. Wer gerades Weges nach Siam, Bengalen, Madras, und der Küſte Coromandel verlanget, der findet allemal ſpaniſche, oder mohriſche Schiffe. Man gewinnt daſelbſt unfehlbar dreyßig bis vierzig am Hundert, am Goldſtaube, der zu Manilla, zu Malacca und im Königreiche Achem eingekaufet wird; verſorget man ſich dagegen mit weißem und gemalten Cattune aus Bengalen, oder Coromandel: ſo gewinnt man in America, oder Europa drey gegen eins dafür.

Nutzen auf der Rückreiſe.

Bey der Durchreiſe durch Goa, und das mogolſche Land, kann, wer es verſteht, golkondiſche Diamanten, Rubine und andere Edelgeſteine, welche zu Lande leicht fortzubringen ſind, einkaufen; imgleichen zu Bender, Congo, und im perſiſchen Seebuſen, Perlen. Von da kann er nach Baſſora, und ſodann durch die große Wüſte über Aleppo, nach Alexandretta gehen, und wieder nach Malta, oder Livorno kommen. Wollte jemand noch mehrere Länder beſehen, der könnte vom perſiſchen Seebuſen zu Lande nach Iſpahan, und von da mit der Caravane über Bagdad, nach Aleppo reiſen; es wäre denn, daß er über Tavris, Erivan und durch Armenien nach Trapezunt am ſchwarzen Meere, von Trapezunt aber nach Conſtantinopel gehen wollte.

Noch kann die Reiſe um die Welt durch die magellaniſche und le mairiſche Straße verrichtet werden, gleichwie dieſe berühmten Seefahrer und Erfinder beſagten Weges am allererſten, und nach ihnen viele engliſche und holländiſche Freybeuter, deren Berichte der gegenwärtigen Sammlung einverleibet ſind, gethan haben. Allein, erſtlich ſieht man nichts, als Himmel und Waſſer, und überdieſes hat man erſtaunliche Gefährlichkeiten zu bekämpfen.

Der II Abſchnitt.

Verſchiedene Reiſen, wodurch Careri nach China geht.

Abreiſe von Bender-Abaſſi. Beſchreibung der Stadt Daman. Carazzo, Art von Peſt. Inſel Salſette. Reiſe des Gemelli nach dem Tempel bey Canarin. Wunderbare Beſchreibung deſſelben. Eingang in den Tempel. Ein anderer Tempel. Allerley andere Denkmaale. Beſchreibung der Inſel Salſette. Trauriges Ende des portugieſiſchen Admirales. Stadt Chaul. Zuſtand von Goa. Careri beſichtiget des Mogols Lager. Ponda und der daſige Tempel. Zahl der mogolſchen Völker. Gemelli kömmt vor den Kaiſer. Seine Beobachtung in dem kaiſerlichen Quartiere. Geſtalt des Mogols Aurengzeb. Sikandar, abgeſetzter König von Viſapur. Rückreiſe des Careri nach Goa. Nachricht des P. Vintimiglia von der Inſel Borneo. Hafen Banjar Maſſin. Was Borneo hervor bringt Sonderbare Thiere. Gottesdienſt der Beaujous.

Abreiſe von Bender Abaſſi

Wir wollen mit Careri von Bander abaſſi e) abreiſen, und den 11ten Jenner im Jahre 1695 zu Daman, einer portugieſiſchen Stadt an der indianiſchen Küſte, ankommen.

---

e) Wir übergehen die vorhergehenden Reiſen des Verfaſſers, weil ſie der Einrichtung dieſes Werkes zu Folge, unter die Landreiſen gehören. Nur bemerken wir voritzt, daß Careri aus Neapel gebürtig,

Gemelli Careri 1695.

Beſchreibung der Stadt Daman.

men. Er ſetzet ſie auf den zwanzigſten Grad der Breite, ungeachtet ihr die meiſten Reiſebeſchreiber ein und zwanzig Grad und etliche Minuten beylegen. Sie liegt, ſaget er, an dem linken Ufer des eben alſo benannten Fluſſes, und iſt der geringen Anzahl ihrer Einwohner ungeachtet, dennoch ſehr ſchön. Sie iſt auf italieniſche Art gebauet, wird nach der Länge von drey und nach der Breite von vier geraden Gaſſen durchſchnitten. Meiſtentheils iſt bey jedwedem Hauſe ein räumlicher Garten. Die Luft iſt da vortrefflich. Des Morgens genießt man eine angenehme Kühlung, die man zu Goa, welches weiter gegen Süden liegt, nicht empfindet, ungeachtet auf dieſer ganzen Küſte ſowohl der Frühling, als der Sommer zu einerley Zeit eintritt. Die Stadt hat zwar vier gute nach der neuen Art gebauete Bollwerke, aber wenig ſchweres Geſchütz. Ihre Geſtalt iſt nicht regelmäßig; der Umkreis beträgt etwa zwo wälſche Meilen. Statt des Grabens wird ſie an der Morgen- und Mittagſeite nur von einem vier Schuhe hohen Aufwurfe gedeckt. An den übrigen beyden Seiten der Mauer fließt ein Arm des Fluſſes vorbey. Sie hat zwey Thore, und darunter eines mit einer Zugbrücke.

In Daman liegt eine ſtarke Beſatzung. Der König von Portugall ſetzet einen Statthalter und einige Beamten, die auf ſeine Einkünfte Achtung geben, dahin. Die Einwohner beſtehen zum Theile aus indianiſchen Portugieſen, die von einem weißen Vater und einer ſchwarzen Mutter herkommen, zum Theile aus einer großen Anzahl Heiden und Mohren, die aber ihren Gottesdienſt nicht öffentlich ausüben dürfen. Die Jeſuiten, Franciſcaner und Auguſtiner haben ſehr ſchöne Klöſter in der Stadt. Jenſeits des Fluſſes ſieht man die Ueberbleibſel der ehemaligen Stadt Daman. Sie beſtehen aus einem verwirrten Gemenge elender Hütten, darinnen voritzt allerley mohriſche und heidniſche Handwerksleute wohnen. Zwiſchen beyden Städten liegt zwar ein Hafen: es können aber nicht einmal die Barken, geſchweige denn die großen Schiffe anders, als mit hoher Fluth einlaufen. Während der Ebbe iſt der Strom ſo reißend, daß das Einlaufen platterdinges, auch ſo gar mit Hülfe der Ruder unmöglich fällt. Der Eingang in den Hafen wird auf der Seite von Altdaman durch eine mit drey Bollwerken, und vielem Geſchütze verſehene Schanze, vertheidiget. Gegen Norden liegt ein kleiner von ſchwarzen Chriſten bewohnter Flecken, und weiter davon ein heidniſches Dorf.

Feſte Trapur und Aſeri.

Als Careri zu Daman verweilete: ſo kam ihm die Luſt an, **Surat**, welches nur ſiebenzig wälſche Meilen davon liegt, zu beſehen. Hierauf gieng er nach Baſaim, das achtzig dergleichen Meilen von Daman liegt, unter Segel, und fuhr den folgenden Tag vor der Feſte **Trapur** vorbey, die ziemlich viele Einwohner und zwey Klöſter hat. Zehn Meilen weit von Trapur beſitzen die Portugieſen noch eine andere Feſtung, Namens Aſeri. Dieſe hält man für unüberwindlich, nicht nur wegen ihrer Lage auf einem Berge, da ihr kein Feind mit dem Geſchütze beykommen kann, ſondern auch wegen des beſchwerlichen Zuganges, welcher ſchief in den Felſen eingehauen worden iſt. Die Vertheidigungsanſtalten der Beſatzung beſtehen meiſtentheils in einem großen Vorrathe von Steinen, damit ſie, wie man feſtiglich glaubet, im Stande ſeyn ſolle, ein ganzes Heer abzutreiben, und zu dieſem Ende nur die Steine herabrollen dürfe *f*). Hierauf fuhr Careri vor der Stadt und Feſtung **Magu** vorbey. Auf dieſe folgen noch einige andere bewohnte Orte, und ſodann die Kuhinſel, welche

---

bürtig, und von angeſehenen Aeltern war; daß er ſich auf die Rechtsgelehrſamkeit geleget hatte, und daß er mit allem Rechte unter die verſtändigſten und geſchickteſten Reiſebeſchreiber gehöret. Sein Buch iſt zweymal franzöſiſch heraus gekommen.

f) Careri III Th. a. d. 41 S.

Gemelli Careri 1695.

Bazaim und deren Lage.

Carazzo Art von Peſt.

welche etwa drey franzöſiſche Meilen im Umkreiſe hat. Die folgende Nacht warf ſein Schiff an dem Gate zwiſchen der Inſel Salſette und dem feſten Lande von **Bazaim** Anker. Dieſe Stadt beſitzen die Portugieſen ſchon ſeit mehr als zweyhundert Jahren, und hat ſie wenigſtens drey wälſche Meilen im Umkreiſe. Zu Folge des erſten Entwurfes ſollte ſie acht Bollwerke bekommen, es wurden aber die wenigſten ausgebauet. An der Nordſeite ſteht nur der bloße Wallgang da, an der Südſeite iſt die Befeſtigung noch ſchlechter, weil an dieſem Orte kein Feind ſo leicht zu befürchten iſt. Damals war Bazaim ſehr von Einwohnern entblößt, weil vor etlichen Jahren die Peſt ſtark daſelbſt gewütet hatte. Sonſt waren die Straßen gerade, breit, auch mit vielen ſchönen Häuſern beſetzt. Der Hafen iſt an der Oſtſeite, zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande. Es iſt in dieſer Stadt ein Obergerichtshof, dahin von allen Gerichtshöfen der nordlichen Küſte appelliret werden kann. Auch hat der General der portugieſiſchen Landmacht ſeinen Sitz daſelbſt, und nennet man ihn, weil alle Kriegesbeamten auf beſagter Küſte unter ihm ſtehen, den Nordgeneral *g*). Man ſieht auf funfzehn wälſche Meilen weit rings um Bazaim nichts als Luſthäuſer und anmuthige Gärten, darinnen man Zuckerrohr und andere vortreffliche Früchte im Ueberfluſſe bauet. Sie fallen den Einwohnern ungemein nützlich, nicht nur um der Hitze, welche in dieſer Gegend kaum erträglich iſt, ſondern auch um dem **Carazzo** auszuweichen. Es iſt dieſes eine peſtähnliche Seuche, welche dieſe Gegend zum öftern anſtecket, und innerhalb wenig Stunden ganze Städte verheeren kann. Ungeachtet das Gericht zu Bazaim auf dieſer ganzen Küſte das oberſte vorſtellet: ſo iſt es doch hier um einen Rechtsgelehrten etwas ſo ſeltenes, daß die daſigen Mönche, auf Vernehmen, Careri verſtehe dieſes Handwerk, ihm ein Mägdchen mit zwanzigtauſend Piaſters vorſchlugen, wofern er dagegen den Klöſtern und dem Adel ihre Proceſſe führen wollte. Nebſt dem trug dieſes Amt an ſich ſelbſt ein anſehnliches ein. Allein, er hätte, wie er ſaget, die Hoffnung ſein Vaterland dereinſt wieder zu ſehen, nicht für hunderttauſend Piaſters hingegeben *h*).

Inſel Salſette.

Um die bey Bazaim gelegene Inſel **Salſette** hätte er ſich wenig bekümmert: allein, er hatte ſeit ſeiner Ankunft in Indien ſo viel Rühmens von dem canarinſchen Tempel machen hören, daß er ſich ſchon zum Voraus einen hohen Begriff davon machte. Indem nun die Beſichtigung dieſes alten Denkmaals beſagten Begriff um ein merkliches vermehrete: ſo wollen wir ihn ſeine Bewunderung und die Umſtände ſeiner Reiſe ſelbſt vortragen laſſen.

Dieſe Pagode, ſaget er, oder dieſer Tempel gehöret unter die größten Seltenheiten von ganz Aſien. Man hält ihn für ein Werk des großen Alexanders, weil man die daran gewendete erſtaunliche Arbeit von ſonſt niemanden, als ihm, vermuthen kann. Nur wundert es mich, wie er bisher allen Europäern, abſonderlich aber einem ſolchen Liebhaber ungemeiner Seltenheiten, als **Pietro della Valle** war, unbekannt bleiben konnte? Denn daß **Tavernier** ſich um die Merkwürdigkeiten von Aſien wenig bekümmerte, das iſt um ſo viel leichter zu begreifen, weil er mit Edelgeſteinen handelte, und ſeine Reiſen nur nach dieſer Abſicht einrichtete.

Reiſe des Gemelli nach dem Tempel bey Canarin.

Ich war Willens, nach Tana zu gehen, und mich von dieſem Orte nach dem Tempel führen zu laſſen. Es riethen mir aber einige gute Freunde, ich ſolle lieber den Weg über

Deins,

---

g) A. d. 43 S.

h) A. d. 50 S.

Gemelli Careri 1695.

Deins, als den bequemeſten unter beyden ergreifen. Ich fuhr alſo, ihrem Gutachten zu Folge, in einer Barke nach dem Dorfe Gormandel, das auf den Abſchuß eines Berges dieſer Inſel, und zwar auf beyden Seiten deſſelbigen gebauet iſt. Von hier gieng ich immer an dem Canale fort, und kam in das Dorf **Deins**, welches etwa ſechs wälſche Meilen weit von Bazaim liegt. Weil nun der Verwalter der Nonnen von St. Monica zu Goa, denen dieſes Dorf gehöret, mir keine beſſere Bequemlichkeit verſchaffen konnte: ſo mußte ich mit einem elenden Pferde zufrieden ſeyn, und auf ſolchem in Begleitung eines einzigen Heidens die Reiſe über einen Berg voll Affen, Löwen, Tiger, und giftige Thiere antreten. Unterwegens kam ich in ein Dorf, da ich mich zu erlaben gedachte, aber ſonſt nichts als ein wenig in Waſſer aufgequollenen Reiß bekommen konnte. Das ganze Dorf beſtund aus vier elenden Hütten, mitten im Walde. Unterwegens wurde ich vieler ſeltſamen Vögel gewahr. Einige waren am ganzen Leibe grün, und ſo groß, als Kramsvögel, andere waren größer, und pechſchwarz, mit einem erſtaunlich langen Schwanze; noch andere roth und grün, in Größe der Turteltauben: mit einem Worte, ich ſah ſehr viele in Europa unbekannte Vögelgattungen. Als ich in dieſer Wildniß acht wälſche Meilen zurück geleget hatte: ſo kam ich an einen großen Felſen, da ich mein Pferd ſtehen laſſen, und mit meinem Wegweiſer zu Fuße bergauf ſteigen mußte. In dieſen Felſen, und zwar auf der Oſtſeite, iſt der große Tempel ausgehauen *i*).

Wunderbare Beſchreibung des Tempels.

Careri giebt eine Beſchreibung davon. Erſtlich kam er an zween große, zwanzig Spannen hohe Pfeiler. Das erſte Drittheil ihrer Höhe iſt viereckicht, das zweyte achteckicht, und das dritte ganz rund. Ihr Durchſchnitt beträgt ſechs, ihre beyderſeitige Entfernung funfzehn Spannen. Sie ſtehen acht Schuhe weit vom Felſen, und tragen einen Stein von vier und vierzig Spannen in die Länge, acht in die Breite, und viere in die Dicke. Durch dieſen Eingang kömmt man in ein großes Gemach, das vierzig Spannen lang, und in den lebendigen Felſen eingehauen iſt. Am Ende des Gemaches ſind drey Thüren, die mittlere hat funfzehn Spannen in die Höhe und acht in die Breite, die beyden andern aber haben nur vier Spannen ins Gevierte. Sie führen in einen niedrigern Ort. Ueber beſagten Thüren iſt eine große vier Spannen breite Schwelle aus eben demſelbigen Steine; dreyßig Spannen über dieſer Schwelle ſieht man noch andere durch den Felſen gehauene Thüren. In eben dieſer Höhe zeigen ſich drey kleine Kämmerchen oder Höhlen, jedwede von etwa ſechs Spannen groß, in welche man durch drey Thüren kömmt, darunter die mittelſte die meiſte Größe hat. Wozu ſie etwa mögen gedienet haben, das iſt ſchwer zu errathen.

Als Careri ſich etwa zehn Schritte weit gegen die rechte Hand wendete: ſo ſah er ein anderes Gemach; es war an beyden Seiten offen, vier und zwanzig Spannen lang und funfzehn breit, und hatte eine Kuppel von zehn Spannen im Durchſchnitte und funfzehn in die Höhe, mit einem viereckichten Geſimſe. Das erſte Bild, das er darinnen ſah, war halb erhaben in den Stein gehauen. Es hält etwas in der Hand, das er nicht zu erkennen vermochte, und hat eine des venetianiſchen Herzogs ſeiner, ähnliche Mütze auf dem Kopfe. Als Careri näher hinzutrat, erblickte er bey dieſem Bilde noch zwey andere in einer demüthigen Stellung, mit Zuckerhut ähnlichen Mützen auf dem Haupte. Noch höher oben, das iſt, über ihrem Haupte, ſah er zwey kleine, ebenfalls in den Felſen gehauene

---

i) A. d. 57 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1695.

hauene Bilder, von ſolcher Geſtalt als man die fliegenden Engel malet, und weiter unten zwey andere, die einen Stab auf den Händen halten. Neben ſolchen ſtehen zwey Kinder mit gefaltenen Händen, als ob ſie betheten, und tragen etwas einem Stocke ähnliches auf der Schulter. Nicht weit von dieſem Orte findet man noch ein anderes Gemach mit einer Kuppel aus einem einzigen Steine, und von eben der Geſtalt als die vorige, nur iſt die Spitze oben zerbrochen. Hätte Carreri die mindeſte Oeffnung, darinnen eine Leiche oder ihre Aſche Platz hätte, wahrgenommen: ſo wäre er auf die Gedanken gerathen, es möchten beſagte Höhlen etwa die Grabmaale einiger alten Heiden geweſen ſeyn: allein, nach genauer Unterſuchung wurde er überzeuget, daß die Steine nirgend hohl waren. An den Wänden des zweyten Gemaches ſah er vier große halberhabene Figuren, die in ihrer linken Hand ein Gewand halten. Zu ihren Füßen auf und über dem Kopfe, haben ſie eben ſolche Mützen und eben dergleichen kleine Figuren, als die vorigen. An dieſes Gemach ſtößt ein anderes mit drey kleinen ſitzenden, ſechs ſehr großen, und drey mittelmäßigen Bildern; ſie ſind alle neun ſtehend vorgeſtellet, und aus dem lebendigen Felſen gehauen. Das mittelſte hat einen Baum voll Früchte in der Hand. An der anderen Seite ſieht man ſechzehn, ſämmtlich ſitzende Bilder, mit eben dergleichen Mützen, und kreuzweiſe über die Bruſt geſchlagenen Händen. Vor einem von den ſechzehn ſtehen zwo kleine Figuren, zwo andere aber über ihm.

Nicht weit von dieſem letztern Gemache, und zwar an der Mitternachtſeite findet man ein anderes würfelähnliches acht Spannen großes, mit einem aus eben dem Steine gehauenen Bettgeſtelle. An der Wand ſitzt ein Bild nach morgenländiſcher Weiſe mit kreuzweiſe untergeſchlagenen Beinen, und auf der Bruſt liegenden gefaltenen Händen. Ein anderes ſteht, hält einen Zweig mit Früchten in der Hand, und über ſeinem Kopfe ſind zwey geflügelte Kinder. Iſt man vor dieſem Gemache vorbey: ſo ſieht man an eben dieſer Facade, die ſich über ſechzig Spannen weit in den Felſen hinein erſtrecket, noch zwey Bilder, welche gleich dem vorigen ſitzen, die Hände auf die Bruſt legen, und Mützen auf dem Kopfe haben. Zwey andere ſtehen, und ſcheinen nur zur Aufwartung da zu ſeyn.

Eingang in den Tempel.

Doch, alle dieſe Gemächer und Bilder ſtellen nur den Eingang zu dem berühmten canariniſchen Tempel vor. Man tritt in ſelbigen durch eine vierzig Spannen große Oeffnung, die in eine achtzig Spannen lange Wand von eben dieſem Steine eingehauen iſt. Rechter Hand am Eingange, findet man ein rundes Gemach von mehr als ein und funfzig Spannen im Umkreiſe. Rings herum ſieht man viele theils ſitzende theils ſtehende Bilder, unter welchen nur ein einziges die übrigen an Größe übertrifft. Beſagtes Gemach hat eine Kuppel, in welche viele erhabene, wiewohl ganz unverſtändliche Schriftzeichen eingehauen ſind. Auf jeder Seite des Eintrittes in den erſten Tempelhof, welcher funfzig Spannen ins Gevierte hat, ſteht eine Säule. Jedwede hat nebſt ihrem Capitale ſechzig Spannen in die Höhe, ihr Durchſchnitt aber beträgt ſechs. Die zur rechten Hand zeiget zween Löwen mit einem Schilde neben ihnen; die zur Linken zeiget zwey Bilder. Iſt man vor beyden Säulen vorbey: ſo findet man zur Linken am Eingange in ein anderes Gemach zwey große ſtehende Bilder, die einander anſehen. Noch weiter, und auf eben dieſer Seite, ſind zwey andere Bilder von erſtaunlicher Größe, auf der rechten Seite iſt nur ein einziges. Sie ſtehen alle drey, und haben viele kleine Bilder neben ſich. Das daran ſtoßende Gemach hat zwar vier und zwanzig Spannen ins Gevierte, ſonſt

Gemelli Careri 1695.

ſonſt aber iſt nichts merkwürdiges darinnen. Auf der rechten Seite, wo ſonſt keine andere Figur iſt, als die Löwen, ſieht man zwey große Gefäße, auf Geſtellen von ſchicklicher Größe.

Von hier kömmt man durch drey Thüren in einen andern Ort. Jedwede Thüre iſt dreyßig Spannen hoch und breit, die mittlere aber ohne Schwelle, dahingegen die übrigen beyden fünf Spannen hoch über den Boden erhaben ſind. Das Gemach ſelbſt hat fünf Fenſter, dadurch das Tagelicht in den Tempel fällt. Zwiſchen den Fenſtern ſtehen vier aus dem Felſen ſelbſt gehauene zwölf Spannen hohe Säulen. Rechter Hand am Eingange erblicket man einige dem Careri unbekannte Buchſtaben, welche gleich dem übrigen Gebäude von der Zeit einigermaßen beſchädiget ſind. An den Wänden ſind einige kleine und zwey rieſenmäßige Bilder. Die letztern halten die rechte Hand offen, in der linken aber ein Gewand. Ihre Mützen ſind den vorigen gleich; nebſt dem haben ſie Ohrgehänge nach indianiſcher Weiſe.

Was er darinnen ſieht.

Bey dem Eintritte in den Tempel ſelbſt, deſſen Thüre funfzehn Spannen hoch, und acht breit iſt, findet man zur rechten Hand vier ſtehende Bilder; darunter eines eine Weibesperſon mit einer Bluhme in der Hand vorſtellet, und zwölf kleinere, theils ſitzende theils ſtehende Bilder. Sie legen zwar ſämmtlich die Hände kreuzweiſe über die Bruſt, halten aber doch etwas in ſelbigen. Zur Linken ſieht man vier andere Bilder, und darunter zwey weibliche mit großen Ringen an den Füßen, in eben der Stellung, als die vorigen. Neben ihnen ſind ſechzehn kleine theils ſitzende theils ſtehende. Die Thüre ſelbſt, zeiget zwey große Bilder, und dieſen gegen über noch zwey dergleichen mit drey kleinen, welche letztern ſtehen. Ueber der Oberſchwelle der Thüre iſt ein vierzig Spannen breites Fenſter, das iſt, es hat eben die Breite, als der Tempel ſelbſt, in der Mitte aber einen Stein, der den Architrab vorſtellet, und inwendig auf zwo achteckigten Säulen ruhet. Innerhalb des Tempels auf der linken Seite, erblicket man wieder eine Schrift, mit eben ſo unbekannten Buchſtaben, als die vorige hat.

Geſtalt deſſelben.

Der Tempel ſtellet ein Gewölbe vor. Seine Breite beträgt bereits erwähntermaßen vierzig Spannen, die Länge aber hundert. Am Ende läuft er rund zu. Er wird von vier und dreyßig Säulen, darunter die beyden achteckigen am Eingange nicht mit begriffen ſind, gleichſam in drey Theile abgetheilt. Siebenzehn Säulen haben Capitäle und Elephanten oben darauf: an den übrigen iſt nichts merkwürdiges, als ihre achteckigte Geſtalt. Der Raum zwiſchen den Säulen und dem Felſen, das iſt, die Breite der beyden Seitenabtheilungen des Tempels, beträgt ſechs Spannen.

Andere Geheimnißörter.

Alles bisher beſchriebene iſt aus dem lebendigen Felſen ſelbſt gehauen, und nicht die geringſte andere Materie zu den Bildern gebraucht worden, gleichwie man auch nicht das allergeringſte Stück davon wegnehmen kann, ſondern es iſt alles und jedes aus dem ganzen gehauen. Auf dem Fußboden des Tempels liegen viele gehauene Steine, welche vielleicht zu Stufen in ein anderes Gebäude dieneten. Als Careri aus dieſem geheimnißvollen Orte heraus trat, führete ihn eine in den Felſen gehauene Treppe von funfzehn Stufen aufwärts, zu zwo Ciſternen voll gutes Regenwaſſer. Hierauf ſtieg er noch dreyßig Stufen höher, und fand ein Gemach von ſechzehn Spannen ins Gevierte, an dieſem noch eines von gleicher Größe, und endlich das dritte von zwölf Spannen. Das erſtere hatte ein in den Felſen gehauenes Fenſter, imgleichen ein kleines Waſſerbehältniß zwiſchen zwo Säulen.

Gemelli Careri 1695.

Ein anderer Tempel.

Nicht weit von dieſen Gemächern zeigete ihm ſein Wegweiſer noch einen Tempel. Vor ſolchem war ein ſchöner ebener und gleichſam mit einer Bruſtwehre umfangener Platz. In der Mitte dieſes Platzes ſteht ein Waſſerbehältniß; auf der Bruſtwehre kann man ſitzen. Unter das erſte Gewölbe kömmt man durch fünf in den Felſen gehauene Thüren, zwiſchen welchen vier achteckichte Pfeiler ſtehen. Alle dieſe Thüren, nur die mittelſte ausgenommen, ſind zwo Spannen hoch über den Fußboden erhaben. An beyden Seiten des Gewölbes, welches eben ſo lang iſt, als der Tempel ſelbſt, ſieht man viele Bilder. Die auf der linken Seite ſitzen, die auf der rechten ſtehen. Auch zeiget die ganze Facade eine Menge ſolcher, theils ſtehender, theils ſitzender Bilder.

Von hier tritt man durch drey Thüren in den Tempel. Die mittelſte iſt zwölf Spannen hoch, und ſechſe breit. Die Höhe und Breite der Seitenthüren beträgt zwo Spannen weniger. Der inwendige Raum des Tempels beträgt ſechzig Spannen ins Gevierte: allein, die Höhe hat ein ſehr ſchlechtes Verhältniß dazu, weil ſie nicht mehr als zwölf Spannen ausmachet. An beyden Seiten, gleichwie auch am inwendigen Theile des Einganges, ſieht man über vierhundert große und kleine, theils ſtehende, theils ſitzende Figuren. Unter den ſitzenden ſind auf der rechten Seite zwo, die an Größe alle andere weit übertreffen; desgleichen auch eine mitten an der hinterſten Tempelwand, welche vermuthlich den Hauptgötzen vorſtellet, und noch eine auf der linken Seite, welche gleichfalls ſteht. Sie ſind aber ſämmtlich in ſehr ſchlechtem Zuſtande, und durch die Länge der Zeit übel zugerichtet. An jedweder Seite des Tempels iſt ein Nebengemach; jedwedes hat vierzehn Spannen ins Gevierte, und inwendig eine kleine zwo Spannen hohe Mauer.

Steigt man an der Nordſeite zehn Stuffen hoch: ſo findet man ein großes Felſengemach, das noch ein kleineres in ſich hat. Zur rechten iſt wiederum eins mit einem dergleichen kleinen, und ſeinen Mäuerchen. Das große hat zwanzig Spannen in die Länge, zehne in die Breite, das kleine aber zehn ins Gevierte. Alle dieſe Gemächer haben ihre kleinen Waſſerbehälter. Weiter zur rechten Hand findet man noch ein ſolches Gemach von gleicher Größe, mit zwo davor ſtehenden Säulen, zwey kleinen Gemächern und drey Waſſerkaſten; einen zur rechten und zween zur linken. Endlich ſo kömmt man noch in ein anderes an das vorige ſtoßende Gemach, das wiederum ein kleines mit ſeinem Waſſerkaſten in ſich ſchließt. Careri vermeynet, es möchten dieſe verborgenen Gemächer den Tempelprieſtern zur Wohnung gedienet, und ſolche ein büßendes und einſames Leben darinnen geführet haben.

Allerley andere Denkmaale.

Steigt man von dieſem Orte eine in Felſen gehauene Treppe von funfzehn Stuffen herab: ſo gelanget man auf einen dreyßig Spannen ins Gevierte großen Platz, an welchen ein kleiner Tempel ſtößt. Man geht in ſolchen durch drey Thüren; der Raum zwiſchen ihnen iſt alſo ausgehauen, daß er Pfeiler vorſtellet. Zur linken Hand findet man vier Bilder, zwey ſitzende und zwey ſtehende. Zur rechten zeiget ſich ein kleines offenes Gemach, nebſt einem andern Tempel, vor welchem ein Waſſerkaſten ſteht. In den Tempel tritt man durch eine zehn Spannen hohe und ſechs breite Thüre, und kömmt durch einen Saal von vierzig Spannen ins Gevierte, der auf ſeiner rechten Seite eine kleine zwölf Spannen große und ſehr finſtere Kammer hat. Die ſämmtlichen Gemächer dieſes Tem-

---

k) Ebendaſ. a. d. 70 und vorherg. S.

l) Er wiederholet, daß man dieſes wunderswürdige Werk dem großen Alexander zuſchreibe, welcher, wie er ſaget, eben dieſer Glaubenslehre zuge-

Gemelli Careri 1695.

Tempels ſind etwas dunkel. In der Mitte hat er eine Kugel funfzehn Schuh hoch. Von hier ſteigt man abermals funfzig Stuffen hinab, und findet ſodann einen ebenen und in den Felſen, welcher an dieſem Orte keine große Härte hat, gehauenen Platz, imgleichen achteckichte, zwölf Schuh hohe Pfeiler, welche neun Abtheilungen machen, durch welche man allemal fünf Stuffen tief, in ein Felſengemach hinab ſteigt. Zur linken auf beſagtem Platze ſitzt ein großes Götzenbild, mit unbedecktem Haupte; zwey andere große Bilder ſtehen, und haben viele kleine neben ſich. Nachgehends tritt man in den erwähnten Tempel durch drey Thüren; ſie ſind zwölf Spannen hoch und ſechſe breit, mit zwey Fenſtern oben drüber. Der Tempel ſelber iſt hundert Spannen lang, funfzig breit, aber welches ſchlecht angegeben iſt, nicht mehr als zehne hoch. Rings herum geht ein Gewölbe, in Geſtalt eines Kreuzganges, und ruhet auf zehn viereckigten Pfeilern. Aus ſelbigen kömmt man in vier Gemächer, welche nebſt den ſieben, die vorne und an der linken Seite des Tempels befindlich ſind, in allem eilfe ausmachen, und nach Careri Meynung zu Wohnungen für die Prieſter beſtimmt waren. An der hinterſten Seite des Tempels iſt eine Bilderblinde von zehn Schuhe ins Gevierte, darinnen ein großes Götzenbild ſitzt. Zu ſeiner Rechten ſtehen zwey andere, zu ſeiner Linken ſitzt noch eins, das wiederum zwey ſtehende größere, nebſt vielen kleinen neben ſich hat.

Gerade gegen über ſteigt man zehn Stuffen aufwärts, und kömmt in ein kleines mit zwo Säulen unterſtütztes Gemach. Aus ſolchem tritt man, durch eine kleine vier Spannen breite und zehn hohe Thüre, in ein anderes Gemach, deſſen Weite funfzehn Spannen ins Gevierte beträgt; aus dieſem in ein kleineres zwölf Spannen weites, wo ein großes Bild mit kreuzweiſe über die Bruſt geſchlagenen Aermen ſitzt. Man ſteigt nunmehr zwanzig Stuffen hinab, gelanget auf einen ebenen Platz, und kömmt aus ſolchem vier Stuffen aufwärts in ein Gewölbe mit vier zwölf Spannen hohen Pfeilern, zwiſchen welchen man in drey kleine Gemächer tritt. Noch zwanzig Stuffen tiefer findet man andere Gemächer mit ihren kleinen Waſſerkaſten *k*).

Careri gerieth bey Beſichtigung dieſes Ortes in großes Bewundern und Erſtaunen *l*), unterſteht ſich aber doch nicht, ſeinen Muthmaßungen nachzuhängen. Nicht weit von dem Dorfe **Canarin**, davon dieſer Tempel, oder vielmehr dieſe Menge Tempel den Namen hat, zeigete man ihm noch einen andern Felſen von hundert Schritten im Umkreiſe, der in ſeinem Inwendigen gleichfalls eine Menge Gemächer und Waſſerkaſten verbirgt. An der Oſtſeite ſah er vor dem Hauptgemache ein großes Götzenbild mit geſchränkten Beinen ſitzen.

Beſchreibung der Inſel Salſette.

Die Inſel Salſette, welche dieſe wunderſamen Ueberbleibſel des Alterthumes in ſich ſchließt, hat zwanzig wälſche Meilen in die Länge, funfzehn in die Breite, und ſiebenzig im Umkreiſe. Weil ſie ziemlich niedrig iſt: ſo hat man durch unterſchiedliche Gräben die See hinein geleitet. Unterdeſſen fehlet es ihr weder an Gebirgen noch an Waldungen. Ihr Boden trägt Zuckerrohre, Reiß und die allermeiſten indianiſchen Früchte im Ueberfluſſe. Sie wird von der kleinen engliſchen Inſel **Bombay** nur durch einen ſchmalen Canal, den man bey niedriger Ebbe trockenes Fußes durchwaten kann, abgeſondert. Weil nun die Engländer ſich auf ihrer Inſel befeſtigten: ſo dürfen die Portugieſen Salſette eben ſo wenig

---

zugethan geweſen ſey. Auch iſt ihm unbewußt, was etwa die Portugieſen davon urtheilen, als welche dieſen Ort ſehr wohl kennen, indem ihn die Unterkönige von Goa zum öftern beſichtigen. Doch glaubet er nicht, daß ſie etwas gewiſſes davon angeben können. A. d. 64 u. 70 S.

nig im wehrloſen Stande laſſen. Sie errichteten folglich die Schanzen Bandora und Verſava, und in der Gegend um Tana, noch fünf kleinere. Die Einwohner der Inſel ſind ein Miſchmaſch von Heiden, Mohren und Chriſten, leben aber wegen des unbarmherzigen Druckes ihrer Obern ſämmtlich in größter Armuth. Denn man nimmt ihnen nicht nur den ganzen Ertrag der Ländereyen, ſondern auch ihren eigenen Erwerb und Verdienſt weg. Sie ſind wegen der guten Leinwand, die ſie machen, berühmt, indem ſelbige den Portugieſen ihre ſchönſte weiße Wäſche, die ſie in ganz Indien haben, liefert. Die ganze Kleidung dieſer armen Leute beſteht in einem Stücke Leinwand, das ſie um den Leib winden, und in einem kurzen Leibchen, das nicht einmal den Nabel bedeckt. Es ſtehen zwar drey Klöſter auf der Inſel *m*). Doch gehöret die beſte Gegend den Jeſuiten, nämlich, beynahe die ganze Spitze gegen Oſten und am bazaimſchen Canale *n*).

Trauriges Ende des portugieſiſchen Admirales.

Ehe Careri von Bazaim abreiſete: ſo erfuhr er das traurige Ende des Admirals von der portugieſiſchen Seemacht, **Antonio Machado de Brito**, eines Mannes, der über die maſcatiſchen Araber eine große Anzahl Siege erfochten, und dadurch großen Ruhm erworben hatte. Dem Careri gieng dieſes Unglück ſehr zu Herzen, weil er nicht nur im Jahre 1689 mit dieſem Herrn von Madrid nach Genua gereiſet war, und bey dieſer Gelegenheit große Gütigkeit von ihm genoſſen hatte, ſondern auch voritzt in Indien große Hoffnung auf ſeinen Schutz ſetzete. Um dieſer Urſache willen, bittet er um Erlaubniß, ſeiner Dankbarkeit und Wehmuth in wenig Worten ein Genüge zu leiſten. Machado, ſaget er, war ein Schrecken der Araber und Mohren. Es bedauerte ihn jedermann; ja, es mußten ihn ſeine eigenen Feinde bewundern, ungeachtet ſie ihn meuchelmörderiſcher Weiſe ums Leben gebracht hatten *o*).

Stadt Chaul.

Careri reiſete von Bazaim ab, und warf den Anker vier Tage hernach vor einer andern portugieſiſchen Stadt, Namens **Chaul**. Es liegt ſelbige ſechs wälſche Meilen weit von der See, auf einer Ebene, und am Ufer eines Fluſſes, den die Fluth in Stand ſetzet, alle, auch die größten Schiffe, bis in den Hafen zu bringen. Sie wird durch verſchiedene

---

m) Dominicaner, Auguſtiner und Capuziner.

n) A. d. 76 S.

o) Dieſe Begebenheit verdienet, daß wir ſie hier erzählen, weil man ſie ſonſt nirgend, als in des Careri Buche findet. **Brito** hatte ſich durch einige freye Reden bey dem Adel zu Goa, abſonderlich aber bey dem reichen und vornehmen Hauſe **Melos** verhaßt gemacht. Seine Feinde nun, an der Zahl funfzig, wurden mit einander einig, ſie wollten ihn aus dem Wege ſchaffen, verabredeten auch Zeit, Ort und Weiſe des Meuchelmordes. Zu dieſem Ende, machten ſie in den Häuſern des Petervierthels, ja im Pfarrhauſe ſelbſt, eine große Menge verborgene Schießlöcher. Der Admiral wurde zwar gewarnet: weil er aber nicht glauben konnte, daß Edelleute im Stande ſeyn ſollten, Spitzbubenſtreiche auszuüben: ſo wagte er ſich, in Begleitung eines einzigen Leibeigenen, in ſeinem Palankin aus. Es geſchah hierauf aus einem Fenſter ein Büchſenſchuß nach ihm, der ihn aber nur ſtreifte. Er ſprang ſo fort aus dem Palankin heraus, nahm den Taback, den er zwiſchen den Fingern hatte, und fragete mit beherzter Stimme, wem es gelten ſollte? Dir; gab ihm **Triſtan von Melo**, indem er auf die Gaſſe trat, zur Antwort, und feuerte zugleich einen großen Stutzer auf ihn ab. Doch weil ſich der Admiral bückte: ſo gieng der Schuß über ihn weg; er hingegen zog vom Leder, und weil die erſten fünf Stöße, die er dem **Melo** beybrachte, wegen des Panzerhemdes, das er anhatte, nicht eingiengen: ſo verſetzete er ihm einen Hieb über den Kopf, und noch einen über das Geſicht, davon er zu Böden fiel. Er nahm ihn darauf bey den Haaren, ſetzete ihm den Fuß auf die Kehle, und that, als ob er ihm das Eiſen durch den Leib jagen wollte. Allein, als Triſtan um ſein Leben bath: ſo ſchenkete er es ihm großmüthiger Weiſe. Indem dieſes vorgieng; lief Triſtans Sohn nebſt noch einem

Gemelli Careri 1695.

ne Befeſtigungswerke beſchützet, gleichwie die Einfahrt in den Hafen durch das auf einem Berge gelegene Schloß Morro beſtrichen wird. Doch erſtrecket ſich das zur Stadt gehörige Gebieth nur auf ſechs wälſche Meilen. Zweyhundert und funfzig dergleichen Meilen zählet man zwiſchen dieſer Stadt und Goa, und dieſen ganzen Strich beherrſchete damals der berufene Sevagi, deſſen Begebenheiten und Thaten in einem andern Theile des gegenwärtigen Werkes zu leſen ſind. Weil das Schiff, auf welchem Careri fuhr, zu Bazaim eine portugieſiſche Flotte angetroffen, und ſich mit ſelbiger vereiniget hatte: ſo erreichte es, in dieſer Geſellſchaft, den Hafen zu Goa, ohne einigen Anſtoß.

Zuſtand von Goa.

Der Zuſtand dieſer großen und prächtigen Stadt, war damals ungefähr eben alſo beſchaffen, wie wir ihn in der letztern Beſchreibung des portugieſiſchen Verfalles vorgeſtellet haben, und bringt Careri nichts davon bey, was nicht andere Reiſende ſchon vor ihm angemerket hätten. Nachdem er nun ſeiner Neugierigkeit einige Wochen lang ein Genüge gethan hatte: ſo überfiel ihn die Luſt, des großen Mogols Lager, welches damals bey Galgala ſtund, zu beſichtigen. Seine guten Freunde ſtelleten ihm nachdrücklich vor, mit was für Beſchwerlichkeit und Mühe dieſe Reiſe durch ein mit Heiden und Muhammedanern, ja was noch mehr, mit den rauheſten Gebirgen angefülletes Land verknüpfet wäre, und wie leicht er ſein Leben dabey verlieren könnte. Doch alle dieſe Vorſtellungen waren vergeblich: er nahm einen Canarin mit ſich, welcher die Lebensmittel, nebſt einigem unterwegens nöthigen Geräthe fortbringen mußte, imgleichen einen Indianer aus Golkonda, welcher viele Sprachen verſtund, und ſeinen Dollmetſcher abgab.

Beſichtiget des Mogols Lager.

Hierauf ließ er ſich auf die andere Seite des Canales in das viſapurſche Gebieth, welches damals von dem großen Mogol beſeſſen wurde, überſetzen. Es hatte ſich noch ein Armenier und ein Mohr zu ihm geſchlagen: allein, weil ſie nicht ſogleich wußten, wie ſie ihr Geräth fortbringen ſollten, ſo mußte man lange Zeit in einer ödeſtehenden Hütte verweilen. Endlich nöthigten die drey Reiſenden einige Heiden, ihnen dieſen Dienſt bis an das Dorf Arcolna zu erzeigen. Hier brachten ſie unter einigen Cocosbäumen eine ſehr unruhige Nacht zu, indem die Heiden das Siminga Feſt, das iſt, den Neumond fey-

---

nem Mulater zum Hauſe hinaus; ſie feuerten jedweder einen Stutzer auf den Admiral ab, und jagten ihm viele Kugeln in den Leib. Gleichwohl fiel er nicht, ſondern er wehrete ſich noch. Damit kam ein Leibeigener von hinten herbey, und ſtieß ihn mit der Haſſagay in die Seite. Doch, der Böſewicht mußte ungeſäumt dafür büßen; denn der Admiral hieb ihm den Bauch von einander, woran er die folgende Nacht verreckte. Indem nun Machado merkete, daß ihm allmählich die Kräfte entgiengen: ſo ſtieg er in ſeinen Palankin. Zu gleicher Zeit lief ein Prieſter, welcher mit unter die Meuchelmörder gehörete, mit einem Stutzer in der Hand herbey, in der Abſicht, ihm vollends den Reſt zu geben, fragete aber, als er ihn zum Abſcheiden fertig fand, ob er nicht bey ihm beichten wollte? Machado bedauerte großmüthiger Weiſe, daß er ſein Anerbiethen nicht gebrauchen könnte, nahm darauf einen Dominicaner, der ihm gleichen Beyſtand zu leiſten herzu eilete, bey der Hand, drückte ſie ihm, unter den Worten: das Blut Jeſu Chriſti ſey mir heilſam! und verſchied. Man fand dreyßig Kugeln bey ihm. Jedermann bewunderte ſeine Herzhaftigkeit, und war der Meynung, er müßte mehr Lebensgeiſter, als ein Menſch gemeiniglich pfleget, gehabt haben, weil er, ſo vieler Wunden ungeachtet, dennoch kaum erſterben können. Die Seeſoldaten, welche des folgenden Tages unter Segel gehen ſollten, und deswegen meiſtentheils ſchon eingeſchiffet waren, liefen zwar, um den Tod ihres Oberhauptes zu rächen, herbey; es befahl ihnen aber ein gewiſſer Officier im Namen des Königes, ruhig zu ſeyn und Triſtan von Melo gewann auf dieſe Weiſe Zeit, daß er ſich von zween Schwarzen in des Erzbiſchofs Pallaſt, als in eine allen Gerichtsbeamten unzugängliche Freyſtädte tragen laſſen konnte. Ebend. a. d. 82 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1695.

erten, und mit ihrem Getrommel, Jauchzen und Getöſe, ſie alle Augenblicke aus dem Schlafe ſtöreten. Den folgenden Tag mußten ſie den Prügel zu Hülfe nehmen, weil weder gute Worte, noch Geld bey den Heiden etwas helfen wollten. Allein, da ſie ihre tüchtigen Stöße weg hatten: ſo trugen ſie wie die Eſel *p*).

Ponda und der daſige Tempel.

Wir wollen dem Careri die Ehre laſſen, das Folgende ſelbſt zu erzählen. Die Hitze war dermaßen groß, daß man alle Augenblicke ruhen, und mit Melonen, oder andern Früchten des Landes ſich laben mußte. Den erſten Tag legeten wir zwölf wälſche Meilen bis an die Stadt **Ponda** zurück. Hier wurden wir begierig, den daſigen berühmten Tempel zu beſehen. Man kömmt über eine bedeckte Brücke an den Hof, und ſteigt auf zwo Treppen hinauf. Zur rechten Hand zeiget ſich ein achteckigtes Gebäude, um welches ſieben Reihen kleine Säulen, mit ihren Capitälen ſtehen, und mit Bögen zuſammengehängt ſind. Einer von dieſen Bögen dienet ſtatt des Thores. Zur Linken ſieht man ein dem vorigen ähnliches, aber noch nicht völlig fertiges Gebäude. Rings um die Straße ſtehen Kaufmannsläden, darinnen man beſtändig feil hat. Unten an dieſem Marktplatze, erblicket man den Tempel. Erſtlich tritt man in eine Vorhalle, oder etwas ihr ähnliches. Dieſes Vorgemach iſt mehr lang, als breit; das Dach ruhet auf ſechs Säulen, und rings herum ſtehen Bänke, auf welchen man ausruhen kann. Aus dieſer Halle tritt man in einen andern etwas kleinern Saal, und findet ſodann auf der rechten Hand den eigentlichen Tempel, welcher jedoch in der That nichts anders iſt, als ein ſchön ausgemaltes Gemach, voll Bilder mit einer Mütze auf dem Kopfe. Das vornehmſte hat vier Hände. Zwo halten einen Stab, die dritte hält einen Spiegel, die vierte iſt an die Seite geſtützet. Neben dieſem Bilde ſind viel Frauenbilder, die fünf Gefäße eines über den andern auf dem Kopfe haben. Die übrigen Bilder ſtellen eine Menge Ungeheuer vor, als zum Beyſpiele, geflügelte Pferde, imgleichen Hähne, Pfauen und andere Thiere, denen allerley, was die Natur ihnen nicht gegeben hat, beygefüget iſt. Der Tempel endiget ſich mit einer kleinen runden finſtern Kammer, unten an einem kleinen Thurme. In ſelbiger iſt ein langer mit Bildhauerarbeit gezierter, und gleich einem Grabmaale bedeckter Stein. Hinter dem Tempel ſteht einer von den Bäumen, welche von den **Banianen** verehret werden. Unter dem Baume iſt ein mit ſteinernen Stuffen eingefaßter Teich, darinnen die Heiden ſich reinigen.

Schloß Mardanghor.

Ponda ſelbſt beſteht aus elenden Hütten: allein, das Schloß, **Mardanghor** genannt, kann einem Feinde widerſtehen, und iſt allemal mit vierhundert Mann beſetzet. Hier ſahen wir das Trauerſpiel, wie eine lebendige Frau mit ihrem verſtorbenen Manne verbrannt wurde. Weil wir nicht hoffen durſten, auf unſerm Wege künftig ein anderes Fuhrwerk als Ochſen anzutreffen: ſo kaufete ich zu **Ponda** für ſechs Rupien ein Pferd.

Chianpon.

Wir legeten bis an das Dorf **Chianpon**, dabey ein Schloß ſteht, acht wälſche Meilen zurück. Von hier zogen wir durch eitel Wald, bis an einen Canal, darüber wir in einem Kahne fuhren, und in das Gebieth eines heidniſchen Fürſten, Namens **Sonda Kirami Karagia**, Herrn über einige im Gebirge liegende Städte, kamen. Nach zurückgelegten neun **Coſſen**, welche ungefähr achtzehn wälſche Meilen betragen, blieben wir in dem Dorfe **Kakore**, unter dem Gewölbe des daſigen Tempels über Nacht. Wir ſahen in ſelbigem unter einer kleinen Kuppel, ein küpfernes Gefäß, auf einem ſteinernen Fuße, an welchen eine gleichſalls küpferne Mannslarve angenagelt war. Wir hielten alles dieſes für ein Grabmaal eines aus dem Lande gebürtigen Helden. Den folgenden Tag reiſeten wir durch

---

q) A. d. 152 S.

Gemelli Careri 1695.

Viele Affen.

Gebirge Bagalatte.

Bombnali.

Chiamkan.

Sambrane.

durch ſehr dicke Wälder. Hier kamen die Affen haufenweiſe zum Vorſcheine, hüpfeten von einem Baume auf den andern, und hielten ihre Jungen ſo feſt, daß ſie aller nach ihnen geworfenen Steine ungeachtet, nie eins fallen ließen. Die Einwohner dieſer Gegend, welche ſämmtlich Heiden ſind, verehren ſie gleichſam als heilig, und erlauben niemanden, ſie zu tödten. Dieſes machet ſie dermaßen frech, daß ſie nicht nur in die Dörfer, ſondern auch in die Häuſer kommen, nicht anders, als ob ſie hinein gehöreten. Nach einer Reiſe von acht Coſſen, erreichten wir das Gebirge Bagalatte, da wir für die Erlaubniß, weiter zu gehen, der Wache und den Zollbedienten in die Büchſe blaſen mußten. Wir ſetzeten darauf unſern Weg noch andere acht Meilen durch die Wälder fort, und erreichten endlich den Gipfel des Berges, da uns die Wache abermal Geld abnöthigte. Weil in dieſer Wildniß an eine Herberge nicht einmal zu gedenken war: ſo mußten wir im Walde über Nacht bleiben. Den folgenden Tag reiſeten wir durch ein noch dickeres Gebüſche, wo ich zum erſten male eine Gattung wilder Hühner mit ſchwärzlichen Federn und Kamme ſah. Wegen ihrer großen Menge hätte ich ſie für Haushühner angeſehen: allein, man ſagte mir, wir wären von allen menſchlichen Wohnungen noch ziemlich weit entfernt. Nach zurückgelegten vierzehn Coſſen, kamen wir ins Dorf **Bombnali**, wo die Wache kein Geld von uns verlangete. Den folgenden Tag reiſeten wir erſtlich acht Coſſen weit, durch ein ziemlich anmuthiges Gehölze, bis an das wegen ſeiner Jahrmärkte und des Zolles berühmte Dorf **Chiamkan**; von hier giengen wir noch acht Coſſen weiter, nach **Sambrane**, und blieben daſelbſt über Nacht. Hier hielt der Fürſt **Kirani Karagia** Hof. Sein Schloß hatte keine andere Befeſtigung, als eine ungefähr acht Schuhe hohe Mauer: allein, wir bekamen ganz andere Gedanken von ihm, als man uns ſagete, dieſes einzige Dorf trage ihm wegen ſeiner Jahrmärkte alle Jahr ungefähr funfzehn hundert tauſend Thaler ein.

Stadt und Schloß Alcal.

Zwey Coſſen jenſeits **Sambrane**, kamen wir wieder auf des Mogols Grund und Boden. Ich war im Begriffe, unweit des Schloſſes der Stadt Alcal auszuruhen, als man mir ſagete, der Weg, den ich vor mir hätte, wimmelte von Straßenräubern. Hier nun wäre guter Rath theuer geweſen, wenn nicht zu allem Glücke ein Zug von dreyhundert mit Lebensmitteln für das Lager zu Galgale beladenen Ochſen daher gekommen wäre. Ich brachte es bey den Officiern dahin, daß ſie mich in Schutz nahmen. Indem ſie aber Ruheſtunde hielten: ſo gieng ich unterdeſſen in einen benachbarten Tempel. Hier ſah ich einen Götzen mit einem Menſchenleibe, Affenkopfe, und ungemein langem Schwanze, der bis über den Kopf hervorragte, und an deſſen Ende eine Schelle hing. Eine Hand ſtützte er an die Seite, die andere war aufgehoben und zum Schlagen bereit. Wenn niemand um mich war: ſo zerſchlug ich alle Götzenbilder, die mir vorkamen *q*).

Flecken Tikli.

Den folgenden Tag reiſete ich mit dem Zuge fort, und erreichten wir nach zurückgelegten ſechs Coſſen das Dorf **Kankre**; noch ander fünf Coſſen führeten uns nach **Etqui**, einer Stadt, die zwar aus ſchlechten Hütten beſteht, aber auf einem vortrefflichen Boden liegt. Die folgende Tagereiſe beſtund aus fünf Coſſen, bis an das kleine Dorf **Onor**, wir zogen aber vorher durch einen Flecken, Namens **Tikli**. Den folgenden Tag machten wir abermals fünf Coſſen, in einer ſehr luſtigen Gegend, bis nach **Mandapur**, wo die Befehlshaber des Zuges Raſttag hielten. Der Ort iſt eine Stadt mit einer ziemlich niedrigen Mauer, aber von Werkſtücken und Kalche erbauetem Schloſſe. Nachmittage zogen wir zwey Coſſen weit, bis nach **Bereche**, wo wir über Nacht blieben.

---

p) A. d. 172 S.

Gemelli Careri 1695.

Kodelki.

Den folgenden Tag kamen wir nach zurückgelegten drey Coſſen durch ein großes Dorf, Namens **Kodelki**, da ich mit Verwunderung zeitige Weintrauben fand. Drey andere Coſſen brachten uns nach **Edoar**, der beſten unter allen Städten, die ich auf dieſer Reiſe antraf. Innerhalb der erſten Mauer liegt ein Schloß, nebſt einem Marktplatze: in der zweyten noch ein Schloß, und rings um ſelbiges eine große Menge Häuſer, welche die Stadt ausmachen. Sie wird von allen Kaufleuten aus der ſüdlichen Gegend beſuchet. Nach Tiſche zogen wir fünf Coſſen weit, bis an den Flecken **Muddol**, welcher am Ufer eines Fluſſes liegt.

Matur.

Das mogolſche Lager zu Galgala.

Nun hatten wir bis **Galgala** nur noch ſieben Coſſen übrig. Dieſe legten wir den folgenden Tag zurück, kamen auf halbem Wege durch einen ummauerten Flecken, Namens **Matur**, und ſetzeten unweit des Lagers durch den Fluß **Richina**. Im Lager fand ich eine Menge chriſtlicher Soldaten, die mir Herberge anbothen. Man hatte ihnen erlaubt, eine Capelle von Erde aufzubauen, und zween canarinſche Prieſter zu halten, die ihnen alle Tage Meſſe laſen. Ihr Hauptmann, **Franz Borgia**, ein Venetianer von Herkunft, aber aus Delhi im Indoſtaniſchen gebürtig, führete mich in ſein Gezelt. Hier ließ er zween Muhammedaner, die ſich beſoffen hatten, vor meinen Augen grauſam abprügeln. Ich wunderte mich ſehr, daß er bey einem mogolſchen Heere ſo viel Macht haben ſollte: allein, ich erſtaunete vollends, da beyde Muhammedaner nach ausgeſtandener Züchtigung ſich für die gnädige Strafe bedanketen.

Zahl der mogolſchen Völker.

Borgia ſagete mir, dieſes kaiſerliche Heer beſtünde aus ſechzig tauſend Reutern, und hundert tauſend Fußgängern. Fünf tauſend Kameele und drey tauſend Elephanten trügen das Geräthe. Die Menge der Marketender und Krämer wäre unzählig; überhaupt begriffe das ganze Lager mehr als fünf mal hundert tauſend Menſchen in ſich. Den Umkreis deſſelbigen ſchätzete er auf dreyßig wälſche Meilen. Bloß die Gezelte des Großmogols, nebſt den Zelten ſeiner Weiber und vornehmſten Hofbedienten, fülleten mehr als drey dergleichen Meilen aus. Dieſer Bezirk hatte drey Thore. Eins führete ins Frauenzimmerquartier, die beyden übrigen waren für den Monarchen und ſeine Hofſtaat.

Gemelli kömt vor den Mogol.

Zween Tage hernach verhalf mir ein chriſtlicher Kriegesbedienter, nebſt einem Verſchnittenen, der ſein guter Freund war, zu dem Glücke, daß ich geheimes Gehör bey dem Großmogol erhielt. Erſtlich führeten ſie mich in den erſten Hof des kaiſerlichen Hauptquartieres, da ich unter einem Gezelte viele Trommeln, achtſchuhige Trompeten, nebſt einer Menge anderer Spiele, die man zu gewiſſen Zeiten des Tages erſchallen läßt, erblickete. Man zeigete mir auch eine goldene Kugel an einer Kette, zwiſchen zwo vergoldeten Händen. Dieſes iſt das kaiſerliche Panier, das währenden Zuges von einem Elephanten getragen wird. Aus dieſem Hofe trat ich in den zweyten, und mußte die Koſtbarkeit der Gezelte bewundern, indem ſie mit goldenen und ſeidenen Zeugen ausgezieret waren. Der Verſchnittene führete mich hinein. Der Monarch von Indoſtan ſaß auf koſtbaren Teppichen, und lehnete ſich an Polſter von Goldſtücke. Nach abgelegter Ehrerbiethung auf mogolſche Weiſe, trat ich nebſt dem Chriſten, welcher meinen Dollmetſcher abgab, näher zu ihm. Er fragete mich nach und nach, aus welchem europäiſchen Königreiche ich wäre? Wenn ich abgereiſet wäre? Was für einen Weg ich genommen hätte? Was ich in ſeinem Lager ſuchete? und ob ich in ſeine Dienſte treten wollte? Ich gab auf alle dieſe Fragen nach der Ordnung zur Antwort; mein Vaterland wäre Neapel; ich wäre vor zwey Jahren ausgereiſet, und hätte unterdeſſen Aegypten, Türkey und Perſien beſehen; in ſein Lager

Gemelli Careri 1695.

wäre ich bloß in der Abſicht gekommen, den größten Monarchen von ganz Aſien und die prächtige Hofhaltung deſſelbigen zu ſehen; es wäre ein Glück für mich geweſen, in ſeine Dienſte zu treten, es riefen mich aber höchſtwichtige Urſachen nach Hauſe, ſo bald ich das chineſiſche Reich geſehen haben würde. Er fragete nach allerley Umſtänden des ungariſchen Krieges, worauf ich ſo viel antwortete, als ich in Perſien davon erfahren hatte, und darauf, weil die öffentliche Gehörſtunde da war, mit einer Gnadenverſicherung erlaſſen wurde. Hierauf kam ich wieder in den zweyten Hof, das iſt in einen großen Bezirk, der mit einer ungefähr zehn Spannen hohen Mauer von gemalter Leinwand umfaßt war. Auf der Seite, wo die kaiſerlichen Gemächer an den Hof ſtießen, ſtund das Verhörzelt und ruhete auf zween Maſtbäumen. Aeußerlich beſtund es nur aus gemeiner rother Leinwand, inwendig aber war es mit einer feinen ausgefüttert, und hatte kleine Vorhänge von Taffent. In dieſem Gezelte ſah ich eine viereckichte vier Spannen hohe und mit den koſtbarſten Teppichen belegte Bühne. Rings herum gieng ein ſilbernes zwo Spannen hohes Geländer. Sechs Spannen weit davon war noch eine andere, obgleich nur Spannen hohe Bühne zu ſehen. An ihren vier Ecken hatte man vier ſilberne Lanzen, die bis an den Himmel des Gezeltes reichten, eingeſteckt. Auf dieſer letztern Bühne war der Thron. Meines Erachtens war er nur von vergoldetem Holze, übrigens drey Spannen hoch, und viereckicht. Man beſtieg ihn auf einigen ſilbernen Stuffen. Oben darauf lagen drey Polſter, zwey um die Aerme und das dritte um den Rücken daran zu lehnen. Der Kaiſer kam zu Fuße dahin, und ſtützete ſich auf einen Stab, der oben wie eine Gabel geſtaltet war. Vor ihm her traten eine große Menge **Omrahs** und andere Hofbediente. Seine **Cabaye** war weiß, und nach Art der Muhammedaner unter dem rechten Arme aufgeſchürzet, dahingegen die Heiden ſie unter dem linken feſtbinden. Sein **Tchira**, oder Turbant, war von eben dergleichen Zeuge, und mit Goldſtoffe eingefaßt, worauf ein ſehr großer Smaragd mitten unter vier kleinern funkelte. In der Leibbinde, welche von Seide war, ſteckete auf der rechten Seite ein indianiſcher Dolch. Die Beine waren bloß, und die Schuhe nach mohriſcher Art gemacht. Zween Officier wehreten ihm die Fliegen mit weißen Pferdſchweifen. Noch ein anderer hielt ihm einen grünen Sonnenſchirm über das Haupt.

Seine Beobachtung in dem kaiſerl. Quartiere.

Gestalt des Mogols Aurengzeb.

Aurengzeb war klein von Perſon. Er hatte eine große Naſe, und ein ſchwächliches Anſehen, gieng auch etwas gebückt, welches aber von den achtzig Jahren, die ihm auf dem Halſe lagen, herrührete. Der Bart war weiß und rund, und ſchien von der Olivenfarbe ſeines Geſichtes einen deſto größern Glanz zu bekommen *r*).

Sobald er ſich geſetzet hatte: ſo überreichte man ihm Schild und Säbel, welches beydes er zur Linken neben ſich auf den Thron legete. Nachgehends gab er durch einen Wink mit der Hand zu verſtehen, er wäre zum Anhören bereit. Zween Geheimſchreiber nahmen alle Bittſchriften, die man ihm zureichte, an, übergaben dem Kaiſer eine nach der andern, und trugen ihm zugleich den Inhalt derſelbigen vor. Er hingegen ſchrieb den Beſcheid darauf, und zwar, welches mich bey ſeinem hohen Alter ungemein wunderte, ohne Brille, ja es ſchien, als ob er dieſe Verrichtung mit Luſt vornähme.

Hierauf ließ man die Elephanten vor dem Throne durch die Muſterung gehen. Die **Cornakias**, oder Elephantenmeiſter, zogen erſtlich die Schabracke weg, damit der Monarch das Kreuz dieſer Thiere ſehen, und urtheilen könnte, ob ſie von den **Omrahs**, denen es anbefohlen war, gehörig gefüttert würden. Nachgehends lenketen ſie den Ele-

phan-

---

r) A. d. 186 S.

Gemelli Careri 1695.

phanten gegen den Thron, und ſchlugen ihn dreymal auf den Kopf, damit er dem Kaiſer bey jedem Schlage ſeine Ehrerbiethung bezeugen mußte. Sie beſtund darinnen, daß er den Rüſſel aufhub und wieder ſinken ließ. Indem dieſes vorgieng: ſo kamen die Prinzen aus dem kaiſerlichen Hauſe, und ſetzeten ſich auf die Stuffen des Thrones, vorher aber begrüßeten ſie den Monarchen zweymal, indem ſie jedesmal den Kopf, die Erde und die Bruſt mit der Hand berühreten. Wer nicht von kaiſerlichem Geblüte iſt, muß es dreymal thun. Zur rechten Seite des Zeltes ſtunden hundert Büchſenſchützen im Gewehre, imgleichen viele Trabanten. Sie waren, was die Farbe betrifft, nicht übereingekleidet. Auf der Schulter trugen ſie einen Stab, mit einem großen ſilbernen Knopfe. Die Thürhüter hatten gleichfalls Stäbe in der Hand, und wieſen damit diejenigen, welche nicht hineingehöreten, zurück. Zur linken ſtunden neun Officier, in Cabayen von rothem mit Golde geſtickten Sammet. Die Aermel waren weit, die Kragen ſpitzig, und hingen über den Rücken herab. Dieſe Officier nun führeten Spieße mit den kaiſerlichen Fahnen. In der mittelſten war eine Sonne zu ſehen, neben ſolcher war auf jedweder Seite eine mit zwo vergoldeten Händen: zwo andere beſtunden aus zween rothgefärbten Roßſchweifen. Die vier übrigen hatten vermuthlich ein geheimes Wahrzeichen; denn ſie waren verdeckt. Außerhalb des Hofes ſtunden viele Compagnien zu Pferde und zu Fuße im Gewehre; zwiſchen ſie waren viele Elephanten, mit großen Panieren vertheilet. Das Spiel wurde ſo lange, als das Verhör währete, gerühret. Als es zu Ende war: ſo gieng der Kaiſer wiederum hin, wo er hergekommen war. Die Prinzen begaben ſich theils in prächtigen Palankinen, theils auf koſtbaren Pferden hinweg. Das Pferdezeug war von Gold, und mit Edelſteinen beſetzt. Die Omrahs hatten ſich währenden Verhörs niemals niedergeſetzet, giengen auch zu Fuße aus dem Hofe, und ſetzeten ſich vor der Thüre in ihre Palankine, oder auf die Elephanten. Der Kutual, welcher bey dem Heere das Amt eines Generalgewaltigers zu vertreten ſchien, begab ſich zu Pferde hinweg. Vor ihm her trat ein Mohr und blies auf einer acht Schuh langen Trompete, von grünem Kupfer, welche eben alſo klang, wie ein Kühhirtenhorn s).

Nach dieſem Berichte, welcher mit den Erzählungen unſerer berühmteſten Reiſenden, und ihren Beſchreibungen von Indoſtan ganz gut übereinſtimmt, geräth Careri auf die Geſchichte dieſes Reiches, und auf die merkwürdige Weiſe, wie Aurengzeb ſich auf den Thron ſchwang. Allein, da er die Mogolen nur auf einer nach Surate unternommenen ſehr kurzen Reiſe, und dann voritzt im Lager zu Galgala kennen lernete: ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, er habe alles, was er von ihrer Lebensart und Landesbeſchaffenheit erwähnet, theils dem Tavernier, den er zuweilen anführet, theils andern Reiſebeſchreibungen, die jedweder ſelbſt leſen kann, abgeborget. Von weit größerm Werthe iſt dasjenige, was er als ein Augenzeuge verſichert.

Sikandar, abgeſetzter König von Viſapur.

Ich hatte, ſaget er, einen von Agra gebürtigen chriſtlichen Hauptmann gebethen, er möchte mir Gelegenheit verſchaffen, den König von Viſapur zu ſehen. Dieſer erboth ſich den 22ſten des Märzmonates, mich ins kaiſerliche Hauptquartier zu führen, da ich meiner Neubegierde ein Genüge thun könnte. Ich ſtieg alſo nebſt ihm zu Pferde. Wir warteten an dem Eingange des Hofes ſo lange, bis der König kam, und dem Mogol ſeine Aufwartung machete. Ungefähr um neun Uhr, erſchien dieſer unglückliche Fürſt, der ſich

---

s) Ebendaſ. a. d. 189 u. vorherg. S. Wir erzählen nur diejenigen Umſtände, davon andere Nachrichten,

Gemelli Careri 1695.

ſich Sikandar nennete, dem Anſehen nach, etwa dreyßig Jahre alt war, hatte eine gewöhnliche Größe, olivenfarbiges Geſicht, aber ungemein lebhafte Augen. Sein Unglück dauerte ſchon ſeit dem 1685 Jahre, da er bloß deswegen, weil er den Sevagi durch ſein Land gelaſſen hatte, um Reich und Freyheit kam, ungeachtet es in ſeinem Vermögen nicht geſtanden hatte, beſagten Durchzug zu verwehren. Eigentlich war dieſe Beſchuldigung nur eine von Zaune gebrochene Urſache. Die Mogolen hatten ſchon lange auf einen Vorwand, das Königreich Viſapur anzugreifen, gelauert, und verfuhren ſie bey dieſer Gelegenheit eben alſo, wie nachgehends mit Golkonda; ſie überzogen nämlich das Land unter einem kahlen Vorwande, mit Kriege, und machten es zu ihrem Eigenthume. Sikandar ſelbſt fiel in ihre Hände, und bekam vom Aurengzeb alle Jahre eine Million Rupien, damit er ſeinem Stande doch einigermaßen gemäß leben konnte.

Die Jahreszeit war nunmehr ſchon ſo weit verſtrichen, daß Careri in Sorge gerieth, ob er noch eine Gelegenheit, nach China zu reiſen, antreffen würde. Allein, als er im Begriffe war, den Rückweg nach Goa anzutreten: ſo konnte er weder ſeinen Dollmetſcher noch ſeinen Leibeigenen mehr zu Geſichte bekommen, ſondern ſie waren ohne die geringſte Urſache davon gelaufen. Als er ſie nicht auftreiben konnte: ſo faſſete er die Entſchließung, ſich ganz allein auf einen Weg voll Räuber und Feinde des chriſtlichen Namens zu wagen. Zwar hoffete er, noch dieſen Abend in Edoar, entweder die bardiſche Reiſegeſellſchaft, oder doch irgend einen zu Goa angeſeſſenen Portugieſen anzutreffen: allein, zu ſeinem großen Leidweſen ſchlug die Hoffnung fehl. Indem er nun auf ſeiner Rückreiſe durch einige andere Orte kam, als auf dem Hinwege: ſo verdienet ſie allerdings, daß wir ſie mit ſeinen eigenen Worten erzählen. Er reiſete von **Edoar** ab, Montages den 28ſten des Märzmonates.

Rückreiſe des Careri nach Goa.

Ich kam, ſaget er, zu Mittage in das Dorf **Rodelki**, und ſuchte, weil mich ſehr hungerte, mein Anliegen dem erſten dem beſten Heiden, der mir begegnete, durch Deuten begreiflich zu machen. Allein, der Schalk buch mir ſtatt Brodtes von Weizenmehle **Nanchin**, welches ein ſchwarzes Korn iſt, das nicht nur Schwindel im Kopfe verurſachet, ſondern über dieſes auch ſehr übel ſchmecket. Gleichwohl würgete ich, ſo lange es noch warm war, etwas davon hinab, aber ſo bald es kalt wurde, konnte ich es unmöglich zu Halſe bringen, ungeachtet ich ſeit der Abreiſe von Galgala nicht das geringſte gegeſſen hatte. Auf den Abend kam ich zu einem Götzentempel, und brachte die Nacht darinnen zu. Am Dienſtage früh, führete mein Glücksſtern die onorſche Reiſegeſellſchaft herbey, mit welcher ich bis auf den Abend fortzog. Als mich aber eine natürliche Nothwendigkeit vom Pferde zu ſteigen zwang: ſo kam mir der Zug in der Dunkelheit aus dem Geſichte, und konnte ich alles Suchens ungeachtet, nicht auf die Spur kommen. Dergeſtalt war ich nun unter freyem Himmel ganz allein, ohne Lebensmittel, ohne Obdach, und ohne Sicherheit gegen Räuber. Ich wußte mir nicht beſſer zu helfen, als daß ich mein Pferd an den erſten den beſten Baum band, und ins Gebüſche kroch. Mit anbrechendem Tage fand ich den friſchen Hufſchlag ohne Mühe, eilete der Geſellſchaft nach, kam auch wirklich nach kurzer Zeit nach **Beligon**. Allein, ſie war lange vor Sonnenaufgange wieder aufgebrochen; folglich mußte ſie ſchon wer weis wie weit fortgerücket ſeyn. **Beligon** iſt eine ſehr volkreiche Stadt, indem der Handel ungemein daſelbſt blühet, dem ungeachtet ſind die Häuſer nur von Strohe und Leimen gebauet. Aber das Schloß iſt von Werkſtücken aufgeführet, mit einem breiten Gra-

---

richten, die wir auszugsweiſe bereits beygebracht haben, nichts gedenken.

Gemelli Careri 1695.

ben voll Waſſer umgeben, und mit einer ſtarken Beſatzung verſehen. Weil ich niemanden bedeuten konnte: ſo brachte ich den ganzen Tag in großer Bekümmerniß an dieſem Orte zu. Endlich errieth ein Mohr, was ich zu ſagen nicht vermochte, und führete mich nach Chiapur, welches nur eine wälſche Meile von Beligon liegt, und wo ich eine auf dem Wege nach Bandes begriffene Reiſegeſellſchaft antraf. Die darunter befindlichen Canarinen waren portugieſiſche Unterthanen. Sie nahmen mich ſehr leutſelig auf; und weil ſie die Urſache meiner Entkräftung ſogleich merketen, ſo bewirtheten ſie mich unverzüglich mit Reiße und Hühnern, Brodt aber bekam ich nicht, weil ſie keines zu eſſen pflegen. Hierauf mußte ich unverweilet mit ihnen aufbrechen. Ungeachtet nun ein unter ihnen befindlicher junger Menſch ſich die Mühe gab, mich auf dem Pferde zu halten: ſo fiel mir dennoch dieſe Tagereiſe ungemein ſauer. Die Nacht über blieben wir in einem Walde unweit dem Dorfe Gambiot, das dem Say oder Raja gleiches Namens gehöret. Der Großmogol überläßt dieſen Herren das Eigenthum dieſer unfruchtbaren Länder ohne weitere Bedingung, als daß ſie ihm jährlich etwas dafür entrichten.

Freytages den 1ſten April kamen wir nach einer Reiſe von etlichen Stunden an das Zollhaus, woſelbſt die Wache dermaßen ungeſtüm mit uns verfuhr, daß wir ſie für Spitzbuben anſahen, denen Macht und Gewalt ungeſtraft zu plündern gegeben iſt. Des Abends hatten wir keine andere Herberge, als einen kahlen wüſten Berg, wo ich mir nicht das geringſte Labſal verſchaffen konnte. Den folgenden Tag zogen wir über einen großen ſteilen Berg, welcher zum balagatiſchen Gebirge gehöret, und reiſten den ganzen Tag in dem neueroberten Lande des Sevagi fort. Wir ſahen ſeine Leute hier und dort im Gebüſche mit dem Bauche auf der Erde liegen. Endlich kamen ſie alle zuſammen, beſichtigten die Caravane, und fragten mich, da ſie ſahen, ich ſey ein Europäer, durch allerley wunderliche Gebärden, ob ich mit Stücken oder Büchſen ſchießen könnte? Ich gab ihnen ebenfalls durch deuten zu verſtehen, die Künſte, die ich könnte, wären ihnen nicht das geringſte nütze. Sie ließen mich darauf, allem Anſehen nach aus Ehrerbiethung gegen die Regierung zu Goa, im Friede ziehen. Als wir einige wälſche Meilen weiter gereiſet waren: ſo fanden wir keine andere Lagerſtelle, als eine ungemein große Ebene, und den Rand eines Teiches, an welchem wir die Nacht mit ſehr ſchlechter Gemächlichkeit zubrachten. Sonntags, am heiligen Oſtertage erreichten wir nach etlichen Stunden das letzte Zollhaus des großen Mogols. Hier wurde ich angehalten, und mir die verächtliche Erklärung gethan, ich müſſe für meine Perſon den gewöhnlichen Pferdezoll erlegen. Doch geſchah mir weiter kein Leid, weil die Canarinen ſagten, man würde ſich in einem ſolchen Falle zu Goa, welches nicht weit von dieſem Zollhauſe liegt, meiner annehmen.

Von hier hatte ich nicht weit nach Tivi; und von dieſem Orte kam ich nach der Feſtung St. Michel, endlich aber, als ich über den Canal geſetzet hatte, glücklich nach Goa. Es war auch hohe Zeit, indem ich ſchon beſorgete, ich würde unterwegens liegen bleiben müſſen. Meine guten Freunde verwieſen es mir, daß ich ihrem guten Rathe nicht gefolgt hatte, worauf ich mit Seufzen über meinen Unverſtand zur Antwort gab: Heu! patior telis vulnera facta meis t).

Nachdem Careri ſeiner Geſundheit gepfleget hatte: ſo trat er auf das Schiff, der Roſenkranz genannt, das unter dem Hauptmanne **Jerome Vaſconcellos**, nach China ſegelfertig

---

t) A. d. 319 und vorhergeh. S.

Gemelli Careri 1695.

gelfertig lag. Er bemerket hiebey, wie angeſehen die Jeſuiten in Indien wären. Denn als einige von ihnen, in der Abſicht eben dieſe Reiſe zu verrichten, ſich eingeſchiffet hatten: ſo legete der Unterkönig einen Beſuch bey ihnen ab u).

Dieſe Fahrt verſchaffte dem Careri den Anblick einer großen Anzahl Küſten, davon er weiter nichts, als die Namen wußte, gleichwohl aber weitläuftige Nachrichten, die aus ſeinem eigenen Reichthume unmöglich herrühren können, davon beybringt. Wir ſind alſo berechtiget, dasjenige, was er anderswo erborget haben mag, mit Stillſchweigen zu übergehen. Gleichwohl nehmen wir hiervon doch die Beſchreibung der Inſel **Borneo** aus, weil beſagtes Eyland ſo wenig bekannt iſt, daß man Urſache hat, alles, was dieſelbige betrifft, ſorgfältig zu ſammeln. Der Pater **Anton Vintimiglia**, ein Theatiner von Palermo, und der erſte, welcher das Licht des Evangelii mitten in dieſem großen Lande anzündete, hatte dem Könige von Portugall ſeine Unternehmung in einem Schreiben eröffnet, und zugleich um Gehülfen zu dieſer wichtigen Arbeit gebethen. Careri war ſo glücklich, daß ihm die Urſchrift in die Hände kam. Sie iſt mit Ausnahme des Auszuges, den er davon giebt, ſonſt nie ans Licht getreten, und er ſeines Ortes zweifelt nicht daran, es würden die Nachrichten dieſes tugendhaften Mannes eben ſo erbaulich, als leſenswürdig ſeyn.

Nachricht des Pater Vintimiglia von der Inſel Borneo.

Die Kaufleute von Macao beſuchten den Hafen zu **Banjar-Maſſin** auf der Inſel Borneo ſchon ſeit langer Zeit, als der König des daſigen Bezirkes dem Hauptmanne **Manuel de Aranjo Garces** zu verſtehen gab: er ſähe es gern, wenn die Portugieſen ein Kaufhaus in ſeinem Hafen anlegeten, und wollte er nicht nur allen Vorſchub dazu leiſten, ſondern auch zu Ausübung des chriſtlichen Gottesdienſtes eine Kirche aufbauen. Nun machte zwar die Regierung zu Macao von dieſem Anerbiethen wenig Weſens, weil ſie aus langwieriger Erfahrung nur allzugut wußte, daß man dem Wankelmuthe der Muhammedaner wenig trauen durfte: doch hielt es der daſige Statthalter **Andre Coelho** für ſeine Schuldigkeit, dem Unterkönige von Indien, **Don Rodrigo d'Acoſta**, Bericht davon zu erſtatten. Weil man nun zu Goa die Sache mit ganz anderen Augen anſah: ſo ertheilete **Don Rodrigo** ohne Verzug die nöthigen Befehle zu Errichtung des verlangeten Kaufhauſes auf Borneo. Die Ausführung dieſes ſchönen Unternehmens wurde einem reichen Kaufmanne von Macao, welcher eben damals zu Goa anweſend war, Namens **Joſeph Peinheiro**, aufgetragen, und der Pater **Vintimiglia**, ein Theatiner in beſagter Stadt, übernahm die Beſorgung der geiſtlichen Geſchäffte. Den 2ten des Hornungs im Jahre 1688 kamen ſie nach Banjar-Maſſin. Kurz vorher war unter dem erdichteten Vorwande einiger vorgefallener Schlägereyen, davon die Muhammedaner ſelbſt die Urheber waren, ein ſchreckliches Gemetzel auf einigen ſiamſchen und portugieſiſchen Schiffen vorgefallen. Doch der Eifer des Miſſionarii ließ ſich durch dieſe Nachricht keinesweges abſchrecken. Denn ungeachtet ihm die damaligen Umſtände zu Errichtung eines Waarenlagers nicht ſonderlich bequem zu ſeyn ſchienen: ſo wendete er doch die ganze Zeit, welche die Handelsleute ſeines Schiffes zu ihrem Pfefferkrame nöthig hatten, dazu an, daß er durch freundliches Bezeugen und kleine Geſchenke die Gunſt der **Beajous**, das iſt, der von ihm alſo genannten Heiden in daſiger Stadt gewinnen möchte. Doch die Muhammedaner ärgerten ſich über dieſe Vertraulichkeit dermaßen, daß ſie, um eines Ausländers deſto geſchwinder los zu werden, dem ſie wenig Gutes zutraueten, mit Ungeſtüme auf die Abreiſe des

---

u) A. d. 330 S.

Gemelli Careri 1695.

Schiffes drangen. Hier nun muß man freylich annehmen, der König, auf deſſen Schutz die Portugieſen Rechnung gemacht hatten, ſey entweder ſchon todt, oder ſonſt außer Stande geweſen, ſein gegebenes Verſprechen zu halten. Ungeachtet dieſer verdrießlichen Umſtände, wollte dennoch der Pater **Vintimiglia** durchaus haben, man ſolle ſich weiter um ihn nicht bekümmern, ſondern ihn an irgend einem unbewohnten Orte der Inſel zurück laſſen, weil er daſelbſt mit den Beajous, die ihn lieb gewonnen hatten, einen heimlichen Umgang zu pflegen verhoffte. Doch der Hauptmann, und ſämmtliche auf dem Schiffe befindliche Portugieſen, ſtelleten ihm die unzähligen Beyſpiele von der Muhammedaner Treuloſigkeit vor Augen, und nöthigten ihn, unter dem Verſprechen, ſie wollten ihn das künftige Jahr wiederum hieher bringen, gleichſam mit Gewalt, zur Abreiſe x).

Sie kehreten nach Macao zurück, und der fromme Miſſionarius, welcher ſein Herz zu Banjar-Maſſin gelaſſen hatte, beſchäfftigte ſich die ganze Zeit über ſonſt mit nichts, als mit Anſchlägen, wie er ſich einen Weg in das Land, dahin ſein Eifer ihn unabläßig trieb, eröffnen möchte. Endlich dünkete es ihm, das ſicherſte zu ſeyn, wenn er einige Leibeigene Beajous, die von den Mohren an einige Portugieſen verkauft worden waren, loskaufte, ihnen die Freyheit ſchenkete, und ſie durch dieſe Wohlthat zu ſeinen Anhängern machte. Mit dieſer Geſellſchaft nun gieng er, als die günſtige Jahreszeit einfiel, unter Segel. Der Himmel, welcher ſeine Anſchläge begünſtigte, ſchickte es, daß bey ſeiner Ankunft auf der Inſel, die Beajous mit den Mohren Krieg führeten. Dieſer Umſtand brachte ihn auf den Einfall, daß er eine Barke miethete, und ohne ſich an den Hafen Banjar-Maſſin, wo die muhammedaniſche Religion herrſchete, zu kehren, den Fluß aufwärts fuhr. Er nahm ſonſt niemand mit ſich, als die losgekauften Beajous, mit denen er unterwegens verabredete, was zu Ausführung ſeines Vorhabens dienlich war. Dieſe ſeine Geleitsleute lockten in kurzer Zeit eine Menge Beajous herbey; ſie beſuchten ihn in ſeiner Barke; ja, ihre Fürſten ſelbſt, welche ihren Sitz tief im Lande hatten, waren begierig, ihn zu ſehen. Die beyden vornehmſten führeten die Titel **Damon** und **Tomangum**. Der Befehlshaber des portugieſiſchen Schiffes, **Don Louis Coetinho**, trug kein Bedenken, ſich nebſt dem Pater in die Hände dieſer heidniſchen Fürſten zu liefern. Sie fuhren den Fluß mit einander aufwärts bis in die Mitte der Inſel. **Don Louis** verweilete vierzig Tage daſelbſt, und ſah den Fortgang des Evangelii mit eigenen Augen an. Nach ſeiner Abreiſe widmete der Pater Vintimiglia dieſer neuerrichteten Kirche ſeine ganze Lebenszeit, und taufte innerhalb einem halben Jahre tauſend und achthundert Beajous. Ja, Don Louis fand das folgende Jahr die Kinder dermaßen wohl unterrichtet, als ob ſie mitten in einem chriſtlichen Lande gebohren und erzogen wären.

Beſchreibung des Pater Vintimiglia von Borneo.

Die Inſel Borneo wird, zu Folge der Beſchreibung, welche der Pater Vintimiglia dem Könige von Portugall davon gab, in ihrer Mitte von der Linie durchſchnitten und hat wenigſtens tauſend fünfhundert und funfzig Meilen im Umkreiſe y). An der Küſte iſt ſie bloß von Mohren bewohnt, und in verſchiedene Königreiche vertheilet. Allein, das inwendige Land haben die alten Einwohner noch immer im Beſitze. Ungeachtet nun der Weg nach Indien ſchon ſeit zweyhundert Jahren bekannt war: ſo war doch die Predigt des Evangelii noch nie bis zu dieſem Volke gekommen, weil man es für allzudumm, und für unfähig hielt, Gründe einzuſehen oder einer Vorſtellung Platz zu geben.

Die

---

x) A. d. 337 S.

y) Sind wälſche Meilen.

Gemelli Careri 1695.

Die mächtigſten Könige unter den Mohren ſind die zu **Buyer**, oder **Banjar-Maſſin**, und **Succadana**. Die Beajous ſtehen eigentlich gar unter keinem Könige, ſondern nur unter kleinen Fürſten oder Oberhäuptern. Doch zahlen die zunächſt an dem Königreiche Banjar liegenden, demſelbigen Könige jährlich ein gewiſſes. Die Inſel hat viele, wiewohl den Europäern ſchlecht bekannte, viel weniger von ihnen beſuchte Häfen. Der zu Banjar-Maſſin war der einzige, dahin die Portugieſen um des Specereyhandels willen, ihre Schiffe ordentlich abſchickten. Er wird von einem drey wälſche Meilen breiten Fluſſe gebildet, und findet man an der Mündung deſſelbigen vierzehn Faden Tiefe. Schiffet man dieſen Fluß vier Tage lang aufwärts: ſo findet man drey kleine Inſeln, darunter die größte eine Länge von zwo Meilen hat. Die Portugieſen bemüheten ſich ſchon ſeit langer Zeit um die Erlaubniß, ein Waarenhaus auf ſelbiger zu erbauen. Zwar erhielten ſie, eben zu der Zeit, als der Pater Vintimiglia ſeinen Eifer bey den Beajous ausließ, dieſe Erlaubniß in der That: allein, es nahmen ihre Veranſtaltungen ein betrübtes Ende. Man hatte nämlich alle Bedingungen, welche der König von Banjar vorſchrieb, eingehen müſſen: die vornehmſte darunter war, es ſollten die Kaufleute von Macao beſtändig einen Satz von vierzigtauſend Piaſters am Werthe daſelbſt ſtehen laſſen. Als nun eines Tages vier portugieſiſche Schiffe ankamen: ſo fanden ſich die Mohren unter dem gewöhnlichen Vorwande der Handlung in großer Anzahl darauf ein. Man war ihrentwegen allzuſicher; unterdeſſen da man mit ihnen als mit Freunden umgieng, kamen ſie bewaffnet auf drey von den vier Schiffen, und verübeten mit ihren vergifteten Dolchen, ein ſchreckliches Würgen unter den Officiern und Matroſen. Kaum konnten einige entwiſchen, und das vierte Schiff warnen. Der Befehlshaber deſſelbigen, **Manuel Araujo de Garces**, kam den Böſewichtern, die ihm eben alſo mitzuſpielen gedachten, zuvor, hieb die hitzigſten, die er unvorſichtiger Weiſe ſchon an Bord hatte kommen laſſen, nieder, ſchaffte ſich die übrigen mit dem groben Geſchütze vom Halſe, und ergriff den Rückweg nach Macao. Allein, er konnte weder das Waarenlager von der Plünderung, noch den daſigen Oberkaufmann und ſeine Nachgeordnete vom Tode erretten, ſondern ſie wurden jämmerlich erwürget. Dieſes Trauerſpiel vertrieb den Portugieſen die Luſt zur Handlung nach Borneo auf immer.

Hafen Banjar-Maſſin.

Fünf und dreyßig Jahre zuvor, war es den Holländern in eben dieſem Hafen nicht beſſer gegangen. Sie hatten ſich um des Pfefferhandels willen daſelbſt niedergelaſſen. Allein, die Mohren ſchoſſen den Oberkaufmann mit einem vergifteten Bolzen, aus einem Blasrohre, damit ſie ungemein genau zu treffen wiſſen, tod. Als nun ſein Nachfolger dieſe Bosheit beſtraft wiſſen wollte, ſo gab man ihm zur Antwort, der Mörder habe ſich nebſt ſeiner ganzen Freundſchaft in ein Landhaus gerettet, man wollte ihn aber gern ausliefern, wenn nur die Holländer das ihrige zu Bezwingung dieſes aufrühriſchen Geſchlechtes gleichfalls beytragen wollten. Die Rachbegierde lockte ihn in die Falle; er gieng mit dieſen Böſewichtern, wohin ſie ihn führeten. Sie lieferten ihn nicht nur in ſeiner Feinde Gewalt, ſondern halfen auch ſelbſt, ihm und allen zum Waarenlager gehörigen Holländern die Gurgel abſchneiden. Zwey Schiffe von dieſer Nation, welche damals auf dem Fluſſe lagen, retteten ſich mit der Flucht z).

---

z) Man hatte den Holländern lange vorher erlaubt, ſich zu **Succadana**, einem andern auf dieſer Inſel befindlichen Hafen, niederzulaſſen. In dem IV Theile der Sammlung ihrer Reiſen a. d. 180 Seite

Was Borneo hervorbringt.

Das Schreiben des Pater Vintimiglia an den König, enthielte über dieſes auch eine Nachricht von der Beſchaffenheit des Landes, und der Gemüthsart der Einwohner. Alle und jede Gegenden der Inſel Borneo ſind ungemein fruchtbar an Reiß, den man für den beſten in ganz Indien hält. Andere Früchte ſind nicht weniger im Ueberfluſſe vorhanden. Caßia und Wachs ſind daſelbſt eben ſo gemein, als weißer und ſchwarzer Pfeffer, den die Inſeleinwohner Vatian nennen, und der in Arzeneyen ungemeine Dienſte erzeigen ſolle. Auch liefert ſie viel Lack, und andere vortreffliche Farben; Gewürzkräuter, Wurzeln von ſchwarzem Holze, abſonderlich aber, Adler- und Sandelholz. Nebſt dem giebt es erſtaunlich große Wälder, welche aus allerley zum Schiffbaue dienlichen Bäumen beſtehen, über dieſes auch Pech und Harz in großer Menge liefern.

Um die Erze bekümmern ſich zwar die Einwohner, weil ſie das Schmelzen nicht verſtehen, ſehr wenig. Doch ſammeln ſie den Goldſtaub, der in einigen Flüſſen angetroffen wird. Auch haben ſie eine Menge ſolcher Vogelneſter, daraus man in China und in anderen Orten des Morgenlandes ungemein köſtliche Leckerbiſſen machet, und ſie zu Vermehrung der Zeugungskraft für bequem hält. Die Weiſe, ſie zu ſuchen, beſteht darinnen, daß man in einem Schiffchen an den Felſen, wo die Vögel niſten, vorbeyfährt, und die Neſter mit einer langen Stange ſo geſchickt herabſtößt, daß ſie ins Fahrzeug fallen. Die wollüſtigen Indianer kaufen in nur gemeldeter Abſicht auch die Floſſen oder Hayen, und bezahlen ſie ſehr theuer, eſſen aber nur die dünnen Sehnen, damit ſie durchflochten ſind.

Sonderbare Thiere.

An Mannigfaltigkeit und Schönheit der Vögel hat Borneo einen Vorzug über alle andere Inſeln. Unter den vierfüßigen Thieren hat ſie einige von ganz ſonderbarer Geſtalt aufzuweiſen. Eines davon gleicht dem Menſchen nicht nur an Leibesgeſtalt, ſondern auch in Abſicht auf allerley äußerliche Handlungen, abſonderlich ſolche, die von Affecten herrühren. Die Landeseinwohner nennen dieſes Thier Orang-Outang, die Portugieſen aber geben ihm eben den Namen als den alten Landeseinwohnern ſelbſt, nämlich Beajou, weil ſie

---

180 Seite lieſt man, daß ſie ſchon im Jahre 1609 von dieſem Hafen aus, ein Waarenlager zu Banjar-Maſſin anzurichten bemühet waren. Ja, es geben ihre damaligen Anſchläge einiges Licht von der Beſchaffenheit dieſer ziemlich unbekannten Gegenden. Denn der Verfaſſer nur angeführter Nachricht ſaget: Der Befehlshaber zu Landa, Quiai Arca, lehrete mich den Lauf des Stromes kennen, und zeigte mir, wie weit er aufwärts zu befahren ſey. Ferner ſagte er mir, man könne bis nach Teie, welches am Laweflusſe liegt, gehen, daſelbſt finde man noch einen anderen wiewohl kleinen Fluß, welcher ſeinen Lauf nach Landa nehme. Meines Erachtens könnte man durch einige Geſchenke die Succadaner dahin vermögen, daß ſie uns nach Teie zu gehen erlaubeten. Nurgedachter Quiai Arca, erwähnte gegen mich eines gewiſſen nordlich von Sambas gelegenen und unter die Herrſchaft des Königes von Borneo gehörigen Ortes, Sabong genannt; von ſolchen könne man, wie er ferner ſagte, in einem einzigen Tage und zu Lande, entweder nach Landa, oder nach Manpana, welches ſüdlich unter Sambas liegt, kommen. In der Gegend um Sambas giebt es viel, wiewohl nicht ſonderlich feines Gold, imgleichen Bezoarſteine, die man aber zur Prüfung ins Waſſer werfen muß, indem viel Betrug bey dieſem Handel vorgeht. Die Piaſter werden da ſehr geſuchet. Bey Sambas iſt ein Fluß, von welchem, wie man ſaget, ein Arm ſich in den Landafluß ergießt. Sowohl der Reiß, als die Schweine ſind zu Sambas wohlfeiler, als zu Succadana. Könnten wir uns zu Sambas ſetzen, ſo dürſten wir wenig nach Banjar-Maſſin fragen, weil die Chineſen alle Jahre einmal

Gemelli Careri 1695.

Affen Bezoar.

ſie die letztern für nicht viel vernünftiger halten *a*). Es giebt auf Borneo rothe Affengattungen, imgleichen ſchwarz und weiß gefleckte, die man Oncas nennet, und für die ſchönſten achtet. Sie haben einen ſchwarzen Strich, der auf dem Wirbel anfängt, bis ans Knie hinabgeht, und ihnen ein ſchönes Halsband machet. Von dieſen Affen bekömmt man die allerbeſten Bezoarſteine. Die Jäger befleißigen ſich, ſie mit dem Pfeile alſo zu treffen, daß ſie nicht auf der Stelle ſterben. In der Zeit nun, da ſie der Wunde wegen ſiech und krank ſind, wächſt der Stein in ihrem Eingeweide. Nach einiger Zeit ſchießt man ſie todt und nimmt den Stein heraus *b*). Noch giebt es auf dieſer Inſel eine andere ſeltſame Thiergattung, mit einem Bieber ähnlichen Balge.

Gottesdienſt der Beajous.

Der Gottesdienſt und die Lebensart der Beajous iſt zwar voll Aberglauben. Gleichwohl bethen ſie keine Götzen an, ſondern ſie bringen einem einzigen Gotte, welcher das Gute belohnet und das Böſe beſtrafet, Opfer von wohlriechendem Holze. Sie glauben ein künftiges Leben, weil ſie wiſſen, es gebe für die Frommen ein Paradies, und für die Böſen eine Hölle. Keiner heirathet mehr, als eine einzige Frau, wiewohl mehr aus einer hergebrachten Gewohnheit, als vermöge eines ausdrücklichen Geſetzes. Die Untreue im Eheſtande halten ſie für ein höchſt ſchweres Verbrechen, beſtrafen ſie auch, ohne bey Mannsperſonen eine Ausnahme zu machen, mit dem Tode. Um dieſer Urſache willen führen ſich beyderley Geſchlechte ungemein ehrbar auf, abſonderlich die Mägdchen, welche ihre Männer nicht eher als am Hochzeittage zu Geſichte bekommen.

Betrug und Diebſtahl iſt den Beajous höchſt verhaßt. Gegen Wohlthaten ſind ſie ſehr erkenntlich. Sie leben in ſchönſter Einigkeit unter einander, hat einer von ſeinem Felde ſo viel eingeerndtet, als er für ſeine Haushaltung bedarf: ſo überläßt er das übrige ſeinem Nachbar. Ihre Ergetzungen haben etwas edles an ſich. Sie ſuchen ſich hauptſächlich im Jagen hervor zu thun, und bey ſolcher Gelegenheit einige ſpitzige Hörner zu erobern, denen ſie hernach einen ſchönen Glanz geben, und ſie am Gürtel tragen. Die Bauern machen Leinwand von einer gewiſſen Baumrinde, welche durch Beklopfen und Abſchwemmen,

---

einmal mit einem Pelo dahin kommen, und ſchon alles verdorben haben. Denn ſie holen alles ab, was da iſt, und liefern meiſt alles, was man daſelbſt nöthig hat, indem ſie wohlfeiler geben, als uns zu thun möglich fällt. . . Geräth uns der Anſchlag mit dem Handelsſitze zu Sambas, ſo möchte wohl zu Erkaufung großer Partien Diamanten nicht Gold genug vorhanden ſeyn. Hingegen kann man, wie ich gehöret habe, von Sey und Calantan Goldſtaub bekommen. Der König zu Sambas ſuchet, um den Diamanthandel an ſich zu ziehen, auf alle Weiſe ein gutes Verſtändniß mit den Einwohnern zu Landa aufzurichten. Die Landſchaften **Calca**, Scribas und **Melanauge**, haben Gold, Perlen und Bezoar in Menge, und bin ich um dieſer Urſache willen geſonnen, eine Reiſe dahin zu thun. Denn der Diamanthandel, in welchem unſere Hauptabſicht beſteht, erfordert Gold. . . Zur Reiſe nach Landa iſt kein bequemerer Fluß, als **Moiralanda**, auf welchem die Junken dahin gehen. Zwar hat er an der Mündung zur Ebbezeit nicht über zween Schuhe Waſſer. Hingegen iſt er weiter oben ſechs bis ſieben Schuhe tief, behält auch dieſe Tiefe bis nach Landa, wenigſtens fehlen doch nicht über acht Meilen daran, und ſodann vollendet man die Reiſe auf Pirogen. Der Fluß Manpana iſt eng, ſeicht, und wegen der Wilden gefährlich zu befahren. Der Sambasfluß iſt tiefer. A. d. 193 und vorhergeh. S.

a) Careri ſah einen, der vor Fette nicht gehen konnte, ſondern auf dem Hindern forthutſchen mußte. So oft er die Stelle veränderte, nahm er ſeine Matte mit ſich, darauf er ſchlief. A. d. 394 S.

b) A. d. 395 S.

Gemelli Careri 1695.

men, eben ſo weich wird, als Baumwolle. Weil aber dieſe Bäume bloß in dem Bezirke der Muhammedaner wachſen: ſo ſtehen ſie beym Abholen der Rinde in Gefahr, den grauſamen Mohren in die Hände zu fallen. Einige gehen, nur den Gürtel ausgenommen, übrigens ganz nackend. Andere tragen ein kurzes Wammes von nur erwähntem und auf allerley Weiſe gefärbtem Zeuge. Gegen die Sonne und den Regen ſetzen ſie einen Hut von Palmblättern auf. Die Ränder hängen herab, ſonſt gleicht er an Geſtalt einem Zuckerhute. Ihr Gewehr beſteht in gewiſſen den mohriſchen Cangiaren nicht unähnlichen Dolchen, und in acht Schuh langen Blasröhren, daraus ſie kleine Bolzen mit einer eiſernen und nicht ſelten vergifteten Spitze ſchießen. Doch gegen die Vögel gebrauchen ſie nur Leimkugeln. Ueberhaupt ſind die Beajous braun, wohl gewachſen, und von Natur ſtark.

An der Seeküſte wohnen die Mohren, und ſuchen die Beajous in einer beſtändigen Unterdrückung zu erhalten. Dieſe nun ſind leichtſinnige, ſtolze, treuloſe und überhaupt zum Stehlen geneigte Leute. Nebſt dem ſonſt gewöhnlichen Gewehre der Indianer haben ſie auch einige Feuerröhre, gebrauchen ſie aber bloß auf der See. Der größte Theil unter ihnen bedecket ſonſt nichts, als die Mitte des Leibes. Die Vornehmen binden ein Schürzchen um den Leib, und ein Schnupftuch um den Kopf. Regnet es, ſo tragen ſie gleichfalls Laubhüte. Ihre Wohnplätze liegen meiſtentheils an Flüſſen, und beſtehen gleich der Beajous ihren nur aus hölzernen Häuſern, die man zur Sicherheit gegen die Ueberſchwemmungen auf fünf Pfähle bauet. Die allerärmeſten nehmen ihren Aufenthalt im Fluſſe ſelbſt, und zwar in Nachen, welche eben nicht ſehr groß ſeyn dürfen, wenn ſie das Hausgeräthe nebſt dem übrigen Reichthume ihrer Bewohner faſſen ſollen. Der König von Banjar-Maſſin ſelbſt behalf ſich in einer elenden Hütte, die weit von der See auf einer Ebene ſtund, es iſt auch ſeine Macht, ſeitdem ſich viele Zweige des königlichen Hauſes darein getheilet haben, überhaupt ſehr mäßig c).

Tod des Pater Vintimiglia.

Zum Beſchluſſe bath der Pater Vintimiglia den König von Portugall nicht nur um friſche Mannſchaft von Heidenbekehrern, ſondern auch um Erlaubniß, einige Fürſten der Beajous mit dem Titel Don zu beehren, damit die Begierde nach Ehre, als welche ihnen ungemein am Herzen liege, ſie zu Beförderung des Chriſtenthumes anreizen möchte. Allein, eben damals nahete das Ende ſeiner Bemühungen herbey. Man erfuhr zu Goa, er ſey im Jahre 1691 geſtorben; bald darauf wurde dieſe Nachricht durch den Anblick ſeines Kirchengeräthes, und ſeiner Bücher beſtätiget; denn die Beajous ſchickten ſolche an die zu Banjar-Maſſin anweſenden Europäer zurück d).

Der

---

c) A. d. 398 und vorhergeh. S.

d) A. d. 401 S.

Der III Abſchnitt.

Ankunft des Careri in China und ſeine Reiſen in dieſem Lande.

Guter Rath des Careri für die nach China Reiſenden. Seine Reiſe nach Pekin von Nankin. Oerter ſeiner Reiſe. Wie ihn die Jeſuiten in Pekin empfangen. Der Pater Grimaldi führet ihn nach Hofe. Er kömmt vor den Kaiſer. Zuſtand der Jeſuiten in China. Ihr beſchwerliches Leben. Ihr Eifer. Careris Urtheil von den Miſſionen in China. Lob des Pater Grimaldi. Er giebt dem Careri einen Reiſepaß. Deſſen Rückkehr nach Nankinfu. Jeſuiten daſelbſt. Jeſuiten zu Cancheofu. Chineſiſch Baumöl. Pracht einer chineſiſchen Frau vom Stande. Größe und Reichthum der Stadt Fachian. Careris Beobachtungen zu Canton. Zuſtand des Caſtells zu Macao. Erſtaunliches Abentheuer. Wie ſchwer es falle, von Canton wegzukommen. Weg von Canton nach den Philippinen. Careri kömmt nach Manilla. Er reiſet von den Philippinen nach Mexico. Verſchiedene Inſeln unterwegens. Gefahr bey dem Embocadero. Seltſame Abweichung der Nadel. Fiſche Cacheteras. Erzählungen von Salomons Inſeln. Ehemalige Gefahr bey dieſer Reiſe. Wie es Careri ergieng. Solches wird mit der Noth entſchuldiget. Wahrzeichengericht. Fiſch Lobillo. Seltſame Seepflanze. Catharineninſel. Inſel Caniſas. Nachricht von dem Lucasvorgebirge. Beſchluß der Reiſe. Wie viel Meilen ſolche betragen.

Guter Rath Careri für die nach China reiſenden.

Weil die Nachrichten des Careri von Siam, Camboja, Cochinchina und Tunquin nichts in ſich halten, was er mit eigenen Augen hätte ſehen können: ſo hat er ſie, wie nicht anders zu vermuthen, aus älteren Reiſebeſchreibungen entlehnet. Ja, er ſcheint es ſelbſt zu geſtehen, und dem Leſer, indem er ihn mit ſich in das weitläuftige chineſiſche Reich führet, Erzählungen von ganz anderer Beſchaffenheit zu verſprechen. Sein Schiff kam den 4ten Auguſt in dem Hafen zu Macao vor Anker. Doch, ehe er ſeine Wahrnehmungen erzählet, unterrichtet er einen Reiſenden, der in China wohl aufgenommen werden will, was für Waaren er mit ſich dahin bringen ſolle. „Man muß, ſaget er, nichts mitnehmen, als geſchliffene Gläſer, zum Beyſpiele Brillen und Ferngläſer, imgleichen Sackuhren, und abſonderlich Kupferſtiche, ſie mögen übrigens ausgemalet oder ſchwarz ſeyn; „denn dieſe ſind bey den Chineſen in großer Achtung, weil ſie nicht begreifen, auf was „für Weiſe man dergleichen Licht- und Schatten aufs Papier bringen, und kleine Sachen „dermaßen genau vorſtellen könne. Andere Waaren muß man in dieſes Land, das an keinem Dinge Mangel hat, nicht bringen. Wer die chineſiſchen Landeswaaren, als zum „Beyſpiele unverarbeitete Seide, oder ſeidene Zeuge vortheilhaft einkaufen will, der „muß mit Piaſtern verſehen ſeyn. Es giebt da um einen ſehr billigen Preis allerley mit „Golde geblühmte Brocade. Allein, die Bluhmen werden nicht, wie in Europa mit „Seide eingewirket, ſondern ſie beſtehen aus ungemein zart geſchnittenem vergoldeten Papiere, und verurſachen der ungemein künſtlichen Arbeit wegen, jedweden, der ſie zum erſtenmale ſieht, ein wahres Erſtaunen. Noch iſt mit einer gewiſſen Schminke, die insgemein Blanc d'Eſpagne heißt und aus Borneo kömmt, großer Gewinn zu machen. „Sie wird bis nach Japon verführet, und von dem daſigen Frauenzimmer ungemein „theuer bezahlt, indem es ſich bis an die Waden damit beſalbet. An Goldſtangen, die in „China fein gemacht worden, gewinnet man in Spanien vierzig vom Hundert. Es haben „dieſe Stangen nicht einerley Preis. Die kleineſten gelten dreyhundert, die größten tauſend Thaler. Eben ſo wenig muß man die Handlung mit anderen Metallen, das iſt, „mit Kupfer, Tutaneg und Calin verabſäumen. Letzteres hat die Reinigkeit des Silbers,

Gemelli Careri 1695.

„und einen Glanz, wie fein Zinn. In Europa hat man es zuweilen für Silber angeſehen. „In Indien vermünzen es die Portugieſen, ſie machen auch Küchengeſchirr, Armbänder, „Ringe und andern Schmuck daraus. Wer Queckſilber aus China nach Neuſpanien bringt, „der gewinnt drey gegen eins, weil es daſelbſt zum Feinmachen des Goldes und Silbers „ſchlechterdings nöthig fällt. Auch iſt am Muſcus, am Zibethe, und feinem Zucker etwas ſchönes zu gewinnen. Das Porcellan, es ſey von welcher Gattung es wolle, imgleichen die Windfächer, Käſtchen, Schreibtiſche und alle lackirte Arbeit überhaupt, bringen in Europa überall einen ſichern Vortheil. Es giebt dergleichen Arbeit, die mit Helfenbeine und koſtbaren Steinen, ja zuweilen gar mit goldenen Nägeln ausgezieret iſt. „Doch wird ſie in Japan noch künſtlicher verfertiget„ e).

Anmerkung über Careri Charakter.

Unſere Abſicht leidet es nicht, eine bereits erſchöpfte Materie zum zweytenmale abzuhandeln, noch des Careri Gedanken f) von der Einrichtung des chineſiſchen Reiches, und von allerley andern Beobachtungen, die er mit einer großen Menge Reiſenden gemein hat, anzuführen. Da man aber ſeiner Aufrichtigkeit ihr gehöriges Lob allemal ſprechen muß: ſo oft man Gelegenheit hat, ſeine Erzählungen gegen andere glaubwürdige und an ihrem Orte von uns angeführte Berichte zu halten: ſo verdienet er wegen ſolcher Umſtände, die man ſonſt nirgendwo, als bey ihm allein findet, ſondern bloß auf ſein Wort glauben muß, allerdings ein gutes Zutrauen. Hieher gehören unter andern ſeine zu Lande unternommenen Reiſen von Nankin nach Pekin, und von Pekin nach Nankianfu: es ſind ſelbige um ſo viel merkwürdiger, weil alle übrige Reiſende die nur erwähnten Orte jederzeit zu Waſſer beſuchten, folglich der Weg, welchen er dahin wählete, ſeiner Seltenheit wegen einen Vorzug hat. Wir melden alſo von ſeinem Aufenthalte zu Canton nur ſo viel, „daß eben damals die berufene und an einem andern Orte g) von uns beſchriebene Zwiſtigkeit unter „den daſigen Mißionarien herrſchete, und daß man ihn anfänglich für einen Kundſchafter „des römiſchen Hofes anſah. Die Reiſe nach Nankin trat er in dem Poſtſchiffe an, das der Unterkönig zu Canton alle drey Tage nach Hofe abſchicket, und dem Kaiſer von allem, was in ſeiner Landſchaft vorgeht, Bericht erſtattet. „Aber eben deswegen, ſaget er, weil „ich nach Hofe gehen wollte: ſo warfen die Mißionarien deſto größern Verdacht auf mich, „und hielten es für ausgemacht, der Pabſt habe mich zu Erkundigung ihrer Streitigkeiten „abgeſchickt. Ich meines Ortes glaube, es habe dieſe Einbildung viel dazu beygetragen, „daß ſie meine Reiſe nicht zu hindern begehreten; denn die portugieſiſchen Mönche wollten keinem Europäer erlauben, ohne ihre Einwilligung nach Hofe zu reiſen. Zum Wegweiſer gaben ſie mir einen ziemlich bejahrten chineſiſchen Chriſten mit, dem ich für ſeine „Dienſte monatlich ein Tael bezahlete h).

Er wird für einen Kundſchafter des Pabſtes gehalten.

Seine Reiſe nach Pekin von Nankin.

Wir müſſen alſo mit Careri nach Nankin reiſen, und ſehen, wie er an dieſem Orte die Entſchließung ergreift, den Weg nach Pekin bis auf eine halbe Tagreiſe von beſagter Stadt zu Lande zu nehmen. Zwar iſt die Reiſe zu Lande beſchwerlicher, als die zu Waſſer: allein,

---

e) Careri IV Theil, a. d. 5 S.

f) Er iſt in der Beſchreibung dieſes Reiches zum öftern angeführet worden.

g) Man ſehe die Nachrichten des Mazzabarba im VII Theile gegenwärtiger Sammlung.

h) Careri IV Theil, a. d. 43 S. Er zog chineſiſche Kleider an. Um ſeiner Abſicht ein Genüge zu thun, wollen wir einige Mißionarien, gegen welche er ein dankbares Angedenken hegete, hier anführen, der Pater Superior bey den Jeſuiten, Turcotti empfing ihn ſehr höflich. Dieſer wackere Mann, ſaget Careri, war aus Meyland gebürtig, und reiſete auf des ſpaniſchen Hofes Koſten von Mexico nach Manilla. Von da wurde er

Gemelli Careri 1695.

allein, weil man bey der letztern einen gewaltigen Umſchweif nehmen muß: ſo wollte Careri lieber dem Beyſpiele der Einwohner zu Nankin folgen, und die erſtere wählen. Er durfte nur über den Fluß **Kian**, dem er zwo wälſche Meilen zur Breite giebt, ſetzen: ſo war er in **Pukeu**, einer am linken Ufer deſſelbigen gelegenen Stadt, da er um einen billigen Preis, Pferde für ſich miethen ließ. Die Mauer beſagter Stadt hat zehn wälſche Meilen im Umkreiſe, ſchließt aber einige Hügel, Berge und unbewohnte Plätze mit ein. Die Stadt hat wenig Häuſer, weil die Leute lieber in den Vorſtädten wohnen, welche denn ungemein volkreich und groß ſind.

Oerter ſeiner Reiſe.

Careri machte ſich alſo Sonntags den 15ten des Weinmonates in Begleitung eines chineſiſchen Chriſten auf den Weg. Es hatte ſelbiger in Hoffnung, die Mandarinenwürde zu erhalten, die gelehrten Ehrentitel angenommen; nur fehlete es ihm an Gelde, ohne welches man in China keine Aemter vergiebt. Sie reiſeten den ganzen Tag durch eine ſtarkbewohnte Gegend, obgleich die Wohnplätze nicht groß waren, bis an das Dorf **Tanſikan**, woſelbſt ſie übernachteten. Auf dieſem ganzen Wege begegneten ihnen Reiſende in großer Menge, theils zu Pferde, theils zu Eſel, imgleichen unzählig viele Schiebkarren: jedweder wurde zwar nur von zween Männern gezogen, war aber mit drey bis vier Ballen beladen, damit kaum ein Paar Mauleſel in die Länge fortzukommen vermocht hätten. Als ſie den folgenden Tag ihren Weg weiter fortſetzeten: ſo machten ſie mit zween tatariſchen Soldaten, die ihnen auf der Straße begegneten, Geſellſchaft. Das erſte Dorf, das ſie antrafen, hieß **Suykeu**, und war mit einer Mauer von etlichen wälſchen Meilen groß umfaßt. Nachgehends zogen ſie über einen Berg, auf deſſen Gipfel ein Bonzenkloſter ſteht. Nach zurückgelegten funfzehn wälſchen Meilen, ſpeiſeten ſie des Mittages in dem Dorfe **Takiauren**, und erreichten nach funfzehn andern Meilen das Dorf **Tachiampu**.

Tanſikan.

Suykeu.

Tachiampu.

Den 17ten hielten ſie die Mittagsmahlzeit zu **Kalempu**, und ſchliefen zu **Xuanipu**. Dieſe Tagereiſe betrug gleichfalls dreyßig wälſche Meilen. Man wird in den Gaſthöfen für ein weniges bewirthet, doch zahlet man für das ſtarke Getränke beſonders. Careri konnte die chineſiſchen Gerichte, die in halbgargekochtem Gemüſe beſtehen, nicht wohl vertragen, er kaufte ſich lieber für ein Paar Dreyer ein fettes Huhn, und ließ es durch ſeine beyden Bedienten zurichten, dem Wirthe aber bezahlete er ſein Gemüſe, als wenn er es aufgegeſſen hätte. Den 18ten ſpeiſete er zu Mittage in einer großen mit einer Mauer umgebenen Stadt, Namens **Linxuayxien**. Sie liegt an einem ſchiffreichen Fluſſe, welcher in daſiger Gegend einige Seen machet. Man geht auf einer Schiffbrücke darüber, und findet jenſeits einen anſehnlichen Flecken. Dieſe Tagreiſe betrug bis an das Dorf **Ynangian** zwey und dreyßig wälſche Meilen. Den folgenden Tag zog man einige Meilen über ein ebenes Land weg, und ſpeiſete zu Mittage in **Cucheu**, einer Stadt, die ihren Reichthum und ihre vielen Einwohner der Handlung auf dem daſigen Fluſſe zu danken hat. Abſonderlich giebt es da eine Menge zum Beizen abgerichtete Falken, die man durch das ganze

Xuanipu.

Linxuayxien.

---

er als Mißionar nach **Ternate** geſchickt, aber von den Holländern gefangen, und nach Batavia geführet; hier erlaubete man ihm, ſich nach Macao in den Schutz der Krone Portugall zu begeben. Nachgehends wurde er bey der Mißion zu Canton gebraucht. Es war aber die daſige Kirche und das Haus der Jeſuiten ſehr arm. Eben ſo freundlich empfingen den Careri auch der franzöſiſche Mißionar Soſſe, imgleichen die ſpaniſchen Mönche von der Obſervanz, welche ihre Mißion in der Stadt Canton, und in der dazu gehörigen Vorſtadt verrichteten. Sie hatten zwo ſchön ausgezierte Kirchen daſelbſt, welche auf Koſten des Königes von Spanien unterhalten wurden.

Reich verführet. Den Abend blieb man nach einer Tagereiſe von fünf und dreyßig Meilen zu **Xuneian**.

Nanſucheu.

Tauchiany.

Nuzan.

Chiachotien.

Speiſe der Einwohner.

Den 20ſten reiſete man etwa zwanzig wälſche Meilen über eine fleißig angebauete Ebene, und ſpeiſete zu Mittage zu **Nanſucheu**, einer Stadt, welche drey wälſche Meilen im Umkreiſe hat; allein, ungeachtet ſie an dem vorigen Fluſſe liegt, dennoch unbewohnet iſt. Dagegen liegt eine ſehr volkreiche Vorſtadt dabey. Careri und der chineſiſche Doctor mußten hier über Nacht bleiben, indem einer von den tatariſchen Soldaten einen ſehr tollen Kopf hatte, und die Mauleſeltreiber grauſam prügelte. Den 21ſten verurſachten einige andere Folgen der nur beſagten Urſache, daß ſie ſpät aufbrachen, und nich weiter als fünf und zwanzig wälſche Meilen, bis an das Dorf **Senſun** kamen. Den 22ſten legeten ſie vor Anbruche des Tags funfzehn zurück, und ſpeiſeten zu **Tauchiany**; noch funfzehn andere Meilen legeten ſie bis an die Nachtherberge zu **Suchen**, als der letzten auf dieſer Seite zur Landſchaft Nankin gehörigen Stadt zurück. Sie iſt groß, und liegt an einem Fluſſe, welchen Careri **Xuanxo**, oder den gelben nennet, darum, weil er beſtändig trübes und leimichtes Waſſer hat. Die Vorſtädte ſind weit größer und volkreicher, als die Stadt ſelbſt. Man ſetzet hier über den Strom. Als Careri aus dem Fahrzeuge ſtieg: ſo traf er zu ſeinem großen Vergnügen den Pater **Siſaro** an, einen Meyländer von Geburt, welcher zum Biſchofe von Nankin ernennet war, und nun, um die Weihe zu empfangen, nach Macao reiſete. Den 23ſten brach Careri vier Stunden vor Tage auf, gieng bald darauf vermittelſt einer ſteinernen Brücke über einen großen Fluß, und reiſete zwanzig wälſche Meilen bis nach **Nuzan**. Nachmittage gieng er bey **Ukiankyai** über den Strom. In dieſer Gegend können die Einwohner die Kälte ungemein gut vertragen. Dem Careri hingegen fiel ſie ſehr empfindlich, und um dieſer Urſache willen das frühe Ausreiſen trefflich unbequem. Dieſen Tag reiſete man fünf und dreyßig Meilen, bis nach **Chiachotien**, wo in den Gaſthöfen beſtändig heißes Waſſer im Vorrathe iſt, damit man bey Ankunft eines Reiſenden ſogleich Bohnen oder ander Gemüſe kochen kann. Reiß wächſt in dieſer Landſchaft nicht. Weil es den Careri, ſeines Pelzrockes und ſeiner Pelzſtiefeln ungeachtet, dennoch fror: ſo ſchreibt er es bloß der rauhen Landesart zu, daß kein Reiß da wachſen will. Die Einwohner erſetzen dieſen Mangel durch allerley andere Getreydegattungen, woraus ſie nachgehends Brodt backen, aber eine Menge Zwiebeln darunter miſchen. Sie backen es aber nur mit Dampfe, indem ſie einige Stäbchen über einen Keſſel voll kochendes Waſſer, den Teig aber oben drauf legen. Dergeſtalt bleibt er halb roh, und drücket den Magen wie ein Stein. Auch eſſen ſie, ſtatt des Reißes, einen zart zerſchnittenen und abgeſottenen Teig, oder geſchnittene Nudeln. Unter ihre beſten Gerichte gehöret eine gewiſſe Bohnenſuppe, **Tanfu** genannt; ſie tunken ihr Fleiſch in dieſe elende Brühe. Sie wird aus kleinen weißen zu einem Breye geſtoßenen Bohnen verfertiget.

Kiayxoy.

Zuxien.

Tutanſien.

Den 24ſten kam Careri nebſt ſeinem chineſiſchen Doctor bey guter Zeit nach **Kiayxoy**, und ſpeiſete zu **Zuxien**, einem mit Mauern umgebenen Städtchen. In der Vorſtadt ſteht ein großes viereckichtes Gebäude voll Pagoden und Bonzen. Die Götzenbilder ſind ſeltſam geſtaltet. Es iſt ein ſchöner mit großen Bäumen beſetzter Garten dabey, darinnen man ſpazieren gehen darf. Ueber Nacht blieb man nach zurückgelegten dreyßig wälſchen Meilen zu **Tutanſien**. Den folgenden Tag zog man bey guter Zeit durch die zur Landſchaft **Xanton** gehörige Stadt **Jenkiefu**. Sie liegt auf einer Ebene, und ihre Mauer machet ein Viereck von vier wälſchen Meilen. Zu Mittage fütterte man im Dorfe **Cauxio**,

und

Gemelli Careri 1695.

Wenkiankien.

und übernachtete nach einer Tagereiſe von dreyßig Meilen in der Vorſtadt zu **Wenkiankien.** Es iſt dieſe Stadt in Betrachtung ihrer Größe, welche drey wälſche Meilen ins Gevierte beträgt, ſchlecht bewohnt, indem die vielen Gärten und Baufelder den meiſten Platz wegnehmen.

Tunpinkien.

Chipinkien.

Den folgenden Tag ruhete man, nach Endigung einiger Meilen in der Vorſtadt zu **Tunpinkien,** und zog hernach durch die Stadt, welche anderthalb wälſche Meilen in die Länge, und eine in die Breite beträgt. Die ganze Tagereiſe bis an das Dörfchen **Kieuxien,** betrug dreyßig. Den 27ſten zog man mit grauendem Tage durch eine meiſt verödete Stadt **Tungokia.** Man mußte, weil die Brücke ganz verfallen war, in einem elenden Fahrzeuge über den Tongofluß ſetzen, und zu **Tuncheny** ſpeiſen. Das Nachtlager war nach geendigten vier und dreyßig Meilen zu **Chipinkien.** Weil dieſe Gegend keine Berge hat, darauf die Chineſen ihre Todten begraben könnten: ſo bepflanzen ſie auf der Ebene einen viereckichten Platz mit Cypreſſen, oder andern Bäumen, und beerdigen ihre Todten darinnen. Jedweder Gaſthof hat einen Wächter, der ohne Unterlaß zween Stäbe an einander ſchlägt, vor welchem verdrüßlichen Gelärme ein Reiſender nicht ſchlafen kann.

Kautancheu.

Chimiau.

Tangaxia.

Chineſiſcher Umgang.

Rechilipu.

Den 28ſten ſpeiſete man zu **Sintien,** zog hernach durch **Kautancheu,** eine ſchlecht bewohnte Stadt und erreichte des Abends nach einer Tagreiſe von dreyßig Meilen **Jauchiaen.** Den folgenden Tag zog man bey guter Zeit durch **Ghinxiana,** um den Mittag durch **Kuchipo,** nachgehends durch **Takto,** eine ſtarkbewohnte Stadt von drey wälſchen Meilen im Umkreiſe; ihre Vorſtädte ſind noch volkreicher, als ſie ſelbſt. Hier ſetzete man über einen Fluß, kam damit in die Landſchaft **Pekin,** und ſchlief zu **Liu-Chimiau.** Dieſe Tagreiſe betrug vier und dreyßig Meilen. Dienſtags den 1ſten des Wintermonates erreichte man bey guter Zeit **Kincheu,** ſpeiſete zu **Lu-Chimiau,** und zog hernach durch **Fuchenkie,** woſelbſt ſo wohl die Ringmauer, als die Häuſer, von bloßem Leimen aufgebauet ſind. Das Ende dieſer Tagreiſe von drey und dreyßig Meilen, war zu **Fukiang.** Den 2ten zog man in aller Frühe über den Fluß, daran die Stadt **Chienchiena** liegt, nachgehends durch die Stadt, welche wenig Einwohner hat; bald darauf erreichte man einen andern Fluß, welcher der Stadt **Tangaxia** ſtatt eines Grabens dienet. Durch nur beſagte Stadt zog man ebenfalls, ſpeiſete zu **Chiankelin,** und übernachtete zu **Xokienfu.** Der Umkreis dieſer Stadt beträgt zwar vier Meilen, es ſtehen aber nur noch zwo Gaſſen mit ganzen Häuſern darinnen. In dem übrigen Raume findet man verfallene Gebäude, oder Baufelder. Gleich vor der Stadt kam dem Careri ein heidniſcher Umgang zu Geſichte. Er beſtund aus vielen Manns- und Weibesperſonen mit Fahnen in der Hand, darauf Schlangen, Panther und andere Ungeheuer gemalt waren. Zween junge Knaben ſchlugen eine kupferne Pauke, zween andere blieſen gewiſſe Trompeten, aber eitel Trauerlieder. Einige andere trugen ein ungeheueres auf einem Armſtuhle ſitzendes Bild. Hierauf folgete ein großer von vielen Kerln getragener Sarg, voll kleiner irdener Götzenbilder; einige ſaßen, einige ſtunden, alle mit einander aber ſahen abſcheulich aus, abſonderlich die in der Mitte ſitzenden zwo Hauptmisgeburten. Voraus gieng ein Meiſterſänger, und ſchlug mit einem Papiere den Tact, nach welchem der ſämmtliche Zug ſeinen Geſang einrichtete. Alle Bauern, ſie mochten nun von ungefähr, oder aus Neugierigkeit dazu kommen, fielen auf die Knie nieder, und bezeugeten große Ehrerbiethung, hingegen vornehme und angeſehene Perſonen lachten nur über das abergläubiſche Weſen, und bedauerten die Blindheit des gemeinen Mannes. Careri kam nebſt ſeinem Reiſegefährten nach zurückgelegten dreyßig Meilen, dieſen Abend nach **Rechilipu.**

Gemelli Careri 1695.

Xiuxien.

Putz der daſigen Weiber.

Sankixien.

Chian Singhien.

Careri kömmt nach Pekin.

Den 3ten des Wintermonates ſpeiſeten ſie zu Jinkieuxien; zogen nachgehends durch Mauchio, eine mittelmäßige, mitten in Seen und Moräſten liegende Stadt. Durch dieſe ſumpfigte Gegend machten ſie acht Meilen, bis an die Vorſtadt von Xiuxien. Die Stadt ſelbſt hat nur zwo Meilen im Umkreiſe und iſt ſchlecht bewohnt. Hier wurde Careri zum erſtenmale gewahr, daß die Kopftracht der Weibesperſonen anders beſchaffen war, als in andern Landſchaften. Sie flechten die Haare in Zöpfe, winden ſie hinten um den Kopf, und ſtürzen eine kleine ſchwarzſeidene Mütze darüber, die mit einer Haarnadel feſtgemachet wird. Die reichſten ſchlagen die Haare oben auf dem Wirbel in einen Knoten, und ſetzen eine mit Gold geſtickte ſeidene Haube darüber, die mit einem drey Finger breiten Goldbande an dem Kopfe feſtgebunden wird. Hier ſieht man auch Bauren, die zween Körbe an einer Stange auf der Achſel tragen, den Miſt auf der Landſtraße ſammeln, und ihre Felder damit düngen. Noch andere ſcharren das abgefallene Laub und alle Strohhälmchen mit einem Rechen zuſammen, um ſich hernach dabey zu wärmen, indem das Holz in dieſer Gegend ſehr theuer iſt. Dieſe Tagreiſe betrug zwey und dreyßig Meilen. Den 4ten zogen beyde Reiſende am Fluſſe Xiunxien, bis nach Pecuxo fort, und erreichten des Abends nach einer Tagreiſe von dreyßig Meilen die Vorſtadt von Sankixien. Den 5ten zogen ſie durch Chiocheu, eine ziemlich weitläuftige, und nebſt ihren Vorſtädten ſtark bewohnte Stadt. Sie fütterten zu Liolixoa, kamen von hier auf Lean-xien-cie, und übernachteten nach einer Tagreiſe von zwey und dreyßig Meilen zu Chian-Singhien. Es war ſelbige ungemein beſchwerlich, weil man ſich ohne Unterlaß durch eine große Menge Kameele, Wagen und andere Thiere, die nach Pekin wollten, oder daher kamen, gleichſam durchdrängen mußte. Alle wälſche Meile weit ſteht an dieſer Straße eine Hauptwache, oder eigentlich zu reden eine Leimenhütte, darinnen einige Soldaten zur Sicherheit der Reiſenden des Nachts Wache halten. Sonntags, den 6ten des Wintermonates, mußte Careri zwanzig wälſche Meilen weit an einem ſteilen Gebirge fortziehen, darnach er glücklich in Pekin einzog; mit der ganzen Reiſe von Canton bis dahin, hatte er zween Monate und zehn Tage zugebracht. Die Chineſen rechnen, wie er ſaget, von Canton bis Pekin in allen fünf tauſend und vierhundert Lys, jedwedes von zweyhundert und ſechzig Schritten. Drey tauſend zweyhundert und funfzig hatte er zu Waſſer, nämlich von Canton bis nach Nankin gemacht, zwey tauſend ein hundert und funfzig aber, zu Lande *i*).

Wie ihn die Jeſuiten empfingen.

Er ſtieg bey den Jeſuiten ab, die ihr Haus damals in der tatariſchen Stadt hatten. Der Pater Viceprovincial und Präſident des mathematiſchen Collegii, Pater Philipp Grimaldi, empfing ihn zwar mit vieler Höflichkeit, ſagete ihm aber rund heraus, er könnte ihn ohne Erlaubniß des Kaiſers, welchem alle nach Pekin kommende Ausländer gemeldet werden müßten, nicht beherbergen, und müßten die Jeſuiten die kaiſerlichen Befehle um ſo genauer beobachten, weil ſie ſeit ein Paar Jahren zween kaiſerliche Edelknaben im Hauſe hätten, welche zwar von dem Pater Pereira die europäiſche Muſik lerneten, dabey aber Kundſchafter wären, die alles, was vorgienge, nach Hofe trügen. Sowohl Grimaldi, als alle übrige Mißionarien verwunderten ſich ſehr darüber, daß er, ohne vom Kaiſer berufen zu ſeyn, nach Pekin käme. Seine Antwort war, er hätte ſich die Freyheit genommen, die Höfe des Großtürken, des Königes von Perſien und des Großmogols zu beſehen,

---

i) A. d. 120 und vorherg. S.

k) Man ſehe die Beſchreibung von China im VI Theile dieſer Samm-

Gemelli Careri 1695.

beſehen, welche eben ſo große Herren wären, und eben ſo ſehr auf ihre Ehre hielten, als der Kaiſer von China. Sehr wohl! verſetzete der P. Grimaldi: allein, in dieſem Reiche geht eine ganz andere Staatskunſt im Schwange. Nach einem langen Wortwechſel mit den ſämmtlichen Herren Mißionarien, nahm Careri Abſchied, und verſicherte ſie noch zu guter letzt, er verlangete weder die Feſtungen, noch ſonſt etwas, das die Chineſen zu einem Argwohne verleiten möchte, zu ſehen.

Der P. Grimaldi führet ihn nach Hofe.

Da ihm nun die Jeſuiten gleich die erſte Bitte abſchlugen: ſo ſchien es, als ob er für das Künftige wenige Gefälligkeit von ihnen erwarten dürfte. Unterdeſſen verſchaffete ihm ſein Dollmetſcher eine Herberge in der Chineſen Stadt, da er ſich einige Tage lang mit nichts anderm beſchäfftigte, als von der Lage, Geſtalt und Größe dieſer Stadt einen allgemeinen Begriff zu bekommen. Aber ehe er ſichs verſah: ſo erſchien ein Bedienter des Pater Grimaldi von der Gattung, welche bey den Chineſen Millavige heißt, und vermeldete ihm, ſein Herr verlangete ihn zu ſprechen. Sogleich machte er ſich voll Freuden auf den Weg nach dem portugieſiſchen Collegio.

Es ſind dem gegenwärtigen Werke bereits ſolche Beſchreibungen des kaiſerlichen Pallaſtes zu Pekin einverleibet, daß wir die Verwunderung, darein Careri bey dem Anblicke dieſes Schauplatzes der Pracht und Herrlichkeit gerieth, füglich übergehen können. Ganz anders iſt es mit ſeinem Gehöre bey dem chineſiſchen Kaiſer beſchaffen; denn weil ihm einige Schuld geben wollten *k*), er hätte ſich dieſer Ehre mit Unrechte berühmet: ſo kann die von ihm gegebene Erzählung dieſer Begebenheit, an dem gegenwärtigen Orte nicht für unnütz angeſehen werden.

Als ich, ſaget er, zum Pater Grimaldi kam: ſo war er mit einem koſtbaren Zobelpelze, den ihm der Kaiſer ſelbſt verehret hatte, bekleidet. Er ſagte, voritzt ereignete ſich eine günſtige Gelegenheit, mich in den Pallaſt zu führen, weil er im Begriffe wäre, dem Kaiſer einen von ihm ſelbſt in chineſiſcher, oſt- und weſttatariſcher Sprache verfertigten Calender auf das Jahr 1696 zu überreichen. Ich dankete ihm, ſowohl wegen ſeines gütigen Angedenkens, als inſonderheit auch für den Calender, damit er mich beſchenkete. Darauf ſtieg ich zu Pferde, und ritt hinter ihm her. Nachdem wir durch den erſten Zwinger waren, in welchem das Haus der franzöſiſchen Jeſuiten ſteht: ſo kamen wir, ohne daß uns die Wache zur Rede ſtellete, durch ein großes Thor, in den innern Bezirk des Pallaſtes, und giengen zwiſchen einigen Reihen ſehr gut bekleideter Soldaten, über einen weitläuftigen Hof. Hierauf ſtiegen wir auf einer weißen marmorſteinernen Treppe von zwanzig Stuffen in einen an der Seite des Gebäudes befindlichen Vorſaal; nachgehends ſtiegen wir durch eine an eben dieſer Seite befindliche Thüre wieder hinab, indem die Mittelthüre nebſt ihrer Treppe, welche weit größer, prächtiger und beſſer ausgezieret iſt, bloß für des Kaiſers eigene Perſon gehöret. Uebrigens war dieſer Saal dermaßen groß, daß die Mauer allein zu ſeiner Unterſtützung nicht hinreichte, ſondern noch viele hölzerne, gleich der Decke gemalte und vergoldete Säulen dazu erfordert wurden. Der Hof, in welchen wir aus dem Saale hinab ſtiegen, war mit einem ſehr ſchönen Gebäude umfaßt, das vorne drey, und an jedweder Seite zwey Thore hatte. Hier ſtiegen wir in einen andern dem vorigen ziemlich ähnlichen Saal, und kamen hierauf noch in den dritten und vierten

Hof

Sammlung. Es iſt aller Einwürfe ungeachtet, im geringſten nicht glaublich, daß er bey Lebzeiten derer, die ihn Lügen ſtrafen konnten, dergleichen Erdichtungen öffentlich im Drucke heraus gegeben hätte.

Hof und Saal, welcher letztere alle übrige an Pracht des Gebäudes und der Auszierungen übertraf.

Gewogenheit die er von dem P. erhält.

Weil der Pater Grimaldi den Calender in Begleitung vieler Mandarinen in einer mit Seide bedeckten Schachtel daher trug: ſo ſchickte ihm der Kaiſer einen Hofbedienten, an welchen er dieſes Geſchenk abgeben mußte, in den dritten Vorhof entgegen, und ich meines Ortes dachte, es würde dabey verbleiben. Allein, als der Pater Grimaldi die Mandarinen, welche ſein Gefolge vorſtelleten, beurlaubet hatte: ſo ſagete er zu mir, die gegenwärtige Gelegenheit ſchien ihm bequem zu ſeyn, mich vor den Kaiſer zu bringen, wofern ich anders an dieſem Orte, ſo lange bis es Zeit ſeyn würde, verziehen wollte. Unterdeſſen ertheilete er mir den nöthigen Unterricht, wie ich mich zu bezeugen hätte. Ungefähr eine Stunde hernach, erſchien ein Hofbedienter, und vermeldete, wir könnten weiter gehen. Wir giengen alſo durch vier ungemein lange, und mit Gemächern von allerley Bauart ausgezierte Höfe. Beſagte Gemächer übertrafen an Pracht den letztern Durchgangsſaal des vierten Hofes. So waren auch die folgenden Thore, dadurch wir aus einem Hofe in den andern traten, außerordentlich hoch, groß und weit, gleichwohl aber nach einem ſchönen Verhältniſſe und von weißem Marmor gebauet. Durch einen unter beſagten Höfen lief ein Bach, worüber man vermittelſt verſchiedener kleiner Brücken von weißem Marmor gehen konnte. Ueberhaupt beſteht die Schönheit dieſes Pallaſtes in der Menge ſeiner Gebäude, Höfe und Gärten, welche ihrer Einrichtung und Bauart wegen, in der That Bewunderung verdienen.

Kömmt vor den Kaiſer.

Mitten in einem großen Hofe ſtund der kaiſerliche Thron. Er war viereckicht und hatte fünf an Größe immer abnehmende Aufſätze, um jeden gieng ein Geländer von ungemein ſchönem weißem Marmor. Auf dem fünften Aufſatze ſah man ein großes, auf allen Seiten offenes und von vielen Säulen unterſtütztes Gezelt; dieſes war der Thron. Der Kaiſer ſaß nach tatariſcher Art auf einem drey Schuh hohen, und mit einem Teppiche, der ſich über den ganzen Boden ausbreitete, bedeckten Sopha. Neben ihm ſah man Bücher, Dinte, und einen chineſiſchen Pinſel zum Schreiben. Seine Kleidung war von goldgelber Seide, und eine Menge Drachen, abſonderlich aber an der Bruſt zween vor andern große darein geſtickt. An beyden Seiten des Thrones ſtunden viele Verſchnittene in ſchönſter Ordnung; ſie waren zwar koſtbar gekleidet, aber nicht bewaffnet, und ſtunden mit an einander geſchloſſenen Beinen, und herab hangenden Aermen da.

Wie es dabey zugieng.

Sobald wir an das Thor dieſes Hofes kamen: liefen wir ziemlich geſchwind, bis an das Ende des Saales, welcher dem Throne gegenüber war, und blieben hernach ein Weilchen mit herabhangenden Aermen da ſtehen. Nachgehends bogen wir die Knie, legeten die Hände über den Kopf zuſammen, und neigeten ihn dreymal bis auf die Erde. Wir ſtunden ſodann wieder auf, und wiederholten unſere Ehrerbiethung noch zweymal auf eben dieſe Weiſe. Als dieſes geſchehen war: ſo meldete man uns, wir ſollten näher kommen, und vor dem Kaiſer niederknien. Der Monarch wendete ſich zu dem Pater Grimaldi und ließ mich durch ihn fragen, was in Europa Neues vorgienge? Ich antwortete, ſo viel ich wußte. Hierauf fragete er, ob ich etwa ein Arzt, oder Wundarzt wäre? Meine Antwort lautete, ich hätte mich weder auf eine noch auf die andere von dieſen Künſten geleget. Darauf wollte er wiſſen, ob ich etwas in der Mathematik gethan hätte? Ich geſtund, ich hätte zwar in meiner Jugend etwas davon erlernet, wüßte aber voritzt nicht das geringſte mehr. Der Pater Grimaldi hatte mich zum Voraus gewarnet, ich würde unfehlbar am

Gemelli Careri 1695.

Hofe bleiben müſſen, wenn ich mir in einer von beſagten Wiſſenſchaften einige Geſchicklichkeit zuſchriebe. Endlich wurden wir beurlaubet, und giengen ohne Weitläuftigkeit weg. Es war dieſer Monarch, welcher den Namen **Camhi**, oder der friedfertige führete, nicht älter, als drey und vierzig Jahre, regierete aber dem ungeachtet bereits fünf und dreyßig. Er hatte eine wohlgemachte Leibesgeſtalt, ein angenehmes Geſicht, nicht nur lebhafte, ſondern auch größere Augen, als man ſie in China gemeiniglich zu finden pflegt; nebſtdem eine unten etwas dicke Habichtnaſe. Man ſah ihm zwar an, daß er die Kinderpocken gehabt hatte, doch benahmen die Narben der natürlichen Schönheit ſeines Geſichtes nicht das mindeſte *l*).

Das freundſchaftliche Bezeugen des P. Grimaldi hatte bey Careri eine ſolche Hochachtung und innige Ehrerbiethung gegen die Jeſuiten erwecket, daß er dieſe Geſinnung bey aller Gelegenheit, da es ſich immer ſchicken will, an den Tag leget. Was er von ihrer Einrichtung und von ihrem Eifer erzählet, das findet man bey keinem einzigen Reiſenden.

Zuſtand der Jeſuiten in China.

Sie hatten, ſaget er, drey Kirchen in Pekin. Eine ſtund im erſten Zwinger des Pallaſtes, und gehörete für die franzöſiſchen Patres: dieſer waren ohne den Superior, Pater **Fontenay**, nicht mehr als drey, nämlich **Gerbillon**, **Bouvet** und **Visdelou**, nebſt einem Deutſchen, Namens **Kilian Stumpf**. Sie verſtunden alle zuſammen die Mathematik ſehr wohl, und hatten erſt vor etwa neun Jahren, ungeachtet es die portugieſiſchen Jeſuiten zu hindern ſuchten, Erlaubniß, ſich in Pekin niederzulaſſen erhalten. Sie hatten die Liebe und Achtung des Kaiſers dermaßen gewonnen, daß er ſie ſogar in ſeinen Pallaſt aufnahm, und eben damals bequeme Wohnungen für ſie erbauen ließ. Die zweyte Kirche ſtund in dem oſtlichen Theile der tatariſchen Stadt, welcher den Namen **Tautang** führet. Hier war der ſeit kurzem zum Biſchofe von Pekin ernannte Pater **Siſaro**, und unter ihm zween andere Jeſuiten, nämlich der Pater **Thomas** von **Namur**, und der Pater **Soarez**. Bey der dritten, als der älteſten und ſchönſten Kirche, befand ſich der Superior und Viceprovinzial, Pater **Grimaldi**, nebſt den Patribus **Pereira**, **Rodriguez** und **Oſſorio** Sie lag in dem weſtlichen Theile der tatariſchen Stadt, welcher den Namen **Sitang** trägt. Der Kaiſer gab, zu Unterhaltung dieſes Hauſes, etwas gewiſſes an Reiß, Oel, Zucker, Gewürze, Salz, Erbſen und andern Lebensmitteln, und betrug das Antheil eines jedweden Mißionar am Werthe etwa hundert und fünf und zwanzig Piaſter. Hiezu kam noch der Ertrag von einigen Kramläden, auf welche Weiſe ſie, ohne einiges Beyſtandes aus Portugall benöthiget zu ſeyn, ſehr bequem leben konnten. Die Franzoſen hingegen lebeten der Jahrgelder, die ſie aus Frankreich bekamen, ungeachtet, ſehr ſchlecht, weil an dem pekiniſchen Hofe alles ungemein theuer iſt. Zwar fragete ſie der Kaiſer zum öftern, ob ihnen nichts abgienge? Allein, ſie gaben allezeit mit Sittſamkeit darauf zur Antwort, es fehlete ihnen nichts. Careri bemerket hiebey, wenn der Kaiſer in eines von den dreyen Collegiis komme: ſo müßten die Jeſuiten allezeit ihre Hausbedienten herausſchaffen, und um zu zeigen, daß nichts verdächtiges darinnen ſey, alle Schränke offen laſſen.

Ihr beſchwerliches Leben.

Dieſe Patres führen, wie ſie mir, ſaget Careri, erzählten, ein höchſtbeſchwerliches Leben. Die Patres **Grimaldi**, **Gerbillon** und de **Fontenay** mußten täglich in aller

Früh

---

l) A. d. 140 und vorherg. S. Wir überlaſſen dem geneigten Leſer die Vergleichung dieſes Berichtes mit dem am vorhinerwähnten Orte dagegen gemachten Einwürfen.

Gemelli Careri 1695.

Früh vor dem kaiſerlichen Gemache aufwarten, es ſey nun um den Kaiſer zu unterrichten, oder um zu vernehmen, ob er nichts zu befehlen habe. Hier mußten ſie für ihre Perſon den ganzen Vormittag bleiben. Die übrigen Patres mußten mathematiſche Inſtrumente verfertigen, Uhren ausbeſſern, ja zuweilen höchſtbeſchwerliche Reiſen unternehmen. Der Pater Grimaldi ſchätzete die Galeerenſclaven gegen ſich für glückliche Leute; denn, ſaget er, man gönnet ihnen doch wenigſtens einige Stunden Ruhe. Wie billige Urſache er zu klagen hatte, das iſt aus folgendem Beyſpiele abzunehmen. Er fiel einſtens, da er aus dem Pallaſte nach Hauſe reuten wollte, vom Mauleſel, und wurde, weil er den Fuß nicht aus dem Steigbügel losmachen konnte, von dem ſcheuen Thiere über zweyhundert Schritte weit geſchleift, beynahe hätte er das eine Auge dabey eingebüßet. Doch wurde er von einem Wundarzte, den ihm der Kaiſer aus beſonderer Gnade zuſchickte, glücklich geheilet *m*).

Ihr Eifer.

Dieſe eifrigen Mißionarien bedieneten ihren Beſchützer mit einer ſo unermüdeten Gefliſſenheit, daß ihnen im Winter Eiszapfen an den Bart froren. Ihre einzige Vergeltung dafür war der Andachtseifer der chineſiſchen Chriſten, auf deren ewiges Heil alle ihre Bemühungen abzieleten. Sie hielten an den Stadtthoren zu Pekin einige Exorciſten, und bezahleten ſie dafür, daß ſie den verlaſſenen Kindern, die von ihren Aeltern vor die Thore gelegt wurden, und meiſtentheils elendiglich verſchmachteten, die Taufe gaben. Im vorhergehenden Jahre, hatte man bey dreytauſend getaufet, und die völlige Zahl aller derer, welche das Jahr über weggeleget wurden, belief ſich wenigſtens auf vierzig tauſend. Doch hatte die Stadtobrigkeit zu Pekin ſeit kurzem ein Hoſpital zu ihrer Auferziehung geſtiftet.

Careris Urtheil von den Mißionen in China.

Damals belief ſich die Menge aller in China befindlichen Chriſten ungefähr auf zweymalhundert tauſend, und es genoſſen die Mißionarien ſämmtlicher im Reiche befindlichen Orden, einige Beyhülfe von ihnen. Careri glaubet ſicherlich, ſie wären allerſeits den Jeſuiten zu Pekin nicht wenig Dank ſchuldig, weil ſelbige den böſen Anſchlägen der Chriſtenfeinde ohne Unterlaß Widerſtand leiſteten. „Es iſt, ſaget er, ſonſt kein Orden im „Stande, alle die übrigen vor der Verjagung zu beſchützen, als dieſer; denn weil die Chi„neſen den Europäern bloß ihres eigenen Nutzens wegen geneigt ſind: ſo muß derjenige, „welcher ihre Gunſt gewinnen will, gleich den Jeſuiten in allen bewandert ſeyn; er muß „können den Calender in dreyen Sprachen ausfertigen, die Bewegung der Planeten und „vornehmſten Sterne hinein ſetzen, die Finſterniſſen beobachten, Uhren ausbeſſern, ma„thematiſche Inſtrumente verfertigen, gebrannte Waſſer machen, mit einem Worte, er „muß alles wiſſen, was angenehm und nützlich fällt. Eben durch Hülfe der Künſte und „Wiſſenſchaften erhielt ſich die Mißion bey ihrem Weſen. Sie wurde nicht nur allein „durch Jeſuiten, ſondern auch durch franzöſiſche weltliche Prieſter, durch ſechzehn Franci„ſcaner, zehn Dominicaner, und fünf Auguſtiner, ſämmtlich Spanier, und welchen der „König von Spanien ihre Unterhaltung reichte, getrieben. Die franzöſiſchen Prieſter le„beten in Gemeinſchaft, von ihrer in Frankreich befindlichen Stiftung, davon die Ein„künfte unter die Mißionen in China, Cochinchina, Siam und Tunkin vertheilet wurden. „Am allerſchlechteſten waren die portugieſiſchen Prieſter daran; denn es waren ihrer im gan„zen Reiche vierzig vorhanden, hatten aber keine andere Einkünfte, als ein Vermächtniß „des Biſchofs zu Münſter, wozu noch einiger geringer Zuſchuß aus Portugall kam. Al„lein, beydes war zu ihrem Unterhalte nicht hinlänglich, und was die Neubekehrten etwa „thaten, das reichte nicht weit, indem niemand weniger, als die Mandarinen und reichen

„Leute

---

m) Ebendaſ. a. d. 199 und vorherg. S.

„Leute an der ſtrengen Lehre des Evangelii Luſt fanden. Nichts deſto weniger behaupten ſie ihr Jus Patronatus über China auf das genaueſte; denn die Portugieſen gaben nicht zu, daß die Miſſionarien ausländiſcher Nationen einen andern Weg nach China als über Liſſabon nehmen durften, ja es gieng dieſer Eigenſinn ſo weit, daß dergleichen Miſſionarien dem Könige von Portugall den Eid der Treue leiſten mußten, da er doch weder eine genugſame Anzahl evangeliſcher Arbeiter aus ſeinem Lande in dieſen Weinberg ſchicken, noch ſie daſelbſt unterhalten konnte. Hätte nicht der König von Spanien die Koſten dieſer Miſſion über ſich genommen: ſo würden es die Portugieſen weder weit gebracht, noch lange Zeit dabey ausgedauert haben.„

Gemelli Careri 1695.

Chineſiſche Schriften der Miſſionarien.

Careri erfuhr mit Verwunderung, daß die chineſiſchen Miſſionarien bereits mehr als fünfhundert Bücher vom chriſtlichen Glauben in der Landesſprache im Drucke herausgegeben, ja die heilige Schrift und die Werke des heiligen Thomas darein überſetzt, und zu Pekin einen zahlreichen Vorrath chineſiſcher und europäiſcher Bücher geſammlet hatten. Er ſah bey ihnen eine Weltkarte mit chineſiſchen Buchſtaben, über deren ſonderbare Beſchaffenheit er ſich verwundern mußte; denn ſie war viereckigt, weil die Chineſen in der Meynung ſtehen, die Welt habe dergleichen Geſtalt n). Allein, er meldet nicht, ob beſagte Karte ein Gemächte der Chineſen war, oder ob die Miſſionarien in dieſem Stücke ſich nach der vorgefaſſeten Meynung eines Volkes, denn ſie gewaltig nachgeben mußten gerichtet hatten.

Anmerkung über Careri Werk.

Das übrige, was Careri beybringt, finden wir uns zu übergehen genöthiget, ſowohl weil unſer feſt gefaßter Vorſatz, alle Wiederholungen zu vermeiden, ſolches erfordert, als auch, weil es allen Glauben überſteigt, daß Careri bey ſeinem etlichwöchigen Aufenthalte in Pekin, zu einer ſolchen Menge Wahrnehmungen, als ſein Buch enthält, Zeit und Gelegenheit gehabt haben ſollte, ſondern er hat ſie ohne Zweifel aus älteren Reiſebeſchreibungen entlehnet. Die heftige Kälte brachte ihn auf einmal zu dem Entſchluſſe, aus dieſer Hauptſtadt abzureiſen. Aus eben der Urſache, um welcher willen er ſeine Reiſe von Nankin aus, zu Lande angeſtellet hatte, vernahm er mit Vergnügen, es gebe noch einen kürzern Weg nach Canton, wenn man nämlich bis nach Nankiafu zu Lande gehe; indem ſodann nur etwa der dritte Theil der ganzen Reiſe auf dem Waſſer gemacht werden dürfe. Nebſt dem fiel dieſe Abwechslung ſeiner Neugierigkeit angenehm, und gab ihm die Hoffnung, neue Anmerkungen in ſein Tagebuch einzutragen. In der That iſt auch dieſe Reiſe nach Nankiafu in Abſicht auf die Kenntniß von dieſem Theile des chineſiſchen Reiches, ein ſehr wichtiges Stück, indem unſere bisherigen Reiſebeſchreiber allemal bey dem gewöhnlichen Wege der Canäle blieben, folglich von der Gegend, die er durchreiſen mußte, wenig zu ſagen wußten. Er bath den Pater **Grimaldi**, ihm drey Mauleſel zu verſchaffen, weil man ihm geſagt hatte, daß auf dieſe Weiſe, am allerbequemeſten fortzukommen ſey. Er durfte dafür nicht mehr als etwa achtehalb Piaſter Miethgeld bezahlen, welches ihm für eine Reiſe, die vier und dreyßig Tage dauern ſollte, etwas ſehr mäßiges zu ſeyn ſchien.

Lobſpruch des Pater Grimaldi.

Die viele vom Pater **Grimaldi** empfangene Gütigkeit preſſet ihm, wie er ſaget, ein billiges Lob dieſes Mannes ab. Beſagter Miſſionarius lebte ſchon ſeit dreyßig Jahren in China. Weil er in großen Gnaden bey dem Kaiſer ſtund, ſo hatte er ihn bereits

---

n) Ebendaſ. a. d. 202 und vorhergeh. S.

viermal in die Tatarey begleiten müſſen. Nebſt dem hatte er viele andere Reiſen gethan, und dabey nicht wenig ausgeſtanden. Einſtens gerieth er in die Leibeigenſchaft der Malayer; ein andermal litt er in der Straße Governador Schiffbruch. Ferner hatte er ſich in einer Stadt, welche Sevagi belagerte, folglich in größter Gefahr entweder das Leben oder die Freyheit einzubüßen, befunden. Niemand wäre beſſer als er im Stande geweſen, eine vortreffliche Beſchreibung der aſiatiſchen Reiche abſonderlich des chineſiſchen und der dazu gehörigen Tatarey herauszugeben, um ſo mehr weil er die Sprachen dieſer Länder aus dem Grunde verſtund. Careri lag ihm ſehr an, er möchte der Welt dieſen Dienſt erweiſen. „Allein, er gab zur „Antwort: weil er bey ſeiner letztern Reiſe nach Europa, ſo viele grundfalſche Berichte „von China geleſen habe, ſo wolle er ſeines Ortes von dieſem Reiche nichts in Druck her„ausgeben, weil er ſonſt eine Menge Schriftſteller, abſonderlich die Holländer, Lügen ſtra„fen müßte. Denn dieſe hätten eine Beſchreibung ihrer berufenen Geſandſchaft, dabey „er, ſo viel das Gehör beym Kaiſer betraf, das Dollmetſcheramt verwaltet habe, drucken „laſſen, es wären aber, wenn man die Beſchreibungen der Städte ausnehme, mehr Un„wahrheiten als Zeilen darinnen. Die Urſache dieſer Unrichtigkeit ſey, weil ſie aus den „ſüdlichen Landſchaften ſolche Leute, welche weder jemals bey Hofe geweſen, noch Portugie„ſiſch verſtunden, als Dollmetſcher mitgebracht, folglich keine andere als falſche oder un„recht verſtandene Nachrichten von ihnen eingezogen, und alſo auf ein Gerathewohl geſchrie„ben hätten o).„

Kaiſerlicher Gürtel des Pater Grimaldi.

Unter die wichtigſten Gunſtbezeugungen, welche Careri von dieſem großen Miſſionario erhielt, rechnet er auch dieſe, daß ſelbiger ihm einen von Kaiſer zum Geſchenke erhaltenen Gnadengürtel ſehen ließ. Er war gelb, und mit einer ungemein ſchönen Scheide von Fiſchhaut verſehen. Dem geneigten Leſer wird noch erinnerlich ſeyn, was für Ehrerbiethung die Chineſen, ſowohl Vornehme als Gemeine gegen ein ſolches Geſchenk tragen, und daß jedweder ohne Anſehen der Geburt oder des Standes bey Erblickung deſſelbigen verpflichtet iſt, ſo lange auf den Knien zu liegen, und mit der Stirne die Erde zu berühren, bis derjenige, welcher den Gürtel trägt, ihn entweder verdecket, oder weggeht. Careri erfuhr aus des Grimaldi eigenem Munde, auf was für Weiſe ſelbiger dieſen Gürtel bey einer gewiſſen Gelegenheit zum Beſten der Religion gebraucht hatte. Ein gewiſſer Mandarin verlangete einſtens von dem Pater Jacob Torin aus Valentia, einem Miſſionario aus dem Franciſcanerorden, eine Taſchenuhr: als er ſie nun nicht bekam, ſo ließ er, um ſich zu rächen, in der Stadt, wo beſagter Pater ſeine Kirche hatte, eine Schrift anſchlagen, „darinnen er jedermann vor der chriſtlichen Lehre warnete, indem ſie ganz falſch „ſey, und ſtatt des rechten Weges zur ewigen Seligkeit, einen Irrweg zeige. Hierüber „wurden die chriſtlichen Chineſen ſehr beſtürzt, der Miſſionarius aber gerieth in eine ſpa„niſche Hitze, und zerriß die Schrift vor jedermanns Augen.„ Weil nun die Mandarinen in China gewaltige Ehrerbiethung genießen: ſo gewann die Sache ein gefährliches Anſehen für den Pater Torin und mußte er, nach Canton entfliehen. Wenig Tage hernach kam zufälliger

---

o) A. d. 461 S. Man ſehe die Vorrede zum XI Theile dieſer Samml.

p) A. d. 464 S.

q) Der Pater Oſorio verſchaffte ihm eine ziemliche Menge Muſcus um einen ſehr leidlichen Preis. Was er davon meldet, das ſcheint ſehr ſonderbar zu ſeyn. Denn er ſaget: „Der chineſi„ſche Muſcus iſt unter allen übrigen der allerbeſte. „Will man ſeine Stärke beurtheilen, ſo darf man „ihn nur ein klein Weilchen vor die Naſe halten; „indem er ſie ſogleich zum Bluten bringt. : : : „Der

Gemelli Careri 1695.

zufälliger Weiſe der Pater Grimaldi in dieſe Stadt, und genoß daſelbſt die Ehrenbezeugungen, welche alle Große des Reiches den Günſtlingen des Kaiſers zu erzeigen ſchuldig ſind. Dieſe Gelegenheit nun ſchien ihm ſehr bequem, die Religion und ihre Diener an dem Mandarin zu rächen. „Denn als dieſer ihm ſeine Aufwartung abſtattete, empfing „er ihn mit dem Gürtelbande in der Hand, und hielt ihm eine ſcharfe Strafpredigt wegen „ſeiner Gewaltthätigkeit, wegen ſeines verächtlichen Bezeugens gegen des Paters Mitbrü„der, und wegen ſeiner Vermeſſenheit, auf die Lehre des Evangelii zu ſchimpfen, da doch „der Kaiſer ſelbſt die Chriſten in Ehren halte, und ihnen ſo gar das allergrößte Gnaden„merkmaal im ganzen Reiche angedeihen laſſe. Der gute Mandarin war in ſchrecklicher „Angſt, und ſchlug mit dem Kopfe ſo oft auf den Boden, daß die übrigen bey dem Luſt„ſpiele gegenwärtigen Miſſionarien den Pater Grimaldi ſelbſt bathen, er möchte es dabey „bewenden laſſen. Damit hieß er den Mandarin aufſtehen, und ſeinen Mitbrüdern ein „andermal beſſer begegnen, ſonſt ſollte der Hof von ſeinem Frevel Nachricht erhalten, und „eine demſelbigen gemäße Beſtrafung darauf erfolgen *p*).„

Wozu er ſich deſſen bedienet.

Er giebt dem Careri einen Reiſepaß.

Careri bekam von dem Pater Grimaldi einen Reiſepaß, welcher von dem großen Anſehen, darinnen dieſer Miſſionarius im ganzen Reiche ſtund, ein hinlängliches Zeugniß ablegete. Denn der Inhalt des Paſſes beſagte: weil der Herr Careri einige Bücher, daran dem Kaiſer gelegen ſey, an Ort und Stelle überbringen müſſe, ſo ſollte kein Menſch ſich unterſtehen, ihm den geringſten Verdruß zu machen, ſondern im Gegentheile, jedermann ihm alle Gefälligkeit erziegen. Der Pater Grimaldi gab ihm auch wirklich ſeinen für das künftige Jahr ſchon zum Voraus verfertigten Calender, und noch einige andere tartariſche Bücher mit *q*).

Careri Rückreiſe zu Lande nach Nankianfu.

Seine Abreiſe aus Pekin geſchah Dienſtages den 22ſten des Wintermonates. Wir wollen ihm ſelbſt die Erzählung ſeiner Straße und ſeiner Wahrnehmungen überlaſſen. Ich zog, ſaget er, durch den Flecken **Lupuxau**, welcher zwar nicht über zween Büchſenſchüſſe lang, auch nur eben ſo breit iſt, dennoch aber Thore mit Eiſen beſchlagen und erſtaunlich dicke Mauern hat. Nicht weit davon geht man über eine ſchöne, einer halben wälſchen Meile langen Brücke, worauf alle zween Schritte ein kleiner ſteinerner Löwe ſteht. Wir machten dieſen Tag ſiebenzig Lys, und übernachteten zu **Lean xien xie**. In dieſer Stadt fand ich einen tatariſchen Herrn, der einen Edelknaben und einen Bedienten bey ſich hatte, imgleichen viele andere Perſonen, welche eben dieſe Straße zu nehmen gedachten. Wir beſchloſſen ſämmtlich, in Geſellſchaft zu reiſen.

Lean xien xie.

Tantien.

Tempel Xien-ghen-ſon.

Den 23ſten ſah ich unweit der Stadt **Tantien** ein ſchönes Bonzenkloſter, das den Namen **Xien-ghen-ſon** trägt, und nebſt einigen Tempeln innerhalb eines mit hohen Mauern umgebenen Bezirkes ſteht. Ich gieng aus Neugierigkeit hinein, und erblickte in dem erſten Tempel ein großes vergoldetes Götzenbild nach morgenländiſcher Weiſe, nebſt vielen kleinern, jedwedes ſtund in einer eigenen Blinde in der Tempelwand. Im zweyten ſah ich drey Weibesperſonen, eine davon ritt auf einem Löwen, die zwo übrigen auf zween

---

„Das Thier, von welchem man dieſe Muſcusgattung bekömmt, hat die Größe einer Katze. Wenn „es getödtet worden, zerknirſchet man es, doch ohne „den Balg abzuſtreifen, und läßt es faulem. Nach„gehends machet man kleine Beutel aus dem Bal„ge, und füllet ſie mit dem zerquetſchtem Fleiſche. „Die Chineſen handeln ſtark damit, verfälſchen es „aber oft gemeiniglich.„ A. d. 466 S. Careri iſt der einzige Reiſebeſchreiber, welcher von dieſer ſeltſamen Muſcusgattung und von dieſer eben ſo ſeltſamen Weiſe es zu verfertigen, etwas erwähnet.

Gemelli Careri 1695.

Drachen. Im dritten ſtund ein Ungeheuer. Es hatte über die gewöhnliche Anzahl Hände und Füße, auf jedweder Seite noch zwanzig andere Hände, und zween in die Luft erhobene Füße, nebſt dem auch funfzig Köpfe, einem über den andern. Die Menge der Höfe und Gebäude war groß, auch waren viele Spatziergänge von ſehr ſchönen Bäumen da. Wir ſpeiſeten des Mittages zu Lixoa, und blieben nach einer Tagereiſe von hundert und dreyzehn Lys zu San kon xien.

Bonziſcher Leichenzug.

Als wir den 24ſten in dem Flecken Pekuxiu eine Ruheſtunde hielten, ſah ich einen bonziſchen Leichenzug an der Ringmauer vorbeygehen. Die Bonzen giengen Paar und Paar, mit Meßgewanden auf den Schultern; einige ſpieleten auf gewiſſen dieſer Secte eigenen Inſtrumenten, andere trugen Sonnenſchirme mit langen ſeidenen Fahnen gezieret. Nachgehends zogen wir durch Xiu xien, eine wüſte Stadt, mit einer ſehr großen und volkreichen Vorſtadt, da uns die ſchöne Bequemlichkeit Luſt zum übernachten machte, ungeachtet wir nicht weiter als achtzig Lys gereiſt waren. Den folgenden Tag locketen uns die vortrefflichen Fiſche, die man daſelbſt fängt, nach Chiopeconu, einem nicht weit von Xiu xien gelegenen Flecken. Unterdeſſen da man uns das Frühſtück zurecht machte, erblickete ich bey der Brücke eine berühmte Aufſchrift, darinnen eine gewiſſe beſchriebene Begebenheit erzählt wird. Hierauf zogen wir durch Ginkiem xien, welcher Ort nichts merkwürdiges hat, als den Umfang ihrer beynahe zwo wälſche Meilen großen Ringmauer, nebſt einem Graben voll Waſſer. Dieſe Tagereiſe betrug hundert und zwanzig Lys, wornach wir des Abends zu Rechilipu blieben. Den 26ſten legten wir bis nach Fukian y abermals hundert und zwanzig zurück. Indem nun die Straße, darauf wir bisher reiſten, eben diejenige war, darauf ich von Nankin kam, ſo habe ich nur die Orte, da wir zu Mittage und Abend einkehreten, nebſt der Anzahl der Lys bemerket r).

Xiu xien.

Fukian y.

Manxo.

Den 27ſten ſpeiſeten wir zu Manxo, und übernachteten nach einer Tagereiſe von hundert und dreyßig Lys zu Liu-chi-miau. Die Kälte war ungemein ſcharf; und weil wir auf dieſer Straße weder Holz noch Kohlen antraffen, ſo mußten wir uns auf den Abend bloß bey einem Feuer von Heu und Strohe wärmen. Den 28ſten ſpeiſeten wir zu Cuchipi, und kamen des Abends nach Gau-chien. Die Tagereiſe betrug hundert und zwanzig Lys, und die folgende bis an die Vorſtadt von Chipin-xien, betrug hundert und zehn. Den 30ſten legten wir hundert und zwanzig zurück, ſpeiſeten zu Tucen-y, und übernachteten zu Rien-xien.

Chipin xien.

Chiago cheu.

Donnerſtages den 1ſten des Chriſtmonates zogen wir durch Xangua biena, und kamen des Abends nach einem Zuge von hundert und zehn Lys nach Chiago cheu. Das ebene Land, dadurch wir bisher beſtändig gereiſt waren, ſchien ungemein gut angebauet, und beobachtete ich, daß, um deſto tiefer in die Erde zu kommen, die Pflugſchaaren der daſigen Bauern mit einer runden eiſernen Schiene beſchlagen waren. Den 2ten ruheten wir in der Vorſtadt von Votian Chian xien, und übernachteten nach geendigten hundert und zehn Lys zu Cauxio. Den 3ten ſpeiſeten wir zu Genki fu, einer volkreichen Handelsſtadt, welche Mauer und Graben in einen guten Vertheidigungsſtand ſetzeten. Die umliegende Gegend iſt ſo voll Faſanen, daß wir vier Stücke für neun Groſchen kauften. Wir machten dieſesmal nicht mehr als ſechzig Lys, und kamen bey guter Zeit nach Tur tan tien.

Cauxio.

Als

---

r) Es ſcheint ſo gar, als ob der ganze Unterſchied, der ſich in der Folge äußert, bloß von eini-

gen

Gemelli Careri 1695.

Tempel zu Zuxien.

Als wir den 4ten durch Zuxien und die daſige Vorſtadt zogen: ſo trieb mich die Neugierigkeit in einen ſchönen Tempel. Erſtlich kömmt man in einen viereckigten, eines Büchſenſchuſſes großen Platz, welchen ungemein hohe Cypreſſenbäume auszieren. Aus dieſem tritt man in einen dem beſagten Platze ganz ähnlichen, das iſt, ummauerten und mit Cypreſſen beſetzten Hof. Zu Ende deſſelbigen ſieht man drey Thore, welche in eben ſo viele, mit Mauern gleichfalls umſchloſſene Höfe führen. Auf das Mittelthor folgen inwendig drey andere Thüren. Gleich dabey ſteht das Grabmaal eines chineſiſchen Herrn nebſt einer Aufſchrift. Es ruhet alles zuſammen auf einem ſehr großen Crocodille. Die übrigen beyden Höfe haben nicht mehr, als ein einziges Thor. Der mittelſte Hof hat viele mit Cypreſſen beſetzte Gänge, welche nach dem Tempel führen. Dieſer iſt ein ſchönes Gebäude. Man erblicket darinnen zwey große Götzenbilder, eines in der Hauptblinde, das andere gleich neben ſelbiger. Sie ſitzen alle beyde, und betrachten das, was ſie in der Hand halten, und das vermuthlich eine geheime Bedeutung hat. An ihrem Kopfe hängt ein im Alterthume gebräuchlicher königlicher Kopfſchmuck herab, den viele kleine Kugeln von allerley Farben auszieren. Nahe bey dieſem Tempel ſteht noch ein anderer kleinerer. Das darinnen befindliche Götzenbild ſtellet eine ſitzende Frauensperſon vor. Auf ihrem Kopfe ſind fünf geſchnitzte Vögel mit langen Schwänzen und ausgebreiteten Flügeln, als ob ſie davon fliegen wollten.

Der auf der linken Seite neben dem mittelſten ſtehende Hof zeiget ein ſitzendes Götzenbild, mit einem ſolchen langen Barte, als unſere Maler dem Saturn geben. Hinter ihm iſt eine Frau, mit drey Vögeln auf dem Kopfe. Bey der Thüre, und zwar inwendig, ſtehen viele andere misgeſtaltete und wohlbewaffnete Bilder, als ob ſie den Eingang bewacheten. In dem Hofe zur rechten Hand ſtehen zween Tempel, und zween bedeckete Gänge. Rings herum ſind Cypreſſen geſetzt, und viele Grabſchriften aufgerichtet.

Von Zuxien kamen wir durch **Uya**, da wir die ſchöne Vorſtadt bewundern mußten, und ſpeiſten zu **Ring xoy teh**. Den Beſchluß der heutigen Tagereiſe von hundert und zwanzig Lys, machten wir zu **Chia xo tien**.

Chia xo tien.

Chia kn chiau.

Den 5ten ſpeiſeten wir zu **Chia ku chiau**; und kamen bis nach **Nivi y**, welches hundert und zwanzig Lys beträgt. Dieſe ganze Gegend war ſo voll Haſen, daß einer nicht mehr als zehn Pfenninge gilt. Den 6ten nahmen wir unſere Mittagsmahlzeit zu **Lugala** ein, welcher Ort eine ſehr ſchöne Brücke über den Fluß hat. Nachmittage ſetzten wir in einer Fähre über den **Sucheu**, den ſein reißender Strom gefährlich machet. Des Abends erreichten wir nach einer Tagereiſe von hundert und zehn Lys, die Stadt **Sanpu**. Man könnte auf dieſer ganzen Straße recht gut leben, wenn nur die reiſenden Chineſen Luſt hätten, etwas mehr aufzuwenden, als den auf eine Mahlzeit geſetzten ordentlichen Preis. Weil ihnen aber das Geldausgeben höchſt zuwider iſt: ſo verſchlingen ſie lieber ihr Gemüſe, nebſt einem Stückchen ſchlechten Schweinfleiſch, oder einem Huhne, das zum öftern nicht das geringſte mehr tauget. Will ein Ausländer mit dieſer Koſt nicht zufrieden ſeyn, ſo muß er die Thiere, die er eſſen will, friſch abſchlachten laſſen, und weit theurer bezahlen.

Sanpu.

Den 7ten verhinderte ein ſtarker Regen die Geſellſchaft, ſich zeitig auf den Weg zu machen. Sie kam nicht weiter, als vierzig Lys, nämlich bis nach **Faucian**. Den folgenden Tag legte ſie achtzig Lys zurück, ſpeiſete zu **Cuchen**, und ſchlief zu **Leanchen**.

Den

---

gen Queerſtraßen, welche die Tagereiſen nicht ſelten abkürzeten, herrühre. Denn man findet öfter als einmal, eben dieſelbigen Namen wieder.

Gemelli Careri 1695.

Fünian fu.

Xuanchen.

Den 8ten verließ man die nankinſche Landſtraße, in welche man eingelenkt hatte; man ſetzte in einer Fähre über den Xuayrofluß, ſpeiſete ziemlich ſpät zu Chian chin goy und übernachtete nach einer Reiſe von neunzig Lys zu Fünian fu. Dieſe Stadt hat zwar keine Ringmauer, aber ungemein ſchöne Marktplätze, und iſt ſehr groß. Auch ſtehen die daſigen Gerichtshöfe in großem Anſehen. An den Thoren ſah man eine große Anzahl Gefangene, mit einer Kette an den Füßen, und einer hundert Pfund ſchweren Halsſchelle. Hier machte die Geſellſchaft den 9ten einen Raſttag. Careri ließ ſich unterdeſſen in einer Sänfte nach Xuanchen, einer nicht weit davon gelegenen Stadt tragen. Ihre Nordſeite wird durch den Gipfel der umliegenden Gebirge eingeſchloſſen, und auf ſelbiger wird ſie auch nur bewohnt: denn das übrige wird zwar von einer ſchönen Mauer eingefaſſet, es ſind aber keine Häuſer, ſondern bloße Baufelder darinnen.

Tingan xyen.

Seltſame Gewohnheit der Tataren.

Den 10ten ſpeiſete man zu Hin kie kien; man machte dieſen Tag neunzig Lys in einem Gebirglande, das hin und wieder Ebenen hatte, und blieb des Abends zu Tingan xyen. Die Ringmauer dieſer Stadt hat nicht über eine wälſche Meile im Umkreiſe, und in ihrer ganzen Länge nicht mehr als eine einzige Gaſſe, die man für recht bewohnet halten könnte. Denn 11ten fütterte man des Mittages zu Chiau chiau yen, und ſchlief zu Patein. Hier beginnen die Herbergen ſchlecht zu werden. Careri mußte mit dem tatariſchen Herrn in einer Kammer ſchlafen. Dieſes nun wäre zwar an ſich ſelbſt eine Sache von geringer Erheblichkeit, ſie verſchaffete aber dem Careri Gelegenheit, eine ſehr ſeltſame Gewohnheit dieſer Nation zu bemerken. „Denn als der Tatar ſich zu Bette geleget hatte, ſo mußte ihm ſein Edelknabe auf dem Bauche trommeln, damit er deſto geſchwinder einſchlafen möchte. Drey Stunden vor Tage gieng dieſe Muſik von neuem „an, vermuthlich weil ihn der Mangel des Schlafes dazu nöthigte s).„ Die Tagereiſe war hundert Lys ſtark geweſen.

Pracht der chineſiſchen Großen auf Reiſen.

Tanchen.

Chineſiſche Trüffeln.

Den 12ten zog man durch Tianpu, und futterte nachgehends zu Leau xien. Ein Mandarin, welcher an dieſer Straße vorbey reiſete, gab dem Careri Gelegenheit, den großen Pracht dieſer chineſiſchen Herren, welcher ſeines Erachtens den Staat der europäiſchen Unterkönige weit übertrifft, zu bewundern. „Vor ihm her zog eine große Anzahl Wä„gen, unter einer Soldatenwache. Darauf folgeten viele Officier in Sänften. Die „Edelknaben, und vornehmſten Hausbedienten, ſaßen zu Pferde. Endlich erſchien der „Mandarin ſelbſt, in einer Sänfte, die von acht Kerlen getragen wurde. Rings herum „gieng eine ſtarke Leibwache, mit vielen kleinen, und einer ſehr großen Fahne. Den „Beſchluß machten ſeine Bedienten und übrigen Soldaten, an der Zahl mehr als tauſend t).„ Des Abends erreichte man nach zurückgelegten hundert Lys die Stadt Luchifu, deren Länge kaum das Drittheil einer wälſchen Meile beträgt; ſie hat aber große und ſehr volkreiche Vorſtädte. Den 13ten kam Careri durch ein ebenes und wohlangebauetes Land nach Parog, und nach geendigten hundert Lys des Abends nach Tanchen. Es iſt dieſer Ort zwar groß und eine reiche Handelsſtadt, hat aber weder Ringmauer noch andere Vertheidigung. Mitten durch läuft ein Fluß, über den man ſetzete, und über Nacht in der Vorſtadt blieb. Den 14ten erreichte man bey guter Zeit Luchi chin xien, eine Stadt, daran nichts merkwürdiges iſt, als ihre Mauer. Das Mittagsmahl genoß man zu Manzian, und kam hernach über einige Berge in eine ſtarkbewohnte Ebene. Auf beſagten

---

s) A. d. 476 S. t) Ebendaſ.

ſagtem Gebirge wächſt eine Art von Trüffeln, welche bey den Chineſen den Namen Matti trägt. Es ſind dieſe Trüffeln klein, wie Steckrüben geſtaltet, und ſchmecken wie unſere Caſtanien. Nach hundert Lys erreichte man des Abends Tacuon.

Gemelli Careri 1695.

Sonnabends den 15ten zog man abermals über Berge und Ebenen, und ſpeiſete zu Tun chin xien, einer an ſich ſelbſt großen und volkreichen Stadt, die aber noch viel weitläuftigere Vorſtädte hat. Careri bewunderte die Geſchicklichkeit der Chineſen, damit ſie gewiſſe Pflanzen im Winter zum Wachſen bringen. Sie ſtecken nämlich ſolche nebſt einem wenig Erde in Rüben, die an einem Faden hängen, und begießen ſie alle Tage mit laulichem Waſſer. Das Geſäme kam, wie er ſelbſt ſah, auf dieſe Weiſe recht gut fort. Nach geendigten hundert Lys, blieb die Geſellſchaft dieſen Abend zu Tauche ny.

Chineſiſche Sorgfalt das Wachſen im Winter zu befördern.

Die folgende Tagereiſe geſchah durch Cypreſſenwälder, und neben einem Gebirge, das man auf der rechten Hand behielt. Zu Salucheu ſpeiſete man, zog hernach über eine viele Meilen lange Ebene, voll Luſthäuſer, ſchöner Gärten und Bauerhöfe, und übernachtete zu Zenzyanxyen, einer Stadt mit einer niedrigen, und an manchem Orte verfallenen Ringmauer. Die heutige Tagereiſe betrug nicht mehr, als neunzig Lys. Den 16ten reiſte man Vormittage durch eine eben ſo ſchöne Gegend, nach Scu chi y, und Nachmittage durch Tayn xuo xyen, eine zwo wälſche Meilen lange, und dabey reiche Handelsſtadt, welches letztere ſie ihrer Lage an einem Fluſſe zu danken hat. Nach einer Tagereiſe von hundert Lys, blieb man zu Fuxian y, dem letzten zu der Landſchaft Nankin, in welcher man ſeit Sucheu gereiſt war, gehörigem Orte. Den 17ten zog man durch eine Ecke der Landſchaft Huquam, und zwar über eine wohlangebauete an einem Gebirge gelegene Ebene. Man ſpeiſete zu Tin ſan y; und die Tagereiſe, welche hundert Lys betrug, nahm in einer Vorſtadt von Xuan may xien, einer ummauerten Stadt von drey wälſchen Meilen im Umkreiſe, ein Ende. Den 18ten wendete man ſich vom Gebirge weg und ſpeiſete zu Koanloanga, einer offenen aber ſtarken Handelsſtadt, an einem kleinen Fluſſe. Des Abends blieb man nach einer Tagereiſe von fünf und neunzig Lys zu Siau chi cheu. Es liegt dieſe Stadt am Ufer des Kians, welcher die Landſchaft Huquam von Kianſi ſcheidet. Sie iſt zwar klein, auch ohne Ringmauer, hingegen ſehr volkreich, und treibt ſtarke Handlung.

Zenzyanxien.

Xuan may xien.

Den 19ten mußte man die Mauleſel nebſt dem Geräthe zu Schiffe über den Kian ſetzen, welcher eine Breite von wenigſtens zwo wälſchen Meilen hat. An dem jenſeitigen Ufer ſtund die große Stadt Kin kia fu. Ihre Ringmauer hat zwar einen Umfang von acht wälſchen Meilen, es ſind aber mehr Baufelder als Gaſſen darinnen. Die Vorſtadt iſt drey wälſche Meilen lang, und eben ſo reich, als mit Volke angefüllet. Sie wird durch einen Teich, daraus ein Bach entſpringt, von der Stadt abgeſondert. Nach geendigten ſechzig Lys, ſpeiſete man zu Tajucng, einer im Gebirge gelegenen Stadt. Niemand iſt im Stande, ſich vorzuſtellen, was für eine Menge vortrefflicher Fiſche in den Flüſſen und Teichen dieſer Landſchaft gefangen werde. Ein Reiſender wird es an den guten Mahlzeiten, die er überall findet, wohl gewahr. Der Stör gehöret unter die allergemeineſten Gerichte. Den 20ſten war die Reiſe etwas verdrießlich, weil man durch das Gebirge ziehen mußte, und nicht mehr als neunzig Lys machen konnte. Man ſpeiſete zu Uchienen, man kam durch Tengan xien, eine kleine und beynahe gänzlich verödete Stadt, und erreichte des Abends die Vorſtadt Ynanpu. Den 21ſten fand man lauter angebauete Ebenen und angenehme Hügel, bis an Sin kien xien; eine wälſche Meile weit davon ſetzte man

Stadt Kin kia fu.

Viele vortreffliche Fiſche.

Gemelli Careri 1695.

über einen Fluß, und ſpeiſete zu Saniaru. Hier mußte man in einer Fähre über den vorigen Fluß ſetzen, doch durfte man nichts dafür bezahlen, weil die Fährleute von der umliegenden Gegend zum gemeinen Beſten beſoldet werden. Dieſe Tagereiſe beſtund aus hundert Lys und endigte ſich zu Coxoa.

Coxoa.

Endlich erreichte man den 22ſten, nach zurückgelegten zwey und dreyßig wälſchen Meilen, die Ringmauer von Nankianfu, um welche ein großer Fluß ſeinen Weg nimmt. Careri ließ ſich über den Strom ſetzen, und nach dem Hauſe eines Jeſuiten, welcher dem Bekehrungswerke daſelbſt oblag, bringen. Als er aber zu ſeinem größten Leidweſen erfuhr, der Pater ſey nicht zugegen, ſondern nach Canton verreiſt: ſo miethete er den Augenblick eine Barke, und ſetzete ſeine Reiſe fort. Er rechnet von Pekin bis nach Nankianſu dreytauſend zweyhundert und dreyzehn Lys u).

Jeſuiten in Nankianſu.

Ungeachtet er nun ſeine Reiſe von dieſer Stadt nach Canton zu Waſſer verrichtete, ſo nahm er doch einen andern Weg, als die Reiſenden gemeiniglich zu thun pflegen, und um dieſer Urſache willen kann es den Liebhabern der Landbeſchreibung nicht anders als angenehm fallen, wenn ſie eine Nachricht davon erhalten. Nachdem er ſich mit Lebensmitteln verſorget hatte: ſo reiſte er den 26ſten des Chriſtmonates ab, und kam dieſen Tag nicht weiter als dreyßig Lys, nämlich bis nach Serimi. Den folgenden machte er funfzig bis nach Chiangutu. Den 28ſten befand er ſich nach geendigten achtzig Lys noch ſo weit von der Stadt, dahin er heute zu kommen gedachte, daß er lieber die Nacht am Ufer zubringen, als im Dunkeln fahren und ſich in Gefahr begeben wollte. Eben ſo viele Lys machte er den 29ſten bis Xopu, und den folgenden Tag abermals bis nach Chiakianxyen, einer Stadt, die bis an den Gipfel des Gebirges mit einer Ringmauer umfaſſet iſt. Den 31ſten brachte ihn ein Nordwind hundert und vierzig Lys weit, bis nach Kinangfu. In dieſer Stadt war ein Franciſcaner Miſſionarius, Namens Pater Ybanes, welcher zu ihm in ſeine Barke kam, und bis in die ſpäte Nacht bey ihm blieb.

1696.

Sonntags den 1ſten Jenner im Jahre 1696 legte er fünf und achtzig Lys zurück, und kam auf den Abend nach Jaynfu. Den folgenden Tag blieb er nach geendigten ſiebenzig Lys an der Ringmauer von Pekiazun über Nacht. In dieſer Gegend iſt der Fluß Nanganfu ſehr ſeicht, ungeachtet er zu Cancheufu noch einen anderen zu ſich nimmt. Den 3ten blieb man nach gemachten hundert und zwanzig Lys bey Huenlon, und den 4ten bey Tankian, wiewohl man nur ſiebenzig zurückgelegt hatte. Den 5ten machte man nur neunzig, und erreichte Cancheofu bey guter Zeit. Weil an dieſem Orte einige Miſſionarien nebſt einer blühenden Gemeine waren: ſo wollte Careri ſie beſuchen. Superior war der Pater Brillon, ein franzöſiſcher Jeſuit; unter ihm ſtunden der Pater Provana von Turin, der Pater Van der Ruk, ein Niederländer, und der Pater Amiani, ein Piemonteſer. Sein Vergnügen, gute Freunde von dergleichen außerordentlichem Verdienſte zu ſehen, war ungemein. Weil den folgenden Tag das Feſt der Erſcheinung Chriſti einfiel: ſo entſtund ſchon dieſen Abend ein großer Zulauf von chineſiſchen Chriſten in der Kirche, da ſie ihre Muſik und Inſtrumente die ganze Nacht durch erſchallen ließen. Careri begieng das Feſt mit den Miſſionarien, und beſtieg den 7ten Nachmittages ſeine Barke wieder.

Jeſuiten zu Cancheofu.

Wegen

---

u) A. d. 484 S.

x) Für jede Sänfte mußte er hundert und ſechzig

Gemelli Careri 1696.

Tempel zu Namen.

Wegen der vielen Krümmungen des Fluſſes konnte er dieſen Tag nicht mehr als zwanzig Lys machen. Er blieb alſo zu **Namen**, welches die Vorſtadt von **Cancheofu** iſt, aber zu Lande eine wälſche Meile davon liegt. Bey dem Anblicke eines ſchönen Tempels, welcher auf einer ungeheuer großen Ebene ſteht, vergaß er alle Müdigkeit, und ließ ſich dahin führen. Hier ſah er zuerſt ein großes Götzenbild, mit einem Schwerdte in jedweder Hand. Zwey andere bey ſelbigem befindliche Bilder waren, wie es ſchien, nur da, um ihm aufzuwarten. Nachgehends gieng er durch einen großen Hof in einen anderen Tempel, darinnen er ebenfalls ein großes aber reich vergoldetes Bild mit einem Schwerdte in der Hand, und zu ſeinen Füßen noch zwey andere Bilder zu ſehen bekam. An beyden Seiten der Thüre ſtunden einige bewaffnete und ungeſtalte Bilder in Rieſengröße, als ob ſie den Eingang bewacheten.

Nangafu.

Den 8ten kam er nach zurückgelegten achtzig Lys nach **Kiunion**, einer Stadt mit einer ſtarken Beſatzung. Sie liegt am Paſſe des Gebirges **Nangafu**; der Fluß windet ſich ſchlangenweiſe durch dieſe Gegend, auf welche Weiſe der Weg zu Waſſer noch einmal ſo lang wird, als zu Lande. Den 9ten führete ihn eine abermalige Reiſe von achtzig Lys nach **Lanzun**, darinnen gleichfalls Beſatzung liegt, den folgenden Tag legete er die bis **Nanganfu** noch übrigen ſiebenzig Lys zurück. Hier empfing er ſo große Höflichkeit von einem mexicaniſchen Miſſionario, Namens Pater **de la Pinnola**, daß er ſich leicht bereden ließ, ein Paar Tage da zu bleiben. Weil der Fluß hier allzubeſchwerlich zu beſchiffen war: ſo mußte er eine Tagereiſe zu Lande machen. Er miethete demnach drey Sänften, und verſchiedene Träger für ſein Geräthe x). Den 12ten trug man ihn mit großer Mühe über einen ſteilen Berg. Mitten auf ſelbigem ſteht ein Tempel, und dienet zwoen Landſchaften zur Gränzſcheidung. An dieſem Orte wird der Unterkönig, der General der tatariſchen Kriegesvölker, und der Befehlshaber der chineſiſchen, eingeſetzet, man überreichet ihnen nämlich die Siegel, welche durch Abgeordnete von Canton dahin gebracht werden. Das Gebäude ſelbſt, iſt mit vielen Bonzen angefüllet, und hat zwey Stockwerke, oder zween Tempel einen über dem andern. In dem untern ſitzt ein rieſenmäßiges vergoldetes Bild ohne Bart. Steigt man die Treppe hinauf, ſo kömmt man in den obern Tempel, darinnen gleichfalls ein Bild, mit einer Krone auf dem Haupte, und einem königlichen Mantel auf den Schultern zu ſehen iſt. Zwey andere bücken ſich zu ſeinen Füßen. Zu ſeiner rechten ſteht ein Bild des **Chianlaoie**, eines alten berühmten Mandarins, den man heutiges Tages als den Beſchützer der Gerichtshöfe verehret.

Mexicaniſcher Miſſionar.

Careri beſuchet einen Tempel.

Chineſiſch Baumöl.

Sowohl auf dieſem, als auf dem bey **Nanyunſit** liegenden Berge wachſen viele Stauden, mit einer runden ſchwarzen Frucht in der Größe einer Nuß, **Muzu** genannt. Dieſe Frucht hat Kerne, daraus die Chineſen ein vortreffliches Oel, welches ſie zum Unterſchiede von einer Menge anderer aus Kräutern und allerley Samen gepreſſeter Oele, die man bloß in der Lampe gebraucht, **Muyeu**, das iſt, Baumöl nennen.

Pracht einer chineſiſchen Frau vom Stande.

Als Careri den Berg herab kam, ſo begegneten ihm viele vornehme Perſonen, abſonderlich die Gemahlinn eines großen Mandarins, welche zu ſeiner großen Verwunderung eben ſolche Ehrenbezeugungen genoß, als man nach ſeiner Meynung nur Mannesperſonen erweiſen ſollte. Vor ihr her ritten viele Perſonen zu Pferde, imgleichen einige Gerichtsbeamten, mit ihren Stäbchen in der Hand, und nöthigten alle Vorbeyreiſende, ſie

---

zig Ziens, für jeden Träger achtzig Ziens bezahlen. Ein Piaſter gilt zu **Nangafu** tauſend und etliche Ziens.

mochten zu Pferde, oder in einer Sänfte ſeyn, ſo lange ſtille zu halten, bis ſie vorbey war. Sie ſelbſt wurde von acht Kerln in einem koſtbaren Palankin getragen, worauf ihr Frauenzimmer in einigen andern folgete. Ungeachtet nun Careri ſowohl hier, als bey der Mittagsmahlzeit aufgehalten wurde: ſo erreichte er doch Nanyunfu zwo Stunden vor einbrechender Nacht. Allein, er meldet auch zugleich, ein chineſiſcher Sänftenträger weiche an Geſchwindigkeit keinem tatariſchen Pferde. Sie laufen, wie er ſaget, im Trabe, und legen alle Stunden fünf wälſche Meilen zurück. Nebſtdem beträgt dieſe Tagereiſe, ungeachtet man zwölf Meilen dafür rechnet, nicht mehr, als achte, oder welches einerley iſt, hundert und vier Lys. Es geſchieht dieſes, den Curiers zum Beſten, auf allen Hauptſtraßen durch ganz China. An einem Orte ſind die Lys länger, am andern kürzer *y*).

Mißionar zu Nanganfu.

Der zu Nanganfu befindliche Mißionar, Pater de Rebeira, begegnete dem Careri mit erſinnlicher Höflichkeit und Freundſchaft: allein, weil man die Ankunft vieler hohen Reichsbeamten vermuthete: ſo konnte er ihm keine Barke für einen andern, als theuern Preis ausfindig machen. Die einzigen Schiffleute, die ihn führen wollten, waren zwo Frauen, mit ihren Kindern auf den Rücken. Dem ungeachtet ruderten ſie den andern Tag in dieſem Zuſtande zu ſeiner größten Verwunderung eben ſo ſtark, als die beſten Kerl. Nachdem er zwo Brücken, über welche man aus der Stadt in zwo kleine Vorſtädte geht, vorbey war: ſo machte er noch zwanzig Lys, und mußte wegen einfallender Nacht zu Peyentau bleiben. Den 14ten legete er ſechzig Lys zurück. Weil er keine andere, als eine große Barke hatte bekommen können: ſo mußte er überall, wo ſeichtes Waſſer war, ſtille halten. Den 19ten war die Tagreiſe bis nach Sin-chian-chieny eben ſo kurz, als die geſtrige, bis nach Xuatan geweſen war. Nachgehends aber wurde der Fluß tiefer, weil zu Kiankeu ein anderer vom Gebirge herabkommender Fluß in ihn fällt.

Chiacheufu.

Careri kam nach zurückgelegten hundert und zwanzig Lys bey guter Zeit nach Chiacheufu, und begab ſich ſo gleich nach dem Mißionshauſe, darinnen aber nur ein einziger Mißionar war. Den folgenden Vormittag beſah er die Stadt. Der Umfang ihrer Ringmauer, ohne die Vorſtädte zu rechnen, beträgt etwa vier wälſche Meilen. Sie hat lange, gerade, wohlgepflaſterte, und von reichen Kaufleuten bewohnte Straßen. An ihrer Mittagsſeite läuft ein von Weſten kommender ſchiffreicher Fluß vorbey, und vereiniget ſich mit dem großen. Careri ſtieg um den Mittag wieder in ſeine Barke, fuhr aber nur vierzig Lys weit, bis an das Dorf Peru. Freytages, den 20ſten kam er hundert und zwanzig Lys weit, bis an den Schlagbaum zu Vanfucan, und den folgenden Tag führeten ihn hundert und vierzig bis nach Xiakeu. Den 22ſten fuhr er durch den zweyten Paß des Gebirges, auf welchem mitten zwiſchen den Felſen und unter den ſchattichten Bäumen, ein großer und viele kleine Tempel zu ſehen waren. Careri befand die Hitze, ungeachtet es mitten im Winter war, ſehr groß, ſchreibt aber dieſe Abwechslung der ſehr unterſchiedenen Witterung in China zu. Von dem Gebirge bey Pekin bis nach Nanganfu empfindet man eine durchdringende Kälte, hingegen fällt von beſagter Stadt, bis an die ſüdliche Küſte, die Hitze beſchwerlich. Gegen Abend ſah Careri mit Verwunderung drey prächtige Barken, darinnen einige hohe Mandarinen ſaßen, vorbey fahren. Er bemerket dabey, die Mißionarien wären genöthiget, eben dergleichen Hochmuth zu treiben, wofern ſie anders ihr Geſchäfft mit Ehren, ja auch mit Segen zu treiben begehreten, indem die chineſiſchen Chriſten dergleichen äußerlichen Schein ungemein ergeben wären *z*). Nach einer Tagreiſe von hundert und vierzig Lys erreichte er Quantikeu.

y) A. d. 487 S.

z) A. d. 490 S.

Gemelli Careri 1696.

Scutan.

Größe und Reichthum der Stadt Fachiau.

Den 23ſten war die Hitze unleidlich. Dem ungeachtet führeten die beyden Weiber, welche Careri ſtatt der Schiffleute bey ſich hatte, ihn bis nach Lichiven, das iſt hundert Lys weit. Unterwegens ließ er die Stadt Scutan auf der linken Seite. Sie iſt ungemein volkreich, und rings herum ſtehen viele Bäume. Den folgenden Tag, machte man ſich vier Stunden vor Sonnenaufgange auf den Weg, damit man Quancheufu, oder Kuancheufu, welches die Portugieſen Canton benennet haben, noch bey guter Zeit erreichen möchte. Ehe noch die Sonne aufgieng, ſtieg Careri zu Fuchian aus ſeiner Barke, nahm eine Sänfte, und ließ ſich zu dem Pater Capaccio, einem Jeſuiten und Haupte dieſer Mißion, tragen. Allein, er mußte wohl drey wälſche Meilen zurück legen, ehe er an ſein Haus kommen konnte. Unterwegens ſah er auf beyden Seiten nichts, als allerley Werkhäuſer, und wohlangefüllete Kaufläden, in welchen alle Reichthümer von ganz China beyſammen zu ſeyn ſchienen. Dieſe Stadt, welche keine Ringmauer hat, folglich in Wälſchland nur ein Dorf vorſtellen würde, hat fünf wälſche Meilen in die Länge, und drey in die Breite. Es läuft ein Fluß durch, und iſt die Anzahl der Barken nicht geringer, als der Häuſer. Sie wird von einem Mandarin regieret, der aber unter dem Landgerichte zu Canton ſteht. Alle Mißionarien verſichern einhällig, es wohne über eine Million Menſchen darinnen *tz)*.

Man wundert ſich Careri wieder zu Canton zu ſehen.

Careri konnte es nicht anders machen, er mußte, um ſeine letzte Tagereiſe, welche achtzig Lys betrug, zu machen, wieder in die Barke ſteigen. Des Abends kam er nach Canton. Die Mißionarien vom Franciſcanerorden hatten bereits alle Hoffnung, ihn wieder zu ſehen, verloren. Sie beſorgeten, man würde ihn entweder unterwegens, oder auch in Pekin ſelbſt bey dem Kopfe genommen haben, abſonderlich da er für ſeine Perſon kein chineſiſch, ſeine beyden chineſiſchen Bedienten aber, bloß portugieſiſch verſtunden, folglich es ihnen unmöglich zu ſeyn ſchien, daß er bey ſo oftmaliger Abwechslung der Barken ſich verſtändlich machen, und ſein verwegenes Unternehmen rechtfertigen könnte. Allein, es überzeugete ihn, wie er ſaget, die Erfahrung, daß der gemeine Wahn die Gefahr allezeit für größer anſehe, als ſie in der That iſt. Er rechnet von Nankianfu bis nach Canton zwey tauſend hundert und neun und ſiebenzig Lys; welche nebſt den drey tauſend zwey hundert und dreyzehn von Pekin nach Nankianfu, für die ganze Reiſe fünf tauſend drey hundert und zwey und neunzig Lys, oder wie er ſaget, vierzehn hundert und zwey wälſche Meilen betragen *a)*.

Was ihn bewegt, nach Macao zu gehen.

Nach ſeiner Ankunft zu Canton war er zwar Willens, nach Emoy in der Landſchaft Fokien zu gehen, und daſelbſt auf ein nach Manilla abgehendes Schiff zu treten. Weil er aber Nachricht bekam, es liege ein Schiff aus den philippiniſchen Inſeln in dem Hafen zu Macao: ſo fiel es drey ſpaniſchen Kaufleuten aus beſagten Inſeln, welche für hundert und achtzig tauſend Piaſters Waaren in China eingekauft hatten, nicht ſchwer, ihm dieſe Gelegenheit beliebt zu machen. Sie konnten ſein Glück, oder ſeine Verwegenheit nicht begreifen, indem er, ohne das geringſte für einen Reiſepaß zu bezahlen, erſtlich nach Canton, und ſodann gar nach Hofe gereiſet war; dahingegen ihnen der Xupu, oder Zolleinnehmer für den bloßen Einlaß zu Canton dreyßig Piaſter abgenommen hatte. Wenig Tage nach ſeiner Ankunft, reiſete Herr de Seſſe, ein franzöſiſcher Prieſter und apoſtoliſcher Mißionar in China, nach Europa ab *b)*.

---

tz) A. d. 492 S. *a)* A. d. 493 S. *b)* A. d. 494 S.

Gemelli Careri 1696.

Careris Beobachtungen zu Canton.

Indem Careri etliche Wochen zu Canton verweilen mußte: ſo ſah er das Neujahrfeſt mit an, welches die Chineſer, wie er ſaget, den nächſten Neumond am 5ten des Hornungs, und im funfzehnten Grade des Waſſermannes begehen, darum weil dieſes Zeichen die Entfernung des Wendepunctes vom Gleichpuncte, in zwo gleiche Hälften theilet. Nach ihrem Vorgeben tritt die Sonne denſelbigen Tag in ein Zeichen, das ſie Lic-chium, oder Auferſtehung des Frühlings nennen. Es fielen noch viele andere Luſtbarkeiten vor, dabey dem Careri die Zeit nicht lang wurde; abſonderlich bewunderte er das Laternfeſt, davon wir in der Beſchreibung von China einen leſenswürdigen Abriß mitgetheilet haben. Careri bedauerte nur, daß er bey dieſem anmuthigen Feſte nicht auf einem ſo hohen Thurme ſtund, von welchem er das ganze Reich auf einmal zu überſehen vermocht hätte. Denn, ſaget er, da alle und jede Einwohner dieſes ungeheuren Landes ausgemalte Laternen anzünden, und Feuerwerke ſpielen, welche allerley Thiere vorſtellen, ſo würde er ſeines Erachtens die allerſchönſte Erleuchtung, die ſich der menſchliche Verſtand vorſtellen kann, erblicket haben *c*).

Zuſtand des Caſtells zu Macao.

Als er, um ſich einzuſchiffen, nach Macao kam: ſo führete ihn ſeine Neugierigkeit zu dem berufenen Nordcaſtelle. Aber der Hauptmann, welcher damals die Wache hatte, ließ ihn nicht hinein. Er beklagete ſich darüber gegen andere Portugieſen; die ihn damit tröſteten: „der Hauptmann hätte ihm den Eintritt keinesweges aus Verachtung, ſondern „aus kluger Vorſichtigkeit unterſaget, damit ihm nämlich der ſchlechte Zuſtand des daſigen „Geſchützes nicht in die Augen fallen möchte. Denn es wären nur wenige und meiſt unbrauchbare Stücke vorhanden, welches von dem Verfalle der Stadt herrühret *d*).

Grüne Inſel gehöret den Jeſuiten.

Eine wälſche Meile weit von Macao hat die Natur eine kleine Inſel angeleget, welche die grüne heißt, und den Jeſuiten gehöret. Ihr Umkreis beträgt nur eine wälſche Meile; zwar iſt ſie weiter nichts, als ein dürrer Felſen, dem ungeachtet haben die Jeſuiten ein bequemes Luſthaus dahin gebauet, und um ſelbiges einige Obſtbäume gepflanzet. Careri fuhr in einer Barke hinüber, und fand einen Bruder beſagten Ordens daſelbſt, welcher wegen ſeiner vielen Abentheuer nicht weniger Achtung verdienete, als wegen ſeines Bekehrungsamtes. Careri vernahm von ihm mit vielem Vergnügen die Beſtätigung eines unerhörten Zufalles, den er auf anderer Leute Zeugniß für wahr zu halten, bisher noch immer angeſtanden hatte. Nur drey Jahre vorher, lief eine Patache von der Küſte Coromandel, aus dem manilliſchen Hafen Cavite, und hatte nebſt dem Jeſuiterbruder, noch ſechzig Mann, theils Heiden und Mohren, theils Portugieſen am Borde. Weil nun der Steuermann die beyden Sandbänke bey den calamianiſchen Inſeln nicht kannte: ſo lief er unverſehens auf eine, daran das Schiff ſcheiterte. Von den Reiſenden kamen einige in dem Waſſer um, andere hatten das Glück, ſich auf dem Sande gegen die Wellen feſt zu halten, und ſetzten hernach in einem großen Koſten, oder bretternen Verſchlage, der

Erſtaunliches Abentheuer.

---

c) A. d. 511 S.

d) Careri tadelt bey dieſer Gelegenheit diejenigen, welche um eben dieſe Zeit in die Welt hineingeſchrieben, die Stadt Macao ſey noch ungemein reich, und habe dem Könige Johann dem IV von Portugall eine große Summe Geldes, imgleichen zweyhundere metallene Stücke zum Geſchenke überſchicket. „Joſeph von der heil. Thereſe hatte „ſich dieſes vermeyntliche Geſchützgeſchenk dermaßen feſt in den Kopf geſetzet, daß er, um die Wirklichkeit deſſelbigen zu behaupten, wer weis was, „vorgegeben hätte. Es gehörete aber ſelbiges mit „den dreytauſend Stücken, welche nach ſeinem „Vorgeben die Portugieſen bey Eroberung Malacca in dieſer Stadt fanden, in einerley Reihe „der Dinge. Wer hat je dergleichen gehöret? „Denn

Gemelli Careri 1696.

der ihnen in die Hände fiel, auf etliche mal in die nächſte und nur zwo wälſche Meilen entfernete Inſel über. Allein, weil ſie kein Waſſer darauf fanden: ſo machte ihnen der glücklich abgelaufene erſte Verſuch den Muth, in eine andere wenigſtens drey wälſche Meilen entfernete Inſel zu fahren. Sie kamen auch nach und nach wirklich dahin. Ihr neuer Aufenthalt war ungemein niedrig, ſehr klein, und hatte eben ſo wenig Holz und Waſſer, als die vorige Inſel. Der heftige Durſt nöthigte ſie vier Tage lang, Schildkrötenblut zu trinken. Endlich machte ſie die Noth ſo klug, daß ſie Bretter von ihrem Kaſten nahmen, und damit nach Waſſer gruben. Sie fanden es auch, in einer mit der See waſſerrecht laufenden Tiefe. Zwar ſchmeckte es etwas ſalzig, ſchadete aber doch ihrer Geſundheit nicht das geringſte. Die Vorſehung verſorgete ſie reichlich mit Schildkröten, indem dieſe Thiere eben damals den Strand beſuchten und ihre Eyer legeten. Dieſe Umſtände machten ſie ſich zu Nutze, und fiengen ſo viele, daß ſie ein ganzes halbes Jahr davon lebeten. Als dieſer Vorrath ein Ende nahm: ſo kam eine Gattung großer Seevögel, von den Portugieſen Paxaros Bobos, oder dumme Vögel genannt, auf die Inſel, und wollten daſelbſt brüten. Von dieſen ſchlugen ſie mit den Kaſtenbrettern ſo viele todt, daß ſie wieder ein halbes Jahr lang zu leben hatten. Dergeſtalt nähreten ſie ſich von einem halben Jahre zum andern, bald mit Schildkröten, bald mit den Paxaros Bobos, wiewohl ſie freylich das Fleiſch nicht anders, als durch bloßes Trocknen an der Sonne zurichten konnten. Ihre Anzahl belief ſich auf achtzehn Mann. Als mit der Zeit ihre Kleider zu Grunde giengen: ſo zogen ſie den Vögeln die Haut ab, und näheten ſie mit einigen Nadeln, die ſie bey ſich hatten, zuſammen. Den Faden dazu gaben einige in dieſer Wüſte hin und wieder zerſtreuete kleine Palmbäume her. Gegen die Winterkälte gruben ſie mit ihren Händen einige Hölen, und krochen hinein. Dieſes Leben dauerte ganzer ſieben Jahre, ohne die geringſte Veränderung. Zwar ſahen ſie unterdeſſen manches Schiff vorbey fahren, es wollte ihnen aber, alles Schreyens und Winkens ungeachtet, kein Menſch zu Hülfe kommen, weil kein Steuermann ſich zwiſchen die Sandbänke und Untiefen wagen wollte. Ja, die See warf in dieſer langen Zeit ſo viele Bretter und und andere Schifftrümmer an ihre Inſel, daß ſie leicht ſchließen konnten, es müßten die Schiffbrüche an dieſen Eylanden nichts ſeltenes ſeyn, noch dieſes Unglück nur ſie allein betroffen haben. Gleichwohl bemerketen ſie, daß die Vögel ſchüchtern wurden, und nicht mehr in ſo großer Anzahl, als ehedem, auf die Inſel kamen. Zwo Perſonen ſtarben; die übrigen ſahen mehr Geſpenſtern, als einem lebendigen Geſchöpfe gleich. Endlich trieb ſie die Verzweiflung zu dem Entſchluſſe, dem elenden Leben einmal ein Ende zu machen, und durch eine beherzte Unternehmung entweder ein beſſeres Schickſal, oder den Tod zu finden. Sie ſtümperten demnach aus allerley von der See ausgeworfenen Brettern, eine Barke, oder vielmehr einen Kaſten zuſammen, und kalfaterten ihn mit einem Miſchmaſche von Vogelfedern,

---

„Denn zu geſchweigen, daß kaum viele der allerbeſten Feſtungen in Europa zuſammen genommen, „eine ſolche Menge Geſchütze aufzuzeigen im Stande ſind: ſo war Malacca damals weiter nichts, „als ein kleines Dorf, voll ſchlechter von Leimen, „Holz und Palmblättern erbaueter Hütten, ja es „iſt das Schloß ſelbſt, das die Portugieſen nachgehends an dieſem Orte aufführeten, dermaßen „klein, daß nicht einmal ſo viel Stücke Raum darinnen hätten, es wäre dann, man wollte ſie auf „einander ſchichten. Unterdeſſen fährt Careri „fort, kann jedweder ſchreiben was er will, es folge „auch nicht, daß eine Perſon, welche zuweilen in „Irrthum verfällt, die Wahrheit gar in keinem „Stücke ſchreibe„. A. d. 530. 531 S.

Gemelli Careri 1696.

dern, Sand und Schildkrötenfette. Aus den Sehnen der Schildkröten machten ſie Seile, und aus zuſammengeflickten Vogelhäuten, Segel. In dieſem elenden Fahrzeuge, und ungeachtet ſie nicht einmal mit Vögeln, Schildkröten und Waſſer hinlänglich verſorget waren, ſtießen ſie vom Lande, und überließen ſich der Führung des Himmels. Acht Tage lang ſchwebeten ſie auf dem Waſſer herum, ohne zu wiſſen, wo ſie eigentlich ſeyn möchten, noch wohin ſie Wind und Wellen führeten? Endlich kamen ſie an die Inſel Aynan. Als die Einwohner ſechzehn ſolche erſchreckliche Geſtalten ans Land treten ſahen: ſo ergriffen ſie alle mit einander die Flucht: doch, als ſie ihr ausgeſtandenes Unglück vernahmen: ſo ließ der daſige Mandarin ihnen nicht nur alles benöthigte reichen, ſondern er verſchaffete ihnen auch Gelegenheit, zu den Ihrigen zu kommen. Als die Portugieſen nach Macao kamen: ſo fand einer unter ihnen mit größter Verwunderung ſeine wertheſte Ehegattinn, die ihn längſtens todt zu ſeyn geglaubet hatte, mit einem andern verheirathet. Unterdeſſen ließ er ſich leicht bereden, ihr dieſe Uebereilung zu verzeihen, indem ſeine ſiebenjährige Abweſenheit kein Verbrechen daraus machen ließ. Als der Bruder Heidenbekehrer dem Careri dieſe Geſchichte erzählete: ſo war er ſelbſt noch im Begriffe, ſich auf der grünen Inſel von dem ausgeſtandenen Elende zu erholen, und die ehmaligen Kräfte zu gewinnen e).

Wie ſchwer es falle von Canton wegzukommen.

Als die philippiniſche Patache unter Segel gehen wollte f): ſo erfuhr ihr Befehlshaber, **Don Antonio Baſarte**, wie ſehr das Anſehen der portugieſiſchen Nation in China gefallen ſey, indem es viele Schwierigkeiten ſetzete, bis er die Erlaubniß, den Anker zu lichten, erhielt. Zwar hatte es ihm der Statthalter zu Macao erlaubt; doch darnach frageten die Chineſen nicht. Er machte alle erſinnliche Vorſtellungen, er gab den Herren Zollbeamten eine Menge gute Worte; alles vergeblich. Das einzige Mittel war, ihnen über die gewöhnliche Gebühr noch etwa funfzig Duplonen in die Hand zu drücken. Dem ungeachtet kamen ſie auch an dem Abfahrtstage noch an Bord, unter dem Vorwande, ſie müßten ſehen, ob man nicht etwa Landeskinder entführe, oder etwa gelbe Seidenzeuge und andere Waaren, darauf ein Drache mit fünf Klauen befindlich ſey, mit wegnehmen wollte. Die Kaufleute hatten dergleichen wirklich, und mußten dafür wacker in die Büchſe blaſen. Endlich lief das Schiff mit Hülfe der Piaſter glücklich aus dem Hafen.

Weg von Canton nach den philippiniſchē Inſeln.

Indem dieſe Reiſe außerdem nichts merkwürdiges hat: ſo wollen wir bloß diejenigen Umſtände, welche der Schiffahrt nützlich ſeyn können, hier beybringen. **Baſarte** gieng Dienſtages den 10ten April unter Segel; den folgenden Tag hatte er alle Gaten dieſer Inſeln zurück geleget, und war auf offener See; noch ſelbigen Abend lief er einen weißen und wegen vieler daran geſcheiterten Schiffe beſchriebenen Felſen vorbey. Bis hieher hatte er zu Vermeidung der Untiefen, welche ſich über zwölf wälſche Meilen weit ins Meer erſtrecken, beſtändig nach Oſten gehalten: aber nun ſteuerte er Oſtſüdoſt, welches der richtige Weg nach Manilla iſt. Allein, bald hatte man widrigen Wind, bald Windſtille,

---

e) Ebendaſ. a. d. 534 und vorhergeh. S.

f) Careri hält es für ſeine Pflicht, die Welt noch zu guter letzt, ehe er China völlig verläßt, zu warnen: ſie möchte dem Verfaſſer der holländiſchen Geſandtſchaft nach China keinen Glauben beymeſſen, wenn er höchſt ehrenrührige Dinge von dem chineſiſchen Frauenzimmer ſchreibt. „Es muß „ihm fürwahr geträumet haben, wenn er vorgiebt, „es gebe in China öffentliche Huren, und würden „ſie von den Hurenwirthen auf einem Eſel in der „Stadt herum geführet, und dabey ausgerufen: „Wer hat Luſt? Wer hat Luſt? Eben wie man „etwa Pommeranzen ausruft. Ja, der Mann „hat ſich in die Träumerey ſo weit vertiefet, daß

Gemelli Careri 1696.

alſo, daß man neun ganzer Tage, das iſt, bis auf den 21ſten nicht ſonderlich weit fortkam. Nachgehends veränderte ſich zwar wohl Wind und Strom zuweilen, man erblickte aber doch den 27ſten das Land **Jloccos**, welches zur Jnſel Manilla gehöret. Den 28ſten ſegelte man an der Küſte dieſer Jnſel hin, und entdeckte den folgenden Tag das Vorgebirge **Bolinao** nebſt **Pangaſinan**, der Hauptſtadt dieſer Landſchaft. Den 29ſten blieb man noch immer neben der Küſte: allein, die drey folgenden Tage war der Wind ſtill, und man hatte große Mühe, zwiſchen zwey Eyländchen, **las dos Ermanas**, oder die beyden Schweſtern genannt, vorbey zu kommen. Den 2ten May war man vor **Praya Onda**. Die Spanier haben hier eine Schanze mit zwanzig Mann, nebſt einem Dominicanerkloſter zu Bekehrung der Heiden. Den 3ten ſah man auf der Seeſeite eine große Menge in die Luft aufgeſtiegenes Waſſer, welche Erſcheinung von der Waſſerhoſe unterſchieden iſt, und von den Spaniern **Manga** genennet wird. Zwar behaupten einige, wie Careri ſaget, „ſie entſtünde eben alſo wie der Regenbogen; doch wollten ſie nicht zugeben, daß ſie aus „größern Tropfen beſtehe *g*)„. Sie war gleichſam der Vorbothe eines heftigen Sturmes, welcher ſeinen Anfang um Mitternacht nahm, bis an den folgenden Mittag dauerte, und die Patache in große Gefahr ſetzete. Endlich ſegelte man das Vorgebirge vorbey, das wegen zweener kleinen Felſen, daraus ſeine Spitze beſteht, und die ſich weit ins Meer hinein erſtrecken, den Namen **Caponer** trägt. Den Abend warf man den Anker vor der Bay **Mariuman**, in welche es wegen vieler Untiefen ſehr gefährlich einzulaufen iſt. Noch mußte man das Vorgebirge **Batan** vorbey, wornach man gewiſſe Klippen **las Porcas y Porquitas**, das iſt die Schweine mit den Ferkeln genannt, antrifft. Es ſind zween große und fünf kleine Felſen, und liegen ſie nicht weit von der Jnſel **Mirabila**, oder **Maribales**, und von noch einer andern **la Monja**, oder die Nonne genannt. Jſt man dieſe Klippen vorbey, ſo läuft man in das Gat zwiſchen der Jnſel Maribales, und der Teufelsſpitze. Nun ſollen zwar die daſigen Einwohner eine Seeleuchte anſtecken, damit die Schiffe bey finſterer Nacht dem Lande nicht zu nahe kommen. Allein, weil ſie wegen allzugroßer Dunkelheit die Patache nicht wahrzunehmen vermochten: ſo ließ Baſarte ſelbſt Laternen aufſtecken, worauf unverzüglich ein Lootsmann an Bord kam. Man rückte hierauf die ganze Nacht fort, und war mit Anbruche des Tages vor dem Schloſſe zu **Cavite** *h*).

Careri kömmt nach Manilla.

Careri fand bey ſeiner Ankunft, daß man zu Manilla den Montag und 7ten May zählete, dahingegen es nach ſeinem Tagebuche der Dienſtag und 8te May war, und machet er darüber die gewöhnliche Anmerkung aller Reiſenden.

Er brachte in dieſer berühmten Stadt beynahe zween Monate zu, und beſchäfftigte ſich mit Sammlung derjenigen Nachrichten, die in der Beſchreibung der philippiniſchen Jnſeln, ihrem Verfaſſer Ehre gemacht haben. Jndem nun ſeine fernere Reiſe einen ſehr merkwürdigen Artikel ausmachet, indem wir ſonſt kein einziges Tagebuch, das die Fahrt von

---

„ein ſolches Weibesbild in Kupfer ſtechen und in „ſein Buch ſetzen ließ. Gewiß iſt, daß ich in keinem Königreiche, noch Lande, da ich geweſen bin, „auch ſo gar bey den Mohren nicht, welche doch „weit viehiſcher, als andere leben, dergleichen niemals geſehen habe. Was China betrifft, ſo habe ich weder zu Pekin, noch zu Nankin von einem ſolchen Gewerbe das mindeſte vernommen, „vielweniger es geſehen. Der Pater Grimaldi, „welcher bey nur beſagter Geſandſchaft einen Dollmetſcher abgab, hatte wohl Recht, als er zu mir „ſagete, der Verfaſſer beſagter Nachricht habe „mehr Unwahrheiten, als Worte vorgebracht. A. d. 535 und 536 S.

g) V Th. a. d. 9 S.

h) Ebend. a d. 10 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1696.

Seine Anmerkungen über die Reiſe von den Philippinen nach Mexico.

von Manilla nach Mexico beſchriebe, in franzöſiſcher Sprache haben: ſo müſſen wir wegen einer Erzählung, welche mehr nützlich und merkwürdig, als angenehm iſt, mehr als jemals um Vergebung bitten. Wir wollen unſern Reiſenden den Abriß davon ſelbſt machen laſſen. „Keine Schiffahrt, ſaget er, iſt länger noch gefährlicher, als aus den philippiniſchen Inſeln nach America. Denn zu geſchweigen, daß man über eine ungeheuere „See, ja beynahe über die Hälfte der Erdkugel mit beſtändig widrigem Winde ſchiffen „muß; ſo hat man über dieſes immer einen ſchrecklichen Sturm nach dem andern „auszuſtehen; man hat mit tödtlichen Krankheiten zu kämpfen, als welche auf einer „Fahrt von ſieben bis acht Monaten, und von ſolcher Beſchaffenheit, wie dieſe, unmöglich ausbleiben können, indem man unter weit unterſchiedene Breiten und Gegenden kömmt, und bald vor Kälte zum Steine frieren, bald vor Hitze ſchmelzen „möchte, welche heftige Veränderung einen Menſchen zu Grunde richten könnte, wenn „er gleich von Stahl und Eiſen wäre. Wie gefährlich muß es nun um einen Menſchen ſtehen, welcher Fleiſch und Beine hat, ja was das ärgſte iſt, der auf der See keine „dienliche Lebensmittel genießt„ *i*). Es wird zwar ohne Zweifel verdrüßlich fallen, wofern wir alle Umſtände einer Reiſe, die Careri ſchon auf dem Titel langweilig und ſchrecklich nennet, anführen wollten. Es erfordert aber doch unſere Schuldigkeit, wenigſtens das merkwürdigſte und ſeltſamſte daraus beyzubringen.

Er reiſet von den Philippinen nach Mexico.

Weil die Einwohner zu Manilla von dem ſpaniſchen Hofe Erlaubniß erhalten hatten, gegen Erlegung vier und ſiebenzig tauſend Piaſter für jedwede Galione, zwo auszurüſten, eine mit Gütern zu befrachten, und ihr die andere zur Begleitung mitzugeben: ſo pflegeten ſie, zu Erſparung der Koſten, gar oft nur eine einzige abzuſchicken, ihr aber eine ſolche Größe zu geben, daß ſie wohl eine dreyfache Ladung einnehmen konnte. Aber die leidige Erfahrung lehrete, man könnte die Theile einer ſo ungeheuren Maſchine nimmermehr ſo feſt mit einander verbinden, daß ſie die unvermeidlichen gewaltſamen Stürme ausſtehen könnte, wenigſtens könnte man doch unmöglich gut dafür ſeyn. Man hatte nur allzuviele Beyſpiele von einem unglücklichen Erfolge. Im Jahre 1694 gieng die berufene Galione der **heil. Joſeph** genannt, die am Kiele zwey und ſechzig Ellen lang, und verhältnißmäßig breit war, mit Leuten und Gut zu Grunde. Dieſer Verluſt hatte die Einwohner zu Manilla alle mit einander ziemlich herunter gebracht; und da nachgehends die Galione il Santo Chriſto genannt, ebenfalls verunglückte, ſo kamen ſie vollends gar an den Bettelſtab. Nach dieſem gegebenen Lehrgelde konnten ſie ihre Handlung nicht einmal mehr fortſetzen, ſondern der Hof mußte, um die dem Könige zugehörigen Güter fortzuſchaffen, ein Schiff kaufen, das am Kiele fünf und vierzig Ellen lang, und zu Bagatao gebauet worden war.

Auf eben dieſem Fahrzeuge nun ſollte ſich Careri den 24ſten des Brachmonates, als der vom Hofe dazu feſtgeſetzten Zeit, nach Acapulco einſchiffen. Allein, als er gedachte, nun würde die Reiſe angehen: ſo ließ der General alle Steuerleute und übrige Schiffsofficier vor ſich kommen, damit er aus ihrem eigenen Munde vernehmen möchte, ob ſie das Schiff für einen guten Segler, und zur Reiſe nach Neuſpanien für tüchtig hielten? Die meiſten gaben darauf zur Antwort: es wäre überladen. Damit befahl er, die Hälfte der Reiſekiſten wieder auszuladen, das iſt, jedwedem

---

i) Ebend. a. d. 254 S.

Gemelli Careri 1696.

wedem, welcher zwo mitzunehmen gedachte, nur eine zu laſſen, imgleichen auch allen außerordentlichen Vorrath wegzuſchaffen. Man pfleget auf dieſer Fahrt ſo viel Waſſer, als die Menge der Leute und die Größe der Galione es leidet, in Krügen mitzunehmen, übrigens aber, weil kein Vorrath für eine Reiſe von ſieben bis acht Monaten jemals hinlänglich ſeyn kann, ſich auf das beſtändige Regenwetter zu verlaſſen. Allein, dieſes Jahr hatte man, nach Art der Mohren, auf den Seiten des Schiffes zween Waſſerbehälter, die bis auf den Boden des Fahrzeuges reichten, angebracht. Ungeachtet nun nichts gewiſſers zu ſeyn ſchien, als ſie würden erwünſchte Dienſte leiſten: ſo wurden ſie dennoch unter dem Vorwande, man müßte der Abſicht des Generals ein Genüge thun, eigentlich aber nur für eine größere Menge Kaufmannsgüter Platz zu machen, vernichtet, ohne dabey zu erwägen, daß man bey Verſorgung des Schiffes auf beſagte Waſſerkaſten Rechnung gemacht, folglich deſto weniger Krüge auf die Galione geſchaffet hatte, und daß es bey der noch übrigen kurzen Zeit, nicht wohl möglich falle, mehrere anzuſchaffen. Careri ſchreibt dieſes unredliche Verfahren den Officiern ſelbſt zu, weil ſie dem Verbothe des Hofes zuwider, viele Güter auf ihre eigene Rechnung mitnahmen, und ſich wenig darum bekümmerten, ob die Reiſenden nebſt dem übrigen Schiffsvolke auf der ungeheuer großen See Durſt ſterben könnten, oder nicht. Weil allemal eine große Anzahl ſpaniſche Kaufleute auf die philippiniſchen Inſeln kömmt, und dieſes Jahr nicht mehr, als ein einziges Schiff nach Acapulco abgieng: ſo hatten ſie ſich meiſtentheils ſchon ſeit einem Jahre um einen Platz auf ſelbigem bemüht, und alle ihre Gönner um Hülfe angeſprochen. Careri, ob er gleich ein Ausländer war, hatte doch dieſes Glück bloß dem Vergnügen zu danken, das der Statthalter der philippiniſchen Eylande aus ſeinen Geſprächen geſchöpfet hatte. Man hatte ihm das Kämmerchen gezeiget, darinnen, er nach ſeinem Ausdrucke, ein halb Jahr gefangen ſitzen ſollte. Allein, da ihn weder der General, noch ein anderer Schiffsofficier in die Koſt nehmen wollte: ſo mußte er ſich zu Cavite mit allerley Vorrathe verſorgen. Man bezahlet ſonſt für Kammer und Tafel gemeiniglich fünf bis ſechs hundert Piaſters: allein, weil er nicht an den Officiertiſch gelaſſen wurde: ſo durfte er für des Gutverwahrers Tiſch und für ſeine Kammer zuſammen, nicht mehr als hundert bezahlen k).

Abreiſe.

Den letzten des Brachmonates lichtete man die Anker. Allein, weil damals der Südwind blies, und drey ganze Tage anhielt: ſo konnte man in dieſer ganzen Zeit kaum drey Meilen zurück legen. Das ſüße Waſſer wurde auf der Galione ſchon ſo ſeltſam, daß man, um das ausgetrunkene zu erſetzen, die Schaluppe an die Quellen des Berges **Batan** ſchickte. Careri fuhr nebſt dem **Major Vincent Arambolo** zur Luſt mit dahin. Sie wähleten eine ſolche Stelle zum Ausſteigen, da ſie kein Pfeil der Schwarzen, welche in dem daſigen Gehölze unaufhörlich jagen, zu erreichen vermochte. Doch höreten ſie, nicht ohne Lachen, dieſe Kerl, um das Wild aufzutreiben, wie die Hunde bellen. **Arambolo** machte ſich kein Bedenken, in ihrer Geſellſchaft zu jagen, und es hinderte kein Menſch die Matroſen, ihrem Amte mit Waſſerfüllen ein Genüge zu thun. Weil der Südwind die ganze Woche fortblies, wobey man gewaltige Hitze und große Platzregen ausſtehen mußte: ſo konnte man die Anker erſt Mittwochs den 11ten lichten. Man lief zwiſchen der Inſel **Maribeles** und dem Berge **Batan** durch,

---

k) A. d. 250. 251 S.

Gemelli Careri 1696.

Inſulaner zu Mindoro haben Schwänze.

Varadero vejo.

durch, kam des Abends vor der Spitze **Maricondon** und **Simbones** vorbey, und entfernete ſich glücklich von der ſogenannten Unglücksklippe. Den 12ten zu Mittage, ließ man die wüſte Inſel Ambil hinter ſich, imgleichen die dabey liegende Inſel **Luvan**. Gleichfalls bekam man noch vor einbrechender Nacht das Vorgebirge des **heil. Jacobs**, welches die Mündung der balayanſchen Bay machen hilft, in den Rücken. Den 13ten fuhr man neben der Inſel **Mindoro**, und einer darauf befindlichen langen Gebirgreihe hin. Es wird ſelbige von wilden **Manghianen**, die man noch nicht bezwungen hat, bewohnet. Einige auf dem Schiffe befindliche Jeſuiten verſicherten den Careri, beſagte Eyländer hätten Schwänze einer halben Spanne lang *l*). Allein, dieſe Ungeſtaltheit, wofern ſie anders eine iſt, mache ſie im geringſten nicht etwa grimmiger. Sie treiben Handel mit andern zinsbaren Einwohnern beſagter Inſel, welche unter der Aufſicht der Auguſtinerbarfüßer in einigen Dörfern am Strande wohnen. Man tauſchet von dieſen **Manghianern** gegen Reiß und andere Waaren eine Gattung ſchwarzen Hanf, Ganuet genannt, imgleichen Gold, Wachs und Papagayen. Die Inſel iſt voll Büffel, Hirſchen und Affen, die man Heerdenweiſe am Strande erblickete. Den 14ten blieb man wegen des widrigen Windes den ganzen Tag bey der Inſel **Maricavan** vor Anker liegen; und als man unter Segel zu gehen verſuchete: ſo wurde man mit eben ſo großer Gewalt, als Gefahr, bis jenſeits des Jacobvorgebirges zurück gejaget. Man mußte viele Schläge machen, ehe man dieſes Vorgebirge wieder vorbey kommen konnte. Anfänglich ließ man eine kleine benachbarte Bay zur rechten; nachgehends eine etwas größere, **Varadero-vejo** genannt; ferner das Gat zwiſchen der Spitze **Mindoro**, und der Inſel **Maricavan**, unweit der Bay **Bagnan** auf Manilla, wo die Schanzen **Guarnio**, **Balaxivo** und **Batangas** ſtehen. Als man vor dem Vorgebirge vorbey war: ſo lief man in den **Varadero**. In dieſem Hafen leget jedwedes nach Mexico beſtimmtes Schiff vor Anker, und verſorget ſich mit Holze und Waſſer. Die Bay hat die Geſtalt eines halben Kreiſes, und wird theils durch einen gekrümmten Arm der Inſel **Mindoro**, theils durch einige andere Inſeln gebildet. Die größte Gefahr bey der Durchfahrt rühret von zween widrigen Strömen her; denn einer läuft gegen **Maribales**, der andere gegen das Gat des heil. Bernhards. Careri ſtieg in der Abſicht, die müßige Zeit mit der Jagd zu vertreiben, ans Land: er konnte aber unmöglich in die Wälder kommen, indem nicht einmal ein Hund in das dicke Gehölze eindringen kann.

Verſchiedene Inſeln.

Den 17ten, als man zweyhundert Waſſerkrüge gefüllet hatte: ſo gieng man mit einem friſchen Winde unter Segel, durch deſſen Hülfe man in kurzer Zeit unweit **Mindoro**, die ſieben kleinen **Bacoinſeln** zur rechten Hand liegen ließ. Sie ſind unbewohnet, aber ganz grün und angenehm zu ſehen. Nachgehends ließ man das Vorgebirge **Galvan** auf Manilla zur Linken. Gegen Abend fuhr man unweit der beyden Schweſtern, zwiſchen den zwo Inſelchen **Meſtre de Camp** genannt, durch, ſodann vor drey andern vorbey, welche die Unterkönige heißen, voll Bäume, aber nicht bewohnet ſind. Den 18ten lief man vor Tages mit eben ſo geringer Mühe zwiſchen den **Butonseylanden**, und der Inſel **Marinduque** durch. Es trägt dieſe Inſel, die man zur linken Hand läßt, eine Menge Früchte, und ungemein nahrhafte Wurzeln. An ihrer Spitze liegt ein Eyländchen, klein **Buton** genannt, und hinter ſelbigem noch eines

---

l) Es waren die Patres Grigoyen, Borgia und Martinez.

Gemelli Careri 1696.

eines, **Simarre** genannt, beyde werden von geſitteten Indianern bewohnet. Indem man beſtändig gegen Oſten hielt: ſo erblickte man zur rechten, wiewohl in einer großen Entfernung die Inſeln **Romblon**, **de las Tablas** und **Sibugan**, welche ſämmtlich bewohnet ſind. Dieſer ganze Weg iſt ein gefährlicher Irrgarten zwiſchen einer Menge Inſeln, und hat bis an dem Embocadero eine Länge von achtzig Meilen *m*).

Mittewochs den 16ten wurde man von einer Windſtille überfallen, welche den folgenden Tag fortdauerte. Aber am 18ten lief man durch die Straße zwiſchen den Inſeln **Borias** und **Masnate**. Es ſind ſolche wegen ihrer Goldbergwerke, und derjenigen ſeltſamen Vögelgattung, die bey uns **Tavons** heißt, berühmt. Von hier ſteuerte man nach der Inſel **Ticao**, ſegelte die ganze Nacht an ihrer Küſte hin, und warf zu frühe den Anker im Hafen des heiligen **Hyancinthi**, bey Surſegon. Der Befehlshaber zu Alvay ließ ſogleich eine Menge Lebensmittel an Bord bringen. Alle dieſe Inſeln ſind bewohnet, und mit Miſſionarien aus allerley Orden verſorget. Als die Galion in die Tienobay eingelaufen war, ſtieg Careri ans Land, und erblickte eine halbe Meile weit von der See die Ueberbleibſel von einem großen Dorfe, das ein Steuermann in ſeinem Grimme gegen die Einwohner weggebrannt hatte. Es ſtunden noch etwa dreyßig hölzerne Häuſer aufgerichtet. Die Kirche, und die Wohnungen der Miſſionarien ſind zwar eben ſo ſchlecht: allein, die Geiſtlichen halten ſich meiſtentheils in der Inſel Masnate auf; die Einwohner auf Ticao hingegen begeben ſich auf ihr Gebirge, und warten daſelbſt den Gannet- und Gavasbau ab.

Miſſionarien auf ſolchen.

Voritzt ließ der General ſämmtliche am Borde befindliche Reiſende durch die Muſterung gehen; denn weil jedweder dem Könige zwanzig Piaſter bezahlen muß, ſo wollte er mit eigenen Augen ſehen, ob niemand ohne ſeine Erlaubniß ſich eingeſchlichen habe? Man erwiſchte wirklich ſechzehn arme Tropfen, welche vermeynet hatten, man werde ſie unter der großen Menge nicht merken: allein, ſie wurden ohne Gnade und Barmherzigkeit ans Land geſetzet. Alle auf dem Schiffe noch übrige Perſonen beliefen ſich auf zweyhundert. Um auch die wenige Anzahl der Waſſerkrüge zu erſetzen, ließ der General fünfhundert Bambusröhre eines Schenkels dick, und acht Spannen lang abhauen und mit Waſſer füllen. Ueber dieſes hätte man die Galion wegen der großen Menge von allerley aus den benachbarten Inſeln dahin geſchafften Früchte für einen ſchwimmenden Garten, oder auch wegen der großen Anzahl Schweine und Hühner, die man unaufhörlich herbey brachte, für einen großen Viehmarkt anſehen ſollen *n*).

Gefahr bey dem Embocadero.

Der Wind blieb bis auf den 31ſten ſo widrig, daß man ſich nicht ehender, als an dieſem Tage, unterſtehen durfte, aus dem **Embocadero** zu laufen, indem man die Heftigkeit des Stromes nicht anders als mit Hülfe eines ſehr günſtigen Windes zu überwältigen vermag. Es iſt dieſes berufene Gat acht Meilen lang, und vier, fünf bis ſechs breit. Auf einer Seite wird es gleich einem Hofe von der manilliſchen Küſte, von den Inſeln Borias, Ticao und Masnate, von den ſechs oraniſchen Eylanden, welche unbewohnt ſind, von der Inſel Capul, oder wie die Indianer ſie nennen, **Ava**, von den Alaporesinſeln, und endlich von der palapiſchen Weſtküſte eingeſchloſſen. Auf der anderen Seite aber, von den Inſeln Maripipi, Tagapola, Mongol, Kamandon und Limbaguayan, welche alle mit einander, man nehme einen Weg was für einen man wolle, eine ſehr

---

m) A. d. 262 S.

n) A. d. 265 S.

ſehr gefährliche Straße machen. Unterdeſſen iſt der Paß oder die Mündung, durch welche man in die offene See ſticht, noch erſchrecklicher. Sie wird auf der Südſeite von dem auf der Inſel Capul gelegenen Vorgebirge Malpal, auf der Nordſeite theils von der kleinen Inſel Kalentan, welche an der Spitze Tiklin einige Untiefen hat, theils von der Inſel Manilla eingeſchloſſen. Ihre Breite beträgt nur zwo Meilen, ja ſie hat eine ganze Viertheilmeile weit, nämlich zwiſchen Kalentan und Tiklin nur eben ſo viel Waſſer, als eine Galion, wenn ſie fortkommen will, zur höchſten Noth bedarf. Die Steuerleute nehmen ſich auch wohl in Acht, daß ſie weder dieſe, noch die zwiſchen den Oranieninſeln, und zwiſchen Capul und Samar befindlichen Durchfahrten wählen o).

Voritzt hoffeten ſie durch Hülfe eines guten Südoſtwindes bald aus aller Gefahr zu ſeyn. Aber eben da ſie gedachten, nun werde das Auslaufen von ſtatten gehen, fiel unterdeſſen, da der Mond über dem Geſichtskreiſe ſtund, nicht nur ein heftiger Platzregen ein, ſondern es war ihnen auch die Fluth dermaßen zuwider, daß man unmöglich fortrücken konnte, ja man wurde im Gegentheile zurück getrieben, und mußte die ganze Nacht über große Gefahr ausſtehen. Careri erſchrack von Herzen, als er das Meer eben alſo aufwallen ſah, wie etwa Waſſer bey ſtarkem Feuer zu thun pfleget. Endlich wurde die Fluth günſtig, und man lief noch Vormittages aus dem Gate. Wir dürfen hierbey nicht vergeſſen, daß man bey dem Auslaufen anfänglich das Gebirge Buleſſan, das den Feuerberg Alvay in ſich begreift, unweit der manilliſchen Küſte, und nachgehends die Bernhardsklippe unter dem dreyzehnten Grade Süderbreite, beyde zur linken Hand; gegen Abend aber das heilige Geiſtvorbirge zur rechten Hand liegen ließ. Es iſt dieſes letztere die oſtlichſte Spitze der Palpaküſte, unter zwölf Grad dreyßig Minuten und die erſte, welche man auf der Herfahrt aus Neuſpanien erblicket p).

Einrichtung der Fahrt.

Kaum hatte man die offene See gewonnen, ſo war jedermann vor Freuden entzücket und half die Ankertaue unter das Verdeck bringen, indem ſie nun nicht eher als bey Acapulco wieder gebraucht werden ſollten. Die See warf ſchreckliche Wellen. Den folgenden Tag befand man ſich mit eben dieſem Winde auf der Höhe von vierzehn Graden. Dem geneigten Leſer wird aus dem Berichte der vorigen Reiſebeſchreibungen noch erinnerlich ſeyn, daß man bey der ganzen Fahrt aus Neuſpanien nach den philippiniſchen Inſeln beſtändig auf der Höhe von dreyzehn Graden bleibe; daß man nach dem Auslaufen aus dem Hafen zu Acapulco, welcher auf ſiebenzehn Grad liegt, den dreyzehnten gewinne, und ſodann die Reiſe bey unaufhörlich günſtigem Winde, und ebener See auf einer einzigen Linie glücklich endige, um welcher Urſache willen die Spanier dieſem ungeheuern Waſſerraume den Namen des ſtillen Meeres beygelegt haben. Dergeſtalt kömmt man innerhalb ſechzig, oder auf das höchſte fünf und ſechzig Tagen bis ins Geſicht der marianiſchen Eylande, und ſodann innerhalb funfzehn bis zwanzig an die philippiniſchen. Aber mit der Fahrt aus dieſen Inſeln nach Neuſpanien hat es eine ganz andere Bewandniß. Sie iſt einer Menge Schwierigkeiten unterworfen. Man findet eine ſtürmiſche See.

Stürmiſche See.

Careri nennet ſie eine **verteufelte**. Will man nicht wieder zurück gejaget werden, gleichwie zuweilen geſchieht: ſo muß man nothwendiger Weiſe die nordliche Höhe von vierzig bis ein und vierzig Graden gewinnen, der japoniſchen Küſte ins Geſicht kommen, oder neben ihr hinſegeln, nachgehends bey Erblickung gewiſſer Kräuter, welche weit und breit in der californiſchen

---

o) A. d. 268 S.

p) A. d. 269 S.

Gemelli Careri 1696.

liforniſchen See herumſchwimmen, ſich wieder gegen Mittag wenden, und hierauf den Weg mit einem günſtigern Winde fortſetzen. Die Steuerleute auf der Galion waren der Meynung, man ſolle die marianiſchen Inſeln unter dem neunzehnten Grade zwanzig Minuten vorbey ſegeln, ungeachtet man es gemeiniglich zwiſchen dem zwanzigſten bis fünf und zwanzigſten zu thun pfleget. Allein, es hatte ſeit einigen Jahren die Erfahrung gelehret, man komme weit ſicherer vorbey, wenn man eine größere Höhe gewinne. Ihr Gutachten wurde beliebt, und das Schiff nach Oſtnordoſt gewendet.

Andacht der Spanier in der Gefahr.

Careri geht nach den Marianen.

Die Kälte war bereits ſo heftig, daß man eben an dieſem Tage den Zeug, welchen die Matroſen zu ihrer Verwahrung gegen die Kälte vom Könige bekommen, unter ſie austheilte. Als nun die folgenden Tage einige Windſtillen nach einander einfielen: ſo verminderte man jedwedem ſeinen Antheil Waſſer. Mit einem Worte, man machte ſolche Anſtalten, als ob man eine mißliche Reiſe von ungewiſſer Dauer vor ſich habe. Gleichwohl war ſie bis Sonnabends den 1ſten des Herbſtmonates glücklich. Es fielen einige ſtarke Regen; man fing das Waſſer mit großer Sorgfalt auf, und alle ausgeleerete Gefäße wurden wieder angefüllet. Allein, am Sonntage vor der Sonnen Aufgange, erhub ein ungeſtümer Oſtwind die Wellen auf eine ſchreckliche Weiſe. Zwar nahm man, aus Beyſorge die Marsſtangen einzubüßen, gleichwie auf dieſer See zuweilen ſchon geſchehen war, die Segel ein; es ſchlugen aber die Wellen ſo ſtark in die Galion, daß kein Pumpen mehr helfen wollte, ja zuweilen bekam das Schiff die heftigſten Stöße, darüber die älteſten Matroſen erſchracken. „Man ſtellete das Bild des heiligen **Franz Xaviero** auf, und der General „verſprach, eine Gelübde zu bezahlen, das den Werth des großen Segels betragen ſollte. „Beſagtes Segel ſchätzte man auf zweyhundert Piaſter. Der Wind wurde günſtig, und „dieſe Veränderung dem indianiſchen Apoſtel zugeſchrieben.„ Vier Tage hernach erblickte man die marianiſchen Inſeln: allein, der Wind erlaubte dem Steuermanne nicht, unter dem neunzehnten Grade zwanzig Minuten vorbey zu ſegeln, gleichwie er es zu thun vorhatte. Unter den vier Inſeln, welche Careri erblickte, hatte die größte, welche gegen Süden lag, die Geſtalt eines länglichten Pferdeſattels, die zweyte auf eben dieſer Seite gelegene, war ein runder und ſpitziger Feuerberg, der in den Karten Griga heißt, und aus ſeinem Gipfel Rauch ausdampfet. Careri giebt ihm einen Umkreis von drey Meilen *q)*.

Sonderbare Lufterſcheinung.

Weil die Galion in keiner von dieſen Inſeln vor Anker kam: ſo übergehen wir was Careri von ihnen beybringt, indem ſolches bey der an einem anderen Orte von uns gegebenen Beſchreibung überflüßig, ja weil es bloß die Erzählung der am Borde befindlichen Spanier zum Grunde hat, überhaupt nicht ſehr richtig noch gewiß ſeyn möchte. Hingegen beleget er bey dieſer Gelegenheit ſeine Reiſe zum zweytenmale mit dem Namen einer ſchrecklichen, und bemerket, um den Leſer darauf vorzubereiten, daß Sonntags den 19ten des Herbſtmonates der Himmel unter ein und zwanzig Grad vierzig Minuten eine violette Farbe und grüne Wolken hatte; dergleichen Erſcheinung war weder ihm noch den Jeſuiten in einigem Theile der Welt jemals zu Geſichte gekommen, daher jedermann ſie für ein Wunderzeichen hielt. Der Oberſteuermann erſchrack dermaßen darüber, daß er ſogleich, um von dem Himmel Glück zur Reiſe zu erhalten, eine neuntägige Andacht anſtellete *r)*.

Den

---

q) A. d. 275 S.

r) A. d. 286 S.

Seltſame Abweichung der Nadel.

Den 11ten beobachtete man unter zwey und zwanzig Grad ſieben und dreyßig Minuten die in gegenwärtiger Sammlung bereits erwähnte wunderbare Abweichung der Magnetnadel, davon die Urſache dem Forſchen der Naturkündiger noch immer unbekannt geblieben iſt. Sie beginnet am Bernhardinusvorgebirge zwiſchen zwölf und dreyzehn Graden, hernach nimmt ſie innerhalb einer Weite von tauſend Meilen, welche beyläufig den halben Weg betragen, beſtändig zu, und ſteigt auf achtzehn bis zwanzig Grad. Nachgehends nimmt ſie wieder ab, und beträgt am Vorgebirge Mendocin nur noch zween Grad. An einem Orte iſt ſie nordoſtlich, an einem anderen nordweſtlich, an einem Orte größer, am anderen kleiner, in welchen Umſtänden die Hauptſchwierigkeit ſie zu erklären liegt. Es geht nicht an zu ſagen, ſie werde durch einige in dieſen Eylanden verborgene Magnetſteine verurſachet, weil man ſie in einer Entfernung von tauſend Meilen noch immer ſpüret. Die Steuerleute erkennen ſie bey untergehender Sonne; denn weil ſie den wahren Weſtpunct haben, ſo ſehen ſie, ob er mit Norden, und den übrigen Hauptpuncten genau überein treffe *s*).

Fiſche Cachoretas.

Hayen.

Wie ſie ihre Jungen zeugen.

Luſt mit ihnen.

Den 12ten fuhr man unter drey und zwanzig Grad funfzig Minuten aus dem heißen Erdſtriche in den gemäßigten, man lief mit einem Weſtnordweſtwinde gegen Norden, und fing die beyden folgenden Tage dergleichen Fiſche, die von den Spaniern **Cachoretas** genennet werden, in dermaßen großer Menge, daß ſie den Matroſen zum Ekel wurden. Den 15ten fing man vier Hayen. Als der General einen darunter öffnen ließ, fand man ſieben lebendige junge bey ihm, die ſogleich, als man ſie ins Waſſer warf, davon ſchwammen. Einige behaupten, die alte verſchlinge ſie gleich nach ihrer Geburt, und diene ihnen ihr Bauch ſtatt des Neſtes. Sie ſagen ferner, es komme jedwedes Junge aus einem Eye, die Eyer lägen in einer Spalte, welche der Fiſch unter den Kinnbacken habe. Allein, Careri hält für das gewiſſeſte, die Eyer würden in dem Bauche der Alten ausgebrütet. Denn es erzähleten ihm viele alte Matroſen, man finde in dem Leibe der Hayen ſowohl Eyer als Junge. Ein Gallicier, der viele Jahre lang auf den Wallfiſchfang gefahren war, ſagte ihm ebenfalls, man habe gar oft in einem großen Wallfiſche kleine angetroffen *t*). Mit den drey übrigen Hayen machte ſich das Schiffsvolk einen Zeitvertreib. Weil ſie niemand zu eſſen verlangete: ſo ſetzete man den größten mit einem Brette am Schwanze in Freyheit, da denn jedermann ſeine Luſt daran ſah, wie er oben auf dem Waſſer fortſchoß, und nicht untertauchen konnte. Die anderen beyden band man mit den Schwänzen zuſammen, ſtach dem einen die Augen aus, und warf hernach beyde Fiſche ins Waſſer. Hier entſtund ein Kampf, der ungemein lächerlich anzuſehen war; denn der Blinde leiſtete aus allen Kräften Widerſtand, der andere hingegen dachte, er ſey gefangen, und wollte, um ſich zu retten, mit aller Gewalt untertauchen *u*).

Von nun an bis auf den neun und zwanzigſten Grad dreyßig Minuten Breite enthält des Careri Tagebuch nichts als die Sonnenhöhe, die man täglich nahm, nebſt der Abwechslung der Winde. Aber in beſagter Gegend findet man zwo Klippen, davor er warnet. Der Anblick dieſer Klippen, welchen nicht alle Schiffe zu entgehen das Glück haben, hatte die Kraft, die neuntägigen Andachten, nebſt den Lichtern und kleinern Laternen zu vervielfältigen. Nach dieſen Bußübungen, wurde getanzet, Comödien geſpielet und geſchmauſet *x*). Den letzten des Herbſtmonates war man unter dem zwey und dreyßigſten

---

s) A. d. 287 S.

t) A. d. 288 S.

Gemelli Careri 1696.

Sturm.

Ein Canarienvogel ſetzet ſich auf die Taue.

ßigſten Grade und vermuthlich nicht weit von einer Inſel **Ricca d'oro** genannt, welche vermöge der Karten auf dieſer Höhe liegen ſolle. Allein, Careri hält ſie für erdichtet. Der folgende Tag wurde wegen eines ſchrecklichen Sturmes, der auf der Galion viel Unheil ſtiftete, merkwürdig. Man hatte der großen Entfernung vom Lande ungeachtet, bisher ohne Unterlaß, wiewohl mit großer Verwunderung, Vögel geſehen. Aber das Erſtaunen nahm um ein merkliches zu, als den 3ten des Weinmonates und ehe der Sturm ſich gänzlich geleget hatte, ein Matroſe einen Canarienvogel ſich auf ein Tau niederlaſſen ſah. Man fing ihn ohne Mühe. Der General ſuchte ihn zu erlaben, und in einem Käfichte zu behalten. Allein, er war dermaßen entkräftet und mager, daß er noch an eben demſelbigen Tage umfiel. Er hatte Sand im Magen. Jedermann eröffnete ſeine Meynung, woher der Vogel wohl gekommen ſeyn möchte? Einer ſagte dieſes, der andere jenes; doch zuletzt ſchien das wahrſcheinlichſte zu ſeyn, der Wind habe ihn aus **Ricca de Plata**, einer gewiſſen dreyßig Meilen von hier gegen Mittag gelegenen Inſel, weggeführet. Man war damals auf der Höhe von vier und dreyßig Grad ſieben Minuten. Nach dem Vorgeben der Steuerleute ſind die Inſeln **Ricca d'oro** und **Ricca de Plata**, imgleichen einige andere dabey liegende Eylande die wahrhaftigen Inſeln Salomonis. Careri hingegen ſpricht ihnen ſo gar die Wirklichkeit ab. Man befährt dieſe Gegend ſchon ſeit ſo langer Zeit, ſaget er, gleichwohl hat ſie noch niemals ein einziger Menſch zu Geſichte bekommen. Man hat ſie auf Befehl des Königes von Spanien aufgeſucht, aber nicht gefunden. Doch wurde einſtens eine Galion, die eben dieſe Straße hielt, an eine unbekannte Inſel geworfen. Ja, man erzählet, es hätten die Schiffsköche etwas Erde aus beſagter Inſel genommen, und ihren Heerd damit ausgebeſſert. Da nun die Reiſe zu Ende geweſen, hätten ſie zu ihrem größten Erſtaunen einen Goldklumpen, den das ſtarke Feuer ausgeſchmolzen habe, im Heerde gefunden. Dieſe Begebenheit ſey dem ſpaniſchen Hofe berichtet, und darauf von ſelbigem befohlen worden, der Unterkönig zu Mexico ſolle eine Flotte ausrüſten und beſagte Inſel, auf welcher die Steuerleute der Galion die Sonnenhöhe genommen hatten, aufſuchen. Nun iſt zwar die Goldgeſchichte an ſich ſelbſt vermuthlich nur ein Mährchen: allein, dieſes iſt gewiß, daß im Jahre 1595 **Don Alvaro de Mendoza** in der Abſicht, die Salomonsinſeln zu entdecken, zu **Callao** unter Segel gieng, daß er nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe an eine zu Neu-Guinea gehörige Inſel auf der Südſeite der Linie kam, und nebſt einem Theile ſeiner Leute daſelbſt ſtarb. Seine Gemahlinn **Iſabella Baretti**, die ihn auf dieſer Fahrt begleitet hatte, gieng im Hornung des 1596 Jahres von beſagter Inſel nach Manilla unter Segel, kam auch wiewohl nur mit einem einzigen Schiffe dahin. Die ganze übrige Flotte war bey dieſer vergeblichen Unternehmung zu Grunde gegangen.

Erzählungen von den Salomonsinſeln.

Man ſuchet ſie.

Dreyßig Jahre vorher, ehe Careri dieſe Fahrt unternahm, hatte ſich **Don Antonio de Medina** im Vertrauen auf ſeine in dieſer See erlangte Kenntniß, bey Hofe zu eben dieſer Unternehmung angebothen. Der Unterkönig zu Mexico bekam hierauf Befehl, ihn nach den philippiniſchen Inſeln zu ſchicken, und ihm die Befehlshaberſtelle auf der Galion, die von Acapulco dahin gehen ſollte, zu geben. Dieſes Amt bekam er auch bey der Abreiſe wirklich. Allein, der neue Statthalter der philippiniſchen Inſeln, welcher ſich auf eben dieſer Galion befand, hatte kaum Neuſpanien im Rücken, ſo ſetzete er ihn ab, und denjenigen, welcher

---

u) A. d. 289 S.

x) Ebendaſ.

Gemelli Careri 1696.

welcher die Galion von Manilla nach Acapulco geführet hatte, an ſeine Stelle. **Medina** zog ſich dieſen Schimpf äußerſt zu Gemüthe, und entwich gleich nach ſeiner Ankunft in den philippiniſchen Inſeln heimlich nach China, um von da nach Madrit zu gehen, und ſeine Klagen anzubringen. Allein, weil man nach ſeiner Abreiſe weiter nichts mehr von ihm hörete, ſo vermuthete man, er ſey den Seeräubern in die Hände gefallen y).

Careri verſchonet ſeine Leſer nicht mit dem allergeringſten Umſtande, ungeachtet wenig merkwürdige in ſeiner Erzählung vorkommen. Wir unſeres Ortes übergehen alles, was bloß die Sonnenhöhe und Winde, oder die Heftigkeit der täglich zunehmenden Kälte, nebſt der Beſchwerlichkeit, die ſie ihm verurſachte, betrifft, und bemerken nur, daß es bis auf den 12ten nicht ſelten ſo ſtark regnete, daß alles ausgetrunkene Waſſer in einem oder auf das höchſte in einem Paar Tagen wiederum erſetzet wurde. Den 14ten als man die Höhe von ſieben und dreyßig Graden erreicht hatte, wurde der Entſchluß gefaſſet, man wolle beſtändig zwiſchen ſechs und dreyßig und zwey und vierzig Graden bleiben, welches die größte Höhe iſt, die man auf dieſer Fahrt jemals gehalten hat. Careri giebt dieſe Anmerkung für höchſtnöthig aus, weil ein Schiff, das dieſe Höhe nicht vor Erblickung des Wahrzeichens mit dem ſchwimmenden Kraute gewinnet, ſich nachgehends von der Küſte des Vorgebirges Mirdo bis an Californien immer unter dem Winde befindet, und Norden mit großer Schwierigkeit gewinnet. Dieſes war eben damals vor ſechs Jahren einer manilliſchen Patache wiederfahren, welche zwar bis zum fünf und dreyßigſten Grade aufgeſtiegen war, ſich aber auf dieſer Höhe nicht erhalten konnte, und nachgehends die Wahrzeichen vergeblich aufſuchte. Es hätten alle darauf befindliche Leute Hungers ſterben müſſen, wofern ſie nicht der Himmel in eine unbekannte Inſel unter dem achtzehnten Grade zwanzig Minuten geführet hätte, welche von dem Tage, daran ſie entdeckt wurde, den Namen der Sebaſtiansinſel bekam. Die verhungerten Leute fanden eine Menge Vögel darauf, die ſie in irrdene Gefäße einſalzeten, ſie verſorgeten ſich auch mit friſchem Waſſer aus einem Teiche. Die Inſel iſt klein, flach, und voll ſchöner Bäume z).

Ehemalige Gefahr bey dieſer Reiſe.

Abriß des Ungemaches, das man ausſteht.

Ehemals war, wie Careri bemerket, dieſe Schiffahrt ohne Zweifel noch weit gefährlicher und erſchrecklicher. Im Jahre 1575 gieng die Galion, der heilige Geiſt genannt, bey dem Embocadero zu Grunde. Im Jahre 1596 führete der ungeſtüme Wind den heiligen **Philipp** nach Japon, da man ihn nebſt der ganzen Ladung wegnahm. Das Jahr 1602, wurde durch den Verluſt zwoer Galionen merkwürdig. Unterdeſſen hat dieſe Fahrt, ungeachtet ſie beynahe ſchon zweyhundert Jahre lang getrieben wird, noch heutiges Tages ihre Schwierigkeiten. Ganz neue Beyſpiele davon gab der Untergang des **Joſephs** und **Santo Chriſto**: zu geſchweigen, daß die meiſten Schiffe ihre Maſten verlieren, oder von widrigem Winde zurück getrieben werden, ja es müſſen manche, wenn ſie bereits den halben Weg zurückgeleget haben, mit Verluſte vieler Leute nach Manilla umkehren. Die am allerglücklichſten davon kommen, müſſen ſo viel Ungemach ausſtehen, daß es nicht zu beſchreiben iſt. „Denn zu geſchweigen, daß man ſich gegen Hunger und Durſt nie genugſam „verwahren kann, ſo iſt auch das Schiff voll von einer kleinen Ungeziefergattung, die im „Zwiebacke wächſt, und erſtaunliche Geſchwindigkeit beſitzt. Denn kaum kommen dieſe „Thiere zum Vorſcheine, ſo ſind ſie ſchon überall, in den Cajüten, in den Betten, in den „Schüſſeln, daraus man iſſet, ja, ſie hängen ſich unvermerkt ſo gar auch an die Haut. Nebſt „dem

y) A. d. 295 und vorhergeh. S.

z) A. d. 298 S.

a) A. d. 304 S.

Gemelli Careri 1696.

„dem wird man noch von anderem Ungeziefer von allerley Farben gepeiniget. Die Fliegen „fallen ſchwarmweiſe auf die Tiſche und in die Speiſen, in welchen ohnedieß ſchon allerley „Gattungen Würmer herum ſchwimmen *a*).

Wie es Careri ergieng.

Careri empfand ſeinen Theil von dieſem Elende ebenfalls. Anfänglich bewirthete ihn der Gutbewahrer, mit dem er ſich dießfalls eingelaſſen hatte, nicht nur reichlich, ſondern auch reinlich. Allein, ſo bald man auf offener See war, ließ er ihn auf gut armeniſch faſten, das iſt, er gab ihm nicht einmal weder Wein, Oel, noch Weineſſig. Die Fiſche waren bloß in Salz und Waſſer gekocht. An Fleiſchtägen bekam er ein Stückchen an der Sonne getrocknetes Kuh- oder Büffelfleiſch, das ſo zähe war, als Holz, wie man es denn allezeit wer weis wie lange? mit einem Holze klopfen mußte, ehe es gekauet werden konnte. Hatte man es endlich hinab gewürget, ſo riß und ſchnitt es im Leibe, wie die ſtärkeſte Purgation. Zu Mittage nun wurde dieſes köſtliche Fleiſch in bloſſem Waſſer geſotten, auf den Tiſch gebracht; dabey bekam Careri keinen anderen, als Commißzwieback, mit welchem er allemal eine gute Anzahl von dem klumpweiſe darinnen ſteckenden Ungeziefer verſchlucken mußte. Am Faſttage war das gewöhnliche Gericht ein ſtinkender Fiſch, man hätte denn etwa ſo viel Cachoretas gefangen, daß jeder Matroſe etwas davon bekam. Man ſetzte auch wohl eine Bohnenſuppe auf: es waren aber dieſe Bohnen ſo voll Würmer, daß ſie oben auf ſchwammen. Zu Ende der Mahlzeit vergönnete die Höflichkeit des Wirthes der Tiſchgeſellſchaft Waſſer und Zucker: allein, ſo wenig, daß der Durſt an ſtatt des Stillens vielmehr erwecket wurde *b*).

Wird mit der Noth entſchuldiget.

Auf der anderen Seite bedauert Careri diejenigen, welche Tiſche halten, weil ſie die Noth zu dergleichen Sparſamkeit treibe. Sie wenden ihre Piaſter zu tauſenden an den benöthigten Vorrath, ſchaffen Fleiſch, Hühner, Zwieback, Reiß, getrocknete Früchte, Chocolade, und andere Lebensmittel in ſolcher Menge zuſammen, daß man vom erſten Tage der Reiſe, bis auf den letzten, zu Mittage und Abends folglich alle Tage zweymal, getrocknete Früchte und Chocolade bekömmt, und ein gemeiner Matroſe eine eben ſo große Menge davon verzehret, als der reicheſte Reiſende. Alle übrige Lebensmittel verderben, nur die Chocolade, und die eingemachten Früchte nicht, und gereichen ſie jedermann zum größten Labſale. Zwiſchen ſechs und ſiebendreyßig Graden kamen viele Tauben zum Vorſcheine, und der Magen wurde von dem bloßen Anblicke ſchon geſtärket. Nebſt dem erweckte er zugleich die Hoffnung, man werde bald Land ſehen. Die alten Matroſen fielen auf die Meynung, es habe der Wind dieſe Vögel aus einer gewiſſen Inſel, **Donna Maria Laxara** genannt, weggeführet. Sie hat dieſen Namen von einer jungen Spanierinn bekommen, welche auf der Herreiſe von Manilla das viele Ungemach auf dem Schiffe nicht länger ausſtehen konnte, ſondern ſich in die See ſtürzete. Es giebt auf beſagter Inſel eine ſo gewaltige Menge Tauben, daß ſie die Luft verfinſtern, doch ſind es keine Landtauben, wiewohl ſie denſelbigen an Schnabel und Geſieder gleich ſehen; ſondern man nennet ſie ihrer Entenfüße wegen, Seetauben. Die Inſel liegt auf ein und dreyßig Grad nordlicher Breite *c*).

Man kömmt bis auf die Höhe von Japon.

Den 13ten des Wintermonates war man auf der Höhe von Japon. Careri erzählet bey dieſer Gelegenheit alles, was er von dieſer Inſel am Borde erfahren hatte *d*). Hat er das,

---

b) A. d. 306 und vorhergeh. S.

c) A. d. 300 und 306 S.

d) Er wirft dem Maffee zween Irrthümer vor,

Gemelli Careri 1696.

das, was er ſchreibt, wirklich von ſeinen Reiſegefährten vernommen, und nicht etwa aus älteren Reiſebeſchreibungen ausgeſchrieben, ſo verdienet ſein Gedächtniß allerdinges Bewunderung: allein, bey der Beſchreibung, welche wir in gegenwärtiger Sammlung von beſagtem Lande beygebracht haben, iſt ſeine Erzählung eben ſo unnütz, als es unnöthig wäre, die darinnen befindlichen Fehler zu verbeſſern. Genug iſt, daß ſie ein Gemüth anzeiget, das eine unerſättliche Begierde immer mehr zu wiſſen und größere Erkenntniß zu erlangen heget.

Mittewochs den 14ten des Wintermonates kam ein Baum, der ſeine Aeſte noch hatte, von der Seite, wo das Land ſeyn mußte, angetrieben, und mußten ſich die Ströme, die ihn auf eine dermaßen große Entfernung mitnahmen, gewaltig weit erſtrecken. Weil man vermöge der Beobachtungen erſt auf der Höhe von neun und dreyßig Graden war: ſo ſuchte man, noch weiter gegen Norden zu kommen. Es ſchwammen beſtändig Thunfiſche um das Schiff. Nun hält man zwar insgemein dafür, es entferneten dieſe Fiſche ſich nicht weit vom Lande, gleichwohl ſegelte man bis an den Sonntag beſtändig gegen Oſtnordoſt ohne das allergeringſte, das einer Küſte ähnlich geweſen wäre, zu erblicken. Die gewaltige Kälte dieſer Gegend fiel den Spaniern und Indianern ganz unerträglich, indem ſie aus Manilla gebürtig waren, da man den ganzen Tag in beſtändigem Schweiße ſeyn muß. Unter neun und dreyßig Grad acht und dreyßig Minuten ſchwammen ungefähr funfzig Enten vor der Galion vorbey, welches zwar die Vermuthung, daß irgend eine Inſel in der Nähe ſeyn müſſe, beſtätigte, gleichwohl aber keinen anderen Anblick als heftiges Schloſſen nach ſich zog. Careri hatte dergleichen ſeit ſeiner Abreiſe aus Europa nicht geſehen. Die Schwarzen zitterten vor Kälte, ſie krochen, um ſich dagegen zu bergen, in alle Winkel, ja gar in die Hühnerſtälle, und man konnte ſie weder mit guten Worten noch mit Prügeln zur Arbeit bringen. Den folgenden Tag war man bis auf neun und dreyßig Grad zwanzig Minuten herab gekommen, das iſt, man hatte beynahe den dritten Theil eines Grades verloren. Die Steuerleute ſahen die Größe ihres bisherigen Irrthums ein. Einige hatten neunzig, andere ſechzig Meilen weit vom Lande unterhalb des Vorgebirges Mendocin zu ſeyn vermeynet. Man hatte noch immer Nordwind, mit unerträglicher Kälte und ſtarken Schloſſen. Die folgenden Tage war man in großer Angſt. Es verſchwand alle Hoffnung, daß man die Wahrzeichen ſehen würde, weil man den Weg, den die Steuerleute als die wahre Entfernung vom Lande berechnet hatten, bereits zurückgeleget hatte. Es erhub ſich ein höchſt ungeſtümer Wind, das Meer tobete dergeſtalt, daß kaum zwölf Männer im Stande waren, das Steuer zu regieren. Dieſe Noth währete ohne ſonderliche Abwechslung bis auf den 1ſten des Chriſtmonates. An eben dieſem Tage ſtarb ein Matroſe, und Careri bewundert es, daß ſelbiger, bey dem langwierigen und allgemeinen Ungemache, der erſte war, den man ſeit der Abreiſe verlor. Es äußerte ſich keine andere Krankheit auf dem Schiffe, als die Krätze, welche aber bloß von dem Genuſſe verdorbener Speiſen herrührete.

Thunfiſche ſind ſtets nahe am Lande.

Gewaltiges Schloſſen.

Wahrzeichengericht auf den ſpaniſchen Galionen.

Den 2ten war man auf der Höhe von acht und dreyßig Grad, und man ſah einige Anzeigungen eines Landes, wiewohl die erfahrenſten Steuerleute, vermöge anderer Gründe, der

---

vor, erſtlich, daß er Japon zwiſchen den dreyßigſten und den vier und dreyßigſten Grad geſetzet habe, da es ſich doch bis auf den vierzigſten Grad Norderbreite erſtrecke. Zweytens, welches weit ärger, daß er es nur hundert und funfzig Meilen weit von Neugrenada geſetzt habe, da es doch über tauſend

Gemelli Careri 1696.

der Meynung wären, man müſſe noch weit davon entfernet ſeyn. Unterdeſſen waren alle Matroſen luſtig und guter Dinge, weil ſie ein gewiſſes ſehr langes Kraut mit einer dicken zwiebelähnlichen Wurzel erblickten, und dafür hielten, es ſey durch die heftigen Wellen an der Mündung irgend eines Fluſſes ausgeriſſen und hergeſchwemmet worden. Sogleich nahmen ſie vermöge eines alten Herkommens, das ihnen eine Gerichtsbarkeit zuſteht, eine Glocke, trugen ſie auf das Vordertheil des Schiffes, und die von ihnen erwählten Richter ertheilten Befehl, es ſollten die Schiffsofficier vor Gerichte erſcheinen. Es trägt ſolches den Namen des **Wahrzeichengerichtes**; man ſang das Te Deum, man wünſchte einander unter dem Schalle der Trompeten und Pauken Glück, nicht anders als ob man ſchon den Hafen zu Acapulco vor ſich ſah, da doch ſelbiger noch über ſiebenhundert Meilen weit entfernet war. Careri glaubet, es rühre dieſe ſchlecht gegründete Freude daher, weil man ſich nach zurückgelegten dreytauſend Meilen die Hoffnung mache, es werde das elende Leben nun bald ein Ende nehmen. Der Matroſe, welcher das erſte Wahrzeichen geſehen hatte, bekam von dem Generale eine goldene Kette, und von den Reiſenden funfzig Piaſter. An eben dieſem Tage ſah man den Fiſch, den die Spanier **Lobillo** nennen. Er gleicht am Kopfe und Ohren einem Hunde, und hat einen ſolchen Schwanz, damit man die Sirenen malet. In eben dieſem Augenblicke ſah man noch ein Kraut, das einem Zuckerrohre nebſt ſeiner Wurzel ähnlich war. Weil nun dieſe beyden Wahrzeichen allen Zweifel von der Nähe des Landes völlig aufhuben: ſo änderte man den Lauf und hielt nicht mehr auf Oſten, ſondern auf Oſtſüdoſt, gleichwie man bey Erblickung der Wahrzeichen zu thun, allemal gehalten iſt.

Lobillo, ein ſeltſamer Fiſch.

Wegen ſtarken Platzregens und widrigen Windes, wurde das Halten des Wahrzeichengerichtes einige Tage lang verſchoben. Allein, den 7ten wurde ein Thronhimmel aufgerichtet, unter welchem der Richter nebſt zween Beyſitzern in lächerlicher Kleidung, aber mit ernſthaften Gebärden, ſich niederließen. Den Anfang machten ſie mit dem Generale, den Steuermännern, dem Hochbootsmanne, dem Unterbootsmanne, und den übrigen Schiffsofficiren. Nachgehends mußten die Reiſenden an die Reihe. Der Schiffsſchreiber las die Anklage ab, und die Richter ſprachen das Todesurtheil aus, verwandelten es aber ſogleich in eine Geldbuße, oder nachdem das Vermögen des Miſſethäters beſchaffen war, in ein gewiſſes an Chocolade, Zucker, Zwieback, eingemachten Früchten, oder Fleiſch. Wer nicht hurtig bezahlte, oder gute Bürgſchaft ſtellete, der wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit mit einem Stricke wacker abgeprügelt. Dieſer grobe Scherz hat ſchon manchen armen Reiſenden wohl gar das Leben gekoſtet; denn es iſt bey dem unbändigen Schiffsvolke weder mit Ermahnen noch Drohen etwas auszurichten. Den Careri vermochte die Würde eines Doctoris der Rechte für dieſesmal nicht zu ſchützen. Man beſchuldigte ihn, er habe gar zu gern Cachoretas gegeſſen. Dieſes wunderliche Luſtſpiel dauerte bis gegen Abend, wornach die Strafen unter das Schiffsvolk vertheilet wurden *e*).

Wahrzeichengericht.

Den 8ten ſah man Schlangen, welche nach des Careri Meynung von dem Strome der Flüſſe mit fortgeführet wurden. Damals war man auf ſieben und dreyßig Grad zehn Minuten. Voritzt ließ der General ein Segel, das man ſeit dem Embocadero nicht

---

tauſend Meilen weit davon liege. Ebendaſ. a. d. 312 S. Allein, konnten wohl die Spanier und Careri damals noch in Zweifel ſtehen, ob Japon eine Inſel ſey oder nicht?

e) A. d. 403 und 406 S.

Seltſame Seepflanze.

geführet hatte, wieder an ſeine Stelle bringen, ja, weil alle und jede Merkmaale darinnen mit einander übereinſtimmten, man würde bald einiges Land zu Geſichte bekommen: ſo holete man die Anker aus dem Raume, wo ſie ſchon ſeit einigen Monaten lagen, hervor. Careri betrachtete eins von denen Kräutern, die man am 12ten dieſes Monates ſah, ſehr genau. Es war fünf und zwanzig Spannen lang, hatte an der Wurzel die Dicke eines Armes, oben aber eines kleinen Fingers. Es war hohl, wie der Lauch an einer Zwiebel, wie denn auch ſeine Wurzel am Ende einer Zwiebel ähnlich ſah. Am dickeſten Orte hatte es ſchilfähnliche zween Zoll breite, und ſechs Spannen lange Blätter, ſämmtlich von einerley Länge, und gelblicher Farbe. Einige Spanier, welche die Beſchaffenheit der Pflanzen, die im Waſſer wachſen, nicht in Erwägung zogen, wußten nicht, ob das dicke oder dünne Ende die Wurzel ſeyn ſollte. Sie konnten nicht begreifen, wie das dicke, welches an der Pflanze oben ſteht, empor kommen könnte, ungeachtet ſie an dem dünnen Ende allerley Muſchelwerk ſahen, indem dieſe Pflanze auf Felſen unter Waſſer wächſt. Careri giebt ſie wirklich für eine der ſeltſamſten, die er je geſehen, aus. Er koſtete ſie, und befand ihren Geſchmack nicht übel. Die Matroſen machen ſie mit Weineßig ein, und eſſen ſie mit Herzensluſt.

Catharineninſel.

Als man den 15ten mit einem Nordwinde gegen Südoſt ſegelte: ſo entdeckte man auf der Höhe von ſechs und dreyßig Graden die Catharineninſel, welche ihre Stelle etwa zwölf Meilen weit vom Lande jenſeits der Toqueebay hat, und unter fünf nah beyſammen liegenden Eyländchen das größeſte iſt. Da man ſie nun dieſer ungezweifelten Merkmaale wegen unmöglich verkennen konnte: ſo war die Freude unbeſchreiblich. Iſt es auch wohl zu verwundern, ruft Careri in einer halben Entzückung über dieſes vergnügende Angedenken aus, da wir ſchon ſo viele Monate lang ſonſt nichts als Himmel und Waſſer geſehen hatten? Als man den folgenden Tag das Land abermal ſah: ſo wurde die Freude noch größer. Einige Kranke, denen der Tod auf der Zunge ſaß, bedauerten nichts mehr, als daß ſie nach einem dermaßen langwierigen Ungemache, jetzt erſt, da ſie das Land im Geſichte hätten, ſterben müßten. Der Oberhauptmann gehörete mit unter dieſe Zahl. Denn ob man gleich keine andere Soldaten als einige Conſtabler an Bord nimmt: ſo ſetzet doch der manilliſche Statthalter allemal einen Oberſtwachtmeiſter, einen Hauptmann und einen Fähndrich darauf. Sie genießen zwar alle mit dieſem Range verknüpfte Ehrenbezeugung, haben aber übrigens nicht das geringſte zu befehlen. Hingegen bey der Rückreiſe aus Neuſpanien nach den philippiniſchen Inſeln, ſchiffet man wenigſtens zwey hundert und funfzig bis dreyhundert Soldaten ein, und giebt ihnen funfzehn bis ſechzehn Hauptleute, welche dieſe Stelle mit Gelde erkaufen, aber bey ihrer Ankunft zu Manilla den Abſchied bekommen. Es äußerten ſich, wie Careri bemerket, auf dieſer Reiſe nur zwo gefährliche Krankheiten; nämlich der gewöhnliche Scharbock, und dann der Berban, wovon man am ganzen Leibe aufſchwillt, und währenden Redens dahin ſtirbt g).

Inſel Caniſas.

Den 20ſten war man bey der Inſel Caniſas, oder dem Aſcheneylande, das nur zehn Meilen weit vom feſten Lande liegt. Sie hat wenigſtens eilf Meilen in die Länge, in die Breite aber vier bis ſechs. Ungeachtet ſie nun dem Lande ſo nahe liegt; ſo ſcheint es doch nicht, daß ſie jemals bewohnt geweſen ſey. Die Inſel Guadalupa ließ man im Weſten zur rechten Hand liegen. Nachgehends änderte man den Lauf

in

---

f) A. d. 407 und 408 S.

g) A. d. 410 S.

Gemelli Careri 1696.

in Oſtſüdoſt, und erblickte auf neun und zwanzig Grad neun Minuten gerade vor dem Schiffe und ſiebenzehn Meilen weit vom feſten Lande, die Inſel **Cerros**. Careri giebt ihr einen Umkreis von dreyßig Meilen, nebſt der Geſtalt eines Pferdeſattels. Den 22ſten und die folgenden Tage ſteuerte man wieder gegen Südoſt, um dem Lande, das von Acapulco bis ans Vorgebirge **Mendocin** ſüdoſtlich und nordoſtlich fortſtreicht, in die Nähe zu kommen. Weil die Galion an der californiſchen Küſte zuweilen angegriffen wird: ſo ließ der General unter dem vier und zwanzigſten Grade dem geſammten Schiffsvolke Kugelbüchſen austheilen, um dem Feinde im Falle der Noth Widerſtand damit zu leiſten, imgleichen befahl er, es ſollte jedweder ſeine Waaren, die nicht im Raume lägen, anzeigen, und die gewöhnliche Gebühr deswegen entrichten. Am heil. Weihnachtstage gegen Abend, erblickte man in Norden Land, und folgete ſolchem bis auf drey und zwanzig Grad drey und zwanzig Minuten, da man aus dem gemäßigten Striche in den heißen kam. Endlich den 28ſten mit Anbruche des Tages ſah man das Lucasvorgebirge unter zwey und zwanzig Grad fünf und dreyßig Minuten vor ſich. Careri nennet es kahl, weil man auf ſeinen Anhöhen nicht die geringſte Spur von einem Baume findet b).

Nachricht von dem Lucasvorgebirge.

Er bemerket, es wäre dieſes Land im Jahre 1595, von der Galione, der heil. Auguſtin genannt, die nachgehends in dem Hafen **de los Reyes** zu Grunde gieng, zum erſtenmale entdecket worden. Der Statthalter in Neuſpanien, Graf von **Monterey** ſchickte den Biſcayer, Sebaſtian, mit zwey großen Schiffen dahin, worauf ſelbiger auch die ganze Küſte bis an das Vorgebirge **Mendocin** und die benachbarten Inſeln erkundſchaftete. Sebaſtian machte eine Landkarte davon, welche Careri geſehen haben will; und weil die Einwohner große Neigung gegen die Spanier äußerten: ſo ſtieg er unter dem ſieben und dreyßigſten Grade in einem Hafen, den er **Monterey** nennte, ans Land. Allein, die Indianer an der Bay S. Quentin auf der Höhe von zwey- und dreyßig Graden, führeten ſich bey weitem nicht ſo gut auf, und es war wegen ihrer Verwegenheit und ihres tückiſchen Gemüthes nicht gut mit ihnen umzugehen. Ein gewiſſer ſpaniſcher Mönch, welcher den Sebaſtian begleitete, und deſſen Nachrichten Careri in Mexico zu leſen bekam, beſchreibt den Hafen Monterey, als eine Gegend, da es Holz und Waſſer im Ueberfluſſe, im Gebirge aber eine Menge Bären, Hirſche und andere Thiere gäbe. Er ſetzet einen ſehr reißenden ſechs Faden tiefen Fluß dahin, welcher eben ſo wenig ſchiffbar iſt, als ein gewiſſer anderer, den er auf ein und vierzig Grade ſetzet, und in welchen ſeines äußerſt reißenden Stromes wegen, kein Schiff, auch nicht einmal mit vollen Segeln einlaufen kann. Den Hafen **los Reyes** giebt er für ſehr gut aus, imgleichen den Hafen **Don Gaſpard** unter dem acht und dreyßigſten Grade, ja es ſollen noch mehrere eben ſo gute auf dieſer Küſte vorhanden ſeyn. Das Geſchwader brachte über dieſer Reiſe bis an das Vorgebirge Mendocin einige Monate zu. Beſagtes Vorgebirge liegt unter ein und vierzig Grad zwanzig Minuten, und ſein Gipfel iſt beſtändig mit Schnee bedecket. Hier erkrankte wegen heftiger Kälte ein großer Theil des Schiffsvolkes, ja nicht wenige ſtarben, die übrigen ſahen ſich genöthiget, nach Mexico zurück zu gehen, nachdem ſie vorher noch eine andere Landſpitze, obgleich nur von weitem geſehen, und ſelbige das weiße Vorgebirge benennet hatten. Auf den Karten ſetzet man es unter den drey und vierzigſten Grad.

Im

---

b) A. d. 410 S.

Gemelli Careri 1696.

Im Jahre 1684 ſchickte der Unterkönig in Neuſpanien Marquis de Languna, abermal ein Geſchwader dahin, welches aber nicht vor dem Lucasvorgebirge vorbey, ſondern in die Straße, die den Namen des Purpurmeeres führet, hinein lief, auch hundert und zwey und achtzig Meilen weit, bis unter den neun und zwanzigſten Grad darinnen fortſegelte. Hier war beſagtes Meer nur noch ſieben Meilen breit, man ſah viele Sandbänke und reißende Ströme, und hielt folglich nicht für rathſam, weiter zu gehen, dieſe Nachricht verurſachte, als das Geſchwader wiederum nach Hauſe kam, zwo ſehr verſchiedene Meynungen. Die Ströme verurſachten bey einigen die Muthmaßung, das Purpurmeer hänge mit dem nordlichen Meere zuſammen, folglich wäre California eine Inſel. Andere hingegen behaupteten, weil man Sandbänke angetroffen hätte, die Straße ſehr eng und das Waſſer ſeicht geworden ſey: ſo könnte man nicht weiter fortkommen, ſondern California hänge mit dem feſten Lande zuſammen In dieſer Ungewißheit waren die Spanier im Jahre 1696, als Careri mehr Licht von ihnen zu erhalten verhoffete, noch immer *i*). Es war, wie er ſaget, auf ſeinem Schiffe ein Mönch aus dem Orden der Barmherzigen, dieſer hatte beſagte Reiſe mitgethan, und ſagte unverholen: der Befehlshaber des Geſchwaders habe dem königlichen Befehle ein ſchlechtes Genügen geleiſtet. Er hätte ganzer fünf Monate am Lucasvorgebirge zugebracht, und nur mit den daſigen Indianern zu handeln geſucht, indem ſie ihm für allerley geringſchätzige Dinge, die ſchönſten Perlen vertauſchet hätten. Als er endlich abreiſen wollen: ſo hätte er ein Stück mit Flintenkugeln laden, und unter dem Vorwande, den Tod eines erſchlagenen Matroſen zu rächen, unter einen großen Haufen dieſer Leute, die ſich nichts Böſes verſahen, Feuer damit geben laſſen. Bey der Rückkunft hätte er in der Barnabasbay und Hafen vor Anker geleget, und am Ufer ein Lager von Hütten aufgeſchlagen, das die daſigen Indianer ohne Mistrauen beſuchet hätten. Es aßen ſelbige zwar alles, was man ihnen anboth, ſie wollten aber ihre Blöße durchaus nicht bedecken *k*).

Beſchluß der Reiſe.

Als man das Lucasvorgebirge einmal im Rücken hatte: ſo bekam man bald darauf den jenſeits des Vorgebirges Coriente gelegenen Theil von Neuſpanien ins Geſicht. Dieſe ganze Küſte wurde von ſehr friedliebenden Indianern bewohnet; nur fällt es, wegen der widrigen Ströme, und aus Beyſorge, in eine Untiefe zu gerathen, dergleichen es bey dem letztbeſagten Vorgebirge eine große Menge giebt, ſehr ſchwer, zu ihnen zu kommen. Gleichwohl mußte man den eilenden Bothen, welcher dem Statthalter zu Acapulco die erſte Nachricht von der Galion Ankunft überbringen ſollte, ans Land ſetzen. In dieſer Abſicht ſegelte man, wiewohl vergeblich, einige Tage lang an der Küſte, und der daſelbſt befindlichen Reihe hoher Gebirge hin. Sie trägt den Namen Sancreta, und ſoll voll Gold- und Silbererzte ſeyn. Um die Galion herum ſchwamm eine

---

i) Wir haben an einem andern Orte gegenwärtiger Sammlung ſchon gemeldet, daß die Spanier nachgehends eine Mißion auf Californien ſtifteten, und heutiges Tages die Galionen ſich daſelbſt mit Lebensmitteln verſorgen. Die neuern Entdeckungen verſparen wir nebſt allem, was die ſeit langer Zeit, wiewohl vergeblich geſuchte Durchfahrt betrifft, in den Artikel der Reiſen gegen Norden. An dieſem Orte aber erfordert es die Billigkeit, die von Careri geſammelte Nachrichten ihrem Verfaſſer zu Ehren beyzubringen.

„Er ſaget: die Spanier behaupteten, es hänge „das feſte Land von America mit der großen Tatarey zuſammen; es erzähleten mir die Jeſuiten „zu Pekin, zu Macao und zu Canton, als der Pater „Martinez noch Mißionar zu Pekin geweſen wäre:

Gemelli Careri 1696.

eine Menge Schlangen von allerley Farben, welche der Strom der Flüſſe mit fortgeführet hatte. Die Schaluppe konnte nicht eher, als Sonnabends den 5ten Jenner des 1697 Jahres ans Ufer gelangen. Allein, die Ankunft der Galion war ſo gar in Mexico ſelbſt ſchon bekannt, indem der **Alcalde** zu **Chiamela** allemal, ſo oft ſeine auf dem Gebirge ausgeſtellte Schildwachen ein Schiff in der See erblicken, dieſe Zeitung durch einen eilenden Bothen vermelden läßt.

1697.

Wie man die Ankunft der Galion zu Mexico erfährt.

Auf dieſe ungewiſſe Nachricht, welche eben ſo wohl ein feindliches, als ein ſpaniſches Schiff betreffen kann, ſtellet man zu Mexico in allen Kirchen, ſo lange bis die Briefe anlangen, Gebether an. Hierauf werden alle Glocken geläutet, und andere Freudensbezeugungen angeſtellet, auch damit ſo lange fortgefahren, bis endlich der dritte Bothe erſcheint, und dem Unterkönige die Nachricht daß die Galion in den daſigen Hafen wirklich eingelaufen ſey, überbringt.

Hafen Natividad und Chiamela.

Die Schaluppe hatte in dem Hafen **de la Natividad** gelandet. Es liegt ſolcher unter neun und dreyßig Grad drey und dreyßig Minuten, und iſt zwar für alle Schiffgattungen tief genug, hat aber an der Mündung eine gefährliche Klippe. In den zu **Chiamela** können nur kleine Barken einlaufen. Der ganze Strich vom Vorgebirge **Corientes**, bis an **Natividad**, trägt den Namen Neugallicien, und wird bloß von bezwungenen Indianern bewohnt. Zwar rechnet man von dem Hafen **de la Natividad** bis nach Acapulco nicht mehr als achtzig Meilen: allein, Careri behauptete, es wären wenigſtens hundert und funfzig. Am Sonntage Abends war man bey dem Hafen und Dorfe **Salagua**, wo viel Salz gemachet wird. Den andern Tag lief man den Hafen und Feuerberg **Colima** vorbey, und erreichte des Abends die Küſte **Motines**. Dieſes Land liegt meiſtens wüſte, ungeachtet der Himmel nie von einigem Gewölke überzogen wird, und die Sterne des Nachts ein unglaublich ſtarkes Licht von ſich werfen. Abſonderlich geſchieht ſolches nach der Regenzeit, die im Brachmonate anfängt, und mit dem Chriſtmonate wieder aufhöret. Der erſte Hafen, den man nachgehends antrifft, iſt der zu **Seguatanejo**, den aber drey an ſeiner Mündung liegende Klippen ſehr gefährlich machen. Die letzten Orte, welche Careri auf dem Wege nach Acapulco noch antraf, waren **Salina**, ein kleiner einige Meilen weit in den Thälern liegender Ort, ferner der Hafen **Patatan**, die Küſte **del Calvario** und **de Coyneccia**.

Wie viel Meilen die Reiſe betrug.

Careri machet eine ſehr lebhafte Beſchreibung von der Freudensentzückung, darein jedermann gerieth, als dieſe mühſelige Reiſe, nach einer Dauer von zwey hundert und vier Tagen und fünf Stunden endlich einmal zu Ende war. Doch mitten in dieſer Fröhlichkeit befragete er die Steuerleute um die eigentliche Anzahl der zurückgelegten Meilen

---

„re: ſo hätte man eine mexicaniſche Sclavinn, die „aber eine Chriſtinn war, zu ihm gebracht. Nach „angehörter Beichte, hätte er ſie wegen ihrer Leibeigenſchaft befraget, worauf ſie zur Antwort gegeben, ſie wäre in ihrer erſten Jugend in Mexico zur Leibeigenen gemachet, von da zu Lande „nach der großen Tatarey, und endlich von da nach „China gebracht worden. Auf dieſer langen Reiſe, „wäre ſie zwar etliche mal auf dem Waſſer gefahren, allein, niemals länger, als etwa ein Paar „Tage, und über irgend eine Meerenge. Die „Spanier glaubeten feſtiglich, es wäre dieſe Meerenge die Aniansſtraße, durch welche ein holländiſches Schiff in die Nordſee eingelaufen ſeyn ſoll„. Ebendaſ. a. d. 428 S.

k) Ebendaſ. a. d. 429 S.

Gemelli Careri 1697.

Seine Betrachtungen zu Ehre der neuern Reiſenden.

Meilen und Grade. Allein, weil man nicht immer in gerader Linie fortgeſegelt war: ſo ſtimmeten ihre Meynungen nicht mit einander überein. Der Oberſteuermann Peter Fernandez, ein Portugieſe aus Madera, verſicherte, man hätte hundert und fünfund zwanzig Grade, die er auf zwey tauſend fünf hundert ſpaniſche Meilen anſchlug, durchſtrichen. Iſidor Montes von Oca, aus Sevilla behaüptete, es wären hundert und dreyßig Grade, und beynahe dreytauſend Meilen. Was für ein Unterſchied zeiget ſich nicht, wenn man eben dieſen Weg von Acapulco nach Manilla machet? Selten hat man über dritthalb Monate dazu nöthig, noch darf man den geringſten Sturm beſorgen *l*). Hier führet den Careri die Bewunderung ſeiner eigenen Verwegenheit auf eine ſehr ſonderbare Vergleichung der Alten und Neuen. Er ſaget: „Wer „die großen Thaten der Alten zum Nachtheile der unſerigen, bis an den Himmel erhebt, der „verdienet, daß man ihn für einen unbilligen Richter, für einen Mann, der von einem lächerlichen Vorurtheile beherrſchet wird, anſehe. Lieſt man, wie viel Weſen der gute „Homer von den Reiſen ſeines Ulyſſes machet: ſo ſollte man meynen, es hätte ſich „der Fürſt von Ithaca über ungeheuere Meere, und in die entfernteſten Länder gewaget? Gleichwohl zeiget es ſich bey einer auch nur mäßigen Kenntniß der Landbeſchreibung, daß man alle ſeine Reiſen beynahe in eben der Zeit machen könnte, als „man zum Durchleſen der Odyſſee nöthig hat. Heutiges Tages kann ein Reiſender die „Beſchwerlichkeiten, welche der Pius Aenas auf ſeiner Fahrt von Troja nach Italien „ausgeſtanden haben ſoll, für nichts ſonderliches halten, ungeachtet Virgilius alle Stärke ſeiner Beredſamkeit zuſammen nimmt, damit man ſeinen Helden bewundern und „bedauern möge. Allein, was für Gedanken ſoll man erſt von dem thörichten Beginnen des Alexanders ſchöpfen, welcher nach Eroberung eines kleinen Theiles von „Aſien die bittern Thränen weinete, daß keine andere Welt mehr zu bezwingen übrig „wäre? O! wie würde er ſich gewundert haben, wenn ſein Meiſter Ariſtoteles vorläufig ein mehreres in der Landbeſchreibung gethan, und ihm ſodann gezeiget hätte, wie „viel er noch bezwingen müßte, ehe er den Beherrſcher dieſer ganzen ungeheuer großen Welt vorſtellen könnte? Sollten die Dichter und Geſchichtſchreiber des Alterthumes aufleben, wie würden ſie ſich ſchämen, daß ſie die erhabenſten Redensarten „und prächtigſten Beſchreibungen an ganz gemeine Dinge wendeten? denn da ſie ſelbige für übermenſchlich und himmliſch ausgaben, wie ſollten ſie es wohl anfangen, wenn „ſie die neuern Entdeckungen, und alle die großen Männer, welchen unſere Zeiten den „Dank dafür ſchuldig ſind, nach Verdienſte loben wollten? Daß die Alten die geringſte Tugend ſo gewaltig lobeten, das kam daher, weil ſie damals ziemlich ſelten war, „folglich deſto größere Bewunderung erweckte, dahingegen man voritzt, da ſie ſehr gemein iſt, kaum mehr Achtung darauf giebt *m*).

Der

---

l) A. d. 443 und vorherg. S.

m) VI Theil, a. d. 7 und vorherg. S.

Der IV Abſchnitt.

Rückreiſe des Careri nach Europa über Mexico, zur Beſichtigung der daſigen Bergwerke und Pyramiden.

Seine Reiſe von Acapulco nach Mexico. Ein Vogel Chiachialacas. Kürbisflöſſe. Careri kömmt nach Mexico; reiſet in die Bergwerke zu Pachuca; zu den Pyramiden; nach Vera Cruz. Alte Stadt Clascala. St. Laurent de los Negros. Careri kömmt nach Vera Cruz. Deren Beſchreibung. Einige Nachrichten von Fernand Cortez. Verrichtungen in Mexico. Umſtände, welche Careri von der Eroberung Peru beybringt. Careri geht von Vera Cruz nach Havana. Redlichkeit bey der daſigen Handlung. La Perſeguido eine ſeltene Perl. Zwo beſondere Früchte. Unwiſſenheit neun ſpaniſcher Steuerleute. Careri kömmt nach Cadix. Allgemeine Vorſtellung von dieſem Orte. Careri geht nach Sevilla. Beſchreibung dieſer Stadt. Begebenheit des Königes Don Pedro. Weg von Sevilla nach Madrid. Vorſtellung von dieſem Orte. Reiſe nach dem Eſcuriale. Königliche Grabmaale. Größe und Schönheit dieſes Kloſters. Careri geht wieder nach Neapolis.

Seine Reiſe von Acapulco nach Mexico.

Die ausführliche Beſchreibung von Acapulco, und die Nachricht des Careri von der Einrichtung der Spanier in Neuſpanien, müſſen wir in einen andern Theil dieſes Werkes verſparen. Alles, was wir, um ſeiner Abſicht gemäß zu verfahren, und den ſeiner Reiſebeſchreibung beygelegten Titel einer Reiſe um die Welt zu rechtfertigen vorizt thun können, beſteht darinnen, daß wir ihn nach Hauſe begleiten.

Nachdem er drey Mauleſel für dreyßig Piaſter gemiethet, und über dieſes für ihre Fütterung täglich ſechs Realen zu bezahlen verſprochen hatte: ſo begab er ſich nebſt einem Zollbedienten, der ſeinen Wegweiſer vorſtellete, auf die Reiſe nach Mexico. Zugleich nahm er auch einen Reiſepaß von dem Statthalter mit, indem ihn ſonſt die Gränzwache, welche eine halbe Meile weit von Acapulco ſteht, nicht durchgelaſſen hätte. Dieſen Tag reiſete er drey Meilen durch ein ungemein hohes Gebirge, bis an den Gaſthof Attaxo. Es beſteht zwar dieſer Ort nur aus fünf elenden Strohhütten, iſt aber mit Palliſaden auf das beſte verwahret. Weil hier die allergeringſten Eßwaaren in ſehr hohem Preiſe ſtunden: ſo ſchoß ſich Careri bey einem Spaziergange in dem benachbarten Gehölze, ſelbſt etwas zu eſſen. Doch erzählet er dieſen Umſtand nur deswegen, damit er dabey melden kann, das Wildprät habe aus Chiachialacas beſtanden, welches aſchfarbige Vögel, mit einem langen Schwanze, etwas kleiner, als ein Haushuhn, aber eben ſo gut zu eſſen ſind. Im dicken Gebüſche des Gehölzes bey Attaxo, ſtehen Pommeranzen und Limonienbäume in großer Menge, ohne daß jemand ſich die Mühe gäbe, ihre Frucht zu ſammeln. Von hier kam Careri auf einem Schleifwege durch ein Gehölze von Farbeholz, drey Meilen weiter, und bis zu dem Gaſthofe Lexido, in welchem aber, gleichwie überall auf dieſem Gebirge weiter nichts, als Maisbrodt, zu haben war. Mit dieſem füttert man die Pferde und Mauleſel, und ihre Herren eſſen ſelbſt mit. Den folgenden Tag zog man vier Meilen weit, durch eine beſſer angebauete Gegend, und ruhete zu Mittage in dem Gaſthofe de dos Arroyos. Careri bekam daſelbſt von einem Indianer eine Waldfrucht, Chiokiaccos genannt. Sie iſt weiß und roth, ſo lang als ein Finger, und gleicht am Geſchmacke den Kirſchen. Er labete ſich ungemein damit. Sie wächſt auf einer fünf Schuh hohen langblättrichten Staude. Nachmittage legte man abermals vier Meilen, bis nach las Po-

Attaxo.

Ein Vogel, Chiachialacas genannt.

Lexido.

Kürbisflöſſe.

Trapiche de Maſſatlan.

Cilpancingo.

Zumpango.

ſuelos zurück. Den folgenden Tag ſpeiſete man in einer nicht weit davon entfernten Herberge auf einem Berge del Peregrino genannt, und kam hernach zu einem andern Berge, oder vielmehr kahlen Felſen. Das Aufſteigen beträgt eine Meile, ſodann muß man mit nicht weniger Beſchwerlichkeit wieder hinab ſteigen, und findet hernach den Papagayfluß vor ſich. Damals konnte man durchwaten. Allein, im Winter, wenn er aufgeſchwollen iſt, fährt man auf einer Flöße von kreuzweiſe über einander gelegten Brettern, daran eine Menge Calebaſſen hängt, darüber. Neben her ſchwimmt ein Indianer, der mit einer Hand die Flöſſe regieret, mit der andern ſich forthilft. Als man durch den Fluß geſetzet hatte: ſo zog man bis an den Gaſthof Caccavotal, und dieſe Tagereiſe betrug in allem ſechs Meilen. Den folgenden Tag legete man vier Meilen im Gebirge zurück, und ruhete in dem Dorfe los dos Caminos genannt, welches das erſte iſt, das man ſeit der Abreiſe von Acapulco antrifft. Die daſigen Indianer gehen ihren Gäſten mit der größten Willfährigkeit an die Hand, und helfen ihnen nach allem Vermögen, über einen gewiſſen erſtaunlich ſteilen, und eine Meile hohen Berg. Es trägt ſolcher den Namen los Carones. Nach zurückgelegten vier Meilen erreichte man, wiewohl ziemlich ſpät, das Zollhaus Accaguiſotta, da man keine andere Herberge fand, als eine elende Hütte, welche die Hauptwache vorſtellete, und da folglich alle Waaren und Geräthe auf das ſchärfſte durchſuchet wurden. Den folgenden Tag hatte man vier ſtarke Meilen, bis nach Trapiche de Maſſatlan, einem in dieſem Gebirge ſehr berühmten Orte, theils wegen der daſigen ſchönen Zuckerpreſſe, und des guten Weizenbrodtes, als wegen einer nicht weit davon gelegenen Silbergrube. Von hier rückete man noch zwo Meilen weiter, bis an das Dorf de las Pataquillas, das unten am Berge liegt, und aus wenig Häuſern beſteht. Hier iſt eine ganz andere Witterung, als zu Acapulco, und die Kälte in der Nacht ſehr empfindlich. Am folgenden 24ſten März, fand Careri zu ſeiner größten Verwunderung in dem Dorfe Cilpancingo einen Prieſter, und konnte Meſſe hören. Beſagtes Dorf iſt ſchön genug, und liegt auf einer an Mais ſehr fruchtbaren Ebene. Die daſigen Mägdchen bekleiſtern ſich das Geſicht gegen den Froſt mit einem Breye von gewiſſen gelben Bluhmen. Von hier hatte man bis an das Dorf Zumpango zwo Meilen zu reiſen. Es liegt ſelbiges auf einer acht Meilen langen Heide, darauf weder Baum noch Strauch wächſt. Die Spanier nennen ſie Canada *n*).

Erdbeben.

Montags erreichte man ein anderes dem tyroliſchen ſehr ähnliches Thal, und zog in ſelbigem neun Meilen weit bis an den Fluß Rio de las Balſas fort. Man ſetzet auf einer Flöſſe darüber, und er ergießt ſich, gleich dem Papagayfluſſe in die Südſee. Weil die Nacht einbrach, und es ſtockfinſter war: ſo mußte Careri zwo Meilen weit von dem Dorfe Nopalillo genannt, in dem Thale Carizal unter freyem Himmel bleiben. Zwo Stunden vor Mitternacht verſpürete er zwo Minuten lang ein heftiges Erdbeben, das, wie er nachgehends erfuhr, zu Acapulco viele Häuſer einwarf, und noch den folgenden Tag an einem dem Knallen der Stücke ähnlichen Gekrache zu merken war. Mit anbrechendem Tage, legete man die vier Meilen bis nach Rancho de Palula in möglichſter Geſchwindigkeit zurück, eben als ob ſodann keine Gefahr mehr zu befürchten ſey, wofern man nur den vorigen Ort einmal im Rücken habe. Man ſpeiſete an dem Ufer eines kleinen Sees, und zog hernach drey Meilen weiter, bis nach Pueblo nuevo. Mittwochs machte

---

n) A. d. 26 S.

Gemelli Careri 1697.

Amacuſac.

machte man ſechs Meilen durch ein ſehr rauhes Gebirge, und noch andere ſechſe, bis an einen großen Fluß, den man bey finſterer Nacht durchwatete. Man blieb in dem Dorfe **Amacuſac**, das zu **Cornavacca** gehöret. Es iſt hier zum Vortheile der Reiſenden eine ſehr gute Einrichtung gemacht, indem ihnen alles, was ſie bedürfen, gereichet werden muß, ſie mögen ſo ſpät kommen, als ſie wollen.

Alte indianiſche Heerpauke.

Am Donnerſtage ruhete man nach einem Zuge von drey Meilen zu **Agnaguezinga**, wornach man noch zwo zurück legete, und im Dorfe **Alpugleco** fütterte. Careri betrachtete in dem daſigen Gaſthofe einen **Teponaſte**, das iſt, eine vor Ankunft der Spanier bey den Indianern üblich geweſene Heerpauke. Sie war aus einem ausgehöhleten Baumſtamme gemacht, ſechs und dreyßig Zoll lang, unten und oben war eine Haut darüber geſpannt. Seines Ermeſſens möchte man ſie wohl eine Stunde weit hören, ſo einen ſtarken Klang hatte ſie. Den folgenden Tag erreichte man nach einer zurückgelegten Meile **Cucitepech**. Man endigte zwar noch drey andere, mußte aber, weil das Ueberſetzen über zween große Flüſſe viel Zeit weggenommen hatte, im freyen Felde über Nacht bleiben.

Cornavacca eine reiche Stadt.

Den 1ſten des Märzmonates erreichte man gleich nach der erſten Meile **Cornavacca**, die Hauptſtadt in der Landeshauptmannſchaft gleiches Namens, welche damals dem **Marquis del Valle** gehörete, und ſich bis an das Dorf **Amacuſac** erſtreckete. Beſagte Stadt iſt nicht nur wegen der Handlung, ſondern auch wegen der Fruchtbarkeit der daſigen Gegend bey gutem Vermögen. Eine halbe Meile weiter kam man durch das Dorf **Tattenango**, und von da auf einem äußerſt beſchwerlichen Wege, der eine Meile betrug, auf den Gipfel des Berges Cornavacca. Die Einwohner des daſelbſt ſtehenden kleinen Dorfes **Guiſilac**, preſſen aus einer gewiſſen Pflanze, **Maghey** genannt, einen Saft, und laſſen ihn mit einigen andern Kräutern aufgähren, da er dann eben ſo berauſchet, als Wein. Vor Zeiten trug die Abgabe von dieſem Getränke dem königlichen Schatze zu Mexico jährlich hundert tauſend Piaſter ein. Weil aber die Indianer in der Trunkenheit allerley ſchlimme Streiche begiengen: ſo wurde es gänzlich verbothen. Careri koſtete es; es glich an Geſchmacke dem Methe, und an Farbe dem Molken, oder einem Honigwaſſer. Nach Endigung dreyer andern Meilen, ließ ihn ſein Eſeltreiber mitten in einem fürchterlichen Gebirge über Nacht bleiben, bloß weil der Kerl ſeine Mauleſel, die etwa dreyßig Stücke betrugen, an dieſem einſamen Orte konnte graſen laſſen, wo er wollte; dahingegen er an einem bewohnten Orte ihr Futter bezahlen mußte. Als Careri des Morgens aufſtund, ſo war er mit Schnee, der dieſe Nacht gefallen war, über und über bedecket. Er ſtieg hierauf mit größter Beſchwerlichkeit den Berg hinab; denn der Weg war ungemein ſteil, blieb auch alſo, bis nach **St. Auguſtin de las Cuevas**, das iſt fünfthalb Meilen weit. Doch die bis nach Mexico noch übrigen drey Meilen fielen ihm wegen des ungeſtümen Windes und heftigen Regens noch beſchwerlicher. Endlich hielt er auf einem Damme, welcher durch den See geführet iſt, ſeinen Einzug in die Hauptſtadt von Neuſpanien o).

Careri kömmt nach Mexico.

Er ſetzet dieſe weitläuftige Stadt auf neunzehn Grad vierzig Minuten in ein ganz ebenes Thal, das von Mitternacht gegen Mittag vierzehn ſpaniſche Meilen in die Länge, ſieben in die Breite, und vierzig im Umkreiſe hat. Wollte man aber den Umfang über die Gipfel der ringsumherliegenden Berge meſſen: ſo würde man ſiebenzig, oder wohl gar achtzig Meilen heraus bringen. Dieſe Lage nun wäre höchſt anmuthig, wofern nicht Mexico von dem Waſſer, das von den Gebirgen hinab ſchießt, und einen See vorſtellet, oh-

---

o) A. d. 31 S.

p) A. d. 30 S.

ne Unterlaß überſchwemmet würde q). Doch da die Beſchreibung dieſer Stadt hier zur Unzeit angebracht wäre, und wir uns dabey aufzuhalten nicht geſonnen ſind: ſo gehen wir alles vorbey, was nicht zu des Careri Reiſe ſelbſt, das iſt zu Vollendung des Kreiſes, den er machen wollte, oder der von ihm alſo genannten Reiſe um die Welt gehöret.

Reiſe des Careri in die Bergwerke zu Pachuca.

Gleichwohl verdienet ſeine Reiſe in die Bergwerke zu Pachuca eine Ausnahme, nicht nur, weil er ſie ſelbſt als ein zur Hauptreiſe gehöriges Stück anſieht, ſondern auch, weil er dadurch ein beſonderes Lob verdienet zu haben glaubet. Dieſes aber würde in einer allgemeinen Beſchreibung, da man ſeine Nachrichten unter die Wahrnehmungen anderer Reiſenden miſchen, und die hauptſächlichſten Umſtände der Reiſe weglaſſen müßte, eine merkliche Verringerung leiden.

Nachdem er die Bequemlichkeit und Anmuth einer reichen und mit Einwohnern angefüllten Stadt, einige Wochen lang genoſſen hatte: ſo entſchloß er ſich, alles Zuredens ſeiner Freunde und ihres Warnens vor der bevorſtehenden Gefahr ungeachtet, zu dieſem Zuge. Da er nun ſeine Beobachtung für beſonders ſchätzbar hält: ſo wird es dem geneigten Leſer allerdings angenehm fallen, die Beſchreibung derſelbigen aus ſeinem eigenen Munde zu vernehmen.

Haſen werden in Mexico verabſcheuet.

Ich machte mich den 22ſten April in Geſellſchaft eines ſpaniſchen Geiſtlichen, welcher mich zwo Meilen weit, bis in das Dorf Techiſcheac zurecht weiſen wollte, auf den Weg. Zwar wollte er haben, ich ſollte dieſe Nacht über da bleiben: allein, es gerieth der Pfarrer des Dorfes mit dem indianiſchen Amtmanne des daſigen Bezirkes in einen Wortwechſel, und prügelte ihn zuletzt mit ſeinem ſpaniſchen Rohre wacker ab. Darüber wurde mir dieſe Herberge verdrüßlich; ich machte mich ohne Zeitverluſt auf den Weg, erreichte nach einer zurückgelegten Meile das Dorf Guipuple, und nach drey andern Meilen ein Vorwerk, Tuſantlalpa genannt, da ich einige Haſen ſchoß, und über Nacht blieb. Zwar hätte ich noch mehrere ſchießen können: allein, ſie ſchmecken nicht ſo gut, als in Europa, und über dieſes war ich von dem Ekel der Mexicaner gegen dieſe Thiere gleichfalls angeſtecket. Beſagter Ekel rühret daher, weil man da zu Lande für gewiß glaubet, ſie fräßen die Würmer, die in verreckten Pferden wachſen r).

Das Bergwerk zu Santa Cruz.

Den 23ſten reiſete ich ſechs Meilen weit, in einer Gegend, da Berge und Ebenen mit einander abwechſelten, und kam nach Pachuca. Hier ſtieg ich bey dem Obereinnehmer der königlichen Gefälle ab, reiſete aber aus heftiger Begierde, die Bergwerke zu beſehen, noch an eben dieſem Tage auf einem ſehr ſteilen Wege zu den beyden nächſten. Sie liegen zwo wälſche Meilen von Pachuca. Das erſte de Santa Cruz genannt, war über ſieben hundert Schuh tief, das zweyte aber, Navarro mit Namen, über ſechshundert. In dem erſten förderte man das Silber mit Malacaten, das iſt mit Rädern an einer langen Achſe, an welcher ſtatt des Seiles eine lange Kette hing. Ein Ende derſelbigen wurde nebſt dem Erzte herauf, das andere hingegen, um noch mehr zu holen, zu gleicher Zeit abgewunden. Die ganze Maſchine wurde durch vier Mauleſel in Bewegung gebracht, die an einen durch die Achſe geſtoßenen Arm angeſpannet waren. Auf eben dieſe Weiſe, und zu eben dieſer Oeffnung, wurde vermittelſt einer anderen Malacate das Waſſer herausgeſchafft, weil es außerdem die Arbeit ohne Unterlaß hindern würde.

Ich ſtieg fünf Fahrten, oder eigentlich zu reden, fünf Bäume, einen nach dem andern hinab; ſtatt der Leiterſproſſen waren Zapfen eingeſchlagen. Weiter ließ mich der Berg-

---

q) A. d. 121 S.

Gemelli Careri 1697.

Bergmann aus Beyſorge eines Unglückes, dergleichen er ſchon manches erlebt hatte, nicht hinab ſteigen. Denn die folgenden Bäume waren naß, und der Fuß konnte leicht ausglitſchen. Demnach begab ich mich zu der Grube Navarro. Hier ſchafften die Indianer mit beſtändiger Lebensgefahr das Erzt auf ihren Schultern heraus, zu welchem Ende ſie eine große Anzahl Bäume, daran die Tritte und Kerben ſehr ſchlecht ausgetheilet waren, herauf klettern mußten. Für dieſe ſauere Arbeit bekommen ſie den Tag zwar nicht mehr, als vier Realen; hingegen dürfen ſie des Abends ſo viel Erzt, als jedweder auf einmal zu tragen im Stande iſt, mitnehmen, und den Gewinn mit dem Eigenthümer theilen. Damals arbeiteten ſie ſchon fünf Monate lang an einem unterirrdiſchen Gange, aus einer Grube in die andere, damit man das Waſſer, welches in der Grube Santa Cruz weit tiefer iſt, zuſammen leiten könnte. Dieſer langwierigen Bemühung ungeachtet, hatten die Gräber einander zwar noch nicht angetroffen, doch höreten ſie einander ſchon arbeiten.

Die Grube Navarro.

Den folgenden Tag ließ ich mich einige Meilen weiter führen, um die Gruben im Gebirge zu beſehen. Das erſte, was mir in die Augen fiel, war eine kleine Stadt, davon ſämmtliche Häuſer von Leimen aufgebauet, und mit Schindeln gedecket waren. Sie begriff ungefähr zwölf tauſend Einwohner, die alle mit einander von der Arbeit in dieſen fürchterlichen Abgründen ſich nähren. Man zählet in einem Bezirke von ſechs Meilen, wenigſtens tauſend Schächte. Einige werden nicht mehr angebauet; in andern arbeitet man ohne Unterlaß, und noch andere verſparet man auf das Künftige. Doch werden dieſe letztern von den Indianern, obgleich heimlich, ſtark beſuchet, und das Erzt daraus weggeholet. Ja es waren erſt wenige Tage vor meiner Ankunft ihrer funfzehn, die ſich durch eine ſehr enge Oeffnung hinab gewaget hatten, von der Erde verſchüttet worden s).

Gruben im Gebirge.

Von dieſem Bergwerke führete man mich in ein anderes, das den Namen Dreyeinigkeit trägt, weil es aus dreyen, nämlich Campechiana, Joya und Pignol beſteht. Ungeachtet aber man durch drey verſchiedene Mündungen einfährt, ſo führen ſie doch alle drey zu einer und eben derſelbigen Ader. Es haben mich viele glaubwürdige Perſonen, welche den Reichthum dieſer Ader genau kenneten, verſichert, ſie hätte innerhalb zehn Jahren, und durch unabläßige Arbeit von tauſend Perſonen, vierzig Millionen Mark Silber geliefert. Als man achthundert Schuhe tief gekommen ſey: ſo hätte man Waſſer angetroffen, und zu dem Ausſchöpfen deſſelbigen ſechzehn Malacaten nöthig gehabt; das bloße Holz aber, damit man die Schächte gegen das Einſtürzen der Erde unterbauet habe, ſey auf zwanzig tauſend Piaſter geſchätzet worden. Allein, mit der Zeit wurde es allzugefährlich, ſie zu bearbeiten, es wird alſo wenig Erzt mehr daraus gefördert, ſondern man hat vielmehr die Hauptöffnungen verſtopfet.

Grube Dreyeinigkeit.

Nicht weit von dieſer Grube hatte man ſeit acht Jahren eine andere zu bauen angefangen. Sie hieß der heil. Matthäus, und brachte großen Gewinn, weil die Erztadern von Oſten gegen Weſten fortſtrichen, folglich es um ſo viel leichter fiel, ihnen zu folgen. Weil ſie nicht über vierhundert Schuhe tief war: ſo entſchloß ich mich, einzufahren. Aber als ich den fünften Baum erreichte, überfiel mich die Furcht dermaßen, daß ich durchaus wieder zurück wollte. Allein, der Bergmann, welcher meinen Wegweiſer abgab, und mir leuchtete, machte mir durch die Verſicherung, ich hätte nun ſchon die meiſten Bäume beſtiegen, wiederum friſchen Muth. Ich fuhr ihm alſo nach, obgleich mit großer Gefahr, indem es mir zuweilen ſchwer fiel, den Fuß auf die Sproſſe oder in die Kerbe zu ſetzen,

Grube St. Matthäus.

Careri fährt ein.

oder

---

r) A. d. 126 S.

s) A. d. 138 S.

Gemelli Careri 1697.

oder mich an den Baum zu halten. Ich mußte dreymal ſo tief hinab ſteigen, als mir der Bergmann geſagt hatte. Endlich kam ich doch in die Gegend, wo die Arbeitsleute das erſtaunlich harte Geſtein mit ihrem eiſernen Werkzeuge gewältigten. Doch waren auch einige Erzte nicht ſo erſtaunlich hart, und noch andere hatten allerley Farben. Ich nahm einige Stückchen zu mir; aber als mir die Gefahr, darein ich mich gewaget hatte, je länger je größer vorkam, und mir über dieſes die giftigen Dämpfe, welche das Erdreich in dieſem düſtern Abgrunde ausdünſtet, nicht wohl bekamen: ſo ſtieg ich nach einem zweyſtündigen Verweilen mit großer Mühe und Furcht wieder hinauf, und kam ſehr abgemattet an das Tagelicht. Hier ſtellete ſich alles, was ich gräßliches geſehen hatte, meiner Einbildungskraft auf das lebhafteſte vor; und ich mußte bey mir ſelbſt geſtehen, ich hätte in meinem ganzen Leben noch nie eine ſo große Thorheit begangen, als dieſesmal. Wenigſtens war mir doch die fünf ganzen Jahre über, da ich unter eitel wilden Nationen herum geſchweifet, noch nie ein dermaßen gewaltiges Entſetzen angekommen, und voritzt hätte ich den Ort, dahin mich die bloße Neugierigkeit getrieben hatte, nicht für dreytauſend Piaſter zum zweytenmale beſuchen wollen t). Die große Tiefe dieſer Gruben kömmt von der Weiſe wie ſie angebauet werden, her. Denn man arbeitet ſo lange in ſenkrechter Linie abwärts, bis man auf eine reiche Ader kömmt. Dieſer geht man immer Waſſerrecht nach, bis ſie ſich verliert, wornach man, der erſten Linie zu Folge, weiter in die Tiefe gräbt.

Wie die Erze gut gemacht werden.

Ich machte mir das Vergnügen zu ſehen, wie man die Erze gut mache. Erſtlich wird das Erzgeſtein, das aus der Grube kömmt, mit Hämmern in Stücke geſchlagen. Die Aufſeher dieſer Arbeit wiſſen, vermöge ihrer langen Erfahrung, aus dem bloßen Anſehen zu urtheilen, was für Stücke ins Schmelzfeuer gehören, und in welchen Queckſilber ſtecke. Jedwede Gattung wird beſonders in Säcke geworfen. Die metallhaltigen Erze werden in eiſernen Mörſern durch gewiſſe Maſchinen gepochet und kleingeſtoßen. Will man ſie ſchmelzen: ſo ſetzet man ihnen ein gewiſſes an gebranntem Bleye zu, welches wie Eiſenſchlacken ausſieht, und wirft alles nebſt eben ſo viel Kohlen in einen zwölf Spannen hohen Ofen, der oben breiter iſt, als unten. Dieſer Ofen wird durch zween Blaſebälge von eben ſo viel Mauleſeln angeblaſen. So nun, wie das zuerſt eingetragene Erz ſchmelzet, wird innerhalb ſechs Stunden immer wieder friſches nachgeſchüttet. Iſt nun das Silber und Bley geſchmolzen: ſo nimmt man die verbrannten Schlacken mit einem eiſernen Haken weg, und läßt zugleich vermittelſt einer im Ofen befindlichen Oeffnung das Silber in eine Forme herauslaufen, da es denn ſehr geſchwind erhartet. Hierauf nimmt man es weg, verſtopfet das Gußloch wieder, und trägt von neuem Silbererz, Bley und Kohlen in den Ofen, um dasjenige, was die Schmelzer friſche Kuchen nennen, zu machen. Hat man funfzig bis ſechzig ſolche Kuchen, wozu gemeiniglich eine Woche Zeit gehöret: ſo wirft man ſie in einen anderen Ofen, um das Bley vom Silber zu ſcheiden. Nurbeſagter zweyter Ofen gleicht einem Backofen, und hat in der Mitte eine Grube, die mit angefeuchteter und geſchlagener Aſche angefüllet wird, und darein ſich das feine Silber ſammelt. Anfänglich wird beſagter Ofen mit Holzfeuer aus dem daran ſtoßenden dritten, oder von ihnen alſo genennten Garofen erhitzet. Sobald die Kuchen ſchmelzen wollen, bringt man zween große Blasbälge an den Ofen, und bläſt ſtark zu. Währenden Schmelzens fließt das feine Silber in die Grube, das Bley aber, welches nach

---

t) A. d. 141 und vorhergeh. S.

Gemelli Careri 1697.

nach dem Erkalten einer bloßen Schlacke oder einem Bimsſteine ähnlich ſieht, wird mit einem eiſernen Haken weggenommen. Das ſowohl bey dem erſtern als zweyten Schmelzen verglaſete Bley leget man bey Seite, und gebrauchet es in dem Ofen, darinnen das gepochte Erz geſchmolzen wird, wie vorher.

Schwere der Silberkuchen.

Ein Silberkuchen hat am Gewichte achtzig bis hundert Mark. Man überliefert ihn dem königlichen Probierer, welcher unterſuchet, ob das Silber fein genug ſey, und ausgemünzet werden könne. Thut er dieſen Ausſpruch, ſo wird es geſtempelt, und die gewöhnliche Abgabe für den König davon gehoben. Beſagte Abgabe iſt der fünfte Theil. In jedwedem Bezirke, den die Natur mit einem Bergwerke verſehen hat, finden ſich gewiſſe Beamte, nämlich ein Schatzmeiſter, ein Gegenſchreiber, und ein Major. Sind die Kuchen nicht ſo fein, als ſie ſeyn ſollen: ſo kommen ſie von neuem ins Feuer, und werden feiner gemacht. Haben ſie endlich den gehörigen Grad, ſo werden ſie geſtempelt, und zugleich bemerket, wie viel Gran Gold die Mark halte. Hält ſie mehr als vierzig, ſo wird der Kuchen dem königlichen Scheider eingehändiget, und das Gold heraus geſchieden.

Wie das Queckſilber gebraucht wird.

Iſt das Erz nicht reich an Silber, ſo gebrauchet man das Queckſilber dazu. Erſtlich wird es in den eiſernen Mörſern zu feinem Pulver geſtoßen, nachgehends durchgeſiebet, und ſodann nebſt Waſſer, Salz und Kupferſchlacken u) in gute hölzerne Mulden gethan. Das Queckſilber wird gleichfalls hinein geſchüttet, und alles zuſammen ganzer vier und zwanzig Stunden mit Füßen getreten, damit das Queckſilber ſich in der ganzen Miſchung ausbreite. Erſtlich ſchlägt man alles auf einen Haufen und zwar unter einer Schoppe, die oben ein Dach hat, ſonſt aber auf allen Seiten offen iſt: dabey wird ein Zeichen gemacht, daraus man ſieht, welchen Tag das Erz auf Haufen geſchlagen worden. Der Oberhüttenmann muß dieſe Haufen alle Tage beſichtigen. Indem er nun etwas davon nimmt, und in Waſſer abſchwemmet, ſo weis er aus der Menge Queckſilber, die zu Grunde fällt, imgleichen aus der äußerlichen Wärme des Haufens, zu urtheilen, ob man mehr Queckſilber und Kupferſchlacken zuſetzen, oder im Gegentheile wegnehmen müſſe. Iſt der Haufen zu ſehr erhitzt, ſo wird er ſchwarz, und muß mit Schlamme aus den benachbarten Flüſſen abgekühlet werden. Iſt hingegen der Haufen nicht heiß genug, ſo werden mehr Kupferſchlacken hinzugeſetzet. Weil das Queckſilber keiner Gährung fähig iſt: ſo verändert er zwar weder ſeine eigene, noch der übrigen Materie Eigenſchaft. Unterdeſſen hat doch die Erfahrung gelehret, man müſſe noch mehr Queckſilber zuſetzen, wenn die Miſchung eine Kleyenfarbe zeige; die Perlfarbe bedeutete einen guten Zuſtand. Die Aſchfarbe hingegen die größte Vollkommenheit, welche der Haufen haben kann. Die ganze Unternehmung erfordert nach Beſchaffenheit des Erzes zwanzig bis dreyßig Tage.

Nachgehends wird die Materie in Kaſten geſchüttet, und mit hölzernen Rädern, die man mit der Hand umdrehet, geſchwemmet. Die geſchwemmete Erde fällt, durch drey Röhren, in drey unter einander geſtellete Gefäße. Das Silber, welches in dem erſten nicht bleibt, das bleibt doch in dem anderen oder dritten. Aus dieſem letztern läuft das Waſſer durch eine Röhre in eine Kufe ab, darinnen die Weibesperſonen noch allemal einige Silberſtückchen finden. Was auf dem Boden der Gefäße liegen bleibt, das wird in einen Leinwandſack geſammlet, und das Queckſilber ausgedrücket. Allein, weil man ſelten mehr als den fünften Theil ausdrücken kann, ſo leget man viele dergleichen ausgedrückte

---

u) Vermuthlich Schwefelkieſe.

Gemelli Careri 1697.

drückte Klumpen, davon jedweder ungefähr drey Pfund wiegt, in eine metallene oder irrdene Glocke, mit kleinen Stäben über der Oeffnung, damit das Silber, wenn es hart zu werden beginnet, nicht heraus fallen könne. Eine von dieſen Glocken wird bis auf den dritten Theil mit Waſſer angefüllet, in die Erde gegraben, und um das Verrauchen zu verhindern, wird die andere darüber geſtürzet. Nachgehends wird auf der oberen Glocke ein ſtarkes Kohlfeuer angemacht, und ſo lange bis ſie glühet unterhalten. Denn wenn dieſes geſchieht, ſo hat ſich das Queckſilber von dem Silber geſchieden, dieſes letztere aber in einen Klumpen vereiniget. Man nimmt es folglich heraus, und überbringt es den königlichen Beamten zum Probiren. Iſt es nicht fein genug: ſo muß es wiederum ins Feuer, und endlich bekömmt es den Stempel, daraus man ſieht, wie viele Gran Gold es halte, und daß der König ſeinen fünften Theil davon bekommen habe.

Kürzet aber theurer Mittel.

Zwar könnte man das Silber durch bloßes Feuer und in weit kürzerer Zeit ſcheiden: allein, man würde zu viel Verluſt daran leiden. Auf der andern Seite erfordert dieſe Queckſilberſcheidung nicht nur einen ganzen Monat Zeit, ſondern auch weit mehr Aufwand, weil man das Queckſilber entweder aus Spanien oder aus Peru, wo es in ungemein hohem Preiſe ſteht, verſchreiben muß. Man bezahlet den Zentner, das iſt ſo viel, als man tauſend Mark Silber zu ſcheiden nöthig hat, für achtzig Piaſter, ja zuweilen wohl gar für dreyhundert; nicht als ob es der König ſo theuer verkaufte, ſondern weil die königlichen Beamten wohl wiſſen, daß man es nicht miſſen kann, und daher bey dem Verkaufe auf ihren eigenen Vortheil gedenken. Dieſe Theuerung des Queckſilbers verurſachet dem mexicaniſchen Lande großen Nachtheil, um welcher Urſache willen auch der König in Neuſpanien nicht mehr als zehn vom Hunderte nimmt, dahingegen in Peru er die zwanzig vom Hunderte nach der Schärfe eintreibt. Vorzeiten ſcheidete man in dieſen Ländern das Silber bloß mit Queckſilber und Salze: allein, hierzu hatte man ein ganzes Jahr nöthig. Doch erleichterte nachgehends ein Dominicaner die Sache um ein merkliches, indem er die Kupferſchlacken zu Hülfe nahm, davon der Haufen im Augenblicke ſich erhitzet.

Vortheile für die Erfinder einer Grube.

Wer eine Gold- oder Silbergrube entdecket, der kann ſie bearbeiten laſſen, wenn er nur dem Könige ſeinen fünften Theil davon bezahlet. Läßt er ſie aber liegen: ſo fällt ſie drey Monate hernach dem Könige heim. Der König ſteht vierhundert Schuhe Grund zu, entweder gegen die vier Hauptwinde, von der Oeffnung der Grube an zu rechnen, oder nur auf einer Seite, wie es der Eigenthümer verlanget. Nachgehends hat ein anderer die Freyheit, achtzehn Schuhe weit von der erſten, eine neue Grube zu öffnen; und ungeachtet dieſer Raum gleichſam eine Scheidewand vorſtellet, ſo kann er doch ſeinen Schacht unter der Erde bis in des erſten ſeinen Bezirk hinein treiben, wenigſtens doch ſo weit, bis er die Bergleute deſſelbigen antrifft. Wird aber der Schacht, dem er unter jenem treibt, durch eine Quelle mit Waſſer angefüllet, ſo muß ihm derjenige, welcher oben darüber arbeitet, von ſeinem gewonnenen Erze den ſechſten Theil abgeben. Käme das Waſſer aus dem oberen Schachte in den unteren, ſo muß es der Eigenthümer von jenem herausſchaffen.

Alles

---

x) A. d. 159 und vorhergeh. S. Was die Anzahl der Beamten und ihre Beſoldungen betrifft, das haben wir weggelaſſen, ſonſt aber nichts.

y) Es gehöret ein Bezirk von etlichen Meilen dazu. Das Land wird von mehr als ſechstauſend verheiratheten Schwarzen angebauet, davon jedweder

Gemelli Careri 1697.

Münze zu Mexico.

Alles Silber, das aus den Neuſpaniſchen Bergwerken kömmt, muß nach Mexico gebracht, und in der Münze angegeben werden. Dem Verſichern zu Folge, kömmt alle Jahre, ohne was durch Unterſchleif dahin geſchaffet wird, zwo Millionen Mark in beſagte Stadt, auch werden jährlich ſiebenhunderttauſend Mark zu Piaſtern vermünzet. Die Eigenthümer bezahlen nicht nur die Münzkoſten und den fünften Theil, als die gewöhnliche Abgabe, wenn das Silber zum erſtenmale angegeben wird, ſondern auch noch einen Real, den man die Lehengebühre nennet. Ob es nun aber gleich einem jedweden Unterthan frey ſteht, ſein Silber zu vermünzen: ſo ſind doch die Kaufleute beynahe nur die einzigen, die es thun. Sie kaufen alles Silber, das ſie kriegen können, und ziehen zwey Realen für die Mark ab, einen wegen der Lehengebühre, den anderen für den Schlagſchatz.

Scheidung des Goldes vom Silber.

Weil das Silber, wie ſchon bemerkt worden, etwas Gold hält: ſo wird dieſes letztere an einem anderen Orte daraus geſchieden. Man körnet erſtlich das Silber, und löſet es hernach im Scheidewaſſer auf. Das Gold fällt in Geſtalt eines ſchwarzen Kalches zu Boden, das Waſſer aber wird nebſt dem in ſich habenden Silber in zwey mit den Mündungen an einander geſtoßene Gläſer gegoſſen, und Feuer darunter gemacht, da denn das Silber in dem einen Glaſe liegen bleibt, das Waſſer hingegen in das andere übergeht. Das Gold wird nachgehends in Kuchen oder Stangen gegoſſen, und gleich dem Silber von dem Probirer unterſucht. Soll es geſtempelt werden, ſo muß es zwey und zwanzig Carat halten, das Silber hingegen zweytauſend zweyhundert und zehn Maravedis.

Alles dieſes, fährt Careri fort, habe ich entweder ſelbſt geſehen, oder von dem **Don Philipp Rivas de Seville**, welcher damals das Amt eines Wardeins ſchon ſeit dreyßig Jahren verwaltet hatte, erfahren *x*). Ich reiſete ſehr vergnügt aus Pachuca ab, und legte erſtlich auf einer Ebene bis an das Dorf **Teſayucca** ſieben Meilen zurück, ſodann noch zwo bis nach **S. Lucia**, einem ſehr einträglichen den Jeſuiten gehörigen Gute, da ich über Nacht blieb *y*). Den folgenden Tag brachten mich noch andere ſieben Meilen nach Mexico zurück.

Reiſe zu den Pyramiden.

Careri unternahm hierauf noch eine andere kleine Reiſe, die ihm zwar nicht ſo viele Beſchwerlichkeiten, als die vorige verurſachete, gleichwohl aber von ihm als eines der leſenswürdigſten Stücke ſeiner Reiſebeſchreibung angeſehen, und daher dem Leſer zu beſonderer Aufmerkſamkeit anbefohlen wird. Man machte gegen ihn viel Rühmens von einigen Alterthümern der Indianer, davon keine einzige Reiſebeſchreibung das geringſte meldet. Als er nun zugleich auch erfuhr, ſie wären von Mexico nicht weit entfernet: ſo überfiel ihn eine ſo heftige Begierde, ſie zu ſehen, daß er die Abreiſe keinen Augenblick verſchieben konnte.

Ich ſtieg zu Pferde, ſaget er, und ritt über den Damm der Chriſtophelſee, nach dem Kirchſpiele **d'Aculma**, das den Auguſtinern gehöret. Sechs Meilen davon fand ich das Dorf **Teotiguacan**, welches Wort in mexicaniſcher Sprache ſo viel als Ort der Götter und des Anbethens bedeutet. Hier übernachtete ich bey **Don Petro d'Alva**, einem Enkel des **Don Juan d'Alva**, welcher ſeines Ortes von den Königen von Teſcuco herſtammete. Dieſer Herr zeigte mir den folgenden Tag die ſogenannten Hälſe oder Pyrami-

---

weder drey bis vierhundert Piaſter koſtet. Die Zahl der Schafe und Ziegen beläuft ſich auf hundert und vierzigtauſend, dabey ſind fünftauſend Pferde, tauſend Stücke Rindvieh u. ſ. w. A. d. 149 und 150 S.

Die nordliche und deren Geſtalt.

den, indem ſie nicht über eine Meile weit von ſeinem Gute ſtehen. Die erſte, welche ich ſah, war die nordliche. Zwo von ihren Seiten ſind ungefähr ſechshundert und funfzig Spannen lang, die übrigen beyden nur fünfhundert. Sie trägt den Namen des Mondes. Zwar hatte ich kein Werkzeug bey mir, ihre Höhe zu meſſen, doch ſchätzete ich ſie auf zweyhundert Spannen. Eigentlich iſt es ein Haufen über einander gelegter Steine, mit Stufen von einem ungemein harten Steine. Oben darauf ſtund ehedem ein ſehr großes wiewohl ſchlecht ausgekünſteltes Bild: es wurde aber von einem mexicaniſchen Biſchofe, der es für ein Ueberbleibſel der alten Abgötterey anſah, in Stücke geſchlagen. Die Trümmern davon liegen noch heutiges Tages unten an der Pyramide. Inwendig in dieſen ungeheuren Gebäuden ſind Gewölber angebracht, darein man die Könige des Landes beyſetzete. Rings herum ſtehen viele Hügel, welche, wie es ſcheint, Grabmaale der vornehmen mexicaniſchen Herren abgaben. Der Weg zu dieſen Denkmaalen heißt noch heutiges Tages **Micaorli**, oder Todtenweg.

Die mittägliche.

Hierauf wendete ich mich gegen Mittag, um die Pyramide der Sonne, welche von jener kaum zweyhundert Schritte weit entfernet iſt, zu beſichtigen. Dieſe nun hat zwo Seiten, die tauſend, und zwo andere, die etwa ſechshundert und funfzig Spannen lang ſind. Ihre Höhe beträgt um den vierten Theil mehr, als die Höhe der erſteren. Oben darauf ſtund ehemals das Bild der Sonne. Zwar verſchonete man es eben ſo wenig, als das Mondenbild: allein, als man es herabſtürzen wollte, blieb es mitten auf der Pyramide liegen, und konnte nicht ganz herab fallen. Auf der Bruſt hatte es eine Oeffnung, daraus eine Sonne hervorſchimmerte. Der übrige Leib war gleich dem Mondbilde, ganz mit Golde überzogen. Unten an der Pyramide liegen noch zwey große Steintrümmern, die zu einem Arme und Fuße des Bildes gehöreten.

Deren Urſprung.

Nun fraget es ſich, wie die Mexicaner, da ſie weder Eiſen noch künſtliche Hebezeuge, noch auch das Geſchick zum Erfinden derſelbigen hatten, im Stande waren, ſolche harte Steine zu behauen, und ſie auf eine dermaßen große Höhe zu ſchaffen. Nach des Careri Berichte ſchreiben die Spanier den Bau dieſer Pyramiden den **Ulmuquen** zu, welche aus der Inſel Atlantis nach Neuſpanien kamen, und es zum zweytenmale bevölkerten z). Wenigſtens ſind ſie ungemein alt. Weil man in der Nähe erſtaunlich viele zerſtörete Gebäude, eine Menge Höhlen und andere Merkmaale antrifft: ſo muß ehedeſſen eine große Stadt hier geſtanden haben. Den folgenden Tag kehrete Careri auf dem vorigen Wege nach Mexico zurück.

Careri reiſet nach Veracruz.

Nun iſt es Zeit, daß wir ihn auf den Weg nach **Puebla** und **Veracruz** bringen, damit er von da nach Spanien, und endlich nach Neapel, wo er den Anfang mit ſeinem Kreiſe gemacht hatte, gelangen könne. Er reiſte Donnerſtages den 10ten des Weinmonates aus der Hauptſtadt von Neuſpanien nach Veracruz ab, in der Abſicht, daſelbſt auf das ſogenannte Advisſchiff, das ordentlicher Weiſe nach der Havana abgeht, zu treten, und ſodann nach den canariſchen Inſeln zu ſchiffen. Erſtlich nun

führeten

---

z) Dieſe Muthmaßung gründet ſich zum Theile auf die indianiſche Geſchichte, welche beſagte **Ulmuquen** von Morgen über die See herkommen läßt, zum Theile auf das Anſehen des Plato, welcher die Einwohner der Inſel Atlantis für Nachkömmlinge der Aegyptier ausgiebt, bey welchen dergleichen Weiſe Pyramiden aufzurichten, im Schwange gieng. Sonſten weis man, daß die Carthaginenſer auf ihren Seereiſen zu einer von den Säulen des Hercules weit entlegenen Inſel kamen, auf welcher ſich anfänglich viele von ihnen niederließen, bis endlich die Regierung aus Beyſorge, ſie möchten übe

de

Gemelli Careri 1697.

Alcaldie zu Chalco.

Alte Stadt Tlaſcala.

Ihr Reichthum.

führeten ihn zwo Meilen bis in das Dorf **Mexicalſingo**. Hier ſetzet man über einen Fluß, welcher zu ungemeiner Bequemlichkeit der Handlung aus dem Calcoſee in den bey Mexico befindlichen See fließt. Nachgehends reiſte er eine Meile weit über eine bergigte Ebene bis nach Iſtapalapa, und vier andere, bis an den Gaſthof zu **Chalco**. Es iſt dieſes zwar eigentlich nur ein mäßiges Dorf, dabey aber unter allen an dem daſigen See liegenden Alcaldien die größte. Man führet auf beſagtem See allerley Lebensmittel in großer Menge nach der Hauptſtadt. Der Fluß hat zwiſchen Chalco und Mexicalſingo einen dermaßen ſchnellen Strom, daß die Barken wie ein Pfeil davon ſchießen. Den folgenden Tag kam Careri nach Zurücklegung einer Meile in den Gaſthof zu Cordove. Von hier reiſt man über ein mit Fichten bewachſenes Gebirge, und findet man mitten in der Wildniß den Gaſthof Rio-frio. Dieſen erreichte er des Abends, nachdem er vier Meilen im Gebirge gemacht hatte. Zwo andere brachten ihn des folgenden Tages zu dem Gaſthofe Teſmolucca, und ſodann kam er eine anmuthige mit Vorwerken ausgeſchmückte Ebene, darauf er bis in das Dorf St. Martin drey Meilen zu reiſen hatte. Weil nun **Tlaſcala** nur drey Meilen weit davon lag: ſo wurde er begierig, die Ueberbleibſel dieſer alten Stadt, welche, wie er ſaget, den Waffen des mexicaniſchen Reiches beſtändig widerſtanden hatte, zu betrachten. Allein, er bereuete dieſen Vorwitz, als er über einige ſumpfigte Ebenen fortziehen, und zuletzt durch einen Fluß ſetzen mußte. Da nun noch dazu das allermerkwürdigſte, was er an dieſem Orte antraf, ſonſt nichts als ein Capuzinerkloſter war: ſo wurde die Reue noch größer, und verurſachete, daß er gleich des folgenden Tages nach **Puebla**, das nur fünf Meilen davon liegt, abreiſte. Es heißt dieſe Stadt eigentlich **la Puebla de los Angelos**, wurde im Jahre 1531 von den Spaniern erbauet, und hat den Namen von einem Traume der Königinn **Iſabella**, als ob die Engel den Platz dazu abſteckten. Alle Gebäude dieſes Ortes ſind mit Steinen und Kalche aufgeführet. Die Gaſſen ſind gerade, wohl angeleget, und ungeachtet ihnen das Pflaſter fehlet, dennoch ungemein reinlich. Rings herum giebt es viele Sauerbrunnen. Die an der Weſtſeite haben viel Schwefel bey ſich, die gegen Norden viel Salpeter und Alaun; an der Oſt- und Südſeite ſind ſie ganz ſüße. Die Einkünfte des daſigen Biſchofes betragen achtzigtauſend Piaſter, und des Domcapitels zweyhunderttauſend. Careri ſah da in einer Sammlung von Seltenheiten unter andern einen Magnet, in Größe eines gemeinen Apfels, welcher zehn Pfund Eiſen trug. Seine Beſchreibung der daſigen Klöſter und Kirchen machet dem Leſer einen hohen Begriff von der Größe und dem Reichthume dieſer Stadt a).

Den 21ſten ſchlug er ſich wieder auf die Landſtraße nach Veracruz, und reiſte drey Meilen bis in das Dorf **Ancotoque**, ſodann aber noch fünfe bis in das Dorf **Araſſingo**, von da man nur noch zwo bis nach **Quechiula** hat. Den 22ſten reiſte er vier Meilen über ebenes Land, erreichte hernach das Dorf **St. Auguſtin**, und ſah daſelbſt eine den vorbeſchriebenen ziemlich ähnliche Pyramide; drey andere Meilen führeten ihn nach **Iſtaqua**. Den 23ſten mußte er über ein fürchterliches Gebirge, auf welchem man bey dem Herunter-

Pyramide zu St. Auguſtin.

---

der Vortrefflichkeit des neuen Wohnſitzes ihr angebohrnes Vaterland gar vergeſſen, niemanden mehr dahin gehen ließ. Aus dieſem allen zieht Careri den Schluß, es ſey nicht zu verwundern, weder daß die Mexicaner, gleich den Aegyptern, Pyramiden aufgeführet hätten, noch daß dem Zeugniſſe des Ammianus Marcellinus zu Folge, auf den ägyptiſchen Nadelſäulen allerley Vögel und Thiere, etiam alieni mundi, geweſen wären. Ebendaſ. a. d. 211 u. 212 S.

a) A. d. 24 und vorhergeh. S.

Feuerberg Orizava.

reiſen eine ganze Meile weit neben den ſchrecklichſten Abgründen vorbey ziehen muß. Weil er nun nach ſeiner Ankunft in dem Dorfe **Aculſingo**, welches mitten in einem Walde liegt, einige Ruhe nöthig hatte, und der folgende Weg ſehr ſchlimm war: ſo kam er nicht weiter als vier Meilen, nämlich in das Dorf **St. Nicolas**. Er mußte zweymal über eben denſelbigen Fluß. Den 24ſten nahm er einen großen Umweg, damit er nicht durch den weißen Fluß ſetzen durfte. Als er nun über die Brücke war, ſo kam er durch die Stadt **Orizava**, und ſodann auf eine große Ebene, die ihn zu dem Feuerberge gleiches Namens führete. Nun lag beſagter Berg zwar voll Schnee, dem ungeachtet aber war weder ſein Feuer noch ſein Eis ſo gefährlich, als der Schlamm eines anderen Berges, darinnen Careri wohl hundertmal ſtecken zu bleiben beſorgete. Man nennet ihn eben deswegen den Abgrund. Noch mußte er mit nicht geringerer Gefahr über den dritten, und ſodann über einen großen Fluß, von wannen er des Abends nach einer Tagereiſe von fünf Meilen **Cordova**, den vornehmſten Ort der daſigen Alcaldie, erreichte. Es wohnen ſehr viele reiche Kaufleute meiſtentheils Spanier in dieſer Stadt, indem ſie nicht nur der fruchtbare Boden, ſondern auch die anmuthige Lage, und die ſanfte Witterung dahin locket.

St. Laurent de los Negros.

Aſparilla.
Xamapa.
Vogel Carpentero.
Springwurzel.

Den 25ſten kam er in eine wärmere Gegend, da man allerley Gattungen von Papagayen, nebſt einer Menge wilder calecutiſcher Hühner findet, welche ganz gelaſſen und ohne ſich an die Reiſenden zu kehren, auf ihrem Baume ſitzen bleiben. **Saint Laurent de los Negros**, da man zu Mittage fütterte, iſt ein mitten im Walde gelegener Ort, darinnen lauter Schwarze wohnen, alſo daß man denken ſollte, man wäre mitten in Guinea. Allein, ſie hatten nicht das geringſte Wilde an ſich, ſondern beſchäfftigten ſich bloß mit dem Ackerbaue. Sie ſtammen von einigen entlaufenen Schwarzen her, denen man in Freyheit zu leben erlaubete, doch mit der Bedingung, ſie ſollten keine andere Schwarzen, die etwa künftig entlaufen möchten, unter ſich dulden, ſondern ſie ihren Herren zurück bringen, welches ſie auch getreulich beobachten. Von dieſem Orte hatte man fünf Meilen bis in den Gaſthof **Saint Campus**. In dem daran ſtoßenden Thale wohnen ſehr viele Schwarze und Mulatres, welche aber ein ſehr wildes Leben führen. Den 26ſten zog man vier Meilen weit über eine unangebauete Ebene, darauf ſonſt nichts als eine einzige Mulaterwohnung ohne den geringſten Vorrath anzutreffen war. Zwar gab es auf dem unweit davon gelegenen Gebirge, Baumfrucht in großer Menge: allein, zum Unglücke taugen ſie in dieſer ganzen Gegend nicht eher zum Eſſen, als drey Tage nach dem Abbrechen vom Baume. Als Careri von dieſem Orte weiter zog: ſo gerieth er bey dem Durchſetzen durch einen Fluß in die äußerſte Lebensgefahr; nebſt dem fehlete es wenig, ſo wäre das Tagebuch von ſeiner nun ſchon vier Jahre und vier Monate lang dauernden Reiſe zuſammt dem Gelde, das er bey ſich führete, zu Grunde gegangen. Nachgehends kam er in eine ungemein flache Gegend, imgleichen durch Gehölze von einer gewiſſen Gattung Palmbäumen. Die Früchte dieſer Bäume ſind an Farbe grün, an Geſtalt den Nüſſen ähnlich, hängen in Trauben beyſammen, und ſchmecken wie Mandeln. Er mußte durch viele mit hohem Graſe bewachſene Sümpfe reiten, da es eine Menge bodenloſe Stellen giebt. Den folgenden Tag kam er von dem Dorfe **Aſparilla** nach zurückgelegten zwo Meilen nach **Xamapa**, woſelbſt ein gewiſſer Spanier alles, was Careri ſchon zu anderer Zeit von dem Vogel **Carpentero** gehöret hatte, als eine gewiſſe Wahrheit bekräftigte. Selbiger weis nämlich kraft ſeines natürlichen Triebes ein gewiſſes Kraut, davon das Eiſen wie Glas entzwey ſpringt, zu finden. Der Spanier rühmete ſich zwar, er habe den Verſuch

Gemelli Careri 1697.

ſelbſt gemacht, geſtund aber dabey, das Kraut ſey ſchwer zu finden, und habe er es für ſeine Perſon in der ganzen umliegenden Gegend vergeblich geſucht.

Careri kömmt nach Veracruz.

Endlich erreichte Careri, als er noch an eben dieſem Tage drey Meilen fortgereiſt war, den Hafen **Veracruz**. Hier fand er den größten Theil ſeines Geräthes ſchon ſeit einem Monate auf ihn warten. Erwägt man, ſaget er, daß alle Flotten, und alle einzelne Schiffe, die nach Neuſpanien fahren, in dieſem Hafen einlaufen: ſo ſollte man allerdings vermuthen, die Stadt müſſe groß und reich ſeyn; aber es fehlet weit. Sie iſt klein, arm, und wird von einer geringen Anzahl Spanier bewohnet, ja noch dazu nicht länger, als die Flotten zugegen ſind; denn die übrige Zeit des Jahres bringen ſie der daſigen ſehr ungeſunden Luft wegen tiefer im Lande zu. Doch wir können uns bey ſeiner Beſchreibung als welche in einen anderen Artikel gehöret, nicht verweilen, ſondern wir begleiten nur unſeren Wanderer bey ſeinem Einſchiffen nach der Havana, woſelbſt er die Galionen anzutreffen, und mit ihnen nach Cadiz zu ſchiffen verhoffete. Der Statthalter zu Veracruz **Don Franceſco Loranz y Rada**, war ihm dazu behülflich, daß er auf ein kleines von Maracao angekommenes Schiff, welches eben damals ſegelfertig lag, treten konnte.

Beluſtiget ſich mit der Jagd.

Eigenſchaft der daſigen Hunde.

Da die Stadt ſo ſchlecht beſchaffen iſt: ſo wurde ihm bey ſeinem vierzehntägigen Aufenthalte daſelbſt die Zeit gewaltig lang. Doch ergetzete er ſich mit der Jagd. Einſtens gieng er einer gewiſſen Faſanengattung, die an Größe den wälſchen Hühnern gleicht, aber einen ſchwarz und weißen Federbuſch auf dem Kopfe hat, fünf Meilen weit zu Gefallen, und endlich, um die alte Stadt Veracruz zu beſehen, über einen großen Fluß. Voritzt wohnen bloß einige Fiſcher in elenden Hütten darinnen. Die Wände beſtehen aus Rohre, das Dach aus Baumblättern. Weil beſagter Fluß, gleich wie alle Flüſſe in Neuſpanien überhaupt, mit Crocodillen angefüllet iſt: ſo verſicherte man den Careri, es pflegten hier zu Lande die Hunde, wenn ſie über einen Fluß ſchwimmen wollten, an einem ganz anderen Orte heftig zu bellen, und auf dieſe Weiſe die Crocodille alle mit einander dahin zu locken, nachgehends aber anderswo in möglichſter Eile durchzuſchwimmen *b*).

Beſchaffenheit der daſigen wilden Schweine.

Garapattas.

Bey ſeiner Wiederkunft nach Veracruz brachte er eine ziemliche Anzahl Faſanen mit, die er des folgenden Tages dem Statthalter, der ihn beym Eſſen behielt, verehrete, und das Lob eines geſchickten Jägers davon trug. Bey Gelegenheit einer andern Jagd, beſah er das Johannesvorwerk, da er des dürren Bodens ungeachtet einen mit allerley Obſte angefülleten Garten, und ein Gebüſche voll Vögel und wilder Thiere antraf. Ein andermal führete ihn ein Mulatre in einen unweit des Fluſſes liegenden Wald. Hier ſchoß er ein wildes Schwein. Als aber der unvorſichtige Mulater ſogleich zulief, und es beym Fuße ergriff: ſo trug er eine gefährliche Wunde davon. Careri bekräftiget es zwar, daß die wilden Schweine in America auf dem Rückgrate und etwa zehn Zoll weit vom Schwanze etwas einem Nabel ähnliches haben: allein, er verſichert zugleich, ſie ließen aus dieſem Orte keinen Unrath weg, wohl aber gehe ein ungemein häßlicher Geſtank heraus, und müſſe man dieſen Nabel, ſobald das Thier todt iſt, ohne Verzug ausſchneiden, weil man ſonſt das Fleiſch vor Geſtank nicht eſſen könne. Er kam eben an dieſem Tage wieder nach Hauſe, aber voller Garapattas. Es iſt dieſes ein gewiſſes Ungeziefer, davon die Wälder wimmeln, es hängt ſich erſtlich an die Kleider, nachgehends an die Haut und gräbt ſich ſo tief hinein, daß es große Mühe und Geſchicklichkeit erfordert, es los zu werden.

---

b) A. d. 234 und vorhergeh. S.

Gemelli Careri 1697.

Da Veracruz an ſich ſelbſt zwar ungemein berühmt iſt, von unſeren Reiſebeſchreibungen aber ganz vergeſſen wird: ſo bedünken dem Careri alle auch die kleineſten, Umſtände von der Beſchaffenheit dieſes Ortes, anmerkenswerth zu ſeyn. Er beſuchte alle Klöſter. Der barmherzigen Brüder, oder von der Gnade ihres iſt zwar im geringſten nicht prächtig gebauet, hat aber doch einen ungemein ſchönen Glockenthurm. Das Franciſcanerkloſter iſt wegen der weitläuftigen Schlafgemächer merkwürdig. Das Dominicanerkloſter iſt arm, und die Auguſtiner haben nicht einmal das Vermögen, ſich eine Kirche zu bauen.

Wie Fernand Cortez nach Mexico geſchickt wird.

Zum Beſchluſſe erwähnet Careri noch, es ſey **Fernand Cortez**, der Eroberer von Neuſpanien, unter Carls des V Regierung und am grünen Donnerſtage des Jahres 1519 in den Hafen der alten Stadt Veracruz eingelaufen. Seine Schuldigkeit erfordert es, wie er ſaget, einige beſondere Umſtände hiervon beyzubringen. Es werden ſolche da zu Lande vom Vater auf den Sohn fortgepflanzet, und gründen ſich auf vier von Cortez ſelbſt geſchriebene Briefe, davon ihm **Don Carlo Fiquenza** *c)* zu Mexico eine Abſchrift zu leſen gab.

Der Statthalter der Inſel Cubas, welche von **Columbo** bereits im Jahre 1492 entdeckt worden war, hatte die Küſte des americaniſchen feſten Landes ſchon öfter als einmal unterſuchen laſſen, niemals aber feſten Fuß darauf zu ſetzen vermocht. Endlich beſchloß er, die Sache mit ſolcher Gewalt anzugreifen, daß es an einem glücklichen Erfolge nicht fehlen könne. Zu dieſem Ende ſchickte er den 15ten des Wintermonates im Jahre 1519 **Fernand Cortez** mit einer Flotte von zehn Schiffen dahin ab. Nachgehends wollte er ihn wieder abſetzen, und der Befehl ihn beym Kopfe zu nehmen, war bereits gegeben: allein, da Cortez von ſeiner ganzen Kriegesmacht, die aus fünfhundert und acht Soldaten und neunhundert Matroſen beſtund, ſehr geliebet wurde: ſo ſiegte er über alle liſtige Anſchläge ſeiner Feinde.

Seine erſte That war die Eroberung der Stadt **Tabaſco**. Dieſe geſchah nicht ohne ſtarken Widerſtand, ungeachtet die Indianer, weil ſie noch nie einen Reuter geſehen hatten, Mann und Pferd für ein einziges Ungeheuer hielten. Cortez begab ſich nach St. **Jean d'Ulva**, und ſetzete ſein Volk am Charfreytage ans Land; aus dieſer Urſache bekam der Ort den Namen **Veracruz**. Hier lagen die Spanier einige Monate lang, ohne daß es ihnen möglich gefallen wäre, den Widerſtand der Indianer zu übermeiſtern.

Seine Liſt zur Aufmunterung ſeiner Leute.

Endlich ergriff Cortez die feſte Entſchließung, entweder zu ſiegen oder zu ſterben; und damit ſeine Leute alle Hoffnung zur Flucht verlieren, dagegen aber ſich bloß auf ihre Tapferkeit verlaſſen müßten: ſo ließ er alle ſeine Schiffe verbrennen. Hierauf zog er den 15ten des Auguſtmonates mit vierhundert Soldaten von Veracruz aus, hinterließ aber an dieſem Orte eine Beſatzung, die zu Vertheidigung deſſelbigen ſtark genug war. Wie es ſcheint, ſo war ein Gerathewohl der einzige Wegweiſer, den er hatte, und dieſer führete ihn nach Tlaſcala. Hier ſchlug er ſich etlichemal mit den Einwohnern herum. Seine Soldaten heileten ihre und ihrer Pferde empfangene Wunden mit dem Fette ihrer erſchlagenen Feinde. Endlich jagten ſie den Feinden eine ſolche Furcht ein, daß ſie um Friede bathen. Indem man ſich wegen der Bedingungen verglich, ſo ſchickte der Kaiſer, **Montezuma**, vier Geſandten an die Spanier, und erboth ſich zu einer jährlichen Abgabe, wenn ſie

---

c) Wir bringen dieſe Erzählung nur deswegen bey, weil Careri glaubte, ſie gereiche ihrer ſonderbaren Quelle wegen, ſeinem Reiſebuche zu nicht geringem Ruhme, abſonderlich da er die Urkunden ſelbſt ſie nicht bis an ſeine Hauptſtadt anrücken wollten. Den 23ſten des Herbſtmonates hielt Cortez in Begleitung der Caciquen des daſigen Landes ſeinen Einzug in Tlaſcala. Beſagte Herren empfingen ihn in ihren prächtigſten Gebäuden, bothen ihm ihre Töchter an, und ſetzeten eine große Menge Leibeigene, die erſtlich gemäſtet, und hernach den Götzen geopfert wurden, in Freyheit. Seines Ortes vermuthete Montezuma von einem ohne ſein Vorwiſſen getroffenen Vergleiche wenig Gutes; er ſchickte folglich zum zweytenmale Geſandte nebſt koſtbaren Geſchenken an Gold und Edelgeſteinen an den Cortez ab, und die Caciquen von Chiolula ſuchten das gute Zutrauen der Spanier zu gewinnen. Allein, Cortez bekam Wind davon, daß ſie ihn kraft des kaiſerlichen Befehles hinterliſtiger Weiſe aus dem Wege räumen wollten, und ließ eine große Anzahl von ihnen niederhauen. Dieſe Hinrichtung jagete dem Montezuma noch größeres Schrecken ein. Er ſchickte die dritte Geſandtſchaft an den Ueberwinder, ſuchte allen übeln Verdacht von ſich abzulehnen, und ließ der Krone Spanien eine jährliche Abgabe, dem Cortez aber große Geſchenke anbiethen, wenn er niemals in die Hauptſtadt kommen wollte. In beſagter Hauptſtadt herrſchete damals nicht nur wegen Annäherung des Feindes, ſondern auch wegen Mangel an Lebensmitteln, eine gewaltige Verwirrung. Cortez beharrete auf dem Entſchluſſe, dahin zu rücken, und begegnete der mexicaniſchen Geſandtſchaft ziemlich hochmüthig. Als nun hierauf Montezuma wohl ſah, daß weiter nichts mehr zu thun wäre: ſo ſchickte er ihm ſeinen leiblichen Enkel, **Camatzin**, Herrn von **Tescuco**, und andere Vornehme entgegen. Cortez rückte in ihrer Begleitung durch **Iztapalapa**, bis an den mexicaniſchen Damm, wo ihn des Kaiſers nächſte Anverwandten **Coadluvacca** und **Cuyoacan** mit großer Pracht empfingen. Bald darauf kam Montezuma ſelbſt zum Vorſcheine, und ſtieg, ſobald er den ſpaniſchen General erblickte, aus ſeiner Sänfte. Cortez erwiederte dieſe Höflichkeit mit gleicher Begegnung, und verehrete ihm ein Halsband von falſchen Perlen. Nach einigen andern Höflichkeiten, begab ſich Montezuma zurück, befahl aber den vornehmſten Herren von ſeinem Gefolge, man ſollte dem Cortez ſeines Vaters **Axayiaca** Pallaſt, darinnen er ſeine Götzen und Schätze verwahrete, den ſpaniſchen Kriegesleuten aber andere Wohnungen einräumen. Ja er trug kein Bedenken, den Cortez in dem Hofe beſagten Pallaſtes noch einmal zu empfangen. Hier beſchenkete er ihn mit einer goldenen Halskette, und befahl auch zugleich, die Spanier mit aller Höflichkeit und reichlich zu bewirthen. Des Cortez Briefe ſetzen dieſe Begebenheit auf den 8ten des Wintermonates. Der mexicaniſche Kaiſer war etwa vierzig Jahre alt, wohl gewachſen, bräunlicht, und von einem muntern Weſen. Seine Haare waren kurz, der Bart ſchwarz und nicht ſonderlich dick. Die Spanier bewunderten ſeinen Pracht. Wenn er den Tempel beſuchete: ſo trug er einen halb goldenen und halb hölzernen Stab in der Hand. Der prächtige Aufzug ſeines Gefolges, das aus den Großen im Lande und bey Hofe beſtund, iſt kaum zu beſchreiben. Zween der Vornehmſten trugen ihm goldene Keulen, als ein Wahrzeichen ſeiner Gerechtigkeitsliebe vor. Als er eines Tages im Begriffe war, ſeinen Gottesdienſt abzuwarten: ſo bekam Cortez Luſt, den ungemein großen Tempel, zu welchem man hundert und vierzehn Stuffen hinauf ſteigen mußte, zu betrachten. Montezuma empfing ihn ſehr freundſchaftlich. Er führete

Gemelli Careri 1697.

Er zieht in Tlaſcala ein.

Montezuma geht ihm entgegen.

Cortez zieht in Mexico ein.

Abſchilderung des Montezuma.

Tempel, den man dem Cortez zeiget.

ſelbſt geleſen hatte. Uebrigens werden eben dieſe Begebenheiten an einem anderen Orte des gegenwärtigen Werkes in größerem Glanze erſcheinen, da wir denn, wo ſich ein Unterſchied in den Umſtänden äußert, es bemerken wollen.

Gemelli Careri 1697.

führete ihn auf den höchſten Ort des Tempels, und zeigete ihm die ganze Stadt, welche damals größtentheils unter Waſſer ſtund. Man konnte ſonſt nirgend, als nur auf drey Dämmen, die aber von einer Weite zur andern ihre Zugbrücken hatten, hinein kommen. Er zeigete ihm auch den Tempel der beyden Brüder, welche von den Mexicanern abſonderlich verehret wurden, nämlich des Kriegesgottes Huycilobos, und des Höllengottes Tezcalepuca. Hier war wegen Menge der Menſchen, die man ihnen ohne Unterlaß aufopferte, ein unerträglicher Geſtank.

Er taſtet einen großen Schatz nicht an.

Als die Spanier in dem Pallaſte des Axayiaca einen bequemen Ort zu einer Kirche ſucheten: ſo erblickten ſie eine Thüre, welche ſeit kurzem vermauert zu ſeyn ſchien. Dieſe öffneten ſie, und kamen in verſchiedene mit erſtaunlich vielem Golde und einer unglaublichen Menge Edelgeſteine angefüllte Gemächer. Cortez ließ ohne den Schatz anzurühren, die Thüre wieder vermauern. Denn da er den Kaiſer ſelbſt bey dem Kopfe zu nehmen gedachte, dieſes aber wegen der geringen Anzahl ſeiner Leute ſo ſchlechterdings nicht wagen durfte: ſo gedachte er, vor allen Dingen durch dergleichen anſcheinende Redlichkeit die Liebe des Volkes zu gewinnen.

Nimmt den Montezuma gefangen.

Eben damals lief die Nachricht ein, es hätten die Indianer zu Vera Cruz einen ſpaniſchen Officier, und einige andere zur daſigen Beſatzung gehörige Soldaten todt geſchlagen, und es ſchien, als ob ihnen dieſe Begebenheit einen Muth einflößete; denn bisher hatten ſie dieſe fürchterlichen Ausländer mit dem Namen Teulis, das iſt, der Götter aus dem Morgenlande beleget, nunmehr aber erfuhren ſie, daß ſelbige dem Tode eben ſo wohl unterworfen wären, als die Mexicaner. Cortez ſah wohl, es ſey hohe Zeit, ſein Vorhaben auszuführen. Er gieng alſo ohne ſonſt jemanden, als fünf von ſeinen tapferſten Officieren bey ſich zu haben, in den Pallaſt, und ſchaffete unter dem Vorwande einer geheimen Unterredung, die Hofbedienten des Montezuma mit guter Art bey Seite. Sobald er allein bey ihm war, warf er ihm erſtlich mit heftigen Worten vor, er hätte den Spaniern ſein gegebenes Wort nicht gehalten, ſagete ihm hernach ins Geſicht, er mache ihn hiermit, damit er es künftig beſſer halten möge, zu ſeinem Gefangenen, und drohete ihm mit entblößtem Degen den augenblicklichen Tod, wenn er ſich im geringſten widerſetzen würde. Der arme Kaiſer entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, verſprach alle erſinnliche Genugthuung zu leiſten, und zur Verſicherung ſeinen Sohn nebſt zwo Töchtern, als Geiſel auszuliefern. Cortez verſetzete, die Sicherheit der Spanier erfordere ſeine eigene Perſon. Indem nun die fünf Officier mit bloßen Degen auf ihn losgiengen, und der Dollmetſcher ihm ernſtlich zuredete, ſo beſorgete er, es möchte ihm in der That das Leben koſten, ſtieg alſo in aller Stille in eine verſchloſſene Sänfte, und ließ ſich nach dem Pallaſte des Axayiaca bringen, da man ihm eine ſtarke Wache vor die Thüre ſtellete. Dem ungeachtet ließ Cortez alle Große und übrige Indianer nach ihrem Belieben zu ihm hinein. Sie traten allemal mit niedergeſchlagenen Augen, und ſeitwärts gewendetem Haupte, damit er ſie nicht im Geſichte ſehen konnte, in ihres Herrn Zimmer; und neigeten ſich dreymal vor ihm. Hatten ſie ihre Aufwartung oder ihre Geſchäffte geendiget: ſo giengen ſie mit den vorigen Merkmaalen der Ehrerbiethung, oder Furcht wieder zum Gemache hinaus. Careri ſaget nicht, ob ſie freywillig, oder auf des Cortez Befehl ſo gezwungen thaten.

Man lieferte ihm vier Indianer, welche den d' Eſcalante getödtet hatten, in die Hände. Dieſe ließ er lebendig verbrennen, und während Hinrichtung den Montezuma in die Feſſel ſchlagen. Allein, dieſer ließ wegen eines dermaßen ungebührlichen Verfahrens

Gemelli Careri 1697.

nicht die geringſte Empfindlichkeit ſpüren, ſondern bath im Gegentheile, und um ſeinen Unterthanen allen Argwohn von ſeiner Gefangenſchaft zu benehmen, einſtens um Erlaubniß, auf die Jagd, und ein andermal in den Tempel zu gehen. Cortez willigte zwar darein, gab ihm aber hundert und funfzig Soldaten zur Wache mit, und bedrohete ihn auf den Fall, wenn das Volk einen Aufruhr erregen ſollte, mit dem Tode.

Hinrichtung einiger Prinzen.

Unterdeſſen konnte doch des Kaiſers Vetter, dem Konige Cacamatzia von Teſcuco, der elende Zuſtand ſeines Oheims nicht verborgen bleiben. Er faßte alſo die Entſchließung, ſich ſelbſt auf den kaiſerlichen Thron zu ſchwingen, und entdeckete ſein Vorhaben den Fürſten von Iztapalapa, von Jacuba und Cayoacan, welche ſämmtlich ſo wohl, als er, Vettern des Montezuma waren. Doch, dieſer Anſchlag wurde glücklich entdecket, und weil der Kaiſer ſelbſt verlangete, man ſollte ſie gefangen nehmen: ſo ergriffen die Spanier dieſe Gelegenheit, dabey ſie unter dem Vorwande, ihm treue Dienſte zu leiſten, ihre eigene Gewalt vergrößerten, mit aller Begierde. Als die vier Fürſten im Gefängniſſe ſaßen: ſo verlangete Cortez rund heraus, Montezuma ſollte dem Könige von Spanien huldigen. Zwar ließ er ihm die Freyheit, dieſen Antrag mit den vornehmſten Caciquen zu überlegen: allein, er hatte ſchon ſolche Anſtalten gemachet, daß die Entſchließung nach Wunſche ausfallen mußte. Die Huldigung geſchah wirklich mit großer Pracht, und in beſter Form, ungeachtet weder der Kaiſer noch ſeine lehnbaren Fürſten, ſich des Weinens dabey enthalten konnten. Als Cortez ſah, daß ſie unvorſichtiger Weiſe mit ihrem vielen Golde praleten: ſo wollte er wiſſen, woher ſie die großen Schätze bekämen? Man führete hierauf einige ſpaniſche Officier an drey unterſchiedliche Orte, und zeigete ihnen eine Menge Goldſtaub, den die Indianer aus dem Sande ihrer Flüſſe ausgeſeifet hatten. Beſagten Staub brachten ſie mit ſich zurück. Seines Ortes übergab Montezuma ſeinem neuen Herrn alle in dem Gemache, das die Spanier verſchonet hatten, befindliche Schätze ſeines Vaters, mit großer Willigkeit. Das ſämmtliche Gold wurde in Stangen gegoſſen, und betrug am Werthe ſechs Millionen Piaſter. Hiervon legete man den fünften Theil für den König zurück; noch einen andern fünften Theil behielt Cortez für ſich ſelbſt. Alles übrige wurde unter die Soldaten vertheilet.

Huldigung der Krone Spanien geleiſtet.

Indem nun Montezuma wohl ſah, daß er auf keine andere Weiſe, als vermittelſt einer unbedingten Unterwerfung in Sicherheit ſeyn könnte: ſo both er dem Cortez eine von ſeinen Töchtern zur Gemahlinn an. Dieſer hochmüthige Ueberwinder willigte zwar darein, doch mit dem Bedinge, man ſollte noch an eben dieſem Tage ein Crucifix und ein Marienbild in den Haupttempel zu Mexico ſtellen. Dieſes Begehren kam den Mexicanern allzuhart vor: doch räumete man den Spaniern in dem beſagten Tempel einen eigenen, und von dem Orte, wo die Götzenbilder ſtunden, abgeſonderten Theil deſſelbigen ein, darinnen ſie auch wirklich öffentlich Meſſe laſen. Als nun die Pfaffen der beyden mexicaniſchen Hauptgötter ihren Untergang vor Augen ſahen: ſo ermahneten ſie das Volk, zum Gewehre zu greifen. Die ſpaniſche Gegenpartey wurde ſo ſtark, daß Montezuma ſelbſt, weil er es ſeines eigenen Vortheiles wegen, künftig mit den Spaniern halten mußte, ihnen rieth, ſie möchten ſich bey Zeiten, und ehe die Aufrührer alle zuſammen kämen, aus der Stadt machen. Voritzt mochte es den Cortez vielleicht gereuen, daß er ſeine Schiffe verbrannt hatte. Er ſuchte die Prieſter zu beſänftigen, und gebrauchte den Kaiſer zu ſeinem Mittelsmanne. Dieſer bath nur, den Spaniern ſo viel Zeit zu vergönnen, daß ſie drey Schiffe bauen, und ſich aus dem Reiche wegbegeben könnten.

Pfaffen ermahnen das Volk zum Kriege.

Gemelli Careri 1697.

Cortez ſoll gefangē genommen werden.

In dieſen Umſtänden war die Sache, als der Statthalter zu Cuba auf erhaltene Nachricht, Cortez hätte ohne ſein Wiſſen koſtbare Geſchenke an den ſpaniſchen Hof abgeſendet, eine Flotte von neunzehn Schiffen, mit vierzehn hundert Mann und zwanzig Stücken beſetzet, in die See gehen ließ. Die Anführung davon übertrug er dem **Pamphilo von Nervaez**, und gab ihm einen Regierungsrath mit, welcher zwiſchen ihm und Cortez das Amt einer Mittelsperſon verwalten ſollte. Kaum hatte dieſe Flotte in dem Hafen von **Ulva** Anker geworfen: ſo wußte es Montezuma ſchon, indem die an der Küſte wohnenden Indianer ihm eine auf Leinwand von Maghey gemalte Abbildung deſſelbigen überbrachten. Sogleich überſchickte er dem Nervaez ein koſtbares Geſchenk an Golde, reichen Zeugen, und Lebensmitteln, und Cortez hatte ſelbſt dazu gerathen, weil er vor ſonſt niemanden, als von ſeinen Landesleuten, einigen Beyſtand hoffen durfte. Allein, Nervaez gab den Cortez und ſeine Soldaten gegen die kaiſerlichen Abgeordneten für Aufrührer und Entlaufene aus, die er vermöge des habenden Befehles beym Kopfe nehmen, ihn aber, den Kaiſer, aus ſeiner Gefangenſchaft befreyen wollte. Als Cortez dieſe tröſtliche Nachricht von dem Montezuma, welcher glaubete, er wüßte ſie ſchon, erfahren hatte: ſo gieng er mit ſeinen Officieren zu Rathe, und ſchrieb dem Nervaez ohne Zeitverluſt zurück, er möchte doch die Ehre ihrer Nation und den Dienſt ihres Königes in Erwegung ziehen, nicht aber den Pöbel, von welchem man alle Augenblicke einen Aufruhr zu beſorgen hätte, in ſeiner Tollheit beſtärken, noch den Montezuma aus ſeiner Gefangenſchaft befreyen wollen, indem eben in ſelbiger die ganze Sicherheit der Spanier beſtehe. Zum Beſchluſſe erboth er ſich, er wollte ihm alle bisher eroberte Gegenden abtreten, und in eine andere Landſchaft ziehen. Aber anſtatt daß Nervaez ein ſo billiges Begehren hätte Platz finden laſſen: ſo ſchlug er vielmehr den Regierungsrath bloß, weil er ſie zu billigen ſchien, in die Eiſen, und gieng mit ſeiner ganzen Kriegesmacht auf Mexico los. Als er in die Nähe kam: ſo übergab Cortez die Bewahrung des Montezuma und der Feſtung dem **Pedro d' Alvarado**, nebſt einigen Soldaten, er ſelbſt aber rief die **Caciquen von Tlaſcala**, die er aus kluger Vorſichtigkeit bisher immer zu guten Freunden behalten hatte, um Beyſtand an, rückte hernach mit ſeiner noch übrigen Mannſchaft, und ſechs tauſend mit Lanzen bewaffneten Indianern auf den Nervaez los, in guter Hoffnung, es würde der Sieg ſeiner gerechten Sache und Tapferkeit nicht entſtehen. Denſelbigen Abend kam er dem Nervaez, welcher in aller Sicherheit bey **Sempoallo** lag, bis auf eine Meile weit, auf den Leib. Hier ſprach er ſeinen Leuten Muth zu, und ſetzete bey ſtockfinſterer Nacht über einen Bach, welchen ſeine Feinde, als ihre Schutzwehre anſahen. Er überfiel ſie unvermuthet, ſchlug ſie aufs Haupt, und bemächtigte ſich, welches das größte Glück war, nicht nur des Nervaez, ſondern auch ſeines Geſchützes. Doch, die Folgen dieſes Sieges waren das allervortheilhafteſte für ihn. Die Ueberwundenen huldigten ihm. Er bekam die neunzehn Schiffe in ſeine Gewalt, und hatte nunmehr die ganze ſpaniſche Macht, mit Ausnahme des einzigen Nervaez, unter ſich. Dieſen ließ er wohl verwahrt in Vera Cruz zurück, und ſchickte die Flotte an verſchiedene Orte auf neue Eroberungen aus.

Hintertreibt ſolches.

Empörung in Mexico.

Allein, als er über ſeinen Sieg am vergnügteſten war: ſo lief die Nachricht ein, Mexico hätte ſich empöret, und **Alvarado** würde in ſeiner Feſtung ſo warm gehalten, daß er eines ſchleunigen Entſatzes höchſt bedürftig wäre. Indem es nun die höchſte Noth erforderte, feſten Fuß in dieſer Stadt zu behaupten: ſo brach er ohne den geringſten Zeitverluſt mit dreyzehn hundert Mann zu Fuße, ungefähr hundert Reutern, und etwa zwey

tauſend

Gemelli Careri 1697.

tauſend Indianern von Tlaſcala dahin auf. Sein Einzug in Mexico geſchah den 24ſten des Brachmonates im Jahre 1520. Montezuma hatte ſich die Erlaubniß ausgebethen, ihm entgegen zu gehen, und verhoffete, von einem ſiegreichen Kriegeshelden, der ſein Tochtermann geworden war, auf das freundlichſte empfangen zu werden. Allein, ſein mit dem Nervaez gepflogener Briefwechſel war ein Verbrechen, daran die Spanier noch immer gedachten; und als er, um den Cortez zu bewillkommen, in den Hof des Pallaſtes hinab kam, würdigte ihn ſelbiger nicht einmal des geringſten Wortes. Dieſe unerhörte Beſchimpfung verurſachte, daß Montezuma die geſchworne Treue an ſeinem Orte gleichfalls bey Seite ſetzete. Er ließ den Pallaſt durch eine große Menge mit Pfeilen und Schleudern bewaffnete Indianer beſtürmen, und des Cortez Wohnung in Brand ſtecken. Kaum konnte das Feuer gelöſchet werden. Zwar zogen ſich die Spanier in guter Ordnung in ihre Feſtung zurück: allein, das Gefecht gieng den folgenden Tag abermals an, und ſie ſtunden in großer Gefahr, unter der Menge zu erliegen. Der Angriff wurde viele Tage lang mit größtem Eifer fortgeſetzet, bis endlich die Spanier aus Furcht, es möchte ihr Mund-und Kriegesvorrath in weniger Zeit ein Ende nehmen, ſich entſchloſſen, um Friede zu bitten. Cortez ſchickte einen ſpaniſchen Mönch an den Montezuma ab, und ließ ihn um ihrer beyderſeitigen Verwandtſchaft willen erſuchen, er möchte dem Grimme ſeiner Unterthanen Einhalt thun, dagegen er den Augenblick aus Mexico weichen wollte. Anfänglich wurde ihm dieſe Gnade abgeſchlagen. Endlich aber behielt das gute Gemüth des Kaiſers dennoch die Oberhand über ſeinen geſchöpften Verdruß, und er befahl den Fechtenden, das Gewehr niederzulegen. Damals ſtund er auf einem offenen Gange, von welchem man ſeine Stimme vernehmen konnte. Allein, es traten ſogleich einige Caciquen zu ihm, und kündigten ihm an, er ſey nicht mehr werth, über die Mexicaner zu herrſchen, ſie wären Willens, die Spanier mit Strumpf und Stiele auszurotten, und hätten bereits einen andern Kaiſer gewählet. Kaum hatten ſie dieſe trotzige Erklärung geendiget: ſo flog ein ganzer Hagel von Pfeilen und Steinen auf den unglücklichen Monarchen los; er empfing eine Menge tödtliche Wunden, die ſeinem Leben und ſeiner Regierung zugleich ein geſchwindes Ende machten.

Montezuma wird erſchoſſen.

Cortez hoffete, es würde dieſe Veränderung vielleicht zu ſeinem Vortheile ausſchlagen. Er that alſo den Aufrührern neue Friedensvorſchläge, und bedung ſich dagegen weiter nichts, als den freyen Abzug aus Mexico. Um auch durch einen anſcheinenden Eifer für des Reichs Wohlfahrt ihre Gunſt zu gewinnen, ließ er ſie ermahnen, ſie möchten die Krone des Montezuma Sohne aufſetzen, und durch dieſes, als das einzige hinlängliche Mittel, allen Unruhen, welche eine unbefugte Regierung allemal nach ſich zöge, die Wurzel abſchneiden. Allein, ſtatt der Antwort fielen ſie des folgenden Tages mit unerhörter Wuth über die Spanier her, und ſchlugen eine große Anzahl todt. Cortez rächete ſich dagegen durch einen Ausfall, in welchem er die Stadt in Brand ſteckete, und die Indianer zu Tauſenden niederhieb. Dem ungeachtet ſah er die Unmöglichkeit, einem ſolchen Schwarme in die Länge zu widerſtehen, wohl ein, beſchloß alſo mit Hülfe der Nacht aus Mexico zu weichen. Das erſte, was er that, war dieſes, daß er alle Angehörigen des Montezuma und andere Prinzen, die er in ſeiner Gewalt hatte, niederſtoßen ließ. Nachgehends vertheilete er alles Geld, das er geſammelt hatte, unter ſeine Leute, und endlich zog er den 10ten des Heumonates, ſobald es dunkel wurde, mit ſeiner ganzen Mannſchaft aus der Feſtung, nahm, auch, um über einige Waſſergräben, deren Brücken man

Cortez muß entweichen.

Gemelli Careri 1697.

abgeworfen hatte, zu kommen, eine hölzerne Brücke mit. Um Mitternacht merketen es die Feinde, daß er über die Dämme zog; ſie fielen ihm mit größtem Ungeſtüme auf den Leib, und ſchlugen bey zweyhundert Spanier todt. Alvarado entwiſchte ihren Händen durch einen ungemein weiten Sprung, ungeachtet er ſchon einige Wunden empfangen hatte, und trägt dieſelbige Stelle noch bis auf den heutigen Tag den Namen des Alvarado Sprunges. Als Cortez über die letzte Brücke gekommen war: ſo zog er nach Tacuba. Allein, anſtatt daſelbſt ſicher zu ſeyn, fand er alle Einwohner gegen ſich im Gewehre. Doch halfen ihm ſeine tlaſcaliſchen Wegweiſer durch allerley Umwege davon, ungeachtet ihn ein ſtarker Haufen Indianer beſtändig verfolgete, und durch Hülfe der Dunkelheit zu überraſchen ſuchte. Endlich erreichte er einen Tempel, den er dazu für bequem hielt, daß man ihn einigermaßen befeſtigen, und wenigſtens die Verwundeten in Ruhe darinnen verbinden könnte. Nachgehends iſt die Kirche Unſerer lieben Frauen de los Remedios dahin gebauet worden. Dieſe Nacht bekam, zum Angedenken des erlittenen großen Verluſtes, den Namen der Trauernacht. Abſonderlich hatte das Unglück diejenigen betroffen, welche mehr auf die Erhaltung ihres Goldes, als ihres Lebens bedacht geweſen waren. Man zog ſich noch immer zurück, ob man gleich den Mexicanern die Stirne beſtändig both. Allein, die Schlacht, welche den 14ten bey Otumba geliefert wurde, koſtete den Spaniern gewaltig viel Volk. Als man den folgenden Tag Muſterung hielt: ſo belief ſich ihre ganze Anzahl nur noch auf vierhundert und vierzig Mann. Dieſes geringe Häufchen wurde zu Tlaſcala wohl empfangen, ungeachtet die indianiſchen Hülfsvölker gleichfalls bis auf zwölfhundert Mann geſchmolzen waren.

Die Spanier werden verſtärket,

und kommen wieder nach Mexico.

Nunmehr war ein naher Anverwandter des Montezuma, Namens Quanhlimoc, durch die Wahl der Aufrührer auf den mexicaniſchen Thron geſtiegen. Dieſer berief, um ſeine eigene Regierung zu befeſtigen, alle mexicaniſche Kriegesleute zurück, und bekümmerte ſich wenig darum, was Cortez etwa weiter unternehmen möchte, weil er ihn durch die abgenöthigte Flucht für genugſam gedemüthigt hielt. Gleichwohl war die ſpaniſche Kriegesmacht mit hundert und funfzig Mann, die an dem Fluſſe Panuco, obgleich vergeblich feſten Fuß zu faſſen verſuchet hatten, verſtärket worden. Cortez ſchickte einige Officier ſo wohl nach Spanien, als in andere dieſer Krone zuſtändige Inſeln ab, und bath um Verſtärkung an Mannſchaft und Pferden. Zu gleicher Zeit kamen einige ſpaniſche Abentheuerer, welche ihr Glück zu machen ſuchten, über Veracruz zu ihm, und ſetzeten ihn in den Stand, gegen Tescuco anzurücken. Nebſtdem ſtelleten ihm die Caciquen von Tlaſcala nicht aus Liebe gegen ſeine Nation, ſondern gegen ſeine eigene Perſon, zehntauſend Mann Hülfsvölker. Dieſe unvermuthete Verſtärkung verurſachete, daß er mit eben dem Muthe, als ob er ſchon wirklich überwunden hätte, daher zog. Der Fürſt von Teſcuco nahm ihn, ohne langes Federleſen zu machen, freundſchaftlich auf, und ſchenkete ihm eine goldene Fahne. Einige Tage darauf ſtieß abermal friſche Mannſchaft zu ihm, die auf einem eigenen Schiffe aus Spanien angekommen war. Mit dieſer zahlreichen Macht bezwang er vor allen Dingen die Gegend um Mexico, in der Abſicht, über die Canäle an den See zu kommen, und die Stadt zu belagern. Bey der allgemeinen Muſterung, die er am Pfingſttage vornahm, zählete er ſieben hundert und vier und dreyßig Spanier, und mehr als zwanzig tauſend Indianer, ohne diejenigen zu rechnen, welche in Hoffnung Beute zu machen, hinter dem Heere herliefen. Hundert und funfzig Spanier vertheilete er in zwölfruderichte Barken. Aus den übrigen machte er neun Compagnien, und aus dieſen drey Haufen,

Gemelli Careri 1697.

Haufen, die er dreyen Officieren, auf die er ſich verlaſſen konnte, zur Anführung übergab. Achttauſend tlaſcaliſche Indianer mußten **Iſtapalapa**, **Cuepacan** und **Tacuba** belagern, damit man die chapultepechiſche Waſſerleitung, welche ganz Mexico mit Waſſer verſorget, zu Grunde richten könnte. Cortez ſelbſt trat in eine Barke, ſtreifte zum öftern auf dem See herum, und richtete eine Menge indianiſche Kähne zu Grunde. Er befreyete den **Conſalvo de Sandoval**, den ein großer Schwarm Feinde umzingelt hatte, ſchickte ihn nachgehends nach **Teguaquilla**, um den Damm, welcher heutiges Tages U. L. F. von **Guadalupa** heißt, zu bemeiſtern, und beſchloß, Mexico mit Ernſte anzugreifen.

Sie belagern Mexico.

Im Anfange richteten die Spanier wenig aus. Denn was ſie bey Tage am Platze gewonnen, das verloren ſie bey der Nacht wieder. Indem alle Häuſer im Waſſer ſtunden: ſo zogen die Einwohner, ſobald es dunkel wurde, unvermerkt Gräben, darinnen die Spanier, wenn ſie am wenigſten daran gedachten, ihr Grab fanden. Als Cortez ſah, daß ſeine Mannſchaft beſtändig abnahm, und nicht die geringſte Zeit mehr zu verlieren ſey: ſo faſſete er unverſehens den Entſchluß, in Mexico einzudringen. Er theilete zu dieſem Ende ſeine Mannſchaft in drey kleine Haufen, führete ſelbſt einen an, und wagte dergeſtalt den Angriff an drey Orten zugleich. Er für ſeine Perſon, drang bis auf den Marktplatz von Tlatcluco, welcher damals der größte in der ganzen Stadt war, voritzt aber ein Franciſcanerkloſter iſt. Als er ſich aber zu weit wagete: ſo lockten ihn die Indianer durch eine verſtellte Flucht auf einen gewiſſen Damm. Hier gerieth er in den tiefſten Moraſt, wurde ſelbſt verwundet, und mußte ſechzig von ſeinen Leuten in der Mexicaner Händen laſſen. Die übrigen beyden Haufen hatten eben ſo ſchlechtes Glück. Zwar ſtunden ſie den Pfeil- und Steinhagel, damit ihnen die Indianer ſo wohl aus ihren Nachen, als oben von den Häuſern herab zuſetzeten, lange Zeit aus, endlich aber mußten ſie dennoch mit großem Verluſte den Rückweg ſuchen. Die Gefangenen wurden dem Götzen **Huycilobos** geopfert, ihre Leiber aber, wiewohl mit Ausnahme der Aerme und Beine, welche die Mexicaner ſelbſt aßen, den wilden Thieren hingeworfen. Ueber dieſes zogen ſie die Haut von dem Geſichte, nebſt dem daran ſtehenden Barte ab, machten ſich Larven davon, und trugen ſie an ihren Feſttagen.

Cortez wird von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen.

Nach dieſem ſchweren Verluſte, giengen die Hülfsvölker von Tlascala, Teſcuco und andern Orten nach Hauſe, und die Spanier mußten die eroberten Poſten nunmehr allein bewachen. Einige ſuchten, um ſich einen Weg zu bahnen, die Gräben mit Holz und Erde auszufüllen; dahingegen andere zu ihrer Vertheidigung im Gewehre ſtunden. Die in den Barken gaben ſich alle erſinnliche Mühe, das Pfahlwerk, damit die Mexicaner ihre Canäle verſtopfet hatten, auszuziehen. Indem nun dieſe Arbeit Tag und Nacht mit unglaublichem Eifer getrieben wurde: ſo gieng ſie dermaßen gut von ſtatten, daß die von Teſcuco und Tlaſcala friſchen Muth ſchöpfeten, und von neuem zu den Spaniern ſtießen. Cortez wurde des Friedenanerbiethens nicht müde. Ungeachtet man ſeine Vorſchläge wohl ſchon zwanzig mal verworfen hatte: ſo ſchickte er dennoch abermal einige Gefangene damit an den neuen König ab. Endlich aber, als er keine Hoffnung mehr zu einem gütlichen Vergleiche vor ſich ſah, und durch die Wiederkunft ſeiner Bundesgenoſſen neue Kräfte bekommen hatte: ſo ließ er die Stadt an drey Orten zugleich beſtürmen. Er ſelbſt gieng den Seinigen mit gutem Beyſpiele vor, brach in eigener Perſon, bis an den Haupttempel durch, und pflanzete eine Fahne darauf. An eben dieſem Orte ſtießen auch alle drey Abtheilungen ſeiner Völker zuſammen, nachdem ſie zween ganzer Tage lang mit unglaublicher

Er dringt in die Stadt.

Verwegenheit und Muth gefochten, ja rechte Wunderdinge gethan hatten. Hierauf mußten die Einwohner und der Kaiſer ſelbſt die Flucht in denjenigen Theil der Stadt, welcher mit den breiteſten Canälen umgeben war, ergreifen, bey welcher Gelegenheit die Spanier, welche auf dem großen Platze Tlateluco in Schlachtordnung ſtunden, mit ihrem Schießgewehre eine große Menge erlegeten.

Wuth der Indianer.

Eben damals wurde Cortez von einem aus Spanien angelangeten Schiffe, mit Pulver und andern Kriegesgeräthſchaften verſorget. Unterdeſſen hinderte ihn weder dieſer Zuwachs neuer Kräfte, noch der ſchlechte Zuſtand ſeiner Feinde, ihnen noch einmal Friede anzubiethen. Man machte einen Waffenſtillſtand auf drey Tage, und es ſchien, als ob die Indianer die Sache unterdeſſen in Erwägung zögen: allein, als der Stillſtand zu Ende war: ſo fielen ſie mit größerer Wuth, als jemals, über die Spanier her; ſie achteten weder Gefahr noch Tod, und drangen wie die Blinden in die ſpaniſchen Büchſenſchützen ein. Cortez ſah wohl, er würde nimmermehr mit ihnen zurechte kommen, ſo lange ſie ihren Kaiſer in Sicherheit wüßten; er ſchickte alſo **Chriſtoph von Sandoval** ab, ihn mit den Barken zu belagern. Dieſer Entſchluß gab der Sache den Ausſchlag dermaßen geſchwind, daß man ihn ehender ergriffen zu haben wünſchete. Kaum ſah der Kaiſer die Barken ankommen: ſo ſetzete er ein Mistrauen in die Beſtändigkeit ſeiner Unterthanen, begab ſich mit ſeinen Frauen und koſtbarſtem Geräthe in einen Kahn, und wollte über den See entfliehen. Allein, **Sandoval** wurde ſeiner gewahr, und ſchickte ihm den **Garcias Holguin** in einer Barke nach; dieſer nahm ihn ohne Widerſtand gefangen, und brachte ihn zum Cortez. Man vergriff ſich weder an ſeinem Schatze, noch an ſeinen Frauen, für welche letztere er abſonderlich ungemein beſorgt zu ſeyn ſchien. Cortez war damals oben auf dem Tempel, damit er alles, was vorgieng, deſto beſſer überſehen konnte. Als man ihm nun die Nachricht brachte, der Kaiſer wäre gefangen: ſo ſtieg er mit größter Verwunderung und Freude herab, und nahm ſich vor, ihm mit aller Höflichkeit zu begegnen, und wo möglich, dieſes wilde Gemüth durch Liebkoſen und Gütigkeit zu gewinnen. Er fand ihn aber vielmehr äußerſt betrübt, als trotzig. Herr! ſagete der unglückliche Fürſt unter Vergießung einiger Thränen zu ihm, ich habe meine Stadt und meine Unterthanen vertheidiget, weil ich es zu thun ſchuldig war: da mich nun das Glück in deine Hände geliefert hat: ſo erzeige mir die Gnade und tödte mich mit dem Degen, den du trägſt: denn ich will lieber ſterben, als das elende Leben, das ich zu gewarten habe, führen. Durchaus nicht, gab Cortez zur Antwort: du haſt deine Stadt als ein Kriegesmann vertheidiget, und verdieneſt nichts, als Hochachtung und Ehre. Hierauf ſchickte er ihn unter Aufſicht des **Sandovals** und einer guten Wache noch eben an ſelbigem Tage nach **Cuyoacan**, ließ ihm aber ſehr ehrerbiethig begegnen. Die Briefe, daraus Careri ſeine Erzählung genommen hat, ſetzen dieſe wichtige Begebenheit auf den 13ten Auguſt im Jahre 1521, nachdem die Belagerung drey und neunzig Tage gedauert hatte. Den Kaiſer **Quanhtimoc** beſchreiben ſie als einen Herrn von vier und zwanzig Jahren; und ſagen, er hätte einen wohlgewachſenen Leib, braune Geſichtsfarbe, und ein langes Geſicht gehabt *d*).

Der Kaiſer wird gefangen genommen.

Ruhm des Cortez.

Nach dieſer Eroberung ſetzete Cortez drey Kronen und rings um ſelbige ſieben Königsköpfe in ſein Wapen. Sobald er die todten Leichname, davon alle Gaſſen voll lagen, auf die Seite geſchaffet hatte: ſo ließ er vor allen Dingen den Herrn von **Teſcuco** auf die Folter ſpannen, und um ſeine Schätze befragen; weil man nicht mehr als für dreyhundert

---

d) Cortez ließ ihn nachgehends nebſt ſeinem Vetter, dem Fürſten von Tacoba, aufknüpfen.

dert und ſechs und achtzig tauſend Piaſter am Werthe davon gefunden hatte. Careri ſaget von dieſer That weder Gutes noch Böſes. Ohne Zweifel dachte er, ſein Held hätte dadurch, daß er die Stadt wieder anbauen ließ und für ihre Bevölkerung ſorgete, alles wieder gut gemacht. Nachgehends ließ er durch ſeine Hauptleute die ſpaniſche Herrſchaft in allen Gegenden des mexicaniſchen Reiches ausbreiten, und ſchickte unterdeſſen zwey Schiffe mit zwo Millionen und zwey hundert tauſend Piaſters an Goldſtangen nebſt dem ganzen Vorgemache von des Montezuma Schatzkammer, als ein Geſchenk an den König von Spanien ab, dagegen er um die Statthalterſchaft des von ihm eroberten ſchönen Landes bath. Careri bemerket hierbey, er hätte den König erſucht, keine Rechtsgelehrte nach Mexico zu ſchicken, weil ſie nichts als Uneinigkeit unter den Einwohnern anſtifteten.

Gemelli Careri 1697.

Quinonez und d'Avila, denen er alles dieſes aufgetragen hatte, fielen bey den terzeriſchen Inſeln, einem franzöſiſchen Freybeuter, Namens Florin, in die Hände. Quinonez ſtarb unterwegens, d'Avila aber wurde nebſt ſeinen Schätzen nach Frankreich geführet. Als der König von Frankreich die großen Reichthümer ſah, die man ihm brachte: ſo ſagte er im Scherze: der Kaiſer Carl und der König von Portugall haben ſich in die neue Welt getheilet, ohne mir etwas davon zu laſſen; ich möchte wiſſen, ob Adam das in ſeinem Teſtamente verordnet hätte? D'Avila bekam Erlaubniß, nach Spanien zu gehen, und brachte bey Carln dem fünften zuwege, daß Cortez nicht nur die gebethene Statthalterſchaft erhielt, ſondern auch die von ihm gemachte Vertheilung der Schätze und Länder unter die Eroberer gebilliget, und ihm gänzliche Vollmacht, eben dergleichen künftig wieder zu thun, ertheilet wurde. Cortez ſchickte ſeinem Herrn zum öftern koſtbare Geſchenke; abſonderlich wird eine aus Gold und Silber gegoſſene Feldſchlange, der **Phönix** genannt, ſehr gerühmet e). Unterdeſſen brachten es doch ſeine Feinde durch allerley Beſchuldigungen bey Hofe dahin, daß man ihm die Statthalterſchaft wieder nahm. Er reiſete hierauf nach Spanien; und weil der Glanz ſeiner Verdienſte zu ſeiner Rechtfertigung mehr beytrug, als die Gründe, die er vorzuwenden wußte: ſo lebte er in allen Ehren daſelbſt. Man gab ihm nicht nur das Marquiſat della Valle, welches heute zu Tage ſechzig tauſend Piaſter einträgt, ſondern auch die Stelle eines Generalcapitains von Neuſpanien und dem Südmeere; ja, als er einſtens krank wurde: ſo beſuchte ihn Carl der fünfte in eigener Perſon. Nachgehends wurde er mit dem Befehle, Schiffe bauen zu laſſen, und neue Entdeckungen zu machen, abermals nach Weſtindien verſchicket. Er entdeckete auch wirklich Californien, wobey er nicht nur ſein Leben in tauſendfache Gefährlichkeiten wagete, ſondern auch über dreyhundert tauſend Piaſter von dem Seinigen zuſetzete. In Hoffnung nun, die Wiedererſtattung dieſes Geldes auszuwirken, gieng er nach Spanien; anſtatt aber in ſeiner Forderung glücklich zu ſeyn, verboth man ihm, ſo lange als ſeine Aufführung nicht unterſuchet worden wäre, nach Indien zurück zu gehen. Dieſer Ungnade ungeachtet begleitete er Carl den fünften auf ſeinem Zuge nach Algier. Als er nebſt dem Kaiſer von ſelbigem zurück kam: ſo ſtarb er den 2ten des Chriſtmonates im Jahre 1545, in einem Alter von zwey und ſechzig Jahren zu Caſtilleja de la Coſta nicht weit von Sevilien.

Die Schätze, die er dem ſpaniſchen Hofe ſchicket, nehmen die Franzoſen.

Seine Ungnade.

Er entdecket Californien

und ſtirbt.

---

e) Es ſtunden folgende drey Verſe in ſpaniſcher Sprache darauf.

Ave Nacio ſin par,
Yo en ſerviros ſin ſegundo
Y vos ſin ygual en el mundo.

villen. Sein Leib wurde, ſeinem Verlangen gemäß, in der Franciſcanerkirche zu Mexico beygeſetzet. Cortez war wohl gewachſen, bräunlicht von Geſichte, hatte einen ſchwarzen Bart, und an der untern Lippe eine Narbe f).

Weil Careri von den Eroberungen des **Franz Pizarro**, welcher zu eben ſelbiger Zeit den ſpaniſchen Ruhm in dem mittägigen Theile der neuen Welt ausbreitete, nicht weniger ganz ſonderbare Nachrichten zu beſitzen vermeynete: ſo hat er ſeiner Reiſebeſchreibung eine wiewohl nicht ſehr lange Erzählung dieſer Begebenheit einverleibet, aus welcher wir, ſeinem Bemühen und ſeiner Einſicht zum Ruhme, eines und das andere beybringen wollen g).

Umſtände, welche Careri von der Eroberung Peru beybringt.

Nach ſeinem Berichte nun, ſegelten die Spanier im Jahre 1525 unter Anführung des **Pizarro** und **Jago d' Almagro**, welche mit Beyhülfe eines Prieſters zu **Panama**, Namens **Luque**, zwey Schiffe ausgerüſtet hatten, in dieſe Gegenden. Nach einer Fahrt von tauſend Meilen, ſtiegen ſie ans Land, wurden am Strande in ein Gefecht verwickelt, darinnen Almagro ein Auge verlor. Nachgehends fuhren ſie weiter, und kamen in ein Land, das völlig unter Waſſer ſtund; die Einwohner hielten ſich Zeit Lebens auf den Bäumen auf, wie die Schwanen. Von hier gieng **Pizarro** nach der Inſel **Galloe**, dahin ihm Almagro nach Verlaufe weniger Tage folgete. Sie ſegelten hierauf alle beyde nach **Tangorara**, und ſchickten bey **Tumbez** den **Pedro von Candia** ans Land, welcher bey ſeiner Wiederkunft über den Reichthum dieſer Gegend ganz entzückt zu ſeyn ſchien. Hierauf beredete Pizarro ſeinen Gefährten zur Rückreiſe nach Panama, und gieng mit deſſelbigen und des **Luque** Bewilligung nach Spanien, um die Statthalterſchaft über die Länder, die er zu erobern verhoffete, auszuwirken. Carl der fünfte bewilligte ihm nicht nur den Titel eines Statthalters, ſondern auch eines **Adelantade**, und Generalcapitains von Neucaſtilien und Peru. Mit dieſen Ehrenſtellen kehrete er, in Geſellſchaft ſeiner Brüder, **Johann Conſalvo** und **Ferdinands**, nach Indien zurück. Seines Ortes war Almagro, anſtatt ihm deswegen Glück zu wünſchen, gewaltig auf den ſpaniſchen Hof erbittert, weil man ihn nicht ebenfalls zu etwas gemacht hatte. Unterdeſſen rüſteten ſie doch ein Geſchwader aus, dabey Pizarro über zwey Schiffe zu befehlen hatte. Ihre Fahrt gieng bis nach Tumbez glücklich von ſtatten. Hier aber verhinderte ſie ein Sturm, ans Land zu kommen, und nöthigte ſie, in einer Gegend, welche zu dem eigentlichen Peru gehörete, auszuſteigen. Pizarro eroberte gleich anfänglich die unweit der Küſte gelegene Inſel **Puna**, worüber damals **Guaſcar Inga**, der älteſte Bruder des Kaiſers **Ataliba**, aber zugleich auch, weil ſelbiger ihn vom Throne geſtoßen hatte, ſein Todfeind herrſchete. Zwar ſuchte er die Freundſchaft dieſes Fürſten zu gewinnen: weil man aber ſeine Vorſchläge nicht annahm: ſo gieng er nach Tombez. Der daſige Statthalter hatte zum Frieden eben ſo wenig Luſt. Pizarro ſtieg bey finſterer Nacht ans Land, ſetzete über den Fluß, und jagte die Indianer aus einander. An dieſem Orte ließ er einige Mannſchaft zurück, und nennete ihn **St. Michael**. Als nun einige Abgeordnete des Ataliba zu ihm kamen und heftig droheten: ſo gab er höflich zur Antwort, er wollte dem Kaiſer nur die ſpaniſchen Dienſte anbiethen. Hierauf rückete er bis nach **Curamaha**, und verſchanzete ſich daſelbſt, ungeachtet es ihm beſagter Fürſt unterſaget hatte. Doch ſchickte er zween Abgeordnete an ihn, und ließ ihn noch einmal um ſeine Freundſchaft erſuchen. Allein,

Glück des Pizarro und Almagro.

---

f) Ebend. a. d. 291 und vorherg. S.

g) Der geneigte Leſer wird von ſelbſt erachten, man könnte dieſe beſondern Nachrichten des Careri nicht mit unter die unzweifelhaften Berichte ſehen,

Gemelli Careri 1697.

lein, es fiel eine ſolche Antwort dagegen, daß Pizarro für nöthig anſah, ſich zum Schlagen bereit zu halten. Ataliba rückete auch wirklich mit ſeiner ganzen Kriegesmacht auf ihn los. Er wurde in einer goldenen mit Papagayfedern beſetzten Sänfte getragen. Der Kopf war zwar geſchoren, doch aber mit einer Mütze von carmeſinrother Wolle bedecket. Die Ohrläppchen ſchienen von dem Gewichte der daran hängenden großen goldenen Ringe halb zerriſſen zu ſeyn. Pizarro, deſſen Hochmuth bereits keine Gränzen mehr kennete, ließ ihm durch Abgeordnete melden, er ſollte einen jährlichen Tribut an Spanien bezahlen. Dieſe Beleidigung machte den Anfang zum Kriege. Die Spanier kamen ihren Feinden zuvor, und fielen mit ſolchem Ungeſtüme über ſie her, daß ſie darüber erſchracken. Ataliba that zwar ſein äußerſtes, ihnen Muth zu machen, es war aber alles vergeblich: er wurde vielmehr ſelbſt aus ſeiner goldenen Sänfte geriſſen, und zum Gefangenen gemacht. Dieſer Sieg, welcher dem Pizarro ſo wenig koſtete, lieferte ihm erſtaunliche Schätze in ſeine Hände. Der unglückliche Monarch both zwar einen ganzen Saal voll Gold und Silbergeſchirr für ſein Leben; die Spanier waren auch damit zufrieden; dem ungeachtet aber erwürgeten ſie ihn nachgehends auf Anſtiften ſeines Bruders Guaſcar, welcher gleichfalls ihr Gefangener war. Doch gieng es dieſem nicht beſſer, als ſeinem Bruder, dem Kaiſer. Denn ſobald er das Löſegeld für ſeine Perſon, welches in einer ungeheuren Summe beſtund, erleget hatte: ſo ließ ihn Pizarro grauſamer Weiſe erdroſſeln, ungeachtet ihm Guaſcar ſeine Treuloſigkeit vorrückete, und als ein Gefangener zu dem ſpaniſchen Kaiſer geführet zu werden verlangete. Dergeſtalt wurde ein Reich von dreyzehnhundert Meilen weit ohne großes Blutvergießen erobert, und es widerſetzete ſich nach dem Tode der beyden Brüder niemand mehr den ſpaniſchen Waffen.

Trauriges Ende der Eroberer.

Nach dieſer Erzählung, darinnen man in der That einige mehrere Umſtände, als in den alten Berichten antrifft, ſchreitet Careri mit gleicher Zuverſicht zu der Uneinigkeit, darein die Pizarren unter einander verfielen, und zu dem unglücklichen Lebensende aller dieſer unerſättlichen Geizhälſe. Es kamen, ſaget er, in dieſem Kriege mehr, als hundert und sechzig Hauptleute um das Leben, indem ſie mit einer unter den daſigen Völkern, die ſie doch für Unmenſchen anſahen, noch nie erhörten Wuth, einander die Hälſe brachen. Dabey bewundert er, daß ſonſt nichts, als die Standhaftigkeit eines einzigen Geiſtlichen, dieſer langen Reihe von Trauerſpielen ein Ende zu machen vermochte.

Ein Prieſter endiget die Unruhen.

Conſalvo Pizarro war nach dem Tode aller derjenigen, welche ihm die Regierung ſtreitig machen konnten, unumſchränkter Beherrſcher von Peru geworden. Der Hof ſchickte Unterkönige dahin: allein, er verweigerte ihnen allen Gehorſam. Um nun dieſes unverſchämte Beginnen zu beſtrafen, ſchickte Carl der fünfte einen Prieſter, Namens Pedro Gaſca, mit unumſchränkter Gewalt, und unbeſchriebenen Vollmachten für allerley erſinnliche Fälle aus Spanien dahin. Als Gaſca in der Güte nichts ausrichten konnte: ſo lieferte er dem Pizarro eine Schlacht, überwand ſeine Völker, und bekam ihn ſelber, nebſt zwölf ſeiner Hauptanhänger zu Xaguixaguana gefangen. Dieſen Aufrührern ließ er nicht anders, als ob ſie das Gewehr gegen des Königes eigene Perſon ergriffen hätten, das Leben abſprechen. Pizarro wurde mit einem Mantel bedeckt und mit gebundenen Händen auf einem Mauleſel nach dem Gerichtsplatze geführet, ſein Kopf aber zu Lima mit folgender Aufſchrift auf einer Säule geſtecket. „Dieſes iſt der Kopf des meyneidigen Conſalvo Pizarro, welcher

tzen, daraus die Sammlung der Reiſen nach Weſtindien beſtehen wird, hingegen wäre es unbillig gehandelt, wofern man ſie gar weglaſſen wollte.

Gemelli Careri 1697.

„Montags den 9ten April im Jahre 1548 in dem Thale Xaguixaguana dem königlichen „Paniere eine Schlacht geliefert hat.„ Gaſca lieferte nach ſeiner Zurückkunft nach Spanien Carl dem V anderthalb Millionen Piaſter in die Hände, und wurde dafür Biſchof zu Placentia *h*).

Careri geht von Veracruz nach Havana.

Careri gieng den 14ten des Chriſtmonates zu Schiffe. Als er durch den weſtlichen Canal fuhr: ſo bemerkete er, das Schloß ſey klein, und der Befehlshaber wohne eben ſo ſchlecht, als ſeine Soldaten. Es liegen viele Sandbänke dabey, davor man ſich wohl in Acht nehmen muß, abſonderlich wenn die Nordwinde blaſen, und das Auslaufen aus dem Canale verhindern. Careri endigte ſeine Reiſe ohne den geringſten Anſtoß, und lief den 29ſten in dem Hafen zu Havana ein. Er giebt einen kurzen Abriß von dieſem Orte.

Vorſtellung der Stadt und des Hafens.

Es liegt ſolcher nach ſeinem Berichte, auf einer Ebene, unter drey und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite, hat eine runde Geſtalt, und eine halbe Meile im Umfange. Auf der Landſeite iſt ſeine Mauer nur von Erde, hingegen iſt er auf der anderen Seite, am Canale wohl befeſtiget. Es wohnen etwa viertauſend Perſonen, theils Spanier, theils Schwarze oder Mulatres darinnen. Wegen der ungemeinen Schönheit des daſigen Frauenzimmers, und wegen des ſinnreichen Verſtandes der Mannsperſonen, wäre es ſehr angenehm, daſelbſt zu leben, wenn nicht alle Lebensmittel in allzuhohem Preiſe ſtünden. Mit genauer Noth vermag man einen Tag mit zween Piaſtern auszukommen, abſonderlich ſo lange die Galionen da vor Anker liegen. Ungeachtet der ziemlich gemäßigten Witterung, will doch das Getreyde ſeit einiger Zeit nicht mehr fortkommen, ohne daß man die Urſache ergründen könnte; man muß folglich das Brodt auf der See zuführen, und deswegen iſt es ſchrecklich theuer. Doch erſetzet man den Mangel durch eine gewiſſe Wurzel, Jucca genannt, welche weder Blätter noch Samen trägt, ſondern bloß durch das Pflanzen abgeſchnittener Stücke vermehret wird *i*). An zwo Seiten der Stadt liegen die Häfen, darinnen die Schiffe ſehr nahe am Lande vor Anker ſeyn können. Ihre hauptſächlichſte Vertheidigung beſteht in drey Schlöſſern. Das erſte iſt an der linken Seite des Canals und heißt del Motto; das andere auf der rechten, heißt Punta, und das dritte la Fuera.

Redlichkeit bey der daſigen Handlung.

Careri ſah mit Luſt zu, wie man die Piaſterkiſten einſchiffete. In jedweder dem Könige gehörigen ſind dreytauſend, ſonſt aber nur zweytauſend Stück. Die ganze Summe ſchätzete man auf dreyßig Millionen, und das meiſte kam von Porto bello. Die beſondere Redlichkeit bey dieſem Handel verdienet, daß man ſie bemerke. Sobald die Kaufleute wegen des Preiſes mit einander einig ſind, liefern ſie die Waarenballen und Piaſterkiſten unbeſehen und ungezählet, bloß mit einem ungezweifelten Vertrauen auf die Lieferungszettel gegen einander aus. Nachgehends öffnet man ſowohl die Ballen als die Kiſten in Gegenwart eines geſchworenen Notarius. Findet ſich nun etwas zu viel oder zu wenig, ſo wird es jedwedem Kaufmanne von den Handelsgeſellſchaften zu Lima und Sevilien gut gethan. Es geſchah, wie Careri erfuhr, eben in ſelbigem Jahre, daß die Geſellſchaft zu Lima für einige in voriger Meſſe zu viel empfangene Waaren noch fünftauſend Piaſter herausbezahlte.

La Perſegnida, eine ſeltene Perle.

Er war dabey gegenwärtig, als der Pater de la Fuente, ein Jeſuit, dem Oberbootsmanne des Admiralſchiffes de la Plate eine birnförmige Perle ſechzig Gran ſchwer, um ſie dem Könige zu überreichen, einhändigte. Sie war von einem ſchwarzen Leibeigenen eines

---

h) A. d. 298 und vorhergeh. S.

i) A. d. 312 S.

Gemelli Careri 1697.

eines Prieſters auf einer Inſel Panama gefunden worden. Der Unterkönig von Peru hatte ſiebenzigtauſend Piaſter dafür gebothen: allein, der Prieſter hatte unter dem Vorwande, er wolle ſie in eigener Perſon nach Hofe bringen, dieſes Geld ausgeſchlagen. Er reiſete mit ſeiner Perle, die er la Perſequida nennete, wirklich nach Porto bello, ſtarb aber eben, da er im Begriffe war, ſich auf die Galionen einzuſchiffen. Vor ſeinem Ende trug er dieſes Geſchäffte dem Pater de la Fuente auf. Dieſer verſicherte den Careri, ſie ſey größer, als die Peregrina, habe aber kein ſo ſchönes Waſſer. Der Schwarze bekam zur Belohnung ſonſt nichts, als die Freyheit.

Zwo beſondere Früchte.

Careri ſah zu Havana zwo Früchte, die an keinem anderen, als dieſem einzigen Orte, wachſen. Die eine ſieht wie ein Herz aus, und heißt Guanavana. Aeußerlich iſt ſie grün, und hat einige dornige Spitzen. Das Inwendige iſt mit weißen Viertheln von einem ſauerſüßen Geſchmacke ausgefüllt. Ihr Baum, darauf ſie wächſt, iſt nicht größer, als der Ananasbaum. Der zweyten Frucht legen die Spanier den Namen Camitto bey. Aeußerlich gleicht ſie einer Pommeranze, hat aber ein weißes und rothes Fleiſch, und einen ſüßen Geſchmack. Das Laub iſt auf einer Seite grün, auf der anderen zimmetfärbig. Careri ſah auch im Gebirge bey Havana Rebhühner mit blauen Köpfen k).

Rebhühner mit blauen Köpfen.

List der ſpaniſchen Officier zu ihrem Nutzen.

Wie ſehr der Eigennutz unter den ſpaniſchen Officieren herrſchte, davon erzählet er ein merkwürdiges Beyſpiel. Ehe die Galionen unter Segel giengen, ſtellete der Hauptmann auf der Marſtronza dem Generale vor, es werde für die Schiffahrt ſchlechte Sicherheit vorhanden ſeyn, wofern die Flotte mit keiner ſtärkern Ladung unter Segel gienge, als es die Abgeordneten, kraft einer Verordnung des Raths von Indien, dadurch das Einſchiffen aller Kaufmannswaaren unterſaget wird, zu verlangen ſchienen. Hierauf verſammelten ſich die ſämmtlichen Seeofficier, ihrer mit dem Hauptmanne genommenen Abrede gemäß, mit einem äußerlich anſcheinenden großen Eifer, und fälleten das eigennützige Urtheil, man müſſe den ganzen Raum vollfüllen. Der General ließ ſodann den Hauptleuten der Galionen und den Abgeordneten förmlich kund machen, es erfordere der Dienſt des Königes unumgänglicher Weiſe, die Galionen ſtärker zu beladen. Nach des Careri Ermeſſen war dieſer Vorwand zwar nichts weniger, als gegründet: er wurde aber dennoch von allen Seeofficieren mit größter Begierde zu ihrem eigenen Vortheile angewendet, indem ſie eine große Menge Waaren an Bord nahmen l).

Als die Flotte mit Anfange des Märzmonates unter Segel gegangen war: ſo hatte ſie nicht wenig Mühe, aus dem gefährlichen Gate bey Bahama zu laufen. Man giebt ſelbigem achtzig Meilen zur Länge, und achtzehn bis zwanzig zur Breite. Auf der übrigen Reiſe kam ſonſt nichts vor, als was auf dieſer ſehr bekannten Straße ordentlich zu geſchehen pflegt. Hingegen erzählet Careri mit großer Verwunderung, als ſie auf der Höhe von ſechs und dreyßig Grad vierzehn Minuten die ſpaniſche Küſte zu Geſichte bekamen, ſo hätten alle auf den Galionen befindliche neun Steuerleute ganzer drey Tage lang nicht auszudenken gewußt, was das für ein Land ſey, dem ſie ſich näherten, noch wie weit ſie von ihrem allerſeitigen Geburtsorte, Cadiz, entfernet ſeyn möchten. Vermuthlich hätten ſie es noch länger nicht errathen, wofern ihnen nicht ein franzöſiſches Schiff begegnet, und mit der verlangten Nachricht an die Hand gegangen wäre. Es entſtund hierüber auf der ganzen Flotte eine dermaßen große Freude, daß man den folgenden Tag bey dem Einlaufen

Unwiſſenheit neun ſpaniſcher Steuerleute.

---

k) A. d. 326 S.

l) A. d. 327 S.

Careri kömmt nach Cadiz.

ſen in die Bay, das in einem benachbarten Kloſter befindliche Bild Unſerer Lieben Frau von der Regel, mit Abfeurung des ſämmtlichen Geſchützes grüßete. Sodann ließ man Rota, welches dem Herzoge von Arcos gehöret, zur rechten Hand liegen, und warf vier und funfzig Tage nach dem Auslaufen aus der Havana, in dem Hafen los Puntales, Anker. „Die Ankunft dieſer ungemein reichen Flotte war für die Einwohner zu Cadiz ein rechter „Freudentag. Sie vergaßen darüber die vielen Millionen, welche Spanien durch die Ausplünderung der Stadt Carthagena verloren hatte. Alle Dächer und Kirchthürme ſteckten voll Fahnen. Der Strand ertönete von dem Jauchzen einer unzählbaren Menge „Volkes und der Klang der Glocken ſtellete gleichſam den Wiederhall ihres Jubelgeſchreyes vor ll).„

Allgemeine Vorſtellung dieſer Stadt.

Careri giebt nach ſeiner Gewohnheit einen allgemeinen Abriß von dieſer Stadt. Er ſetzet ſie unter ſechs und dreyßig Grad dreyßig Minuten Breite. Seines Erachtens wird kein Hafen in ganz Europa ſo ſtark beſuchet, als dieſer: es darf aber, wie er meynet, ſich niemand darüber wundern, wenn er überlegen will, daß alle Schiffe, die nach der Levante, nach der africaniſchen Küſte, nach Oſt- und Weſtindien abgehen, oder von daher zurück kommen, ja mit einem Worte alle und jede Schiffe, welche durch die Straße in das Weltmeer laufen, gemeiniglich in dieſem Hafen vor Anker legen. Die Stadt ſelbſt liegt auf einer Inſel, indem die Bay, vermittelſt eines auf der Oſtſeite befindlichen Grabens, mit dem Weltmeere zuſammen hängt. Ueber beſagten Graben iſt eine ſchöne Brücke gebauet. Uebrigens hat Cadiz etwa eine halbe Meile im Umkreiſe, aber keine regelmäßige Geſtalt, ja, worüber Careri ſich ungemein wunderte, ohne daß die Ringmauer ganz herum reichte. Unterdeſſen ſind in dieſem kleinen Bezirke unſägliche Reichthümer beyſammen. Die Gebäude wären ſchön genug: allein, die Gaſſen ſind ungerade. Ungeachtet die Größe der Inſel nicht über drey wälſche Meilen beträgt: ſo giebt es doch Vieh, Geflügel, Fiſche, Obſt und vortreffliches Getreyde im Ueberfluſſe, wiewohl für einen ſehr hohen Preis, darauf. An der Morgenſeite der Stadt liegt ein kleines Schloß, zur heil. Catharine genannt; an der Bay aber liegen zwey Schlöſſer, welche den Namen los Puntalos tragen. Eines hat ſeine Stelle auf der Inſel Mata-Gorda, das andere nicht weit von Puerto-real; beyde ſind rings herum mit Waſſer umfloſſen. Careri giebt der Bay acht Meilen zum Umkreiſe. Wie er ſaget, ſo machen die vielen am Strande befindlichen Häuſer, nebſt der unaufhörlich vorhandenen Menge Schiffe, deren Maſten einen ganzen Wald vorſtellen, die angenehmſte Ausſicht von der Welt.

Careri erbet von ſeinem Bruder.

Hafen St. Maria.

Einſtens kamen an einem einzigen Tage über hundert Fahrzeuge dahin; bloß um das Geld für allerley nach Indien abgeſchickte Waaren ausländiſcher Kaufleute abzuholen. Dergeſtalt ſtecket der Ausländer den größten Theil der Schätze, die auf den Galionen nach Spanien kommen, in ſeinen Beutel. Einige Tage hernach kamen, bloß aus den holländiſchen Häfen, noch zwey und dreyßig andere Schiffe an. Doch das Vergnügen, welches Careri aus dieſem Anblicke ſchöpfete, wurde durch einige aus Italien einlaufende Briefe unterbrochen, indem ſie ihm den Tod ſeines Bruders berichteten. Der einzige Troſt bey dieſem Unglücke war, daß ihn beſagter Bruder zum Erben eingeſetzt hatte m). Demnach dachte er voritzt bloß an die Heimreiſe. Doch mußte er vorher noch mit dem Grafen de los Rios y Cordun in der eigenen Felucke deſſelbigen, nach dem Hafen Santa

---

ll) A. d. 351 und vorhergeh. S.

Gemelli Careri 1697.

ta Maria fahren, und daſelbſt bey dem Herzoge von Albuquerque, Generalcapitain der andaluſiſchen Küſte, einen Beſuch abſtatten. Es gereuete ihn auch dieſe Reiſe im geringſten nicht, indem er dabey eine größere und ſchönere als Cadiz angelegte Stadt zu ſehen bekam. Santa Maria liegt an der Weſtſeite der Bay, an einem Canale, der ſich zwo Meilen weit, nämlich bis an die Carthauſe bey Xeres, ins Land hinein erſtrecket; die meiſten Einwohner ſind reiche Kaufleute.

Hafen St. Lucar.

Donnerſtages den 1ſten des Heumonates trat Careri ſeine Reiſe von Cadiz durch Spanien an, und gieng erſtlich nach **Sant Lucar de Barrameda**, einem Hafen an der Mündung des **Guadalquivir**, indem er dieſen Fluß bis nach Sevilla aufwärts zu fahren gedachte. Da er nun ſonſt nichts als nur das allermerkwürdigſte, was er auf dieſer Reiſe wahrnahm, beyzubringen verſpricht: ſo haben wir keine Urſache, es wegzulaſſen. Er zählet von Cadiz nach Santa Maria zwo, und von Santa Maria nach St. Lucar zu Lande, drey Meilen.

Weg von da nach Sevilla.

Ich gieng, ſaget er, als es noch Tag war, auf dem Guadalquivir zu Schiffe, und machten wir mit Wind und Fluth bis um Mitternacht ſechs Meilen. Es hat dieſer Strom einen ſehr ſachten Lauf, und nicht über hundert Schritte in die Breite. Den 2ten des Abends kamen wir nach **Puebla**, und bald darauf nach **Correa**, welche beyde Dörfer auf der rechten Seite des Fluſſes, und zwölf Meilen von St. Lucar liegen. Noch andere zwo Meilen fuhren wir vor einem dem Herzoge von Veraquas zugehörigen Dorfe, Namens **Gelves**, vorbey. Eine Stunde vor Tage, waren wir bey dem goldenen Thurme, und hielten hierauf unſeren Einzug in **Sevilien**.

Careri Beobachtungen von dieſer Stadt.

Da man mir unzähligemal vorgeſaget hatte, wer Sevilien nicht geſehen habe, der habe nichts merkwürdiges geſehen: ſo ſuchte ich meiner Neugierigkeit ohne den geringſten Zeitverluſt ein Genüge zu thun, und wollte den Anfang zur Beſichtigung der andaluſiſchen Hauptſtadt, noch an eben dieſem Tage machen. Zuerſt führete man mich auf den Spazierplatz. Hier ſah ich ſehr lange mit Bäumen beſetzte Gänge, und in der Mitte einen Springbrunnen, deſſen Waſſer nicht nur hinreichet, die Bäume des Morgens und Abends zu begießen, ſondern auch die benachbarten Canäle zu füllen. Am Eingange ſtehen zwo ungemein hohe Säulen mit zwey Bildniſſen, die aber von der Zeit übel zugerichtet ſind. Eines ſtellet den **Herkules**, das andere den **Julius Cäſar** vor. Aus der Beyſchrift Plus ultra iſt zu ſchließen, ſie müßten kein Werk der Römer, dafür es die Spanier halten, ſondern vielmehr jünger ſeyn, als die Entdeckung der neuen Welt. Die Stadt liegt auf einer Ebene, unter ſieben und vierzig Grad ſechs und dreyßig Minuten, hat eine meiſt runde Geſtalt, und zwo Meilen im Umfange. Es giebt zwey und vierzig Manns- und ſechs und dreyßig Frauenklöſter, imgleichen zwölf Hoſpitäler darinnen. Sowohl die Kirchen, als die Häuſer, ſind von bewundernswürdiger Schönheit, die Gaſſen hingegen enge, winklicht, ſchlecht gepflaſtert, und mit einem Worte ſo wie ſie in mohriſchen Städten zu ſeyn pflegen.

Es giebt wenige dergleichen wichtige Städte als Sevilien, welche eine eben ſo niedrige Ringmauer hätten. Man zählet vierzehn Thore, und eben ſo viele Vorſtädte. Die beſten ſind die Vorſtadt **St. Bernard**, **St. Benedict**, **St. Roch**, **la Tablada**, und **la Fuente**. An der rechten Seite des Guadalquivir liegt ein Städtchen, **Friana**

---

m) A. d. 362 S.

Gemelli Careri 1697.

na genannt, das vermittelſt einer hölzernen Brücke mit Sevilien zuſammen hängt, aber ſonſt nichts merkwürdiges als eine Carthauſe und den Inquiſitionspallaſt hat. Mit einem Worte, Sevilien weicht Madrid weder an Größe, noch an Menge der Einwohner n).

Alcaſar, Pallaſt der alten Könige.

Der Alcaſar, oder der Pallaſt der ehmaligen mohriſchen Könige, iſt ein Werk von ganz beſonderer Bauart. Der erſte Hof iſt ſehr groß, und wurde von den Hofbedienten bewohnet. Aus ſolchem geht man durch einen gewölbten Gang, der auf zwey und dreyßig kleinen Marmorſäulen ruhet, in die Bäder. Sodann findet man den andern Hof, um welchen die ſchönſten Gemächer angeleget ſind. Es iſt alles prächtig an ihnen, ungeachtet man ſieht, daß die Gipsarbeit und die Vergoldungen von einer rohen Hand herrühren. Zwiſchen den Bädern ſind vier mit Pommeranzenbäumen beſetzte Luſtſtücke, welche die Königinn Maria Padilla, Peters des grauſamen Gemahlinn, angegeben haben ſoll. Gleich gegen über iſt ein ſchönes Thor, das den Eintritt in die Gemächer öffnet. Man kömmt erſtlich in einen großen Saal, aus dieſem in den zweyten, ſodann in den dritten, und geht hernach in die untern Gemächer hinab. Hier findet man einen ſchönen in Geſtalt eines Kreuzganges angelegten Hof, welcher von zwey und funfzig kleinen Marmorſäulen, und ſieben Zimmern umfaſſet wird. Eines von beſagten Zimmern hat eine Kuppel, und mag der Thron der ehemaligen Könige darunter geſtanden haben.

Aus dem zweyten Saale geht man durch eine eiſerne Thüre in einen Platz oder in etwas einem Hofe ähnliches. Mitten in ſelbigem iſt ein Waſſerbecken mit einer Bildſäule, daraus an verſchiedenen Orten Waſſer ſpringt. Von hier ſteigt man auf zwo Treppen in zwey andere, mit ungemein hohen und dickbelaubten Myrthen umſetzte Plätze hinab o). Einige aus eben dieſen Bäumen gemachte Bilder ſtellen Spielleute mit ihren Inſtrumenten vor. Der Boden iſt voll kleiner Röhren, welche wie es ſcheint, bloß dazu dieneten, daß man die Leute zum Poſſen wacker mit Waſſer beſpritzen konnte. Weiter hin, auf der rechten Seite, tritt man in zween andere auf einander folgende Plätze, voll Myrthenbäume, die mit großer Kunſt geſchnitten ſind. Von hier kömmt man in einen anderen mit einer Mauer umgebenen Platz, welcher acht mit allerley Gewächſen angefüllete Luſtſtücke in ſich begreiſt. Sie ſind durch breite Spaziergänge von einander abgeſondert, und mit Spalieren von Myrthen eingefaſſet. Auch ſind zwey Springwaſſer von ſehr artiger Arbeit da vorhanden, eines an der Mauer, das andere unter einer Bogenſtellung, mit vielen Bildern von Menſchen und Thieren. An der Bogenſtellung beginnet ein Luſtgang, und führet durch eine am Ende befindliche Thüre zu einem Springwaſſer, das einen Felſen vorſtellet, und von vielen Myrthen unterſtützet wird, aber aus Mangel der Aufſicht ganz zu Grunde geht. Weiter hin gelanget man durch eine andere Thüre zu einem mit Porcellan gedeckten aber ſchlecht angegebenen Luſthauſe, an welchem wieder ein Waſſerbecken nebſt einem Bilde, das das Waſſer von ſich ſpritzet, zu ſehen iſt. Hier und dort ſind einige mit Roſen und anderen Bluhmen beſetzte Luſtſtücke, ingleichen eines mit Pommeranzen- und Limonienbäumen; den Küchengarten ſondert eine ſehr hohe Mauer davon ab. Alles bisher beſchriebene wird von einer ſtarken Ringmauer, die von einer Weite zur anderen Thürme hat, umfaſſet.

Bey

---

n) A. d. 361 S.

o) Wie es ſcheint, ſo muß der Boden ſehr ungleich ſeyn.

Andere öffentliche Gebäude.

Bey der Beſchreibung, welche Careri von den Klöſtern giebt, können wir uns nicht aufhalten, wohl aber wollen wir ihm nach der Börſe, oder dem indianiſchen Handlungshauſe folgen. Es iſt ein großes, ſchön gewölbtes Gebäude, und ruhet auf Pfeilern von Werkſtücken. Es wohnet ein Prior und zween Conſuln darinnen; dieſe ſitzen in einem prächtigen Saale unter einem Himmel zu Gerichte, und entſcheiden die Handlungsſachen. Ferner erfordert ihr Amt, bey Ankunft der Galionen den königlichen Indult feſtzuſetzen und einzunehmen, imgleichen die Gebühren für die Staatsräthe. Von hier gieng Careri nach dem erzbiſchöflichen Pallaſte. Zwar giebt er die Bauart deſſelbigen für nichts beſonderes aus, beſchreibt ihn aber doch als ein ungemein weitläuftiges Gebäude, und das für einen Prälaten von zwölf mal hunderttauſend Piaſter jährlicher Einkünfte ſeines Erachtens gehöre *p*). Das ſeltenſte daran iſt die Capelle und ihre Zierrathen. Die unweit davon ſtehende erzbiſchöfliche Kirche wird für das Muſter aller Domkirchen in Indien angeſehen. Ihre Größe gehöret unter die außerordentlichen Dinge. Sie hat der Länge nach, das iſt, auf beyden Seiten, fünf Thüren, ohne die am Vordergiebel, welcher zwar noch nicht völlig ausgebauet iſt, befindlichen drey. Zu der Hauptthüre unter den fünfen, kömmt man durch ein mit Pommeranzenbäumen beſetztes Luſtſtück, das mit Halbſäulen, und eiſernen Ketten eingefaſſet iſt. Die Kirche ſelbſt wird durch ſchöne Säulen in fünf Schiffe abgetheilt. Es ſtehen fünf und ſiebenzig Altäre darinnen. Der Hauptaltar hat die Geſtalt eines halben Kreiſes, und die Arbeit daran iſt etwas unvergleichliches. Careri meldet als eine höchſtmerkwürdige Sache, daß die Oſterkerze fünf und zwanzig Arobes, das iſt, ſechshundert und fünf und zwanzig ſpaniſche Pfunde wiege. Das Domcapitel beſteht aus fünf und neunzig Domherren, ohne die Kirchenbedienten und Sänger, welche ſich bis auf zweyhundert und funfzig Perſonen belaufen. Der Thurm iſt ein prächtiges Werk, viereckigt, zweyhundert Schuhe hoch, und nimmt an Dicke beſtändig ab. Die Treppe iſt ſo breit und bequem, daß man bis an die Glocken hinauf reiten kann.

Seeſchule.

Sant Elmo iſt ein Haus, darinnen junge Leute aufgenommen und im Seeweſen unterrichtet werden, gleichwie denn mitten im Hofe ein Schiff als ein Wahrzeichen dieſer Beſtimmung des Gebäudes ſteht. Viele von ihnen werden, wenn ſie etwas gelernet haben, nach Indien verſchicket. Nach ihrer Rückkunft ſteht es ihnen frey, an dieſem Orte zu bleiben; ſie müſſen aber die Beſoldungen, die ſie vom Könige oder von den Kaufleuten bekommen, den Aufſehern des Hauſes dafür einhändigen.

Römiſche Waſſerleitung.

Nicht weit von der Stadt ſieht man eine Waſſerleitung, welche auch wirklich ſie mit Waſſer verſorget, und für ein Werk der alten Römer gehalten wird. Geht man von dieſem Orte durch das Cermonerthor in die Stadt zurück: ſo kömmt man vor dem Pallaſte vorbey, den der Herzog von Alcala, als er von ſeinen Reiſen zurück kam, nach des Pilatus ſeinem Pallaſte, den man zu Jeruſalem noch heutiges Tages weiſt, bauen ließ. **La Caza de la Contratacion** iſt ein Gerichtshof, welcher die Handlung nach Indien betrifft. Er beſteht, ſo viel die Verwaltung der Gerechtigkeit angeht, aus einer adelichen und Gelehrten Bank, nebſt dem iſt noch ein beſonderes Gericht dabey, welches bloß die Geſchäffte der Schatzkammer abthut. Das Rathhaus gereichet wegen des vortrefflichen Gebäudes und des mit ſchönen Säulen umringeten Hofes, der in der Mitte ein Springwaſſer hat, der Stadt Sevilien nicht weniger zur Zierde. In der Straße **del Candelejo** zeigte

---

p) A. d. 371 S.

Gemelli Careri 1697.

Begebenheit des Königes Don Pedro.

zeigte man dem Careri ein Bruſtbild des Königes **Don Pedro** des grauſamen, und erzählte ihm zugleich folgende Geſchichte. Beſagter König pflegte des Nachts ganz allein und wohl bewaffnet in der Stadt herum zu ſtreichen, um zu ſehen, was darinnen vorgehe. Einſtens bekam er mit einem Spanier, der ihm nicht ausweichen wollte, Händel, und war ſo glücklich oder tapfer, daß er ihn über den Haufen ſtieß. Als man nun dem Könige meldete, man habe einen Entleibten auf der Gaſſe gefunden: ſo befahl er, dem Thäter nachzuforſchen, und mit äußerſter Strenge gegen ihn zu verfahren. Nach einiger Zeit wollte er wiſſen, wie es mit dieſer Sache ſtünde? Der Alcalde war unterdeſſen hinter die ganze Sache gekommen, und gab zur Antwort, er könnte gegen den Thäter nicht weiter verfahren, weil ſelbiger eine ſehr hohe Perſon wäre. Als nun dem ungeachtet der König von ſeinem angemaßeten Eifer für die Ausübung der Gerechtigkeit nicht das geringſte nachlaſſen wollte, ſondern dem Alcalde einen Befehl nach dem anderen zuſchickte: ſo hatte dieſer endlich die Verwegenheit, ſeinen Landesherrn im Bildniſſe enthaupten zu laſſen. Um nun das Angedenken dieſer Begebenheit auf die Nachwelt fortzupflanzen, wurde an dem Orte, wo der Alcalde das Urtheil vollſtrecken ließ, das Bruſtbild, das man dem Careri zeigte, hingeſtellet q).

Weg von Sevilla nach Madrid.

Von Sevilla nach Madrid reiſet man zu Lande, und Careri ließ nichts unangemerket vorbey. Er miethete nebſt drey Perſonen, deren Namen in der Welt nicht unbekannt ſind, eine Kutſche für vier und funfzig Piaſter. Den erſten Tag kam er nicht weiter, als vier Meilen, bis nach **Caſtelblanco**. In dieſer ganzen Gegend wechſelten ebenes Land und Gebirge mit einander ab. Den folgenden Tag mußte er über einen verdrießlichen Berg, und kam nach zurückgelegten ſieben Meilen nach **Santa Olalia**. Die folgende Tagereiſe betrug nur fünf, und brachte die vier Reiſenden bis in ein großes Dorf, **Fuente de Cantor** genannt, darinnen drey Klöſter ſind. Sie kamen nach **Monaſtera**, dem erſten Orte, in **Eſtremadura**. Den folgenden Tag machten ſie vier Meilen in einem ebenen Lande nach **Los Santos**, einer königlichen Stadt, und von da noch zwo bis nach **Villafranca**, wo ſie über Nacht blieben. Nachgehends führeten ſechs andere Meilen ſie nach **Merida**, einer Stadt, darinnen es eine Menge ſolcher Edelleute giebt, die man in Spanien **Solariegas**, das iſt, Leute, die von ihren Einkünften leben, nennet. Hier iſt eine berühmte ſteinerne Brücke über den **Guadiana**. Ihre Länge beträgt eine halbe wälſche Meile, und können zween Wägen einander darauf ausweichen. Careri beſichtigte ein altes daſelbſt befindliches Schloß der Ritterbrüder von **Leon**, welche ein Jacobskreuz auf dem Kleide tragen. Den folgenden Tag kamen ſie nach geendigten zwo Meilen durch drey Dörfer, erreichten **Medekin**, und ſchliefen zu **Miajadaos**. Den folgenden Tag reiſeten ſie drey Meilen bis nach **Santa Cruz**, hernach vor **Truxillo** vorbey, und nach **Tordeſillas**. Die Hitze war auf dem ſteilen Gebirge, darüber ſie ihren Weg nehmen mußten, beynahe unerleidlich; drey Meilen von dar zogen ſie durch **las Caſas de Mirabere**, und nach anderen zwo Meilen waren ſie am Ufer des Tagoſtromes, giengen auf einer ſteinernen Brücke darüber, und blieben über Nacht zu **Almarez**. Den folgenden Tag reiſeten ſie in einer wohlangebaueten Gegend nicht weiter, als zwo Meilen, bis nach **Calzada d'Oropeſa**. Den folgenden Tag kamen ſie in ein fruchtbares und volkreiches Land, und zogen nach zwo Meilen durch **Orogko**, welcher Ort den Grafen dieſes Namens

---

q) A. d. 378 und vorhergeh. S.

Gemelli Careri 1697.

mens gehöret. Er liegt auf einem Hügel, und hat keine andere Befeſtigung, als eine elende Ringmauer. Hierauf mußten ſie durch einen Wald und kamen, als ſie vier Meilen gereiſt waren, vor einem wegen ſeiner Lage berufenen und zugleich gefährlichen Gaſthofe, Namens **Venedos** vorbey. Man iſt nämlich daſelbſt vor den Straßenräubern in keiner ſonderlichen Sicherheit. Aus Furcht nun, es möchte ihnen an dieſem Orte wenig Gutes wiederfahren, giengen unſere Reiſende noch einige Meilen weiter, und bis nach **Talavera**, einer wegen ihres Porcellans berühmten Stadt. Den folgenden Tag machten ſie ſechs, und ſchliefen zu **Santa Olavia**. Indem ſie nun auf dem ganzen übrigen Wege nichts, als Oelgärten, und ſchöne Dörfer antrafen: ſo legeten ſie die beyden letzten Tage ſehr vergnügt zurück. Der erſte führete ſie nach **Caſa Rubia**, der zweyte nach **Moſtobes**, den dritten zogen ſie über die ſegoviſche Brücke in Madrid ein *r*).

Vorſtellung von dieſem Orte.

Careri machet von dieſer Hauptſtadt der ſpaniſchen Monarchie kein ſonderliches Weſen. „Denn, ſaget er, ungeachtet ſie nur auf vierzig Grad zehn Minuten Breite liegt: ſo „iſt doch im Sommer die Hitze, und im Winter die Kälte nicht auszuſtehen. Weil ſie „eine meiſtens eyrunde Geſtalt hat: ſo ſchätzet man ihren Umfang wenigſtens auf fünf wälſche Meilen, da doch ihre Länge nicht mehr als eine beträgt. Dieſe Größe hat ſie erſt „ſeit dem, da ſie zum Sitze der ſpaniſchen Könige geworden iſt, erlanget. Ihre Ringmauer iſt nur von Erde, und noch dazu ſehr niedrig. Ihre Gaſſen ſind das ganze Jahr „über, nichts weniger als reinlich, weil man allen Unflath aus den Häuſern heraus und „dahin ſchüttet. Im Winter wird dieſes Uebel durch das Waſſer, damit man den Unrath „wegzuſchwemmen vermeynet, noch ärger; weil es keinen Ablauf hat, folglich einen abſcheulichen Geſtank erreget. Nebſt dem ſind die meiſten Häuſer ungemein ſchlecht, und „nur mit bloßem Fachwerke gebauet. Die Lebensmittel ſind alle mit einander ungemein „theuer; der Wein tauget gar nichts: mit einem Worte, Careri lobet ſonſt nichts, als das „Brodt und Schöpſenfleiſch, welches beydes ihm vortrefflich gut ſchmeckte *s*).„ Bey ſeiner Ankunft waren zwo neue Gewohnheiten aufgekommen. Erſtlich ließ man eine Menge Laquayen vor der Kutſche hertraben. Zweytens trug man Perucken und ſchüttete ſo viel Puder darauf, daß man ſeines Erachtens nicht erſt lang fragen durfte, warum das Brodt ſo theuer ſey? Unter die hauptſächlichſten Seltenheiten dieſer Stadt zählet er den Büchervorrath des Herzogs von Uzeda, indem ſelbiger an Größe des Saales, Wahl der Bücher und Schönheit der Schränke, welche mit Glasthüren verſchloſſen ſind, keinem einzigen in ganz Spanien weiche. Sonſt iſt in ſeinem Berichte nichts, was aus anderen Reiſebeſchreibungen nicht ſchon bekannt wäre. Hingegen müſſen wir ihn nach dem **Eſcuriale** begleiten, indem er daſelbſt einige ganz beſondere Anmerkungen, die wir von dem gegenwärtigen Artikel keinesweges trennen dürfen, machte. Es nahm ihn **Don Pedro de Chaves** mit ſich dahin; und da ſelbiger ein vornehmer Prälat aus dem Königreiche Neapel war, ſo machten die Spanier ſich eine Ehre daraus, ihm das allerſeltenſte und koſtbareſte zu zeigen.

Reiſe nach dem Eſcurial.

Wir ſpeiſeten, ſaget er, des Mittages zu **Roxas** drey Meilen von Madrid, und kamen nach vier anderen über **Culminarego**, des Abends nach dem **Eſcuriale**. Der Pater Rector des daſigen Collegii war ſogleich geſchäfftig, uns die Seltenheiten dieſes großen Kloſters zu zeigen. Wir traten alſo, durch ein Portal von Werkſtücken in den großen

---

r) A. d. 384 und vorhergeh. S.

s) A. d. 387 S.

Gemelli Careri 1697.

Hof, aus dieſem in den zweyten, und bewunderten die um ſelbigen ſtehenden Gebäude, abſonderlich aber eine Seite von der Kirche, welche ungemein ſchön, und mit ſechs die Propheten vorſtellende Bildſäulen gezieret iſt. Die Kirche ſelbſt beſteht aus einem dreyfachen Schiffe, das gleich der Kuppel auf großen Säulen von Werkſtücken ruhet. Ueber den Pracht des Hauptaltares muß man erſtaunen. Er iſt mit einer doppelten Reihe Säulen von dem feinſten Marmor, und mit künſtlichen Gemälden gezieret. Siebenzehn Stuffen von eben dergleichen Marmor, ſteigt man bis zu dem Monſtranzhäuschen, das von Golde ſchimmert, und auf Säulen von Jaſpis ruhet. In dieſem ſteht die Monſtranz ſelbſt, welche mit Edelgeſteinen von unſchätzbarem Werthe pranget. An der Mauer ſtehen auf beyden Seiten die marmornen Bilder Carls des fünften und Philipps des zweyten. Zur Linken iſt der königliche Bethſtuhl. Die ſämmtlichen Gewölber ſind von Jordan gemalet. In einem Schranke ſteht ein großes ſilbernes Bild, imgleichen einige kleinere, in welchen Heiligthümer verſchloſſen ſind.

Königl. Grabmaale.

Nachgehends zeigete man uns die Gruft der fruchtbaren Könige und Königinnen, indem diejenigen, welche keine Kinder gezeuget hatten, nebſt den königlichen Kindern, in einer beſondern Gruft liegen. Sowohl beyde Gruften, als auch die Särge aller bis auf den heutigen Tag beygeſetzeten Könige von Spanien, ſind mit ſchwarzem Marmorgipſe überzogen. Von hier führete man uns in die Sacriſtey hinauf, und zeigete uns eine Menge geſtickte, mit Juwelen und Franſen beſetzete Meßgewande. Abſonderlich bewunderten wir eine ſilberne höchſtkünſtlich gearbeitete Monſtranz, welche der Kaiſer dem Könige von Spanien verehret hatte. Allein, Gold und Silber ſchienen an dieſem Orte, da man Diamante, Rubine, Smaragden und andere Edelgeſteine recht verſchwenderiſch angebracht hatte, gleichſam ihren Werth zu verlieren.

Manuſcripte der heil. Thereſe.

Man führete uns in ein kleines Nebengemach, und zeigete uns als einen beſondern Schatz, einige Manuſcripte der heil. Thereſe, eine ziemliche Anzahl ſeltener Bücher, und einen Krug von etwa zwanzig Kannen, in welchem auf der Hochzeit zu Cana das Waſſer in Wein verwandelt worden ſeyn ſoll. Der Capitelſaal, darein man uns ſodann führete, iſt mit vortrefflichen alten Schildereyen ausgezieret. Man zeigete uns alles und jedes, bis auf die Choralbücher, deren Zierrath dreyßig tauſend Piaſter gekoſtet hat, imgleichen zwo ſehr koſtbare Orgeln, nebſt zwo kleinen, die ihre Stelle am Schiffe haben. Bey der großen Treppe ſteht das Meiſterſtück des Jordans, welches die Schlacht bey St. Quintin vorſtellet.

Bücherſaal.

Hierauf erſuchten uns unſere Wegweiſer in den Bücherſaal einzutreten. Die ſchöne Ordnung der Bücher verurſachet nicht minder einen vortrefflichen Anblick, als ihre Menge. Die Spanier klagten, es wären viele arabiſche Manuſcripte weggekommen, ohne daß man wüßte, wer dieſen Diebſtahl begangen haben möchte t). Die Gemälde ſind vortrefflich, und von den allerbeſten Künſtlern. Auch zeiget man einen Magnet, der vier und zwanzig Pfund Eiſen anzieht, ja ſeine Kraft ſo gar durch einen dichten Körper erzeiget. An dieſes Heiligthum der Wiſſenſchaften ſtoßen die königlichen Gemächer, welche alle und jede mit den beſten Gemälden der beyden letztern Jahrhunderte ausgezieret ſind. Aus dem Schlafgemache kann man das Monſtranzhäuschen bey dem Hauptaltare ſehen.

Größe und Schönheit dieſes Kloſters.

Man zählet in dem Kloſter Eſcurial vierzehn Kreuzgänge, und fünf Stockwerke Schlafgemächer. Es wird von dreyerley Mönchen bewohnet, jedweder Orden hat ſeine eigene

---

t) A. d. 398 S.

u) A. d. 400 S.

Gemelli Careri 1697.

eigene Obrigkeit, und hat keiner dem andern etwas zu befehlen. Ihre ſämmtliche Anzahl ſteigt auf zweyhundert. Ihre Gärten gehören gleichfalls unter die Seltenheiten. Man ſieht da nicht nur Obſt und Bluhmen, ſondern auch künſtlich angelegte Myrthenwäldchen, cryſtallenhelle Springwaſſer, eine Kuppel von dem feinſten Marmor, und viele mit Fiſchen angefüllete Teiche. Bekannt iſt, daß Philipp der zweyte dieſes ſchöne Kloſter kraft eines während der Schlacht bey St. Quentin gethanen Gelübdes bauen ließ, indem er ſtatt der damals niedergeriſſenen Kirche des heiligen Lorenz, und um das ihm dadurch zugefügte Unrecht wieder gut zu machen, eine ſchönere aufzuführen verſprochen hatte. Die Spanier verſichern, er hätte ohne die jährlichen Einkünfte, welche ſechs und vierzig tauſend Piaſter betragen, noch zwo Millionen und fünfhundert tauſend Livres daran verwendet *u*).

Careri reiſete aus Spanien ab, über die pyrenäiſchen Gebirge und durch denjenigen Theil von Frankreich, welcher zwiſchen beſagtem und dem Alpengebirge liegt. Sein Aufenthalt an allen dieſen Orten war ſo kurz, daß die Schnelligkeit ſeiner Reiſe aus allen ſeinen Anmerkungen hervor leuchtet. Zu Genua verweilete er etwas länger, indem er daſelbſt ſo lange wartete, bis ſeine Manuſcripte und ſein Geräthe aus Cadix dahin kamen. Das Ende ſeiner Reiſe machte er zu Lande, und bekam ſein geliebtes Vaterland den 3ten des Chriſtmonates im Jahre 1698 wieder zu Geſichte. Indem ihn nun ſowohl die vieljährige Gewohnheit, als ſeine natürliche Neigung zu Beſchreibungen dazu bewog, daß er von allen Städten Wälſchlandes, die er auf ſeinem Wege antraf, dergleichen verfertigte: ſo endiget ſich ſein Reiſebuch mit der Beſchreibung von Neapel ſelbſt *x*).

Der V Abſchnitt.

Wichtige Rathſchläge für die Reiſenden.

Damit Careri ſich von dem gemeinen Haufen der Reiſenden unterſcheiden möchte: ſo hängt er an die Erzählung ſeiner Reiſen noch einige wohlgemeynte Erinnerungen, die er nicht nur für die Frucht ſeiner eigenen Erfahrung ausgiebt, ſondern auch einem jedweden, der ſeine Fußtapfen zu betreten Luſt hat, für unumgänglich nöthig anſieht. Er ſetzet vor allen Dingen die Nutzbarkeit der Reiſen feſt, hernach bringt er einige Regeln bey, und beweiſt, oder erläutert ſie mit ſeinem eigenen Beyſpiele.

I. Ein Reiſender muß in keiner auch der allerſchrecklichſten Gefahr nicht verzagen. Er muß dem ſchwereſten Unglücke, ja dem Tode ſelbſt mit Standhaftigkeit entgegen ſehen. Gleichwohl iſt ihm Klugheit nicht weniger nöthig, als unverzagter Muth. Vor allen Dingen muß er ſich wegen des Weges, den er nehmen will, berathſchlagen, und zu dieſem Ende ſolche Perſonen, welche die Welt vor ihm durchreiſet haben, zu Rathe ziehen. Hätte ich dieſe Vorſichtigkeit gebrauchet, ſaget Careri mit einem freymüthigen Geſtändniſſe ſeines Verſehens: ſo hätte ich ſchwerlich den Weg gegen Morgen, wohl aber den gegen Weſten ergriffen, und ſodann meine Reiſe weit bequemer, ſicherer und geſchwinder endigen können.

II. Mit Gelde muß man wohl verſorget ſeyn, weil die Koſten zuweilen weit höher ſteigen, als man vermuthet hätte. Ein Reiſender, der nicht mehr hat, als er zur höchſten Noth bedarf, muß manches unbeſichtiget laſſen, wenn es entweder ein Stillliegen erfor-

---

x) A. d. 496 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1697.

erfordert, oder außer dem Wege liegt, und man einen Umſchweif zu nehmen genöthiget iſt: zu geſchweigen, daß man zuweilen, um ſich in Anſehen zu ſetzen, oder um den Zugang an ſolche Orte, dahin man nicht jedweden läßt, zu erhalten, die Trinkgelder nicht ſparen darf. Waaren ſind eben ſo gut, als baares Geld.

III. Ein Reiſender muß zu ſeinem eigenen und anderer Leute Beſten etwas von der Arzeneykunſt und dem Wundheilen verſtehen. Man hat von keiner einzigen Sache größern Nutzen, als wenn man im Stande iſt, einige Arzeneyen zu verfertigen. Auch muß man die Spezereyen und Kräuter einigermaßen kennen, damit man im Stande iſt, der Kräuterwiſſenſchaft ein neues Licht anzuzünden. Careri geſteht, er wäre in dieſem Stücke ſehr ſchlecht mit ſich ſelbſt zufrieden. Die Kenntniß der Thiere, die er für weit leichter hält, ſoll man ebenfalls beſitzen, imgleichen ſoll man die Mineralien, die man antrifft, probieren können.

IV. Die Landbeſchreibung muß man vollkommen inne haben. Man muß die künſtlichen Weltkugeln, das Aſtrolabium und den Compaß zu gebrauchen wiſſen, damit man die Polhöhe nehmen, und die Irrthümer der Landkarten bemerken kann. Billig ſollte man alle Reiſebeſchreibungen von dem Lande, das man beſichtigen will, nebſt der Geſchichte deſſelbigen geleſen haben, auch die beſten Landkarten, abſonderlich aber auf weißen ſeiden Zeug abgedruckt, bey ſich führen, indem die letztern ſich nicht gleich den papiernen brechen, noch in der Reiſekiſte ſo viel Platz wegnehmen. Dabey ſoll man ſich, wofern es möglich, noch eine kurze Beſchreibung von jedwedem Lande anſchaffen, man ſey nun ſelbſt im Stande, dergleichen kurze Auszüge zu verfertigen, oder man finde ſie in kleinerm Formate gedruckt zu Kaufe.

V. Glücklich iſt ein Reiſender, wenn er die Zeichnung verſteht: denn er hat ohne Unterlaß Gelegenheit, ſie zu gebrauchen, und von einer ſchönen Bildſäule, Münze, von einem Gebäude, von ſeltenen Thieren, oder Pflanzen einen Abriß zu verfertigen. Einen guten Proportionalzirkel, und einen Quadranten mit ſeinen Abtheilungen muß er nicht vergeſſen. Damit er aber der Sache ein Geſchick zu geben wiſſe: ſo muß er etwas von der Bau- und Kriegesbaukunſt, von der Perſpectiv, abſonderlich aber um die Höhe und Entfernung unzugänglicher Orte aufzunehmen, vom Feldmeſſen verſtehen. Ein gutes Fernglas leiſtet ebenfalls unaufhörliche Dienſte, ja um die Sterne zu beobachten, wenn man über die Linie und gegen den Südpol ſchiffet, iſt ein Tubus nicht undienlich. Aber wer eine Landkarte zu verfertigen verſteht, der iſt nach des Careri Urtheile eines unſterblichen Ruhmes werth.

VI. Man muß nothwendiger Weiſe mehr als eine Sprache verſtehen, abſonderlich ſolche, die im Handel und Wandel üblich ſind, dergleichen iſt die franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche, portugieſiſche und ſclavoniſche, durch deren Hülfe man überall Dollmetſcher findet. Zwar verſtehen die allertaubeſten die Redekunſt des Geldes; unterdeſſen vermag doch ein Reiſender ſeine Unerfahrenheit in Sprachen auf dieſe Weiſe nicht anders, als ſehr unvollkommen zu erſetzen. Er iſt im Gegentheile nur deſto größerer Gefahr unterworfen, wenn er für reich gehalten wird, und doch ſeiner Sicherheit wegen, weder jemanden um Rath fragen, noch gewarnet werden kann.

Wer von den bisher erwähnten Eigenſchaften gar keine beſitzt, der muß, wenn er vorſichtig zu Werke gehen will, einen Reiſegefährten zu ſich nehmen, der dieſen Mangel durch ſeine Wiſſenſchaft erſetzen könnte. Die Ehrlichkeit eines ſolchen Glücksgefährten einer vetrauten

Per-

Gemelli Careri 1697.

Perſon, gegen welche er offenherzig heraus gehen darf, wird ihm mehr Vergnügen erwecken, als er ſich vorzuſtellen vermag, ja es wird ihm, was die Koſten und Beſchwerlichkeiten der Reiſe betrifft, deſto weniger an gutem Rathe fehlen.

Careri nun ſetzet voraus, ſeinem Schüler fehle keine einzige bisher angeführte natürliche oder erlernete Geſchicklichkeit, er unterrichtet ihn alſo, wie er eine jede nützlich anwenden ſoll. Es giebt, ſaget er, Leute von einer ſchläfrigen Gemüthsbeſchaffenheit, welche auf nichts Acht geben; andere hingegen meſſen alles, was ihnen vorkömmt, nach dem engen Umfange ihrer Einſicht ab, ſie bleiben alſo bloß bey Kleinigkeiten, oder doch bey Dingen, daran ſie Luſt finden. Der Staatskundige bekümmert ſich bloß um die Regierung und ihre Verfaſſung, der Naturkündiger bleibt bey den Pflanzen und Thieren, der Landbeſchreiber fraget nur nach der Entfernung und Lage der Orte, der Geſchichtkundige nach alten Begebenheiten, ein Liebhaber der Alterthümer ſuchet die Denkmaale der entfernteſten Jahrhunderte auf. Dem Kaufmanne ſcheint nichts merkwürdig zu ſeyn, als was die Handlung betrifft, gleichwie jedwedem Künſtler bloß ſeine Handthierungsgeſchäffte im Sinne ſchweben. Ein wahrer Reiſender hat ganz andere Abſichten. Er muß nicht nur für ſich, ſondern auch für die Nachwelt arbeiten, und ſeine Schriften für jedermann nützlich machen. Er muß einen Bericht abfaſſen können, dem es nicht nur keinesweges an der Wahrheit fehle, ſondern der über dieſes noch alles, was merkwürdig und zur Aufnahme der Wiſſenſchaften dienlich iſt, in ſich faſſe. Seine erwählte Lebensart verbindet ihn dazu, auf die Natur des Landes, dahin er kömmt, oder das er durchreiſet, ohne Unterlaß Acht zu geben, das iſt, auf ſeine Witterung, Polhöhe, gute oder böſe Luft; auf die Gebirge, Thäler, Brücken und Flüſſe; auf die Fruchtbarkeit des Bodens, Entfernung der Orte, Bergwerke, Steinbrüche, Wälder, Arzneykräuter, zum Schiffbaue dienliche Bäume, Beſchaffenheit der Früchte, Thiere, Lage der See, auf die Häfen, Vorgebirge, Klippen, auf Ebbe und Fluth. Was bewohnte Orte betrifft, da geht ſeine Aufmerkſamkeit auf ihre Ringmauer und Gebäude, auf die Vorrathshäuſer, auf das Geſchütz und die Beſatzung, ſo weit nämlich, als es ohne Gefahr möglich fällt; er beobachtet die Gebräuche und Lebensart der Einwohner, ihre Gemüthsart, Neigung, gewöhnliche Lebenslänge, gemeinſte Krankheiten, Arzeneymittel und Speiſen, ihren Reichthum oder ihre Armuth, ihre Weiſe in der Kleidung, im Hausgeräthe, im Umgange, in Erziehung der Kinder; ihre Wiſſenſchaften, Künſte und Lehrart. Ihre Maße, Gewichte, Münze und Handlung. Es iſt nicht undienlich, von jedweder Münzgattung einige Stücke zu verwahren, damit man ihren innerlichen Gehalt unterſuchen, und eine mit der andern vergleichen könnte. Den größten Fleiß muß man darauf wenden, daß man erfahre, wie die Regierung in einem Lande beſchaffen ſey, was für Macht der Staat habe, wie die Gerechtigkeit verwaltet werde, ob einige von dem gemeinen Rechte abweichende Geſetze, einige beſondere Gewohnheiten und Gebräuche im Schwange gehen? Auch darf man den Urſprung der Städte, ungeachtet er gemeiniglich mit Fabeln vermiſcht iſt, nicht vergeſſen, noch auch dergleichen Begebenheiten, ſie mögen übrigens alt, oder neu ſeyn, welche der Geſchichte ein Licht anzuzünden vermögen. Endlich ſo muß man nicht nur in chriſtlichen, ſondern auch in muhammedaniſchen und heidniſchen Ländern, den Urſprung der Religion, und ihre erlittenen Veränderungen fleißig unterſuchen, die verſchiedenen Sitten beobachten, von den Kirchen, Seminarien, Schulen, Stiftern, Gebräuchen, Ceremonien, dem Alterthume der Biſthümer, den anſehnlichſten Heiligthümern, der Menge und dem Reichthume der Geiſtlichen und auch von den berühmteſten Gemälden Nachricht geben.

Da

Gemelli Careri 1697.

Da es unmöglich iſt, daß ein Reiſender alles dieſes mit eigenen Augen beobachten könne: ſo wird er Gelegenheit ſuchen, ſich mit Gelehrten, wenn es einige in dem Lande giebt, oder einigen verſtändigen alten Leuten bekannt zu machen. Er wird dasjenige unterſuchen, worinnen ſie nicht mit einander überein zu kommen ſcheinen, welche Vorſicht allezeit nöthig iſt, um den Irrthum zu vermeiden, vornehmlich, wenn man ſich genöthiget ſieht, ſich Dollmetſcher zu bedienen. Er wird alle Tage des Abends ſeine Anmerkungen aufſchreiben; weil bey einer ſo großen Menge mancherley Sorgen und Gegenſtände, das Gedächtniß fehlen kann. Diejenigen, welche nichts aufs ungewiſſe thun, oder dem Zufalle überlaſſen wollen, machen zwo Abſchriften, wovon ſie eine einem Freunde von bewährter Redlichkeit anvertrauen. Careri, welchem bey vielen Gelegenheiten gedrohet wurde, alle ſeine Manuſcripte zu verlieren, woraus ſeine Nachricht beſteht, bedauerte es einigemal ſehr, daß er dieſem Rathe nicht gefolget war. Er giebt ihn mit dieſem Bekenntniſſe, damit man deſſen Wichtigkeit deſto beſſer erkenne *y*).

Das V Capitel.

La Barbinais le Gentils Reiſe um die Welt.

Der I Abſchnitt.

Abreiſe von Cherburg. Begebenheit der Gräfinn von Gomere. Beſchreibung der Inſel St. Georg. Abentheuer des la Barbinais mit einigen Portugieſinnen. Großmuth eines franzöſiſchen Wundarztes. Beyſpiel einer grauſamen Rache. Verſchwörung auf dem Schiffe. Barbinais kömmt nach la Conception in Chily. Viele Franzoſen daſelbſt. Barbinais wird der Handlung überdrüßig. Hochachtung der Franzoſen bey dem ſpaniſchen Statthalter. Empörung der Indianer bey Barbanais Aufenthalte zu la Conception. Arica, Grab der Franzoſen. Barbinais Reiſe in das Innere des Landes. Piſco wird durch ein Erdbeben verſchlungen. Zuſtand der Provinz Chincha. Fabeln von den Rieſen in Peru. Alte Gräber. La Barbinais Weg. Erſchreckliche Brücke. Sonderbarer Weg. Bergwerke zu Pachanamac. Erdbeben zu Lima. Beſondere Umſtände dabey.

La Barbinais le Gentil 1714.

Dieſe Reiſe *z*) würde mit unter die Zahl derjenigen gekommen ſeyn, die man unterdrücken will, wenn ſie ſich nicht der Aufmerkſamkeit der Leſer dadurch empföhle, daß ſie die einzige iſt, die von den Franzoſen um die Welt gethan worden, oder wenigſtens die einzige, die man heraus gegeben hat. Derjenige, welcher ſie gethan, giebt ſich nicht weiter, als durch ſeinen Namen zu erkennen und durch eine Zuſchrift an den Grafen von Morville.

Abreiſe von Cherburg.

Er reiſete den 8ten Auguſt im Jahre 1714 aus der Bay von Cherburg ab *a*). Er iſt der einzige unter allen Reiſenden, welcher bekennet, daß er ſich um den Wind und die Höhe nicht bekümmert habe. „Es iſt euch wenig daran gelegen, ſchreibt er an ſeinen Correſpon-

---

y) Careri, im VI Th. a. d. 505 u. ff. S.

z) Amſterdamer Ausgabe von 1728 bey Peter Mortier in zwey Duodezbänden mit Kupfern und Grundriſſen. Sie iſt in Briefen ziemlich gut geſchrieben, in welchen die Zeit und der Ort allezeit angemerket iſt. Es entfährt dem Verfaſſer nichts,

„reſpondenten, ob ihr wiſſet, welcher Wind gewehet hat. Ich will euch nur melden, daß „er zu der Reiſe nach den canariſchen Inſeln gut war„. Dieſe Erklärung giebt uns nicht viel Seeanmerkungen zu hoffen; und la Barbinais hält ſich auch nur in der That bey Beſchreibung der Oerter und Sitten auf.

Sonderbare Begebenheit der Gräfinn v. Gomere.

Da der Wind, den er nicht nennen will, nicht lange gedauert hatte: ſo war das Schiff genöthiget, an der Inſel Sarc anzulegen, welche etwa drey Seemeilen von der Inſel Guerneſey entfernet iſt. Das Wetter wurde aber wiederum ſo ſchön, daß ſie den 4ten unter Segel giengen, und ſich den 15ten darauf bey der kleinen Inſel Gratioſa befanden. Die canariſchen Inſeln, wo la Barbinais den 17ten ankam, wieſen ihm nichts beſonders, als ein ſpaniſches Frauenzimmer, welches er in einem Kloſter ſah, und deren ſonderbare Begebenheit ſie ihm der Bewunderung und des Mitleidens würdig machte. Sie war eine Nichte des Marquis von Aſialcazar und Witwe des Grafen von Gomere. „Man hat „keine vollkommenere Schönheit geſehen. Bey den ſchönſten Augen von der Welt aber „war ſie blind; und dieſer Unfall kam von dem Unvermögen ihres Mannes her, deſſen „Kräfte ſeinen Begierden nicht gemäß waren. Er hatte ſchon eine andere Gemahlinn gehabt, welcher, wie man verſicherte, dieſe Schwachheit den Tod gebracht hatte. Die „andere, welche eben das Schickſal befürchtete, vornehmlich, nachdem ſie das Geſicht verloren hatte, begab ſich in dieſes Kloſter, und der Graf, welcher ſie zärtlich liebete, war „aus Bekümmerniß über ihre Trennung geſtorben *b*).

Umſtände bey der Seetaufe.

Als ſie den 28ſten des Herbſtmonates über die Linie giengen: ſo wurde la Barbinais zu den Geheimniſſen der Schiffahrt, wie er ſaget, mit den gewöhnlichen Gebräuchen eingeweihet. Er belehret uns aber dabey, daß man ihn, nachdem er mit Waſſer beſprenget worden, habe ſchwören laſſen, er wolle niemals bey eines Lootsmannes Frau ſchlafen; welchen Umſtand kein Reiſender bey der Seetaufe angeführet hat. Das erſte Land, welches er an der braſiliſchen Küſte ſah, war die große Inſel, wo das Schiff den 12ten des Chriſtmonates in einem ungenannten Hafen vor Anker legete, nachdem es beynahe auf einer Sandbank geſtrandet wäre, welche zwiſchen dem feſten Lande und der Inſel iſt. Er machet die Beſchreibung dieſer Inſel. Sie liegt unter dem Wendekreiſe des Steinbockes, zwo Seemeilen von dem americaniſchen feſten Lande, und hat vierzehn Seemeilen im Umfange. Man nennet ſie auch das Eyland St. Georg. Es herrſchet daſelbſt ein beſtändiger Frühling. Ihr Boden iſt erhaben, und mit vielen in Europa unbekannten Bäumen bedecket, welche an vielen Orten ſehr angenehme Gebüſche machen. La Barbinais ſtieg allein auf die Spitze eines Berges, deſſen Fuß bis an das Ufer des Hafens gieng. Nachdem er viel Mühe gehabt hatte, in das dicke Gebüſche zu dringen: ſo kam er auf den Gipfel. Im Heruntergehen aber verirrete er ſich, und hielt keinen gewiſſen Weg, ſondern gieng über fünf Stunden auf gut Glück fort. Endlich kam er ans Ufer, aber ſehr weit von dem Schiffe und ſeinen Gefährten. Seine Neugier hatte den Nutzen, daß er außerordentliche dicke Bäume, viele Orangen- und Citronenbäume, die ohne Pflegung wachſen, Affen, ſo groß wie ein Kalb, welche die Thäler mit einem ſeltſamen Geſchreye anfüllen, Caymanen

Beſchreibung der Inſel St. Georg.

---

nichts, woraus man von ſeinem Verſtande und ſeiner Aufrichtigkeit übel urtheilen könnte.

a) Ob er gleich die Veranlaſſung und Abſicht ſeiner Reiſe eben ſo wenig anzeiget: ſo urtheilet man doch aus dem Verfolge, daß er ſich auf einen Armateur eingeſchiffet.

b) La Barbinais I Th. a. d. 6 S.

La Barbinais le Gentil 1714.

nen und andere ſehr gefährliche Würmer geſehen hatte. Das beſchwerlichſte Thier aber in dieſer Inſel, iſt ein kleiner Wurm, der ſich zwiſchen die Nägel der Hände und Füße ſetzet, und daſelbſt ein ſchmerzhaftes Jucken verurſachet. Das Fleiſch wird weiß; es entſteht eine Geſchwulſt; und das einzige Mittel iſt, daß man den Wurm mit einer Nadelſpitze ſachte wegnimmt. Wenn etwas von ſeinem Leibe in der Wunde bleibt: ſo ſchlägt eine Entzündung dazu, welche gefährliche Folgen haben kann.

Begebenheit des la Barbinais mit einigen Portugieſinnen.

Der Fiſchfang um dieſe Inſel iſt reichlich, und der Fiſch vortrefflich. Die Dicke des Waldes aber verhindert, daß man nicht jagen kann. Indeſſen fehlete es doch dem franzöſiſchen Schiffe an Lebensmitteln; und des Herrn **du Guay Trouin** Unternehmen auf Rio de Janeiro war noch ſo friſch, daß die Klugheit nicht erlaubete, ſich daſelbſt ſehen zu laſſen. Man mußte alſo einigen Vorrath davon in den Wohnungen auf dem feſten Lande ſuchen. La Barbinais, welcher dazu ausgeſchickt wurde, erſtaunete, daß viele Weibesperſonen aus einer Hütte, wo er ohne Bedenken hinein gieng, ſo gleich mit großem Geſchreye die Flucht nahmen. „Ich folgete ihnen nach, ſaget er, und wollte ihnen „einen Muth zuſprechen: allein, ihre Furcht wurde dadurch nur deſto ſtärker, weil ich einige junge Leute bey mir hatte, deren Lebhaftigkeit keine ſo ordentliche Geſinnungen anzumelden ſchien, als meine. Das Geſchrey, welches nicht abnahm, weckete einen Menſchen auf, deſſen ernſthafter und geſetzeter Anblick uns urtheilen ließ, daß er viel Antheil an dieſem Schauſpiele nähme. Er ſagete uns, mit einem hitzigen Tone, wir wären nicht in Frankreich, wo die Frauens- und Mannsperſonen eine unumſchränkte Freyheit hätten; und die Portugieſen geſtatteten ihren Frauensperſonen ſo viel nicht. Weil ihn indeſſen unſere Höflichkeit wieder gutes Muthes gemacht: ſo meldete er uns höflich genug, es wäre nicht weit von hier eine kleine Stadt, **Villa grande** genannt, wo wir Lebensmittel finden könnten. Wir begaben uns ſogleich dahin. Die Armuth aber herrſchete daſelbſt eben ſo ſtark, als auf dem Lande *c*).

Großmuth eines franzöſiſ. Wundarztes.

Zu eben der Zeit erfuhr ein Franzoſe, Namens **la Borde**, der zu **Paraty** wohnete, wo er ſich durch Ausübung der Wundarzeneykunſt etwas erworben hatte, von einigen Einwohnern aus **Villa grande**, daß ein Schiff von ſeiner Nation keine Lebensmittel an der Küſte finden könnte. Er ſchickete eilig eine mit Erbſen und geſalzenen Fiſchen beladene Pirogue nebſt einer Summe Geldes dahin, und ließ ſich entſchuldigen, daß er nicht ſelbſt an Bord käme; weil ſeit der Wegnehmung von Rio de Janeiro die Portugieſen allen Handel und Wandel mit den Franzoſen in ihren Colonien unterbrochen hätten, und er befürchtete, ſie möchten dieſen Vorwand ergreifen, und ihm alles wegnehmen, was er beſäße. Seine Großmuth verurſachte große Freude bey dem ganzen Schiffsvolke, welches ſchon anfing, viel Hunger auszuſtehen. La Barbinais glaubet, ihm dieſes öffentliche Zeugniß der Erkenntlichkeit ſchuldig zu ſeyn; und wenn der Segen der Seeleute einige Kraft hat, welches er aber nicht glaubet, ſo hat der Himmel dieſen ehrlichen Wundarzt nicht ohne Belohnung gelaſſen *d*). **Paraty** iſt eine kleine Stadt, wohin viel Gold aus den Bergwerken kömmt, welches man darauf nach Rio Janeiro verführet. Sie iſt von der großen Inſel nur zehn Seemeilen entfernet.

Stadt Paraty

Villa

---

c) Ebend. a. d. 12 und 13 S.

d) A. d. 14 S.

La Barbinais le Gentil 1714.

Beyſpiel einer grauſamen Rache.

Villa grande war vor kurzem der Schauplatz eines ſehr traurigen Schauſpiels geweſen, deſſen Erzählung la Barbinais zur Kenntniß des menſchlichen Herzens für wichtig hält, welches zum Unglücke zu dieſen verhaßten Ausſchweifungen fähig iſt. Der Oberſte und der Major-Sergento dieſer Stadt haſſeten einander ſeit langer Zeit. Dieſer Haß hatte ſich ſo gar auch ihren Sclaven mitgetheilet, und machte, daß ſie alle Tage in ein Handgemenge geriethen. Eines Tages, da des Oberſten ſeine waren geſchlagen worden, ſtellete er ſich an ihre Spitze; und nachdem er ſie das Haus des Sergento hatte berennen laſſen, ſo befahl er ihnen im Grimme, viele Flintenſchüſſe in die Fenſter zu thun. Die Frau und die Tochter ſeines Feindes wurden auf das erſtemal getödtet. Dieſer traurige Anblick rührete den Sergento dergeſtalt, daß er in Verzweifelung gerieth, und ohne die ungleiche Macht zu erwägen, mit einigen um ſich habenden Sclaven den Oberſten anfiel: er wurde aber bald von zweenen Lanzenſtichen niedergeſtoßen. Er rief nach einem Beichtvater. Der Oberſte ſagete zu ihm, er riefe vergebens den Himmel um Beyſtand an, und daß er ihn nicht gleich auf der Stelle vollends umbrächte, geſchähe nur, um das Vergnügen zu haben, ihn ſterben zu ſehen. Indeſſen eilete doch ein Mönch herzu. Der Oberſte aber ließ ihn nicht näher kommen; und da er ihn ungeachtet ſeiner Drohungen entſchloſſen ſah, ſeinen Feind beichten zu hören: ſo löſete er ſein Piſtol auf ihn, womit er ihm aber nur den Arm entzwey ſchoß. Darauf ſtieß er dem Sergento ſeinen Degen in den Leib, und ſagete zu ihm: nun gehe hin und ſchäme dich in der Hölle über deine Schande. Meine Rache würde nicht vollkommen ſeyn, wenn du im Paradieſe wäreſt e).

Verſchwörung auf dem Schiffe.

Nachdem das franzöſiſche Schiff den 29ſten des Chriſtmonates wieder unter Segel gegangen war: ſo entſtund eine Verſchwörung am Borde, welche beynahe den Untergang des Schiffes verurſachet hätte, und dem la Barbinais Anlaß giebt, ein Wort von dem Geheimniſſe ſeiner Reiſe gleichſam entwiſchen zu laſſen. „Man weis, ſaget er, daß nach „den Befehlen des Königes und den Verträgen zwiſchen Frankreich und Spanien, diejenigen, die ſich auf Peru rüſten wollten, verbunden waren, ihr Unternehmen geheim zu „halten. Unſer Armateur hatte eine engliſche Commiſsion, unter dem Namen eines Engländers genommen, der nur den Titel eines Hauptmanns haben ſollte, ohne deſſen Verrichtung zu thun. Dieſe Vorſicht hatte uns auch verbunden, engliſche Matroſen anzunehmen, deren Zahl den franzöſiſchen faſt gleich war. Es gieng kaum ein Tag ohne „Streit zwiſchen den beyden Nationen vorbey, und die Befehlshaber bezeugeten vielleicht „zu viele Liebe für ihr Vaterland. Die Engländer faſſeten den Entſchluß, ſich deswegen „zu rächen, und alle Franzoſen zu tödten, ausgenommen diejenigen, welche ſie am geſchickteſten hielten, ihnen in ihren Unternehmungen beyzuſtehen. Sie wollten darauf ein „Theil von denen Waaren, welche das Schiff gar zu ſehr beſchwereten, auswerfen, und „den engliſchen Hauptmann zwingen, daß er ihnen bey dem Corſarenhandwerke, welches „ſie ergreifen wollten, zum Führer dienen ſollte. Ein junger Menſch von Guerneſey eröffnete dem Hauptmanne dieſe Verſchwörung; und ungeachtet der Nationalvorurtheile, „war er doch ſo ehrlich, und gab den Franzoſen Nachricht davon. Die Befehlshaber kamen zuſammen. Nach einer ernſtlichen Berathſchlagung, bekamen der Unterſteuermann „und der Capitaine d'Armes Befehl, das Gewehr fertig zu halten, und alle Vorſicht wider einen Aufſtand zu beobachten. Man ließ das Schiffsvolk zuſammen kommen. Man „bemächtigte ſich der Meutereymacher, welche ſich nichts böſes verſahen, und daher ohne

---

e) A. d. 16 S.

La Barbinais le Gentil 1715.

„Widerſtand gefangen genommen wurden. Ihr Verbrechen ſchien den Tod zu verdienen; „man ließ ſie aber nur auf die Stücke binden, und einem jeden hundert Streiche mit dem „Taue geben. Die zornigſten wurden in Feſſel geſchlagen. Nichts iſt gefährlicher, ſchließt „der Verfaſſer, als zu langen Reiſen Leute von verſchiedenen Nationen auf die Schiffe zu „nehmen. Das heißt einen innerlichen Krieg nähren, der um ſo viel gefährlicher iſt, weil „er nur durch gewaltſame Mittel kann aufgehalten werden„ *f*).

Man hatte ſtets widrigen Wind, bis an das mittäglichſte Vorgebirge von America. Man darf vom la Barbinais keine neue Erläuterungen wegen der Straße erwarten *g*). Ein Sturm warf ſein Schiff bis auf den ſechzigſten Grad dreyßig Minuten Süderbreite. Alle ſeine andern Anmerkungen zeigen keinen großen Seemann an. Er ſchrieb darauf ſo an ſeinen Freund: „Ihr andern Europäer hattet damals Winter, wir aber waren in der ſchönen Jahreszeit, das iſt mitten im Sommer: indeſſen habe ich doch niemals „ſchärfere Kälte empfunden. Den 17ten des Jenners beobachteten wir, daß es nur drey „Stunden Nacht war, welches uns ſehr tröſtete; denn der Sturm erſchrecket bey Tage „nicht ſo ſehr, als im Finſtern. Zu den Beſchwerlichkeiten einer ſo kalten Himmelsgegend kömmt noch, daß ein großer Theil von unſern Lootſen und Matroſen den Scharbock hat.

La Barbinnis kömmt zu la Conception an.

Nach einer ſechsmonatlichen Schiffahrt, entdeckten ſie die Berge, welche man wegen ihrer Geſtalt die Zitzen von Biobio genannt hat, und bald darauf die Inſel St. Maria, welche ſehr niedriges Land hat. Dieſe Inſel iſt nur zehn Seemeilen von der Conceptionsbay. Bey der Einfahrt in dieſe Bay ſahen ſie an der Stadt viele Schiffe vor Anker liegen, ſie legeten ſich aber in einer Vertiefung, **Talcaguena** vor Anker, von da la Barbinais und einige andere abgeſchickt wurden, den Statthalter zu begrüßen.

Man hält ſich mit ihnen in dieſem Hafen von Chily nur deswegen auf, um dasjenige beyzubringen, was ihre Perſon angeht, oder wenigſtens nur zu ihrer Unternehmung gehöret. La Barbinais verheelet ſeinem Freunde nichts. Wir ſind hier, ſchreibt er an ihn, eben nicht ruhig, nachdem er einige Monate zu Conception zugebracht hatte. Ich habe bis hieher nur lauter verdrüßliche Widerwärtigkeiten und Verwirrungen geſehen, deren eine aus der andern entſprungen. Gewiß, wenn der franzöſiſche Hof wüßte, was es denen koſtete, die wider ſeinen Willen in dieſe Meere gekommen ſind: ſo würde er, anſtatt ſie zu beſtrafen, Mitleiden mit ihrer Thorheit haben. Er würde ſie vielleicht wegen ihres Eifers, das Königreich von den überflüßigen Sachen ſeiner Manufacturen zu reinigen, loben, welche ſie hier für Geld umſetzen, und woran ſie einen anſehnlichen Verluſt leiden.

Viele Franzoſen daſelbſt.

Anmerkung über ihren Handel in der Südſee.

Wir hoffeten nicht in der Bay der Empfängniß eine ſo zahlreiche Geſellſchaft von unſerer Nation anzutreffen, und noch weniger, die traurige Zeitung zu vernehmen, die ſie uns bey unſerer Ankunft meldeten. Ihr erſtes Compliment war, daß ſie uns mit einer bittern Ironie Glück wünſcheten, daß wir gekommen wären, die Anzahl der Unglückſeligen zu vermehren. Die rechtſchaffenſten ſageten nichts weiter. Einige aber flucheten uns, und andere wurden uns durch die Erzählung des elenden Zuſtandes ihrer Sachen überläſtig. Mit einem Worte, alles war in Verwirrung. Man zählete wirklich vierzig franzöſiſche Schiffe in dieſem Meere. Ich liebe meine Nation, fährt la Barbinais fort, und bin nicht geneigt, ihre Fehler hervor zu ſuchen: indeſſen zwingt mich doch die Erfahrung,

---

f) A. d. 19 und vorherg. S.

g) Nichts iſt unrichtiger. Er nennet die Straße des le Maire, die **Mairſtraße**. Er behauptet, es habe ein Hauptmann Hoorn ſeinen Namen

La Barbinais le Gentil 1715.

rung, zu geſtehen, daß keine öfter durch den Ehrgeiz hintergangen werde und weniger geſchickt ſey, in Indien zu handeln. Dieſes Urtheil fällen auch andere Völker. Heißt es nicht freywillig ſein Gut verlieren, wenn man vierzig Schiffe nach Peru ſchicket, da doch ſechſe ſchon zureichen könnten? Es iſt wahr, die ſpaniſchen Kaufleute ſind eben ſo zu beklagen. Diejenigen, welche ſeit zwey oder drey Jahren viel eingekaufet und ihre Waaren nicht wieder abgeſetzet haben, indem ſie ſich geſchmeichelt, es würden keine Schiffe mehr kommen, ſehen ſich durch die Ankunft einer ſo zahlreichen Flotte zu Grunde gerichtet. Die übelverſtandene Habgier aller dieſer Armateurs iſt um ſo viel tadelnswürdiger, weil ihnen der ſchlechte Zuſtand nicht unbekannt ſeyn kann, wovon ihnen die aus Süden zurückgekommene Schiffe Nachricht gegeben. Ihre Unvorſichtigkeit kann nur durch die Umſtände entſchuldiget werden. Der Abzug von den Gütern hat gemacht, daß ſie ſich ſchadlos zu halten geſuchet; und da die Ausrüſtungen ſeit dem letzten Vertrage geheim ſind: ſo hat ſich ein jeder für den einzigen gehalten, der ſich ausgerüſtet. Man hat zu Nantes, zu Bayonne, zu Marſeille, und vornehmlich zu St. Malo einerley geurtheilet, nur mit dem Unterſchiede, daß die Armateurs von St. Malo, welche klüger ſind, als alle andere, die Handelsleute zu Paris, Lyon und an verſchiedenen andern Orten mit in ihre Unternehmung verwickelt haben. Denn da dieſe in ſolchem Handel nicht Licht genug haben, und ſich von dem Glücke der St. Maloer verblenden laſſen: ſo haben ſie ſich zur Unzeit eingebildet, es müſſe das Horn des Ueberfluſſes zu Peru ſtets voll ſeyn. Dieß iſt die Quelle des Uebels. Es ſteht aber heutiges Tages zu befürchten, es möchte der ſpaniſche Hof endlich, welcher eines Handels müde wäre, der den ſeinigen zu Grunde richtete, und von den Engländern, deren Eiferſucht man kennet, angetrieben würde, ein Geſchwader in dieſe Meere gehen laſſen, welches ſeine Befehle nur gar zu treulich ausrichten würde b).

La Barbinais wird der Handlung überdrüßig.

Dieſe weiſen Betrachtungen, welche zur Erläuterung der franzöſiſchen Angelegenheiten dienen können, die in einigen Jahren viel Redens gemacht, können uns eine beſſere Meynung von des la Barbinais Einſicht in die Handlung beybringen, als man ſich bisher von ſeiner Geſchicklichkeit zum Seeweſen und zur Schiffahrt hat machen können. Sie erklären auch, warum er gegen ſein Unternehmen einen Ekel bekommen, und auf einmal den Entſchluß gefaßt, das Schiff von Cherburg zu verlaſſen und ſich auf ein bayonniſches Fahrzeug zu ſetzen, welches ſich rüſtete, nach China zu gehen. Da ſeine Neigung zur Handlung, ſaget er, erkältete: ſo empfand er eine ſehr heftige Neigung bey ſich zum Reiſen, und zum Verſuche entſchloß er ſich, um die Welt zu fahren i). Vor ſeiner Abreiſe aber hatte er Gelegenheit, nebſt denen andern Franzoſen, die in der Bay waren, ſeinen Muth zu üben.

Hochachtung der Franzoſen bey dem ſpaniſchen Statthalter.

Diejenigen, welche die Hoffnung, keine Schiffe, die ihren Handel ſtöhreten, mehr ankommen zu ſehen, zwey bis drey Jahre lang daſelbſt aufgehalten, hatten am Ende von Talcaguena ſich artige und bequeme Hütten bauen laſſen. Ihre Gärten gaben ihnen allerhand Küchengewächſe. Die Jagd, das Fiſchen und der Ackerbau waren ihre einzige Beſchäfftigung; und dieſer bisher unbebauete und wüſte Ort hatte durch ihre Sorgfalt eine angenehme Geſtalt gewonnen. Sie hatten daſelbſt auch eine kleine Capelle gebauet, welche ihrer kleinen Colonie zur Pfarre dienete, und hatten ſich eben nicht viel darum bekümmert,

---

men dem ſogenannten Vorgebirge gegeben, da doch jedermann weis, daß es ſolchen von der Stadt Hoorn, des le Maire Geburtsort, bekommen.

b) A. d. 30 S.

i) Ebend.

La Barbinais le Gentil 1715.

Abſterben und Leichenbegängniß eines franzöſiſchen Hauptmañes.

mert, von dem ſpaniſchen Biſchofe Erlaubniß dazu zu erhalten. Als des la Barbinais Schiff daſelbſt ankam: ſo war der General-Meſtre de Camp, Don Firmin, Befehlshaber zu la Conception. Er war ein junger Herr von zwey und zwanzig Jahren, ein Sohn des erſten Präſidenten von der Audienzia de St. Jago. Er hatte gegen die franzöſiſche Nation einen Haß, den er nicht zu verbergen ſuchete. Die Franzoſen erhielten täglich neue Merkmaale davon; und anſtatt daß ſie ſolches ahnden ſollten, befliſſen ſie ſich nicht einmal, darüber zu klagen. Der Statthalter aber, welcher ihre Mäßigung für einen Mangel an Herzhaftigkeit hielt, wurde nur ſtolzer und unbilliger dadurch. Endlich hielten ſie dafür, es ſey zu ihrer Sicherheit und zur Ehre ihrer Nation nöthig, ihren Muth etwas zu zeigen; und es wies ſich bald eine Gelegenheit dazu. **Du Morier des Vaux**, der älteſte von ihren Hauptleuten, welcher von den Spaniern und Franzoſen gleich hoch geſchäzet wurde, ſtarb an einer auszehrenden Krankheit, welche man dem Kummer zuſchrieb, daß er ſeine Hoffnung durch die übermäßige Anzahl der ankommenden Schiffe zernichtet geſehen. Man wollte ſeinem Andenken die billige Ehre bezeugen. Die verſammelten Hauptleute wurden mit einander einig, es ſollte der Leichnam von Talcaguena nach la Conception in einer ſchwarz behangenen Schaluppe gebracht werden, alle andere Schaluppen von der Flotte ſollten ihr nebſt dreyßig Matroſen folgen, welche vor der Begleitung voraus gehen und an beſtimmten Orten Feuer geben ſollten, und es ſollten die Schiffe von Zeit zu Zeit den Zug mit ihren Stücken begrüßen. Um indeſſen doch einigen Wohlſtand gegen den Statthalter zu beobachten, ſchickete man zween Hauptleute an ihn, die ihn um Erlaubniß bathen, den Befehl des Rathes auszuführen. Er würdigte ſie kaum anzuhören, und verboth ihnen, keinen bewaffneten Mann ans Land ſteigen zu laſſen, mit der Bedrohung, er würde auf diejenigen ſchießen laſſen, die ſich ſolches unterſtehen würden. Die Franzoſen betrübeten ſich wenig über die abſchlägige Antwort, welche alle ihre Empfindlichkeit zu rechtfertigen ſchien. Sie führeten dem ungeachtet ihren Vorſatz aus: ſie hatten aber dabey die Vorſicht, daß ſie die Schaluppen ſorgfältig bewaffneten. Als ſie ſich dem Ufer näherten, ſo meldete man dem Statthalter, die Stadt würde, ungeachtet ſeines Verbothes mit bewaffneten Soldaten angefüllet werden, und es wäre Zeit, ſich dem Ausſteigen zu widerſetzen. Er erblaßte und zitterte vor Zorn oder Furcht, und ſeine erſten Bewegungen ſchienen heftig; die andern aber waren gemäßigter. Die Franzoſen waren ſchon auf dem Sande, als er hinſchickte und ihnen ſagen ließ, er erlaubete ihnen auszuſteigen. Das übrige geſchah mit vieler Ordnung und Ruhe, und dieſes lehrete die ſpaniſchen Befehlshaber, mit ihren Bundesgenoſſen höflicher umzugehen *k*).

Empörung der Indianer bey la Barbinais Aufenthalte zu la Conception.

In denen fünf Monaten, die la Barbinais in dem Hafen von la Conception zubrachte, wurde er augenſcheinlich überzeuget, daß die Regierung des Don Fermin Uſtaris den Franzoſen nicht allein unerträglich vorkam. Die Indianer von der Ebene, welche unbarmherziger Weiſe gedrückt wurden, empöreten ſich um dieſe Zeit, und ſetzeten die Spanier in Furcht, in ihren Mauern entweder erwürget, oder verbrannt zu werden. Man hat ſchon einige Beyſpiele von dergleichen Empörungen angeführet: ſie werden aber für die Hiſtorie ſchätzbar, wenn ſie ſich auf einen glaubwürdigen Augenzeugen gründen. La Barbinais iſt hier ſehr umſtändlich. Dieſe unglückſeligen Indianer, ſaget er, welche einer langen und beſchwerlichen Dienſtbarkeit überdrüßig waren, entſchloſſen ſich endlich, ſich davon zu befreyen. Ihre Caciquen, oder ihre Häupter, welche ungern von einer fremden Nation an dem Orte Geſetze annahmen, wo ihre Vorfahren dergleichen gegeben hatten, verſammelten ſich,

---

k) A. d. 38 S.

La Barbinais le Gentil 1715.

und ließen einen Pfeil herum gehen, deſſen ſie ſich ehemals bedienet hatten, ihre Bundesgenoſſen zum Kriege zu erregen. Sie ſchicketen auch an die Judianer, die man Indos bravos nennet, einen Strick, welcher durch die Knoten von verſchiedener Farbe ihnen ihr Vorhaben, den Tag und den Ort ihrer Verſammlung anzeigete. Dieſe Verſchwörung war ſo geheim, daß ſie nicht in ihrer Geburt konnte erſtickt werden. Ein indianiſcher Einſiedler, der ſich nicht weit von la Conception aufhielt, hatte unter mancherley Vorwande viel Eiſen geſammelt, ihre Lanzen damit zu bewaffnen. Sein Verfahren wurde entdeckt, er aus ſeiner Einſamkeit geholet, und in ein Gefängniß geworfen, wo ihm die Marter ſein Geheimniß abpreßte. Es war aber zu ſpät, die Folgen deſſelben aufzuhalten. Der Statthalter fand nur in dieſer erzwungenen Ausſage eine neue Urſache, die noch treugebliebenen Indianer zu verfolgen. Er befahl den Spaniern, ihre Indianer, ſie möchten unſchuldig oder ſtrafbar ſeyn, zu feſſeln, und ihnen aufs härteſte zu begegnen. Die meiſten von dieſen Unglückſeligen wurden der Gerechtigkeit überliefert, ohne diejenigen auszunehmen, deren Ergebenheit ihre Herren durch ihre langen Dienſte erkannt hatten; und da alle Gefängniſſe bald mit ihnen angefüllet waren, ſo ließ man die Unſchuldigen beſtrafen, um die Strafbaren zu ſchrecken. Allein, dieſe Aufführung erregete die Anführer nur noch mehr. Sie würden ihre erſte Wuth an la Conception ausgelaſſen haben, wovon ſie nur zehn Meilen entfernet waren, wenn ſie ſich nicht vor den franzöſiſchen Schiffen gefürchtet hätten. Viele Hauptleute thaten damals etwas, deſſen ſie bald gereuete. Sie bothen dem Statthalter ihren Beyſtand an, und ſetzeten hinzu, ſie hielten ſich wegen des guten Verſtändniſſes verbunden, der Krone Spanien dieſes Land zu erhalten. Dieſer ſtolze Spanier aber verwarf ihre Anerbiethungen, und antwortete ihnen mit ſeinem gewöhnlichen Stolze, ſeine Nation ſey ſelbſt mächtig und tapfer genug, ſich im Beſitze ihrer eroberten Länder zu erhalten l).

Er mochte ſich aber äußerlich ſo beherzt ſtellen, als er wollte: ſo ließ er doch, als die Unordnung alle Tage größer wurde, ſeine beſten Sachen in aller Stille auf die Seite bringen. Indem nun ſeine ſchlechte Aufführung ihn bey den Spaniern ſelbſt verhaßt gemacht hatte, und aus dieſer Anſtalt zu ſchließen war, er müſſe von irgend einer drohenden Gefahr benachrichtiget ſeyn: ſo murrete nicht nur jedermann ganz ungeſcheuet, ſondern es kam auch das Volk zuſammen, und berathſchlagete: was man zu Vertheidigung der Stadt thun ſollte? Es lief aber dieſe Verſammlung eben alſo ab, wie die Zuſammenkünfte eines ſchwierigen Pöbels gemeiniglich abzulaufen pflegen. Man ſchrieh, man lärmete, einer wollte dieſes, der andere jenes, und endlich gieng man ohne gefaſſeten Entſchluß aus einander. Die Klügſten ſahen die Größe der Gefahr wohl ein; ſie bathen alſo die Franzoſen um Beyſtand, und um Erlaubniß, daß ſie im Falle der Noth ihre Zuflucht auf ihre im Hafen liegenden Schiffe nehmen dürften. Da nun dieſer Lärm dem Befehlshaber unmöglich lange unwiſſend bleiben konnte, ſo wollte er, um die Welt auf beſſere Gedanken von ihm zu bringen, ein Merkmaal ſeiner Macht äußern. Er verdammete demnach einige unſchuldige Indianer, welche eine ganz ungegründete Furcht ihrer Herren in Feſſeln geſchlagen hatte, zum Tode. Der Stadtrath wollte zwar in dieſes ungerechte Urtheil nicht einwilligen, doch das half nichts. Die armſeligen Leute wurden aus ihrem Kerkerloche hervor gezogen, und unter troſtreichem Zuſpruche von einigen Mönchen auf Flechten

zur

---

l) A. d. 43 S.

La Barbinais le Gentil 1715.

zur Richtſtätte getragen. **La Barbinais** ſchildert ihr Unglück ſehr lebhaft ab. „Sie „waren, ſaget er, nach dem eigenen Geſtändniſſe der Richter, höchſt unſchuldig. Zu dem „Entſetzen vor einem unverdienten Tode, kam noch dieſer betrübte Umſtand, daß ihnen ihr Leben in ihrem eigenen Vaterlande, und zwar von eigenmächtigen Beſitzern „deſſelbigen, die ſie bereits um die Freyheit, Haab und Gut gebracht hatten, abgeſprochen wurde. Den einzigen Troſt hatten ſie dabey, daß ſie nicht als Heiden ſtarben. „Ein darunter befindlicher junger Menſch verlangete, als er ſchon am Pfahle ſtund, ein „Crucifix, rief den Himmel zum Zeugen ſeiner Unſchuld an, und erweckete durch eine ſehr „bewegliche Rede bey dem Scharfrichter ſelbſt Mitleiden. Die Leiber dieſer unglücklichen „Schlachtopfer wurden geviertheilt, und die Vierthel neben den Heerſtraßen aufgehängt *m*). Allein, dieſer Anblick machte die Aufrührer nur deſto erbitterter, ſie rächeten ſich in kurzer Zeit dafür, und hieben eine große Anzahl Spanier ohne Gnade und „Barmherzigkeit nieder *n*).„ Alſo war es mit dieſer innerlichen Unruhe beſchaffen, als **La Barbinais** von Conception abreiſete.

Er kam in unterſchiedenen peruvianiſchen Häfen, vor Anker, theilet uns auch den Abriß und die Beſchreibung derſelbigen mit. Allein, wir verſparen alles, was nicht ſeine eigene Perſon betrifft, in andere Artikel, und begleiten ihn nur deswegen nach **Arica**, wo er zwar eines entſtandenen Erdbebens wegen nicht lange blieb, weil er bemerket, es ſey die daſige Luft den Franzoſen allezeit ſchädlich gefallen, und nenne man beſagten Ort um dieſer Urſache willen das Franzoſengrab *o*). Unterdeſſen glaubet er doch, die Schuld liege nicht ſowohl an den Krankheiten, welche in dieſer Stadt regieren, als an dem übermäßigen Gebrauche des ſtarken hitzigen Weines. Von Arica begab er ſich in den vierzig Meilen davon entferneten kleinen Hafen **Ylo**, und beſichtigte vor allen Dingen ein gewiſſes benachbartes Thal, wo man den Franzoſen einige Packhäuſer aufzurichten erlaubet hatte, die aber von dem letztern Erdbeben ſehr übel zugerichtet waren. Hier erfuhr er, es lägen vierzig franzöſiſche Meilen weit von Ylo, gegen das Gebirge zu, zwo Städte, Namens **Mochegoa**, und **Villa Hermoſa d'Arequipa**, unter welchen die letztere bey dem Regierungsanfange **Philipps** des fünften ſich ſehr hervor gethan habe. Die Weibesperſonen verkaufeten, wie man ihm ſagte, ihren Schmuck, und die Mannsperſonen überſendeten nur beſagtem Fürſten große Geldſummen als eine Beyſteuer zu ſeinem damaligen Kriege gegen den Erzherzog. Sonſt ſind erwähnte Städte ihres Weines wegen ſehr berufen, indem er für den beſten und angenehmſten im ganzen Königreiche gehalten wird

Reiſe des Barbinais ins Land hinein.

Als Barbinais einige Tage zu Ylo geweſen war, und ſein Schiff noch nicht unter Segel gehen konnte: ſo machte er ſich dieſe Zeit zu Nutze, und unternahm, in Hoffnung einige Waaren mit Vortheil an den Mann zu bringen, eine kleine Reiſe ins Land hinein. Man rieth ihm, er ſolle gerades Weges bis nach **Piſco** gehen, welches ein kleines nur funfzig franzöſiſche Meilen von Lima gelegenes Städtchen iſt. Es würde ſein Tagebuch allzuſehr darunter leiden, wofern wir ſeine daſelbſt gemachten Beobachtungen weglaſſen wollten, abſonderlich da man ſie ihrer Beſchaffenheit wegen, in dem Artikel von Peru nicht wohl ausführlich genug beybringen kann. Piſco, ſaget er, wurde im Jahre 1660 durch ein Erdbeben verſchlungen. Die Stadt lag am Strande. Auf einmal lief das Meer beynahe zwo Meilen weit von ſeinen gewöhnlichen Schranken zurück. Die Einwohner erſchracken über dieſe

---

m) A. d. 46 und vorhergeh. S.

n) A. d. 47 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1715.

dieſe Begebenheit, davon ſie keine Urſache ſahen, und flohen auf das Gebirge. Doch waren einige ſo verwegen, kehreten wieder um, und wollten das neue Ufer beſichtigen. Allein, nach drey Stunden kam das Meer mit größtem Ungeſtüme auf ſeinen vorigen Platz zurück, und bedeckete ſie alle, ohne daß ihnen die Geſchwindigkeit ihrer Pferde etwas geholfen hätte. Piſco wurde völlig überſchwemmet; ja, das Waſſer breitete ſich noch viel weiter im platten Lande aus. Wo vor Zeiten die Stadt lag, da liegen heutiges Tages die Schiffe vor Anker. Die neue Stadt wurde eine Viertheilmeile weit von der vorigen aufgebauet, und dienet ihrer anmuthigen Lage wegen, dem ganzen benachbarten Adel zum Aufenthalte. So lange die Franzoſen den Hafen zu Lima nicht beſuchen durften, wurde zu Piſco ein ziemlich ſtarker Handel getrieben. Sie verkaufeten an dieſem Orte ihre Waaren mit beſſerm Vortheile ja auch mit größerer Sicherheit, als zu Callao; denn da mußten ſie die Ladung am Zolle angeben, und dem Unterkönige und ſeinen Beamten, die Gebühren mit dreyzehn vom Hunderte entrichten. Nebſt dem hatten ſie von dem Unterkönige nicht wenig zu beſorgen; weil er von ſeinem Hofe ausdrücklichen Befehl hatte, ſie in Peru nicht zu dulden, folglich unter dem mindeſten Vorwande ihre Waaren wegnehmen, ihre Schiffe anhalten, die Schiffer kreuzweiſe geſchloſſen nach Spanien ſchicken, und dergeſtalt von ſeinem Ungehorſame ſich weiß brennen konnte *p*).

Zuſtand der Landſchaft Chincha.

La Barbinais reiſete den 4ten des Herbſtmonates von Piſco ab, und erreichte bald darauf die Landſchaft **Chincha**. Die Hauptſtadt von ſelbiger führet eben dieſen Namen, iſt aber voritzt nur ein kleiner von Indianern bewohneter Flecken. Ehemals war ſie groß, reich, und von mehr als zweytauſend Haushaltungen bewohnet. In der ganzen Landſchaft zählete man damals über zwo Millionen Einwohner: allein, heutiges Tages findet man kaum mehr als fünfhundert Haushaltungen darinnen; ſo wüſte liegt ſie. Aus dieſem Beyſpiele, ſaget Barbinais, erhellet genugſam, was für eine große Menge Leute von den Spaniern vertilget worden ſey. Nach ſeinem Berichte geſtehen ſie auch ſelbſt ſehr gern, daß ihr Sieg einer unendlichen Anzahl Perſonen das Leben gekoſtet habe.

Unterwegens ſah er die Spuren derjenigen Rieſen, davon die peruvianiſche Geſchichte ſo viel Weſens machet, und vorgiebt, es habe ſie wegen einer gewiſſen Miſſethat, deren Beſtrafung der Himmel ſich zum öftern vorbehalten hat, das Feuer vom Himmel verzehret. Die Spanier hielten die Erzählung der Indianer lange Zeit nur für eine Fabel: allein, voritzt zweifeln ſie, wie er ſaget, im geringſten nicht mehr an ihrer Gewißheit, weil ſie vermuthlich durch eben die Gründe, als er ſelbſt, dazu bewogen wurden. „Als einſtens das ganze Land durch eine Waſſerfluth überſchwemmet wurde: ſo flohen die Indianer „auf die höchſten Gebirge, und erwarteten daſelbſt den Ablauf des Gewäſſers. Als ſie „nun wieder auf das platte Land hinab kamen: ſo fanden ſie Leute von ungeheurer Größe, „die alles todſchlugen, was ihnen in die Hände fiel. Wer das Glück hatte, ſich mit der „Flucht zu retten, der mußte ſeine Zuflucht in eben diejenigen Felſenlöcher nehmen, daraus er herkam. Hier nun hielten ſich die Flüchtlinge einige Jahre lang im Verborgenen auf. Endlich erſchien ein junger Menſch in der Luft, tödtete alle Rieſen mit dem „Blitze, und die Indianer nahmen, als ihre grauſamen Feinde erlegt waren, ihr ehemaliges Land von neuem in Beſitz. Meine Wegweiſer, fährt Barbinais fort, zeigeten mir „an den Felſen viele Spuren vom Blitze, imgleichen gewaltig große Knochen, die ſie für „Ueber-

---

o) A. d. 60 S.

p) A. d. 73 S.

La Barbinais le Gentil 1715.

„Ueberbleibſel der Rieſen ausgaben. Die Zeit dieſer Waſſerfluth iſt unbekannt. Vermuthlich war es eine beſondere Ueberſchwemmung, gleich der theſſaliſchen q).

Alte Grabmaale.

In der Landſchaft Chincha findet man viele alte Grabmaale. Barbinais ſah eines, darinnen man die Leichen zweener Männer und eben ſo vieler Weiber angetroffen hatte. Es waren ſelbige noch dergeſtalt unverſehrt, daß man den Unterſchied des Geſchlechtes an ihnen wahrnehmen konnte. Ueber dieſes fand man noch vier irdene Gefäße, vier Schalen, zween Hunde und einige Stücke Silber im Grabe. Vermuthlich war es vor alten Zeiten der Gebrauch, die Todten auf dieſe Weiſe zu beerdigen. Der Boden iſt in dieſer Landſchaft nicht ſo dürre, wie in den benachbarten, weil er durch eine große Anzahl Rauſchbäche bewäſſert wird. Es entſtehen dieſe Bäche vom geſchmolzenen Schnee, ſtürzen ſich mit erſtaunlichem Ungeſtüme vom Gebirge hinab, und reißen nicht nur Bäume, ſondern ganze Felsſtücke mit ſich fort. Zwar iſt ihr Bette niemals tief, weil ſich das Waſſer in viele Aerme zertheilet: allein, ihr Lauf wird eben dadurch nur deſto ſchneller.

Weg, den Barbinais nahm.

Schmuck beſteht in einer Stecknadel.

Den erſten Abend erreichete Barbinais ein ſchlechtes Dörfchen, Tambo de Guyanacava genannt. Tambo heißt ein Gebäude, darinnen die alten Yncas ihre Schätze verwahreten. Er führete alles, was ihm nöthig fiel, auch ſo gar das Bette bey ſich. Aber, als er ſpeiſen wollte, ſo war alles mit einander von der Hitze verdorben. Weil er nun den ganzen Tag noch nicht gegeſſen hatte: ſo nöthigte ihn der Hunger noch dieſe Nacht weiter, und bis in einen kleinen Flecken, Namens Cagneta zu reiſen. Dieſen durchlief er von einem Ende bis zum andern. Die daſige Frauentracht kam ihm ſehr ſonderbar vor. Sie tragen nämlich ein kurzes Mäntelchen, das an der Bruſt über einander geſchlagen, und mit einer ſilbernen Stecknadel zugeſtecket wird. Dieſe Nadel iſt zehn Zoll lang, und hat einen runden platten Kopf, von wenigſtens ſechs oder ſieben Zollen im Durchſchnitte. Tauſend ſolche Stecknadeln wären in Europa ein ſchönes Heirathsgut. Es mag einer chinchiſchen Indianerinn ſo armſelig ergehen, als es will, ſo veräußert ſie doch dieſen ſeltſamen Schmuck nicht.

Schreckliche Brücke.

Der Rauſchbach bey Cagneta war ausgetreten, und hatte das ganze Land unter Waſſer geſetzet. Meine Wegweiſer, erzählet Barbinais, ſagten mir rund heraus, man könnte, ohne Leib und Leben muthwillig in Gefahr zu ſetzen, unmöglich auf der gewöhnlichen Straße bleiben, ſondern man müßte einen Umſchweif von einer Tagereiſe machen, und über eine zwiſchen zween hohen Bergen angelegte Brücke gehen. Außerdem müßte ich wenigſtens acht Tage lang an dem gegenwärtigen Orte ſtille liegen, und warten, bis das Waſſer ſich verlaufe. Ich folgete zwar ihrem Rathe, bereuete es aber ſehr bald. Wir zogen ſieben franzöſiſche Meilen auf lauter beſchwerlichen und ſchmalen Fußſteigen fort. Ich ſah die Wolken unter mir, verſpürete aber dennoch eine gewaltige Hitze. Um vier Uhr Nachmittage erreichten wir die Brücke. Himmel! was iſt das für eine Brücke! Mir vergieng Hören und Sehen, als ich ſie erblickte, ja, die Haare ſtehen mir noch heutiges Tages zu Berge, wenn ich daran gedenke. Man ſtelle ſich die Gipfel zweener Berge vor, die ein entſetzlicher Abgrund von einander trennet, und in welchen ſich zween Rauſchbäche mit unerhörtem Toben und Geräuſche hinab ſtürzen. Auf beſagten zween Gipfeln nun ſind Pfähle eingeſchlagen, Baſtſeile daran gebunden, und ſolche von einem Pfahle zum andern hin und her gezogen, alſo, daß ſie etwas einem Netze ähnliches vorſtellen.

---

q) A. d. 75 S.

La Barbinais le Gentil 1715.

ſtellen. Auf dieſem Netze liegen Bretter, oben darauf etwas Sand, und das iſt die Brücke, darüber man von einem Berge auf den andern gehen muß. Ich konnte mich gar nicht entſchließen, dieſes ſchwankende Gerüſte zu betreten. Die Mauleſel mußten ſo beladen wie ſie waren, zuerſt hinüber. Sie wollten lange nicht daran, und ſträubeten ſich ſo heftig, daß man wohl abnehmen konnte, wie voll Angſt ſie waren. Ich meines Ortes verrichtete meinen Uebergang eben alſo wie die Mauleſel, das iſt, auf allen vieren, und ohne das Auge im mindeſten weder auf dieſe noch jene Seite zu kehren r).

Wunderlicher Weg.

Hierauf kam ich in die Landſchaft Pachacamac, und zog unten an einem Berge vorbey, deſſen Anblick mir eine neue Angſt einjagte. Denn der Weg geht hart an der See vorbey, iſt aber ſo ſchmahl, daß zween Mauleſel einander kaum auszuweichen vermögen. Ueber dieſen Weg hängt der Gipfel des Berges, aber mit einem ſo fürchterlichen Anblicke, als ob er alle Augenblicke hinab ſtürzen werde. Es bezeugen auch die vielen Riſſe, die man an dem Berge wahrnimmt, genugſam, daß von einer Zeit zur andern einige Felsſtücke ſich losgeben, und ins Meer hinab ſtürzen müſſen. Die Gefahr iſt alſo unaufhörlich. Die Spanier nennen dieſen Weg El mal paſſo d'Aſeia, nach dem Namen eines elenden Gaſthofes, der nur eine Meile davon liegt. Sollte ich alles erzählen, was ich auf dieſer Reiſe ausſtehen mußte: ſo würde man es ohne Mitleiden nicht leſen können. Bey Tage hätte ich vor Hitze verſchmachten mögen; des Nachts peinigten mich allerley Gattungen von Ungeziefer. Ich mußte über Berge reiſen, da der Sand dergeſtalt brennete, daß ich die Hitze nicht erleiden konnte, wenn ich abſtieg und auf die Erde trat. Ich bekam ganze vierzig Meilen weit keinen einzigen Baum zu Geſichte, als etwa hier und dort neben einem Rauſchbache, wo des Waſſers wegen etwas Grünes wächſt. Es erwecken dieſe Wüſteneyen in der That ein rechtes Grauen. Man höret da nicht den geringſten Vogel ſingen. Ich ſah den ganzen Weg über nicht mehr, als einen einzigen, in Größe eines Schafes. Er ſitzt auf den allerkahleſten Bergen, und nähret ſich vom Gewürme, das in dieſem ungeheuren Sandmeere wächſt. In den Beſchreibungen von Peru iſt er unter dem Namen des Condur oder Condor berühmt s).

Schreckliche Wüſteneyen.

Barbinais erfuhr, der Name Pachanamac, den die Landſchaft trägt, ſey eigentlich der Name der Hauptgottheit der Indianer, das iſt, der Sonne, die ſie für die Quelle alles deſſen, was auf Erden iſt, anſehen. Die Hauptſtadt des Landes ſey vor Zeiten ſehr groß geweſen, habe mehr als eine Million Seelen in ſich begriffen, und den Spaniern lange Zeit zu einem Schauplatze des Krieges und der Grauſamkeit gedienet. Den Beweis hiervon gaben ihm ſeine eigenen Augen, „als er durch die Schutthaufen dieſer großen Stadt zog und nichts als verwüſtete Gebäude und auf Haufen geſchichtete Knochen erblickte. Die Gaſſen ſind ſchön und breit: allein, die Todtenſtille, die in dieſem verfallenen Gemäuer regieret, erwecket ein rechtes Grauen, ja, alles, was man nur anſieht, iſt fürchterlich. Der Durſt nach Golde quälet die Spanier dermaßen, daß ſie nicht einmal der Gräber verſchoneten, ſondern in Meynung große Schätze darinnen zu finden, alle Grüfte durchſucheten. Auf einem großen Marktplatze, welcher dem Anſehen zu Folge unter allen übrigen in der Stadt am ſtärkeſten beſucht wurde, lagen hin und wieder Leichen, und zwar ohne die geringſten Merkmaale einer Verweſung, welches ohne Zweifel von der Beſchaffenheit der daſigen Luft und des Bodens herrühret. Die Ge-

Unverweſete Leichen.

---

r) A. d. 89 und vorhergeh. S.

s) A. d. 91 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

„ſichtsbildung war noch vollkommen kenntlich, nur war die Haut weißer und ſtärker geſpannet, als ſie bey den Indianern gemeiniglich zu ſeyn pflegt t).„

Erzählung von einem Erdbeben.

Barbinais reiſete bis nach Lima, von welchem Orte er eine kurze Beſchreibung beybringt, trat den 25ſten Jenner im Jahre 1716 die Rückreiſe nach Piſco an, und verrichtete ſie auf dem vorigen Wege, folglich auch mit der vorigen Gefahr und Beſchwerlichkeit. Den 3ten des Hornungs erreichte er den beſagten Hafen, und erlebete da einen entſetzlichen Zufall, welcher alles, was er von dem ehemaligen Erdbeben an dieſem Orte gehöret hatte, nur allzuſehr beſtätigte. „Den 10ten des Abends um acht Uhr wurde Neu-Piſco erſchüttert. „In einem Augenblicke, ſaget Barbinais, lagen alle Häuſer über dem Haufen. Ich „wollte davon laufen: allein, da ſonſt die Furcht Flügel machet, ſo band ſie mir im Gegentheile dieſesmal die Füße. Kaum konnte ich den Marktplatz, dahin jedermann ſeine „Zuflucht genommen hatte, erreichen. Nach einer Vierthelſtunde, bebete die Erde abermals, borſt an verſchiedenen Orten, und trieb unter entſetzlichem Gekrache ganze „Wolken von Staub in die Luft. Hierauf flohen die meiſten Einwohner nach dem Gebirge. Dieſe Nacht wurde in gewaltiger Angſt und unter tödtlichen Schrecken zugebracht. „Denn die Erde bebete alle Augenblicke. Es waren unſer nicht mehr, als drey bis vier „Franzoſen in der Stadt, gleichwohl konnten wir zu keinem Schluſſe kommen. Wir „wollten unſere eingeſtürzten Häuſer nicht gern leer ſtehen laſſen, und begriffen doch auch, „daß wir ohne Lebensgefahr nicht darinnen bleiben könnten. Jedermann beſorgete, das „Meer werde, gleichwie vor acht und zwanzig Jahren geſchah, abermals das Land überſchwemmen. Weil weder die Spanier noch die Indianer das Herz hatten, zu ſehen, wie „es am Strande ausſähe: ſo übernahmen wir mit anbrechendem Tage dieſe Verrichtung. Allein, bey Anbruche des Tages vergrößerte ſich nur die allgemeine Angſt. „Als um neun Uhr Vormittage das Beben weit heftiger, als zuvor anfing: ſo breitete ſich „im Augenblicke das Gerücht aus, die See ſey vom Strande abgewichen. Nun war „dieſe Zeitung zwar falſch: allein, das Schrecken und die Erinnerung deſſen, was ehemals vorgieng, befand ſie mehr als zu wahrſcheinlich. Jedermann ergriff die Flucht, „und das entſetzliche Zetergeſchrey benahm auch denen, die beherzter waren, den noch „übrigen Muth. Ich machte mich gleichfalls zur Flucht fertig, ſaß auch ſchon zu Pferde, aber auf einmal entſchloß ich mich, nicht ſowohl aus einem Triebe der Herzhaftigkeit, „als aus Verwirrung, ich wollte nebſt zween anderen Franzoſen nach dem Strande reiten. „Ich habe wirklich ſehr oft wahrgenommen, daß übermäßige Angſt eben dergleichen Wirkung verurſache, als Vermeſſenheit. Wir fanden die See ganz ruhig, und den Strand „eben alſo beſchaffen wie ſonſt. Aus Begierde nun, die Einwohner aus ihrer Angſt zu „reißen, eileten wir in vollem Jagen zurück, was die Pferde laufen konnten, und winkten „ſchon von ferne mit den Hüten. Allein diejenigen, welche, um einen endlichen Entſchluß „zu faſſen, nur noch auf unſere Ankunft warteten, legeten unſer Verfahren ganz verkehrt aus; ſie „dachten, das Winken bedeute, ſie möchten ſich ſchleunig in Sicherheit ſetzen, und liefen in „dieſer Meynung mit dem kläglichſten Geſchreye zur Stadt hinaus. Wir fanden alſo keinen Menſchen mehr darinnen, als betagte Greiſen, die wegen Abganges der Kräfte nicht „von der Stelle konnten, und nichts anderes erwarteten, als unter ihren Häuſern lebendig „begraben zu werden u).„

---

t) A. d. 92 S.

u) A. d. 120 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

Unterdeſſen lief es noch glücklicher ab. Gleichwohl geſchahen noch einige Stöße, welche Piſco vollends über den Haufen warfen, und den Einwohnern nicht erlaubeten, ihre Wohnungen vor Ablaufe einiger Tage zu beziehen. Als Barbinais wieder zu ſich ſelber kam: ſo erinnerte er ſich an einige Umſtände, welche zu erklären er ſich nicht getrauet. Erſtlich, eine halbe Stunde vorher, ehe die Erde zu beben anfing, ließen alle Thiere eine große Angſt an ſich merken. Die Pferde wieherten, ſchnelleten ihre Halftern ab, und liefen zum Stalle hinaus. Die Hunde heuleten. Die Vögel waren wie betäubet, und kamen in die Häuſer hinein geflogen. Die Ratten und Mäuſe kamen aus ihren Löchern hervor. Zweytens, die vor Anker liegenden Schiffe wurden ſo heftig hin und her geſchleudert, daß man dachte, es würde alles an ihnen aus einander gehen. Die Stücke ſprangen von den Lavetten herab und die Maſtſeile riſſen entzwey. Barbinais würde dieſes nicht geglaubet haben, wenn es nicht durch einhällige Zeugniſſe bekräftiget worden wäre. Zwar begreift er wohl, ſaget er, daß der Boden der See mit dem Lande ein Ganzes ausmache, und daß folglich der Stoß, welcher das Land erſchüttert, ſeine Wirkung auch an dem Seewaſſer erzeigen könne. Nur ſcheint es ihm ſchwer zu begreifen, warum die Schiffe eine ſolche unordentliche Bewegung an ſich zeigeten, alſo, daß alle ihre Theile, jedwedes für ſich ins beſondere Antheil daran nahmen, nicht anders als ob ſie mit zum Lande gehöret hätten, nicht aber in einer flüßigen Materie geſchwommen wären. Denn ſie hatten keine andere Bewegung, als zum höchſten eine ſolche, dergleichen ſie bey irgend einem Sturme bekommen ſollen. Nebſt dem war ſo lange, als das Erdbeben zu Piſco währete, die See ganz eben, und ihre Wellen erhuben ſich im geringſten nicht. Die Erſchütterung mußte folglich bloß in dem Inwendigen der Erde ſeyn, weil ſich der Wind in dieſes Erdbeben gar nicht miſchte. Endlich, ſo verſicherten die Einwohner, daß bey dergleichen Zufällen alle Häuſer zu Boden ſtürzeten, wenn die unterirrdiſche Höhle, darinnen das Feuer verſchloſſen iſt, von Mitternacht gegen Mittag ſtreiche, und die Stadt eben dieſelbige Lage habe; dahingegen, wenn das unterirrdiſche Feuer eine Stadt nach der Breite ergreife, das Erdbeben keinen ſo großen Schaden verurſache. Barbinais pflichtete dieſer Meynung ohne Bedenken bey, als er Nachricht bekam, das Erdbeben ſey fünf franzöſiſche Meilen weit von Piſco gegen Weſten faſt gar nicht mehr zu ſpüren geweſen; hingegen habe es in einem über hundert Meilen langen Striche vom Mittage gegen Mitternacht zu rechnen, alle Städte und Dörfer von Grunde aus umgekehret *x*).

Der II Abſchnitt.

Abreiſe des Verfaſſers nach China. Verlegenheit der franzöſiſchen Steuerleute. Nachteule auf offenbarer See gefangen. Angenehmer Vogelfang. Sechs Waſſerhoſen auf einmal. Gegenwärtiger Zuſtand der Inſel Guahau. Die Franzoſen wiſſen nicht, wo ſie einlaufen ſollen. Das Schiff erreichet Emuy. Man rieth ihm, die Chineſen zu prügeln. Chineſiſch Gaſtmahl auf franzöſiſch. Begebenheit von vier Miſſionarien. Gedanken von dem Anſehen der Jeſuiten in China. Wie dem Pater Laurentii begegnet wird. Was den Franzoſen zu Emuy wiederfuhr. Lage der Landſchaft Fokien. [Stadt oder Schloß Emuy. Opfer für den Confucius. Ahnenopfer. Beſchreibung der Pagode zu Emuy. Bilderſchriften. Unkeuſchheit der Bonzen. Barbinais Zeugniß von ihnen. Einfalt eines Bonzen. Nachrichten von dem Kaiſer Kamchi.

Abreiſe des Verfaſſers nach China.

Den 4ten des Märzmonates reiſete er von der peruvianiſchen Küſte ab, wiewohl mit einigen Bedauern, daß er die höchſtangenehme Gegend, darinnen die Stadt Guaura, eine

---

x) A. d. 121 und 122 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

Meile weit von dem kleinen Seehafen Guacho liegt y), verlaſſen mußte. Denn hier trat er auf das Schiff, in welchem er ſeine Reiſe nach China verrichten ſollte. „Mitten „durch Guaura läuft ein Fluß. Die Häuſer ſind bequem und wohl gebauet, das Frauen„zimmer ſchön, und geſellig, und die Mannsperſonen von dem gewöhnlichen Gebrechen ih„rer Nation, nämlich vom Stolze und von der Eiferſucht, völlig frey.„ Ja, es verdienet, nach ſeinem Urtheile, dieſer Bezirk wegen der angenehmen Witterung, Fruchtbarkeit des Bodens, und Gemüthsbeſchaffenheit der Einwohner, den Namen des peruvianiſchen Paradieſes z).

Verlegenheit der franzöſiſchen Steuerleute.

Doch ſein Schickſal und ſeine Bedienung nöthigten ihn, eine Reiſe anzutreten, daran er nicht ohne Entſetzen gedachte, weil er auf ſelbiger innerhalb drey Monaten das Land mit keinem Auge ſehen ſollte. Den Steuerleuten war die Fahrt, die ſie vornehmen wollten, ganz unbekannt; ſie waren alſo wegen der Weiſe, wie ſelbige anzuſtellen ſey, gar nicht einig. Einige behaupteten, man müſſe, um die vielen Windſtillen zu vermeiden, voritzt nordlich ſteuern, und ohne Zeitverluſt über die Linie gehen. Andere hingegen gaben vor, weil der allerkürzeſte Weg weſtnordweſtlich gehe: ſo müſſe man ihn auch vor allen übrigen ergreifen. Nun hatte zwar jedwede Meynung ihren Grund, gleichwohl lehrete es nachgehends die Erfahrung, wiewohl leider! zu ſpäte, man hätte die erſte wählen ſollen, weil man über den Windſtillen viele Zeit verlor, als man unglücklicher Weiſe die erſte ergriff. Die lange Weile, als das einzige Uebel, das die Franzoſen auf dieſer Reiſe empfanden, war deſto unaufhörlicher, weil ſie mit der Sonne reiſeten, ſie beſtändig im Zenithe hatten, folglich keine Breite nehmen konnten. Doch hatten ſie ihr Bedenken über die Ströme, welche in dieſem Meere ſehr reißend ſind; jedweder that einen Ausſpruch, was für einen Lauf ſie hielten, und glaubete, er habe die Sache am beſten getroffen. Barbinais machet hiebey die Anmerkung: es kämen dieſe Ströme den Steuerleuten vortrefflich zu ſtatten, weil ſie ihnen alle in ihrer Rechnung begangene Irrungen Schuld geben könnten.

Nachteule auf offenbarer See gefangen.

Den 5ten des Aprilmonates, als man noch immer Weſtnordweſt lief, erblickte man allerley gewöhnliche Gattungen Seevögel. Doch ein weit ſeltſamer Zufall war, daß eine Nachteule angeflogen kam, und ſich auf den großen Maſt ſetzete. Man fing ſie und ſetzete ſie in einen Käfig: ſie wollte aber ganzer vierzehn Tage lang nicht das geringſte freſſen. Hierauf gab man ihr die Freyheit wieder, die ſie aber ſonſt zu nichts anwendete, als daß ſie ſo lange um das Schiff herum flog, bis ihr entweder aus Müdigkeit oder vor Hunger die Kräfte entgiengen, und ſie ins Waſſer hinab ſtürzete. Barbinais gedenket dieſes Zufalles nur deswegen, damit er die Frage aufwerfen kann, woher dieſe Nachteule bey der damaligen großen Entfernung vom Lande gekommen ſeyn möge? Denn er hält es gar nicht mit denjenigen, welche ſich einbilden, es wüchſen aus dem Unrathe im Schiffe Ratten und allerley andere Thiere. Woher kam denn alſo ein Thier, das ſich nie ſo weit vom Lande entfernet? Die gemeine Meynung iſt, es lägen die Inſeln, die man auf den Karten verzeichnet

---

y) Unter eilf Grad vierzig Minuten Süderbreite.

z) A. d. 126 und 128 S.

a) A. d. 132 S.

b) A. d. 135 und vorhergeh. S. Nach dieſer gegebenen Erzählung ſuchet Barbinais dieſe Erſcheinung, welche er nirgend ſattſam erläutert antrifft, zu erklären; es können auch ſeine Gedanken den Seefahrern nicht undienlich ſeyn. Erſtlich bemerket er, es ſey ganz irrig, wenn die Naturkündiger gemeiniglich glauben, eine Waſſerhoſe ſey eine unfehlbare Vorbedeutung eines Sturmes. Man erwäge nur, ſaget er, die Gegend, da ſie ſich ſehen ließen; es war im ſtillen Meere, das von beyden Wende-

La Barbinais le Gentil 1716.

net findet, viel weiter gegen Oſten, als es den Landbeſchreibern ſie zu ſetzen beliebete. Wenigſtens iſt aus den Tagebüchern der Seefahrer, welche dieſen Strich nehmen, nichts anderes zu ſchließen, weil ſie keiner je angetroffen hat. Ein einiger Schiffer von Havre de Grace, du Boccage genannt, ſah auf ſeinem Wege von Peru nach China unter zweyhundert und achtzig Grad Länge, und vier Grad Norderbreite einen großen ſehr hohen, und mit vielen Sandbänken umringeten Felſen, welchem er die Benennung der Paſſionsinſel beylegete *a*). Dieſer Felſen iſt das einzige Stück Land, das man auf dieſem Wege jenſeits der Linie bisher noch wahrgenommen hat. Barbinais muß demnach die Frage, die er ſich ſelbſt vorlegete, unbeantwortet laſſen.

Angenehmer Vogelfang.

Sechs Waſſerhoſen auf einmal.

Unter den vielen Vögelgattungen, die um das Schiff herum ſchwebeten, war auch ein Vogel, der an Größe eine Gans übertraf. Die Länge von einem Flügelende zum anderen betrug ſieben Schuhe; nebſt dem hatte er einen krummen Schnabel, mit zwo Reihen kleiner aber ſehr ſpitziger Zähne beſetzt. Der Fang dieſer Vögel war ein angenehmer Zeitvertreib für das Schiffvolk. Man warf einen Angel in die See, darüber ein Stückchen Leinwand in Geſtalt eines Fiſches gezogen war. Auf dieſen Köder ſchoß der Vogel hinab, und blieb entweder mit dem Rachen, oder mit den Zähnen feſt hängen, konnte ſich auch, aller Bemühung ungeachtet, nicht wieder losmachen. In dieſem Vogelfange beſtund ganzer drey Monate lang der hauptſächlichſte Zeitvertreib der Franzoſen. Nachdem ſie vom 4ten des März, bis den 29ſten des Aprilmonates bereits tauſend dreyhundert und acht und dreyßig franzöſiſche Meilen zurück geleget hatten: ſo ſahen ſie an einem Tage ſechs Waſſerhoſen auf einmal. Sie entſtunden etwa eine Vierthelmeile weit vom Schiffe auf einmal, und machten dabey ein dumpfigtes Geräuſch ungefähr wie Waſſer, das man unter der Erde rauſchen höret. Dieſes Geräuſch wurde immer ſtärker, und glich in kurzer Zeit dem Pfeifen des Tauwerkes an einem Schiffe, wenn ein ungeſtümer Wind daran bläſt. Anfänglich wallete das Waſſer auf, und erhub ſich etwa anderthalb Schuhe hoch über die Fläche der See. Ueber dem aufwallenden Waſſer erſchien ein Nebel, oder vielmehr ein dicker Dampf von blaßer Farbe, und aus dieſem Dampfe bildete ſich eine Röhre, die bis an die Wolke ſtieg. Trieb der Wind die Wolke, daran eine ſolche Röhre oder Säule hing, von ihrer Stelle weg: ſo bog ſich die Röhre, gieng aber deswegen doch nicht los, ſondern dehnete ſich nur in die Länge und folgete der Wolke. Gleichfalls wurde ſie bald dünner bald dicker, nachdem die Wolke entweder höher empor ſtieg, oder ſich tiefer herab ſenkete. Die Matroſen erſchracken ſehr über dieſem Anblicke. Man zog die Segel ein, und lud die Stücke, weil man der gemeinen Meynung zu Folge dafür hielt, ein ſtarker Knall, oder die Bewegung der Luft bringe die Waſſerhoſen zum Platzen, oder zertheile ſie. Allein, ehe man dergleichen Hülfsmittel gebrauchen konnte, das iſt, ungefähr innerhalb zehn Minuten, wurden die Röhren ſehr dünne, gaben ſich von der Seefläche los, und verſchwanden gänzlich *b*).

Den

Wendekreiſen eingeſchloſſen wird, und da die Winde beynahe unaufhörlich auf einerley Striche blaſen. Der Wind war ſowohl zuvor, als hernach ſanft, und unverändert. Nebſt dem verſicherten die Steuerleute, ſie hätten in mehrerley Gewäſſern dergleichen Waſſerhoſen geſehen, es ſey aber nie ein Sturm darauf gefolget, wohl aber gemeiniglich ein ſtarker Regen, ohne Donner. Gleichwohl verſteht er unter dem Worte Sturm nur einen allgemeinen, welcher in dem ganzen Umfange des Geſichtkreiſes wütet, übrigens hält er ſelbſt für gewiß, es ſey in beſagter Röhre ein Wirbelwind, der an dem Orte, wo die Röhre entſteht, einen Sturm gar wohl erregen könnte, vorhanden, und ver-

muthlich

La Barbinais le Gentil 1716.

Den 30ſten des Maymonates, am heil. Pfingſttage, bekam man die Inſel Guaham zu Geſichte *c*); und damit die Freude vollkommen ſeyn möchte: ſo war das erſte, was man erblickete, drey Schiffe von den franzöſiſchen Indienfahrern, die man in Peru zurück gelaſſen hatte. Sie waren eben an demſelbigen Tage daſelbſt angelanget, hatten aber unterwegens ſchreckliche Gefahr ausgeſtanden. In dem Raume des **Martial**, welchen **Villepulet**, ein ſehr erfahrner Seemann, führete, war Feuer ausgekommen. In den **Maillebois** hatte der Donner geſchlagen, den großen Maſt zertrümmert, und den Hauptmann auf der Stelle getödtet. Das dritte Schiff, **la Bienſeance** genannt, hatte großen Mangel an Waſſer gelitten, und viel vom Scharbocke ausgeſtanden, wie denn beynahe kein einziger Mann auf dem ganzen Schiffe geſund war.

Gegenwärtiger Zuſtand der Inſel Guaham.

Barbinais ſtieg mit dem Hauptmanne ans Land, um dem daſigen Befehlshaber, den er mit dem Titel eines Unterköniges beehret, im Namen der franzöſiſchen Nation aufzuwarten. Seine Erzählung dienet ſtatt einer Abſchilderung des gegenwärtigen Zuſtandes der Spanier auf dieſer Inſel. „Man ließ uns, ſaget er, durch ein Pförtchen eintreten, „weil kein Thorweg am Pallaſte war. Wir kamen in einen gewölbten Gang, und ſahen „da einige Flinten, ſieben bis acht Schilde, einige Lanzen, vier Fahnen und eine Trom„mel. Auf der Treppe ſtunden vierzig Soldaten in zwo Reihen, und gebärdeten ſich nach „der gewöhnlichen Ernſthaftigkeit ihrer Nation. Der Officier trat in großer Herrlichkeit „voraus, und führete uns in des Unterköniges Gemach. Wir ſchloſſen aus dem vergnüg„ten und freundlichen Geſichte, das dieſer Herr bey unſerer Ankunft an ſich nahm, er „müſſe recht froh ſeyn, daß er einmal wieder Wein und Brodt zu ſehen bekäme, indem „es ihm, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, ſchon ſeit langer Zeit daran fehlete. Wer von einem „Pallaſte ſprechen höret, der ſollte glauben, es wäre ein prächtiges Gebäude. Allein, es dienet

---

muthlich erregte dieſer Wirbelwind das Aufwallen des Waſſers. Doch iſt dieſer Sturm nicht allgemein, ſondern nur an einen gewiſſen Ort eingeſchränket. Eine Wolkenröhre, die auf der See entſteht, iſt, ſo viel ihre wirkende Urſache, oder ihren Urſprung betrifft, einer, die auf dem Lande entſteht, ganz ähnlich, nur iſt, was ihre Wirkung betrifft, ein Unterſchied zwiſchen ihnen. Denn der in einer, wie in der andern verſchloſſene Wirbelwind, ſtiftet auf dem Lande weit größeres Unheil, und läßt zum öftern entſetzliche Merkmaale ſeiner Gegenwart hinter ſich; dahingegen er auf der See gar keine Spur von ſich hinterläßt, es komme ihm denn ein Schiff in den Weg, welches aber ſelten geſchieht. Um dieſes zu erklären, nimmt der Verfaſſer an, es könne eine Wolke dadurch, daß ſie auf eine andere herab fällt, eine wahrhaftige Windkugel bilden; dieſe Windkugel bekomme in der untern Wolke eine Oeffnung, und daraus breche ein Wirbelwind, der im Stande ſey, ein Aufwallen des Waſſers zu erregen, los. Dieſer Wind nun, welcher ſenkrecht herab ſtürmet, bringt zweyerley Wirkungen hervor. 1. Verurſachet er durch ſeinen gewaltſamen Druck auf die Waſſerfläche, darauf er trifft, eine Vertiefung in ſelbiger. 2. Vermittelſt dieſer Vertiefung, oder Grube, treibt er das Waſſer aus ſeinem Senkrechte, und nöthiget es, empor zu ſteigen, da es denn vermöge ſeiner Schwere den Platz, daraus es verdrängt wurde, wieder einzunehmen ſuchet. Indem ihm aber bey dieſer Bewegung die Streifen der aus der Wolke herabfahrenden Dünſte in den Weg kommen, ſo dringt es an beſagten Streifen nach der Länge fort, oder es ſtößt vielmehr daran, und erhebt ſich, vermöge einer Art von ausdehnender Kraft, einen Schuh hoch über die See. Das dickeſte von dieſen aus der Wolke herabkommenden Dünſten, bildet etwas einer Röhre ähnliches, das mitten aus eben dieſem Dunſte ſich zu erheben ſcheint, und bis an die Wolke ſteigt. Er iſt, ſo wie ihn die Sonnenſtralen ſtärker, oder ſchwächer beſcheinen, bald dunkeler, bald heller, und der Verfaſſer vergleicht ihn mit dem Rauche, der von einem mit Waſſer ausgegoſſenen Brande aufſteigt. Einige ſind der Meynung, ſaget er, die Wolke ziehe vermittelſt der Röhre das Seewaſſer eben alſo in ſich, wie man etwa

La Barbinais le Gentil 1716.

„dienet zu wiſſen, daß man hier zu Lande dasjenige, was in Europa etwa eine Scheune „mit einem Strohdache vorſtellen würde, mit dem Namen eines Pallaſtes beleget. Der „guahamiſche nun iſt mit Strohe und Palmlaube gedecket, und beſteht aus drey Gemächern. Die beyden erſtern ſind für den Unterkönig, das dritte für einen Haufen junge „Mägdchen, die er erziehen ließ, und daran ein gutes Werk that. Niemand konnte es „übel auslegen, weil ihn ſein hohes Alter von allem Verdachte frey ſprach. Wir beſuchten nachgehends zween Jeſuiten und Heidenbekehrer, die uns ſehr heilige Leute zu ſeyn „ſchienen. Der Hochmuth treibt ſie gewiß nicht in dieſe Inſel, wo ſie ein ſehr ſtrenges „Leben führen„ *d*).

Sie bemühen ſich, ſolche zu bevölkern.

Zu verwundern iſt es, daß la Barbinais eine Beſatzung von dreyhundert Mann in die Inſel Guaham leget, ungeachtet vernünftige Reiſende ihre Anzahl nicht über ſechzig ſchätzen: allein, er meldet noch dabey, es hätten dieſe Kriegesleute die Erlaubniß, Weiber auf der Inſel zu nehmen, weil man das Land durch dergleichen Heirathen, wo möglich, zu bevölkern trachte. Denn die Anzahl der Indianer nimmt von Tage zu Tage ab, und von den funfzehn tauſend, die ſich nach der Eroberung noch auf der Inſel befanden, iſt voritzt der zehnte Theil nicht mehr vorhanden *e*). Gleichwohl bewilligte der Befehlshaber bey der Franzoſen Abreiſe einigen Soldaten ihren Abſchied. Eigentlich waren ſie des Aufenthaltes in dieſer Einöde alle miteinander überdrüßig, und ein jeder wollte mit abſegeln. Das Schiff, darauf la Barbinais fuhr, nahm zu Erſetzung ſeiner abgegangenen Mannſchaft ihrer eilfe an Bord, bezahlete aber dem Befehlshaber vorher etwas Geld, das er den Leuten, wie er ſagete, vorgeſchoſſen hatte, wiewohl es eigentlich die Bezahlung ihres Abſchiedes vorſtellete *f*).

Weil

---

etwa mit einem Strohhalme Wein aus einer Flaſche ſauget, das iſt, die äußere Luft drücke mit Gewalt auf das rings um das Röhrenende befindliche Waſſer, und nöthige es dergeſtalt, innerhalb beſagter Röhre, bis in die Wolke aufzuſteigen, in welcher dann, wie ſie voraus ſetzen, die Luft ſehr dünne ſeyn muß. Allein, wofern dieſes ſeine Richtigkeit hätte: ſo wäre es etwas vergebliches, in der Abſicht eine Waſſerhoſe zu trennen, mit Stücken darein zu ſchießen, indem alle Bewegung der Luft, ſie möchte ſo groß ſeyn, als ſie wollte, keine Wirkung an ihr thun würde, eben ſo wenig als man dadurch, daß man die Luft in Bewegung ſetzet, den Strahl eines Springwaſſers trennen kann. Es iſt demnach wahrſcheinlicher, wenn man annimmt, es beſtehe die Waſſerhoſe nur aus einem bloßen Dampfe, der mit Gewalt aus der Wolke heraus breche, und das Bild eines bis an die Oberfläche der See herabreichenden Körpers vorſtelle. Hieraus nun folget der Schluß, eine Waſſerhoſe könne nimmermehr ſo viel Waſſer in ein Schiff fallen laſſen, daß es wegen des bleyrechten Herabſturzes deſſelbigen auf den Ueberlauf in den Abgrund verſinken müſſe, ſondern alles, was ſie thun könne, beſtehe darinnen, daß ſie etwa einige Maſtſtangen oder Segel mit wegnehme; denn wofern die Hoſe dergleichen dichte Körper auf ihrem Wege antrifft, ſo fährt ein Wirbelwind aus ihr heraus, der ſeine Wirkung im Augenblicke thut, aber nicht lange dauert. Es thun alſo die Seeleute ſehr wohl daran, daß ſie die Luft durch Schießen in Bewegung ſetzen, abſonderlich wenn ihnen die Waſſerhoſe ziemlich nahe auf den Leib kömmt; denn ſodann erzeiget das Krachen der Stücke an der Wolke, daran die Hoſe hängt, eben dergleichen Wirkung, als der Glockenklang an einer donnerſchwangern Wolke erzeiget.

c) Der Verfaſſer bemerket, es wäre die Abweichung der Magnetnadel eine ſichere Regel, die marianiſchen Eylande ausfündig zu machen. Sie beträgt daſelbſt ſechs Grad dreyßig Minuten gegen Nordoſt. A. d. 144 S.

d) A. d. 145 S.

e) A. d. 150 S.

f) A. d. 155 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

Die Franzoſen wiſſē nicht wo ſie einlaufen ſollen.

Weil man der chineſiſchen Küſte ſich näherte: ſo kam es darauf an, in welchen Hafen man einlaufen wollte. Man konnte nicht mehr als zween erwählen, es war aber bey einem eben ſo viel Bedenklichkeit, als bey dem andern. „Nach Canton zu gehen, fiel „deswegen beſchwerlich, weil man allem Vermuthen zu Folge, eine große Anzahl Europäer daſelbſt antreffen mußte; nach **Emuy** in der Landſchaft **Fokien** zu gehen, war „deswegen gefährlich, weil wenige europäiſche Schiffe dahin kommen, und weil beſagter „Hafen zum allerhöchſten bloß für diejenigen bequem iſt, die nach dem Südmeere zurück wollen. „Gleichwohl wählete ihn der Hauptmann, weil es ſein Verhaltungsbefehl alſo mit ſich „brachte. Man ſtellete ihm zwar vor, die Rheeder hätten nicht die beſte Nachricht von „der Beſchaffenheit dieſes Hafens gehabt, ſondern den Befehl, in Meynung, als ob Emuy „zur Handlung bequemer, als Canton ſey, alſo ausgeſtellet; ſie würden alſo, wenn ſie „die Urſache erführen, warum er ihrem Befehle nicht gefolget wäre, ihm vielmehr Dank „dafür wiſſen„. Allein, es half nichts *g*).

Den 7ten gieng man unter Segel, und legete bis auf den 22ſten des Brachmonates vierhundert und vier und achtzig Meilen gegen Weſtnordweſt zurück. Sodann erblickete man das Vorgebirge **Enganno** auf den philippiniſchen Inſeln, und zehn Meilen von ſolchem nahmen die übrigen Schiffe einen andern Weg. Die Abweichung der Magnetnadel hatte ſeit der Abfahrt von Guaham beſtändig abgenommen, und betrug nur noch einen Grad dreyßig Minuten gegen Nordoſt. La Barbinais erſtaunete über die große Menge kleiner Inſeln, die man die folgenden zween Tage ſah, und davor man ſich, als vor eben ſo viel gefährlichen Klippen, ſorgfältig hüten muß. Den 25ſten erblickte man **Formoſa**. Man hatte den Steuermann gewarnet, er ſollte ihr nicht zu nahe kommen, weil man ſeit kurzem auf der Nordoſtſeite des **Pics** einige Klippen entdecket hatte, welche eben deswegen, weil man ſie noch nicht recht kennet, und weil die Ströme merklich gegen Nordoſt treiben, ſehr gefährlich ſind. Den 26ſten auf drey und zwanzig Grad ſechzehn Minuten Norderbreite, und hundert und ſieben und dreyßig Grad fünf und neunzig Minuten Länge, ſchwamm die ganze See voll Schlangen. Sie werden von den chineſiſchen Flüſſen dahin geführet, und ſind ein untrügliches Anzeigen, man ſey nicht mehr weit vom Lande. Endlich erblickete man den 29ſten das chineſiſche Gebirge, und erſuchete einige chineſiſche Fiſcher, die in großer Anzahl herbey kamen, ſie möchten das Schiff nach der Bay zu Emuy führen. Hierzu waren ſie zwar ganz willig, wiederholeten aber wohl tauſendmal in ihrer Sprache, **Hiamuen Boos**, das iſt, Emuy iſt nicht gut. Man kennet die Einfahrt in den daſigen Hafen an einem ſehr hohen Berge und darauf ſtehenden Thurme, den man wohl zwanzig Meilen weit auf der See gewahr wird, imgleichen an einer kleinen Inſel, durch welche man von einem Ende bis zum andern ſehen kann, und die nur ſechs Meilen weit von der Einfahrt liegt *h*).

Das Schiff erreichet Emuy.

Den Abend eben deſſelbigen Tages warf das franzöſiſche Schiff vor dem Haupttempel der Inſel, zwo Meilen vom Hafen und der Stadt, Anker. Der Verfaſſer giebt der Bay etwa acht franzöſiſche Meilen zum Umkreiſe. Es fällt der Fluß **Changehen** hinein, und machet einen ſehr ſchönen Hafen, darinnen die Schiffe gegen alle Winde geſichert ſind.

Weil Barbinais einige Monate lang auf der Inſel Emuy blieb: ſo hatte er Zeit, die Gebräuche und Gemüthsbeſchaffenheit der Chineſen zu beobachten. Es enthält auch das übrige

---

g) A. d. 157 und vorherg. S.

h) A. d. 159 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

übrige von ſeinem Buche in der That weiter nichts, als eine Sammlung ſeiner dießfalls gemachten Anmerkungen. Indem aber der ſiebente Theil gegenwärtiger Sammlung, ſolche Nachrichten von China enthält, welche die Frucht einer zweyhundertjährigen Erfahrung und eines unermüdeten Nachforſchens einer großen Anzahl Mißionarien ſind, an denen man weder die Aufrichtigkeit, noch die Einſicht in Zweifel ziehen kann: ſo vermögen die Bemerkungen eines jungen Reiſenden, abſonderlich weil ſie ihm mehr zum Zeitvertreibe, als zu einem ernſtlichen Geſchäffte dieneten, keine ſonderliche Zuſätze zu liefern.

Man räth ihm, die Chineſen wacker abzuprügeln.

Er beklaget ſich ziemlich über die Chineſen, und erwähnet unter andern, es hätte ihm ein gewiſſer berühmter Jeſuit gerathen, er ſollte ſich von ihnen nicht viel ſchimpfen laſſen, ſondern wenn ſie ihn nicht mit Frieden ließen, ſie wacker abprügeln, nur aber den Degen nicht ziehen, weil das Blutvergießen in dieſem Reiche mit dem Tode beſtrafet würde. Er hielt es, wie er ſagete, für ſeine Schuldigkeit, dieſem guten Rathe nach dem Buchſtaben zu folgen; es fehlete ihm auch keinen einzigen Tag an einer tüchtigen Gelegenheit dazu. „Denn ungeachtet die Chineſen von Natur furchtſam und verzagt ſind: ſo ſind ſie doch ſehr boshaft, und reiben ſich gern an Ausländer „. Unſere Kleidung kömmt ihnen ſehr wunderlich vor, abſonderlich aber die Perücken höchſt abgeſchmackt. Was die Chineſen zu Emuy insbeſondere betrifft, ſo werden ſie durch das Verfahren der philippiniſchen Spanier in ihrem Haſſe gegen Ausländer gewaltig beſtärket. Denn man verfährt in beſagten Inſeln nach aller Schärfe mit ihnen, und die Inquiſitionsgefängniſſe liegen voll heidniſcher Chineſen, welche aus irgend einer eigennützigen Abſicht das Chriſtenthum annahmen, und nachgehends, wenn ſie ihren Vortheil nicht mehr dabey fanden, wieder aufgaben *i*). Nebſtdem bemühen ſich auch, wie es ſcheint, die europäiſchen Kaufleute nicht ſonderlich, ihre Gunſt zu gewinnen. Einſtens erſuchte ein emuyſcher Chineſe den la Barbinais, deſſen Freundſchaft er zu gewinnen ſuchete, er möchte ihn doch beſuchen, und zeigete ihm hernach ein ſchriftliches Zeugniß eines engländiſchen Schiffpredigers, darinnen nach ſeiner Meynung ihm ein treffliches Lob geſprochen war. Es war in lateiniſcher Sprache abgefaſſet, und beſagete, wenn irgend ein Europäer von ſeinem misgünſtigen Schickſale genöthiget würde, den Hafen zu Emuy zu beſuchen, ſo ſolle er wiſſen, daß Zeiger dieſes, Hia Cua, der allerärgſte Spitzbube in dieſer mit lauter Dieben angefülleten Stadt ſey *k*). Was für Folgen können nun dergleichen Dinge nach ſich ziehen, wenn ſie offenbar werden.

Gaſtmahl auf franzöſiſch bey den Chineſen.

Einſtens bath der allerreichſte Handelsmann zu Emuy die Schiffsofficier zu Gaſte, und wollte ſie auf franzöſiſche Art bewirthen. Barbinais beſchreibt dieſes Gaſtmahl folgender Geſtalt. „Erſtlich kamen zween Chineſen in Ceremonienkleidern, und führeten die Gäſte in die Wohnung des Kaufmannes, welcher Empſia hieß. Hier waren einige junge und ſehr lächerlich angekleidete Leute, ſchon in völliger Bereitſchaft, ihnen mit einem chineſiſchen Luſtſpiele lange Weile zu machen. Auch ſtunden unter einem bedeckten Luſtgange ſechs Tiſche fertig, man hatte aber weder Tiſchtuch, noch Teller aufgeleget, ſondern die Tiſche nur mit geſtickten Teppichen die bis auf die Erde hinab hingen, beſchlagen. Den Verfaſſer trieb die Neugierigkeit in die Küche. Hier ſah er nun glühende Kohlen in vielen Abtheilungen auf dem Zimmerboden in Ordnung liegen, dabey ſtunden viele Köche mit langen Gabeln, woran Hühner, Enten und Spanferkeln ſtecketen, und fuhren damit, um ſolche zu braten, in größter Ernſthaftigkeit über den Kohlen

---

i) A. d. 191 S.

k) A. d. 192 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

„ len hin und her. Nach einer großen Menge weitläuftiger Geprängreden, ſetzete man ſich endlich zu Tiſche. Man trug viele leere Schüſſeln auf; die Köche erſchienen mit ihren Gabeln in der Hand, und ließen ihre Braten in die leeren Schüſſeln fallen. Dieſes geſchah gleich zu Anfange der Mahlzeit. Sodann trat der Vorſchneider herbey und verrichtete ſein Amt, hatte aber dermaßen ſchmutzige und ekelhafte Fäuſte, daß den Gäſten alle Luſt zum Eſſen vergieng. Zugleich nahm auch das Luſtſpiel ſeinen Anfang, und zwar mit dem Getöne einiger Zinken, meßingener Becken und einer mit Büffelshaut beſpanneten Trommel, worauf ſehr ſeltſame Tänze folgeten. Auf die erſte Tracht folgeten allerley da zu Lande übliche Leckerbißchen, in großen Porcelanſchaalen, nebſt kleinen Stöckchen, welche den Chineſen ſtatt der Gabel dienen. Weil die Franzoſen keine Liebhaber von warmem Getränke waren: ſo hatten ſie ſich peruvianiſchen Wein holen laſſen, allein, weil ihr Wirth ſein Tage nicht geſehen hatte, daß man den Wein kalt trinke: ſo machte er ihn fein warm, und dachte es recht gut getroffen zu haben. Wie erſchracken ſie aber nicht, als ſie ihren Wein im Glaſe rauchen ſahen l).

Begebenheit von vier Mißionarien.

Bey Gelegenheit, da Barbinais auf den Jeſuitermißionar Pater Laureati, welcher den Franzoſen aus einem großen Verdruſſe half, zu reden kömmt, erzählet er, wie unglücklich es vier Mißionarien aus einem andern Orden, die ſich den 9ten Auguſt im Jahre 1716 in das franzöſiſche Kaufhaus flüchteten, ergangen. Ungeachtet es den Europäern durch die kaiſerlichen Landesverordnungen unterſaget iſt, durch einen andern Hafen, als den Cantoniſchen, ins Reich zu kommen: ſo hatten ſie ſich dennoch auf eine nach der Landſchaft Fokien von Manilla abgehende chineſiſche Junke eingeſchiffet, in Hoffnung, die Wachſamkeit der Mandarinen auf dieſe Weiſe zu hintergehen, und in die Hauptſtadt beſagter Landſchaft, Namens Changcheu zu kommen. Nun hatte ihnen zwar der chineſiſche Schiffer verſprochen, er wollte ſie an irgend einem bequemen Orte der Küſte heimlich, und ohne den Reichsbeamten ihre Ankunft zu melden, ans Land ſetzen, ja er wollte ihnen über dieſes auch einen Wegweiſer ſchaffen. Allein, er hielt ſein Wort nur halb; denn er ſetzete ſie zwar wirklich ein Paar Meilen von Emuy in chineſiſcher Kleidung ans Land, übergab ſie auch einem daſigen Chriſten mit aller Treue zur Anführung: allein, hernach gieng er hin, und verrieth dem Mandarin nicht nur ihre Ankunft, ſondern auch den Ort, wo er ſie gelaſſen hatte, und zwar wie nicht zu zweifeln, bloß in der Abſicht, ſie ins Gefängniß zu bringen, und ſodann ihr Geräthe und Geld, das ſie ihm unvorſichtiger Weiſe in Verwahrung gegeben hatten, für ſich ſelbſt zu behalten. Doch es brachte ſeine Gierigkeit und Untreue niemanden mehr Verdruß, als ihm ſelbſt; denn die Mandarinen nöthigten ihn, alle den vier Mißionarien zuſtändige Sachen in Gerichts Hände zu liefern, und legeten ihm über dieſes noch auf, die Perſonen derſelbigen bey Verluſt ſeines Schiffes innerhalb zween Tagen zu ſtellen. Er eilete ihnen folglich ohne Zeitverluſt nach Changcheu nach. Sie waren anfänglich in großer Angſt, als ſie ſein begangenes Schelmſtück erfuhren, faſſeten aber doch, auf Vernehmen, es liege ein europäiſches Schiff in dem Hafen zu Emuy, bald wieder Muth, und ließen ſich ohne Schwierigkeit in beſagte Stadt führen. Hier wurden ſie von den Franzoſen mit aller Höflichkeit empfangen. Nichts deſtoweniger geriethen ſie über die Gegenwart des Pater Laureati in große Furcht; denn das geringſte, was ſie von ihm beſorgeten, war, er würde ihr Vorhaben nach Changcheu umzukehren vernichten. „ Eine ſo verkehrte Vorſtellung machen ſich, der Anmerkung unſers Verfaſſers zu

„ Folge,

---

l) A. d. 208 und vorherg. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

„Folge, alle übrige Mißionarien von den Jeſuiten. Der Pater Laureati, dem ſie nicht „unbekannt waren, befand ſich ſeines Ortes in nicht geringerer Verlegenheit, weil es darauf ankam, vier Perſonen, welche den kaiſerlichen Befehl überſchritten hatten, in Schutz „zu nehmen. Denn, ſagete er, wiederfährt ihnen ein Unglück, ſo denken ſie, ich habe „es angeſtiftet. Thue ich, was die chriſtliche Liebe erfordert und helfe ihnen aus der Noth: „ſo ſagen ſie, ich hätte ſie gern ins Unglück gebracht, wenn ich nur gekonnt hätte. Die „folgende Erfahrung beſtätigte die Richtigkeit ſeiner Gedanken; unterdeſſen verſprach er „ihnen doch ſeinen Beyſtand m).

Der franzöſiſche Schiffer verſorgete ſie unterdeſſen, bis die Mandarinen einen Ausſpruch wegen ihres Schickſales thun würden, mit einer Wohnung. Sie erzähleten, wie es ihnen auf ihrer Fahrt von Manilla nach China gegangen war. Es entſtund ein heftiger Sturm, und es fehlete ſehr wenig, ſo wären ſie alle mit einander zu Grunde gegangen, obgleich nicht ſo wohl wegen Ungeſtümigkeit des Windes, als vielmehr wegen des dummen Aberglaubens der Chineſen. Als die Noth groß wurde: ſo traten die Vornehmſten des Schiffes auf das Hintertheil vor das angeſehenſte Götzenbild, das ſie bey ſich hatten, hin, zündeten eine Menge von allerley Räuchwerk an, und beräucherten das Bild auf allen Seiten. Sie breiteten ferner eine Matte hin, und ſtreueten Reiß darauf. Einer unter ihnen legete ſich darauf und ſteuerte den Kopf auf einen großen Strohhut. Ehe man es ſich verſah: ſo ſprang der Kerl mit funkelnden Augen und ſchäumendem Maule in die Höhe, ergriff ein Bambusrohr und ſchwang es unter den Herumſtehenden mit ſolcher Gewalt und Geſchwindigkeit herum, als wenn er ſie alle mit einander zu Boden ſchlagen wollte. Gleichwohl bezeugete kein Menſch die allergeringſte Furcht, weil ſie in den Gedanken ſtunden, ihr Götze laſſe ihnen bey ſeiner Verehrung kein Unglück zufügen. Allein, die Mißionarien, welche dieſen Glauben nicht hatten, beſorgeten öfter als einmal, der Kerl würde ihnen die Köpfe entzwey ſchlagen. Als er dieſe gewaltſame Bewegung eine halbe Stunde getrieben hatte: ſo ſtreckete er ſich wieder auf ſeine Matte hin, und machte allerley Schriftzeichen in den Reiß. Sie mußten aber entweder nicht deutlich gebildet ſeyn, oder ſonſt nichts gewiſſes bedeuten; genug, es konnte niemand daraus klug werden, ſondern man erſuchte ihn um einen deutlichern Ausſpruch. Hierauf nahm er ein Papier, und ſchrieb mit dem Blute, das aus ſeiner Zunge tropfete, andere Zeichen darauf, welche dasjenige, was man um das Schiff zu erleichtern ins Waſſer werfen ſollte, bedeuteten; das war nun bald eine Kiſte, bald ein Ballen Reiß, bald ſonſt etwas. Unter dieſem Getümmel betheten die Mißionarien mit eben ſolchem Eifer, als Miſſethäter, die ihre Hinrichtung alle Augenblicke erwarten, indem ſie nicht anders gedachten, als der Teufel, welcher durch den Mund des Chineſen redete, würde ihre Perſon ebenfalls in die See zu werfen befehlen n). Wir haben dieſe Erzählung nur deswegen hier beygebracht, weil in dem Artikel vom chineſiſchen Aberglauben dergleichen nicht vorkömmt. La Barbinais meldet noch dabey, ſie würde ihm ohne des Pater Laureati Verſicherung, daß er einſtens auf einer Fahrt nach den philippiniſchen Inſeln eben dergleichen mit angeſehen habe, ſehr unglaublich vorgekommen ſeyn o).

Dieſer apoſtoliſche Mandarin nahm ſich der vier Mißionarien mit allem Eifer an; er brachte ihnen nicht nur die Vergebung ihres Fehlers zuwege, ſondern ſie bekamen auch ihr Geräthe wieder, und durften, bis der Hof ihrentwegen weiter befehlen würde, zu

---

m) A. d. 198 und vorherg. S. n) A. d. 200 und vorherg. S. o) Ebend.

La Barbinais le Gentil 1716.

Changcheu verbleiben. Dem ungeachtet gieng es ihm, wie er es zum Voraus geſaget hatte; denn ſie ſchrieben alles, was ihnen anfänglich widriges begegnet war, auf ſeine Rechnung. Hingegen die Franzoſen, welche ſein Gemüth auf die Probe geſtellet hatten, urtheileten beſſer nach der Billigkeit von ihm. „Er war der angenehmeſte und munterſte Greis, „den ſie je geſehen hatten. Er beſaß nicht nur einen aufgeweckten Geiſt, ſondern „auch eine vollkommene Wiſſenſchaft in der anmuthigen Gelehrſamkeit, ein erſtaunliches „Gedächtniß, eine gründliche Beurtheilungskraft, und eine unverbrüchliche Ergebenheit „für das Beſte der Geſellſchaft. Er war in der Abſicht, in China das Evangelium zu „predigen, ſchon vor zwey und zwanzig Jahren von Rom abgereiſet. Anfänglich mußte „er, auf Befehl ſeiner Obern, in eine nordliche Landſchaft abgehen, woſelbſt er durch ſeine „Geduld und ſein ſtrenges Leben, eine Menge Hinderniſſe, welche der Ausbreitung des Glaubens im Wege lagen, auf die Seite räumete. Als er nachgehends in der Abſicht eine „Miſſion nach America daſelbſt anzulegen, in die philippiniſchen Inſeln reiſete: ſo errichtete „er mit dem Patriarchen von Antiochien, Herrn von Tournon, welcher eben damals zu „Manilla angekommen war, eine genaue Freundſchaft, begleitete ihn auch bis nach Canton. Indem aber hierauf unter den Miſſionarien Zwiſtigkeit entſtund: ſo verließ er Canton, „und begab ſich in eine entlegene Landſchaft, bloß weil er von der bevorſtehenden Trennung „der chineſiſchen Kirche weder einen Zeugen abgeben, noch Theil daran nehmen wollte. „Nachgehends, da inſonderheit die Dominicaner und andere Geiſtliche, welche ohne Vorwiſſen des Kaiſers ins Reich gekommen waren, ſelbiges räumen ſollten, ſtund er ihnen „mit ſeiner Vorſprache nach allem Vermögen bey *p*).„

Gedanken von dem Anſehen der Jeſuiten China.

Wir dürfen die Gedanken, welche Barbinais bey dieſer Gelegenheit äußert, keinesweges mit Stillſchweigen übergehen. Ich habe, ſaget er, das äußerliche Anſehen, das die Jeſuiten in China genießen, ſehr oft tadeln, und für eine der Lehre des Evangelii und der Demuth apoſtoliſcher Lehrer, entgegen laufende Sache ausſchreyen hören. Es bleibt auch wohl unſtreitig, daß ein Miſſionarius, er ſey von welcher Geſellſchaft er wolle, ſehr Unrecht handele, wenn er ſeine Gewalt entweder misbrauchet, oder aus bloßem Ehrgeize nach prächtigen Titeln und hohen Ehrenſtellen trachtet. Allein, meines Erachtens kann eine Perſon, welche das Evangelium in China predigen will, nie zu viel Anſehen haben. Denn die daſigen Einwohner gehen bloß auf das Aeußerliche. Wenn ſie einen Mandarin nur nennen hören: ſo zittern ſie ſchon. Ein Miſſionarius, welcher mit dieſem Ehrentitel gezieret iſt, hat ungeachtet alles Haſſes, den der chineſiſche Pöbel gegen die Europäer trägt, nicht das allergeringſte von ihm zu befürchten. Nebſt dem findet die Lehre ſelbſt bey einem heidniſchen und abergläubiſchen Volke weit beſſern Eingang, wenn ſie von vornehmen und angeſehenen Leuten geprediget wird, und übrigens muß man nicht meynen, als ob die Jeſuiten darum, weil ſie den Titel führen, wirkliche chineſiſche Mandarinen wären; denn ſie haben weder einige Bedienung *q*), noch verwalten ſie ein Amt, ſondern weil ſie das kaiſerliche Gnadenzeichen tragen *r*), und in großer Gnade bey ihm ſtehen, ſo gehen die Mandarinen mit ihnen als mit ihres Gleichen um, und erweiſen ihnen alle Ehrerbiethung. Mehr wird in China, um den Pöbel im Zaume zu halten, nicht erfordert *s*).

---

p) A. d. 209 und 210 S.

q) Sie haben nie eine andere Bedienung gehabt, als die erſte Präſidenten-Stelle bey dem mathematiſchen Collegio.

La Barbinais le Gentil 1716.

Wie dem Pater Laureati begegnet wurde.

Den Beweis davon ſah ich zur Gnüge, als mir der emuyſche Statthalter erlaubte, den Pater Laureati bis an das Ende der Inſel zu begleiten. Unterwegens begegnete uns der Mandarin, welcher über das platte Land zu befehlen hatte, mit ſechzig Mann zu Pferde, und ſeinen Bütteln hinter ſich. Sobald er die Sänfte des Pater Laureati erblickte, ſtieg er ab, und begrüßete ihn. Alle ſeine Leute legeten die Wahrzeichen ihrer Gerichtsbarkeit auf die Erde, und ſtelleten ſich mit kreuzweiſe auf die Bruſt gelegten Aermen in zwo Reihen. Der Miſſionarius empfing ihn zwar höflich, doch auf eine ſolche Weiſe, daraus man einen Vorzug abnehmen konnte. Alle Meile fanden wir Abgeordnete von irgend einem Mandarine vor uns, welche dem Pater Laureati im Namen ihres Herren allerley Labſal überreichten. Nach einem zweytägigen Zuge kamen wir an die Meerenge, welche die Inſel Emuy vom feſten Lande ſcheidet. Es iſt dieſer Seearm etwa eine halbe franzöſiſche Meile breit, und ganz mit Fahrzeugen, die vermittelſt ſtarker eiſernen Ketten an einander hängen, und eine ſchwimmende Stadt vorſtellen, überdecket. Am Seeſtrande ſteht ein großes Bonzenkloſter, in welchem der Statthalter von Emuy Anſtalten zu einem Gaſtmahle vorgekehret hatte: allein, der Pater Laureati hatte nicht Luſt, ſich aufzuhalten, ſondern gieng mit ſeinem Gefolge, das aus achtzehn Perſonen beſtund, unverzüglich zu Schiffe, doch beſchenkte er nach chineſiſcher Gewohnheit des Statthalters Bediente, und trug ihnen ſeine Dankſagung auf t).

Was den Franzoſen zu Emuy wiederfuhr.

Als dieſer Miſſionarius abgereiſet war, ſo merketen es die Franzoſen ſehr deutlich, wie viel ſie ihm zu danken gehabt hatten. Denn die Chineſen ließen nunmehr ihre angebohrne Gemüthsart blicken, und ihr Haß gegen Ausländer brach auf den bisherigen langen Zwang nur deſto ſtärker aus. Ein Steuermann vom Schiffe erwiſchte einem Chineſen die Hand im Sacke, ſtieß ihn zurück, und wollte ihm das Schnupftuch, das er bereits gemauſet hatte, wieder abnehmen. Der Chineſe rief um Hülfe. Damit fiel dem Steuermanne, der nicht das geringſte Gewehr bey ſich hatte, ein ganzer Schwarm Geſindel auf den Leib, zerriſſen ihm die Kleider, und ſchlugen auf ihn los wie die Unſinnigen. Er ſprang zwar ins Waſſer, und wollte ſich ins erſte beſte Fahrzeug retten: allein, man verfolgete ihn mit ſolcher Hartnäckigkeit, daß er es nicht länger aushalten konnte, ſondern ſein Heil in ſeiner Tapferkeit ſuchen mußte. Dergeſtalt kam er wieder ans Land zurück, riß einem Seſſelträger ſeine Stange aus der Hand, und ſchwadronirte damit auf allen Seiten herum; er ſchlug ſich nicht nur durch, ſondern verſetzete auch dem Urheber des ganzen Handels einen ziemlichen Streich. Nun hatte es zwar damit nicht das geringſte zu bedeuten: weil aber in China alles Blutvergießen bey Leib und Lebensſtrafe verbothen iſt, ſo ſtäubete der ganze Schwarm bey dem erſten Anblicke des Blutes im Augenblicke aus einander, und überließ dem Steuermanne die Wahlſtatt.

La Barbinais hält dieſe Erzählung allen Europäern zum Unterrichte für ſehr nützlich. Der Steuermann, ſaget er, war erbärmlich zugerichtet. Mund und Wangen waren von den Nägeln ſeiner Feinde, als den einzigen Waffen, die ſie gebrauchen, jämmerlich zerkratzet. Am ganzen Leibe war er der vielen empfangenen Schläge wegen, braun und blau. Allein, der Dollmetſcher warnete die Franzoſen, ſie möchten, aller üblen Folge wegen, ohne Zeitverluſt vorbeugen, weil die Sache ſonſt einen ſchlimmen Ausgang gewinnen möchte,

---

r) Dieſes iſt ein gelber Leibgürtel.

s) A. d. 212 und vorhergeh. S.

t) A. d. 313 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

möchte, und zwar um ſo vielmehr, da der Chineſe ſeine Klage bey den Mandarinen ſchon angebracht, und den Verlauf ohne Zweifel ganz falſch vorgetragen habe. Dieſer Umſtand machte den Franzoſen nicht wenig Kummer; denn es war ihnen ſchon bekannt, daß die Herren Mandarinen anderer Leute Güter unter dem geringſten Vorwande in ihren Gewahrſam zu nehmen pflegen. Mit dem Schiffe konnte man ihnen keine Furcht mehr einjagen; denn es ſollte ausgebeſſert werden, und war deswegen abgetackelt. Man beſchloß daher, dem La Barbinais nebſt noch einem anderen Beamten der daſigen franzöſiſchen Niederlage an die Gerichtskammer zu ſchicken, ihre Klage ebenfalls vorzubringen, und um Gerechtigkeit bitten zu laſſen. Weil nun der erboßte Pöbel die Abgeordneten als Miſſethäter, die ihren Lohn empfangen würden, anſah: ſo lief er hinter ihnen drein, und drohete ihnen mit den Stockſtreichen, die ſie nunmehr koſten würden. Es ſuchten auch wirklich die Beamten der Rechtskammer, als ſie der Franzoſen Abſicht erfuhren, ihr Verlangen durch allerley liſtige Griffe abzulehnen. Erſtlich ließ man ſie über zwo Stunden lang warten, und hernach den verwundeten Chineſen holen. Allein, ehe man ihn vor Gericht ſtellete, wurde er von der Wache den beyden Franzoſen gezeiget, ja, um die Anweſenden zum Mitleiden zu bewegen, von vier Kerlen getragen, eben als ob ihm das Loch im Kopfe die Beine lahm gemacht hätte. Nebſt dem hatte er ſich das ganze Geſicht mit Porcellanſcherben geritzet, alſo daß es überall blutete, und ſein ganzer Rock voll Blut war u).

Einige Büttel, die an der Thüre des Vorſaales ſtunden, brachten ihn vor die Richter und machten zugleich ein groß Geſchrey: wornach er vor den Mandarinen auf die Erde fiel. Mehr konnten beyde Franzoſen, weil die Thüre ſogleich wieder zugeſchloſſen wurde, nicht wahrnehmen. Aber nach Verlaufe einer Stunde rief man ſie ebenfalls, und die Büttel machten ſich zur Begleitung fertig. Als ich ſie ſo kläglich ſchreyen hörete, ſaget Barbinais, erſchrack ich, und fragte den Dollmetſcher: was das heißen ſollte? Er gab zur Antwort, in China müßten die Miſſethäter von den Bütteln vor Gericht geführet werden. Damit weigerte ich mich, in die Gerichtſtube zu treten, ſondern ließ den Mandarinen melden, wir beriefen uns auf die zum beſten der Ausländer gegebenen Reichsgeſetze, und wären wir nicht gekommen, ein Urtheil über uns ſprechen zu laſſen, ſondern um Recht und Gerechtigkeit zu bitten. Der Dollmetſcher hinterbrachte ihnen dieſes. Weil ſie nun die eigentliche Beſchaffenheit der ganzen Sache ſehr wohl wußten: ſo ſuchten ſie uns durch allerley erregte Hinderniſſe abzuſchrecken; hoffeten es auch um ſo vielmehr dahin zu bringen, weil ihnen bekannt war, wie ſehr die Franzoſen über ihre Ehre halten. Sie befahlen alſo, man ſollte den Steuermann vor Gericht ſtellen, weil dieſes zu Unterſuchung der Sache höchſtnothwendig ſey: allein, ſie wußten wohl, er ſey dermaßen übel zugerichtet, daß man ihn nicht wohl von der Stelle bringen konnte. Doch wir blieben dabey, wir wollten Gehör haben, oder wir würden, wofern man uns dieſes verweigerte, die Trommel des Statthalters rühren x).

Ueber dieſem Wortwechſel giengen ein Paar Stunden hin. Endlich drangen wir durch. Sie ließen uns ſagen, es ſolle zwar die vorige Bedingung wegfallen, wir aber dennoch in eben der Stellung, als die Chineſen an ſich zu nehmen gehalten ſind, vor ihnen erſcheinen, das iſt, wir ſollten knieend mit ihnen ſprechen. Sie für ihre Perſon begehreten dergleichen Ehrerbiethigkeit im geringſten nicht von uns, ſondern ſie müſſe dem kaiſerlichen Siegel,

---

u) A. d. 217 und vorhergeh. S.

x) Man ſehe den Artikel von der chineſiſchen Lebensart im VI Bande dieſer Sammlung.

La Barbinais le Gentil 1716.

Siegel, das man im Saale vor Augen habe, erzeiget werden. Doch dieſe Forderung verwarfen wir ebenfalls, und endlich gaben die Mandarinen in ſo ferne nach, daß wir weder niederſitzen, noch den Thee eher, als nach geendigtem Gehöre, bekommen ſollten. Sie ſaßen unter einem Himmel von blauem Damaſte mit weißen Troddeln beſetzt, und jedweder hatte ein eigenes Tiſchgen vor ſich ſtehen. Zu hinterſt im Saale ſtund noch ein anderer Tiſch, darauf wirklich das kaiſerliche Siegel lag. Wir begrüßeten ſie auf franzöſiſche Weiſe, und verlangeten für die Beleidigung, welche der Pöbel der ganzen franzöſiſchen Nation in der Perſon ihres Steuermannes zugefüget habe, eine billige Genugthuung. Sie gaben mit großer Ernſthaftigkeit zur Antwort darauf: man beſchuldige den Steuermann, er habe in ein abgelegenes Gäßchen zu gewiſſem Frauenzimmer ſchleichen wollen. Hierauf wäre der ganze Lärm entſtanden, und wüßten wir ſelbſt wohl, daß dieſes die größte Miſſethat wäre, die ein Ausländer im chineſiſchen Reiche begehen könnte. Auf dieſe Argliſt hatten wir uns zwar im geringſten nicht gefaßt gemacht: gleichwohl fiel uns die Beantwortung nicht ſchwer. Wo war doch die Wahrſcheinlichkeit, daß ein Mann von einem ſehr geſetzten Weſen, und der über dieſes kein Wort von der Landesſprache verſtund, in einer ſo großen Entfernung von unſerm Kaufhauſe, Weibesperſonen aufſuchen ſollte? Abſonderlich in einer Stadt, da uns die Einwohner ſchon zur Genüge gezeiget hatten, daß wir ihnen nicht trauen durften. Doch die Mandarinen thaten, als ob ſie die Wahrheit dieſer Antwort nicht einſähen, blieben damit auf ihrer vorigen Beſchuldigung, und ſtrichen ihre gegen uns, als Ausländer, gebrauchte ungemeine Nachſicht heraus. Mehr konnten wir nicht erhalten. Unterdeſſen da wir gleichwohl unſere Abſicht erreichet, und die Unſchuld des Steuermannes ins Licht geſetzet hatten: ſo verlangeten wir nur, ſie möchten wenigſtens unſerer künftigen Sicherheit wegen Befehl ertheilen, indem ſonſt zu befürchten ſtünde, es werde das Unterbleiben der billigen Beſtrafung, den Pöbel noch unbändiger machen; und endlich ſageten wir rund heraus, wir wären in friedlicher Geſinnung, und in dem Vorſatze, Handel zu treiben, in ihren Hafen gekommen, folglich im geringſten nicht Willens, uns geduldig ſchimpfen oder mishandeln zu laſſen, und würde das beſte für ſie ſeyn, wenn ſie es nicht auf die Erfahrung ankommen ließen y).

Rath' für die Kaufleute.

La Barbinais ſchließt ſeine Erzählung damit, daß er allen Ausländern einen gedoppelten und, nach ſeiner Meynung, ſehr wichtigen Rath ertheilet. „Erſtlich, muß man „in China ſo viel Standhaftigkeit, als es immer möglich fällt, erzeigen, und die Freyheiten, „welche der Kaiſer den Ausländern zugeſteht, im geringſten nicht von den Mandarinen „ſchmälern laſſen. Denn ihre Gewalt iſt ſehr eingeſchränket, und ſie haben von der allergeringſten Beſchwerde, die man über ſie führen kann, großes Unheil zu erwarten. Zweytens, muß man auf alle mögliche Weiſe ſich bey dem gemeinen Manne in Anſehen zu ſetzen ſuchen; und weil er bloß auf das Aeußerliche ſieht, ſo muß man es weder an koſtbarer Kleidung, noch an einem ernſthaften und geſetzten Weſen fehlen laſſen z).„

Barbinais geht in ein Bonzenkloſter.

La Barbinais überließ die Handlungsgeſchäffte den Kaufleuten von ſeinem Schiffe zu beſorgen, und begab ſich mit einem guten Freunde auf ein bey Emuy liegendes Inſelchen, Namens Cobonſur. Hier nahm er ſeine Wohnung in einem Bonzenkloſter, und dieſe Einſamkeit fiel ihm dazu bequem, daß er vermittelſt eines Briefwechſels mit einigen Miſſionarien, imgleichen durch öftere Unterredungen, die er ſeinem Verſichern zu Folge, mit gelehrten

---

y) A. d. 221 und vorhergeh. S.

z) A. d. 222 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

gelehrten Chineſen, und den allerabergläubiſchten Bonzen anſtellete, von den chineſiſchen Gewohnheiten und Gebräuchen Nachricht erlangen konnte. Zwar redeten ſeine Wirthe nur ein geradebrechtes Portugieſiſch: er verabredete aber gewiſſe Zeichen mit ihnen, durch deren Hülfe ſie einander ohne Mühe verſtunden. An dem meiſten, was er beybringt, iſt die Quelle, daraus es floß, das iſt, die Nachricht der Miſſionarien, ungemein kenntlich, wie man denn nicht ſelten ſo gar eben diejenigen Redensarten, welche der Pater du Halde in ſeiner hiſtoriſchen Sammlung gebrauchet hat, bey ihm antrifft. Unterdeſſen gereichet ihm dieſe Bemerkung ſeiner Aufrichtigkeit zu nichts weniger als zum Schimpfe. Er äußert einige artige Gedanken von der Landſchaft **Fokien**, zu welcher die Inſel **Emuy** gerechnet wird. Ihre Lage iſt, nach ſeinem Ermeſſen, zur Schiffahrt und Handlung höchſt bequem. Es fehlet ihr nicht das geringſte, was zum Schiffbaue gehöret. So ſind auch die Einwohner beynahe die einzigen Chineſen, die ſich aus den Gränzen ihres Reiches wagen, und das japoniſche Meer befahren. Nicht weniger beſuchen ſie die philippiniſchen Inſeln, und bringen aus ſelbigen große Geldſummen nach Hauſe. „Dieſes einzige beweiſt ſchon hinlänglich „genug, wie verkehrt die ſpaniſche Staatskunſt ſey, indem ſie den Chineſen die Handlung in „beſagten Inſeln erlaubet, und ſich dadurch um ihre allerbeſten Einkünfte bringt. Die „Millionen Piaſters, welche die Galion von Acapulco am Borde hat, werden bloß an chi„neſiſche Waaren gelegt, und auf dieſe Weiſe entſetzliche Summen baares Geld nach Chi„na geſcheppet, dahingegen die Holländer klüger ſind, und die chineſiſchen Waaren bloß „mit anderen Waaren bezahlen, das iſt, mit Gewürze, das in ihrem eigenen Lande wächſt, „mit holländiſchem Tuche, u. ſ. w. und kein baares Geld aus Batavia laſſen, ausgenom„men nach Europa.„ Ungeachtet Fokien die allerkleineſte Landſchaft im ganzen Reiche iſt, ſo findet man dennoch großen Reichthum und eine ungemeine Menge Einwohner darinnen. Ihre Hauptſtadt heißt **Focheu**, und iſt ſowohl wegen ihrer ſchönen Tempel, als weil der Pater **Laureati** der daſigen Chriſten Kirche vorſtund, berühmt. Die Miſſionarien vom Franciſcanerorden hatten damals eine Kirche zu **Changcheu**, einer ſehr anſehnlichen Stadt in dieſer Landſchaft, am Chanfluſſe.

Lage der Landſchaft Fokien.

Stadt oder Schloß Emuy.

Emuy führet zwar den Namen einer Stadt nicht, iſt aber doch ein anſehnliches Schloß nicht nur wegen ſeiner vielen Einwohner, ſondern auch weil ein Tito ſeinen Sitz daſelbſt hat, unter deſſen Befehl über zwanzigtauſend Kriegesleute ſtehen, um welcher Urſache willen er den allervornehmeſten Mandarinen gleichgeachtet wird. Die Inſel, darauf dieſer Ort liegt, hat ihre Stelle unter vier und zwanzig Grad zehn Minuten Norderbreite, und wenigſtens achtzehn Meilen im Umkreiſe. Ihr Hafen vermag mehr als tauſend Schiffe zu faſſen. Dem La Barbinais kam es bey ſeiner Ankunft nicht anders vor, als ob er einen ſchwimmenden Wald vor ſich ſähe. Allein, obgleich einige vorgeben, die Chineſen hätten den Seecompaß weit eher als wir gehabt: ſo behauptet er doch, ſie verſtünden ihn eben ſo ſchlecht, als die Schiffahrt überhaupt. Sie wagen ſich auf ihrer Fahrt nie außer dem Geſichte des Landes, und erkennen ſich auf der See bloß aus der Lage der Berge. Einſtens fragte er einen chineſiſchen Steuermann, welcher mehr als einmal in den philippiniſchen Inſeln geweſen

---

a) A. d. 239 und 240 S.

b) A. d. 244 S.

c) Als die Jeſuiten damals in großer Verlegenheit waren, wie ſie dem römiſchen Hofe ein Genüge thun wollten, ohne dabey den chineſiſchen Kaiſer vor den Kopf zu ſtoßen, gaben ſie zu Pekin eine hiſtoriſche Nachricht heraus, darinnen ſie ihr Betragen rechtfertigten. La Barbinais verſchaffte ſich

La Barbinais le Gentil 1716.

ſen war, wie er ſeine Fahrt anſtellete? Der Mann gab zur Antwort: „erſtlich, ſuche ich die „Inſel auf, die bey euch Formoſa heißt, ich erblicke ſie auch ſchon, ehe ich unſere Gebirge gänzlich aus den Augen verliere. Geht die See zu hohl, ſo lavire ich die Nacht über. „Iſt ſie ſtill, ſo werfe ich den Anker aus. Mit anbrechendem Tage gehe ich unter Segel; „und wenn ich die philippiniſchen oder babuyaniſchen Eylande zu Geſichte bekomme, ſo ſehe „ich noch diejenigen, welche zwiſchen den letztern und zwiſchen Formoſa liegen. Entzieht „mir ein ſtarker Nebel den Anblick des Landes, ſo nehme ich die Segel ein. Dergeſtalt „vermag mich nichts in Verlegenheit zu ſetzen, als ein ungeſtümer Wind *b*).„ Haben die Chineſen nun, fraget Barbinais, die Kenntniß des Compaſſes ſchon vor ſo langer Zeit gehabt; wie kömmt es doch, daß ſie voritzt nichts mehr davon wiſſen, abſonderlich da die Handlung und der Umgang mit den Europäern ihre alten Künſte vielmehr zu einer noch größeren Vollkommenheit bringen ſollte?

An der Stadt oder dem Schloſſe Emuy kann man ſich einen leibhaftigen Bienen- oder Ameiſenſtaat vorſtellen. Die Einwohner ſind unaufhörlich beſchäfftiget. Ihr Umkreis beträgt ſechs wälſche Meilen. Die gemeinen Häuſer ſind zwar niedrig: allein, die Palläſte der Mandarinen ſind an den Säulen, darauf das Dach ruhet, kenntlich. Je vornehmer der Mandarin iſt, deſto höhere und dickere Säulen hat ſein Haus.

Barbinais Aufführung bey dem Streite der Miſſionarien.

La Barbinais verlanget den Streit nicht zu entſcheiden, ob die Chineſen ein weiſes, unumſchränktes, vollkommenes Grundweſen ohne Anfang und ohne Ende anbethen, oder ob ihre Verehrung nur auf den ſichtbaren Himmel, und auf das Vermögen, das ſie ihm zuſchreiben, alle Dinge hervorzubringen und zu erhalten, gehe? Denn, ſaget er, da auf dieſem Grunde alle damalige Streitigkeiten der Miſſionarien unter ſich ſelbſt, beruheten: ſo wäre es eine Verwegenheit von ihm, ſich darein zu miſchen *c*). Er will alſo nur das erzählen, was er in den daſigen Tempeln mit eigenen Augen ſah, und er überläßt ſeinem Leſer das Urtheil, ob die berufenen Gebräuche die Benennung eines Götzendienſtes verdienen mögen, oder nicht *d*)?

Was er im Tempel geſehen?

Confucius, von welchem wir voritzt keine weitere Erklärung beybringen dürfen, hat in jedweder Stadt einen Tempel. In ſolchen, und zwar an dem erhabenſten Orte deſſelbigen, ſteht ſeine Bildſäule mitten unter einigen ſeiner Schüler, welche letztere die Ehrerbiethigkeit gegen ihren Lehrmeiſter durch ihre Stellung an den Tag legen. Dieſen Tempel nun beſuchen alle obrigkeitliche Perſonen der Stadt, am Neu- und Vollmonde, und verrichten da ein ſogenanntes kleines Opfer, weil zwiſchen ſolchem und dem ſogenannten feyerlichen, ein Unterſchied Statt findet. Allein, bey dieſen kleinen Opfern hält Barbinais ſich nicht auf, entweder weil er ſie niemals anſah, oder weil er ſie zur Erläuterung, die er geben will, nicht für dienlich hält. Aber von dem feyerlichen Opfer, welches alle Jahre zweymal, nämlich an den Gleichtagen gehalten wird, und dabey alle Gelehrte gegenwärtig ſeyn müſſen, liefert er eine unparteyiſche Beſchreibung. Er berichtet nämlich nur dasjenige, was äußerlich vorgeht.

ſich dieſes leſenswürdige Stück, ließ es ins Portugieſiſche überſetzen, und überſetzete es nachgehends ins Franzöſiſche. Es iſt in keiner einzigen unter allen in Europa herausgegebenen Nachrichten zum Vorſcheine gekommen.

d) Man vergleiche dieſe Erzählung mit der im VII Theile, welche aus den Berichten der Miſſionarien genommen worden.

La Barbinais le Gentil 1716.

Opfer für den Confucius.

Der Opferprieſter, welcher gewöhnlicher Weiſe ein Gelehrter iſt, muß ſich zu dieſer Feyerlichkeit durch Faſten und Enthaltung vorbereiten. Auch machet er Abends vorher den Reiß und die Früchte, welche geopfert werden ſollen, zu rechte: imgleichen leget er die ſeidenen Tücher, die man dem Confucius zu Ehren verbrennen wird, auf die Tempeltiſche hin, der Altar wird mit dem koſtbareſten Seidenzeuge ausgezieret; auch das Bild des beſagten Weltweiſen oder doch wenigſtens eine Tafel, darauf ſein Name mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſteht, darauf geſtellet. Gleichfalls beſichtiget der Opferprieſter die Schweine und Ziegen, welche man durch Eingießen heißen Weines in die Ohren aufopfern will, und ſieht, ob ſie tüchtig dazu wären? Bewegen ſie den Kopf: ſo ſind ſie zum Opfer tüchtig; rühren ſie ſich aber nicht, ſo werden ſie verworfen. Ehe er das Schwein opfert, machet er eine tiefe Neigung. Nachgehends ſchlachtet er es. Das Blut davon, imgleichen die Haare an den Ohren, werden bis auf den folgenden Tag verwahret.

Den folgenden Tag, ſobald der Hahn krähet, giebt man das Zeichen. Der Prieſter begiebt ſich mit ſeinen Gehülfen in den Tempel. Nach einigen Kniebeugungen, ladet er den Geiſt des Confucius ein, er ſolle kommen, und von den Gelehrten ſich verehren und Opfer bringen laſſen. Hernach wäſcht er die Hände, unterdeſſen aber zünden die übrigen Tempeldiener die Wachskerzen an, und werfen Räucherwerk auf die bey der Tempelthüre in Bereitſchaft ſtehenden Kohlen. Sobald er ſich dem Altare nähert, ruft ein Ceremonienmeiſter mit lauter Stimme: Man opfere das Haar und Blut der geſchlachteten Thiere! Auf dieſe Worte ſtehen alle Anweſende auf; der Prieſter nimmt das Gefäß, und trägt es mit großer Ernſthaftigkeit und mit ſittſamen Gebärden. Seine Gehülfen gehen nebſt der ganzen Verſammlung hinter ihm her. Er vergräbt hierauf die Haare und das Blut der Thiere in einem vor dem Tempel befindlichen Hofe.

Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo wird das Fleiſch der Opferthiere aufgedecket, und der Ceremonienmeiſter ruft: der Geiſt des großen Confucius beliebe herab zu ſteigen! Sogleich hält der Prieſter ein Gefäß voll Wein in die Höhe und gießt es nachgehends über eine von Stroh gemachte menſchliche Figur mit den Worten aus: „Deine Tugenden, o Confucius, ſind groß, bewundernswürdig und vortrefflich. Daß die Könige ihre Unterthanen „nach Recht und Billigkeit regieren, das geſchieht bloß vermittelſt deiner Geſetze, und „deiner unvergleichlichen Lehre. Wir bringen dir dieſes Opfer. Unſere Gaben ſind rein. „Dein Geiſt beliebe demnach zu uns zu kommen, und uns mit ſeiner Gegenwart zu erfreuen!„ Hierauf ruft der Ceremonienmeiſter mit lauter Stimme: Civi, das iſt: man knie nieder! und bald darauf Ki! das iſt: aufgeſtanden! Der Prieſter wäſcht die Hände abermals, und ein Diener reichet ihm zwey Gefäße dar, eines iſt voll Wein, über das andere iſt ein ſeidenes Tuch gedeckt. Hierauf ruft der Ceremonienmeiſter: Es nähere ſich der Prieſter dem Throne des Confucius: das iſt, dem Altare, worauf ihrer Meynung nach, ſein Geiſt voritzt ſitzt. Der Prieſter knieet nieder, und unterdeſſen da die Muſici einige auf dieſen Weltweiſen verfertigte Loblieder abſingen, nimmt er das ſeidene Tuch, hält es in die Höhe, und opfert es dem Geiſte; gleichfalls nimmt er auch das Gefäß mit Wein und opfert es, wobey der Ceremonienmeiſter mit ſeinem Civi und Ki abwechſelt. Nachgehends verbrennet der Prieſter das ſeidene Tuch in einer metallenen Urne, und hält folgende Rede an den Confucius. „Wer hat doch ſeit dem Anfange des menſchlichen Geſchlechtes bis auf den heutigen Tag die Tugenden und Vollkommenheiten dieſes Königes „übertreffen, ja, nur ihm gleich kommen können? Der Geiſt des Confucius iſt größer,

„als

La Barbinais le Gentil 1716.

„als alle Heiligen der vergangenen Zeiten. Dieſe gegenwärtigen Gaben, und dieſes ſeidene „Tuch ſind zu dem Opfer, das wir, dir o Confucius, abſtatten, beſtimmt. Zwar iſt alles, „was wir dir opfern, viel zu ſchlecht für dich; es iſt weder der Geruch noch der Geſchmack „der Speiſen, die wir dir darbringen, vortrefflich. Nichts deſto weniger bringen wir ſie, „damit dein Geiſt uns anzuhören würdige.„

Nach dem der Prieſter etlichemal zur Erde niedergefallen iſt: ſo nimmt er das Gefäß voll Wein, und läßt noch zwey Gebethe an den Confucius abgehen, des Inhalts: er opfere ihm hiermit in erſinnlichſter Ergebenheit einen vortrefflichen unverfälſchten Wein, nebſt Schwein- und Ziegenfleiſche. Nachgehends bittet er ihn, unter dem Vorausſetzen, er ſey wirklich herab abgeſtiegen, dieſe Opfer geneigt anzunehmen. Der Ceremonienmeiſter ruft überlaut: knieet nieder! Nahet euch dem Tempel des Confucius, und trinket den Wein der Glückſeligkeit! Damit trinkt der Prieſter den Wein aus, und empfängt von den Umſtehenden das Opferfleiſch, wornach er ein neues Gebeth folgenden Inhalts ableget: „Wir „haben dir dieſe Opfer mit Vergnügen gebracht, und glauben ſicherlich, wir werden dafür, „daß wir ſie dir gebracht haben, allerley Gutes, Glückſeligkeit und Ehre erhalten.„ Zu gleicher Zeit theilet er das Fleiſch unter die Anweſenden aus. Den Beſchluß des Opfers machet man damit, daß man den Geiſt des Confucius an den Ort begleitet, daher ſelbiger, wie man vermuthet, gekommen war e).

Ahnenopfer.

La Barbinais war damit nicht zufrieden, daß er dieſes Schauſpiel, welches den Hauptgrund des ganzen Streites abgab, geſehen hatte. Er wollte auch die feyerlichen Opfer, die man den Geſchlechtsvorfahren darbringt, und über deren Beſchaffenheit die Miſſionarien eben ſo wenig einig waren, mit anſehen. Der **Tito von Emuy** hatte vor dem Thore beſagter Stadt den Geiſtern ſeiner Ahnen einen ſehr prächtigen Tempel gebauet. Das Gebäude war nur ſeit kurzem erſt zu Stande gekommen. Der Pater Laureati rieth ihm ſelbſt bey dem, was dabey vorgehen würde, gegenwärtig zu ſeyn.

Ich gieng in den Tempel, ſaget er, und es wurde mir ein ſolcher Platz angewieſen, da ich alle Umſtände dieſer Ceremonie auf das beſte ſehen konnte. Alle, die dabey gegenwärtig ſeyn mußten, waren ſchon vor anbrechendem Tage vor dem Tempel zuſammen gekommen. Der **Chunchi**, oder Opferprieſter, hatte noch zween Gehülfen, **Fuchi** genannt, und verſchiedene andere Perſonen, welche ihm gleichfalls beym Opfern an die Hand gehen ſollten, bey ſich. Sie hatten ſich durch ein dreytägiges Faſten zu dieſem Feſte vorbereitet, in dieſer Zeit die Keuſchheit beobachtet, kein Fleiſch gegeſſen, auch keinen Wein getrunken. Der Tempel war prächtig ausgezieret. Die Täfelchen ſtunden auf einem großen altarähnlichen Tiſche, und waren mit einem großen Vorhange verdeckt. Auf einer Ecke des Altares ſtund ein ſtrohernes Menſchenbild, das vermuthlich denjenigen Verſtorbenen, welchem zu Ehren das heutige Opfer hauptſächlich geſchah, vorſtellen ſollte. Die Tiſche waren mit allerley Speiſen, als zum Beyſpiele, Hühnern, Wein, Früchten, Reiß und mancherley Fiſchen beſetzet.

Verſchiedene Gebethe.

Sobald der Prieſter in den Tempel kam, wuſch er die Hände, trat hernach in Begleitung ſeiner ſämmtlichen Gehülfen vor den Altar, und entdeckete die Täfelchen vor den Augen des Volkes. Sogleich fielen alle Anweſende auf die Knie, und mit dem Geſichte zur Erde. Der Ceremonienmeiſter rief mit lauter Stimme: „Wir, als Kinder, die ihre

---

e) A. d. 139 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

„Aeltern in Ehren halten, dienen und verehren euch heute, bitten euch auch, ihr wollet „zu uns kommen, um unſere Gelübde und Opfer anzunehmen „. Als das Volk dreymal nach einander auf die Knie gefallen, und eben ſo oft wieder aufgeſtanden war: ſo ſchrie der Ceremonienmeiſter: „es trete der Prieſter an den Altar, und falle vor den Geiſtern nieder; die Geiſter ſind ſchon herab geſtiegen. Man ſetze ihnen die Speiſen vor„. Hierauf nahm einer von den Gehülfen ein Gefäß voll Wein, gab es dem Prieſter in die Hand, der es ſogleich über das Strohmännchen ausgoß. Das Volk fiel hierauf von neuem nieder, und der Prieſter opferte den Täfelchen die Speiſen und Früchte.

Der Ceremonienmeiſter erhub ſeine Stimme ebenfalls von neuem, aber weit ſtärker als zuvor: „Trinket den Wein der Glückſeligkeit. Er gedeihe euch zur Quelle des Glückes und der Gunſt. Der Prieſter trank den Wein, und verrichtete folgendes Gebeth: „Hohe Voraltern! ihr habet dem Ceremonienmeiſter befohlen, uns in eurem Namen unendliche Glückſeligkeit zu verſprechen. Ihr ſeyd es, die ihr euren Nachkömmlingen die „herrlichen Gaben des Himmels verſchaffet, ihr verleihet uns reiche Ernte, langes Leben „u. ſ. w. „. Nachgehends fiel jedermann auf die Knie. Ich mußte mich über die Behendigkeit, damit ein jedweder dem Befehle des Ceremonienmeiſters ein Genüge that, verwundern. Der Prieſter und ſeine Gehülfen nahmen die Täfelchen, und verdeckten ſie wieder, wie ſie vorher geweſen waren. Die Speiſen und Früchte wurden unter die Anweſenden ausgetheilet, und der Ceremonienmeiſter endigte ſein Amt mit folgender Rede: „Ihr dürfet ſicherlich glauben, daß ihr zur Vergeltung für das gebrachte Opfer alles erſinnliche Glück, Gunſt und Reichthum, eine glückliche und langwierige Nachkommenſchaft, langes Leben, Friede und Ruhe erlangen werdet„. Der Prieſter wiederholte dieſe Worte, und ſteckte einen Haufen vergoldetes und nach Art der Münzſtücke rund geſchnittenes Papier in Brand. Ein jeder machte, ehe er aus dem Tempel weggieng, dem Tito eine gewiſſe Anzahl Neigungen, und Kniebeugungen *f*).

Beſchreibung der Pagode zu Emuy.

Dieſe Erzählung beſchließt Barbinais mit einer kurzen Beſchreibung der großen Pagode zu Emuy, und erinnert dabey, ſie ſey in keiner andern Reiſebeſchreibung zu finden. Es ſteht dieſer ſchöne Tempel zwo wälſche Meilen weit von der Stadt auf einer Ebene, die auf einer Seite an die See, und auf der andern an einen ſehr hohen Berg ſtößt. Die See machet vor der Hauptſeite des Gebäudes, vermittelſt verſchiedener Canäle, einen breiten, und mit beſtändig grünendem Raſen eingefaßten Waſſerfall. Die ganze Vorſeite des Gebäudes beträgt dreyßig Klafter. Das Hauptthor iſt von geſchicklicher Größe, und mit halberhabenen Bildern gezieret. An dem Eingange findet man einen weitläuftigen Gewölbgang, mit großen viereckichten und geglätteten Steinen gepflaſtert. Mitten darinnen ſteht ein Altar, und auf ſolchem ein vergoldetes mit geſchränkten Beinen ſitzendes Rieſenbild. Vier andere Bilder ſitzen neben ihm, und ſind achtzehn Schuh hoch, haben aber ſonſt nichts bewundernswürdiges, als die Vergoldung an ſich. Jedwedes Bild iſt aus einem einzigen Steine gehauen, und hat ein Wahrzeichen in der Hand. Das erſte hält eine Schlange, die ſich etlichemal um ſeinen Arm windet; das andere einen geſpannten Bogen, das dritte eine Streitaxt; das vierte eine Art von einer Guitarre.

Aus dem Gange tritt man in einen viereckichten, und mit langen grauen Steinen gepflaſterten Vorhof. Der geringſte Stein iſt zehn Schuhe lang, und viere breit. An jedweder Ecke des Hofes ſteht ein kleines Gebäude mit einer Kuppel; dieſe vier Gebäude werden

---

f) A. d. 244 und vorherg. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

Muſicaliſche Inſtrumente.

werden ſämmtlich durch einen rings um den Hof laufenden Gang zuſammengehängt. Im erſten findet man eine Glocke von zehn Schuhen im Durchſchnitte, an einem ſehr ſchönen Glockenſtuhle hängen g); in dem zweyten, eine Trommel von ungeheuerer Größe, damit die Bonzen die Tage des Neu- und Vollmondes kund machen. Die übrigen beyden Gebäude enthalten den Tempelſchmuck, und dienen zu Beherbergung der Reiſenden, indem die Bonzen gehalten ſind, ſie aufzunehmen, und mit einem Nachtlager zu verſorgen. Mitten im Hofe erblicket man einen großen ganz freyſtehenden Thurm mit einer Kuppel, den man auf einer ſteinernen auswendig herumgeführten Treppe beſteigt. Die Kuppel dieſes Thurmes iſt ein Tempel, und inwendig viereckicht. Das Gewölbe iſt mit moſaiſcher Arbeit gezieret, die Mauer hingegen mit ſteinernen halberhabenen Bildniſſen von allerley Thieren und Ungeheuern. Die Säulen, darauf das Gewölbe ruhet, ſind von Holz und lackiret. Der Fußboden beſteht aus lauter kleinen Muſcheln, die ſo artig zuſammengeſetzet ſind, daß ſie Vögel, Zweyfalter, Bluhmen und andere Dinge vorſtellen. Auf dem Altare brennet beſtändig allerley Räucherwerk, und eben ſo ſorgfältig unterhalten die Bonzen auch die vom Gewölbe herab hängende Lampen brennend. An einer Ecke des Altares ſteht ein metallenes Gefäß, darauf ſie von einer Zeit zur andern ſchlagen, da es denn einen traurigen Klang von ſich giebt. Auf der andern Seite ſteht ein hölzernes, eyrundes und hohles Gefäß, das man auf eben dergleichen Weiſe gebrauchet, abſonderlich wenn die Lobgeſänge auf die Schutzgöttinn des Tempels abgeſungen werden. Selbige iſt die Göttinn **Coanginpuſſao**. Sie ſteht mitten auf dem Altare, und zwar ſtatt des Fußgeſtelles, auf einer Bluhme von vergoldetem Metalle. Sie hält ein kleines Kind in dem Arme. Rings herum ſtehen andere geringere Götzenbilder, in einer ſolchen Stellung, daraus man ihre Ehrerbiethung und Unterthänigkeit gegen dieſe Götterköniginn erkennet.

Bilderſchriften

An den Wänden des Tempels ſind Bilderſchriften zu ſehen; imgleichen ein Gemälde **al Freſco**. Es ſtellet einen Feuerpfuhl vor, darinnen viele Perſonen ſchwimmen; einige werden von Ungeheuern getragen, andere ſind mit Drachen und geflügelten Schlangen umringet. Mitten aus dem Abgrunde raget ein ſteiler Felſen hervor, worauf die Göttinn des Tempels mit einem Kinde in den Aermen ſitzt. Das Kind trägt Mitleiden mit den Perſonen im Feuerpfuhle, und ruft ſie zu ſich. Allein, indem ſie den Felſen beſteigen wollen: ſo ſchlägt ſie ein alter Mann, der Ziegenohren und Bockshörner hat, mit einer Käule vor die Köpfe, und läßt ſie nicht herauf. La Barbinais fragete, was dieſes Gemälde bedeutete: allein, die Bonzen wollten es ihm nicht ſagen. Hinter dem Altare waren ziemlich viel Bücher, welche von dem Gottesdienſte, und den Opfergebräuchen handelten.

Als er von dieſem Tempel herab geſtiegen war: ſo führete man ihn durch den Hof in einen Gang, deſſen Mauern getäfelt ſind. Hier zählete er vier und zwanzig Bildſäulen von vergoldetem Metalle, welche vier und zwanzig alte Weltweiſen und Schüler des **Confucius** vorſtelleten. Am Ende dieſes langen Ganges fand er einen großen Saal, darinnen die Bonzen ſpeiſen. Aus dieſem kam er in ein weitläuftiges Gemach, und aus dieſem endlich in den großen Tempel. Man beſteigt ihn vermittelſt einer breiten ſteinernen Treppe. Sein Inwendiges iſt hauptſächlich mit vielen Gefäßen voll künſtlich nachgemachter Bluhmen gezieret. Doch findet man auch eine Glocke, Trommel, und die andern Zierrathen, welche der vorige Tempel hatte, darinnen. Der Hauptgötze ſteht auf dem Altare; man erblicket ihn aber nur durch einen Vorhang von Flore. Das übrige Gebäude

Zierrath des großen Tempels.

beſteht

---

g) Bey den chineſiſchen Glocken hängt der Klöppel auswendig, und hat die Geſtalt eines Hammers.

La Barbinais le Gentil 1716.

beſteht in vielen ſehr reinlichen, aber ziemlich dunkeln Gemächern. Auf dem Abſchuſſe des Berges ſind Gärten und Luſtgebüſche angeleget, ja ungemein artige Grotten in den Felſen eingehauen *b*).

Die Franzoſen beſuchten dieſen Tempel ſehr oft, und genoſſen von den Bonzen allemal große Höflichkeit. Unterdeſſen erwähnet Barbinais doch dabey, man müſſe nicht verlangen, ſeiner Neugierigkeit ein vollkommenes Genügen zu thun, noch diejenigen Zimmer, darein man nicht freywillig geführet wird, zu beſehen, abſonderlich wofern man keine große Geſellſchaft bey ſich hat. Denn weil die Bonzen von rechtswegen gar keinen Umgang mit einer Weibesperſon pflegen ſollen, gleichwohl aber zuweilen einige in geheim bey ſich haben: ſo kann einem Ausländer ſeine unzeitige Neugierigkeit theuer zu ſtehen kommen. Der Pater Laureati erzählete ihm, es wäre nicht weit von Focheu, wo er ſich aufhielt, ein berühmtes Kloſter von der vornehmſten Bonzengattung geweſen.

Unkeuſchheit der Bonzen.

Einſtens wollte eines chineſiſchen Doctors Tochter, als ſie auf dem Wege nach Hauſe begriffen war, ihre Andacht im Tempel verrichten. Sie hatte zwo Mägdchen bey ſich, und wurde, nach Landesgebrauche, in einem verdeckten Tragſeſſel getragen. Sie ließ auch die Bonzen von ihrem Vorhaben benachrichtigen, und bitten, ſie möchten auf die Seite gehen. Allein, das Oberhaupt dieſer Mönche verſteckte ſich hinter dem Altare, ſah die Jungfer, und verliebte ſich im Augenblicke ſterblich in ſie. Darauf ließ er die beyden Mägdchen durch andere Bonzen greifen, er aber führete die Jungfer, ihres Geſchreyes und Weinens ungeachtet, mit ſich davon. Der Doctor erfuhr ohne langen Zeitverluſt, ſeine Tochter wäre in den Tempel gegangen, ſeitdem aber nicht wieder zum Vorſcheine gekommen. Er verlangete ſie von den Bonzen: allein, ihre einhällige Antwort war, ſeine Tochter wäre nach verrichtetem Gebethe weggegangen. Doch da er, wie alle Gelehrte in China überhaupt, dem Aberglauben ſehr ſchlecht zugethan war: ſo wandte er ſich an den tatariſchen General in daſiger Landſchaft. Die Bonzen wurden hierauf genöthiget, ſich zu verantworten. Zwar verhofften ſie, den Pöbel auf ihre Seite zu bringen; und ſprengeten deswegen aus, ihr Gott hätte ſich in die Jungfer verliebt, und ſie entführet, ja, die allerliſtigſten wollten dem Doctor weiß machen, es wiederfahre ſeinem Hauſe durch dieſe Verbindung die allergrößte Ehre. Allein, der tatariſche General gab dieſen Poſſen wenig Gehör, ſondern begab ſich in eigener Perſon in das Kloſter, durchſuchete alle Winkel auf das genaueſte, und fand endlich in einem Keller über dreyßig Weibesperſonen, die Doctors Tochter war gleichfalls mit darunter. Der Tatar ließ ſie alle mit einander aus ihrem Gefängniſſe heraus gehen, das Kloſter ſodann an den vier Ecken mit Feuer anſtecken, und die Pfaffen mit ſammt ihrem Tempel, Altären und Götzenbildern zu Aſche verbrennen *i*).

Barbinais gutes Zeugniß von ihnen.

Doch dergleichen ungebührliche Dinge nahm Barbinais bey ſeinem Aufenthalte in dem Bonzenkloſter im geringſten nicht wahr. „Ihr Gottesdienſt, ſaget er, iſt bald gethan. „Ihre ganze Beſchäfftigung beſteht darinnen, daß ſie ihre Lampen zu rechter Zeit mit Oele „verſorgen, und die Leute empfangen, welche ihre Andacht zu verrichten Willens ſind; „übrigens thun ſie nicht das geringſte, ſondern ſie führen ein müßiges Leben. Sie gehen „mit einer Glocke in der Hand von Hauſe zu Hauſe, und betteln Lebensmittel. Will etwa ein Chineſe ſeinem Hausgötzen zu Ehren ein Feſt begehen: ſo ruft er die Bonzen dazu, welche dann ihre langen geſtickten Meßgewande anziehen, und den Götzen in der Stadt „herum tragen. Sie gehen Paar und Paar, und halten Bänder mit Schellen in der „Hand.

---

b) A. d. 173 und vorherg. S.

i) A. d. 179 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

„Hand. Das gemeine Volk läuft hinten drein, wiewohl mehr aus Neugierigkeit, als „aus Andacht. An den Neu- und Vollmonden ſtehen ſie um Mitternacht auf, und ſagen „ihre Gebethe her. Mir kam es vor, als ob ſie immer einerley wiederholeten. Dabey „bezeugeten ſie ſich eben ſo andächtig und ſittſam, als ob ſie von denen Göttern, die ſie anriefen, einige Vorſtellung hätten. Gegen einander ſelbſt bezeugen ſie große Demuth. Denn „bey der Begrüßung leget ſich einer vor den andern nieder auf die Erde. Allein, weil „ſie nachgehends einander mit einem Trunke beehren, und ſich meiſtentheils gar berauſchen: „ſo fangen ihre Beſuche zwar allemal mit ungemeiner Höflichkeit an, endigen ſich aber „zum öftern mit Schimpfen„.

Einfalt eines Bonzen.

Alles dieſes, fährt der Verfaſſer fort, ſah ich bey meinem Aufenthalte in dem Kloſter **Colomſu** alle Tage mit Augen. Seit fünf Monaten haben mir die Bonzen mit Einwilligung der Mandarinen ein ſehr artiges Zimmer eingeräumet. Einſtens, als ich noch im Bette lag, drang unvermuthet ein dermaßen großer Schwall von angezündetem Räucherwerke ins Zimmer herein, daß ich hätte erſticken mögen. Als ich in der Geſchwindigkeit zur Thüre hinaus eilete: ſo erblickete ich einen Tiſch voll gekochte Hühner, Enten, Fiſche u. ſ. w. Dabey ſtund der Bonze, bey dem ich wohnete, und verbrannte in ſeiner geweiheten Urne eine Menge Goldpapier mit der größten Andacht von der Welt. Nun konnte ich zwar leicht ermeſſen, er ſey mit irgend einem wichtigen Opfer beſchäfftiget: warum aber eben vor meiner Thüre? das fiel mir unbegreiflich. Demnach fragete ich nach der Urſache. Er gab mir mit Weinen zur Antwort: dein Gott bringt mir alle meine Ziegen ums Leben. Seidem du auf dieſer Inſel biſt, habe ich wohl ſchon die Hälfte von meiner Heerde eingebüßet. Nun opfere ich dieſem ſchrecklichen Gotte die gegenwärtigen Sachen, und ſuche ihn dadurch zu verſöhnen. Zu gleicher Zeit zeigete er mir einige Schriftzeichen, die er oben an meine Thürſchwelle angemalet hatte, und dadurch er den Gott der Franzoſen beſchwören wollte. Ich verſuchte, ihn eines beſſern zu belehren: allein, es war vergeblich. Unterdeſſen erkundigte ich mich nach der Urſache ſeines Kummers, und erfuhr, man hätte auf der kleinen Inſel **Colomſu** ein Zelt aufgeſchlagen, und das Küchengeräthe aus dem Schiffe darunter gebracht: die Matroſen kämen alle Tage dahin, und weil ſie dächten, der Himmel ſähe ſeine Luſt daran, wenn ſie einen Bonzen beſtöhlen: ſo ſtächen ſie ſeinen Ziegen lange eiſerne Nadeln in die Ohren, und bis ins Gehirn hinein. Hiervon müßten die Thiere in weniger Zeit umfallen; der Bonze ſchriebe es einer Seuche zu, welche der Franzoſen Gott unter ſeine Heerde geſchickt hätte, und würfe die todten Ziegen auf den Schindanger, da ſie die Matroſen fleißig abholeten, und über ſeine Einfalt wacker lacheten.

Nachrichten von dem Kaiſer Kamhi.

Der Pater Laureati machte ſich kein Bedenken daraus, dem Barbinais allerley Umſtände zu erzählen, davon in der Sammlung des Pater du Halde nichts gemeldet wird. Sie betreffen meiſtens den berufenen Kaiſer **Kamhi**, welcher damals auf dem chineſiſchen Throne ſaß. Er regierete ſchon funfzig Jahre, und war drey und ſechzig Jahre alt. Er litt zwar die Mißionarien und die Ausübung eines ausländiſchen Gottesdienſtes in ſeinem Reiche, allein, bloß deswegen, weil ihm unſere Künſte und Wiſſenſchaften gefielen. Er für ſeine Perſon hatte nicht die geringſte Luſt, ein Chriſt zu werden. Er war ſo ſtolz und übermüthig, als ein morgenländiſcher Monarch immer ſeyn kann. Es verdroß ihn, daß ſein Reich auf der Landkarte nicht im Mittelpuncte der Erdkugel ſtehen ſollte; und als einige Jeſuiten auf ſeinen Befehl zu Pekin eine Landkarte machten, ſo mußten ſie, ihm zu gefallen, die Ordnung verkehren. Er wollte zwo ungemein ſchöne Weltkugeln, die ihm ein

La Barbinais le Gentil 1716.

engländiſcher Kaufmann anboth, nicht haben, bloß weil China nicht an dem Orte, da er es haben wollte, darauf verzeichnet war. Seine wunderliche Liebe gegen das Land, das er beherrſchete, gieng ſo weit, daß er ſich ſelbſt zuerſt betrog, damit er nachgehends andere betriegen konnte. Kam ihm ein neues europäiſches Kunſtſtück zu Geſichte: ſo mußten es ſeine Künſtler heimlich nachmachen, das nachgemachte Stück zeigete er nachgehends den Mißionarien, als eine chineſiſche Erfindung, und fragete ſie mit großer Kaltſinnigkeit: ob denn die Europäer auch ſo geſchickt wären, dergleichen zu machen?

Seine unbändige Neugierigkeit ſetzete ihm einſtens in den Kopf, er wollte ſich berauſchen, um zu ſehen, wie ihm hernach zu Muthe ſeyn würde. Ein gewiſſer Mandarin, der was ziemliches vertragen konnte, bekam Befehl, ſeine tatariſche Majeſtät nieder zu trinken. Man ſetzete ihm europäiſche Weine vor, abſonderlich Canarienſect, damit die Befehlshaber der Seeſtädte ſeine Tafel fleißig verſorgeten. Endlich ſtieg ihm der Wein in den Kopf, und verſenkete ihn in einen tiefen Schlaf. Hierauf gieng der Mandarin in das Vorgemach, wo die Verſchnittenen ſtunden, und ſagete, der Kaiſer ſey heftig berauſchet; es ſtünde zu befürchten, er möchte ſich an den Trunk gewöhnen, und da er von Natur ohne dieß ſchon ſehr jähzornig ſey, ſodann noch toller werden, und wohl ſeiner vertrauteſten Lieblinge nicht verſchonen. Damit wir alſo, fuhr der Mandarin fort, dergleichen Unglück künftig nicht beſorgen dürfen: ſo müſſet ihr mich in Feſſel ſchlagen, und in ein Kerkerloch werfen, als ob es auf ſeinen Befehl geſchehen wäre, für das übrige laſſet hernach mich ſorgen. Den Verſchnittenen gefiel dieſer Anſchlag um ihres eigenen Beſtens willen. Als der Kaiſer aufwachte, und mit Verwunderung keinen Menſchen um ſich ſah: ſo fragete er, warum ihn der Mandarin allein gelaſſen hätte? Man gab zur Antwort: er wäre in ſeiner Majeſtät Ungnade gefallen, und auf dero Befehl in ein ſcharfes Gefängniß geſetzet worden, da er den Tod zu gewarten hätte. Der Monarch ſann lange Zeit bey ſich ſelbſt nach, und befahl endlich, man ſollte ihn herführen. Der Mandarin erſchien in Ketten und Banden, und legete ſich dem Kaiſer als ein Miſſethäter, der ſein Urtheil erwartet, zu Füßen. Wie kömmſt du zu dieſem Zuſtande? fragete **Kamhi**; was haſt du gethan? Was ich geſündiget habe, gab der Mandarin zur Antwort, das weis ich nicht. So viel weis ich nur, daß Eure Majeſtät befahlen, mich in ein Kerkerloch zu werfen, und als man mich abholete, gedachte ich, man würde mich hinrichten. Hierüber verfiel der Kaiſer von neuem in ein tiefes Nachſinnen, ſchien ſehr beſtürzt und beſchämet zu ſeyn. Endlich ſchob er ſein heftiges Verfahren, davon ihm nicht das geringſte mehr bewußt wäre, auf die Weindünſte, ließ den Mandarin losſchließen und ſeinen Weg in Friede ziehen. Seit dieſer Begebenheit hütete er ſich, wie man bemerkete, allemal vor Uebermaaße im Trinken *k*).

Nurbeſagter Mißionar erzählete dem la Barbinais auch ein Beyſpiel von der Geldgierigkeit des Kaiſers Kamhi. Nur wenige Jahre vorher, rief er bey einem Spazierritte zu Nankin einen Mandarin von ſeinem Gefolge, der für den reichſten Mann im ganzen Reiche gehalten wurde, befahl ihm einen Eſel, den der Kaiſer beſtieg, bey dem Zaume zu nehmen, und rings um den Platz zu führen. Der Mandarin that es, und wurde für ſeine Bemühung mit einem Tael belohnet. Hierauf hieß ihm der Kaiſer ebenfalls auf den Eſel ſteigen. Der Mandarin entſchuldigte ſich auf das beſte: allein, es half nichts, ſondern er mußte zugeben, daß ſein Herr das Amt eines Stallknechtes bey ihm vertrat. Als der wunderliche Spazierritt vorbey war: ſo fragete ihn der Kaiſer, wie vielmal bin ich wohl

---

k) A. d. 308 und vorherg. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

wohl vornehmer, als du? Der Mandarin fiel ihm zu Füßen, und gab die Vergleichung für unmöglich aus. Nun dann! verſeßete Kamhi, ſo will ich ſie ſelbſt machen. Ich bin zwanzig tauſend mal vornehmer, als du, folglich mußt du mir meine Bemühung auch um ſo viel beſſer bezahlen, als ich die deinige. Der Mandarin bezahlete die zwanzigtauſend Tael ohne Murren, und war recht froh, daß ihn die Demuth ſeines Kaiſers noch ſo gelinde durchwiſchen ließ *l*).

Der III Abſchnitt.

Abreiſe von der Inſel Emuy. Sonderbare Begebenheit. Gefecht mit einem Malayer. Sie treffen einen Herrn von Sumatra an. Großmuth einer Indianerinn. La Barbinais Beobachtungen wegen der Straße de la Sonda. Rath, den er giebt. Warum die Franzoſen Batavia meiden. Nachtreiſe des Verfaſſers. Sie landen auf einer Inſel; machen daſelbſt Bekanntſchaft. Cocosnüſſe. Fliegende Eidechſe. Menge von Schildkröten. Häuſer der Einwohner. Schönes Frauenzimmer. Irrige Weite zwiſchen Bourbon und France. Anmerkungen von der Inſel Bourbon. Rückkehr des Verfaſſers nach Frankreich.

1717.

Abreiſe von der Inſel Emuy.

Nachdem das franzöſiſche Schiff ungefähr ſieben Monate lang bey der Inſel Emuy vor Anker gelegen war: ſo gieng es den 12ten Jenner im Jahre 1717 wieder unter Segel, und bekam innerhalb Monatsfriſt die Inſeln, welche an der Mündung der malackiſchen Meerenge liegen, glücklich zu Geſichte. Es verurſachen beſagte Inſeln, wegen der grünenden Bäume, damit ſie bewachſen ſind, einen höchſt angenehmen Anblick. Bey dieſer Gelegenheit verwundert ſich la Barbinais, „ daß man ſich nach den Zeichnungen, oder Ausſich„ten eines Landes, die zur See aufgenommen werden, richten wollte. Er hatte ver„ſchiedene von ſehr geſchickten Perſonen aufgenommene Riſſe bey ſich: allein, die Berge, „das Land u. ſ. w. kamen ſeinen Augen im geringſten nicht alſo vor, wie es die Zeichnung „angab. Er ſeines Ortes glaubet feſtiglich, wenn man durch zween Ingenieurs, davon „aber jedweder auf einem beſondern Schiffe und nur eine halbe Meile weit vom andern „ſich befindet, einen Riß von eben demſelbigen Lande aufnehmen ließe, ſo würden beyde „Riſſe einander gar nicht ähnlich ſeyn. Sollen alſo die Riſſe, die man zur See gemeinig„lich bey ſich zu führen pfleget, von einigem Nutzen ſeyn: ſo muß das Schiff ſich an eben „der Stelle befinden, wo derjenige war, welcher den Riß aufnahm, welches aber etwas „unmögliches zu ſeyn ſcheint. Ferner glaubet er, die beſten Wegweiſer auf der Fahrt „von China, bis an die malackiſche Meerenge, wäre das Senkbley und die öftere Berech„nung der Breite. Auf die Ströme darf man ſich gar nicht verlaſſen, indem ſie mit „der Jahreszeit ſich ändern, und nicht immer einerley Stärke behalten „ *m*).

Sonderbare Begebenheit.

Den 16ten zwo Meilen weit von der Küſte von Sumatra, waren die Franzoſen genöthiget, etwas zu thun, das ihnen ſehr leid war, und davon ſelbſt die Erzählung nebſt der herzlichen Reue, die ſie darüber empfanden, der großmüthigen Geſinnung ihrer Nation in ſolchen Gewäſſern, da andere Europäer, ſo viel wir bisher geſehen haben, es ſo gar genau nicht nehmen, ungemeine Ehre machet. Ehe ſie es ſich verſahen: ſo fanden ſie nicht mehr als vier Faden Waſſer, ohne daß es ihnen möglich gefallen wäre, den rechten Durchgang, von welchem ſie allmählich abgekommen waren, zu erkennen. In dieſer Verlegenheit warfen ſie den Anker aus: allein, eine Stunde hernach, als man noch nicht einig werden konnte, was bey ſo gefährlichen Umſtänden zu thun ſey, merkete man, die Tiefe habe ſchon

---

l) Ebendaſ.

m) Ebend. III Th. a. d. 17 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

ſchon wieder um einen halben Faden abgenommen, und es hätte nur um einen Schuh gefehlet, ſo wäre das Schiff aufgeſeſſen. Die Angſt machte bey ſolchen Umſtänden die Gefahr noch größer, als ſie an ſich ſelber war. Die Matroſen frageten nach keinem Befehle ihrer Officier, und es gieng mit einem Worte alles darunter und drüber. „ Endlich vergaßen wir, geſteht der Verfaſſer, über unſerer Noth alle Billigkeit, ja wir nahmen nicht einmal die Gefahr, der wir entgegen liefen, wahr. Wir thaten nach einer malayiſchen Brigantine, welche zwiſchen der Küſte und unſerm Schiffe hinſegelte, einen Scharfſchuß. Die Malayer ſtrichen ſogleich ihre Segel, und fünf bis ſechſe von uns ſprangen mit unſerm Gewehre in die Schaluppe, ohne zu wiſſen, warum? oder was wir vornehmen wollten? Ich für meine Perſon kann aufrichtig verſichern, daß ich aus einem jähen Triebe, dem ich zu widerſtehen nicht vermochte, hinein ſprang. Unterdeſſen rief man uns, da wir bereits vom Schiffe weg waren, mit einem Sprachrohre nach; wir ſollten, es ſey nun mit Güte, oder mit Gewalt, einen Lootsmann mitbringen „. Wir ſtiegen in die Brigantine, ſahen aber fürs erſte nicht mehr, als etwa acht Kerle darinnen, welche eben einige metallene Stückchen zum Schuſſe fertig gemachet hatten. Als ihr Anführer durch allerley Zeichen fragete, was wir von ihm verlangeten: ſo gaben wir auf gleiche Weiſe zur Antwort, wir hätten einen Lootsmann, der uns in die rechte Durchfahrt bringen könnte, nöthig. Da nun hierauf eine alte Frau, die in einem Winkel ſaß, einige Worte in gebrochenem Portugieſiſch zu mir ſagete: ſo erklärete ich ihr unſer Verlangen; ſie that aber, als ob ſie mich nicht verſtünde.

Gefecht mit einem Malayer.

Unterdeſſen hatten wir zween von unſern Leuten auf das Vordertheil, und eben ſo viel auf das Hintertheil des Schiffchens geſtellet, und ihnen befohlen, wenn uns etwa die Malayer mit allzugroßem Vortheile angreifen ſollten, Feuer auf ſie zu geben. Die auf dem Vordertheile, gaben uns Nachricht, die Brigantine werde von dem Strome weggeführet, weil die Malayer keinen Anker ausgeworfen hätten. Ich verlangete darauf, ſie ſollten es ſogleich thun; es geſchah auch, obgleich das Schiffchen ſchon außer dem Stückſchuſſe des unſerigen war. Nachgehends ließen wir die alte Frau, ihren Sohn, den Schiffer, noch eine andere Weibesperſon, und zween Malayer, als zu unſerer Sicherheit nöthige Geiſel, in unſere Schaluppe ſteigen. Indem wir aber Zwangsmittel dabey vorkehren mußten, und ſie darüber ein Geſchrey erhuben: „ ſo kam auf einmal eine Menge Malayer aus dem Schiffsraume zum Vorſcheine, und machten die Kerle ſo grimmige Gebehrden, daß wir leicht ermeſſen konnten, ſie müßten nichts gutes gegen uns im Schilde führen. Wir ſahen uns mit betrübten Augen nach unſerm Schiffe um, es war aber leider! ſchon ſo weit entfernet, daß es uns unmöglich beyſtehen konnte. Unterdeſſen wurde die Gefahr nur allzugroß. Denn ungeachtet wir bey dem Entern der Brigantine kaum ſieben bis acht Mann zu Geſichte bekommen hatten: ſo waren ihrer doch wohl ſechzig vorhanden, und drangen ſie mit großer Ungeſtümigkeit aus dem Raume herauf. Aus Beyſorge nun, wenn wir ihnen Zeit ließen, ſich zu verſammeln, und unſere wenige Anzahl inne zu werden, möchten ſie uns übermannen, griffen wir diejenigen an, die am erſten zum Vorſcheine kamen. Sie vertheidigten ſich mit ihren Dolchen, und zu gleicher Zeit brachen hinter uns noch mehr Malayer aus der großen Cajüte, darein ſie ſich verſtecket hatten, heraus. Zum Glücke geſchah unſerer Seits kein einziger Schuß auf ſie, ſondern wir jagten ſie nur nach einem geringen Widerſtande mit unſerm Seitengewehre wieder in den Raum hinab. Doch wurden einige

„von

La Barbinais le Gentil 1717.

„von ihnen verwundet. Wir verſchloſſen ſogleich die Lücken auf das beſte, nahmen „auch aus der Cajüte eine ziemliche Anzahl Gewehr, daran ſie in der erſten Beſtürzung „nicht gedacht haben mußten, weg. Unſere Abſicht war im geringſten nicht, „ihnen Schaden zuzufügen, im Gegentheile bedauerten wir nur, daß wir Gewalt brau„chen mußten: allein, es wäre etwas vergebliches geweſen, ihnen die Billigkeit unſerer „Abſicht vorzuſtellen, und die Zeit darüber zu verlieren; denn ſie hätten uns unfehlbar „ermordet „.

Beyſtand von den Gefangenen.

Als ſich niemand weiter regete: ſo brachten wir alles gefundene Gewehr in unſere Schaluppe. Es beſtund in einer Menge Lanzen, und ſechs kleinen metallenen Steinſtücken, welche letztern die Malayer bey unſerer Rückfahrt nach dem Schiffe hätten gegen uns gebrauchen können. Gleichwohl ertheilete ihr Schiffer, den wir wider ſeinen Willen mitnahmen, ſeinen Matroſen unterſchiedliche Befehle wegen der Sicherheit unſerer Fahrt, und wir machten uns unter ſeiner Anführung auf den Weg. Die armen Malayer weineten die bittern Zähren. Nur das alte Weib that ſehr großmüthig, und ſagete in ſchlechtem Portugieſiſchen ganz beherzt zu mir, ſie fürchtete ſich gar nicht vor uns; denn ſie wüßte gewiß, wenn wir Chriſten wären, ſo würden wir ſie nicht aus ihrem Vaterlande zu entführen, noch in die Leibeigenſchaft zu ſtürzen verlangen. Dieſe Keckheit mußte ich bewundern. Ich gab ihr zu verſtehen, wir verlangeten von ihrem Sohne weiter nichts, als daß er uns eine Gefälligkeit, die uns höchſt nöthig fiele, erzeigen ſollte. Dafür würden wir ihn gut belohnen, auch alls aus der Brigantine weggenommene treulich wieder zuſtellen. Auf meine folgende Frage, was für ein Vaterland ſie hätte? gab ſie zur Antwort: ſie wäre aus *Cambaya* gebürtig; ihr Sohn hätte die Brigantine ausgerüſtet, und Reiß nach Java führen wollen, die meiſten auf dem Schiffchen befindlichen Malayer wären bloße Reiſende.

Ein indianiſcher Schiffer verliert ſein Fahrzeug.

Als wir unſer Schiff erreichten: ſo verſah der indianiſche Schiffer Steuermanns Dienſte. Er rieth uns, voritzt den Anker zu lichten, ihn aber einen Büchſenſchuß von hier wieder fallen zu laſſen. Wir thaten es, und brachten die Nacht auf derſelbigen Stelle ganz geruhig zu. Allein, bey anbrechendem Tage, war zu unſerer größten Beſtürzung keine Brigantine mehr zu ſehen, ſondern ſie hatte ſich in der Dunkelheit davon gemachet. Der indianiſche Schiffer hielt es für eine unſtreitige Sache, die malayiſchen Reiſenden hätten ſich Meiſter davon gemachet; darüber gebehrdete er ſich wie halb verzweifelt, heulete, ſchrie, riß ſich die Haare aus dem Kopfe, und warf uns vor, wir wären an dem Verluſte ſeines Schiffes Schuld. Er that dermaßen jämmerlich, daß wir aus Mitleiden, und um nicht eine Unbilligkeit mit der andern zu häufen, ihm verſprachen, wir wollten ihn an der äußerſten Spitze von Sumatra ans Land ſetzen. Wie es ſchien, ſo gereichte ihm die Hoffnung der Freyheit zu einigem Troſte. Man gab ihm zwanzig Piaſter, einen Sack voll Zwieback, drey Flaſchen mit Weine, und zwo voll Brandtwein, auch auf ſein Verlangen, und damit er ſich gegen die wilden Thiere, davon es auf dieſer Küſte wimmelt, beſchützen könnte, Pulver und Bley. Seine Lanzen und Steinſtücke bekam er ebenfalls wieder. Zum Beſchluſſe, als er in dem Nachen des Schiffes abfahren wollte, erbothen ſich einige Franzoſen aus Großmuth, ihn zu begleiten, und ich war unter dieſer Anzahl ebenfalls.

Sie treffen einen Herrn von Sumatra an.

Wir nahmen jedweder eine Flinte und einen Säbel mit, und fuhren nach dem Ufer, unſer Schiff aber ſetzete ſeinen Weg unterdeſſen mit halben Segeln fort, und ſuchte vor

La Barbinais le Gentil 1717.

Großmuth einer Indianerinn.

der äußerſten Südſpitze der Inſel vorbey zu kommen. Wir näherten uns dem Lande zwar bis auf einen Büchſenſchuß, konnten aber wegen einer großen davor liegenden Sandbank nicht ausſteigen, ſondern mußten über eine Meile weit, immer neben ihr herfahren. Hierüber wurden wir ziemlich ungeduldig, abſonderlich da uns ſo viele Tiegerkatzen und andere Thiere vor den Augen herum liefen, und wir ſie dennoch nicht ſchießen konnten. Als wir über zwo Stunden lang geſchiffet, und die Südſpitze beynahe erreichet hatten: ſo kam eine kleine Rudergaliote neben dem Strande herab, und uns entgegen. Unſer waren nicht mehr, als ſechs bewaffnete Franzoſen. Die Unſerigen auf dem Schiffe, die uns ſehr wohl ſahen, beſorgeten, die Indianer auf der Galiote möchten uns etwa angreifen, ja von den Malayern, die wir noch immer unter dem Joche hielten, ſelbſt dazu angereizet werden. In dieſer Meynung ſetzete man die Schaluppe aus, und es eileten die meiſten Schiffsofficier und Freywillige, uns zu helfen. Weil uns aber der Wind auf die Galiote zutrieb: ſo hatten wir ſie ſchon geentert, ehe ſie noch auf halbem Wege waren. Es war ein Fahrzeug ohne Verdeck und ohne Stücke, mit etwa zwanzig nackenden Indianern beſetzet, darunter jedoch ein vornehmer Herr aus Sumatra ſich befand. Sie ſtunden, wie wir auf ſie anſchlugen, vor großen Schrecken, wie die Bildſäulen da, und dachten vermuthlich nicht anders, als wir wollten ſie alle todt ſchlagen, weil wir mit ſolcher Geſchwindigkeit in ihr Schiff hinein ſprangen. Unterdeſſen ſprang die alte Frau, die wir inzwiſchen aus der Acht ließen, mit ungemeiner Behendigkeit in die Galiote. Anfänglich dachten wir, ſie wollte die Indianer zum Kampfe aufmuntern. Allein, da ſie mit ihnen geſprochen hatte: ſo ſahen wir mit angenehmer Verwunderung, daß der vornehme Herr die Hand auf den Kopf legete, und uns nach mohriſcher Art begrüßete. Er trug einen langen Rock von indianiſchem baumwollen Zeuge; ſein Haupt wurde von einem aus Binſen geflochtenen großen Hute gegen die Sonnenſtralen beſchützet. Die Finger ſtecketen voll Ringe und Smaragden.

Unſere Malayer bathen hierauf, wir möchten ſie alle mit einander in die Galiote treten laſſen, indem ſie ihre Brigantine vermuthlich deſto gewiſſer antreffen würden, wenn ſie die Meerenge aufwärts führen. Wir bewilligten alles, was ſie verlangeten. Ihre Lebensmittel und ihr Gewehr wurde durch unſere eigenen Matroſen auf die Galiote geſchafft. Wir machten zwar über dieſes auch dem Schiffer, als er aus unſerm Nachen getreten war, wegen des Vorgegangenen eine höfliche Entſchuldigung: allein, er gab uns keine Antwort darauf. Das alte Weib, ungeachtet es uns den Augenblick einen guten Dienſt erwieſen hatte, ließ ſich dennoch die Sache von neuem verdrießen, und ſagete verſtockter Weiſe nicht das geringſte Wort. Sie hatten alle beyde vermuthlich die Abſicht dabey, uns den Kummer über ihren erlittenen Verluſt im Herzen zu laſſen, und ſich auf dieſe Weiſe an uns zu rächen; denn ſie ſahen wohl, daß uns das geſtiftete Uebel ſehr leid war. Weil unſer Steuermann, ſobald wir auf das Schiff zurück kamen, die Segel beyſetzen hieß: ſo konnten wir nicht erfahren, ob die armen Indianer ihre Brigantine wieder bekamen, oder nicht, und eben ſo wenig wiſſen wir, ob die dringende Noth, darinnen wir uns befanden, eine hinlängliche Entſchuldigung in den Augen des Himmels geweſen ſeyn möge n)?

La Barbinais Beobachtungen wegen der Straße de la Sonda.

Weil la Barbinais ſowohl durch eigene Erfahrung, als durch Beyſpiele immer größere Einſicht im Seeweſen erlangete: ſo giebt er hier einige wichtige Nachrichten, von eben dieſer Durchfahrt. Er bemerket vorläufig, es mache die Inſel Sumatra drey ſehr anſehnliche

---

n) Ebendaſ. a. d. 32 und vorherg. S.

La Barbinais le Gentil 1717.

liche Meerengen, nämlich gegen Norden die malackiſche, gegen Oſten die Straße bey Banca, und gegen Mittag zugleich mit der Inſel Java, den ſogenannten Sund. Nachgehends ſtellet er ſein Schiff vor, wie es drey franzöſiſche Meilen weit oſtnordoſtlich von der Inſel Lucipara auf ſechs Faden Tiefe ſich befindet, und beſchäfftiget iſt, die rings um beſagte Inſel liegende Sandbank mit dem Bleywurfe zu unterſuchen. Es iſt dieſe Bank viel weiter von Sumatra entfernet, und dagegen weit näher bey Lucipara, als die Karten angeben. „Doch obgleich dieſes an ſich ſelbſt ein Irrthum iſt: ſo darf man ihn „doch den Erdbeſchreibern nicht als einen Fehler anſetzen; denn vielleicht haben ſie die Ge„fahr nur deswegen in einer größern Nähe vorgeſtellet, damit die Steuerleute deſto grö„ßere Vorſichtigkeit gebrauchen möchten„. Man fand vor der Bank viertehalb Faden Waſſer. Um aber kein Wageſtück zu begehen, muß man die Schaluppe mit einer Fahne voraus ſchicken, und das Abwechſeln der Tiefe damit andeuten laſſen. Man fuhr vom Morgen bis auf den Mittag an der Küſte von Sumatra hin, ohne ſich über eine franzöſiſche Meile weit davon zu entfernen. Nachgehends ſteuerte man nach Süden, und nach Südſüdweſt. Die Schaluppe berichtete nach ihrer Zurückkunft an Bord, ſie hätte in beſagter Entfernung vom Lande, nie weniger, als ſechs Faden Waſſer gefunden. Dieſes nun ſoll denen, welche in die Straße von Banca einlaufen, oder durch dieſe Durchfahrt hinaus wollen, zum Bewegungsgrunde dienen, lieber neben Sumatra, als neben der Inſel Lucipara zu bleiben. Man war auf drey Grade vier und zwanzig Minuten Süderbreite, und man hatte Südweſt gehalten. Weil die Schaluppe Nachricht gab, die Tiefe nehme um zween Faden ab: ſo hatte man gegen Südſüdweſt geſteuert, und als die Tiefe dem ungeachtet ſich verminderte: ſo wendete man gegen Nordnordoſt, um eine gewiſſe Sandbank, welche in hoher See vor der hohen Bauminſel liegt, zu vermeiden. Nur beſagte Inſel hat die Benennung von ihren ungemein hohen Bäumen, die man in einer großen Entfernung ſieht, bekommen. „Die Sandbank liegt viel weiter von der Inſel, als „es die Karten bemerken. Ja, es müſſen die Ströme mit unglaublicher Heftigkeit gegen Süden treiben, weil man der Schätzung zu Folge, ſeitdem man Lucipara vorbey war, nur etwa acht Meilen weit geſegelt zu ſeyn vermeynete, da doch die Karten achtzehn angeben o).

Rath, den er giebt.

Den folgenden Tag fuhr man ſo nahe bey den beyden Inſeln las Hermanas vorbey, daß man einen Stein hätte hinein werfen können. Eigentlich ſind es nur zween kleine mit Bäumen bewachſene Felſen. Man hat zwiſchen ihnen und Sumatra keine Klippen zu beſorgen; hingegen muß man das Raume meiden, das iſt die Oſtſeite, wo es gefährliche Klippen giebt, welche dem Waſſer gleich ſtehen. Die Ströme treiben beſtändig gegen Süden.

Als am folgenden Tage, den 20ſten März, die Tiefe vermöge des Bleywurfes von ſieben bis auf eilf Faden anwuchs: ſo zeigete ſich das Land bald hernach auf allen Seiten, das iſt, auf der rechten Seite des Schiffes, die ganze Oſtküſte von Sumatra, auf der linken verſchiedene Inſeln, und gerade voraus die Inſel Java. In dieſer Gegend hat Sumatra ſehr viele Gebirge. Unter andern fällt ein Berg ins Geſicht, deſſen Gipfel einer Pyramide gleicht, und der Einfahrt in den Sund zum Wahrzeichen dienet. Die Entfernung der Eylande las Hermannas vom Sunde iſt kleiner, als die Karten ſie angeben. Bald darauf fiel die Inſel ins Geſicht, welche von den Holländern die große Mütze genennet wird, weil ſie in der That eine Aehnlichkeit mit einer Mütze hat. Sie dienet ebenfalls zu einem Merkmaale der Einfahrt in den Sund. Ihr Umkreis beträgt etwa

---

o) A. d. 35 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

etwa vierhundert Schritte. Man findet bis auf einen Steinwurf vom Ufer zwanzig Faden Tiefe, ohne die geringſte Klippe. Wird ein Schiff bey der Mündung der Meerenge von einer Windſtille überfallen, ſo ſoll es ohne viel Federleſen den Anker ausbringen; denn ſonſt werden es die Ströme unfehlbar an dieſe Inſel werfen p).

Warum die Franzoſen Batavia meiden.

Weil die Franzoſen ſo nahe bey Batavia waren, und zwar zu einer Zeit, da alle chriſtliche Machten in Europa in Frieden mit einander lebeten: ſo hätten ſie in einem Hafen, da man bereit war, ihnen als Freunden auf alle mögliche Weiſe an die Hand zu gehen, natürlicher Weiſe vor Anker legen und ſich erquicken ſollen. „Unterdeſſen kam es ihnen, „aus Beyſorge die Holländer möchten ihnen aus einem Handlungseifer einen ſchlimmen „Streich ſpielen, nicht einmal in die Gedanken. Denn dieſe übermüthigen Krämer ſehen „es mit größtem Widerwillen, wenn eine andere europäiſche Nation ſich unterſteht, durch „den Sund zu laufen. Ihre Macht iſt in dieſem Gewäſſer ſo hoch geſtiegen, daß ſie befugt zu ſeyn glauben, alles zu thun, was ſie wollen. Barbinais wundert ſich darüber, „daß die Franzoſen, Engländer, Spanier und Portugieſen, von dieſer hochmüthigen Nation alles ſo geduldig leiden, ja, ſie dermaßen mächtig werden ließen q).„

Sie ſuchen Hülfe unter den Barbaren.

Man beſchloß alſo im Schiffrathe, lieber bey den Wilden, als bey ſo gefährlichen Freunden, Hülfe zu ſuchen, und dieſer Entſchluß verſchaffete uns einige Nachricht von einer Küſte, die man bisher noch wenig kannte. Denn 22ſten halfen in Ermangelung des Windes, die Ströme dem Schiffe in der Straße fort, und zu Mittage war man auf ſechs Grad funfzehn Minuten. Man erblickete nicht nur die Küſte von Java, ſondern auch verſchiedene Wohnplätze, theils auf dem Abſchuſſe der Berge, theils im Grunde: imgleichen ungemein große mit Reiß angebauete Felder. Zwar ſind die Berge in der Gegend der Straße nicht ſehr hoch, aber auf ihrem Gipfel mit Bäumen bewachſen, und auf ihrem Abſchuſſe, ſo viel man ſehen konnte, wohl angebauet.

Nachtreiſe des Verfaſſers.

Weil man geſonnen war, die ganze Nacht vor Anker liegen zu bleiben, ſo ſtiegen Abends um neun Uhr einige Officier in den Beynachen, ſowohl um das Ufer zu beſichtigen, als Schildkröten zu fangen. La Barbinais war auch mit dabey: doch es lief dieſe Spazierreiſe, ſaget er, nicht zum glücklichſten ab, wir mußten von Wind, Blitz und Regen nicht wenig ausſtehen. Zwar liefen wir in eine kleine Bay, welche von einer Spitze zur andern eine franzöſiſche Meile lang ſeyn mochte; es gieng auch die See in ſelbiger wirklich ſo hohl nicht: allein, die Küſte war mit einer Felſenbank beſetzet, und es koſtete uns viele Mühe, ehe wir ans Land kommen konnten. Doch als das Wetter ſich aufklärete, und der Mond uns zu leuchten begonn: ſo fanden wir einen kleinen Hafen, und liefen mitten durch die Klippen hinein. Aber als wir bey unſerm Austritte ans Land eine Menge Fußſtapfen ſahen, und ſolche für das Gefährte reißender Thiere, davon es auf dieſer Inſel bekannter maßen wimmelt, erkannten: ſo fehlete es wenig, wir hätten unſeren Nachen wieder geſucht. Doch wir legeten die Furcht bald wieder auf die Seite, wiſchten unſer Gewehr aus, und machten uns zur Vertheidigung gegen Menſchen und Thiere fertig. Unſere Matroſen zündeten ein großes Feuer an. Wir trockneten unſere Kleider, und holeten aus einigen Weinflaſchen, die wir bey uns hatten, neuen Muth und neue Kräfte. Nicht weit vom Strande war ein Gehölze, woraus ein Bach mit abgeſchmacktem und

ſalzigem

---

p) A. d. 39 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1717.

ſalzigem Waſſer rann. Nun hatten wir zwar Hoffnung, beſſeres zu finden, wofern wir nur den Bach weiter hinauf gehen wollten: allein, wir höreten ein ſolches Gebrülle im Walde, als ob ein ganzer Schwarm Unthiere da beyſammen wäre, und damit vergieng einem jedweden die Luſt, das Abentheuer zu wagen. Wer kein Gewehr bey ſich hatte, der ſtieg wieder in den Nachen, und wollte ſein Heil mit Fiſchfangen verſuchen. Wir anderen beſichtigten die im Sande eingedrückten Fußtapfen, ob nicht etwa welche von Schildkröten mit darunter wären. Allein, ungeachtet uns die Bay ſehr fiſchreich vorgekommen war, ſo fingen wir doch nicht einen einzigen. Eben ſo wenig vermerketen wir das geringſte Anzeigen einer Wohnung. Denn weil die Holländer, wenn ſie zuweilen an dieſer Küſte landen, das Vieh wegnehmen: ſo bleiben die Einwohner mit ihren Heerden entweder in den Thälern, oder auf dem Gebirge.

Prinzeneyland.

Den 23ſten rücketen die Franzoſen bis an die äußerſte Spitze der Inſel Java, wo der Sund ein Ende nimmt, und erblickten das Prinzeneyland. Vermöge ihres Verhaltungsbefehles, ſollten ſie da friſch Waſſer einnehmen: allein, weil auf dieſer wüſten Inſel weiter gar nichts, als Waſſer anzutreffen war, ſo beſchloſſen ſie, lieber an einer anderen Inſel, welche von Java nur durch eine ſchmahle Durchfahrt abgeſondert wird, zu landen, in Hoffnung ſie würden entweder hier oder dort, Waſſer, Reiß und Gemüſe antreffen. Man warf den Anker eine halbe Meile weit von der Inſel auf zwanzig Faden Tiefe, und ſchickete ſowohl die Schaluppe als den Beynachen aus, um auf einer oder der anderen Seite der Durchfahrt einen Waſſerplatz ausfündig zu machen. Nach einer Stunde ſah man einige kleine Fahrzeuge über den ſchmahlen Seearm ſtechen. Hierauf wurde Befehl gegeben, Glimpf zu verſuchen, um wo möglich mit dieſen Indianern Bekanntſchaft zu machen. La Barbinais war in die Schaluppe getreten. Weil nun die franzöſiſchen Matroſen aus ihrer bisherigen Erfahrung gelernet hatten, man müßte fleißig auf ſeiner Hut ſtehen, ſo waren ſie ſämmtlich auf das beſte bewaffnet. Der Nachen wendete ſich gegen die javaniſche Seite. Allein, ungeachtet man Waſſer genug von einem Berge hinab ſtürzen ſah, ſo konnte man doch vor denen Klippen, welche das Ufer verlegten, nicht dazu kommen.

Die Franzoſen landen auf einer Inſel.

Machen Bekanntſchaft mit den Indianern.

Was uns betraf, ſaget Barbinais, ſo fuhren wir mit unſerer Schaluppe nach der kleinen Inſel, beſtiegen ſie auch ohne alle Mühe. Zuerſt erblickten wir etwa ein halb Dutzend Hüttchen, daraus einige halb nackende Indianer zum Vorſcheine kamen, theils waren ſie mit Dolchen, theils mit einer langen Lanze bewaffnet. Doch bezeugeten ſie ſich ziemlich gelaſſen, und wir ſuchten ſie durch freundliches Begegnen noch treuherziger zu machen. Gleichwohl ſchien es, als ob ſie uns nicht viel Gutes zutraueten: denn ſie gaben durch Zeichen ſo viel zu verſtehen, die Inſel ſey wüſte, folglich verlohne es ſich der Mühe nicht, weiter zu gehen; dagegen würden wir auf Java nicht nur Reiß und Ochſen antreffen, ſondern auch weil ein ganzes halbes Dutzend Flüſſe in den Meerarm falle, an der Mündung derſelbigen ohne die geringſte Mühe Waſſer einnehmen können. Allein, da uns wohl bewußt war, daß ſie mit Weib und Kind auf dieſer Inſel wohneten, und ordentlich eingerichtet waren: ſo konnten wir leicht ermeſſen, ſie ſchwätzeten uns nur deswegen ſo tröſtliche Dinge vor, damit wir unſere Wege gehen und ihre Inſel in Friede laſſen möchten. Denn ſie leben in unaufhörlicher Sorge, von den Holländern entführet zu werden, und

q) A. d. 40 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

und meſſen alſo entweder aus eiteler Furcht, oder wegen leidiger Beyſpiele allen Ausländern eben dergleichen Abſicht bey r).

Doch da ſie unſer freundſchaftliches Bezeugen und unſere Geſchenke ſich gefallen ließen: ſo hoffeten wir, es werde mit der Zeit zu einem beſſeren Verſtändniſſe mit ihnen kommen. Es war leicht, über die Meerenge zu ſetzen, und fanden wir auf der jenſeitigen Küſte in einem Raume einer Viertelmeile groß, wirklich fünf Flüſſe, wiewohl ſie dem Anſehen zu Folge, ihrer ziemlichen Breite ungeachtet, aus einer einzigen Quelle entſpringen mußten. Der Arm iſt an der Inſel nicht über zwölf bis funfzehn Faden tief. Der Strand liegt voll ſchöner Muſcheln. Auf der javaniſchen Seite wird er von einer Sandbank eingeſchränkt, die ſich beynahe bis an ſeine halbe Breite erſtrecket, und die Durchfahrt ſo enge machet, daß ſich ſchwerlich ein Schiff, es ſey dann im äußerſten Nothfalle, hinein wagen darf. Wir ließen ſechs bewaffnete Mann in der Schaluppe, verbothen ihnen ans Land zu ſtoßen: wir übrigen zwölfe aber machten uns auf den Weg, einen bequemen Waſſerplatz aufzuſuchen. Denn es hatten alle dieſe fünf Flüſſe ſalziges Waſſer. Wir durchwateten drey mit der Flinte auf dem Kopfe. Als wir an den vierten kamen, ſo ſahen wir einen Haufen Indianer an dem jenſeitigen Ufer ſtehen, und mit einander rathſchlagen. Der Officier, der uns anführete, winkete ihnen, ſie möchten herüber kommen. Sie winketen dagegen, wir möchten es nur ſelbſt thun, und über den Fluß ſetzen. Allein, das war ſo geſchwind nicht gethan, denn er war tief. Endlich watete doch die Hälfte von uns durch; die übrigen gaben auf das Bezeugen der Indianer Achtung, und hielten ſich zum Feuergeben fertig, wenn ſie etwas feindſeliges gegen unſere Leute beginnen wollten. Sie liefen aber davon. Weil nun der Tag ſich neigete, und man uns auf dem Rückwege bey dem Durchwaten der Flüſſe angreifen konnte: ſo verlangeten wir ſie nicht zu verfolgen. Denn das Gras war an den Ufern faſt Manneshoch, und die Indianer hätten ſich da gar leicht in einen Hinterhalt legen können. Als uns demnach die Vorſichtigkeit wieder zu unſerer Schaluppe geführet hatte: ſo fanden wir ſie zwar noch am alten Orte, zugleich aber einen Haufen anderer Indianer am Ufer ſtehen, die unſere Matroſen ans Ufer zu locken verſucht hatten. Sie hatten uns, als wir durch die Flüſſe ſetzeten, deswegen nicht wahrgenommen, weil ſie auf ihrem Wege von dem Gehölze bis an den Meerarm beſtändig in dem hohen Graſe, damit die ganze Ogend bewachſen iſt, gegangen waren. Ungeachtet ſie nun über unſere unvermuthete Gegenwart anfänglich erſchracken, ſo ließen ſie ſich doch unſere Geſchenke an Toback und baumwollenen Schnupftüchern beſtens gefallen, und kletterten zur Dankbarkeit dagegen auf einige Palmbäume, davon das ganze Ufer voll ſtund, holeten Cocosnüſſe herab, und beſchenketen uns an ihrem Orte gleichfalls s).

Sie ſuchen Waſſer.

Cocosnüſſe.

Vermuthlich koſtete Barbinais dieſe Frucht in ſeinem Leben voritzt zum erſtenmale; denn er ſaget, die vielen Lobeserhebungen, die ihr von allen Reiſebeſchreibern beygeleget würden, kämen ihm ziemlich übertrieben vor; und wenn ſie für alle Bedürfniſſe des Lebens hinreichend wäre, ſo müßten es etwa die Lebensbedürfniſſe der Affen oder Einſiedler ſeyn. Unterdeſſen beluden doch die Matroſen ihre Schaluppe mit Cocosnüſſen, um das übrige Schiffvolk, das ſeit langer Zeit ſich mit verdorbenem Waſſer behalf, und ſehnlich nach einem Labſale ſeufzete, damit zu erquicken. Nebſt den Nüſſen nahm man auch allerley friſche Kräuter mit, welche am Borde nicht weniger große Freude verurſacheten. Niemand

---

r) Ebendaſ. a. d. 47 S.

s) A. d. 51 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1717.

mand konnte begreifen, daß ein mit ſo vielen Flüſſen bewäſſertes, und mit einer ſo großen Menge Bäume bepflanzetes Land, dem ungeachtet Mangel an ſüßem Waſſer haben ſollte. Allein, die Officier verlangeten nicht nur überhaupt Waſſer, ſondern auch in einer ſolchen Nähe, da das Abholen dem ohnedieß abgematteten Schiffsvolke nicht allzuſauer fallen möge. Demnach hatte ſowohl die Schaluppe, als der Nachen Befehl, weder Holz noch Waſſer zu melden, es ſey denn der Ort ſo bequem, daß man es abholen könne, ohne eine größere Beſchwerlichkeit als von dem Uebel ſelbſt, welchem man abhelfen wolle, zu empfinden.

Waſſer in der kleinen Inſel.

Aus dieſer Urſache nun war die Schaluppe genöthiget, die kleine Inſel zum zweytenmale zu beſuchen. Sie landete dieſesmal dem vorigen Orte, wo ſie geweſen war, gerade gegen über und an der Rhede ſelbſt, da das Schiff vor Anker lag. Hier fand man ein Flüßchen mit ſüßem Waſſer, das leicht fortzubringen war. Nicht weit davon ſtund ein Gehölze mit allerley Bäumen. Dieſe gute Zeitung wurde ſogleich im Schiffe verkündiget. Weil aber die Indianer noch beſtändig einiges Mistrauen äußerten: ſo befahl man den Matroſen, ſich immer beyſammen zu halten. Den 24ſten fuhr man den Tag über ſechsmal ans Land. Die Indianer traueten ſich noch immer nicht, zum Vorſcheine zu kommen, ſondern ſchicketen nur einige Kinder ab, um zu ſehen, wie man ihnen begegnen würde, und was folglich die Inſel von dieſen Gäſten ſich zu verſehen hätte. Man empfing die Kinder mit ſolcher Freundlichkeit, daß die Aeltern bald darauf ſelbſt erſchienen, und Eyer, Turteltauben, Hühner, imgleichen Rehe in Größe der Haſen, die ſie im vollen Laufe weghaſcheten t), zu Kaufe brachten. Bey dieſer Beſchaffenheit giengen die Schiffsofficier ohne Bedenken auf die Jagd, nur mit der Vorſichtigkeit, daß ſie nicht allzuweit vom Ufer ſich entferneten. Sie fanden eine unſägliche Menge Turteltauben von allerley Farbe auf der Inſel. Einige waren grün, mit ſchwarz und weißen Flecken; andere weiß und ſchwarz; weiß und gelb, imgleichen aſchgrau. Ihre Größe war nicht minder mannigfaltig. Die größten glichen in dieſem Stücke einer Haustaube, die kleineſten einer Droſſel. Eben ſo erſtaunlich war auch die Menge der Affen, Eichhörnichen, Sapajoux, Pfauen, Pintados, Wiedehopfen, Reiger, Droſſeln, Amſeln, Colibris, und allerley andere Vögel, deren Namen man nicht wußte. La Barbinais ſah auch Eydechſen, welche wie Heuſchrecken von einem Baume auf den andern flogen. Er ſchoß eine, und gerieth über die Mannigfaltigkeit ihrer Farben in große Verwunderung. Das Thier war einen Schuh lang, hatte vier Pfoten, wie eine gemeine Eydechſe. Der Kopf war flach, und in der Mitte mit einem Loche, dadurch man, ohne es zu verletzen, gar wohl eine Nadel ſtecken konnte, durchbohret. Seine Flügel waren ſehr zart, und wie an einem fliegenden Fiſche geſtaltet. Um den Hals herum hatte es gleichſam eine Krauſe, welche übrigens den Bärten der Haushähne glich. Man ſuchete zwar ein ſo ſeltſames Thier aufzubehalten: allein, die Hitze verdarb es noch vor des Tages Endigung u).

Viele Thiere daſelbſt.

Fliegende Eydechſe.

Menge von Schildkröten.

Endlich wurden die Indianer beherzt, und ließen ſich mit den Franzoſen in Umgang ein. Sie brachten Eyer und Hühner, und thaten ganz bekannt dabey. Sie liehen auch irrdenes Geſchirr zum Kochen her. Fiſche waren in kurzer Zeit überflüßig und von allerley Gattungen vorhanden, weil das geſammte Schiffsvolk ſich einen Zeitvertreib mit Fiſchfangen machte. Man fing einſtens in einem einzigen Zuge ſieben Seeſchildkröten, und über

---

t) A. d. 53 S.

u) A. d. 55 S.

über zweyhundert andere Fiſche, darunter einige unſeren Dornbutten, andere unſeren Seedrachen und Schellfiſchen glichen. Den folgenden Tag lief der Schildkrötenfang noch glücklicher ab. Man verſorgete ſich für die ganze übrige Reiſe damit. Denn weil dieſe Thiere von ihrem eigenen Fette zehren: ſo darf man ihres Futters wegen nicht beſorget ſeyn x).

Barbinais reiſt durch die Inſel.

La Barbinais nahm ſich die Keckheit, nebſt einigen guten Freunden weiter in die Inſel hinein zu gehen. Sie ließen ſich das dicke Gehölze nicht abſchrecken, ſondern drangen vermittelſt einiger Fußſteige durch, und kamen an ein Dorf, das aus zwo ſchnurgeraden Gaſſen beſtund.

Häuſer der Einwohner.

Die Häuſer waren gleich hoch, ſtunden in gleicher Weite von einander, und ſahen einander vollkommen gleich. Jedwedes ſtund auf acht hölzernen und zwölf Schuhe hohen Pfeilern. Das Dach war platt und viereckigt. Zwiſchen zwey Häuſern war allemal ein Baum gepflanzt, welcher ſeine Aeſte über das Dach ausbreitete, und eine in dieſem heißen Lande höchſtnothwendige Sache, nämlich kühlen Schatten, verſchaffete. Mitten in jedweder Gaſſe, ſtund ein Markt- oder Ruhehaus. Es war auf allen Seiten offen, das Dach ruhete auf acht ſtarken Pfeilern, an den vier Ecken waren vier Bäume gepflanzt, und gaben dem Hauſe ein recht gutes Anſehen y).

Die Einwohner erſchracken über dieſen Beſuch, deſſen ſie ſich nicht vermutheten, dergeſtalt, daß ſie Haab und Gut im Stiche ließen, und nur in größter Geſchwindigkeit davon renneten. Sie nahmen ſich nicht einmal die Zeit, die Häuſer zu verſchließen. Ein ganzes Haus beſtund in einem viereckigten Kämmerchen: das Hausgeräthe in Webſtühlen, Hangbetten, Matten und einem Tiſche. Die Franzoſen ließen alles, wie es war, um zu zeigen, daß ſie ehrliche Handelsleute wären. Als ſie das ganze Dorf durchſtrichen, fanden ſie zu äußerſt ein geräumigeres und höheres Gebäude.

La Barbinais beſuchet einen Tempel.

Dieſes hielten ſie für die Moſchee des Dorfes, weil ſie aus anderen Wahrzeichen bereits geſchloſſen hatten, es müßten die Einwohner Mahummedaner ſeyn. Man ſtieg auf einer Leiter hinein. Weil uns nun, ſaget Barbinais, die Neugierigkeit antrieb, es zu beſehen, wir gleichwohl aber beſorgeten, ſie möchten die Entheiligung ihres Tempels übel nehmen: ſo ſtelleten wir viere von unſeren Leuten an beyde äußerſte Enden des Dorfes auf die Schildwache, damit ſie uns, wenn etwa die Indianer kämen, zeitig warnen könnten. Das Inwendige nun von dieſem Tempel war ein Viereck. An der Oſtſeite ſahen wir einen Predigtſtuhl von eben ſolcher Geſtalt, als in einer chriſtlichen Kirche, und war er mit einem Teppiche von indianiſchem Cattune bedecket. An jedweder Seite des Gebäudes war ein Fenſter, und vor jedwedem Fenſter ſtund ein Tiſch. Auf einem unter dieſen Tiſchen lagen einige arabiſche Schriften, die ich für Blätter aus dem Koran hielte, in einem Stoße auf einander.

Nimmt einige Manuſcripte daraus.

Ungeachtet wir uns feſt vorgeſetzet hatten, nicht das geringſte einzuſtecken: ſo konnte ich doch der Verſuchung nicht widerſtehen, ſondern, indem meine Gefährten mit Beſichtigung anderer Dinge beſchäfftiget waren, nahm ich einige ſolche Blätter weg. Einige waren wie ein Buch zuſammen geleget, andere aufgerollet, und ſtecketen in einem Bambusrohre. Gleich darauf warneten uns die ausgeſtelleten Schildwachen, man hörete Leute kommen. Wir machten uns ſogleich aus dieſem Orte heraus, und giengen fünf bis ſechs Indianern, die auf einem ſehr ſchmahlen Fußſteige heran kamen, entgegen. Sobald ſie uns erblicketen, liefen ſie davon. Ihre Furcht machte uns nur deſto muthiger; wir wageten uns noch

weiter

---

x) A. d. 56 S.

y) A. d. 59 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

weiter ins Gehölze hinein, und kamen zu einem anderen, wiewohl dem vorigen ſo ähnlichen Dorfe, daß wir anfänglich gedachten, es ſey eben daſſelbige, und wir wären durch allerley Umwege unvermuthet dahin zurück gekommen. Doch wir bemerketen gar bald, daß das gegenwärtige aus einer weit größeren Anzahl Häuſer beſtund, als das vorige; nur war es eben ſo leer. Ungeachtet man wegen des dicken Gehölzes nicht weit um ſich ſehen konnte, ſo bemerkete ich doch, daß der Boden an einigen Orten umgeriſſen, und ſehr wohl angebauet war. Niemals in meinem Leben habe ich ſo viel Wildpret geſehen, als hier. Pfauen ſind auf dieſer Inſel ſehr gemeine Vögel. Ich bemerkete die Spur von Ochſen und Ziegen, aber wie es mich bedünkete, auch das Gefährte einiger Raubthiere; und meines Erachtens ſetzeten die Einwohner ihre Häuſer nur deswegen auf Pfähle, um des Zuſpruches dieſer verdrießlichen Gäſte überhoben zu bleiben z).

Trifft einen Haufen Indianer an.

Nach ihrer Zurückkunft fanden die Franzoſen einen Haufen Indianer mit langen Lanzen am Ufer ſtehen. Sie hatten einen Kreis geſchloſſen, in deſſen Mitte ein langer hagerer blaſſer Mann ſtund. Er trug einen langen Rock von grauem Cattune, und hatte ein Stück Neſſeltuch in Geſtalt eines Turbans um den Kopf gewunden. Jedermann hörete ihm ſehr aufmerkſam und ehrerbiethig zu. Allein, jedermann erſchrack ungemein, als auf einmal ſechs bewaffnete Ausländer erſchienen. Die Indianer ſahen einander an, als ob ſie berathſchlageten, was zu thun ſeyn möchte? Allein, wir ließen ihnen die Zeit nicht, ſaget Barbinais, einen Entſchluß zu faſſen. Wir grüßeten ihr Oberhaupt nach indianiſcher Weiſe, und miſcheten uns hernach mit ſolcher Vertraulichkeit unter ſie, daß ihnen der Argwohn zu vergehen ſchien. Das Oberhaupt erwiederte unſere Höflichkeit auf gleiche Weiſe. Wir gaben ihnen zu verſtehen, wir ſucheten Vieh zu kaufen: allein, ungeachtet unſere Zeichen deutlich genug und gar keiner Zweydeutigkeit unterworfen waren, indem wir recht natürlich wie Ochſen brülleten: ſo thaten ſie doch, als ob ſie uns nicht verſtünden. Sie ſchlichen ſich einer nach dem anderen ins Gehölze davon, und ließen uns am Ufer allein ſtehen, worauf wir unſeren Weg geruhig nach unſerer Schaluppe fortſetzeten.

Abermalige Durchſuchung der Inſel.

Unterdeſſen da es außer allem Zweifel war, die Inſel müſſe noch andere Bedürfniſſe, als bloßes Holz und Waſſer, liefern können: ſo beſchloß man, in der Gegend des Waſſerplatzes, woſelbſt die Einwohner beherzter oder geſelliger zu ſeyn ſchienen, zwanzig Mann auszuſetzen. La Barbinais verſäumete dieſe abermalige Gelegenheit, etwas zu ſehen, im geringſten nicht. Hier fanden wir, ſaget er, einige Indianer, welche an ſtatt vor uns zu erſchrecken, vielmehr darein zu willigen ſchienen, daß wir mit ihnen gehen durften. Nachdem wir etwa hundert Schritte weit durch das Gehölze gegangen waren, kamen wir auf eine Ebene, darauf unterſchiedliche, den vorigen ganz ähnliche, nur aber weit höhere Wohnplätze ſtunden. Es iſt dieſe Inſel, obgleich ihr ganzer Umfang nicht über zwo franzöſiſche Meilen beträgt, dennoch weit volkreicher, als man es gedenken ſollte. Weil bey unſerer Ankunft kein Menſch davon zu laufen begehrete: ſo empfing uns das Oberhaupt des erſten Dorfes. Der Mann ſetzete uns gekochten Reiß, Bananas, Goyaven und andere in Indien bekannte Früchte vor. Zwar die Weiber thaten anfänglich etwas ſcheu: doch wurden ſie allmählig zahmer, und ließen ſich an der Hausthüre ſehen, obgleich nicht ſo ſchlechterdinges, ſondern ſie zogen vorher die Leiter auf. Hier nun bothen ſie uns Matten, Hühner und Papagayen, gegen baumwollene Schnupftücher feil. Sie ſahen leider!

Schönes Frauenzimmer.

---

z) A. d. 62 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1717.

ziemlich ſchwarz aus; hatten kleine Augen, weite Mäuler, platte Naſen, ſchwarze lange Haare. Allein, ungeachtet ihnen die Schönheit ziemlich abgieng, ſo waren ſie doch luſtig, aufgeräumt und munter. Ich kaufete vier Rehe, in der Abſicht ſie nach Frankreich zu bringen, woſelbſt ſie freylich jedermann bewundert haben würde. Denn das Thier ſieht einem Rehe vollkommen ähnlich, ob es gleich einen Haſen an Größe nicht übertrifft *a*). Wir ſucheten abermals Ochſen und Ziegen zu bekommen, es war aber vergeblich.

Die guten Leute gaben uns zu verſtehen, ihr Vieh ſey dermalen nicht auf der Inſel, ſondern es weide auf dem javaniſchen Gebirge. Hätte uns die Jahreszeit erlaubet, länger hier zu verweilen: ſo hätten ſie vermuthlich, weil ihnen unſer Weſen immer beſſer behagete, ſo viel Vieh als uns nöthig gefallen wäre, von Java herüber kommen laſſen. Allein, wir beſorgeten, es möchte uns nicht mehr möglich fallen, vor dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey zu kommen, ſondern wir genöthiget werden, an der Inſel **Bourbon** Anker zu werfen *b*). Wenigſtens wird doch unſer Beyſpiel den franzöſiſchen Schiffen, welche an eben dieſe Inſel kommen, zu einigem Unterrichte dienen können.

Lage der Prinzeninſel.

Gleichwie wir nun die ganze Erzählung des Barbinais in keiner anderen, als eben dieſer Abſicht, hier beygebracht haben: ſo bedauern wir nur, daß er den Namen dieſer Inſel nicht gemeldet, oder doch wenigſtens, wofern er auf der Karte keinen fand, nach dem Beyſpiele anderer Perſonen, welche weite Reiſen verrichten, ſie mit dem ſeinigen beleget hat. Allein, er beſtimmet bloß den Punct, da er vom Prinzeneylande abſegelte, und ſetzet ihn auf ſechs Grad vierzig Minuten mittägige Breite, und auf hundert und vier und zwanzig Grad dreyßig Minuten Länge *c*).

Sturm.

Ein ſchrecklicher Sturm, den die abergläubiſchen Matroſen für eine Strafe des Himmels anſahen, weil ſie am heiligen Oſtertage abgereiſet wären, war der einzige Zufall, welcher die Fahrt bis auf den 13ten des Aprilmonates verzögerte. Die bequeme Jahreszeit war ſchon ſo weit verſtrichen, daß man ohne Verwegenheit es nicht mehr wagen durfte, das Vorgebirge vorbey zu ſegeln. Demnach ließ der Hauptmann, um künftig ſich damit zu verantworten, das Gutachten des Schiffrathes ſchriftlich aufſetzen, und wendete den Lauf nach der Inſel **Bourbon**. Den 14ten war man auf ein und zwanzig Grad ſechs und zwanzig Minuten Breite, und ſieben und achtzig Grad vier und vierzig Minuten Länge, die Abweichung der Magnetnadel an dieſem Orte betrug bey Untergange der Sonne vierzehn Grad gegen Nordweſt *d*). Den 20ſten ſah man die Inſel Bourbon auf vierzehn Meilen weit von ſich, und die Abweichung der Nadel betrug neunzehn Grad. Auf den Abend ſegelte man die Inſel Frankreich in einer Entfernung von vier Meilen vorbey. Sie war an ihrem hohen Gebirge, daraus ein ſchwarzer dicker Feuerſchwall aufſtieg, kenntlich. Als man aber den folgenden Tag der Inſel Bourbon nahe kam, und den die Nacht über zurückgelegten Weg überſchlug: ſo gerieth man auf den Schluß, es müſſe die Entfernung beyder Inſeln von einander nicht ſo groß ſeyn, als ſie auf der Karte angezeiget wird. Man lief, um die Inſel deſto beſſer ins Geſicht zu bekommen, weſtlich, und ſobald man einen gewiſſen zwiſchen der verbrannten Gegend und den Suſannenvierthel befindlichen Fluß erblickte, ſegelte man immer in einer Entfernung von zwo Meilen neben dem Lande hin, und warf endlich den Anker in der **Dionyſiusrheede**, wo der Statthalter wohnet.

Irrige Weite zwiſchen Burbon und France.

La

---

a) A. d. 67 S. *b*) A. d. 68 S. *c*) A. d. 70 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

Anmerkungen von der Inſel Bourbon.

La Barbinais hatte bey ſeinem fünf monatlichen Aufenthalte Gelegenheit genug, allerley Anmerkungen zu ſammeln. Damals befanden ſich neunhundert freye, und tauſend und hundert leibeigene Perſonen auf der Inſel. Unter den erſten waren nicht mehr, als ſechs Geſchlechte, ohne ausländiſche Vermiſchung, indem ſelbige niemals in die Geſchlechte der Mulatres und Meſtizen geheirathet hatten. Gleichwohl bemerket der Verfaſſer, wenn eine Mulattinn einen Franzoſen heirathet, gleichwie denn mancher die Schiffdienſte fahren läßt, und ſich auf der Inſel niederläßt, ſo würden ihre Kinder nicht ſo ſchwarz, als die Mutter war, ſondern das Geblüt oder vielmehr die Farbe helle ſich von einer Abſtammung zur anderen immer beſſer auf. Einſtens ſah er in der Pfarrkirche zum heil. Paul ein ganzes Geſchlecht, darüber er ſich wundern mußte. Jedwede dazu gehörige Perſon hatte eine andere Geſichtsfarbe, und dieſe Farben ſtiegen allmählig von der kohlſchwarzen bis auf die ſchöneſte weiße. Es waren von der Aeltermutter bis auf die Urenkelinn ſechs Perſonen. Jene war hundert und acht Jahre alt, und ſo ſchwarz, als die Indianerinnen aus Madagaſcar zu ſeyn pflegen. Ihre Tochter war eine Mulattinn, die Enkelinn eine Meſtize, dieſer ihre Tochter eine Quarteronne, die folgende, eine Quinteronne, und endlich die letzte hatte nicht nur gelblichte Haare, ſondern ſchien ihm auch ſo weiß, als eine Engländerinn zu ſeyn. Ueberhaupt ſind die Einwohner dieſer Inſel friedfertige, ſtille und arbeitſame Leute. Ihr Reichthum beſteht in Ochſen, Schafen, Leibeigenen und Pflanzländern, welche ſie von der indiſchen Handelsgeſellſchaft zugetheilet bekommen. Man ärndtet im Jahre zweymal auf der Inſel: allein, das Getreyde bleibt nicht länger gut, als ein Jahr. Ja, es würde nicht einmal ſo lange dauern, wofern man es nicht unausgedroſchen ließe. Daher legen ſich die Einwohner mehr auf den Reißbau, wiewohl ſie ihn auch ohne den nurgemeldeten Umſtand dem Brodte vorziehen würden, weil ſie ihr Korn mit der Hand mahlen müſſen. Doch verwunderte ſich Barbinais darüber, daß ſie bey der großen Menge Holz, die man auf der Inſel antrifft, nicht wenigſtens Windmühlen erbauen *e*). Ungeachtet der Boden zum Weinbaue ſehr bequem wäre, ſo iſt er doch bisher noch immer unterblieben. Hingegen bereitet man zwey andere ſtarke Getränke; eines wird von Honig gemachet, iſt aber bey öfterem Gebrauche höchſt ſchädlich; das andere machet man aus dem Safte der Zuckerrohre, und nennet es Sangorin. Von dieſem darf man trinken, ſo viel als man will, ohne daß es etwas ſchadete. Die Luft iſt auf dieſer Inſel ſehr geſund, indem die Einwohner ein ungemein hohes Alter erreichen. Im Chriſtmonate erhebt ſich ein ungeſtümer Wind, und führet alle Unreinigkeiten ſowohl aus der Luft, als von der Erde mit ſich weg. Zwar ſtiftet er auch manches Unheil, indem er Bäume ausreißt, und die Häuſer umwirft: allein, man hat wahrgenommen, daß ſogleich anſteckende Seuchen einreißen und eine Menge Leute wegraffen, wenn er nur ein einziges Jahr außenbleibt. Ehe dieſer Orcan ſich einſtellet, höret man im Gebirge vier Tage lang ein heftiges Geräuſch, und eben hieraus erkennet man ſeine Ankunft. Sowohl die Luft, als die See, iſt ſodann ganz ruhig: allein, ſobald der Mond feurig zu ſeyn ſcheint, hat man des folgenden Tages den Sturm ganz richtig zu gewarten, und es denket jedermann auf ſeine Sicherheit. Man ſtützet die Häuſer und Obſtbäume. Liegt ein Schiff auf der Rheede, ſo muß es ohne Verzug das Raume ſuchen.

Beſchaffenheit der Himmelsgegend.

---

d) A. d. 82 S.

e) A. d. 92 und vorhergeh. S. Man vergleiche damit die Nachrichten im VIII und IX Theile dieſer Sammlung.

La Barbinais le Gentil 1717.

Eintheilung derſelben.

Die Inſel iſt in vier Hauptvierthel abgetheilet, darunter das Paulsvierthel das gröſeſte und volkreicheſte iſt. Es liegt unten an einem ſehr ſteilen Berge. Die Wohnungen ſind an dem Ufer eines Quellteiches, der ſich in die See ergießt, angeleget, hingegen die Pflanzländer auf dem Berge. Auf dieſen führet ein ſehr beſchwerlicher Fußſteig; hat man den Gipfel erreichet: ſo findet man eine große Ebene, welche mit Ausnahme der Bauländer über und über mit Bäumen bewachſen iſt. Bey des la Barbinais Daſeyn auf der Inſel, war noch Platz genug für mehr als zweyhundert Wohnungen da. Man bauete Reiß, Taback, Getreyde, Zuckerrohre und allerley Früchte, als zum Beyſpiele, Bananas, Goyaven, Ananas, Pommeranzen, Citronen u. ſ. w.

Das Dionyſius-Viertheľ liegt ſieben franzöſiſche Meilen weit gegen Oſten von dem Paulsviertheľ. Es iſt nicht ſo ſtark bevölkert, als dieſes letztere, ungeachtet es angenehmer daſelbſt zu wohnen iſt. Zwo Meilen davon, an der Seeküſte liegt das Marienviertheľ, das aber den vorigen beyden nicht beykömmt. Doch das allerfruchtbareſte iſt das Suſannenviertheľ, das vier Meilen vom Dionyſiusviertheľ liegt. Man kömmt, vermittelſt eines durch das Gehölze gehauenen Weges, aus einem in das andere; dahingegen man vom Dionyſius- ins Paulviertheľ ſonſt nicht als zur See kommen kann. Doch klettern die Schwarzen zuweilen über alle Gebirge weg, ungeachtet ſie unüberſteiglich zu ſeyn ſcheinen. Es geht auch an, nur den halben Weg auf der See zu machen, nämlich, bis an einen gewiſſen Ort, **la Poſſeſſion** genannt, woſelbſt man ein Pferd nehmen, und über eine ziemlich große Ebene, welcher zum Fruchtbarwerden ſonſt nichts, als der Anbau fehlet, bis nach dem Paulsviertheľ reuten kann. Zwar fällt es nicht ſchwer, rings um die Inſel zu gehen, wofern man nur immer am Strande bleibt: allein, mitten durch von einem Ende zum andern zu gehen, fällt nicht möglich. Es hat auch bisher kein Menſch dieſes Wageſtück unternommen, als einige Leibeigene, welche von ihren Herren weg, und in die Wälder liefen: man hat aber nachgehends nicht das geringſte mehr von ihnen vernommen.

Sie wird von einem Feuerberge ausgebrannt.

Die Inſel Bourbon iſt nur auf einer Seite bewohnet; denn der ſüdliche Theil wird von einem Feuerberge, welcher ganze Bäche von Schwefel und Pech in die Thäler ausfließen läßt, ausgebrannt. La Barbinais iſt der Meynung, es hätte ſich dieſer Brand in der ganzen Inſel ausgebreitet. Denn, ſaget er, wenn ich drey Schuhe tief grub: ſo kam ich auf Spuren eines ehemaligen Brandes, indem der Felſen zu wirklichem Kalke gebrannt war f). Die Fruchtbarkeit der Gründe, ſchreibt er dem Schnee zu, welcher auf dem hohen Gebirge liegt. Denn es entſtehen Bäche daraus, welche im Sommer zwar ſtark aufſchwellen, übrigens aber, weil ihr Bette ſehr tief, und ihr Ufer ſteil iſt, auf ihrem Laufe nach der See nicht das geringſte Unheil ſtiften. Die Natur, ſaget er, hat auf dieſe Weiſe für die Einwohner geſorget, und dadurch den Mangel der Brunnen erſetzet. Denn es geht des äußerſt trockenen Bodens wegen ſehr ſelten an, einen zu graben. Im Brach- Heu- und Auguſtmonate, findet das Vieh beynahe gar keine Weide, ſondern man muß es ins Gebirge jagen, und das Laub von den Bäumen abfreſſen laſſen. Jedweder Hausvater bezeichnet ſein Vieh, damit er es kenne, und iſt des Stehlens wegen unbekümmert, weil die Einwohner auf das ehrlichſte mit einander umgehen g).

Thiere daſelbſt.

Vorzeiten gab es eine Menge Landſchildkröten auf der Inſel: allein, die Schiffe haben ſie ungemein dünne gemachet. Heutiges Tages findet man ſie nur noch in der weſtlichen Gegend, es dürfen aber die Einwohner ſelbſt, nur die Faſtenzeit ausgenommen, keine

---

f) A. d. 96 und vorherg. S.

g) A. d. 97. S.

h) A. d. 104 und vorherg. S.

La Barbinais le Gentil 1717.

Blauer Vogel

Droſſelfang.

Warum keine giftige Thiere da ſind.

einzige fangen. Die wilden Schweine und Ziegen, daran es auf der Inſel Bourbon nicht fehlet, haben ſich auf den Gipfel des Gebirges in Sicherheit begeben. Zwar brachte man Caninchen, Wachteln, Rebhühner und Pintados auf die Inſel: allein, die Caninchen konnten ſich keine Löcher graben; die Wachteln, als natürliche Strichvögel, blieben nicht lange, und die Rebhühner wurden gleichfalls unſichtbar. Nur die Pintados blieben, und haben ſeitdem ſich ſehr ſtark vermehret. In dem oſtlichen Gebirge, und zwar auf einer kleinen Ebene, die Küſtenebene genannt, giebt es einen blauen Vogel, von einer ſehr lebhaften Farbe, und gutem Geſchmacke. Er hat aber von den Einwohnern noch keinen Namen bekommen, ſondern heißt der blaue Vogel. Im Heu- und Auguſtmonate, das iſt, in der daſigen Winterzeit, kömmt eine Gattung Droſſeln vom Gebirge herab. Man wirft ihnen eine Schlinge, die an einer Stange feſtgemachet iſt, um den Hals, und fängt ſie dergeſtalt. Sie ſind im geringſten nicht ſcheu, ſondern ſetzen ſich gar oft auf den Arm des Jägers, und wollen darauf ausruhen. Sie fallen von dem geringſten Schlage; denn weil ſie bloß Caffee und Reiß freſſen: ſo können ſie für Fett kaum fliegen. Man rühmete dem la Barbinais den trefflichen Geſchmack der daſigen Fledermäuſe, die ſo groß als Hühner ſind, und ſonſten nichts, als Obſt und Getreyde, freſſen: allein, es ekelte ihm gewaltig davor. Als er aber einſtens ohne ſein Wiſſen davon aß, ſo ſchmeckten ſie ihm herrlich. Sie gehören, ſaget er, unter die Thiere, welche man bloß ihres Namens und ihrer Geſtalt wegen verachtet. Er bringt eine Erklärung bey, warum die Inſel keine kriechende Thiere, die giftig wären, hätte. Er ſaget, weil der Felſen in einer Tiefe von zween bis drey Schuhen unter der Oberfläche zu Kalke gebrannt wäre: ſo könnten die Thiere, die ſich unter die Erde zu verbergen gewohnt ſind, keine Löcher ausgraben. Allein, er vergißt, daß dieſe angegebene Urſache bey den Spinnen wegfalle, da ſie doch auf der Inſel Bourbon ebenfalls kein Gift bey ſich haben. Er ſah welche, die ſo groß waren, als ein Taubeney. Sie hängen ihr Geſpinnſt zwiſchen die Bäume, alſo, daß man ſich den Weg mit langen Stangen öffnen muß, wenn man durch das Gehölze geht. Allein, ſie ſind unermüdet, und in einem halben Tage iſt wieder ein neues Gewebe da. La Barbinais glaubet, man könnte von ihrem Geſpinnſte nicht wenig Nutzen haben, wofern man nur ausſönne, wie es zu verarbeiten ſey? Man findet auf jedem Baume zwo bis drey ſolche große Spinnen *b*).

Vornehmſten Bäume.

Unter die ſchönſten Bäume auf dieſer Inſel gehören die ſogenannten **Nattins**, oder Mattenbäume; das Ebenholz, welches ungemein ſchön glänzet, und die **Benjoinbäume**, die ein wohlriechendes Harz von ſich geben, damit man in Ermangelung des Theeres, die Schiffe auspicht. Die Baumwollenſtaude iſt die allergemeinſte, und hat weißere Wolle, als die indianiſche. In einem andern Artikel iſt bereits angemerket worden, es fehle dieſer Inſel im geringſten nicht an großen Bäumen, woraus man treffliche Bretter, Maſten, Pumpen, Zimmerböden und andere Tiſchlerarbeit verfertigen kann.

Rückkehr des Verfaſſers nach Frankreich.

Die Heimreiſe des la Barbinais über Braſilien verlängert zwar ſein Tagebuch, vermehret es aber nicht ſonderlich mit wichtigen Anmerkungen. Indem er aber auf dieſem Wege wieder in den Strich kömmt, der ihn nach dem Südmeere geführet hatte: ſo vollendet er zu St. Malo einen Kreis, den er die Reiſe um die Welt benennet *i*).

Das

---

i) Weil ſein Schiff ausgebeſſert wurde: ſo mußte er einige Monate in Braſilien hinbringen, und konnte

Das VI Capitel.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Einleitung.

Da es bey der bisherigen großen Menge oſtindianiſcher Reiſebeſchreibungen unſere beſtändige Gewohnheit geweſen iſt, einer jeden die Wahrnehmungen ihres Verfaſſers von dem beſondern Gewächſen dieſes oder jenes Landes hinten anzuhängen: der gegenwärtige Artikel aber bloß allgemeine Nachrichten, das iſt ſolche, welche den größten Theil dieſer ſchönen Gegend betreffen, in ſich faſſen ſolle: ſo wird der geneigte Leſer von ſelbſt ermeſſen, es könne nach einer ſo weitläuftigen Vorarbeit, das noch Rückſtändige von keinem andern, als nur mittelmäßigen Umfange ſeyn. Zugleich wird auch die unumgängliche Nothwendigkeit beſagter Vertheilung erhellen, indem ohne dieſelbige, und wofern man aus allen zu dieſer Materie gehörigen Stücken ein Ganzes machen wollte, ganze Bände darzu erfordert würden. Wir überlaſſen folglich der Neugierigkeit des geneigten Leſers, oder ſeiner Begierde alles ausführlich zu wiſſen, die Verbindung der getrenneten Stücke, und glauben, es werde ihm ſolche mit Beyhülfe der Regiſter keine ſonderliche Mühe verurſachen. Denn obgleich die bisherigen außer dem Inhalte der Capitel und der übrigen Abtheilungen die vornehmſten Sachen enthalten: ſo werden wir doch das ganze Werk mit einem allgemeinen Regiſter der Sachen beſchließen, und ſolchem die ſämmtlichen Namen der Thiere, Pflanzen und anderer Seltenheiten der Natur, davon man in unſerer Sammlung die Beſchreibungen hin und wieder zerſtreuet antrifft, mit allem Fleiße einverleiben.

Der

konnte erſt zu Ende des Märzmonates im Jahre 1718 von St. Salvator abreiſen. Die Fahrt gieng bis an die ſpaniſche Küſte glücklich von ſtatten. Endlich bringt er noch einige leſenswürdige Umſtände von dem Zuſtande der Armateurs mit bey, unter denen er auch war. „Unſere Verwirrung und Unruhe, ſaget er, war ſehr groß, als wir uns Europa näherten. Unſere chineſiſchen Waaren verſperreten uns die Einfahrt in unſere eigenen Häfen. Unſere Reiſe nach Peru gab den Spaniern ein Recht, unſer Schiff einzuziehen. Man eröffnete gewiſſe Paquete von den eigenthümlichen Armateurs, worinnen man Befehle fand, nach Saintonge, einem kleinen Hafen in Biſcaya, zu gehen. Die Winde aber trieben, uns wider unſern Willen, nach dem Vorgebirge Ortegal, und nöthigten uns den 30ſten May in den Hafen zu Viveros, an der galliciſchen Küſte einzulaufen. Weil er nicht befeſtiget iſt, und es den Spaniern ſchwer gefallen ſeyn würde, uns daſelbſt etwas zu thun: ſo entſchloſſen wir uns, allda die Rückkunft unſers Directors zu erwarten, welcher zwo Stunden nach unſerer Ankunft nach Bayonna abgieng, um daſelbſt die Befehle von den Eigenthümern zu erhalten. Während der Zeit wurden wir von dem Marquis von Richeburg, Statthalter in Gallicien bedrohet, welcher ſeinen Sitz zu la Corogne hatte: es würde ihm aber unmöglich geweſen ſeyn, uns in einem Hafen ohne Stücke, ohne Barken und ohne Fre-

„gatten

Der I Abſchnitt.

Die Jahreszeiten *k)*.

Vergleichung der Jahreszeiten des heißen und des gemäßigten Erdſtriches. Ihr Unterſchied. Beſtimmte Zeit dazu in den heißen Erdſtrichen. Beyſpiele trockener Küſten. Beyſpiele naſſer Küſten. Erndtezeit. Seebuſen ſind dem Regen mehr unterworfen, als Landſpitzen. Heftiges Regenwetter an einigen Orten in Oſtindien; iſt öfter in Gebirgen; mehr bey Nacht, als bey Tage. Gewaltige Hitze bey den Wendekreiſen. Unordentlicher Anfang der Jahreszeiten.

Vergleichung der Jahreszeiten, des heißen und des gemäßigten Erdſtriches. Ihr Unterſchied.

Gleichwie in unſern Gegenden der Sommer und der Winter unter allen Jahreszeiten am allerweiteſten von einander abgehen: alſo ſind in dem heißen Erdſtriche und den benachbarten Landſchaften, die naſſe und trockene Zeit einander am meiſten entgegen geſetzet. Nun werden ſie zwar um ihrer gleichförmigen Abwechslung willen, von den Europäern mit dem Namen des Sommers und des Winters beleget; denn eben ſo, wie zu gleicher Zeit in der Nähe des einen Poles Winter, und in der Nähe des andern Sommer iſt, alſo hat man auch mit Ausnahme einiger Grade von der Linie, und noch dazu nur an einigen Orten, zu eben der Zeit, wenn an der mittägigen Seite der Linie die Winde toben, und die heftigſten Regengüſſe fallen, an der Nordſeite trockenes und ſchönes Wetter. Unterdeſſen äußert ſich zwiſchen dem heißen und dem gemäßigten Strichen dieſer Unterſchied, daß es ſodann in demjenigen, der auf eben dieſer Seite der Linie liegt, Winter iſt, wenn jener ſeine trockene Jahreszeit hat. Wenn die Sonne einen Gleichpunct überſchritten hat, und ſich einem Wendekreiſe nähert: ſo erwärmet ſie den Pol deſſelbigen; und je näher ſie ihm kömmt, deſto heller, trockener und wärmer wird das Wetter außerhalb deſſelbigen Wendekreiſes. Hingegen in dem heißen Erdſtriche geſchieht, ob er gleich auf eben derſelbigen Seite der Linie liegt, gerade das Gegentheil; denn je weiter die Sonne ſich von ihm entfernet, deſto trockener iſt das Wetter; je näher ſie ihm kömmt, deſto dicker überzieht der Himmel ſich mit Wolken, und deſto heftiger regnet es, indem das Regenwetter beſtändig mit der Sonne fortzieht. Iſt ſolche einmal über die Linie weg: ſo bleibt der Regen auf derſelbigen Seite nicht lange mehr aus; es währet auch gemeiniglich ſo lange, bis ſie wieder an die Linie zurück kömmt.

„ggtten wegzunehmen. Der Director kam einen „Monat nachher zurück, und brachte uns Befehl, „nach Genua zu gehen; welches ſehr ſchlecht ausgedacht war. Denn Seide nach Wälſchland „bringen, war eben ſo viel, als Waſſer ins Meer „tragen. Nachdem aber die Armateurs faſt insgeſammt während unſerer Reiſe bankerutt gemacht hatten: ſo hatten ſie ihren Gläubigern den „Antheil abgetreten, den ſie von dieſem Schiffe „hatten; diejenigen aber, welche nicht in dieſes „Unglück gerathen waren, und jedennoch befürchteten, es möchte das ganze Schiff ſequeſtriret „werden, wollten es in einem fremden Hafen in „Sicherheit bringen. Indeſſen erhielten die Gläubiger von ihrer Abſicht Nachricht, und fanden „ſich zu Genua ein, als das Schiff daſelbſt Anker warf. La Barbinais, welcher zu Lande von „Viveros nach Genua gegangen war, kam daſelbſt nur an, um ein Zeuge von einem Proceſſe „zu ſeyn, in welchen er ſich nicht einlaſſen wollte. „Der Abſcheu, den er vor den Rechtshändeln hatte, machte, daß er das Evangelium, wie er „ſagete, nach den Buchſtaben ausübete, und ſeinen Mantel denjenigen abtrat, die ihn verlangeten. Ebend. a. d. 283 S.

k) Man kann hier einige von Schouten beygebrachte Anmerkungen mit zu Rathe ziehen, indem wir ſie um gewiſſer Urſache willen dem Auszuge ſeiner Reiſebeſchreibung auf der 310 und folgenden Seite angehänget haben. Was wir itzt anführen, das iſt ein Auszug aus allen Reiſebeſchreibungen, abſonderlich aus Dampiers ſeiner.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Beſtimmte Zeit dazu in dem heißen Erdſtriche gegen Norden der Linie.

Die Regenzeit der nordlichen Hälfte des heißen Striches fängt im April- oder Maymonate an, und dauert bis in den Herbſt- oder Wintermonat. Die trockene Zeit nimmt ihren Anfang währendem Winter- oder Chriſtmonate, und dauert bis in den April- oder Maymonat. Der beyden Jahreszeiten eigene Lufterſcheinungen ſind an unzähligen Stellen des gegenwärtigen Werkes beſchrieben worden.

In der ſüdlichen Hälfte ändert ſich die Witterung zwar in eben dieſen Monaten, nur aber mit dem Unterſchiede, daß ihre naſſen Monate die trockenen der nordlichen Hälfte, und umgekehrt ſind. Gleichwohl nimmt man wahr, daß beyde Jahreszeiten nicht allemal zu einerley Zeit anfangen, ingleichen daß die Trockenheit und Näſſe nicht jedem Lande in eben dem Maße zugetheilet ſey, als dem andern. Einige Länder haben ſtärkere Regen, als andere; dieſe hingegen genießen das trockene Wetter deſto länger. Doch fällt überhaupt zu reden, in den Landſchaften oder Gewäſſern, welche gerade unter der Linie, oder gleich daran liegen, der ſtärkeſte Regen im März, oder Herbſtmonate.

Solche Küſten oder Landſpitzen, welche dem Blaſen der allgemeinen Winde am meiſten unterworfen ſind, haben gewöhnlicher Weiſe den größten Antheil am trockenen Wetter; große Bayen hingegen, oder ſolche Gegenden, die hinten an einem Seebuſen liegen, ſind dem Regenwetter mehr unterworfen, abſonderlich unter der Linie. Unterdeſſen iſt dieſe Regel im geringſten nicht allgemein, noch ohne Ausnahme. Es ſcheint, als ob die Witterung gleich den Winden, durch allerley zufällige Urſachen, welche ihres Ortes ſelbſt einer großen Abwechslung fähig ſind, veranlaſſet werde.

Beyſpiele trockener Küſten.

Wir wollen die allertrockenſten Küſten zuerſt vornehmen. An der africaniſchen iſt vom Märzen bis in den Weinmonat die Trockenheit äußerſt groß, und eben ſodann hat das Land ſeine trockene Jahreszeit. Die naſſe dauert vom Weinmonate, bis in den Märzmonat, und iſt gemäßiget; man verſpühret keine dergleichen heftige Platzregen, welche die meiſten unter eben dieſer Breite gelegenen Länder überſchwemmen, ſondern lauter gelinde Regen. Zwar kommen zuweilen **Tornados**, aber bey weitem nicht ſo oft, als in Oſtindien. An der peruvianiſchen Küſte regnet es, von dem dritten bis an den dreyßigſten Grad Süderbreite, weder jemals auf der See, als zwo bis dreyhundert Meilen weit vom Lande, noch auf dem Lande ſelbſt, als in einer gewiſſen Entfernung von der See, die man ſehr genau angeben kann. Gleichwohl zieht ſich alle Morgen ein ſchwacher Nebel auf, der etwa einige Stunden lang, und ſelten länger als bis zehn Uhr dauert. Auch thauet es bey der Nacht. Beſagte Küſte ſtreicht von Süden gegen Norden. Auf der Weſtſeite hat ſie die See, imgleichen ein ungemein hohes Gebirge, das in einem Stücke neben dem Strande fortgeht. Die Winde blaſen daſelbſt allemal nur aus Süden. Unterdeſſen äußert ſich, was die ordentlichen Winde beyder Küſten betrifft, dieſer Unterſchied, daß ſie an der americaniſchen Küſte in größerer Entfernung vom Lande blaſen, als an der africaniſchen. Die Urſache davon liegt vermuthlich in der gewaltigen Ungleichheit der beyderſeitigen Gebirge. Denn ohne Zweifel rühret es von der ſchrecklichen Höhe der **Cordelieres**, oder Andesgebirge her, daß man auf der ſtillen See den Oſtwind erſt zweyhundert Meilen weit vom Lande ſpühret, dahingegen an der africaniſchen Küſte, die kein ſo hohes Gebirge hat, der allgemeine Wind ſchon in einer Entfernung von vierzig Meilen, vom Lande herrſchet. Sind nun die americaniſchen Gebirge vermögend, die Winde in ihrem Laufe aufzuhalten: ſo darf man ohne Schwierigkeit annehmen, daß ſie die Wolken in ihrem Zuge aufhalten, nicht an die Küſte laſſen, und dergeſtalt das trockene Wetter an beſagter

Naturgeſchichte von Oſtindien.

ſagter Küſte verurſachen. Denn da beyde Küſten einerley Strich halten, und einerley Winde daſelbſt regieren, warum ſollten ſie nicht auch, fraget Dampier, einerley Witterung haben, wofern es die unterſchiedene Höhe ihrer Gebirge nicht verhinderte? Nebſtdem weis man ja, daß es ihnen an der Oſtſeite keinesweges an Regen fehlet, und darf man ſich in dieſem Stücke nur auf die großen Ströme berufen, die auf nur beſagter Seite in das atlantiſche Meer fallen; dahingegen in das Südmeer nur wenige, und noch dazu kleine Flüſſe ſich ergießen; ja manche viele Monate lang gar verſiegen, zu ihrer Zeit aber, das iſt im Hornung, wenn die Regenzeit auf der Weſtſeite des Gebirges ihren gewöhnlichen Anfang nimmt, aufs neue zu laufen beginnen.

Beyſpiele naſſer Küſten.

Nun wenden wir uns zu naſſen Küſten. Dergleichen iſt die guineiſche von dem Vorgebirge **Lopez**, und einem Grade Süderbreite, bis an das Vorgebirge **Palmes**, mit Inbegriffe der Schweifung, welche das Land und die ganze Küſte gegen Weſten machet. Beſagtes Land iſt ungemein naß; es ereignen ſich ſchreckliche **Tornados** und gewaltige Regengüſſe daſelbſt, abſonderlich aber im Heumonate und Auguſt, da es wunder ſelten einen ſchönen Tag giebt. Dieſe ganze Küſte liegt ſehr nahe an der Linie, indem ſie nirgend über ſechs bis ſieben Grade davon entfernt iſt: da man nun als einen Grundſatz angenommen hat, es wären die Gegenden an der Linie meiſtentheils vielem Regen unterworfen, ſo iſt dieſe Nähe allein ſchon hinlänglich, den Schluß zu machen, es müſſe auf beſagter Küſte ſtark regnen. Nun iſt zwar auch nahe bey der Linie ſelbſt immer ein Land dem Regen mehr unterworfen, als das andere: allein, Guinea gehöret unter die allernaſſeſten Länder auf dem ganzen Erdboden; denn ungeachtet es in einigen länger regnet, ſo regnet es doch nirgend ſtärker. Die Urſache davon findet man ſowohl in dem Striche der Küſte, als in ihrer Lage; denn ſie hat nordlich über der Linie einen großen Einſchnitt, und ſtreicht hernach mit der Linie parallel gegen Weſten fort. Doch den Wahrnehmungen einiger geſchickten Leute zu Folge, darf man ſich auf dieſe Umſtände einzeln genommen mehr verlaſſen, als wenn ſie zuſammen kommen.

Nebſtdem giebt es ohne allen Zweifel auch Urſachen, welche anderswoher kommen, und beſagte Wirkung der natürlichen Lage einer Gegend entweder gänzlich verhindern, oder doch die Heftigkeit des Regenwetters mäßigen, gleichwie ſolches die Erfahrung an einigen Küſten zeiget. Zum Beyſpiele iſt es nicht nöthig, eine andere, als die Guinea gleich gegen über liegende americaniſche Küſte, zwiſchen dem Nordvorgebirge, an der Nordſeite der Linie, und zwiſchen dem weißen Vorgebirge in Braſilien, auf der Südſeite der Linie anzuführen. Nur beſagte Küſte ſtreicht ungefähr eben alſo, wie die guineiſche; denn es iſt in dieſem Stücke zwiſchen beyden kein anderer Unterſchied, als daß eine der Linie in Norden, die andere in Süden liegt. Ihre Vorgebirge laufen mit der Linie gleich, und iſt keines viel weiter von ihr entfernet, als das andere, nur ſieht eines gegen Weſten, das andere gegen Oſten, alſo, daß eines die weſtlichſte Spitze des africaniſchen, das andere die oſtlichſte des americaniſchen feſten Landes machet. Die eine von dieſen Küſten hat nicht mehr, als einen einzigen Wind, der die Fluth zurück treibt, und durch zween widerwärtige Winde verurſachet zu werden ſcheint. Die andere iſt dem allgemeinen ordentlichen Winde unterworfen, und findet man da allemal einen Oſtwind. Jene hat ihre Tornados und große Regengüſſe zu ihrer Zeit, das iſt im May- Brach- Heu- Auguſt- und Herbſtmonate, ob es gleich im Heu- und Auguſtmonate nicht ſo ſtark, als in den übrigen regnet; hingegen regnet es auf der americaniſchen Küſte, weil ſie vom Oſtnordoſt, oder Südoſtwinde

winde beſtrichen wird, nicht ſo häufig. Zwar da ſie der Linie nahe genug liegt: ſo geht ſie freylich nicht leer aus, doch regnet es nicht im Uebermaaße, noch bey weitem ſo ſtark, als in Guinea. Sie liegt der Linie gegen Mittag, folglich fällt ihre Regenzeit zwiſchen den Wein- und Aprilmonat, hingegen ihre trockene Zeit zwiſchen den April- und Weinmonat. Dieſe Jahreszeiten nun regieren daſelbſt bis auf ſechs und ſieben Grad Norderbreite, welches in keiner einzigen andern Gegend der bekannten Welt geſchieht. Wenigſtens ſaget man es nur von dem einzigen Vorgebirge **Lopez** auf Guinea, daß es bey ſeiner Lage unter einem Grade Süderbreite dennoch eben die Witterung habe, als das übrige Guinea, das der Linie in Norden liegt.

Erndtezeit.

Die Urſache, warum die Europäer die trockene Zeit mit dem Namen des Sommers, die naſſe hingegen mit dem Namen des Winters belegen, iſt dieſe: weil in jener die Erndte, abſonderlich aber der Zuckerrohr Schnitt, geſchieht. Denn ſodann haben dieſe Röhre die ſchönſte gelbe Farbe, und zwar nicht ſo viel, hingegen aber einen weit ſüßern Saft, als zur Regenzeit. In dieſer letztern mögen ſie ſo reif ſeyn, als ſie wollen, ſo geben ſie doch weniger Zucker, als in jener, ja er iſt überhaupt ſchlechter, und es erfordert ſeine Zubereitung weit größere Mühe. Eben deswegen nimmt auf der Nordſeite der Linie das Zuckermachen ſeinen Anfang um Weihnachten, auf der Südſeite hingegen, als zum Beyſpiele in Braſilien, im Heumonate. Sonſt giebt es auch einige der Linie benachbarte Gegenden, welche ihr zwar in Norden liegen, gleichwohl aber mit den ſüdlichen Gegenden derſelbigen einerley Jahreszeiten haben. Hieher gehöret **Surinam**. Ungeachtet nun aber die trockene Zeit eigentlich zum Einſammeln, die naſſe hingegen zum Pflanzen der Zuckerrohre gehöret: ſo bindet man ſich doch an dieſe Ordnung nicht ſo gar genau, daß man nicht zugleich auch auf ſeine Bequemlichkeit ſehen ſollte, um ſo vielmehr, weil ſie gut fortkommen, ſie mögen gepflanzet werden, zu welcher Zeit des Jahres man will, abſonderlich aber nach einem gelinden Regen, dergleichen nicht ſelten mitten in der trockenen Zeit fällt.

Seebuſen ſind dem Regen mehr unterworfen, als Landſpitzen.

Daß die Seebuſen dem Regen mehr unterworfen ſind, als die Landſpitzen, darinnen kommen, wie es zu ſeyn ſcheint, alle und jede Beyſpiele mit einander überein. In America iſt die **Campechebay** entſetzlichen Regengüſſen, abſonderlich währenden Heumonates und Auguſtes, unterworfen, dahingegen die ganze Küſte vom Vorgebirge **Catoche** bis an das Vorgebirge **Condecedo**, weil ſie mehr von dem ordentlichen Winde beſtrichen wird, nicht halb ſo viel Regen hat. Der Seebuſen **Honduras** hat erſtaunliche Regen, gleichwie auch die ganze Küſte zwiſchen dem Vorgebirge **Gratia-di-Dios** und **Carthagena**; hingegen auf der **Caraccos**-Küſte, und gegen das Vorgebirge **Velos** hin, da es friſchere Winde giebt, ſind die Regen gemäßigter. Gleichwohl bemerket man, was die kleinen Bayen zwiſchen nur beſagten Landſpitzen betrifft, einige Abwechslung. Alſo iſt zum Beyſpiele, die **Mericaya Bay**, welche dem Vorgebirge **Vela** etwas gegen Oſten liegt, dem Regen mehr unterworfen, als die Gegend um beſagtes Vorgebirge. Noch einen Beweis giebt der häufige Regen in der Panamabay, abſonderlich in ihrer der mittägigen Gegend zwiſchen dem Michaelsbuſen, und dem Franciſcus-Vorgebirge, woſelbſt das Regenwetter vom April bis in den Wintermonat fortdauert, und währenden Brach- Heu- und Auguſtmonates mit äußerſter Gewalt anhält. Noch giebt es der Panamabay in Weſten einige kleine Bayen, als zum Beyſpiele, **Dulce**, **Caldera**, **Amapalla** u. ſ. w. welche vom Regenwetter viel ausſtehen müſſen. Zwar regnet es an der Weſtſeite der letztern, wo die Küſte flacher wird, weit weniger, die Tornados aber ſind entſetzlich.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Heftiges Regenwetter an einigen Orten in Oſtindien.

Iſt auf den Gebirgen öfter.

In Oſtindien giebt es viele kleine und große Seebuſen, da es gewaltig regnet. Dahin gehöret der tunkiniſche und ſiamſche, imgleichen der hintere und oſtliche Theil des bengaliſchen; denn ſein weſtlicher Theil, das iſt, die Küſte Coromandel, welche ein niedrigeres und flacheres Land hat, genießt einer gemäßigtern Witterung. Dagegen iſt die weſtlich am Vorgebirge Coromandel liegende malabariſche Küſte, die ein gebirgichtes Land hat, heftigen Regen unterworfen. Ja, man hat wahrgenommen, daß mit Ausnahme der africaniſchen und peruvianiſchen Küſte, die weſtliche Seite eines feſten Landes allemal ſtärker beregnet werde, als die oſtliche. Woher aber die große Trockenheit der peruvianiſchen Küſte herrühre, nämlich von der entſetzlichen Höhe der Andesgebirge, welche den Zug der Regenwolken verhindert, das iſt bereits erwähnet worden. Uebrigens geht es bloß die Seeländer an, wenn man ſaget, das Gebirge ſey ordentlicher Weiſe dem Regen mehr unterworfen, als flaches Land. Die Engländer bezeugen, es regne in dem ſüdlichen Theile von Jamaica, der bey Langanez anfängt, und bis an den ſchwarzen Fluß reichet, der ein ſehr ebenes Land, die See im Mittage, das Gebirge im Norden hat, es regne, ſage ich, daſelbſt auf dem Gebirge allemal eher, als auf dem flachen Lande. Sie verſichern, es beginne das Regenwetter daſelbſt drey Wochen vorher, ehe es ſich gegen die See herab ziehe. Man erblicke im Gebirge alle Tage Regenwolken, und höre donnern, es ſchiene auch, als ob die Wolken gegen die See ziehen wollten, ſie würden aber in ihrem Zuge aufgehalten. Sie wendeten ſich wieder nach dem Gebirge, und vertheileten ſich zu großem Leidweſen der daſigen Einwohner, indem ſowohl ihre Gewächſe, als ihr Vieh wegen des großen Waſſermangels Noth leiden müſſe. Denn es gehöret überhaupt unter die allergrößten Beſchwerlichkeiten der vorerwähnten Gegend dieſer Inſel, daß es nicht zu rechter Zeit daſelbſt regnet. Gar oft verwelket das Gras, und das Vieh geht aus Mangel der Fütterung zu Grunde. Hingegen wird ihre nordliche Gegend, in welcher das Gebirge nicht weit von der See liegt, reichlich genug, ja ſo gar auch in der trockenen Zeit bey neuem oder vollem Monde bewäſſert. In der naſſen Zeit fällt der übermäßige Regen wirklich zur Laſt. Die kleine Fichteninſel bey Cuba iſt wegen ihres vielen Regnens recht berühmet; denn wofern den Spaniern zu glauben, ſo vergeht da im ganzen Jahre kein Tag ohne Regen. Die einzige Urſache, die man davon anzugeben weis, iſt der in ihrer Mitte ſtehende hohe und ſpitzige Berg, der bey nahe unaufhörlich von Wolken bedecket wird, indem ſie alle mit einander daran hängen bleiben, ſie mögen herkommen, wo ſie wollen. Eben dieſes erzählen auch alle Reiſende von Gorgone, einer kleinen Inſel im Südmeere. Aus dieſem allen nun machet man den Schluß, hohes Land ſey ordentlicher Weiſe dem Regen mehr unterworfen, als niedriges, ja, wie es ſcheint, der Erdboden überhaupt mehr, als die See. Schiffet man im heißen Erdſtriche nicht weit vom Lande: ſo ſieht man gar oft, daß es daſelbſt regnet, und der Himmel mit Wolken überzogen iſt, ungeachtet man auf der See heiteres und ſchönes Wetter genießt. Ja, ungeachtet der Wind vom Lande bläſt, und es ſcheint, als ob die Wolken gegen die See zögen: ſo kehren ſie doch meiſtens wieder zurück, eben als ob ſie von irgend einer unbekannten Urſache aufgehalten, oder angezogen würden. Alle Reiſebeſchreibungen ſind darinnen einig, wenn man unweit einer Küſte hinſchiffe, und eine Regenwolke kommen ſähe, ſo pflegeten die Matroſen ſich wenig daraus zu machen, ſondern in ihrer Sprache zu ſagen, das Land würde ſie auffreſſen. Uebrigens muß man das voritzt angeführte bloß von einer großen Nähe des Landes verſtehen; indem es in einer großen Entfernung von ſelbigem ſtark genug auf der See regnet.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Es regnet bey der Nacht mehr, als bey Tage.

Endlich ſo hat man beſtändig wahrgenommen, daß es währender naſſen Zeit, des Nachts weit mehr regne, als des Tages. Wenn der Tag noch ſo ſchön war: ſo geht doch die Nacht ſehr ſelten ohne einen oder ein Paar Regengüſſe vorbey. Gemeiniglich dauern ſie drey bis vier Stunden. Doch ſind ordentlicher Weiſe die Wolken nirgend dicker, als unweit der Küſte; hier blitzen ſie auch unter einem fürchterlichen Gepraſſel am ſtärkeſten, und ſchütten die heftigſten Regen aus.

Als ein gewiſſer Schriftſteller, deſſen Erzählungen allemal mit einer nützlichen Wahrnehmung verknüpfet ſind, im Jahre 1688 in Oſtindien, und unter dem neunzehnten Grade Norderbreite war: ſo befliß er ſich mit allem Ernſte auf die Kenntniß der Jahreszeiten. Anfänglich nun erzählet er, wie alle übrige Reiſende, man theile zwiſchen den Wendekreiſen das Jahr mit eben der Richtigkeit, als wir mit dem Sommer und Winter thun, in die trockene und naſſe Zeit: allein, fährt er fort, gleichwie die Veränderung des Winters in dem Sommer, und umgekehrt, gar nicht auf einmal geſchieht, ſondern der Frühling und Herbſt, als gleichſam aus dieſen beyden vermiſchte Jahreszeiten darzwiſchen einfallen, alſo fallen auch in Indien, wenn die trockene Zeit bald aufhören will, kleine überhingehende Regen, und ſodann beginnen erſt die Monate, in welchen es erſtaunlich ſtark regnet: gleichfalls genießt man zu Ende der naſſen Zeit manchen ſchönen Tag, als eine Vorbereitung zu der folgenden großen Hitze. Ueberhaupt iſt in allen auf eben derſelbigen Seite der Linie befindlichen Gegenden des heißen Striches, zu einerley Zeit im Jahre, auch einerley Wetter; nur iſt es bis auf zween bis drey Grade weit von der Linie, ſowohl auf dieſer, als jener Seite derſelbigen, vermiſchter und veränderlicher, obgleich zur Näſſe äußerſt geneigt; ja, zuweilen iſt es dem Wetter anderer, auf eben dieſer Seite der Linie, aber näher am Wendekreiſe gelegener Gegenden, gerade zuwider, alſo, daß währender naſſen Zeit in der Nordhälfte des heißen Striches, auf zween bis drey Grade weit nordlich von der Linie, trockenes und warmes Wetter ſeyn kann. Eben alſo iſt es auch mit der gegenſeitigen Witterung und Breite beſchaffen. Was nun in Abſicht auf die Trockenheit und Näſſe ſeine Richtigkeit bey dem heißen Striche hat, das kann auch überhaupt zu reden, in Abſicht auf die Wärme und Kälte ſtatt finden; denn es äußert ſich bey jeder nurerwähnten Eigenſchaft einiger Unterſchied, den die beſondere Beſchaffenheit der Länder, oder andere zufällige Urſachen veranlaſſen, zu geſchweigen, daß die Breite derſelbigen nicht weniger viel verändert. Ein Beyſpiel hiervon giebt die Campechebay in Weſtindien, und die bengaliſche Bay in Oſtindien. Denn ſie liegen ungefähr unter einerley Breite, und ſind zu einerley Zeit gewaltig warm und feucht. Es fällt ſchwer, zu ſagen, ob dieſes von ihrer Beſchaffenheit, oder von der Schwäche und Seltenheit der Land- und Seewinde herrühre. Will man aber die Breite dieſer Orte, das iſt ihre Nähe bey den Wendekreiſen, erwägen: ſo wird man auf den Schluß gerathen, ſie müßten, um dieſer einzigen Urſache willen, einer gewaltigen Hitze mehr unterworfen ſeyn, als andere der Linie nahe liegende Gegenden.

Gewaltige Hitze bey den Wendekreiſen.

Denn dieſes lehret die Erfahrung an mehr als einer Landſchaft beyder Indien, die unter einerley Breite liegen. Die Gegenden, welche nahe an einem Wendekreiſe, abſonderlich aber, die nur drey oder vier Grade weit davon liegen, ſind allemal die heißeſten, indem die Hitze daſelbſt weit empfindlicher fällt, als unter der Linie ſelbſt. Man könnte mit Beyſeitſetzung der Winde und der beſondern Beſchaffenheit eines jedweden Landes, mehr als eine Urſache davon beybringen. Alſo iſt zum Beyſpiele, der Tag unter der Linie niemals über zwölf Stunden lang: eben dieſe Länge hat auch die Nacht; hingegen unter einem

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Wendekreiſe, hat der längſte Tag beynahe dreyzehn und eine halbe Stunde. Indem nun auf dieſe Weiſe die Nacht um anderthalb Stunden kürzer wird: ſo beträgt der Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht drey Stunden, und muß allerdinges eine merkliche Wirkung verurſachen. Nebſt dem ſteht die Sonne zu Anfange des Maymonates nur zween bis drey Grad von dem Scheitelpuncte der Länder, welche drey Grad weit von einem Wendekreiſe, und zum Beyſpiele unter dem zwanzigſten Grade Norderbreite liegen. Hat ſie nun beſagten Scheitelpunct überſchritten, ſo entfernet ſie ſich nicht weiter, als zween bis drey Grad davon, kömmt ſodann zurück, und abermals in denſelbigen Punct. Dergeſtalt bleibt die Sonne den Einwohnern beſagter Gegenden vom Anfange des Mayes bis zu Ende des Heumonates gleichſam gerade über dem Kopfe. Erreichet ſie hingegen im März oder Herbſtmonate die Linie: ſo ſetzet ſie ihren Weg ohne Verzug weiter, und entweder gegen Norden oder gegen Süden fort, alſo daß die Zeit, in welcher ſie von dem dritten Grade Süderbreite bis auf den dritten Grad Norderbreite, oder umgekehrt rücket, keine zwanzig Tage beträgt. Hieraus nun folget von ſelbſt, es könne bey ihrer ſo kurzen Verweilung in dieſen Gegenden die Hitze unmöglich ſo groß werden, als nahe bey einem Wendekreiſe, wo ſie nicht nur lange Zeit alle Mittage im Scheitelpuncte ſteht, ſondern auch alle Tage länger über dem Geſichtskreiſe bleibt und kürzere Nächte machet, als unter der Linie.

Die unſtreitige Erfahrung lehret, es ſey in Oſtindien um den zwanzigſten Grad Norderbreite, währender naſſen Zeit eine erſtaunliche Hitze, abſonderlich wenn die Sonne das Gewölke zertheilet, und heitere Tage machet. Jedweder, der einige Jahre in Tonquin zubringt, welches Land dergleichen Lage hat, als wir itzt angegeben haben, der geſteht, es ſey ein ſo warmes Land, als er je geſehen habe. Es regnet auch ſehr ſtark daſelbſt, ungeachtet es in dem heißen Erdſtriche verſchiedene Gegenden und zwar auf eben dieſer Seite der Linie, und unter eben dieſer Breite giebt, da es noch mehr regnet. Die naſſe Zeit beginnt in Tonquin zu Ende des Aprils oder zu Anfange des Maymonates, und dauert bis zu Ende des Auguſtmonates, da ſie mit erſtaunlichen Platzregen Abſchied nimmt, wiewohl dennoch ein und anderer ſchöner Tag zwiſchen ihnen einfällt.

Unordentlicher Anfang der Jahreszeiten.

Unterdeſſen iſt auch dieſes wahr, daß die Jahreszeiten nicht einmal anfangen, wie das andere, ſondern zuweilen ſich um vier bis ſechs Wochen ſpäter, als gewöhnlich, einſtellen. Eben ſo wenig ſind ſie einmal beſchaffen, wie das andere. Denn zuweilen ſind die Regen heftiger und von längerer Dauer, zuweilen ſind ſie gemäßigter. Manche Jahre ſind ſie nicht einmal zu einer mäßigen Aerndte hinlänglich. Manche Jahre kommen ſie zur Unzeit, welches dem Reiße ſchadet, oder doch ſein Wachsthum verzögert. Wir haben bereits zum öfteren erwähnet, es beruhe in dem heißen Erdſtriche der ganze Feldbau bloß auf der jährlichen Ueberſchwemmung des Erdbodens, weil er dadurch angefeuchtet, und gedünget wird. Regnet es nun in der naſſen Zeit nicht genugſam: ſo werden die Reißfelder von den ausgetretenen Flüſſen nicht genugſam erweichet, ſie tragen alſo wenig. Haben nun dieſe volkreichen Länder Mangel an Reiß, welcher daſelbſt die Stelle des Brodtes vertritt, ſo können die Einwohner ohne den Beyſtand anderer Länder unmöglich leben. Daher kömmt es, daß in theuern Zeiten die Aeltern, um nur nicht Hungers zu ſterben, ihre eigenen Kinder verkaufen, und wenn ſie ſich auf dieſe Weiſe nicht zu helfen vermögen, unter freyem Himmel verſchmachten. Es iſt dieſes, daß man nämlich ſein allerliebſtes in der Welt für Lebensmittel hingiebt, zwar in ganz Oſtindien nichts neues, am allerwenigſten aber auf der Küſte Coromandel und Malabar, weil die Hungersnoth daſelbſt zum

Naturgeſchichte von Oſtindien.

öfteren einfällt, und nicht ſelten erſtaunlich aufräumet. Ueberhaupt zu reden, ſind dieſe beyden Länder ziemlich trocken. Es fehlen ihnen Flüſſe, welche den Boden zu düngen groß genug wären, und es beruhet die Hoffnung einer guten Aerndte bloß auf dem Regen. Bleibt nun dieſer aus, gleichwie zuweilen einige Jahre nach einander geſchieht: ſo iſt das Elend unbeſchreiblich. Einige Reiſebeſchreibungen, deren Verfaſſer damals im Lande anweſend waren, bilden die Noth, welche unter ſolchen Umſtänden einreißt, dermaßen entſetzlich ab, daß dem Leſer die Haare zu Berge ſtehen. Sie ſahen die Indianer zu tauſenden verſchmachten, die Felder lagen überall voll todter Leichen. Glücklich ſind diejenigen, denen der Hunger noch ſo viel Kräfte läßt, daß ſie, wenn Weib und Kinder ſchon verkaufet ſind, eine von den Europäern bewohnete Seeſtadt erreichen, und ſich ſelbſt verkaufen können, ungeachtet ſie gewiß wiſſen, man werde ſie ſogleich aus ihrem Vaterlande wegführen, und nimmermehr wieder dahin bringen.

Der Unterſchied zwiſchen nurbeſagten beyden, und anderen niedriger gelegenen Ländern, beſteht darinnen, daß jenen der übermäßige Regen nie ſchaden kann; dahingegen es in den letztern zuweilen mehr regnet, als es ihre Beſchaffenheit zu vertragen vermag. Wegen dieſer verdrießlichen Fälle ſuchen die Einwohner ihre Flüſſe durch Dämme einzuſchränken; ſie verfertigen auch Gräben, damit das Waſſer einen Ablauf finde, wenn es über die Dämme austritt. Doch, es iſt zuweilen wegen großer Heftigkeit der Ströme alle Mühe und Arbeit vergeblich, abſonderlich wenn ſie zur Unzeit kommen; denn die ordentliche Ueberſchwemmung verurſachet nicht das geringſte Unheil, ſondern läßt im Gegentheile einen Mergel, der den Boden dünget, zurück. Fällt ungewöhnliche Dürre ein, ſo haben die niedrigen Länder den Vortheil, daß man das Waſſer aus den Flüſſen durch Gräben dahin leiten, und ſie dergeſtalt bewäſſern kann; denn bey ſolchen Umſtänden gewinnet die Noth die Oberhand über die natürliche Schläfrigkeit der Indianer.

Der II Abſchnitt.

Allgemeine und andere Winde.

Eintheilung der Winde. Allgemeine Paſſatwinde. Paſſatwind auf der atlantiſchen See. Beobachtung wegen der Winde in verſchiedenen Meeren. Wirkungen des grünen und weißen Vorgebirges. Fahrt der Holländer und Engländer über die Linie. Schwierigkeit der Rückkehr von Guinea. Wind auf der Südſeite der Linie. Zeitwinde an den Küſten. Abwechſelnde Zeitwinde; des rothen Meeres; in Oſtindien. Wie die Muſſonen daraus werden. Unterſchied zwiſchen den Muſſonen in Norden und Süden der Linie. Briſes oder Lüftchen. Papogajos, ein Wind. Terrenos. Harmatan. Typhon. Tornados.

Eintheilung der Winde.

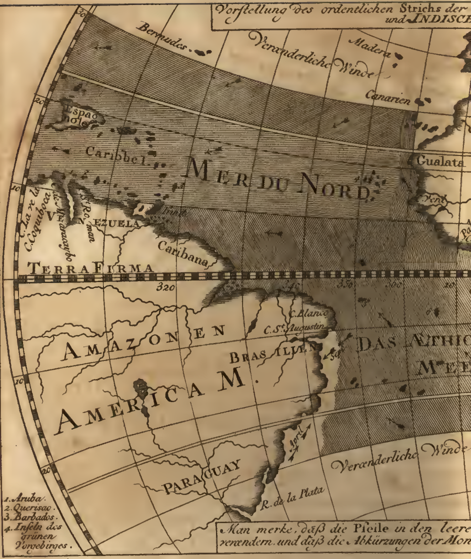
Diejenigen Winde, welche bey den Franzoſen **Aliſes**, bey den Engländern **Handlungswinde** l), ſonſt aber **allgemeine** oder **ordentliche** oder **Paſſatwinde** heißen,

---

l) Darum weil ſie ihre ordentliche Zeit halten, folglich der Handlung ſehr vortheilhaft fallen. Der Urſprung des Wortes Aliſe iſt ziemlich dunkel; einige leiten es von Liſiere ab, darum weil die Gegend, darinnen dieſe Winde herrſchen, die ganze Erdkugel gleichſam als eine Binde umgiebt. Unterdeſſen mag es vielmehr von dem alten franzöſiſchen Worte **Alis**, welches ſo viel als ſanft oder glatt bedentete, herkommen.

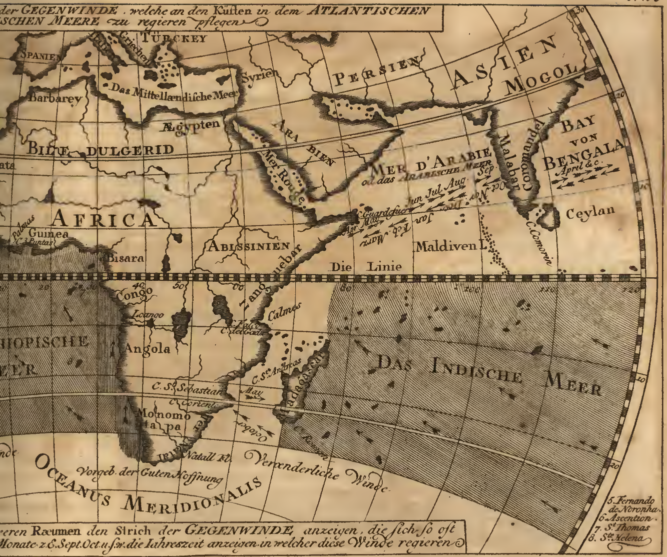
m) Allem Vermuthen zu Folge rühret der öſtliche Paſſatwind, welcher zwiſchen beyden Wendekreiſen ohne Unterlaß bläſt, von dem Umſchwunge der Erde um ihre Achſe her, wozu noch die gewaltige und unaufhörliche Verdünnung der Luft im heißen Erdſtriche kömmt. Denn vermöge beyder nurgemeldeter Umſtände muß die Luft einen

Zug


Vorſtellung des ordentlichen Strichs der
und INDISCH
Bermudes
Veränderliche Winde
Madera
Canarien
Espanole
Caribbe I.
MER DU NORD
Gualata
Trinit.
VENEZUELA
C. Coquibaco
La ve
Maracaybo
St. Roman
Caribana
TERRA FIRMA
320
C. Blanco
C. St. Augustin
AMAZONEN
BRASILIEN
DAS ÆTHIO
MEER
AMERICA M.
Aprill
Veränderliche Winde
PARAGUAY
R. de la Plata
1. Aruba.
2. Querisao.
3. Barbados.
4. Inſeln des grünen Vorgebirges.
Man merke, daß die Pfeile in den leere
verändern und daß die Abkürzungen der Mon

N°16

der GEGENWINDE . welche an den Küſten in dem ATLANTISCHEN
SCHEN MEERE zu regieren pflegen


TÜRCKEY
SPANIEN
Italien
Griechen
Das Mittellændiſche Meer
Syrien
PERSIEN
ASIEN
MOGOL
Barbarey
Ægypten
ARABIEN
Mer Rouge
BILDULGERID
MER D'ARABIE
ou das ARABISCHE MEER
Malabar
Coromandel
BAY VON BENGALA
April &c.
Sep. Oct. Nov. Dec.
Jun. Jul. Aug.
Jan. Feb. Marz
Apr. May
C. Guardefuer
C. Comorin
Ceylan
Maldiven I.
AFRICA
Palmas
Guinea
C. 3 Puntas
Bisara
ABISSINIEN
Zanguebar
Die Linie
Congo
Loango
Angola
C. del Gado
Calmes
HIOPISCHE
EER
DAS INDISCHE MEER
C. S. Sebastian
C. Corrent
C. St. Andreas
May
Madagascar
Monomotapa
October
Natall Kl.
Veraenderliche Winde
OCEANUS MERIDIONALIS
Vorgeb. der Guten Hoffnung
5. Fernando de Noronha.
6. Ascention.
7. S.t Thomas
8. S.te Helena
20
40
50
60
80
100
110
120
10
30

eeren Ræumen den Strich der GEGENWINDE anzeigen, die ſich ſo oft
Monate z.E. Sept. Oct. u.ſ.w. die Iahreszeit anzeigen in welcher diese Winde regieren

T.12.G

ßen, blaſen beſtändig von einem gewiſſen Striche des Compaſſes, oder welches einerley iſt, von einer gewiſſen Gegend des Geſichtkreiſes, abſonderlich aber, zwiſchen dem dreyßigſten Grade Norderbreite, und zwiſchen dem dreyßigſten Grade Süderbreite. Dieſer Winde nun giebt es verſchiedene; denn einige blaſen von Morgen gegen Abend, andere von Abend gegen Morgen, noch andere vom Mittage gegen Mitternacht, u. ſ. w. Einige blaſen wirklich das ganze Jahr über aus einer einzigen Gegend; andere wechſeln alle halbe Jahre ab, und blaſen erſtlich von dieſer, nachgehends von der gerade gegenüber ſtehenden Seite. Noch andere blaſen ein halbes Jahr lang auf einem gewiſſen Compaßſtriche, ſpringen hernach auf den näheſten achten oder auf das höchſte zehnten, und blaſen das übrige halbe Jahr auf ſelbigem, wornach ſie die vorige Richtung von neuem annehmen; dergleichen ſind die abwechſelnden Zeitwinde, welche das Jahr über, jedweder zu ſeiner Zeit einander ablöſen. Alle bisher erwähnte, ſind von den ſogenannten Land- und Seelüſtchen gar ſehr unterſchieden. Denn von dieſen blaſen einige nur bey Tage, andere nur bey Nacht, aber ſo ordentlich, daß ſie nie außenbleiben.

Allgemeine Paſſatwinde.

Allein, der Paſſatwind auf der See iſt ein allgemeiner Wind, und verdienet dieſen Namen aus einem ganz anderen Grunde, als alle übrige ſowohl beſtändige als abwechſelnde Zeitwinde, indem dieſe letztern alle mit einander von einer zufälligen Urſache, er hingegen von einer zwar unbekannten *m*), doch aber wie es ſcheint beſtändigen Urſache, herrühren. Man findet dergleichen allgemeinen Wind ſonſt nirgend als auf dem atlantiſchen Meere, das Africa von America ſcheidet, imgleichen auf dem oſtlichen Weltmeere, und auf der großen Südſee. In allen dieſen nurbeſagten Meeren bläſt er mit Ausnahme der Linie, ſowohl im nordlichen als ſüdlichen Striche, beſtändig und unaufhörlich, nur aber nicht zu jeder Zeit mit einerley Gewalt, noch auf jedweder Seite der Linie zugleich. Gemeiniglich weicht er nicht von dem Weltmeere, noch nähert er ſich der Küſte, abſonderlich auf der Weſtſeite, über dreyßig oder vierzig Meilen; denn was die Oſtſeite betrifft, ſo erſtrecket ſich der Oſtwind, welcher der wahre Paſſatwind iſt, beynahe bis an die Küſte, oder doch ſo nahe, daß ihn der Landwind erreichet. Auch nimmt er nicht ſelten den Seewind zu ſich, und wird von ſolchem zuweilen auf vier bis fünf Compaßſtriche verrückt. An einigen Orten, abſonderlich auf der See, und im ſüdlichen Striche, findet man den wahren Paſſatwind erſt hundert und funfzig bis zweyhundert Meilen weit von der Küſte; hingegen bläſt er auf der Nordſeite der Linie, in eben ſelbigen Meeren ſchon dreyßig bis vierzig Meilen vom Lande.

Paſſatwinde auf der atlantiſchen See.

Reiſt man aus Europa nach Oſt- oder Weſtindien oder nach Guinea, ſo findet man dieſen Wind beynahe allemal auf der Höhe von dreyßig Graden, und nur zuweilen auf der Höhe von zwey und dreyßig bis fünf und dreyßig Grad. Läuft man mit einem Nordoſte aus dem Canale zwiſchen England und Frankreich, ſo kann es wohl geſchehen, daß

Zug von Oſten gegen Weſten bekommen. Der allgemeine Oſtwind muß Veränderungen leiden, woraus in dem heißen Erdſtriche ein ordentlicher Nord-oſt und Südoſt entſteht, und eben dieſe beyden ſind die eigentlich alſo genannten Zeit- oder Paſſatwinde. Hierzu kann noch der Weſtwind gerechnet werden, welcher außerhalb beyder Wendekreiſe, bis auf den vierzigſten Grad der Breite ganz ordentlich bläſt, und wie man glaubet, hauptſächlich von dem Zurückfließen der Luft, das von dem zwiſchen beyden Wendekreiſen herrſchenden Oſtwinde verurſachet werden muß, herrühret. Es blaſen aber dieſe Winde ſonſt nirgend ordentlich, als auf großen Meeren; indem ſie auf dem Lande, oder in einer großen Nähe deſſelbigen, unzählige Veränderungen leiden, woran die Ausdünſtungen des Erdbodens, die Lage der Küſten, und andere beſondere Urſachen Schuld ſind.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

ſelbiger ſo lange anhält, bis man den wahren Paſſatwind antrifft; verlaſſen aber darf man ſich darauf im geringſten nicht, dahingegen der ordentliche Wind zwiſchen den dreyßig oder doch wenigſtens acht und zwanzigſten Graden auf beyden Seiten der Linie, niemals fehlet. Hat dieſer Wind ſich einmal eingerichtet: ſo hat man beſtändig ſchönes Wetter, ſo lange er bläſt, wohl zu verſtehen, daß die Sonne zugleich in einem mittägigen Zeichen ſeyn muß; denn wofern ſie in einem mitternächtigen läuft, ſo iſt gemeiniglich der Himmel trübe. Im Gegentheile ſchiffet man auf der atlantiſchen See und im ſüdlichen Striche an der Linie, ſo iſt das Wetter ſo lange helle, als die Sonne in den mitternächtigen Zeichen verweilet, wird aber bey ihrer Ankunft in den mittägigen trübe.

Um den acht und zwanzigſten Grad der Breite findet man einen Oſtnordoſt, abſonderlich wenn die Sonne auf der Südſeite der Linie läuft; hingegen im May, Brach- und Heumonate findet man einen Oſtſüdoſt. Einer wie der andere bläſt von der Gegend da man ſie zuerſt antrifft, das iſt, vom dreyßigſten oder acht und zwanzigſten Grade, bis an den Wendekreis, mit mäßiger Stärke; hier aber nimmt ihre Gewalt zu, abſonderlich zwiſchen dem drey und zwanzigſten und vierzehnten oder zwölften Grade, in welchem Raume ſie beſtändig zwiſchen Oſtnordoſt und Oſten blaſen. Hingegen zwiſchen dem zwölften und zehnten Grade blaſen ſie weder ſo friſch, noch bleiben ſie ſo beſtändig zwiſchen einerley Strichen des Compaſſes. Im Heu- und Auguſtmonate, blaſen zwiſchen eilf und zwölf Graden Süderbreite, ſehr oft Südwinde, die aber zwiſchen Südſüdoſt, und Südſüdweſt, oder Südweſt bleiben. Hingegen im Chriſtmonate und Jenner bläſt der wahre Paſſatwind zwiſchen dem dritten und vierten Grade. So nun, wie die Sonne ihren Lauf immer weiter gegen Norden fortſetzet, eben alſo verſtärken ſich auch die Südwinde, und breiten ſich nordlich über die Linie aus, bis ſie endlich im Heumonate allgemach wieder gegen die Linie zurück weichen. Die beſte Zeit im ganzen Jahre, über die Linie nach Süden zu ſchiffen, iſt, wenn die Sonne in den mittägigen Zeichen läuft. Denn zu geſchweigen, daß man ſodann den Paſſatwind zum Vortheile hat, und ſolcher das Schiff bis an die Linie führet: ſo iſt auch zu ſolcher Zeit der Wind gewiſſer und friſcher, das Wetter ſchöner und die Winde, welche zu anderer Jahreszeit zwiſchen Südſüdoſt, und Südſüdweſt blaſen, wenden ſich nunmehr gegen Südoſt. So lange hingegen, als unſer Sommer währet, findet man bey der Linie lauter Windſtillen und die ſo genannten Tornados, das iſt, gewiſſe gefährliche Wirbelwinde, die ſich gemeiniglich gegen den ordentlichen Wind erheben. Sie dauren nicht lange; denn der Wind, der ſie verurſachet, leget ſich entweder auf einmal, oder drehet ſich in Süden, ohne daß man gewiß wiſſen könnte, ob er drey Minuten lang alſo bleiben werde, oder nicht.

Was voritzt von den Südwinden, Windſtillen und Tornados geſaget worden, das iſt von dem oſtlichen Theile des atlantiſchen Meeres bis ungefähr auf dreyhundert und vier und funfzig Grade weſtlicher Länge zu verſtehen; denn weiter hin auf eben dieſer Seite, findet man gemeiniglich die Winde in Südoſten, auch ſodann noch, wenn man ſchon über die Linie weg iſt. Eben deswegen halten auch die erfahrenſten Schiffer auf der Seite von Guinea ſo lange ſüdlich von der Linie, bis ſie beſagete Länge erreichen, wiewohl dennoch einige ſich der americaniſchen Küſte beſſer nähern, ehe ſie über die Linie gehen. Kommen die Engländer aus Oſtindien zurück: ſo ſetzen ſie gleichfalls um die friſchen Winde, welche das ganze Jahr dauern, in Südoſt anzutreffen, nicht weit von America über die Linie. Wollen ſie aber nach Indien, ſo ſchiffen ſie von der Inſel St. Jago gegen Süden, wornach ſie die Winde unter beſagter Breite antreffen.

Beobachtungen wegen der Winde in verſchiedenen Meeren.

Wirkung des grünen und weißen Vorgebirges.

Von dieſem Winde ſind die nahe bey der Linie in dem indianiſchen und Südmeere befindlichen unterſchieden. Gleichwohl ſind ſie daſelbſt ebenfalls mittägig, folglich ganz anders, als in den weiter entferneten Gewäſſern; denn in den näheſten zween bis drey Graden auf jedweder Seite der Linie ſind die Winde ſehr ungewiß. Ja in dem indianiſchen Meere giebt es ſo gar öftere Windſtillen, oder doch ſehr ſchwache Lüſtchen, zuweilen auch Wirbelwinde. In dem Südmeere blaſen die Winde nahe an der Linie, und auf hundert und dreyßig Meilen weit von der Küſte, aus Süden. Innerhalb dieſer Entfernung und der Küſte blaſen lauter ſchwache Winde, wiewohl ordentlich. Zwiſchen dem März- und Herbſtmonate iſt das Wetter ſchön, aber um Weihnachten herrſchen die Tornados. Zwar ſind in einem, wie im andern, jetzt beſagter Meere die Winde unweit oder auch unter der Linie öfters ſüdlich: ſie blaſen aber ſowohl im Nord- als Weſtſtriche nicht weiter, als bis auf den andern oder dritten Grad, ausgenommen nahe am Lande. Daß im atlantiſchen Meere die Süd- und Südweſtwinde zuweilen bis auf zehn und zwölf Grad Norderbreite blaſen, das iſt bereits erwähnet worden. Daß aber die Südwinde unweit der Linie zwiſchen dem grünen Vorgebirge in Africa, und dem weißen in Braſilien beſtändig regieren, darüber wird man ſich nicht ſonderlich verwundern, wofern man erwägen will, daß beſagte beyde Vorgebirge, davon eines der Linie nordlich, das andere ſüdlich liegt, den Winden nur einen einzigen Raum zum Blaſen übrig laſſen, und daß es daſelbſt, abſonderlich auf der americaniſchen Seite, allemal einen friſchen Wind giebt. Indem nun dieſes Gewäſſer bis auf zween oder drey Grad von der Linie, den Windſtillen, Wirbelwinden, und den kleinen Winden der anderen Meere, die nicht ſo enge eingeſchloſſen ſind, ſehr unterworfen iſt: ſo iſt ihnen dieſes Meer, abſonderlich an der Oſtſeite von dem Einſchnitte der guineiſchen Küſte bis auf acht und zwanzig oder dreyßig Grad weit gegen Weſten, heftiger als kein anderes unterworfen. Dampier ſuchet die Urſache nicht nur in der Linie ſelbſt, ſondern auch in der Nähe des Landes an der Linie. Er ſaget, indem dieſer Theil des Meeres von dem Lande und der Linie gleichſam eingeſchloſſen wird, ſo iſt er ſelten von ſchlimmer Witterung frey, abſonderlich vom Aprile an bis in den Herbſtmonat. Allein, ſobald die Sonne ihren Weg gegen den Wendekreis des Steinbockes nimmt, ſo wird die Witterung in dieſer Gegend beſſer.

Fahrt der Holländer und Engländer über die Linie.

Unter der Linie ſelbſt ſind nicht nur in dem Raume zwiſchen dem africaniſchen und americaniſchen Vorgebirge, die Windſtillen und Wirbelwinde ſeltener, ſondern man findet auch da friſche Winde, und ziemlich ſchönes Wetter. Daher kömmt es, daß die Eng- und Holländer, wenn ſie nach Oſtindien wollen, recht in der Mitte zwiſchen beyden Vorgebirgen über die Linie zu ſetzen ſuchen; und ob ſie gleich zuweilen die Winde in Südſüdoſt, oder in Südſüdweſt, oder auch noch oſtlicher oder weſtlicher antreffen, ſo rücken ſie dennoch nicht über einen Grad weit aus der Mitte des Canals weder gegen Oſten noch gegen Weſten, aus Beyſorge, in Weſten möchten ſie irgend einen reißenden Strom, in Oſten aber eine Windſtille antreffen, davon eines wie das andere ihren Lauf verzögern würde. Eben alſo machen es auch die Portugieſen auf ihrer Fahrt nach Braſilien; denn ſie gewinnen vorher die Südſeite der Linie, ehe ſie ſich dem Lande nähern, um auf dieſe Weiſe dem Vorgebirge St. Auguſtin, welchem man nie zu nahe kommen darf, auszuweichen.

Schwierigkei der Rückkeh von Guinea.

Weil die Engländer, wenn ſie ihre Handlung nordlich über der Linie in Guinea treiben wollen, allemal einen guten Weſtwind antreffen; ſo beobachten ſie auf der Hinfahrt die

Naturgeſchichte von Oſtindien.

die nurerwähnte Vorſichtigkeit ſehr ſelten. Allein, wenn ſie wieder nach Hauſe reiſen, ſo gehen ſie drey bis vier Grad weit ſüdlich über die Linie, um daſelbſt zwiſchen Südſüdoſt und Südſüdweſt einen friſchen Wind anzutreffen. Mit dieſem Winde gehen ſie auf eben dieſer Parallele fünf bis ſechs und dreyßig Grad, das iſt, ungefähr bis auf den halben Weg zwiſchen den Spitzen beyder Vorgebirge fort, ehe ſie wieder über die Linie ſetzen. Hier finden ſie einen friſchen Wind, der ſie nach America führet. Einige rücken, ehe ſie über die Linie ſetzen, bis auf vierzig Grad fort, und finden da friſche Winde. Wollten ſie hingegen, in Meynung ihre Reiſe abzukürzen, den Weg in Norden der Linie nehmen: ſo fänden ſie entweder nahe bey der Linie Windſtillen, oder nahe an der Küſte Weſtwinde, oder wenn ſie zwiſchen beyden das Mittel zu halten gedächten, beyde verdrießliche Umſtände zugleich; hierzu kämen über dieſes noch die Tornados, abſonderlich im May- und Brach- Heu- und Auguſtmonate. Mit einem Worte, wer von Norden herkömmt und in gleicher Entfernung von beyden Vorgebirgen über die Linie ſetzet, der hat eben ſowohl als derjenige, der von Süden kömmt und ein gleiches beobachtet, den Vortheil davon, daß er bey der Linie nicht lange verweilen darf, und ſelten Mangel am Winde verſpüret, indem in dieſen Meeren das Ueberſetzen über die Linie nirgend anders, als zwiſchen beyden Vorgebirgen, möglich iſt.

Anderswo kömmt man leichter über die Linie.

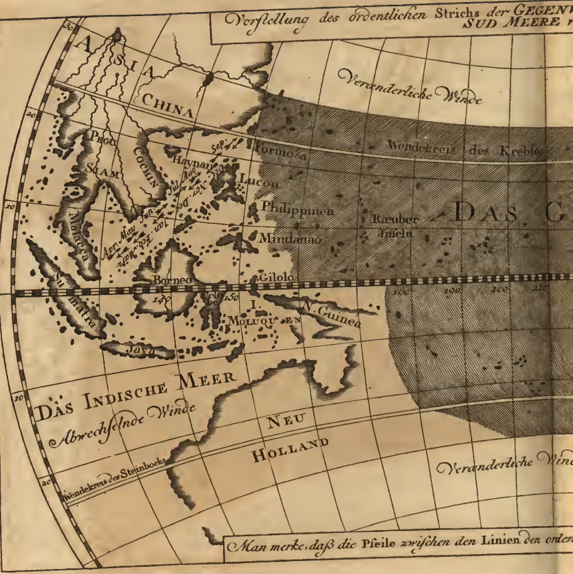
In den übrigen Meeren, zum Beyſpiele im Oſt- und Südmeere, fällt es weit leichter, über die Linie zu ſetzen. Denn ihrer großen Weitſchaft wegen finden die bey dem atlantiſchen Meere unvermeidlichen Schwierigkeiten bey ihnen nicht Platz. Was die Winde in dem Oſt- und Südmeere zwiſchen der Linie und beyden Wendekreiſen betrifft, ſo bläſt auf der Südſeite ein Oſtſüdſüdoſt, und auf der Nordſeite ein Oſtnordoſt. Es ſind hier, abſonderlich im Südmeere, von einem bis zween Graden ſowohl auf der Nord- als Südſeite der Linie, bis an den Wendekreis, oder bis gegen dreyßig Grad Breite, allemal friſche Winde. Im atlantiſchen, gleichwie auch im oſtindiſchen Meere, ſind die Paſſatwinde weder ſo friſch, noch ſo gewiß, noch ſo allgemein, als in der Südſee. Hat man hier den Zeitwind einmal gewonnen, und kann von dem Küſtenwinde nicht mehr erreicht werden: ſo hat man in dieſem ganzen ungeheuren Waſſerraume nie Mangel an friſchem Winde. Alle Engländer, welche dieſe Reiſe gethan haben, bekräftigen des Dampiers Angeben. Dampier ſelbſt bekräftigte ſeine erſte Erfahrung auf der Reiſe vom Vorgebirge Coriente bis an die Inſel Guaham.

Wind auf der Südſeite der Linie.

Was den Wind auf der Südſeite der Linie betrifft, ſo benahm ihm ſein alter Reiſegefährte **David** alle Zweifel deswegen. Es war ſolcher ſowohl als Dampier von den Gallopegosinſeln ausgefahren, und hatte hierauf ſo lange Weſtſüdweſt gehalten, bis er den wahren Paſſatwind in Oſtſüdoſt antraf; nachgehends veränderte er ſeinen Lauf gerade gegen Süden, ohne über die Linie zu gehen, und folglich ohne Beyhülfe des Zeitwindes, bis er über den Wendekreis ſüdlich hinaus war.

In dem Oſtmeere iſt auf der Südſeite der Linie, und zwiſchen dreyßig, und vier Graden, der wahre Zeitwind Oſtſüdoſt: allein, er iſt weder ſo friſch, noch ſo beſtändig, als in der Südſee. Nordlich über der Linie genießt eben dieſes Stück nurbeſagten Meeres, keines ſo ordentlichen Windes, ja, es iſt über dieſes den Windſtillen mehr unterworfen, und an der Küſte noch anderen Winden, die mit den Jahreszeiten abwechſeln.

Die

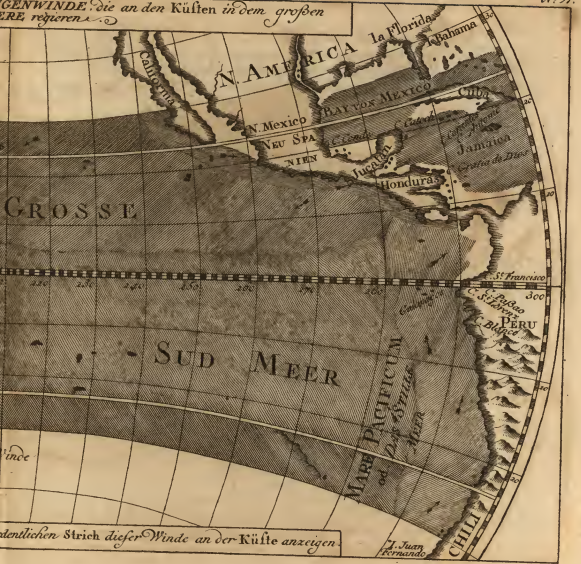


Vorſtellung des ordentlichen Strichs der GEGENW
SUD MEERE

ASIA
CHINA
Veranderliche Winde
Pegu
Siam
Cochin
Haynan
Formosa
Wendekreis des Krebses
Lucon
Philippinen
Raeuber Inseln
DAS G
Mindanao
Malacca
Sumatra
Borneo
Celebes
Gilolo
I. Moluquen
N. Guinea
Java
Sep.
Jul. Aug.
Nov. Dec.
Jan. Feb.
Jun.
Apr. May
Mart.
140
150
180
190
200
210
DAS INDISCHE MEER
Abwechſelnde Winde
NEU HOLLAND
Wendekreis des Steinbocks
Veranderliche Wind
30
20
10
10
20

Man merke, daß die Pfeile zwiſchen den Linien den orden

N° 17.


…GENWINDE: die an den Küſten in dem großen
…ERE regieren.
N. AMERICA
la Florida
le Bahama
California
N. Mexico
BAY VON MEXICO
Cuba
NEU SPA
NIEN
C. Catoch
C. Corrientes
C. S. Antonio
Jamaica
Jucatan
Gratia de Dios
Honduras
GROSSE
St. Francisco
C. Paßao
C. S. Lorenz
C. Blanco
PERU
300
220
230
240
250
260
Gallapagos
SUD MEER
MARE PACIFICUM
od. Das Stille Meer
…inde
CHILI
I. Juan Fernando
30
20
10
20
20
…dentlichen Strich dieſer Winde an der Küſte anzeigen.

Zeitwinde an den Küſten.

Die Zeitwinde an den Küſten ſind entweder beſtändig, oder ſie wechſeln ab. Küſten, welche beſtändige Zeitwinde haben, ſind die mittägigen von Africa und Peru, nebſt einem Stücke der mexicaniſchen und guineiſchen Küſte.

Die mittägigen Theile von Africa und Peru liegen alle beyde unter einerley Breite, alle beyde auf der Südſeite der Linie, auch alle beyde an der Oſtſeite ihres feſten Landes. Ob ſie nun gleich nach der Schärfe genommen, einander nicht parallel liegen: ſo ſind doch die Winde das ganze Jahr über, auf einer Seite ungefähr eben ſo beſchaffen, wie auf der anderen. Denn auf der Küſte Angola ſind die Winde zwiſchen Südweſt und Süd, und auf der peruvianiſchen ſind ſie zwiſchen Südſüdweſt, und Südſüdoſt. Nur muß man dabey beobachten, daß mit Ausnahme der africaniſchen Nordküſte, alle Zeitwinde, die an einer Küſte blaſen, ſie mögen nun das ganze Jahr über einerley bleiben, oder ihren Strich verändern, niemals gerade auf die Küſte, noch auch die Länge an ſelbiger herab, ſondern ſchief blaſen, und einen ſpitzigen Winkel von etwa zwey und zwanzig Grad machen, imgleichen, daß nach dem Maaße, als das Land von dem Norden oder Süden beſagter Küſten ſich gegen Oſten oder Weſten lenket, der Wind ſich ebenfalls unfehlbar verändert, dahingegen der Zeitwind der africaniſchen Nordküſte, auf zween oder drey Striche weit von der Küſte bläſt. Diejenigen Südwinde, welche an den Küſten von Peru und Africa, das ganze Jahr über beſtändig blaſen, ſind ſtark, und blaſen weiter von der Küſte, als kein einziger anderer dem Abwechſeln unterworfener Wind. In Peru blaſen ſie auf hundert und vierzig oder hundert und funfzig Meilen weit von der Küſte, ehe man eine Aenderung an ihnen gewahr wird. Nachgehends aber drehet ſich der Wind, je weiter man ſich entfernet, auch immer weiter gegen Oſten, bis er endlich in der Entfernung von etwa zweyhundert Meilen Oſtſüdoſt wird und bleibt, welches denn der wahrhafte Zeitwind iſt. Zwiſchen Angola und Braſilien ſind die Winde ungefähr eben alſo beſchaffen, wie ſie im Südmeere an dem weſtlichen Stücke der peruvianiſchen Küſte ſind, ausgenommen, daß ſie um den vierten Grad Süderbreite, bis auf eine Weite von acht und zwanzig bis dreyßig Graden der Länge, beſtändig in Südſüdweſt, oder Südweſt, verbleiben.

Von Peru und Africa.

Von Mexico und Guinea.

Die Küſten von **Mexico** und **Guinea** haben ihre ordentlichen Winde ebenfalls. Weil die peruvianiſche Küſte von Norden nach Süden ſtreicht: ſo liegen jene beyde weiter gegen Oſten und Weſten. Zu Folge nun dem Laufe der allgemeinen Winde, ſollte der Wind an beſagten Küſten oſtlich ſeyn, nichts deſto weniger findet man bey ihm gerade das Gegentheil. Denn an der mexicaniſchen Küſte iſt er zwiſchen zehn und zwanzig Graden Noderbreite, allenthalben und beſtändig, beynahe vollkommen weſtlich, wenigſtens doch ſodann, wenn er nicht zurück getrieben wird, gleichwie zuweilen von den Tornados, als welche allemal gegen den Wind ſich erheben, geſchieht. Eben dieſes hat man auch an der angoliſchen Küſte bemerket, welche den Tornados nicht weniger als jene unterworfen iſt. Die peruvianiſche iſt davon befreyet: allein, es entſtehen dagegen Windſtillen, die zuweilen zween bis drey Tage währen. An der Küſte von Angola und Mexico, entſtehen dergleichen Windſtillen nur nach einem Wirbelwinde.

Die Küſten von Mexico und Guinea, ſind gleich denen von Angola und Peru unter eben derſelbigen Parallele, es ſind auch ihre Winde ungefähr eben diejenigen. Gleichwie das feſte Land von Mexico bey Panama unter dem achten oder neunten Grade Norderbreite beginnt, alſo nimmt das Stück von Guinea, davon gegenwärtig die Rede iſt, ſeinen Anfang bey Alt-Callabar, unter dem vierten oder fünften Grade erwähnter Breite. Von dieſen

Naturgeſchichte von Oſtindien.

dieſen nurerwähnten Anfangspuncten laufen erwähnte Küſten beyderſeits einige hundert Meilen weit gegen Weſten. Nun thun ſie dieſes zwar nicht immer nach einerley Compaßſtriche, weil ſie kleinere Landſpitzen, Bayen, und allerley Einſchnitte haben, gleichwohl blaſen die Zeitwinde, die an dieſen Küſten auf zween Striche von der See blaſen, auf der guineiſchen Küſte auch von Weſten und zwar ordentlich. Dasjenige Stück von dieſer Küſte, das vom Winde getroffen wird, iſt das oſtliche; das weſtliche hingegen iſt vor ihm ſicher. Wiewohl nun dieſes eine unſtreitige Wahrheit iſt, bemerket Dampier an dieſem Orte: ſo läuft es doch der gemeinen Meynung der Seeleute dergeſtalt zuwider, daß ſie es nicht glauben, bis ſie es ſelbſt erfahren, darum weil ſie meynen, es ſey dem gewöhnlichen Laufe der Winde gerade zuwider.

Der ganze Theil von Africa zwiſchen dem grünen Vorgebirge, oder vierzehn Grad Norderbreite, und zwiſchen dem Vorgebirge Boyadar oder ſieben und zwanzig Grad, iſt den Nordwinden, das iſt, den Winden zwiſchen Nord und Nordoſt unterworfen, welche Winde alle mit einander, jederzeit ſehr friſch ſind. Daher kömmt es, daß die Schiffe, welche nach Guinea wollen, ſich immer an dieſe Küſte zu halten ſuchen, und öfter als einmal nahe an den Vorgebirgen vorbey ſegeln. Sobald ſie ſüdlich an das weiße Vorgebirge, welches ungefähr unter ein und zwanzig Grad der Breite liegt, gelangen: ſo führet der Wind zuweilen eine große Menge rothen Sand vom Lande herbey, und überſchüttet alle Verdecke und Segel damit, welches ihnen große Beſchwerlichkeit verurſachet.

Von dem grünen, bis an das Annenvorgebirge, welches auf ſechs Grad Norderbreite liegt, iſt der Zeitwind zwiſchen Oſt und Südoſt. Vom Annen- bis ans Palmasvorgebirge, das unter dem vierten Grade liegt, iſt der Südweſt, und von Palmas bis an den Einſchnitt der Guineaküſte, iſt er Weſtſüdweſt. Hier fängt er an, ſich nach Süden zu drehen, und bleibt bis ans Lopesvorgebirge, welches ſüdlich unter der Linie liegt, auf Südweſt, gleichwie er auch an dieſer Küſte bis auf dreyßig Grad ſüdlicher Breite fernerhin thut.

Abwechſelnde Zeitwinde.

Zu denen Küſten, die ordentlich abwechſelnde Winde haben, zählet man hauptſächlich, in der neuen Welt das Küſtenſtück zwiſchen dem Vorgebirge Gratia di Dios und Vela; die braſiliſche Küſte, und die Panamabay im Südmeere; in der alten Welt aber die ganze Küſte von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis an die äußerſte Gränze von China. Was Gratia di Dios und Vela betrifft, das gehöret nicht zu denen Reiſen, welche bisher in gegenwärtiger Sammlung erſchienen ſind. Auf der braſiliſchen Küſte, dahin man einigen und anderen Reiſenden zu begleiten unmöglich Umgang nehmen konnte, ſind die Winde vom Herbſtmonate bis in den März oſtlich, vom März aber bis in den Herbſtmonat, ſüdlich. In der Panamabay ſind die Winde vom Herbſtmonate bis in den März oſtlich, zwiſchen dem März und Herbſtmonate hingegen ſüdlich, oder ſüdſüdweſtlich.

An der africaniſchen Küſte.

Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung gegen Oſten, bis an das Land Natal und das Vorgebirge der Ströme ſind die Winde zwiſchen dem May- und Weinmonate bis auf dreyßig Meilen weit von der Küſte beſtändig zwiſchen Weſt und Nordweſt, doch in Nordweſten allemal ſtärker. Drehet ſich der Wind nach Nordweſt, ſo geſchieht es gemeiniglich mit einem Sturme und heftigen Regen. Zwiſchen dem Weinmonate und May ſind die Winde oſtlich, das iſt, ſie blaſen zwiſchen Oſtnordoſt, und Oſtſüdoſt, und bringen ſchönes Wetter. Der Oſtnordoſt iſt friſch; der Oſtſüdoſt hingegen ſchwach; es regnet auch von einer Zeit zur andern ein wenig.

Vom

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Vom Vorgebirge der Ströme bis an das rothe Meer ſind die Winde vom Weinmonate, bis in die Mitte des Jenners veränderlich, zwar meiſtens in Norden, hüpfen aber von einem Striche auf den andern, alſo, daß ſie zuweilen den ganzen Compaß umlaufen. Die ſtärkeſten ſind im Norden; meiſtentheils ſind ſie ſtürmiſch, ungeſtüm, mit plötzlichen Regengüſſen vermiſcht. Wenn ein Sturm kommen will: ſo pfleget die See in Norden aufzuſchwellen. Vom Jenner bis in den Maymonat ſind die Winde in Nordoſt und Nordnordoſt, und das Wetter ſchön. Vom May bis in den Weinmonat, ſind ſie ſüdlich. Im Heu- Auguſt- und Herbſtmonate giebt es in der Pare und Melindebay große Windſtillen, auch in eben dieſer Bay einen großen Strom. Ein Schiff, das während dieſer drey Monate vor dieſer Küſte vorbey ſchiffet, muß ſich bis auf hundert Meilen weit vor beſagtem Strome in Acht nehmen, wenn er es nicht in die Bay führen ſoll. Die Windſtillen dauern zuweilen ganzer ſechs Wochen lang: doch findet man hundert Meilen weit von der Küſte, einen friſchen Südwind. An der Mündung des rothen Meeres, bey dem Vorgebirge Gardafu, ſind die Winde beynahe allezeit ungeſtüm; ja, das Wetter iſt auch ſodann ſtürmiſch, wenn es in der Melindebay die großen Windſtillen giebt, und wenn etwa zehn bis zwölf Meilen vom Vorgebirge in der See das ſchönſte Wetter nebſt einem friſchen Winde regieret.

Zeitwinde des rothen Meeres.

Im rothen Meere ſind zwiſchen dem Maye und Weinmonate die Südweſtwinde ſtark, und der Strom ſo reißend, daß man dieſe ganze Zeit über ſich an die Südküſte halten muß, da man Landwinde und Strudel antrifft. Währenden Herbſt- und Weinmonates drehet ſich der Wind nach Norden, und bleibt endlich in Nordoſten feſt. Dieſe Richtung führet er, bis zum Wechſel des Muſſons, welcher im April oder Maymonate geſchieht, fort, drehet ſich ſodann auf einige Zeit nach Norden, folgendes nach Oſten, und von da nach Süden, wo er feſt bleibt.

Zeitwinde in Oſtindien.

Die Abwechslung der Winde erſtrecket ſich in dieſem Theile der Welt nicht nur auf die jetzterwähnte Küſte, ſondern auch vom perſiſchen Seebuſen bis an das Vorgebirge Comorin, und von dieſem auf alle Küſten des bengaliſchen Seebuſens. Ja, ſie erſtrecket ſich bis an die Straße bey Malacca, und an ihrer Oſtſeite bis nach Japon, woſelbſt die veränderlichen Winde das ganze Jahr über einander ablöſen. Hingegen bläſt an allen nurbeſagten Orten der ordentliche Wind nicht genau auf einerley Compaßſtriche. Es iſt bereits angemerket worden, daß dieſe Winde um etwa zween bis drey Striche nach der Quere an der Küſte blaſen. In ſolchen Bayen, die nicht unter eben demſelbigen Striche liegen, ändert ſich der Wind verhältnißmäßig. Zwar trifft dieſe Regel bey tiefen Bayen nicht allemal ein, ſondern ſie betrifft inſonderheit eine gerade Küſte, die allenthalben meiſtens einerley Lage hat, indem die kleinen Landſpitzen keine Veränderung verurſachen. An den Küſten und dem hintern Theile eines großen Seebuſens, zum Beyſpiele, des bengaliſchen und ſiamiſchen, iſt ganz ein anderer Wind, als auf beyden Seiten, und noch weit ein anderer, als auf einer vollen Küſte. Unterdeſſen wechſeln ſie doch zu ihrer Zeit, nämlich im April und Herbſtmonate alle mit einander ab; ſie drehen ſich alle mit einander zu einerley Zeit, an den gerade über ſtehenden Strich. In Oſtindien nennet man dieſe abwechſelnden Winde die Muſſonen. Einer heißt der Oſtmuſſon, beginnt im Herbſtmonate, und regieret bis in den April, da er dem Weſtmuſſon Platz machet, welcher ſodann bis in den folgenden Herbſtmonat regieret. Sowohl einer, als der andere, bläſt ſchief an der Küſte. Der Oſtmuſſon bringt ein ſchönes Wetter mit, der Weſtmuſſon hingegen

Wie die Muſſonen daraus werden.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

hat Regen und Wirbelwinde zur Geſellſchaft. Dieſer Abwechslung und verſchiedenen Witterung ſind die meiſten Handlungsländer in Oſtindien unterworfen, abſonderlich, welche auf dem feſten Lande zwiſchen der Linie und dem Krebskreiſe liegen. Die unter der Linie und auf der ſüdlichen Seite derſelbigen, zwiſchen ihr und dem Steinbockskreiſe liegen, haben gerade die verkehrte Jahreszeit, welcher Umſtand aber im geringſten nicht hindert, daß ſolche nicht mit jenen zugleich wechſeln ſollten.

Unterſchied zwiſchen den Muſſonen im Norden und Süden der Linie.

Der ganze Unterſchied zwiſchen den Muſſonen auf der Nordſeite der Linie, und zwiſchen denen auf ihrer Südſeite, beſteht darinnen, daß zu eben der Zeit, wenn auf der Nordſeite der Weſtmuſſon beginnt, das iſt im April, auf der Südſeite die Südſüdweſtwinde anfangen. Dieſes nun nennet man den Südſüdweſtmuſſon. Nimmt nun nachgehends im Herbſtmonate auf der Nordſeite der Linie der Oſtmuſſon ſeinen Anfang: ſo bläſt auf ihrer ſüdlichen Seite der Nordnordoſt, und bekömmt den Namen des Nordnordoſtmuſſons. Der Weſtmuſſon hat in den nordlichen Breiten Tornados und Regenwetter zur Geſellſchaft. Der Südſüdweſtmuſſon hingegen, welcher zu eben ſelbiger Zeit in den ſüdlichen Breiten regieret, verurſachet ſchönes Wetter; und gleichwie der Oſtmuſſon ſchönes Wetter in den Nordſtrich bringt, alſo bringt der mit ihm zu gleicher Zeit im Südſtriche regierende Nordnordoſtmuſſon ſchlimmes Wetter, und Tornados mit ſich dahin. Ungeachtet aber alle dieſe Winde nicht allemal zu eben derſelbigen Zeit abwechſeln: ſo hält man doch den Herbſt- und Aprilmonat für die Wechſelmonate, und ſind ſie gemeiniglich beyderley Windgattungen unterworfen. Demnach blaſen die Muſſone ganz ordentlich wechſelsweiſe, und die Seefahrer haben von dieſem Umlaufe den Vortheil, daß ſie mit dieſem Winde in einige Gegenden von Indien ſchiffen, und mit jenem wieder nach Hauſe reiſen können. Auf dieſer Abwechslung beruhet die ganze Schiffahrt.

Vortheile der Seefahrer.

Ohne dieſe verwundernswürdige Einrichtung der Natur, würde ſchwerlich ein Mittel zu erdenken ſeyn, wie man auf dieſen Meeren Handlung treiben könnte. Denn die meiſten indianiſchen Königreiche, dahin man über die See Handlung treibt, liegen zwiſchen der Linie und dem Krebskreiſe, das feſte Land aber erſtrecket ſich dermaßen weit gegen Norden, daß kein Schiff nordlich über den Wendekreis kommen, und daſelbſt die veränderlichen Winde aufſuchen kann, gleichwie man ſolches in Weſtindien zu thun pfleget, wofern man weit gegen Oſten gehen will. Eben ſo wenig wäre es rathſam, auf eben die Weiſe, als im Südmeere geſchieht, gerade zu zufahren, weil man der Linie allzu nahe käme, folglich den Windſtillen und den Tornados ohne Unterlaß unterworfen wäre. Nicht beſſer würde es ablaufen, wofern man auf die ſüdliche Seite der Linie gehen, und die Reiſe auf dieſem Wege vollenden wollte; denn in dem ſüdlich unter der Linie befindlichen Theile dieſer See regieret der wahre Paſſatwind, ja, er höret faſt gar niemals auf, und würde folglich das Schiff bis an die Gegend, wo die Winde zu wechſeln anfangen, immer gegen Mittag fortführen. Nebſtdem iſt die See in dieſer Gegend nicht räumig genug, die Fahrt auf nur beſagte Weiſe anzuſtellen. Will ein europäiſches Schiff nach Siam, Tunkin u. ſ. w. gehen: ſo muß es den Weſtmuſſon zu Hülfe nehmen; und ob es nun gleich nach zurückgelegtem Vorgebirge der guten Hoffnung den Vortheil hat, daß es ſeinen Weg ſo weit, als es das Land zuläßt, nach Oſten fortſetzen kann: ſo kann es doch dem Paſſatwinde nicht ausweichen, ſondern es fällt, ehe es weit genug fortrücken kann, in ſeine Gewalt, und würde folglich ſeine Reiſe gar nicht endigen können, wenn beſagter Wind in dieſem Gewäſſer eben ſo ordentlich blieſe, als in andern Meeren. Löſeten demnach die jährlichen

Muſſone einander nicht ſo ordentlich ab: ſo könnte man nach keiner andern, als nur einer einzigen Gegend ſchiffen. Man könnte nämlich zwar nach Weſten gehen: allein, man müßte hernach entweder da bleiben, oder man hätte zur Rückreiſe aus einem Hafen, die voritzt kaum ſechs Wochen erfordert, ganze Jahre nöthig. Zwar wenn zween Häfen nicht weit von einander liegen: ſo geht es wohl an, daß man dem Muſſon entgegen fahren, und mit Hülfe der ſogenannten Lüftchen, das iſt der Land- und Seewinde, die man nahe an den Küſten antrifft, aus einem in den andern kommen könnte: aber weite Reiſen erfordern nothwendiger Weiſe ganz andere Hülfsmittel.

Dergleichen friſche Winde, mit welchen man, obgleich nicht ſehr weit gegen den Muſſon ſchiffen kann, findet man im Südmeere an der Küſte von Braſilien und Guinea, imgleichen an der ganzen africaniſchen Küſte, zwiſchen dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und dem rothen Meere. Ja man hat ſo gar in nurbeſagten Meeren für weite Reiſen Mittel ausfündig gemacht, welche in Oſtindien nicht thunlich fallen. An der peruvianiſchen Küſte, woſelbſt die Südwinde unaufhörlich blaſen, müſſen die Schiffe, welche nach Süden gehen wollen, ſo lange bis ſie dem ordentlichen Küſtenwinde entgangen ſind, weſtlich halten. Hernach finden ſie den wahrhaften Paſſatwind in Oſtſüdoſt, mit welchem ſie ſo weit, als ſie wollen, gegen Mittag fortrücken, und nachgehends gerade in ihren Hafen einlaufen können. In der Gegend um Mexico, wo der Küſtenwind weſtlich iſt, ſticht man ſo weit in die hohe See, bis man den wahren Paſſatwind in Oſtnordoſt antrifft; ſodann fährt man bis an den verlangten Ort gegen Norden. Wie oft iſt nicht in den bisherigen Reiſebeſchreibungen gemeldet worden, daß die Schiffe, wenn ſie aus den philippiniſchen Inſeln nach Mexico wollen, bis auf vierzig Grad weit gegen Norden aufſteigen, und daſelbſt den Wind aufſuchen, der ſie an die verlangte Küſte bringt. Eben alſo verfahren auch die europäiſchen Oſtindienfahrer. Sobald ſie in der atlantiſchen See über die Linie weg ſind: ſo laufen ſie bis über die Gegend, wo der ordentliche Wind bläſt, gegen Süden, und ſetzen nachgehends ihren Weg oſtlich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung fort. Auf der Heimreiſe halten ſie nach zurückgelegter Linie mit dem Oſtnordoſtwinde ſo lange gegen Norden, bis ſie dem ordentlichen Zeitwinde im Norden ſind, nachgehends ſchiffen ſie gegen Oſten. Dergleichen Vortheile erhält die Schiffahrt von einer raumen See.

Briſes, oder Lüftchen.

Die nur erwähnten Briſen, oder kühlen Lüftchen, das iſt, die friſchen Land- und Seewinde, bedürfen gleichfalls eine Erläuterung. Ueberhaupt zu reden, ſo iſt ein friſcher Seewind nichts anders, als ein ordentlicher Küſtenwind, nur iſt er von andern ordentlichen Winden in dieſem Stücke unterſchieden, daß die letztern Tag und Nacht mit gleicher Stärke blaſen, dahingegen ein ſolcher friſcher Seewind nur bey Tage bläſt, bey Nacht aber ſich leget. Noch bemerket man dieſen Unterſchied, daß alle übrige ordentliche Winde, ſie mögen abwechſeln oder nicht, allezeit auf eben demſelbigen Compaßſtriche, oder doch beynahe auf demſelbigen bleiben; dahingegen nur beſagte friſche Winde, oder kühlende Lüftchen, zwar bey ihrem Erheben des Morgens faſt allemal gleich den ordentlichen Küſtenwinden auf einem Compaßſtriche bleiben, um den Mittag aber um zween, drey bis vier Striche vom Lande abweichen, und beynahe ſenkrecht auf die Küſte blaſen, abſonderlich bey ſchönem Wetter; denn ſodann ſind ſie ordentlicher.

Ihr Lauf.

Sie erheben ſich meiſtens um neun Uhr Vormittage, doch zuweilen früher, zuweilen ſpäter. Anfänglich blaſen ſie ganz ſachte gegen das Land, und um Dampiers eigene

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Worte zu gebrauchen, „gleichſam auf eine verzagte Weiſe, eben als ob ſie beſorgeten, beſchwerlich zu fallen. Sie halten inne, es ſcheint, als ob ſie wieder Abſchied nehmen „wollten. Der Anblick aller dieſer Bewegungen verurſachet ein höchſt angenehmes Schauſpiel an der Küſte. Iſt der Wind im Anzuge begriffen: ſo iſt die See zwiſchen ihm und dem Lande ſo eben als ein Spiegel; nachgehends ſo fängt ſie an, ſich ein wenig zu kräuſeln, und bekömmt eine ſchwärzliche Farbe. Eine halbe Stunde hernach, wenn der Wind das Land erreichet hat, bläſt er etwas ſtärker, und nimmt ſtufenweiſe bis an den Mittag an Kräften beſtändig zu. Sodann hat er ſeine größte Gewalt, damit er auch bis um zwey oder drey Uhr anhält. Nur ſpringt er bey ſchönem Wetter zu Mittage zween oder drey Striche weiter gegen die See. Um drey Uhr wird er ſchwächer, und ungefähr um fünf Uhr, oder nachdem das Wetter beſchaffen iſt, etwas früher, oder ſpäter, leget er ſich bis auf den folgenden Tag gänzlich.

Ihre Ordnnng

Dieſe Winde kommen in ihren Gegenden eben ſo ordentlich, und man verſieht ſich ihrer eben ſo gewiß, als man ſich des Tages verſieht, wenn die Nacht vorbey iſt. Bleiben ſie ja zuweilen aus: ſo geſchieht es nur in der naſſen Jahreszeit. An allen Küſten des Weltmeeres, in beyden Indien, und in Guinea, erheben ſie ſich zwar ebenfalls des Morgens, und legen ſich gegen Abend. Allein, ſie ſind an den Vorgebirgen und Landſpitzen ſtärker, fangen zeitiger an, und hören ſpäter auf. Dagegen ſind ſie in den Bayen und kleinen Seebuſen ſchwächer und von kürzerer Dauer. Die Eylande, welche meiſtens gegen Oſten und Weſten liegen, genießen dieſes Vortheiles an beyden Seiten. Gleichwohl bemerket man, daß der wahre Seewind ſonſt nicht, als ſehr nahe am Lande, von ſeinem Striche ſonderlich abweiche. Dampier ſetzet dieſe Nähe auf drey bis vier Meilen; weiter hin, ſaget er, findet man bloß den rechten Seewind.

Das friſche Lüftchen, welches den Namen des Landwindes trägt, iſt dem Seewinde ſchnur gerade entgegen. Einer bläſt gerade gegen die Küſte, der andere gerade daran weg. Einer bläſt bey Tage, und ruhet bey der Nacht; der andere kömmt nur bey Nachtzeit, und hält ſich des Tages über ſtill. Sobald der Seewind ſein Amt gethan hat, ſo rufet die Vorſehung einen anderen aus ſeinem Ruheplatze heraus, damit er das ſeinige ebenfalls thue, und bis zum Anbruche des folgenden Tages die Luft durch ein gelindes Wehen abkühle. Es iſt ſchwer, zu ſagen, wenn er ſich eigentlich erhebe, und wie lange er währe. Denn es beruhet ſowohl eines, als das andere bloß auf der Jahreszeit, auf der Beſchaffenheit der Luft, oder irgend einer andern zufälligen Urſache. Man nennet dieſe friſchen Lüftchen deswegen Landwinde, weil ſie allemal vom Lande wegblaſen, die Küſte mag übrigens beſchaffen ſeyn, wie ſie will. Sie blaſen nicht nur nahe an der Küſte, ſondern auch ziemlich weit in die See hinein, abſonderlich an dem dariſchen ſchmalen Landſtriche. Sie laſſen ſich ſelten auf den Compaßſtrichen ſpühren. Die ſtärkeſten findet man gemeiniglich in den Seebuſen oder Bayen, in großen Binnenſeen, und wo viel kleine Inſeln am Seeſtrande beyſammen liegen. In der Südſee haben die Bayen von Panama, Guajaquil, Paita u. ſ. w. ihre Land- und Seewinde, es erhebt ſich aber an manchem Orte, abſonderlich in der Paitabay, der Landwind erſt um Mitternacht. An letztbeſagter Bay bläſt er bis um ſieben oder acht Uhr des Morgens beſtändig friſch fort, und erhebt ſich das ganze Jahr über zu ſeiner gewöhnlichen Zeit, dahingegen er in der Panamabay in der Regenzeit nicht ſo gewiß iſt, als in der trockenen.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Ihr Unterſchied.

Auch ſind beſagte Landwinde nach Veranlaſſung des Ausſchnittes, den eine Küſte hat, entweder ſtärker oder ſchwächer. An der guineiſchen Küſte, zwiſchen dem Annen und Palmas Vorgebirge, ſind ſie oſtlich, und bleiben bis auf vier Meilen vom Lande friſch. Die Seewinde ſind daſelbſt in Südſüdweſt. An der Angolaküſte iſt der Landwind Oſtnordoſt, und der Seewind Weſtſüdweſt, alle beyde aber ordentlich. An der Küſte von Mexico und Peru im Südmeere, bläſt der Landwind beynahe überhaupt in gerader Linie von der Küſte weg; weil nun der Seewind eben ſo ordentlich iſt: ſo können die Fiſcher zu ihrer nicht geringen Bequemlichkeit, mit einem Winde ausfahren, mit dem andern nach Hauſe kehren. In Oſtindien ſind die Land- und Seewinde in den großen Inſeln eben ſo ordentlich, als auf dem feſten Lande, nur blaſen ſie zuweilen ſchief. Ueberhaupt zu reden, ſind die Landwinde ziemlich kalt, und weit kälter, als die Seewinde, ungeachtet die letztern weit ſtärker blaſen, und ihre Kühlung, ſo wie ſie nun iſt, dieſer warmen Gegend zu nicht geringem Troſte gereichet, weil man auf dieſe Weiſe die größte Gewalt der Hitze nur in dem Zwiſchenraume beyder Winde, da ſich gemeiniglich gar kein Lüftchen reget, ertragen darf. Man kann, wenn dieſes geſchieht, ſo lange bis dieſer Wind ſich erhebt, und die Luft abkühlet, kaum Athem ſchöpfen. Gleichfalls verſpühret man des Abends, wenn er ſich leget, bis zur Ankunft des Landwindes, welcher zuweilen erſt um Mitternacht, oder noch ſpäter ſich erhebt, eine gewaltige Hitze. Daher kömmt es, daß diejenigen, welche um der Kühlung willen ſich ganz nackend auf einer Matte, ja zuweilen wohl gar unter freyem Himmel ſchlafen legen, des andern Tages vor Kälte ſtarren, und Blutflüſſe bekommen, woran nicht wenige ſterben.

Popogajos, ein Wind.

An der mexicaniſchen Südküſte, und zwar zwiſchen dem weißen Vorgebirge unter dem neunten Grade ſechs und funfzig Minuten Norderbreite, und zwiſchen Realejo unter dem eilften Grade beſagter Breite, das iſt in einem Raume von etwa achtzig Meilen, giebt es einen Wind, den die Spanier Popogajos nennen, der aber nur im May, Brach- und Heumonate verſpühret wird; er bläſt drey bis vier Tage, ja zuweilen wohl ſechs bis ſieben ohne Aufhören nach einander weg. Dieſer Wind iſt zwar friſch, aber nicht ungeſtüm.

Terrenos, ein Wind.

In Oſtindien hat die Küſte Coromandel gewiſſe Winde, welche zwar bey den Portugieſen Terrenos heißen, weil ſie vom Lande herkommen, gleichwohl aber von den bisher beſchriebenen gänzlich unterſchieden ſind. Denn die rechten Landwinde blaſen mit Inbegriffe des Abends und Morgens, nur bey der Nacht; dieſe hingegen blaſen drey bis viere, ja wohl acht bis zehn Tage in einem Stücke fort. Jene ſind ſehr kalt, dieſe hingegen die heißeſten unter allen Winden. Sie kommen aus Weſten, blaſen auch nur im May, Brach- und Heumonate, als der ordentlichen Zeit des Weſtmuſſons, obgleich der wahre Muſſon dieſer Küſte ſodann ſüdweſtlich iſt. Sobald der vorhinerwähnte Wind ſich merken läßt, gehen die Europäer nicht aus dem Hauſe, und verſperren über dieſes Thüren und Fenſter. Dem ungeachtet verſpühren ſie bey dieſer Veränderung der Luft, auch eine Veränderung an ihrer Geſundheit. Was die Indianer betrifft, ſo ſchwitzen ſie bey dieſer großen Hitze nicht einmal, indem ſie eine ungemein harte Haut, abſonderlich im Geſichte und an den Händen, haben; es ſchaden ihnen auch dieſe Winde ſelten etwas. Nurerwähnte Winde ſind auch auf der malabariſchen Küſte zu ſpühren, obgleich zu einer andern Jahreszeit, nämlich im Chriſtmonate, Jenner und Hornung, wenn der Oſt- oder Nordoſtmuſſon regieret. Denn der Oſtwind, als der wahre Muſſon dieſer Jahreszeit, kömmt ſodann über Land

Naturgeſchichte von Oſtindien.

auf dieſe Küſte, weil ſie an der Abendſeite des großen indianiſchen Vorgebirges liegt, gleichwie die Küſte Coromandel auf der Oſtſeite deſſelbigen.

Deſſen Wirkung am perſiſchen Meerbuſen.

Der perſiſche Meerbuſen wird von beſagtem Winde nicht weniger beläſtiget, nur mit dem Unterſchiede, daß er während den Weſtmuſſons, nämlich im Brach- Heu- und Auguſtmonate dahin kömmt, und noch weit heißer, als anderswo iſt. Alle europäiſche Kaufleute machen ſich ſodann aus den daſigen Häfen weg, und gehen nach Iſpahan. Wer ſeiner Geſchäffte wegen unmöglich abreiſen kann, der ſitzt den ganzen Tag in einer Wanne voll Waſſer, damit ihm die böſe Luft nicht ſchaden möge.

Harmatan.

Einige in gegenwärtiger Sammlung befindliche Reiſebeſchreibungen erwähnen der **Harmatanen**, der **Typhonen** und des **Elephantens**: wir haben aber ihre Erklärung an den gegenwärtigen Ort verſparet. Der **Harmatan** iſt der guineiſchen Küſte ganz allein eigen, und fängt zwiſchen Ausgange des Chriſtmonates, und Anfange des Jenners zu blaſen an, ohne daß er jemals zeitiger oder ſpäter käme. Er dauert nur zween bis drey Tage, ſelten fünfe. Er iſt ganz unglaublich ſcharf und ſchneidend, und zieht er die Bretterfugen an den Häuſern, imgleichen die Verdecke und die Seitenwände eines Schiffes, ſo weit ſie über das Waſſer heraus ſtehen, dermaßen aus einander, daß man mit einer Hand zwiſchen ſie hineinfahren kann. Sie bleiben auch ſo lange, als er ſeine Stärke behält, alſo klaffend, nachgehends aber giebt ſich alles wieder zuſammen, wie es zuvor geweſen war. So lange dieſer ſchädliche Wind tobet, müſſen die Landeseinwohner eben ſo wohl, als die Ausländer ihre Wohnungen wohl verſchloſſen halten, und zu Hauſe bleiben. Gleiche Sorge tragen ſie auch für ihr Vieh, indem es keiner geringern Gefahr unterworfen iſt, als ſeine Herren. Einige Reiſende machten einen Verſuch, und befanden aus der Erfahrung für wahr, daß die Ziegen nicht im Stande ſind, die Heftigkeit des Harmatans über vier bis fünf Stunden auszuſtehen, ſondern innerhalb dieſer Zeit umfallen. Ein Menſch, dem die benöthigte Bequemlichkeit fehlet, oder der ſich den Leib nicht mit irgend einem gelinden Oele ſalbet, kann nicht recht zum Athem kommen, und muß von der ungeſtümen, oder ſchädlichen Luft beynahe erſticken. Es bläſt dieſer Wind allezeit zwiſchen Oſt und Nordoſt, niemals aber näher an Norden. Er iſt beſtändig friſch und von gleicher Stärke, ohne Blitzen, Donner noch Regenwetter. Dem ungeachtet hat man, ſo lange er währet, keinen Sonnenſchein, ſondern der Himmel iſt ſehr trübe. Sobald er aufhöret, fängt der ordentliche Wind, welcher auf dieſer Küſte allemal Weſtſüdweſt iſt, wieder an zu blaſen, und das Wetter wird hell und ſchön, wie zuvor.

Diejenigen Winde, welche zwiſchen den beyden Wendekreiſen die Stürme erregen, beleget man, um ſie von den gemeinen Winden zu unterſcheiden, mit einem beſondern Namen. Zwar ſind in dieſem Striche die Stürme nicht ſo häufig, als in den näher am Pole gelegenen: unterdeſſen verſieht man ſich ihrer doch, wenn die ihnen eigene Zeit erſcheint.

Zuwei-

---

n) Ein berühmter Reiſebeſchreiber giebt folgende Abbildung von dem Typhon. Die Typhonen ſaget er, ſind eine Gattung ungeſtümer Wirbelwinde, welche im Heu- Auguſt- und Herbſtmonate an mancher Küſte regieren. Gemeiniglich erheben ſie ſich, wenn der Mond neu oder voll wird. Faſt allemal geht ein ſchönes helles klares heiteres Wetter vorher, das ſanfte und gemäßigte, aber von dem zu ſelbiger Jahreszeit gewöhnlichen abweichende Winde zur Geſellſchaft hat. Wenn der Wirbelwind anfangen will: ſo erſcheint in Nordoſt ein großes Gewölke; unten am Geſichtskreiſe iſt es ſchwarz, weiter oben dunkelroth, oben darüber hellroth und glänzend, an den Enden aber fahl und ſo weiß, daß ſie die Augen blendet. Es iſt ein recht gräßlicher Anblick um eine ſolche Wolke.

Sie

Zuweilen gehen ganze Jahre ohne den geringſten Sturm dahin, in manchem Jahre ſind ſie nicht ſo gar ungeſtüm, als ſie ſonſt wohl zu ſeyn pflegen. Toben ſie mit alleräußerſter Gewalt, ſo legen ſie ſich deſto geſchwinder.

Typhon.

Der Wind, welcher im chineſiſchen Meere **Typhon** heißt, iſt von dem in Weſtindien alſo genannten **Ouragan** wenig unterſchieden. Sie haben alle beyde einerley Vorbothen und Merkmaale, nämlich ein Gewölke von mancherley Farben, das fürchterlich anzuſehen iſt, ferner einen höchſt ungeſtümen Nordoſt, mit einem heftigen Regenguſſe, worauf eine Windſtille, und ſodann ein entſetzlicher Südweſt folget. Sowohl der **Typhon**, als der **Ouragan** halten einerley Jahreszeit, nämlich den Heu- Auguſt- und Herbſtmonat, und erheben ſich faſt allemal um den Neu- oder Vollmond. Gleichfalls bemerket man, daß die Gegenden, wo dieſe beyden Lufterſcheinungen zu Hauſe ſind, der Linie im Norden, obgleich nicht ganz genau unter einerley Breite liegen *n*).

Elephant.

Das allerſchlimmſte Wetter in den oſtindianiſchen Meeren fällt in den Heu- und Auguſtmonat. Sodann bläſt der ordentliche Weſtmuſſon beynahe ohne Unterlaß, und der Himmel iſt beſtändig mit einem düſtern Gewölke überzogen, woraus heftige Regengüſſe und ungeſtüme Winde losbrechen. Den Beſchluß dieſes Muſſons machet ein entſetzlicher Sturm, dem die Portugieſen die Benennung **Elephanta** beygeleget haben. Sobald dieſer vorbey iſt, geht man, ohne für dieſe Jahreszeit weiter den geringſten Sturm zu befürchten, in die See. Beſagter Sturmwind bläſt ſchnurgerade gegen die Küſte, und verſtopfet folglich die Häfen. Er raſet an der Küſte Coromandel, Malabar, und im bengaliſchen Meerbuſen zu eben der Zeit des Jahres, wenn die Typhonen ihre Gewalt an der Küſte von China, Tunkin, Cochinchina und Cambaya erzeigen.

Tornados.

Manche Meere, abſonderlich in der Nachbarſchaft der Linie, ſind zwar den Tornados unterworfen, doch nicht ſo ſtark, als das atlantiſche, wiewohl auch dieſes in einer großen Entfernung vom Lande nicht ſo ſtark davon angefochten wird, als in einer geringern. Ueberhaupt iſt, wie es ſcheint, dieſer Wind auf der See ſeltener, als auf dem Lande. Schiffet man in dem heißen Erdſtriche nahe genug an der Küſte hin: ſo ſieht man gar oft, daß es auf dem Lande regnet, und der Himmel ſich mit Wolken überzieht, wenn auf der See das ſchönſte Wetter iſt. Ungeachtet ſodann der Wind vom Lande kömmt, und das Gewölke im Anzuge gegen die See begriffen zu ſeyn ſcheint: ſo kehret es doch meiſtentheils wieder an die Küſte zurück, nicht anders, als ob es durch irgend eine verborgene Kraft angezogen würde. Rücket es ja bis in die See: ſo verzieht es ſich doch wieder. Daher bekümmern ſich die Matroſen, wenn ſie in einiger Entfernung an der Küſte vorbey ſchiffen, wenig um einen im Anzuge begriffenen Tornado, ſondern ſagen, das Land wird ihn ſchon verſchlingen. Zwar erreichen die Tornados die See zuweilen: allein, ſie nehmen ihren Urſprung ſehr ſelten auf dieſem Elemente, ſondern ſie bilden ſich gleich

---

Sie läßt ſich zuweilen zwölf Stunden lang ſehen, ehe der Wirbelwind ausbricht. Sobald ſie mit großer Geſchwindigkeit fortzuſchießen anfängt: ſo darf man ſicher glauben, der Wind werde bald folgen. Er erhebt ſich mit großem Ungeſtüme, und bläſt etwa zwölf Stunden lang mit entſetzlichem Toben aus Nordoſt. Zugleich blitzet es heftig und oft, unter den fürchterlichſten Donnerſchlägen und äußerſt ſtarken Regengüſſen. Sobald der Wind ſich leget: ſo höret auch der Regen auf einmal auf, und es entſteht ein Paar Stunden lang eine gänzliche Stille. Allein, nachgehends läuft der Wind ungefähr in Südweſten um, und tobet mit eben ſolcher Heftigkeit, auch eben ſo lange, als er zuvor aus Nordoſt gethan hatte. Dampier III Th. a. d. 39 S.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

gleich an der Erde. Gar öfters ſteigt von einem Berge ein Wölkchen auf, und wird ſo ungeheuer groß, daß ein zwey bis dreytägiger Regen heraus fällt. Erſcheinen dieſe Wölkchen bey der Nacht: ſo jagen ſie den Seefahrern großes Schrecken ein. In dieſen Gegenden pflegt man oben auf dem Verdecke zu ſchlafen, zu welchem Ende man Matten hinbreitet, und hat jedweder Matroſe die ſeinige, nebſt einem Kopfküſſen, und einer rauhen Decke. Werden ſie nun in dieſem Zuſtande von einem Tornado überfallen: ſo haben ſie nicht nur den Verdruß, in einem Augenblicke durch und durch naß zu werden, ſondern ſie wiſſen auch aus der beſtändigen Erfahrung, daß ſie eine etlichſtündige Angſt und Arbeit ausſtehen müſſen; dahingegen bey Tage der ganze Handel in einer Stunde geſchehen iſt. Dem ungeachtet bleibt es doch allemal etwas wunderbares, wie ein kleines Wölkchen ſo viel Regen geben könne? Hat man die Küſte im Geſichte: ſo ſcheint das Gewölke auf dem Lande ſehr dick zu ſeyn. Man ſieht, wie es blitzet; es donnert zugleich, und regnet gewaltig. Hingegen auf der andern Seite des Schiffes, das iſt weiter in die See hinein, regnet es nicht ſo ſtark, als auf dem Schiffe ſelbſt, und der Himmel iſt heiter.

Wie ſie entſtehen.

Der III Abſchnitt.

Fluth und Ströme.

Vergleichung derſelben mit den Winden. Allgemeine Grundſätze davon. Unordentliche in Oſtindien. Außerordentliche in Neuholland; an der Straße von Malacca; im Buſen St. Michael; im Südmeere. Ob das Südmeer mit dem Nordmeere zuſammen hange. Dampiers Erfahrungen und Wahrnehmungen. Die Fluth ſteigt bey weit vom Lande entfernten Inſeln nicht ſo hoch. Unterſchied zwiſchen den Strömen und der Fluth. Die ordentlichen Winde regieren die Ströme. Ströme in Oſtindien; an der africaniſchen Küſte. Indianiſche Küſte nordlich über der Linie. Ströme im Südmeere.

Vergleichung derſelben mit den Winden.

Unter dem Worte Fluth verſtehen wir Fluth und Ebbe zugleich, ſowohl an der Küſte, als außerhalb derſelbigen. Denn es ſcheint dieſe Begebenheit eine allgemeine Eigenſchaft des Weltmeeres zu ſeyn, ungeachtet ſie weder, was die Zeit, noch was die Höhe des Waſſers betrifft, an allen Küſten einerley Ordnung zu beobachten pflegt. Durch die Ströme verſteht man eine andere Bewegung des Meeres, welche nicht nur an der Dauer, ſondern auch an der Richtung von der Fluth unterſchieden iſt.

Die Ebbe und Fluth hat mit dem Land- und Seewinde darinnen eine Aehnlichkeit, daß ſie ſich niemals von der Küſte entfernet, obgleich eigentlich das Meer alle Tage, das iſt alle vier und zwanzig Stunden zweymal ebbet und fluthet. Zwar iſt dieſer Unterſchied dabey, daß der Seewind nur bey Tage auf der Küſte bläſt, der Landwind aber bloß bey Nacht gegen die See wehet: unterdeſſen ſind ſie doch in ihrer Bewegung eben ſo ordentlich, als Ebbe und Fluth, entfernen ſich auch eben ſo wenig, als dieſe, von der Küſte.

Die Ströme haben ihres Ortes eine große Aehnlichkeit mit den ordentlichen Küſtenwinden. Sowohl dieſe, als jene, werden in einer ziemlich großen Entfernung vom Lande verſpühret, und allem Anſehen zu Folge, haben die ordentlichen Küſtenwinde einen ſtarken Einfluß in die Ströme.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Es gehöret mit unter die allererſten Anfangsgründe der Schiffahrt, daß man die Zeit, wenn Ebbe und Fluth am größeſten iſt, wiſſe. Es iſt auch dieſe Wiſſenſchaft für die europäiſchen Meere, welche weit ordentlicher, als kein anderes ebben und fluthen, in der That unumgänglich nöthig. Allein, voritzt bleiben wir bey dem oſtindiſchen Meere, bey der Südſee, und bey andern Waſſergegenden, welche in den bisher erzählten Reiſen vorgekommen ſind.

Allgemeine Grundſätze.

Insgemein nimmt man wahr, daß die größten Mündungen der Flüſſe am ſtärkeſten fluthen, und daß hingegen an einer Küſte, die wenig Flüſſe oder Seen hat, Ebbe und Fluth ſchwächer und unmerklicher ſey. Auch lehret die Erfahrung, daß die Fluth in eine weite Mündung zwar mit größerer Gewalt eindringe, als in eine enge, darinnen aber nicht ſo hoch ſteige, als in dieſer. Nebſt dem iſt ſie an ſolchen Inſeln, welche ſehr weit vom feſten Lande liegen, niemals weder ſo ſtark, noch ſo hoch, als an ſolchen, die nahe dabey liegen, oder auch an dem feſten Lande ſelbſt.

Unordentliche Fluth in Oſtindien.

In den meiſten Gegenden von Weſtindien ſteigt die Fluth nicht viel höher, als in dem Canale zwiſchen England und Frankreich. In Oſtindien ſteigt ſie nicht ſonderlich; ſie erfolget auch nicht ſo ordentlich, als in Europa. Am aller unordentlichſten geſchieht ſie bey Tunkin, um den zwanzigſten Grad Norderbreite, und bey Neuholland, um den ſiebenzehnten Grad Süderbreite. Denn da merket man die niedrigen Fluthen kaum. Die tunkiniſche hat **Davenport** beſchrieben, und ſein Aufſatz iſt den philoſophical Transactions der engliſchen Societät einverleibet worden. Bey Neuholland ebbet und fluthet die See etwa fünf Faden; die Fluth gegen Oſtnordoſt, die Ebbe gegen Weſtſüdweſt.

Außerordentliche in Neuholland.

Dampier erzählet, es ſey die zween Monate über, die er auf beſagter Küſte zubrachte, die größte Fluth allezeit erſt drey Tage nach dem Neu- und Vollmonde eingefallen. Es kam ihm dieſes um ſo viel fremder vor, weil er nicht die geringſte Veränderung des Wetters bemerken konnte. Als das Schiff kalfatert worden war: ſo hoffeten diejenigen, welche die ſonderbare Beſchaffenheit der daſigen Fluth nicht bemerket hatten, ſie würden es mit der dritten Fluth nach dem Neumonde flott machen können: ſie verwunderten ſich aber gewaltig, als es weder mit der dritten, noch mit der folgenden flott werden wollte, und die meiſten waren der Meynung, es ſey kein anderes Mittel übrig, als einen Graben im Sande zu machen. Endlich legete ſich die Angſt, als die ſechſte Fluth ſo hoch ſtieg, daß ſie das Schiff heben konnte, und da die folgende noch höher ſtieg: ſo wurden ſie vollkommen überzeugt, es ſey die Fluth an dieſer Küſte nichts weniger, als ordentlich. Gleichwohl giebt es, nach Dampiers Verſicherung, weder Flüſſe noch Seen da, welche an dieſen ungewöhnlichen Fluthen, oder auch an der gewaltigen Höhe deſſelbigen Urſache ſeyn könnten. Er ſeines Ortes glaubet, es rühre beydes daher, weil das Land zwiſchen Neuholland und Neuguinea gewaltig tief ausgeſchnitten ſey. Nebſtdem kann es auch wohl wahr ſeyn, was einige Seefahrer dafür halten, nämlich, daß zwiſchen beſagten beyden Ländern eine Durchfahrt, oder doch wenigſtens eine große und tiefe Bay vorhanden ſey. Es wird dieſe Meynung ſehr wahrſcheinlich, wenn man erwägt, daß in dieſem ganzen Meere zwiſchen Neuholland und den Nordinſeln, die Fluth auf der Oſtſeite außerordentlich hoch ſteige. Man merket ſolches bey der Annäherung an Neuholland auf das deutlichſte, und es iſt aus dieſem Umſtande allerdings zu ſchließen, es müſſe ein größeres Waſſerbehältniß, als ein bloßer Fluß, oder eine See in dieſer Gegend vorhanden ſeyn. Noch wird die Wahrſcheinlichkeit von dem Daſeyn einer Durchfahrt, oder doch wenigſtens einer tiefen Bay, dadurch beſtärket,

Naturgeſchichte von Oſtindien.

weil die Fluth an dem feſten Lande hinſtreicht, nicht aber zwiſchen die nordlichen Inſeln aufſteigt; da nun über dieſes das nordlichſte Vorgebirge von Neuholland beynahe bis an die Linie ſich erſtrecket, und die Fluth an dieſer Seite aufhält, ſo muß ſie nothwendiger Weiſe einen anderen Durchgang haben.

An der Straße von Malacca.

In der malakiſchen Straße läuft die Fluth gegen Oſten, und die Ebbe nach Weſten. Beyde ſteigen, wenn ſie am allerſtärkeſten ſind, etwa bis auf ſechs Schuhe; an der africaniſchen Oſtküſte, zwiſchen dem Vorgebirge der guten Hoffnung und dem rothen Meere, iſt der Lauf der Fluth ordentlich; es fluthet gegen Süden, und ebbet gegen Norden. An den großen Flüſſen beſagter Küſte, abſonderlich am Natallande auf dreyßig Grad Süderbreite, ſteigt Ebbe und Fluth zum allerhöchſten auf ſechs Fuß.

Im Buſen St. Michael im Südmeere.

In gewiſſen Gegenden hat zwar Ebbe und Fluth bey den Mündungen der Flüſſe eben die Schnelligkeit als anderswo: ſie ſteigt aber dem ungeachtet weit höher. Dieſes geſchieht unter anderen in der St. Michaelsbay und in dem Fluſſe Guajaquil. Die Michaelsbay hat verſchiedene große Flüſſe, die ſich alle mit einander in einen Binnenſee oder etwas ihm ziemlich ähnliches ergießen. Es iſt dieſe See zwo bis drey Meilen breit und wird durch kleine niedrige Inſeln von dem Meere abgeſondert Die Fluth dringt durch die zwiſchen den Inſelchen befindlichen Canäle in den See, und ſo weiter in die Flüſſe; auf eben dieſe Weiſe geſchieht auch die Ebbe; und zuweilen werden die Inſelchen bis an die Gipfel der Bäume überſchwemmet. Die Flüſſe, die ſich in die See ergießen, ſind ziemlich ſchmahl, ihre Ufer ſteil, und nicht viel höher, als das höchſte Waſſer. Indem nun dieſe Flüſſe nebſt der See die einzigen Behältniſſe der Fluth ſind: ſo iſt es kein Wunder, daß ſie auf achtzehn bis zwanzig Schuhe ſteigt und fällt. Mit dem Guajaquilſtrome iſt es beynahe eben alſo beſchaffen, ausgenommen daß die Lachen breiter ſind. Die Fluth ſteigt und fällt hier bis auf ſechzehn Schuhe. Zwar giebt es an eben dieſer Küſte noch mehr große Flüſſe, wo die Fluth weder mehr noch weniger Geſchwindigkeit zu haben ſcheint; unterdeſſen iſt ihr Steigen und Fallen bey keinem einzigen ſo beträchlich, als bey dieſem.

Ob das Südmeer mit dem Nordmeere zuſammen hänge.

Es iſt bereits angemerket worden, es habe die Größe der Fluth in der Michaelsbay einige auf die Gedanken gebracht, als ob das Süd- und Nordmeer unter der Erde zuſammen flöſſen, und der dariſche ſchmahle Landſtrich gleichſam eine Brücke vorſtelle, unter welcher das Meer wie etwa unter der Londoner Brücke ab- und zulaufe. Noch wollen einige dieſe Meynung dadurch beſtätigen, weil man auf beſagtem Landſtriche ohne Unterlaß ein gewaltiges Geräuſch vernehme, welches von dem unterirrdiſchen Durchſtrömen des Meerwaſſers herrühren ſolle. Ferner, weil in der Panamabay die Schiffe erſtaunlich herum geſchleudert, ja, zuweilen mit ſolcher Gewalt an die Inſeln geworfen werden, daß ſie daran ſcheitern, imgleichen weil ſie zuweilen eben alſo angezogen werden, als ob ein unterirrdiſcher Schlund vorhanden wäre, der ſie unter der Erde in die Nordſee führen wolle. Endlich ſo ſollen, wie man vorgiebt, währender Springfluth nicht nur alle Inſeln in der Bay, ſondern auch ein großer Bezirk des feſten Landes bis an die Gipfel der Bäume überſchwemmet werden. Allein, **Dampier** verwirft dieſe ganze Erzählung.

Dampiers Erfahrungen und Wahrnehmungen.

„Es iſt doch zu verwundern, ſaget er, daß weder ich, noch meine Gefährten von „allem dieſen das geringſte wahrnahmen. Ich für meine Perſon bin zweymal über dieſe „Landenge gereiſt, und das zweytemal drey und zwanzig Tage darauf geblieben, ohne das „allergeringſte unterirrdiſche Getöſe zu vernehmen. Auch bin ich beynahe drey ganze Jah-

„re in dem Südmeere herum geſchiffet, und in dieſer Zeit drey Monate lang in der Pana-
„mabay geweſen, ja, unſer Volk blieb nach meiner Abreiſe noch länger da. Gleichwohl
„merkete keiner von uns die geringſte Spur von einem Abgrunde, wohl aber, daß es in
„dieſer Bay ſo gemächlich zu ſchiffen war, als in keinem anderen Meere. Auch habe ich
„weder von den Indianern noch Spaniern, die ich ſprach, jemals dergleichen etwas ver-
„nommen. Zwar weis ich wohl, daß Gage, ein engländiſcher Reiſebeſchreiber, dieſe Din-
„ge für wahr annimmt: man kann ihm aber den billigen Vorwurf einer allzugroßen Leicht-
„gläubigkeit machen; oder wenn man aus dieſer Beſchreibung, welche ſehr unvollkommen
„iſt, und ſchlecht zuſammen hängt, auf ſeine Geſundheit ſchließen will: ſo muß man glau-
„ben, er habe ſich auf dieſer Reiſe nicht zum beſten befunden. Was die Fluth betrifft, die
„man in dieſem ganzen Meere als ungeheuer beſchreibt: ſo thut man der Sache weit zu
„viel, und wüßte ich nicht, daß die Ebbe und Fluth an irgend einem Orte, nur die Mi-
„chaelsbay ausgenommen, die kleinen Inſeln überſchwemmete, und ſonſt nichts als die
„Baumgipfel aus dem Waſſer hervorragen ließe. Es ſind aber dieſe Inſeln ungemein
„niedrig, haben auch in Vergleichung mit den Inſeln der Panamabay, nur lauter niedri-
„ge Bäume, und würde die Stadt gleiches Namens bald unter Waſſer ſtehen, wenn die
„daſigen Inſeln überſchwemmet werden könnten. Es wiederfährt dieſes nicht einmal den
„Perlinſeln, welche doch flach und niedrig ſind. Die allerhöchſte Fluth ſteigt daſelbſt nicht
„über zehn bis zwölf Schuhe, auch ſo gar in der ſüdlichen Gegend nicht, welche der Mi-
„chaelsbay gerade gegen über, und nur etwa vierzehn Meilen davon liegt. Doch ſteigt
„in dieſer Gegend die Fluth um zween bis drey Schuhe höher, als bey Panama, oder in
„jedwedem anderen Orte der Bay.„

Die Fluth ſteigt bey weit vom Lande entferneten Inſeln nicht ſo hoch.

Wir haben erwähnet, die Fluth ſteige bey ſolchen Inſeln, die weit vom feſten Lande liegen, nicht ſo hoch, als an nahgelegenen. An den Gallopagosinſeln, welche beynahe hundert Meilen vom feſten Lande entfernet ſind, ſteigt die Fluth nur etwa zween bis drey Schuhe hoch, weniger oder mehr, nachdem die Küſte mehr oder weniger Bayen oder Flüſſe hat. Bey Guaham, einer von den marianiſchen Inſeln, ſteigt die Fluth nur zween, oder aufs höchſte, drey Schuhe. In der Panamabay iſt ſie ordentlicher, als an keinem anderen Orte der Küſte von Peru und Mexico; ſie ſteigt nach Oſten, und fällt gegen Weſten, beydes, gleichwie an dieſer ganzen Küſte, bis auf etwa fünf Schuhe.

Zu Rialejo beträgt ſie acht bis zehn Schuhe, imgleichen auch bey Amapalla, da ſie gegen Oſten ſteigt, und gegen Weſten fällt. In der Dolcebay, und im Necogafluſſe, ſteigt ſie auf zehn bis zwölf. An der peruvianiſchen Küſte ſteigt ſie nicht ſo hoch, abſonderlich zwiſchen dem Franciſcusvorgebirge, und dem Fluſſe Guajaquil, da ſie gegen Süden an, und gegen Norden abläuft. An der Inſel Plata, beträgt ſie drey bis vier Schuhe; hingegen zwiſchen dem weißen Vorgebirge, das unter dem dritten Grade liegt, und zwiſchen dem dreyßigſten Grade Süderbreite beträgt ſie nur anderthalb bis zween Schuhe. Sie ſteigt an dieſer ganzen Küſte gegen Süden, und fällt gegen Norden.

Unterſchied zwiſchen den Strömen und der Fluth.

Nun wollen wir uns zur Beſchreibung der Ströme wenden. Dieſe ſind von der Ebbe und Fluth auf verſchiedene Weiſe unterſchieden. In beyden letztern läuft das Waſſer alle vier und zwanzig Stunden zweymal an und ab. Die Ströme hingegen laufen einen Tag, eine Woche oder zuweilen noch länger gegen dieſe Seite, und wenden ſich nachgehends auf die andere. An einigen Orten laufen ſie ganzer ſechs Monate nach dieſer, und die übrigen ſechſe nach jener Seite. Zuweilen nehmen ſie nur um den vollen Mond ein

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Paar Tage lang ihren Lauf nach einer gewiſſen Seite, kehren hernach mit großer Gewalt zurück, und nehmen ihren vorigen Lauf wieder an. Ueberhaupt zu reden, merket man die Gewalt der Ebbe und Fluth nur an der Küſte, dahingegen die Ströme von der Küſte entfernet ſind. Man ſpüret die Wirkung der Ströme nicht ſo, wie die Wirkung der Fluth, an dem Zu- und Abnehmen des Waſſers, weil die Fluth gegen das Land treibt.

Die ordentlichen Winde regieren die Ströme.

Es iſt eine jedwedem Seemanne bekannte Sache, daß der Strom überall, wo die ordentlichen Winde herrſchen, ſich nach dem Winde richte, und nach eben derſelbigen Seite laufe, als er. Aber ſeine Gewalt iſt nicht allenthalben gleich groß, noch ſeine Bewegung auf der hohen See eben ſo merklich, als an der Küſte, abſonderlich bey ſolchen Vorgebirgen, die ſich ſehr weit in die See hinein erſtrecken. An einer Inſel ſind die Ströme gleichfalls mehr oder weniger zu ſpüren, nachdem ſelbige von dem ordentlichen Winde mehr oder weniger getroffen wird. Uebrigens bleibt es eine ausgemachte Sache, daß die Ströme zu gewiſſer Zeit im Jahre ihren Lauf ändern. Zuweilen erhebt zwar ein ungeſtümer Wind die Wellen, und führet ſie hin, wo er will, es behält aber der Strom unter der Oberfläche dennoch ſeinen vorigen Lauf, und hat folglich nicht ſelten unter Waſſer eine ganz verkehrte Richtung. Kurz, es iſt gar nichts neues, daß zu eben derſelbigen Zeit, und an eben demſelbigen Orte, zween Ströme mit gerade umgekehrten Richtungen über einander weglaufen.

Ströme in Oſtindien.

In Oſtindien laufen die Ströme ein halbes Jahr lang von Oſten nach Weſten, und im anderen halben Jahre von Weſten nach Oſten. In Guinea verändern ſie ſich eben ſo wie in Oſtindien nur um den vollen Mond, wiewohl ſolches nur von dem Theile des Meeres, der an die Küſte ſtößt, zu verſtehen iſt. Giebt es ja auf der hohen See Ströme, welche dieſe Regeln nicht beobachten, ſo iſt es doch um eine ſolche Ausnahme etwas ſeltenes, und wir laſſen es bey einer bloßen Anzeige bewenden, ohne nach der Urſache zu forſchen o).

Ströme an der africaniſchen Küſte.

An der guineiſchen Küſte läuft der Strom, ausgenommen zur Zeit, oder um die Zeit des vollen Mondes, nach Oſten. Hingegen auf der mittägigen Seite der Küſte von Loango bis an den fünf und zwanzigſten oder dreyßigſten Grad, läuft er, mit Ausnahme der nurerwähnten Zeit, mit dem Winde von Süden nach Norden.

An der Oſtſeite des Vorgebirges der guten Hoffnung läuft er vom Maye bis in den Weinmonat, und von dreyßig bis vier und zwanzig Graden ſüdlicher Breite gegen Oſtnordoſt, und der Wind iſt ſodann Weſtſüdweſt, oder Südweſt. Hingegen vom Weinmonate bis in den May, wenn der Wind zwiſchen Oſtnordoſt, und Oſtſüdoſt bläſt, läuft der Strom nach Weſten. Doch verſteht ſich dieſes nur von fünf bis ſechs bis auf etwa funfzig Meilen weit vom Lande; denn näher an der Küſte hat man bloß die Fluth, ohne Ströme, und über funfzig Meilen vom Lande hinaus höret der Strom entweder gänzlich auf oder wird unmerklich.

Indianiſche Küſte nordlich über der Linie.

An der indianiſchen Küſte, ſo weit ſolche nordlich über der Linie liegt, folget der Strom dem Muſſone; nur wechſelt er nicht völlig zu einerley Zeit mit ihm, ſondern es beträgt der Unterſchied zuweilen drey und mehr Wochen. Nachgehends wechſelt er nicht wieder, bis ſich der folgende Muſſon eingerichtet hat. Zum Beyſpiele, der Weſtmuſſon beginnt in der Mitte des Aprils: allein, der Strom wechſelt erſt mit Anfange des Mäyes; gleichfalls

---

o) Nachricht von dergleichen beſonderen Strömen giebt jedwede in gegenwärtiger Sammlung befindliche Reiſebeſchreibung.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

falls beginnt der Oſtmuſſon um die Mitte des Herbſtmonates: allein, der Strom wechſelt erſt im Weinmonate.

Ströme im Südmeere.

Bey den Gallopagoseylanden im Südmeere findet man einen ſehr unbequemen, wiewohl nur mittelmäßig ſtarken Strom. Die Reiſenden, welche Klage darüber führen, ſind der gänzlichen Meynung, es müßten weiter hin, wo die Südwinde regieren, die Ströme reißender ſeyn.

Die berufenſten Ströme in dieſem Meere ſind die bey den Vorgebirgen, Franciſcus, Paſſao, Lorenz, und dem Weißen. Dieſes letztere hat ungemein heftige, welche gegen Nordweſt laufen, und der Schiffahrt deſto hinderlicher fallen, weil der Wind daſelbſt mehrentheils mit großer Gewalt bläſt; und man öfters genöthiget iſt, gegen den Strom zu ſegeln. Die Ströme an der mexicaniſchen Küſte ſind den Seefahrern aus der Urſache ziemlich unbekannt, weil man gemeiniglich nur innerhalb des Fluthbezirkes verbleibt. An der Küſte von Guatimala, zwiſchen zwölf Grad funfzig Minuten und dreyzehn Grad, traf Dampier einen Strom an, der gegen Südweſten lief, und ſeines Erachtens dem Winde folgete, weil nämlich es ein allgemeiner Grundſatz iſt, daß nahe an der Küſte alle Ströme ſich nach dem ordentlichen Winde der Küſte richten.

Die bisher beygebrachten Erfahrungen geſchickter Seefahrer erſchöpfen freylich die mögliche größte Erkenntniß in dieſer Materie noch lange nicht. Unterdeſſen wird doch die Mühe, ſie zu ſammeln, nicht gänzlich vergebens angewendet ſeyn, ſondern dem geneigten Leſer viele in dem gegenwärtigen Werke hin und wieder vorkommende Stellen von einem ähnlichen Inhalte deutlich machen.

Der IV Abſchnitt.

Bäume, Gewächſe, Früchte, und andere natürliche Reichthümer.

Aavora. Abhal. Achia. Adhatoda. Agathy. Agucla. Ahate de Pauncho Recchi. Ahegaſt. Alafreira. Aloe. Alpam. Ambalam. Ambare. Ambela. Ambon. Amſaleira. Ananauſeira. Anavinga. Angolam. Angſana. Anis. Anoneira. Areka. Asjogam. Aſutinat. Ateira. Badukka. Bahet Schulli. Bambu. Bandura. Baxana. Belutta. Benzoe. Bethel. Bilimbeira. Bilimbl. Brindeira. Cajan. Cajuyera. Calaba. Calamba. Aromatiſch Rohr. Caleſiam. Campher. Caniram. Cara Schulli. Caramboleira. Carambeira. Cardamome. Carln Curini. Carrapuli. Caſſummuniar. Champakan. Charameis. Zimmtbaum. Coapoiba. Cogada Pala. Codl Avanam. Indianiſch Herz. Congnare, Baumwollenbaum. Cowalam. Cuciombl. Cudu Parlti. Cumana. Curcutu Pala. Durion. Datura. Fagara. Figueira. Indianiſcher Feigenbaum. Galanga. Ingwer. Theerbaum. Hermia. Jacaranda, oder Manipoy. Jambo. Jamboleira. Jamboyera. Jangomeyra. Jaqueira. Ikara Muli. Indigo. Kaka Mulon. Kaſiava Maram. Katu Conna. Kedangu. Libby. Makarekau. Mangoſtan. Manguera. Marotti. Mangoreira. Molucane. Moringa. Mullava. Nagam. Nandl Ervatam. Negundo. Nilica Maram. Nir Notsjil. Oepata. Oloturion. Pocatsjetti. Pagna.Pala. Palmera de Tranfolin. Panoma. Papeira. Papo. Pereyra. Fichte. Plantan. Pfeffer. Ponc. Ponga. Pongelion. Purpur. Pucho oder Coſtus Indicus. Pumplenoſe. Puna. Quil oder Schlangenholz. Rima. Reiß. Saamuna. Sabdariffa. Sagumanda. Sandal. Seifenbaum. Schagri Cottam. Schettl. Schulli. Simbol. Siuanna. Tagera. Taliirkara. Tamarinden. Tani. Tapia. Taranja. Tenga. Theca. St. Thomas. Trauerbaum. Valli. Venen. Vettagadu. Vez Cabuli. Zerumbet. Camchain. Zimmet. Chiampim. Ignama. Muſcatennuß. Omlan. Quegadam Cheroſa.

Da wir der beſonderen Beſchreibung eines jedweden Landes allemal ein Verzeichniß der ihnen eigenen natürlichen Schätze angehängt haben: ſo ſind uns voritzt keine andere mehr zu nennen oder zu beſchreiben übrig, als welche dem allergrößten Theile von ganz Oſtindien gemein ſind. Wir haben für nöthig erachtet, dieſes vorläufig noch einmal zu erinnern, und werden uns übrigens der alphabetiſchen Ordnung bedienen.

Der Aavora. **Aavora** iſt der Name ſowohl eines Baumes, als ſeiner Frucht, welche letztere die Größe eines Hühnereyes hat, und mit vielen anderen ihres gleichen nach Art eines Buſches in einer großen Hülſe liegt. Inwendig im Fleiſche iſt ein ſehr harter, knochenähnlicher Kern, in der Größe eines Pfirſingkernes, der an den Seiten drey Löcher, und noch zwey kleinere neben einander hat. Dieſer Kern ſchließt eine ſchöne Mandel in ſich, welche eine zuſammen ziehende Kraft beſitzt, und deswegen, weil ſie den Durchlauf ſtillet, ſehr berühmt iſt.

Abhal. Der **Abhal** iſt eine Cypreſſengattung. Die Frucht trägt einerley Namen mit ihm, hat die Größe einer gewöhnlichen Cypreſſenfrucht, aber eine fuchsrothe Farbe. Man hält ſie für ein ſtarkes abtreibendes Mittel, welches abſonderlich zum Fortſchaffen einer todten Frucht aus der Gebärmutter gut ſeyn ſoll.

Achia. Der **Achia** iſt nicht ſowohl ein Baum, als vielmehr eine große Rohrgattung, welche da zu Lande ſowohl vor als nach erlangeter Reife, mit ſtarkem Eſſig, Pfeffer, einigem Gewürze und anderen Dingen, eingemachet wird.

Adhatoda. Der **Adhatoda** iſt eine Nußbaumgattung, deſſen Blätter einander gegen über wachſen. Sein Blumenbecher iſt länglicht, und beſteht aus einem einzigen Stücke. Die Blüthe gehöret unter die **Monopetales irregulares**, und iſt mit zwo Lefzen abgetheilet. Ihr oberer Theil krümmet ſich in Geſtalt eines Bogens, die Lefzen beugen ſich abwärts. Ihr Eyerſtock wird zu einer Frucht mit einer hölzernen Schale, und iſt in zwo Zellen abgetheilet, darinnen ein flacher herzförmiger Samen liegt. Man ſchreibt ihr, wie dem Abhal, die Kraft zu, die todte Frucht wegzutreiben, und eben dieſes bedeutet auch ihr Name.

Agathy. Der **Agathy** iſt ein Baum, der aufs höchſte etwa dreyßig Schuhe in die Höhe, und fünf bis ſechſe im Umfange erreichet. In der Mitte und am Gipfel breiten ſeine Aeſte ſich mehr in die Höhe als in die Breite aus. Er wächſt an ſandigen Orten. Die Wurzel hat eine ſchwarze Farbe, einen zuſammen ziehenden Geſchmack, und breitet ihre Faſern ſehr weit aus. Sein Holz iſt ſehr weich, und je näher am Marke, deſto weicher. Machet man einen Einſchnitt in die Rinde: ſo tritt ein heller wäſſeriger Saft heraus, welcher in kurzer Zeit zu einem Gummi wird.

Agucla. Der **Agucla**, den die Portugieſen vermittelſt einer verdorbenen Ausſprache **Aquila** nennen; daher dann die Benennung **Adlerholz** entſprungen iſt, wächſt zu einer großen Höhe, und gleicht übrigens einem Oelbaume. Sein Holz iſt dicht, hart, ſchwer, grau, dunkel oder ſchwärzlicht und harzig; hält man es ans Feuer oder zündet es an, ſo giebt es einen lieblichen Geruch von ſich. Wer in den Gedanken ſteht, das Adlerholz ſey dasjenige, was unmittelbar unter der Rinde des Aloebaumes liegt, folglich keine beſondere Baumgattung *p*), der muß nicht wiſſen, daß das Aloeholz ungemein bitter ſchmecke, das Adlerholz hingegen im geringſten nicht. Es hat zwar einen etwas herben Geſchmack, er iſt aber ſehr gelinde, und nicht anders als nach langem Kauen zu ſpüren. Dieſer Baum wächſt abſonderlich in **Cochinchina**: es wird aber mit ſeinem Holze ein ſo ſtarker Handel getrieben, daß es überall in ganz Indien zu haben iſt. Man gebrauchet es als eine

---

p) Man ſehe oben unter den japoniſchen Gewächſen von dieſem Baume nach.

eine Herz- und Magenſtärkung gegen anſteckende Krankheiten. Vornehme und reiche Leute beräuchern ſich in wohl verſchloſſenen Zimmern damit, indem ſie dieſen Rauch der Geſundheit für höchſtdienlich halten. Er treibt den Schweiß, und machet munter. Aus dem Holze werden Säbelgriffe und andere kurze Arbeit verfertiget.

Ahate de Pauncho Recchi.

Der **Ahate de Pauncho Recchi**, ein Baum, der in ganz Indien, abſonderlich aber in den philippiniſchen Inſeln, die man für ſein eigentliches Vaterland hält, ſehr gemein iſt, hat eine mittelmäßige Größe von etwa zwanzig Schuhen, und eine ſchwammigte Rinde, die inwendig roth ausſieht. Sein Holz iſt weiß und gewaltig hart; der Kern und Splint aber grünlicht, ohne Geruch, von einem bitteren und etwas widerwärtigen Geſchmacke. Seine, wiewohl wenigen Aeſte haben eine grüne, mit kleinen aſchfarbigen Flecken beſäete Rinde. Die Wurzel iſt gelblicht, ungemein faſerreich, hat eine dunkelrothe Rinde, die ſtark riecht, und fettig ſchmecket. Seine Blätter ſind länglicht, glatt und flach, ſie ſtehen wechſelsweiſe am Aſte, oben ſind ſie grün und glänzend, an ihrer unteren Fläche aber bey weitem nicht ſo ſehr. Wenn man ſie zwiſchen der Hand reibt: ſo geben ſie ein Oel, aber ohne Geruch. Die Blüthe hängt, vermittelſt eines Stieles, an den allerkleineſten Blättern, deren Stelle ſie auch einnimmt, und beſteht aus drey dicken, dreyeckigen, dem Leder ähnlichen, inwendig weißen, auswendig blaßgrünen Blättchen. Wirft man ſie ins Feuer, ſo riechen ſie wie verbrannt Leder. Die Frucht wächſt aus den Staubſtengelchen der Blüthe, und wird nach erlangter Reife ſo groß, als eine Citrone, auswendig grün und kraus, inwendig weiß, und mit einem ſaftigen Fleiſche von angenehmem Geſchmacke und Geruche ausgefüllet. Es blühet dieſer Baum jährlich zweymal, nämlich im Aprile und Herbſtmonate. Die Frucht reifet im Auguſt- und Hornungmonate. Machet man das Laub mit Salze zu einem Pflaſter: ſo erweichet es die giftigen Geſchwüre. Die Frucht öffnet und kühlet.

Ahegaſt.

Der **Ahegaſt** iſt ein großer Baum. Seine Frucht überläßt man den Vögeln; die Wurzel giebt eine ſchöne Leibfarbe. Man darf aber deswegen den Baum nicht umhauen, ſondern man ſchneidet nur die Wurzel auf einer Seite weg, und läßt ihr Zeit, wieder nachzutreiben.

Alafreira.

Auf dem **Alafreira**, der unſere Pflaumenbäume an Größe etwas übertrifft, wächſt der indianiſche Safran. Die Blüthe hat einen gelben Stiel, aber weiße Blätter. Man gebrauchet ſie eben alſo wie den europäiſchen Safran, doch hat ſie die Güte deſſelbigen nicht. Das allerſeltenſte an dieſem Baume iſt dieſes, daß er nur des Nachts blühet, und zwar das ganze Jahr über einmal wie das andere.

Aloe.

Die indianiſche **Aloe** wird, ſo viel ihren Gebrauch in der Arzeneykunſt betrifft, für die allerbeſte gehalten. Dieſe Pflanze gleicht der Meerzwiebel ziemlich, iſt aber dicker, auch iſt ſein Laub fetter, ſchief geſtreift, und an der unteren Fläche ausgebogen. Die Blattränder ſind auf beyden Seiten mit ſtumpfen, ſchiefliegenden Spitzen ausgezieret, die gleichſam abgebrochen zu ſeyn ſcheinen. Der Stamm iſt dem Stamme des Anthericum ähnlich. Die ganze Pflanze giebt einen ſehr ſtarken Geruch von ſich. Sie hat einen bitteren Geſchmack, und nicht mehr als eine einzige Wurzel, welche gleich einem Pfahle gerade unter ſich in den Boden treibt. Die Aloe wächſt in ganz Indien im Ueberfluſſe.

Alpam.

Der **Alpam** iſt eine berufene Staude, davon der Stamm ſich in zween bis drey Stammäſte vertheilet. Die Rinde dieſer Aeſte iſt grün und aſchfarbig, ohne Geruch, aber von einem ſauern, zuſammen ziehenden Geſchmacke. Die Aeſte haben ein weißliches,

durch

Naturgeſchichte von Oſtindien.

durch Knoten abgetheiltes Holz mit einem grünen Kerne. Die Wurzel iſt roth, und beſteht aus einer großen Menge Wurzelfaſern, die ſich gegen alle Seiten ausbreiten. Das Laub iſt länglicht, ſchmahl, läuft in eine ſehr ſcharfe Spitze zu, ſeine obere Fläche iſt dunkelgrün, die untere blaß. Es hat eine ſehr große Menge Blattribben, riecht nicht unangenehm, ſchmecket aber herbe. Die Blüthe hat eine dunkele Purpurfarbe, aber keinen Geruch, wächſt auf einem ſchwachen runden Stiele, und öfters zwo bis drey beyſammen. Jedwede hat drey ziemlich breite ſehr ſpitzig zulaufende Kelchblättchen, die inwendig mit einer zarten weißen Wolle überzogen ſind. Mitten in der Blüthe ſtehen drey rothe länglichte Staubſtengelchen, die ſich kreuzweiſe über einander ſchränken. Auf die Blüthe folgen ſpitzige runde, mit einem fleiſchigen Marke ausgefüllete Schoten, doch ohne daß man einen Saamen gewahr werden könnte. Der Alpam iſt nie ohne Laub. Er wächſt auf ſandigem und freyem Boden. Man mag etwas von ihm nehmen, was man will: ſo kann aus ſolchem nach ſeiner Vermiſchung mit etwas Oele eine vortreffliche Salbe für die Geſchwüre und Krankheiten der Haut gemacht werden. Der Saft aus den Blättern und der Wurzel iſt ein ſehr berühmtes Gegengift.

Ambalam. Der **Ambalam** iſt ein großer Baum, deſſen Stamm ein Mann kaum umklaftern kann, und wächſt auf ſandigem Boden. Seine Wurzel iſt lang und faſerich; ſein Holz iſt glatt, glänzend, und liegt unter einer dicken Rinde. Die größten Aeſte ſind grün, und mit einem blauen Staube überzogen. Jedwedes Blatt beſteht aus zwey Paaren kleinerer Blätter, woran noch ein anderes Blatt von unregelmäßiger Geſtalt ſteht. Aus den Sproſſen der ſtärkeſten Aeſte wächſt eine große Anzahl Blüthen, welche gleich den Sproſſen ſelbſt einen bitteren und ſauern, der Mangosfrucht ähnlichen Geſchmack, nebſt einem ſtarken und ſauern Geruche haben. An ſich ſelbſt iſt die Blüthe klein, weiß, und einem Sternchen ähnlich. Sie beſteht aus fünf bis ſechs zarten, ſpitzigen, etwas harten und glänzenden Kelchblättchen. Sobald die Blüthe Knoſpen zu treiben beginnen, fällt das Laub ab und ſchlägt nicht wieder aus, bis die Frucht zum Vorſcheine kömmt.

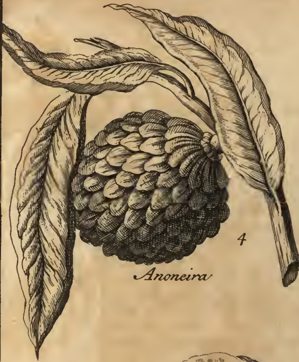
Ambareh. Der **Ambareh**, ein Baum, der ſein Laub abwirft, hat eine mittelmäßige Größe. Seine Frucht trägt mit ihm einerley Namen, hat die Geſtalt und Größe eines kleinen Pfirſings, auch dergleichen kleinen Kern. Dieſen gebrauchet man, die Speiſen ſchmackhaft zu machen, und ſchmecket er wie der Saft von grünen Reben.

Ambela. Der **Ambelabaum** theilet ſich in zwo Gattungen. Eine gleicht an Größe dem Miſpel- und an Laube dem Birnbaume. Die Frucht gleicht einer Haſelnuß. Sie hat am Ende einige Zacken, ſchmecket wie Rebenſaft, aber angenehmer. Sie wird vor und nach ihrer Reife eingemacht, und mit Salze gegeſſen. Die andere Gattung iſt zwar eben ſo groß, hat aber noch kleineres Laub, als ein Apfelbaum und eine dickere Frucht, als die erſte Gattung. Die Indianer kochen ſein und das Sandelholz zuſammen ab, und vertreiben mit dem Waſſer das Fieber.

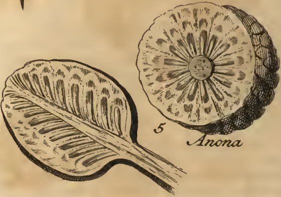
Ambon. Der **Ambon** hat die Geſtalt eines Miſpelbaumes, hingegen ſeine Frucht gleicht ungefähr den Spillingen, iſt aber ſehr angenehm und ſchmackhaft. Inwendig liegt ein Kern in Größe einer Haſelnuß, welcher wie man ſaget, wahnſinnig machet, man mag ſo wenig davon eſſen, als man will. **Pyrard** verſichert, als er einſtens unvorſichtiger Weiſe davon

---

q) Ein gewiſſer Reiſebeſchreiber verſichert, man mache in ganz Oſtindien viel Weſens davon. Dampier III Th. 1. d. 70 S. Anderswo ſaget er, die Indianer hielten ihn für eine Herzſtärkung von

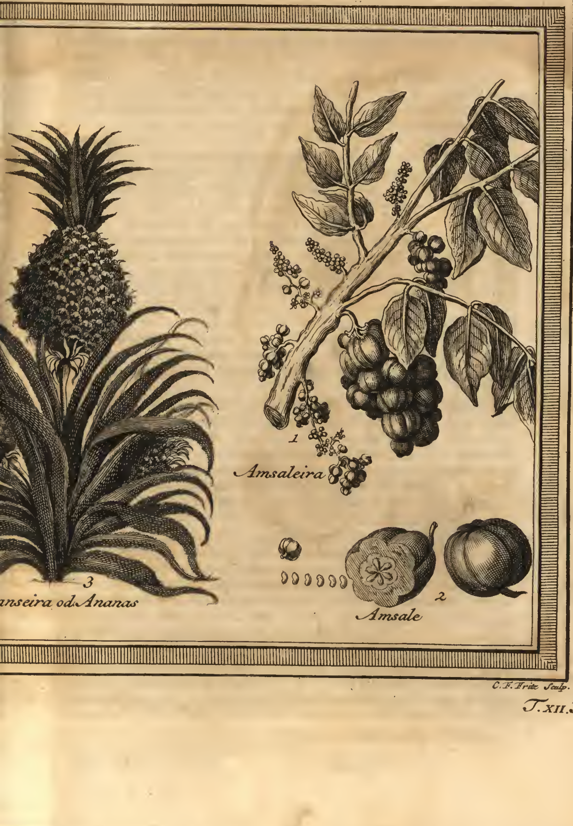


Anoneira



Anona

N.º 18.


1
Amsaleira
2
Amsale
3
anseira od Ananas

C.F. Fritz Sculp.

T.XII.B.

davon gegeſſen, ſey er ganze vier und zwanzig Stunden nicht richtig im Kopfe geweſen. Wer viel davon ißt, der fällt in eine tödtliche Krankheit.

Amſaleira.

Der **Amſaleira**, ein Baum von gemeiner Größe, trägt eine Frucht, die am dicken Ende der Aeſte heraus wächſt, und dem Goldapfel gleicht. Sie hat äußerlich eben dergleichen Rippen, als eine Melone. Das Inwendige iſt weiß und mit einem Kerne verſehen, welcher eingemacht wird und vortrefflich ſchmecket. Er wird im Hornung, März und Aprilmonate reif.

Anananſeira.

Die **Anananſeira**, darauf die oſtindiſche **Ananas** wächſt, iſt von der weſtindiſchen und africaniſchen wenig unterſchieden. Die Frucht hat eben dieſelbige Geſtalt, auch eben dieſelbigen Stacheln, die ihr eine Aehnlichkeit mit den Artiſchocken geben. Ihre gewöhnliche Größe beträgt eine Spanne, die Breite im Durchſchnitte eine halbe. Das Fleiſch giebt einen Biſemgeruch von ſich, iſt hart, mit gelb und weiß vermiſcht, hat einen ſauerſüßen Geſchmack, der noch angenehmer wird, wenn es geſchält, und in Zucker und Waſſer gelegt wird. Die Indianer können, vor großer Begierde nach dieſer Frucht, ihre Zeitigung nicht allemal abwarten, ſondern verbeſſern ihre Säure mit vielem Zucker. Sonſt iſt ſie ungemein geſund, dabey aber ſo hitzig, daß ein Meſſer, wenn es einen ganzen Tag darinnen ſtecken bleibt, ſeine Härte gänzlich verliert.

Anavinga.

Der **Anavinga** iſt ein mittelmäßig großer, beſtändig grünender Baum, deſſen Frucht im Auguſtmonate reifet. Ihr Saft, in einem abgekochten Tranke genommen, erwecket den Schweiß, vertreibt die bösartigen Krankheiten und hält den Bauch offen. Von dem im Waſſer abgekochten Laube bereitet man ein heilſames Bad gegen die Gliederſchmerzen.

Angolam.

Der **Angolam** iſt ein ſehr ſchöner, etwa hundert Schuhe hoher, und zwölfe dicker Baum, der im Gebirge und an felſichten Orten wächſt. Er grünet beſtändig. Seine Frucht gleicht den Kirſchen und hält ſich ſehr lange. Die malabariſchen Indianer betrachten ihn als ein Sinnbild der königlichen Würde, weil ſeine Blüthe in Geſtalt eines königlichen Hauptſchmuckes an den Zweigen hängt. Man preſſet aus der Wurzel einen Saft, welcher die Würmer tödtet, die ſchleimige und gallichte Feuchtigkeit abführet, imgleichen die Waſſerſüchtigen von ihrem Waſſer befreyet. Die Wurzel gepülvert, dienet gegen den Biß der giftigen Thiere.

Angſana.

Von dem **Angſanabaume** wird übrigens keine Beſchreibung gegeben, ſondern nur ſein Gebrauch in der Arzeneykunſt gerühmt. Man zapfet einen Saft von ihm ab, der nach dem Eintrocknen zu einer rothen Thräne wird, die unter einem zarten Rindchen liegt. In dieſem Zuſtande wird er von unſeren Spezereyhändlern verkauft. Man ſchreibt dieſem Gummi eine zuſammen ziehende und eine herrliche Eigenſchaft zu.

Anis.

Anis. Die Holländer kaufen hin und wieder in Indien ein Geſäme auf, das auf kleinen Sträuchen wächſt, und weil es dem Aniſe an Geruche und Geſchmacke gleicht, von ihnen alſo benennet wird. Sie ſind unter allen Europäern die einzigen, die ſich etwas daraus machen: denn ob ihn gleich die Engländer zuweilen mit unter ihren **Punch** nehmen, ſo geſchieht es doch nur aus Noth. Die Holländer hingegen führen ihn ſtark nach **Batavia**, und ziehen ihn mit dem **Arrak** zugleich ab. Dieſes Getränke gebrauchen ſie ſtatt des Brannteweines, ohne ſich an ſeine Stärke zu kehren, welche nicht ſelten die beſte Natur zu Grunde richtet q).

---

von ganz beſonderer Tugend, abſonderlich wie er erzählen hörete, ſodann, wenn er über Schlangen und Scorpionen gegoſſen worden. Ebendaſ. a. d. 59 S.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Anoneira. **Der Anoneira** iſt ein ſehr großer Baum, und trägt im Hornunge, März und Aprilmonate eine Frucht Anone genannt. Sie hat die Größe einer Birne, iſt auswendig roth und gelblicht, inwendig weiß, und mit einem weichen, ſüßen angenehmen Marke angefüllet, das mit einem Löffel gegeſſen wird. Es liegen einige ſchwarze harte Kerne darinnen. **Careri** giebt dieſe Beſchreibung davon, und ſaget zugleich, ſie habe mit keiner einzigen europäiſchen Frucht einige Aehnlichkeit.

Areka. Die **Areka**, wird unter den **Bethel** gemengt. Sie wächſt auf einem ſehr hohen, geraden und dünnen Baume, der zu nichts als Stangen und Maſten für mittelmäßig große Barken tauget. Die Frucht hat die Größe einer kleinen Wallnuß, iſt auch wie ſie, mit einer grünen Hülſe überzogen, hat aber keine holzichte Schale. Zieht man ihr die Haut ab, ſo gleicht ſie einer Muſcatennuß nicht uneben. So lange ſie friſch iſt, findet man eine weiße klebrichte Materie darinnen, welche nicht ſonderlich angenehm riecht und ſchmecket. Wer des Bethels nicht gewohnt iſt, und den Areka ohne beſagte kleberichte Materie davon wegzuthun kauet, der wird eben ſo berauſchet, als wenn er zu viel Wein getrunken hätte. Doch vergeht dieſer Rauſch bald. Wird die Areka alt, ſo vertrocknet beſagtes ſchleimiges Weſen, die Frucht verliert ihre Stärke, und berauſchet nicht mehr. wiewohl ſie an einem, der ſie beſtändig genießt, dieſe Wirkung auch ſodann, wenn ſie noch friſch iſt, nicht erzeiget.

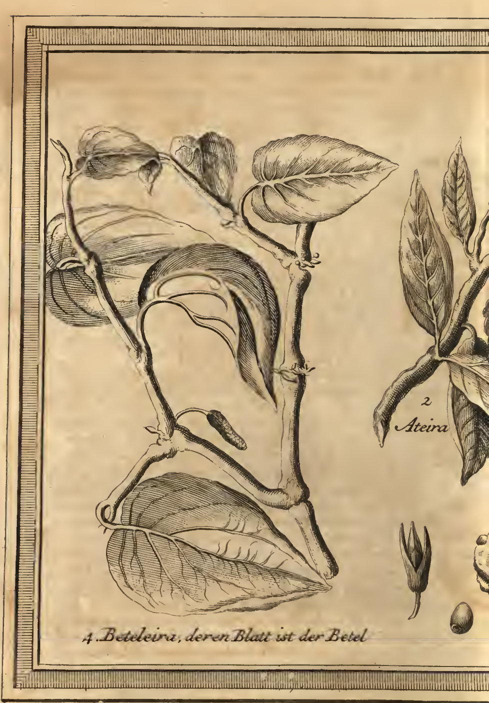
Will man Bethel kauen, ſo nimmt man zwey bis drey Blättchen, und ſtreicht ein wenig gelöſchten Kalch, etwa eine Erbſe groß, auf eines davon. Nachgehends wickelt man die Blättchen zuſammen, und etwa den vierten Theil einer Arekanuß mit hinein, und kauet ſie, ſchlingt aber den Saft nicht hinab. Das ganze Weſen zuſammen, nennet man ſchlechtweg Bethel, und färbet es den Speichel, die Zähne und Lippen roth. Zuweilen wickelt man auch ein Cardomomenkorn, eine Gewürznelke, oder ein wenig Ambra mit in die Blätter. Doch hat man dabey nur die Abſicht, daß ſie deſto angenehmer ſchmecken ſollen; denn zur Schönheit der rothen Farbe trägt dieſer Zuſatz nicht das geringſte bey, ſondern es entſteht ſelbige bloß von Vermiſchung des Bethels mit Areka und Kalche, denn dieſe drey Dinge ſind dermaßen nothwendig dazu, daß der Speichel grün bleiben und nimmermehr roth werden würde, wofern man eines davon wegließe.

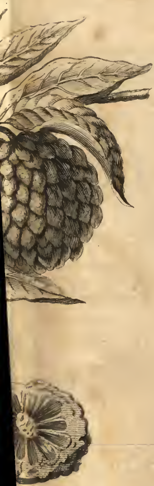
Es färbet aber dieſe Vermiſchung nicht nur die Lippen ſchön roth, und giebt dem Munde einen angenehmen Geruch, ſondern ſie ſtärket auch den Magen, befördert die Verdauung, und kann derjenige, welcher ſie beſtändig gebraucht, den Wein dabey miſſen. Ja, ſie ſoll dem Vorgeben zu Folge vor Stein und Gries bewahren, auch denen, welche dieſe ſchmerzliche Krankheiten ſchon wirklich an ſich haben, eine merkliche Linderung verſchaffen. So viel iſt nach dem einſtimmigen Zeugniſſe aller Reiſenden richtig, das in denen Ländern, wo der Bethel wächſt, oder ſtark gebraucht wird, die nurerwähnten Krankheiten unbekannt ſind. Daher pflegen auch die Europäer, wenn ſie im Morgenlande lange zu verbleiben willens ſind, ſich ſogleich an das Bethelkauen zu gewöhnen, und in kurzer Zeit ihr Hauptvergnügen daraus zu machen r).

Asjogam. Der **Asjogam** hat eine mittelmäßige Größe von etwa zwanzig Schuhen. Vermiſcht man den Saft ſeines Laubes mit gepulvertem Kümmel, ſo vertreibt er die Colik. Das Laub ſelbſt, als ein Pulver mit Zucker eingenommen, verbeſſert und reiniget das Geblüte.

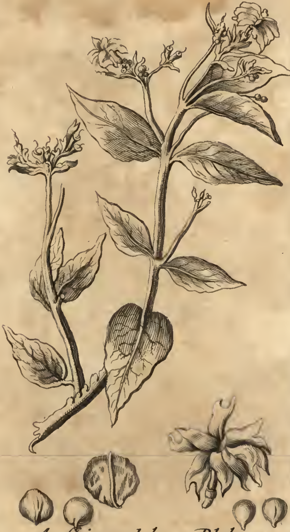
---

r) Dellon I Theil a. d. 196 S.


2
Ateira
4. Beteleira, deren Blatt ist der Betel



Ata



1. Aſafreira und deſſen Bluhme

C. F. Fritz Sculp.

Aſutinat.

Der **Aſutinat**, die Frucht eines unbekannten Baumes, iſt ein ſehr hitziges Geſäme, und wird in ganz Indien zum Abwürzen der Speiſen gebrauchet.

Ateira und Zimmetapfel.

Der **Ateira** hat die Größe eines Apfelbaumes, und ein ſehr kleines Laub. Seiner Frucht haben die Portugieſen den Namen Zimmetapfel beygeleget. Sie gleicht einem Fichtenapfel, iſt äußerlich grün, inwendig weiß, mit ſchwarzen Kernen untermenget, aber ſo weich, daß man ſie mit einem Löffel eſſen muß. Sie ſchmecket ſüßer und angenehmer, als die **Anone**, und riecht wie Ambra mit Roſenwaſſer vermiſchet. Sie reifet im Winter- und Chriſtmonate.

Badukka.

Badukka iſt der Name eines Arzeneyverſtändigen. Der Saft ſeines Laubes mit wildem Schweineſchmeere vermiſchet, iſt eine treffliche Linderung gegen die Schmerzen des Zipperleins. Die Blüthe und das Laub zu einem Tranke abgekocht, reiniget den Leib, und der Dampf davon vertreibt die Mundfäule. Doch die allerſonderbareſte Eigenſchaft iſt dieſe, daß die Frucht in Milch genommen, unvermögend machet.

Bahel Schulli

Der **Bahel Schulli** iſt ein Dornſtrauch, wächſt an feuchten Orten, und hat eine Wurzel, welche ſtark öffnet. Noch eine andere Gattung wächſt im Sande, und hat hellgrüne Aeſte und Laub; die Blüthe iſt weiß, ſpielet aber etwas himmelblau.

Bambu oder Mambu.

Der berühmte und in allen oſtindianiſchen Reiſebeſchreibungen ſo oft erwähnte **Bambu**, oder **Mambu**, iſt eigentlich nur eine Rohrgattung, wächſt aber nach Art eines Baumes, und wird zuweilen ſo hoch, als ein Pappelbaum, nur treibt er ſeine Zweige gerade gegen den Himmel. Das Laub iſt etwas länger, als am Oelbaume. Der Stamm hat die Dicke, die ein Schenkel am Knie zu haben pfleget. Die Knoten oder Gelenke des Stammes ſtehen anderthalb Spannen weit von einander. Auf der Küſte **Malabar** und **Coromandel**, findet man in dieſen Knoten eine weiße geſtockte Materie, welche bey den Indianern **Sucar Mambu**, das iſt **Mambuzucker** heißt; die Araber, Perſianer und Mohren geben ihr den Namen **Tabaxir**, das iſt weißer Saft. Wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften in der Arzeney, wird dieſer Saft gemeiniglich mit Silber aufgewogen. Er dienet gegen die Colick, hitzige Fieber, rothe Ruhr, und heimliche Krankheiten. Er wird an den wenigſten Orten von Indien im **Bambusrohre** gefunden, wohl aber wird ſowohl das Rohr ſelbſt, als ſeine großen Aeſte allenthalben zu unzählig vielerley Gebrauche angewendet, davon an dieſem Orte weiter etwas zu erwähnen ſehr unnöthig wäre.

Bandura.

Der **Bandura** iſt ein Baum, der nichts merkwürdiges an ſich hat, als ſeinen Saamen. Dieſer gleicht dem männlichen Gliede, iſt zuweilen einen Schuh und drüber, lang, auch dicker, als ein Arm. Er hängt vermittelſt eines Blattes am Baume, und iſt meiſtens mit einem zu trinken ſehr angenehmen Safte angefüllet. Die Wurzel beſitzt eine zuſammenziehende Eigenſchaft.

Baſaal.

Der **Baſaal** wächſt an ſandigten Orten, trägt des Jahres nur einmal Blüthe und Frucht, und fährt damit bis in ſein funfzehntes Jahr fort. Sein Laub mit etwas Ingwer in Waſſer abgekocht, und ſich damit gegurgelt, iſt ein bewährtes Mittel gegen böſe Hälſe.

Baxana.

Der **Baxana** iſt ein Baum, deſſen Wurzel, Blüthe und Laub in ganz Indien für ein treffliches Mittel gegen alle Arten von Gift gehalten wird; doch ſaget man, in der Gegend bey Ormus müßte man daran erwürgen, wenn man ſeine Frucht äſſe. Ja, man behauptet ſogar, es ſey an nur beſagtem Orte ſein Schatten giftig, und wer nur eine Viertelſtunde in ſelbigem zubringe, der müſſe ſterben.

Belilla. Die Belilla iſt nur eine Staude, und trägt Beeren. Die Wurzel in Waſſer abgekocht, erkühlet die hitzige Leber, und führet die ſchleimichte Feuchtigkeit ab. Einige ſind der Meynung; man bereite von dem Safte dieſer Staude nebſt andern beygeſetzten Dingen das ſogenannte Belilli, das iſt eine gewiſſe indianiſche Latwerge, die man in Bambusrohren nach Europa bringt, und für ein dem Theriack an Tugend ähnliches Gegengift ausgiebt. Auch iſt ſie ein unfehlbares Mittel zum Blutſtillen.

Belutta. Der Belutta iſt ein großer Baum, ſeine Wurzel mit friſchem Ingwer klein geſtoßen, treibt ſtarken Schweiß.

Benjoin. Der Baum, welcher den Benjoin giebt, iſt groß, ſtark belaubt, und ſeine Blätter gleichen dem Laube des Limonienbaumes. Es fließt zwar von freyen Stücken dasjenige Gummi aus ihm, welches den Namen Benjoin trägt, und bey den Arabern Loo heißt: allein, weil dieſes Räucherwerk wegen ſeines lieblichen Geruches und großen Nutzens in der Arzeney unter die allerkoſtbareſten Waaren der Morgenländer gerechnet wird: ſo ſuchet man es in deſto größerer Menge habhaft zu werden, und machet zu dieſem Ende nicht nur in den Stamm, ſondern auch in ſeine Aeſte, ja in die zarten Sprößlinge, Einſchnitte und Ritze. Die jüngſten Bäume liefern das beſte Benjoin, welches eine ſchwärzliche Farbe hat. Das weiße kömmt aus alten Bäumen, und wird zwar für weit ſchlechter gehalten, als jenes, gleichwohl aber von den Handelsleuten darunter gemiſchet, damit ſie alles zuſammen für einerley Preis verkaufen können.

Bethel. Wir haben des Bethels in gegenwärtiger Sammlung zum öftern erwähnet, und dabey gemeldet, wozu er in jedwedem Lande gebrauchet werde. Wollte man alle ſeine Eigenſchaften zuſammen nehmen: ſo würde es ohne Weitläuftigkeit nicht abgehen. Er iſt eigentlich das Laub einer Staude, welche gleich dem Epheu und dem Pfeffer auf der Erde kriecht, es hat auch, ſo viel ſeine Geſtalt betrifft, wirklich eine große Aehnlichkeit mit dem Laube beſagter beyden Gewächſe: allein, der Geſchmack iſt gewürzartig. Nichts deſtoweniger hat man das Kunſtſtück ausgedacht, die Bethelblätter zu bleichen; man leget ſie nämlich in Käſtchen von einem friſchen Bananasſtamme, und begießt ſie alle Tage wenigſtens einmal mit Waſſer. Gleichwohl ſchadet der Verluſt ihrer natürlichen Farbe, ihrem Geſchmacke nicht das geringſte, ſondern er wird vielmehr nur deſto zarter und angenehmer. Bey vornehmen Perſonen wird den Gäſten kein anderer, als vollkommen weißer Bethel vorgeſetzet. Man vergleiche dieſe Beſchreibung mit der vom Arreka gegebenen.

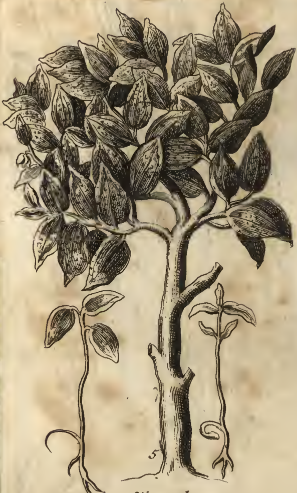
Bilimbeira. Der Bilimberia iſt ein Baum in der Größe eines Pflaumenbaumes, mit ſehr zartem Laube. Er trägt das ganze Jahr Früchte, Bilimbins genannt, von einer grünlichten Farbe. Sie gleichen an Geſtalt einer langen Gurke. Weil ſie ſäuerlich ſchmecken: ſo ſchicken ſie ſich zum abwürzen der Speiſen, und zum Einmachen. Man ißt ſie mit Strumpf und Stiele, weil ſie keine Kerne haben.

Bilimbi oder Bilingbing. Der Bilimbi, oder Bilingbing, ein kleiner Baum, wird nicht viel über zehn Schuhe groß, trägt einen fünfeckichten Apfel, und hängt das ganze Jahr über voll Blüthe und Früchte.

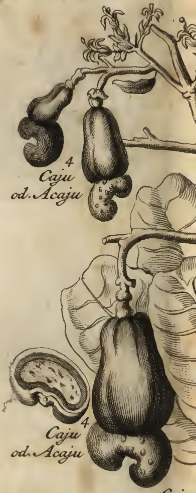
Bintambaru. Der Bintambaru, ein Strauch, oder große Pflanze, hat viel abführendes Salz bey ſich. Sein Saft iſt milchig, und fällt ſtark auf die Zunge und Kehle.

Brindeira. Der Brindeira iſt ſo groß, als ein Birnbaum, hat aber kleineres Laub. Seine Früchte heißen Brindons, reifen im Hornung, März und April, gleichen auch äußerlich den europäiſchen Goldäpfeln, haben aber eine harte Schelfe, ein rothes klebrichtes ſäuerliches

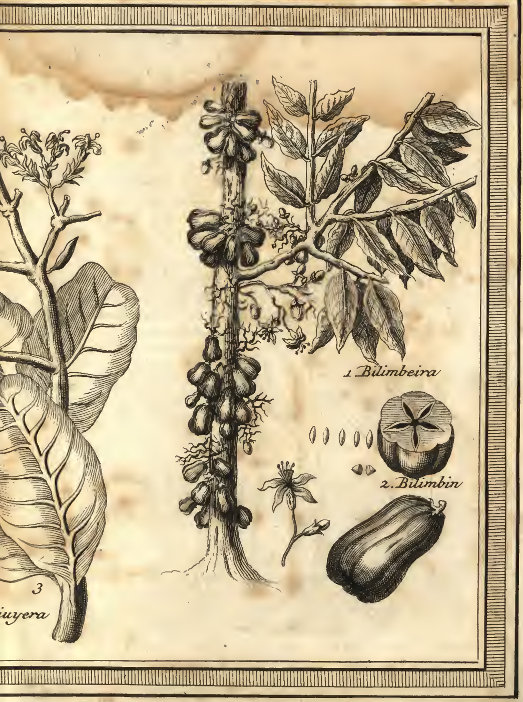
[illegible]



Zimmtbaum


4
Caju
od. Acaju
4
Caju
od. Acaju
Caju

N.º 20.


1 Bilimbeira
2. Bilimbin
3
iuyera

liches Fleiſch, nebſt drey Kernen. Man käuet es bloß, und ſauget den Saft heraus. Die Rinde wird in Brühen gebrauchet.

Cajan. Der **Cajan** iſt eine Staudengattung, die niemals die Höhe eines Baumes erreichet, dem ungeachtet machet man wegen der röthlichen Erbſen, die ſie trägt, viel Weſens von ihr. Es wachſen ſolche vier und viere in einer Schote, und ſind ein ſehr gutes Eſſen. Das Laub übergeſchlagen, ſtillet die Uebermaße der goldenen Ader: mit Pfeffer geſtoßen, reiniget es das Zahnfleiſch, und ſtillet die Zahnſchmerzen. Der Saamen in Reißwaſſer gekocht, und mit Butter zu einer Salbe gemachet, iſt ein vortreffliches Mittel, die Müdigkeit aus den Gliedern zu ziehen. Auch bereitet man einen heilſamen Trank gegen die Kinderpocken daraus. Man muß den **Cajan** nicht mit der **Cajan-heba** vermengen. Dieſe letztere iſt eine kriechende Pflanze, ſchlingt ſich gleich dem Epheu um die Bäume, und wird von den Indianern geſtoßen über die Beinbrüche geleget. Cajan-heba.

Cajeput. Der **Cajeput** iſt ein Baum, aus welchem ein gewürzhaftes Oel gleiches Namens abgezapfet wird.

Cajuyera. Der **Cajuyera** iſt kein hoher Baum, aber wegen ſeiner vielen Aeſte und großen Menge Laubes ſehr buſchicht. Seine Frucht, die ſogenannte **Acaju**, gleicht äußerlich einem rothen und gelben Apfel; das ſonderbareſte an ihr iſt dieſes, daß ſie ihren Kern nicht wie alle andere Früchte inwendig, ſondern in Geſtalt eines grünen Butzens, oben auf ſich hat. Ihr Geruch ſoll, wie man vorgiebt, das Gedächtniß ſtärken und vermehren. Die rohe Mandel des Kernes ſchmecket wie eine friſche Wallnuß. Gebraten bekömmt ſie den Geſchmack einer gemeinen Mandel. Ihre gewöhnliche Zeit zum Reifen fällt zwiſchen den Hornung und Märzmonat. Schneidet man ſie zu Viertheln, und läßt ſie in friſchem Waſſer weichen, ſo kann ein kühlender Saft heraus gepreſſet werden, den man für ein bewährtes Mittel gegen Magenverſtopfung hält.

Calaba. Der **Calaba** iſt ein Gummibaum. Seine Blüthe gleicht einer Roſe, indem ſie aus vielen in einer kreisförmigen Ordnung ſtehenden Kelchblättern zuſammengeſetzt iſt. In der Mitte des Kelches ſteht ein Griffel, daraus nachgehends eine runde fleiſchichte Frucht mit einem inwendig liegenden eben alſo geſtalteten Kerne entſteht. Aus dem Stamme und den Aeſten dringt ein helles, dem Maſtix ähnliches Gummi, deſſen Namen man ihm auch beyleget, und zu eben dergleichen Gebrauche man es anwendet.

Calamba. Der **Calamba** iſt ein Baum, deſſen Holz ſowohl wegen der ungemeinen Kraft, die ſein Geruch haben ſoll, als wegen ſeines Gebrauches zu eingelegter Arbeit, ſehr theuer bezahlet wird. Nach **Pyrards** Meynung, iſt es eine Aloegattung, davon er Indien zwo zuſchreibt, eine, die wie er ſaget, von den Indianern **Calamba**, die andere, welche **Garva** genennet wird. Dem ſey wie ihm wolle: ſo wird doch dieſes Holz theuer bezahlet, weil die vornehmen Herren nicht nur um des lieblichen Geruches willen, ſondern auch um ihre Herrlichkeit zu zeigen, eine große Menge verbrennen. Es hat eine grünlichte Farbe.

Calame. Der **Calame**, oder das Gewürzrohr, iſt ein Rohr, in welchem eine ſchwammichte gelbliche Materie ſtecket, die nicht nur gegen Nervenſchwachheiten gut ſeyn ſoll, ſondern auch, und zwar abſonderlich von dem indianiſchen Frauenzimmer, gegen die Mutterbeſchwerungen gebrauchet wird. Wenn in daſiger Gegend die heiße Jahreszeit vorbey iſt: ſo giebt man den Pferden davon ein, jedoch mit Knoblauche, Salze, Zucker und Butter vermiſchet. Das ganze Gemiſche heißt **Arata**, und ſoll ungemein herrliche Wirkung erzeigen. Der Stengel dieſer Pflanze iſt ſehr dünne und voller Knoten: will man ihn brechen, ſo

Naturgeſchichte von Oſtindien.

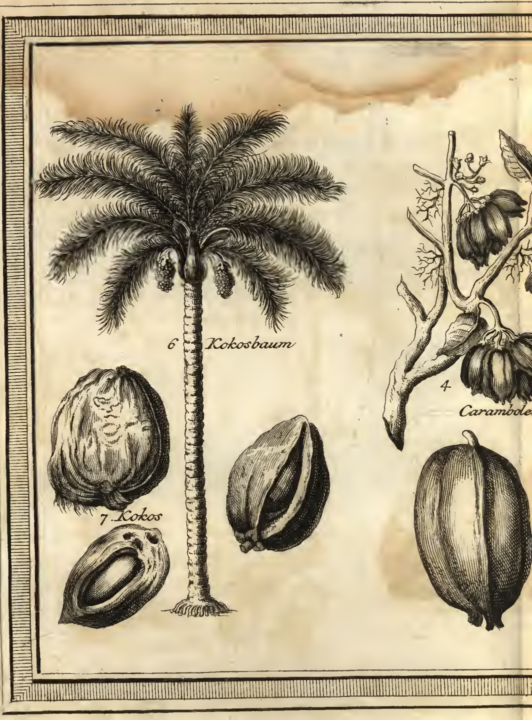
ſpringt er in Splitter. Er iſt zähe zu beißen, ſchmecket ſauer und zugleich etwas bitter, und zieht den Mund zuſammen.

Caleſiam. Der Caleſiam iſt ein großer Baum, deſſen Holz eine dunkele Purpurfarbe hat. Er iſt glatt und beugſam. Die Blüthe wächſt am Ende der Aeſte buſchweiſe heraus, und gleicht der Blüthe des Weinſtockes ſo ziemlich. Auf die Blüthe folgen länglichte, runde, platte, grüne Beeren, welche nach Art einer Traube beyſammen hängen, und dünne Bälge mit einem ſaftigen aber unſchmackhaften Marke haben. Inwendig in ſelbigem liegt ein grüner länglichter, platter Kern; im Kerne eine weiße Mandel ohne Geſchmack. Die Rinde des Caleſiam gepülvert, und zu einer Salbe gemachet, vertreibt den Spaſmum cynicum, und die Convulſiones wenn ſie von einem heftigen Schmerze herrühren. Der Saft nur beſagter Rinde vertreibet die Schwämmchen oder Mundgeſchwüre und ſtopfet innerlich gebrauchet den Durchfall. Die Indianer verfertigen Meſſerhefte und Säbelgriffe aus dem Holze.

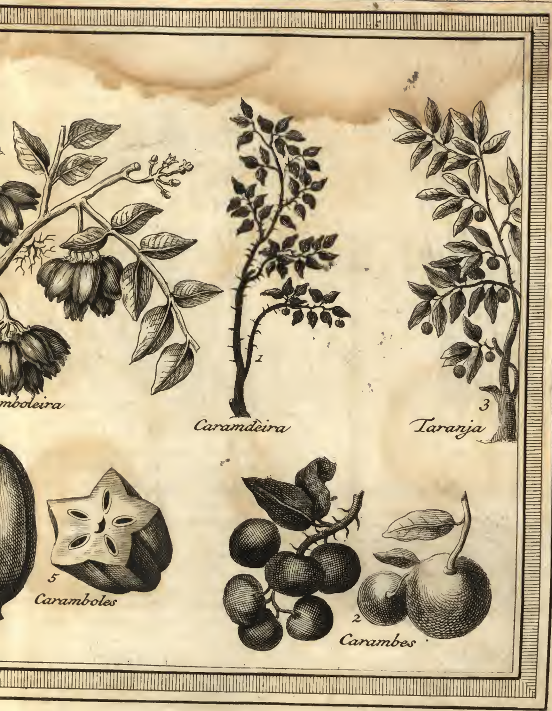
Campherbaum. Der Campherbaum iſt zwar in ganz Oſtindien gemein genug, er trägt aber nicht überall ein ſo koſtbares Gummi, als auf der Inſel Borneo. Seine Blätter ſtehen wechſelweiſe, gleichen den Lorbeerblättern ziemlich, ſind ſteif, grün, und riechen nach Campher. Die Blüthe wächſt an einem zarten Stiele zwiſchen dem Einſchnitte der Blätter, hat eine weiße Farbe, und fünfe, zuweilen auch ſechs Kelchblättchen. Der Baum trägt Beeren, welche gleich der Frucht des Zimmet und Eichbaumes aus einem Hute und einer kleinen Eichel beſtehen, darinnen ein ölichter den Pfefferkörnern an Größe ähnlicher Saamen liegt. Iſt dieſe Frucht vollkommen reif: ſo hat ſie eine dunkele Purpurfarbe, und einen Geſchmack, wie Campher und Nelken. Aus den gemeinen Campherbäumen, bekömmt man ihn auf folgende Weiſe; man nimmt den Stamm, die Wurzel, die Aeſte, und das Laub, und ſetzet alles in einem wohlvermachten Brennzeuge auf das Feuer, da denn der Campher in die Höhe ſteigt, und ſich klumpweiſe anſetzet. Allein, auf der Inſel Borneo tropfet er von freyen Stücken aus dem Baume, und hat ſolcher zarte Campheradern in ſich.

Caniram. Der Caniram iſt ein großer Baum, deſſen Stamm kaum zween Männer zu umklaftern im Stande ſind. Seine Rinde iſt insgemein röthlich, die jungen Aeſte hingegen ſchmutzig grün, voll Knoten, und ihre Rinde ſchmecket bitter. Aus jedwedem Knoten treiben zwey Blätter, welche eine runde länglichte Geſtalt, und einen ungemein bittern Geſchmack haben. Aus den Knoſpen der Sprößlinge treibt die Blüthe in Geſtalt eines Sonnenſchirmes; ſie beſteht aus vier, fünf, bis ſechs ſpitzigen Kelchblättchen, von waſſergrüner Farbe, und einem zwar ſchwachen aber angenehmen Geruche. Die Frucht iſt ein runder, platter goldfärbiger Apfel; nach erlangter Reife hat ſie ein weißes mußähnliches Fleiſch, und eine dicke Schelfe, die ſich leicht zerreiben läßt. Sowohl dieſes Fleiſch, als der darinnen liegende Saame, ſchmecken ſehr bitter. Das abgekochte Waſſer der Caniramwurzel hilft gegen den Durchlauf und die ſchleimichten Fieber. Die Rinde geſtoßen und mit Waſſer zu einem Breye angerühret, ſtillet den gallichten Durchfall. Doch das ſonderbareſte dabey iſt dieſes, daß der Saft vom Laube, als ein abgekochter Trank mäßig gebrauchet, ungemein geſund iſt, hingegen alle Wirkungen des Giftes, ja den Tod ſelbſt verurſachet, ſobald man zuviel trinkt.

Cara Schulli. Cara Schulli iſt der Name eines Stäudchens, das der Caperſtaude viel gleicht. Am Feuer gepülvert und mit Eßige vermiſchet, zertheilet es die Geſchwulſt auf eine wunderbare Weiſe. Wird es aber nur durch bloßes Stoßen zu Pulver gemacht, und mit dem Cocosſafte, Sory genannt, vermiſchet: ſo zeitiget und öffnet es die Geſchwüre. Das


6 Kokosbaum
7 Kokos
4
Carambole

N.° 21.


mboleira
1
Caramdeira
3
Taranja
5
Caramboles
2
Carambes

T. XII. E.

abgekochte Waſſer von der Wurzel hilft gegen die Harnverſtopfung. Das vom Laube abgekochte, mit einem wenig Reiß innerlich eingenommen, iſt etwas vortreffliches gegen Beulen.

Caramboleira und Carambola.

Der **Caramboleira** iſt ein Baum in Größe eines Pflaumenbaumes, welchen er auch am Laube ziemlich gleicht. Seine Frucht heißt **Carambola**, und iſt nach erlangter Reife äußerlich gelb. Ihr Fleiſch gleicht dem Limonienmarke, iſt weiß, hat einen ſäuerlichen Limoniengeſchmack und vier bis fünf Mandeln in ſich. Die Portugieſen eſſen dieſe Frucht mit Zucker, weil ſie dieſelbige für kühlend halten. Der Baum trägt das Jahr über etlichemal Blüthe und Früchte.

Caramdeira.

Der **Caramdeira** iſt ein niedriger Baum voller Stacheln, deſſen Laub dem Pommeranzenlaube gleicht. Er trägt eine Gattung Weintrauben, die äußerlich ins Purpurrothe fallen, obgleich das Inwendige ſehr weiß ausſieht. Sie werden im April und Maymonate reif.

Cardamome.

Cardamome. Wir haben bereits angemerket, man finde die Cardamome nur auf einem ſechs bis ſieben Meilen von der See entferneten Berge, im Königreiche Cananor, und dürfe man ſie weder ſäen, noch das Land ſonſt umarbeiten, ſondern nur das Gras wegbrennen, das währender Regenzeit gewachſen, und im Winter für Hitze verwelket iſt. Die Aſche dieſes Graſes ſetzet den Boden in den Stand, daß er die Cardamomenſträuche treibet. Man verführet dieſes Gewürz in Perſien, Arabien, Türkey und in alle indianiſche Königreiche, indem daſelbſt kein Eſſen für köſtlich geachtet wird, wenn es nicht mit Cardamomen abgewürzet würde. Wegen ſeiner Seltenheit iſt es ſehr theuer, und gilt gemeiniglich drey bis viermal ſo viel, als der beſte Pfeffer.

Carin Curini.

Der **Carin Curini** iſt ein Stäudchen mit hutförmigen blaugrünen Blühten. Die Frucht iſt in zwey Fache getheilet, in jedwedem liegt ein flaches, zugerundetes und gleich einem Herzen zugeſpitztes Saamkorn. Dieſes wird nach erlangter Zeitigung gelblicht oder blaßroth, rauh und gänzlich ungeſchmackt, das abgekochte Waſſer vom Laube und der Wurzel zermalmet den Stein, und vertreibt die kalte Piſſe, mit heiſſem Waſſer abgebrühet, ſtillet es den Huſten und die Steinſchmerzen.

Carrapuli.

Der **Carrapuli** iſt ein Baum von mittelmäßiger Höhe. Seine Frucht hat die Größe und den Geſchmack einer Kirſche.

Caſſummuniar.

Die **Caſſummuniar** iſt eine Wurzel in der Dicke des kleinen Fingers, und ſogar in Europa berühmt. Die Kaufleute bringen ſie in kleine Stücke zerſchnitten zu uns. Es ſind ſolche braun an Farbe, von einem würzartigen, ſcharfen etwas bitterlichen Geſchmacke, und äußerlich geringelt. Zwar findet man bey keinem einzigen Reiſebeſchreiber einige Nachricht davon, welcher Pflanze dieſe Wurzel zugehöre, ſie iſt aber ein treffliches Mittel gegen die Nervenkrankheiten, gegen den Schlag, den Krampf, die Colick, das Bauchgrimmen, und die Mutterbeſchwerungen.

Cattu Schiragam.

Der **Cattu Schiragam** iſt eine mannshohe Staude, und wächſt an Orten, welche von der Sonnenhitze verbrannt ſind. Geſtoßen und in Oele gekocht, vertreibt ſie die Hautgeſchwüre. Der Saamen geſtoßen, und in heißem Waſſer eingenommen, treibt die Winde, und tödtet die Würmer.

Champakam.

Champakam iſt ein großer Baum, treibt zwar jährlich zweymal eine ungemein wohlriechende Blüthe, trägt aber erſt lange Zeit hernach, wenn er gepflanzet worden, Frucht. Aus der Blüthe wird ein Kraftwaſſer von trefflichem Geruche gebrannt. Seine

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Wurzel und Rinde getrocknet und geſtoßen, ſind ein berufenes Zeitigungsmittel, auch bereitet man aus der Blüthe mit Oele geſtoßen, eine Salbe für die Augen und das Zipperlein.

Charameis.

Der **Charameis** iſt ein Baum, davon es zwo Gattungen giebt. Eine erreichet die Größe des Meſpelbaumes, ihr Leib gleicht dem Birnlaube, und hat eine hellgrüne Farbe. Die Frucht hängt in Trauben beyſammen, und gleicht einer Haſelnuß, hat aber zu äußerſt einige Spitzen von gelber Farbe, und einer ſehr angenehmen Säure. Die Indianer eſſen dieſe Frucht entweder, wenn ſie reif geworden iſt, oder ſchon vorher mit Salze eingemacht. Sie dienet die Speiſen ſchmackhaft zu machen. Die zweyte Gattung hat zwar kleineres Laub, trägt aber eine größere Frucht. Aus der Wurzel kömmt ein milchähnlicher Saft; die Rinde mit Senfe zu Pulver geſtoßen, iſt ein ſehr heilſames Abführungsmittel für Leute, die mit dem Keichen behaftet ſind.

Kerzenbaum.

Der **Kerzenbaum**, arbre aux Chandelles, hat ſeinen Namen von einer gewiſſen ſehr zarten und zwey Spannen langen Hülſe, welche auf beyden Seiten eines jedweden Aſtes heraus wächſt, und die man für zwo grüne Kerzen anſehen ſollte. Inwendig liegen viele kleine, wie weiße Erbſen geſtaltete Kerne, die man kochet, und entweder allein, oder unter dem Reiße ißt.

Coapoiba.

Der **Coapoiba** iſt ein gemeiner Baum, in Größe einer Buche, damit er auch, was die Geſtalt betrifft, viel Aehnlichkeit hat. Die Rinde iſt aſchgrau und braun gewäſſert, das Laub ſtark, länglicht, und es tropfet, wenn der Stiel abgebrochen wird, ein milchähnlicher Saft heraus. Jede Blüthe hat ihren eigenen Stiel. Sie hat die Größe einer Roſe, und beſteht aus weißen Blättern, mit kleinen rothen Nägelchen. Statt des Becherherzes, ſteht ein kleines rothes harziges Kügelchen, in Größe einer Erbſe darinnen, das ein klebriges und gelbes, aber wie Terpentin ſo helles Harz giebt. Die Frucht ſtecket in einem Häutchen, wie die Eichel.

Codaga Pala.

Der **Codaga Pala** iſt in Malabar ein gemeiner Baum. Seine Rinde gepülvert und in ſauerer Milch eingenommen, ſtopfet den Bauchfluß und die güldene Ader ganz unfehlbar. Die Wurzel gepülvert und in Reißwaſſer gekocht, giebt ein treffliches Pflaſter gegen alle Geſchwulſtgattungen, ja ſogar gegen das Zipperlein.

Codi Avanam

Der **Codi Avanam** iſt eine Staude, die in ſandigen Orten wächſt. Sein Saft in Wein genommen, iſt etwas vortreffliches gegen den Durchfall. In Oel gekocht, wird er als ein vortreffliches Mittel, die verlornen Kräfte wieder herzuſtellen, gebrauchet.

Coeur Indien

Coeur Indien, imgleichen **Wundererbſe** nennen die Reiſebeſchreiber ſowohl eine gewiſſe indianiſche Pflanze, als ihre Frucht, welche letztere in der That eine Erbſe von ganz beſonderer Schönheit iſt; denn ſie iſt zum Theile weiß, zum Theile ſchwarz, allemal aber, mit einem Herzen bezeichnet. Die Pflanze erhebt ſich etwa drey bis vier Schuhe hoch auf einem platten und hohlgeſtreiften Stengel, den man ſtützen muß. Die Blätter ſind ſchön grün, und gleich dem Eppiche ausgekerbet. Es wird weder die indianiſche Benennung dieſer Pflanze, noch die Farbe ihrer Blüthe gemeldet. Auf dieſe letztere folget eine Schote, darinnen die Erbſen liegen.

Der

---

s) Nach Schoutens Berichte giebt es in Oſtindien allerley weit von einander abgehende Pflanzgattungen, darauf Baumwolle wächſt. Er ſaget, eine gleicht dem Graſe, hat einen beynahe ganz holzichten Stengel, der über und über mit einer harten röthlichen Rinde überzogen iſt. Sie wird nur zween Schuhe hoch, und theilet ſich in verſchiedene kleine Aeſtchen, welche eben dergleichen, obgleich etwas kleinere Blätter, als der Weinſtock, haben. Die Blüthe breitet ſich in Geſtalt eines Sterns

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Congnare.

Der **Congnare** iſt ein ungemein hoher Baum, und treibt gewaltige Aeſte. Das merkwürdigſte an ihm iſt ſein Laub; denn es iſt rund, und an jedwedem Blatte ein kleines dem Kerne eines Tannzapfens ähnliches Nüßchen. Die Frucht iſt eine Gattung kleiner Pflaumen von vortrefflichem Geſchmacke. Man machet zu Goa viel Weſens davon. Weil er in jedweder Jahreszeit trägt: ſo iſt er nicht nur ungemein nützlich, ſondern man hat auch eben das Vergnügen von ihm, als von dem Pommeranzenbaume, indem er ohne Unterlaß mit Knoſpen, Blüthen und Früchten von allerley Größe und Alter gezieret iſt.

Cotonnier.

Der oſtindiſche **Cotonnier**, oder Baumwollenſtrauch, iſt von demjenigen, welcher unter den africaniſchen Gewächſen beſchrieben wurde, zwar nicht ſonderlich unterſchieden. Gleichwohl geht er in einem und dem andern Stücke von ihm ab. Er bekömmt die Größe eines Roſenſtrauches. Das Laub gleicht dem Laube des Ahornbaumes, die Blüthe treibt gleich den Roſenknoſpen heraus. Wenn ſie abgefallen iſt: ſo ſchwellen die Knoſpen, und öffnen ſich zum zweytenmale, da denn die Baumwolle zum Vorſcheine kömmt. Unter ſolche iſt der Saame vermiſchet, den die Indianer fleißig in die Erde legen, und aus ſolchem neue Sträucher ziehen. Dieſe liefern ihnen die Materie zu dem ſchönen Gewebe, dagegen ſie alles, was man aus Flachs und Hanfe verfertiget, verachten s).

Cowalam.

Der **Cowalam** iſt ein großer Baum, deſſen Frucht einem runden Apfel gleicht; unter ihrer äußern dicken und grünlichten Schale liegt in einer klebrichten, naſſen, gelben, ſauern und ſüßlichen Materie, noch eine holzichte harte Schale, in welcher man flache längliche, weiße, mit einem gummiähnlichen durchſichtigen Safte angefüllete Kerne findet. Die Indianer halten zwar dieſe Frucht, wenn ſie völlig reif geworden, für etwas herrliches, machen ſie aber dennoch ſchon vorher theils mit Eßig, theils mit Honig ein, weil ſie ein bewährtes Mittel gegen die Ruhr und den Durchfall ſeyn ſoll.

Cuciombi oder Cumuc.

Der **Cuciombi**, oder **Cumuc** iſt eine Staude, die ſich gleich der Pfefferſtaude um die Bäume windet. Sie trägt, abſonderlich auf Java und der ſundiſchen Küſte, eine Art von **Cubeben**, welche bey den Indianern **Cuba-Chini** heißen, weil ſie, ehe die Portugieſen nach Indien kamen, von den Chineſen abgeholet, und in alle Morgenländer verführet wurden. Es wächſt dieſe Frucht in bloßen Wüſteneyen, und zwar in eben ſolchen Trauben, als der Weinſtock hat, und hängt jedwede Beere an ihrem eigenen Stiele. Die Javaner pflegten ſie aus Beyſorge, es möchte dieſe Pflanze anderswo ebenfalls angebauet werden, lange Zeit nicht anders, als abgebrühet zu verkaufen. Man gebrauchet ſie gegen gefährliche Bruſtflüſſe, und um die Bruſt von allerley ſchädlichen Feuchtigkeiten zu reinigen. Die Mohren aber ſuchen ſich damit, wie mit dem **Calaſſa**, zur Liebe aufzumuntern.

Cudu-Pariti.

Cudu-Pariti iſt eine Staude, welche zehn bis zwölf Schuhe hoch wächſt, und das ganze Jahr über blühet. Das Laub, als einen Umſchlag über den Kopf gelegt, erwecket den Schlaf, und vertreibt den Schwindel. Die Frucht in Waſſer zerrieben, ſtillet die Ruhr.

Cumana

Der **Cumana** iſt an Geſtalt dem Maulbeerbaume ähnlich, gleichwie denn ſeine Frucht wirklich unter die Maulbeergattungen gehöret. Man machet einen Syrup daraus,

der

Sterns aus, ſpielet ins Gelbliche, iſt aber in der Mitte röthlich. Aus dieſer Mitte wächſt eine runde Frucht, in Größe eines kleinen Apfels. Wenn ſie zeitig iſt: ſo erſcheint die Wolle, und dringt heraus. Hier wird ſie geſammelt und zubereitet. Was die Bäume betrifft, welche Baumwolle tragen, ſo gleicht ihr Laub beynahe den nurbeſchriebenen der kleinen Gattung, nur iſt es gemeiniglich ſanfter und glatter. Die Baumwolle iſt nicht ſo fein, als die Graswolle. II Th. a. d. 264. 265 S.

der in Bruſtbeſchwerungen große Dienſte thut. Das Holz iſt dermaßen hart, daß man Feuer damit ſchlägt, wie mit einem Kieſelſteine.

Cambalu. Der **Cambulu** iſt ein großer, in Malabar gemeiner Baum; ſeine Wurzel als ein abgekochter Trank gebrauchet, ſoll ein vortreffliches Mittel gegen das Fieber ſeyn.

Currutu-Pala. Der **Currutu-Pala** iſt eine Staude. Seine Rinde, wenigſtens doch die von der Wurzel, in heißem Waſſer zerrieben, ſtopfet den Durchfall und lindert die Ruhr.

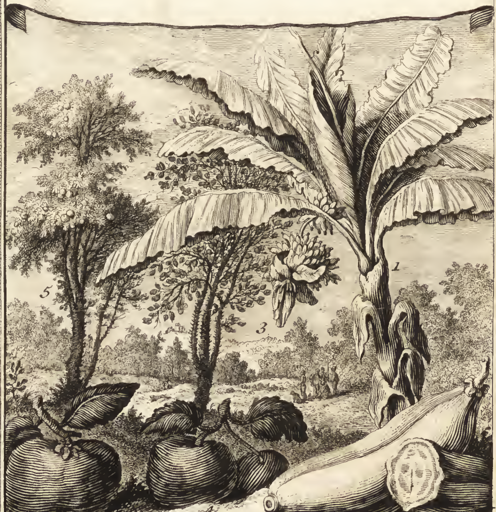
Durion. Der **Durian**, oder **Durion** gleicht an Größe dem Apfelbaume. Die Frucht, welche den Namen **Durion** gleichfalls trägt, wird in ganz Indien hochgehalten. Sie iſt ſehr groß und wächſt entweder unmittelbar an dem Stamme, wie die **Jaka**, oder doch an derjenigen Gegend der dickeſten Aeſte, welche dem Stamme am näheſten iſt, wie der Cocos. An Größe gleicht ſie ungefähr einem Kürbis, hat eine grüne dicke ſtarke Schale, welche nach dem Zeitigen eine gelbe Farbe bekömmt. Unterdeſſen tauget doch die Frucht nicht eher zum eſſen, als bis ſie oben aufſpringt. Sodann hat das Inwendige ſeine völlige Reife erlanget, und giebt einen vortrefflichen Geruch von ſich. Man ſchneidet es in vier Vierthel; jedwedes Viertheil iſt in kleine Fache voll Mark abgetheilet. Gleichwie aber die Fache nicht einerley Größe haben, ſondern einige größer, andere kleiner ſind, alſo haben auch einige mehr Mark, als die andern. Das dickeſte Ende der Frucht gleicht in dieſem Stücke einem Hühnereye, iſt ſo weiß als Milch, und ſchmecket wie die beſte Sahne. Wer daran gewöhnet iſt, der hält dieſe Frucht für ein köſtliches Leckerbißchen, wer ſie aber ſelten, oder zum erſtenmale ißt, dem dünket ſie anfänglich nicht ſonderlich angenehm, ſondern nach gebratenen Zwiebeln zu ſchmecken. Die **Durion** will friſch gegeſſen ſeyn. Sie bleibt auf das höchſte ein Paar Tage gut, wird nachgehends teigicht und faulet. In jedwedem Markfache liegt ein Kern, in Größe einer Bohne, den man gebraten ißt, da er denn wie eine Caſtanie ſchmecket. Ueberhaupt hat die **Durion** ſo wohl an Größe, als an Geſtalt eine große Aehnlichkeit mit der **Jaka**, nur hat jene ein weißes, die letztere hingegen ein gelblichtes Mark, mehr Kerne, und keinen ſo beliebten Geſchmack.

Dutroa, oder Datura. Die Pflanze, welche den Namen **Dutroa**, oder **Datura** trägt, wächſt in Indien nur in wüſten Gegenden, und in Geſtalt eines Strauches. Sie hat ſpitziges ausgezacktes, weißes Laub. Wenn dieſes abfällt: ſo kömmt ein runder Knopf zum Vorſcheine, der nachgehends größer wird, und ſich mit Kernen anfüllt. Nimmt man eine gewiſſe Menge von dieſem Saamen in Waſſer, Wein, oder in einer Speiſe zu ſich: ſo ſtirbt man unter beſtändigem Lachen, oder Jauchzen dahin. Nimmt man aber weniger, ſo kömmt man entweder mit einer zwölf oder funfzehnſtündigen Dummheit davon, in welcher man nicht weis, weder was man thut, noch was vorgeht, oder man fällt in einen feſten Schlaf, der ganze vier und zwanzig Stunden dauert. Die lüderlichen Frauensperſonen nehmen ihre Zuflucht zu dieſem Kunſtſtücke, wenn es darauf ankömmt, den Mann oder die Aufſeherinn einzuſchläfern.

Fagara. **Fagara** iſt die Benennung ſowohl einer gewiſſen Staude, als ihrer Frucht. Die letztere hat die Größe einer Zuckererbſe, iſt außen mit einer zarten aſchgrauen und ſchwarzen Schelfe überzogen, darunter noch eine dünne Schale, und in ſolcher ein ziemlich feſter Kern in einem ſchwarzen zarten Häutchen liegt. Man leget ihm nicht nur die Kraft, dem Gifte zu widerſtehen, ſondern auch noch andere herrliche Eigenſchaften für den Magen und die Leber bey. Noch giebt es eine kleine **Fagara**, welche an Geſtalt und Größe einer Cubebe gleicht. Sowohl eine, als die andere, iſt gewürzhaft. Man glaubet, ſie wären urſprünglich aus den philippiniſchen Inſeln hergekommen.

N.º 22.

1. Figueira od. Bananes baum der Indianer.
2. Bananes.
3. Jangomeira.
4. Jangomas.
5. Brindeira.
6. Brindons.



C. F. Fritz Sculp.

Der **Fagara** kömmt nirgend beſſer, als auf der Inſel Java fort. Seine Frucht hat die Größe der Cubeben, und ihre Schelfe iſt mit einer ſchwarzen ſehr dünnen Schale bedecket. Es liegt in ſolcher nicht mehr, als ein einziges Korn, das man für ein treffliches Mittel gegen Bruſtflüſſe, Schwachheit des Magens, und den Durchlauf hält.

Figueira, oder indianiſcher Bananasbaum.

Der **Figueira**, oder indianiſcher **Bananasbaum**, iſt eigentlich nicht ſowohl ein Baum, als vielmehr eine weiche Pflanze, ſo dick als ein Schenkel, und funfzehn bis zwanzig Spannen hoch. Ihre Blätter ſind ungefähr vier Spannen breit. Zufolge der gemeinen Meynung in Indien und Africa, gebrauchten unſere erſten Aeltern dieſe Blätter, ihre Blöße damit zu decken. Aber die Indianer gebrauchen ſie ſtatt der Schüſſeln und Teller, und erſpahren dergeſtalt die Mühe, ihr Tafelgeſchirr abzuſcheuern, weil ſie bey jedweder Mahlzeit friſche auflegen. Nebſtdem bedienen ſie ſich ihrer auch ſtatt des Papieres, und ſchreiben darauf. Der Stamm dieſer Pflanze gleicht, was die Geſtalt betrifft, dem Stamme eines Rohres, und trägt nicht öfter, als ein einziges mal Frucht. Er liefert ſechzig, ſiebenzig bis hundert Bananas, und wird ſodann gleich unten an der Wurzel abgehauen, aus welcher eine neue Pflanze zum Vorſcheine kömmt. Die indianiſche Bananas theilet ſich in zwo Gattungen. Eine iſt etwa einer Spanne lang, ſo dick und rund, als ein Ey; dieſe Gattung nennet man Bratbananas. Sie ſchmecken ſo ſüß, als wilde Feigen, und ſind, wenn ſie gebraten und mit einem wenig Zimmet und Zucker geſpeiſet werden, ein nahrhaftes Eſſen. Ihr Fleiſch hat eine röthlich weiße Farbe, und iſt mit einem kleinen zarten und ſchwarzen Saamen, der gleichfalls gegeſſen wird, angefüllet. Man bricht ſie ſchon ab, ehe ſie noch zeitig ſind, und läßt ſie gleich den Wintermelonen unter dem Dache völlig reif werden. Die Bananas von der zweyten Gattung nennt man Gartenbananas, und ſind ſie ſüßer, wohl geſchmackter und hitziger, als jene, welche von Natur kühlen; hingegen ſind ſie kleiner, ungeachtet ſie eben denſelbigen Saamen, als jene, haben. Man ißt ſie roh. Beyde Gattungen reifen zu einerley Zeit.

Indianiſche Feige.

Der von den Portugieſen alſo genannte **indianiſche Feigenbaum** hat eben dergleichen Laub, als der Wallnußbaum, und gleicht übrigens dem europäiſchen Feigenbaume nicht das geringſte. Er treibt eine kleine Frucht, welche ſonſt zu nichts tauget, als daß man ſie verbrennet, und auf dieſe Weiſe ein ſchwarzes Oel, das anſtatt Pech und Ruß zum Schiffſchwärzen gebrauchet wird, heraus bringt. Das bewundernswürdige an dieſem Baume iſt eine Eigenſchaft, die er mit dem Paletuvier gemein hat; es ſchießen nämlich ſeine Aeſte anfänglich in die Höhe, treiben hernach an der Spitze ein Würzelchen, und beugen ſich von ſelbſt gegen den Boden, da ſie bewurzeln, und neue Bäume treiben, welche in kurzer Zeit ein ganzes Land ausfüllen würden, wofern man nicht auf ihre Ausrottung bedacht wäre. Das Holz tauget bloß zum Brennen, ſonſt zu nichts.

Galanga.

Die **Galanga**, von den Arabern Calvegian genannt, iſt eine Pflanze, welche wild, und nur etwa funfzehn bis zwanzig Zoll hoch wächſt. Das Laub hat die Geſtalt eines Speereiſens; die Blüthe iſt weiß. Es giebt zweyerley Gattungen, eine kleine, welche urſprünglich aus China herkömmt, und einen ſehr guten Geruch hat, und eine größere, die wenig Geruch hat, und Lanquas genennet wird. Die Indianer verſetzen die erſte Gattung, machen aus ihrer Wurzel eine Art von Achar oder Salate, gebrauchen ſie auch als ein Arzeneymittel für gewiſſe Krankheiten. Beſagte Wurzel iſt dick und lang, und hat gleich der Pflanze ſelbſt, die eigentlich unter die Rohrgattungen gehöret, eine Menge Knoten. Aeußerlich iſt ſie roth, inwendig weiß, und ſchmecket faſt wie Ingwer.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Ingwer.

Der oſtindiſche Ingwer iſt eine Pflanze, davon der Stengel etwa zwo bis drey Spannen hoch über die Erde treibt, und nicht dicker, als unſere Binſen iſt. Die Indianer eſſen die Wurzel, entweder roh im Salate, oder mit Salze und Weineßig eingemacht. Wie es ſcheint, ſo kömmt ſein Name von den Arabern her, indem ſie die Wurzel Gingibil nennen.

Theerbaum.

Der **Theerbaum**, das iſt derjenige, der ein gewiſſes Oel, das eben dergleichen Dienſte leiſtet, als der Theer, von ſich giebt, iſt in des Dampiers Reiſe ſehr genau beſchrieben worden. Wie es ſcheint, ſo iſt er den Europäern unter keiner andern, als dieſer Benennung bekannt.

Hermia.

Hermia iſt der Name ſowohl einer Staude, als ihrer Frucht, welche letztere an Geſtalt und Größe dem Pfeffer gleicht, auch wie dieſer an einem ſehr kurzen Stiele hängt. Allein, ſeine Rinde iſt mit roth und Citronfarbe ungemein ſchön geſtreift. Sie ſchmecket gewürzhaftig, und beynahe wie Nelken, führet viel flüchtiges Salz und Oel bey ſich. Man gebrauchet ſie zu Stärkung des Magens, und wenn die Mandel im Halſe los geworden iſt.

Jacaranda.

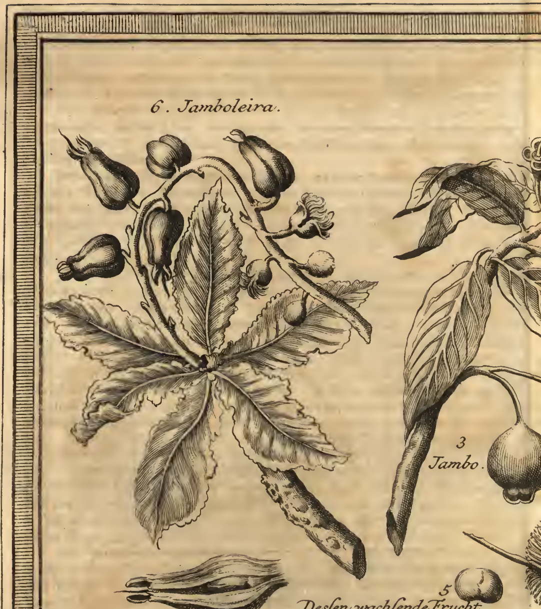
Jacarandabäume giebt es zweyerley Gattungen, eine hat weißes, die andere ſchwarzes Holz, beydes iſt hart, ſchön und gemarmelt. Die weiße Gattung hat keinen Geruch, und gleicht dem Pflaumenbaume. Ihr Laub iſt klein, ſpitzig, oben glänzend, unten weiß, und die Blätter ſtehen auf beyden Seiten ordentlich neben einander. Jedweder Aſt treibt viele Sproſſen, und jedweder einen Buſch olivenfärbiger, und an Größe einem Kirſchkerne ähnlicher Knoſpen. Nach einigen Tagen ſpringen dieſe Knoſpen auf, theilen ſich in fünf unterwärts gebogene Blättchen, und ſtellen inwendig ein zartes ſeidenes Häubchen von einer glänzenden Olivenfarbe vor. Zwiſchen nur beſagten Blättern wächſt eine einblätterichte beynahe runde, gelbe, ſehr angenehm riechende Bluhme heraus; ſie hat einige weiße Staubſtengelchen in der Mitte, worauf ziemlich große gelbe Häuptchen ſtehen. Auf die Blüthe folget eine Frucht in Größe einer Fauſt von unregelmäßiger Geſtalt; denn ſie iſt bucklicht, krumm, ungleich, hängt übrigens ihrer Schwere wegen unter ſich. Ihre äußerliche Farbe iſt weiß mit Grün vermiſchet, inwendig iſt ſie mit einem grünen Weſen, das ins Weißliche ſpielet, und wie Seife gebrauchet wird, ausgefüllet. Bey den Indianern heißt dieſe Frucht **Manipoy**, und wird gekocht gegeſſen. Die zweyte **Jaracandagattung** hat ein ſchwarzes, hartes, dichtes, aber wohlriechendes Holz; man hält es für ein ſchweißtreibendes, und ſeine Frucht für ein magenſtärkendes Mittel.

Jambo.

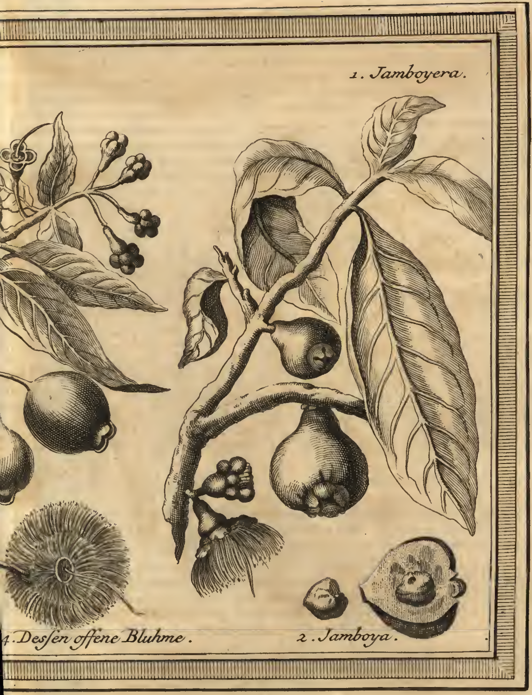
Die **Jambos** ſind ungemein hohe Bäume, mit langen dünnen Blättern. Die Frucht trägt eben den Namen, als der Baum, iſt ſo groß, als ein kleiner Apfel, ſchmecket auch eben alſo, hat aber einen Geruch wie Roſenwaſſer. Die Rinde iſt gelblich, und das Inwendige zimmetfarbig. In ſolchem liegen zween Kerne, und zwar ganz frey. Die Frucht fängt im Jenner an, reif zu werden, und ihre Zeit dauert bis in den April.

Jamboleira und Jambolonen.

Der **Jamboleira** iſt ein wilder Baum, hat eben ſolches Laub, als der Limonienbaum, und trägt die ſogenannte **Jambolonen**, davon die Indianer viel Weſens machen. Es hängt dieſe Frucht wie unſere Kirſchen und Oliven am Aſte, hat die rothe Farbe der erſten, und die Geſtalt der letztern, nebſt eben dergleichen Kerne. Man ißt ſie in Indien mit Salze: allein, die Europäer finden kein ſonderliches Belieben daran, indem ſie nicht nur ihrem Erachten zu Folge, wie Horn ſchmecket, ſondern auch den Bauch aufblähet, folglich der Geſundheit ſchadet. Die Jambolonen reifen gemeiniglich im April und Maymonate.


6. Jamboleira.
3 Jambo.
5 Deſſen wachſende Frucht.
7. Jambolon offen.
4.

N°. 23.


1. Jamboyera.
4. Desſen offene Bluhme.
2. Jamboya.

Jamboyera.

Jamboyera iſt ein anderer Baum von gemeiner Größe; er hat kleines Laub, und ſeine Blüthe gleicht der Pommeranzenblüthe. Die Frucht hat die Geſtalt einer Birn, iſt auswendig roth und weiß, ihr Inwendiges hat eine weiße Farbe und einen Kern. Sie riecht und ſchmecket wie die Kirſchen. Ihre Zeit iſt im Jenner, Hornung und Märzmonate, da ſie wohl zwey bis dreymal nach einander treibt.

Jangomar.

Der Jangomar iſt ein Baum voll Dornen, und ſo groß, als ein Pflaumenbaum, wie denn auch ſein Laub dem Pflaumenbaumlaube gleicht. Die Frucht gleicht den Atlaßbeeren, iſt nach erlangter Zeitigung gelb, ſchmecket wie gedörrete Pflaumen, etwas ſcharf und zuſammenziehend. Man gebrauchet ſie im Durchlaufe und Entzündungen der Kehle.

Jangomeira.

Der Jangomeira iſt ein mittelmäßig großer Baum, deſſen Rinde über und über voll Dornen ſitzt. Die Frucht heißt Jangomas, ob ſie gleich von den Portugieſen Adamsapfel genennet wird. An Geſtalt gleicht ſie einer Wallnuß, iſt aber äußerlich purpurroth, inwendig weiß, und hat zween Kerne. Ihr Geſchmack iſt eine Vermiſchung von Sauer, Süß und Bitter, das mit dem Miſpelgeſchmacke eine Aehnlichkeit hat. Ihre Zeit iſt im Winter- Chriſt- und Jennermonate.

Jagueira.

Der Jagueira iſt ſo groß, als der Lorbeerbaum. Sein Laub iſt grün und gelb. Die Frucht heißt Jaca, und übertrifft an Größe alle Früchte in der Welt. Ein Mann hat an einer einzigen genug, zu tragen. Es giebt welche von vier Schuhen in die Länge, und anderthalben im Durchſchnitte. Indem nun für eine ſo gewaltige Laſt alle Aeſte zu ſchwach wären, ſo läßt die vorſichtige Natur dieſe Frucht ganz unten am Stamme heraus wachſen. Sie iſt zwar auf der Inſel Ceylan größer und gemeiner, als in keiner andern indianiſchen Landſchaft, wächſt aber dennoch ſowohl auf dem feſten Lande, als auf andern Inſeln. Der Geruch, den ſie nach ihrer Zeitigung von ſich giebt, verräth den Ort, da man ſie ſuchen muß, und meldet gleichſam, es ſey hohe Zeit, ſie abzubrechen. Ihre Schale iſt von weiß und grün gemiſchet, und ſtachlicht. Ihr Inwendiges iſt in viele Fache abgetheilet, die ein gelbes ſehr ſüßes Fleiſch haben. In jedwedem liegt ein Kern, der an Härte einer Eichel gleicht, und wenn er gebraten wird, wie eine Caſtanie ſchmecket. Die Zeit dieſer Frucht dauert vom Märzen bis in den Herbſtmonat.

Ikara Muli.

Ikara Muli iſt eine ungemein hitzige Wurzel, welche gegen die Unverdaulichkeit in einem Löffel voll warmes Waſſer eingenommen wird. Zuweilen erreget ſie ein Erbrechen. Sie wird auch als ein Gegengift gebrauchet, und giebt man vor, es nähmen alle Schlangen die Flucht, wenn ſie ihnen, ſo lange ſie friſch iſt, vorgehalten werde.

Indigo.

Der Indig wächſt in Indien hin und wieder. Für den beſten hält man denjenigen, der ein Paar Tagereiſen weit von Agra, um Brana Indua und Corſa im indoſtaniſchen Gebiethe wächſt. Gleichfalls wächſt viel in der Gegend um Surate, abſonderlich bey Sarqueſſe, zwo Meilen von Amandabath. Eben daher kömmt meiſtens der Indig in Kuchen. Doch wächſt im golkondiſchen Gebiethe Indig von gleicher Beſchaffenheit, wird auch ungefähr für eben denſelbigen Preis verkauft. Es gilt nämlich der ſuratiſche Mein, welcher zwey und vierzig Handvoll, oder nach unſerm Gewichte vier und dreyßig und ein halb Pfund thut, funfzehn bis zwanzig Rupien. Der zu Baroch bereitete hat mit dem itztgemeldeten gleiche Güte. Um Agra wird er in Knollen, oder einer halben Kugel ähnlichen Stücken verkauft. In der Gegend um Raut ſechs und dreyßig Meilen von Brampur, wächſt er ebenfalls, imgleichen hin und wieder im Bengaliſchen, von da ihn die holländiſche

Naturgeſchichte von Oſtindien.

ländiſche Geſellſchaft nach Maſulipatan bringen läßt: doch bekömmt man alle dieſe Indiggattungen um achtzig vom Hunderte wohlfeiler, als den agriſchen.

In Oſtindien wird der Indig nach geendigter Regenzeit geſäet. Sein Laub gleicht übrigens dem Laube der gelben Paſtinacken, nur iſt es zärter. Er hat kleine Aeſte, die wirkliches Holz ſind, und wächſt Manneshoch. So lange das Laub noch klein iſt, ſieht es grün aus, nachgehends aber bekömmt es eine ſchöne ins Blaue ſpielende Violetfarbe. Die Blüthe gleicht der Diſtelblüthe, und der Saamen dem griechiſchen Heuſaamen.

Er wird dem allgemeinen Gebrauche der Indianer zu Folge, das Jahr über dreymal abgeſchnitten. Der erſte Schnitt geſchieht, wenn er zween bis drey Schuhe hoch iſt, und ſchneidet man ihn ſodann einen halben Schuh hoch über der Erde ab. Dieſer erſte Schnitt iſt, ohne Vergleichung, der beſte unter allen. Der zweyte gilt ſchon zehn bis zwölfe auf das Hundert weniger, und der dritte, ungefähr zwanzig. Man kennet ſie an der Farbe von einander, wenn man die Ballen von einander bricht. Denn der Indig vom erſten Schnitte hat ein weit glänzenderes und helleres Violetblau, als die zweyte und dritte Gattung, gleichwie denn jene hinwiederum die letzte an Lebhaftigkeit übertrifft. Doch, die Indianer laſſen es bey dieſem Unterſchiede, ungeachtet er eine merkliche Aenderung im Preiſe verurſachet, nicht bewenden, ſondern verfälſchen ſeine Güte und ſein Gewicht durch allerley Zuſätze.

Wenn die Pflanze abgeſchnitten worden: ſo zupfet man die Blätter von ihren Stielen ab, und trocknet ſie an der Sonne. Nachgehends wirft man ſie in einen runden Trog, der zwar nur von einem gewiſſen Kalche gemachet wird, gleichwohl aber eine ſolche Feſtigkeit bekömmt, daß man glauben ſollte, er ſey aus einem einzigen Marmorſtücke gehauen. Ein ſolcher Trog hat insgemein achtzig bis hundert Schritte im Umfange. Man füllet ihn erſtlich halb voll Salzwaſſer, wirft hernach ſo viel Blätter hinein, bis er ganz voll wird, und rühret ſie öfters um. Endlich werden ſie zu einem Schlamme, wornach man ſie einige Tage ruhen und ſich ſetzen läßt. Iſt nun das Waſſer hell geworden: ſo öffnet man die Löcher, welche ausdrücklich deswegen in den Trog gemacht worden ſind, und läßt es ablaufen, der Schlamm aber wird in Körbe geſchöpfet. Jedweder tritt mit ſeinem Korbe auf einen ebenen Platz, nimmt etwas Teig heraus und machet einen Klumpen in Geſtalt und Größe eines halben Hühnereyes daraus, das iſt, unten flach, und oben ſpitzig. Doch wird der amandabatſche Indig ganz flach gedrücket, daß er die Geſtalt eines Kuchens bekömmt. Ehe die Kaufleute den Indig aus Aſien nach Europa führen, ſieben ſie ihn durch, damit der daran hängende Staub wegkomme, und ſie für dieſe unnütze Laſt keinen Zoll bezahlen dürfen. Ja, ſie haben von dieſer Anſtalt noch einen anderen Vortheil; denn ſie verkaufen beſagten Staub an die daſigen Landeseinwohner, die ihn zum Färben gebrauchen. Die Leute, welche das Durchſieben verrichten, müſſen ſich um das ganze Geſicht mit einem Tuche verbinden, und nur um die Gegend der Augen ein Paar kleine Löcher laſſen, übrigens aber Mund und Naſe wohl verwahret halten. Dem ungeachtet iſt ihr Speichel blau gefärbet, wenn ſie dieſe Arbeit acht bis zehn Tage treiben. Ja, wenn man des Morgens auf den Platz, da geſiebet wird, ein Ey hinleget, und es auf den Abend aufſchlägt, ſo iſt, wie die Erfahrung öfters beſtätiget hat, das Inwendige ganz blau.

Wenn der Indigteig aus dem Korbe genommen, und in einen Klump gedrücket worden iſt, bey welcher Verrichtung man die Finger in Oel eintauchen muß, ſo läßt man ihn an der Sonne trocknen. Die Käufer pflegen allemal zu verſuchen, ob kein Sand darunter gemiſchet ſey, und verbrennen zu dieſem Ende einige Klumpen. Denn der Indig wird zu Aſche, der Sand hingegen bleibt, wie er iſt. Wer ſich mit Indigſaamen zum Ausſäen auf das künftige Jahr verſorgen will, der läßt einige Stöcke ſtehen, bis ſie dürre werden, ſchneidet ſie hernach ab, und nimmt den Samen davon. Iſt ein Stück Land drey Jahr nach einander mit Indig angebauet worden: ſo muß es ein Jahr lang Brache liegen, ehe man es wieder damit anbauen darf.

Kaka Mulon. **Kaka Mulon** oder **Mullu** iſt der Name eines Baumes, welcher Schoten trägt. Seine Rinde mit Milch abgeſotten, vertreibt die Krankheiten, welche den Namen **Diabete** und **Gonorrhäa** tragen.

Kaka Toddali. Der **Kaka Toddali**, iſt ein Stäudchen, deſſen Wurzel und grüne Frucht in Oel gebraten eine ſehr geprieſene Salbe gegen das Zipperlein geben. Aus dem Laube, wenn es in Waſſer gekocht worden, bereitet man ein Bad, das in der Anaſarca, Cachexie, bey wäſſerigen Geſchwulſten am Beine, und überhaupt in allen Krankheiten, welche vom Ueberfluſſe der ſalzigen Feuchtigkeit herrühren, gute Dienſte leiſtet.

Kaſiava Maram. Der **Kaſiava Maram** iſt ein Baum von mittelmäßiger Größe. Sein Laub nebſt friſchem Curcuma im Oele geſotten, giebt ein berufenes Linderungsmittel gegen wäſſerige Beulen. Die Wurzel, gleichfalls in Oele gekocht, ſtillet die Schmerzen des Zipperleins.

Katu Cona. Der **Katu Cona**, ein großer und in Malabar gemeiner Baum, grünet beſtändig, und trägt das ganze Jahr ſowohl Blüthe als Früchte. Der abgekochte Trank von ſeinem Laube heilet den Ausſatz, und läßt die Haare nicht grauen. Seine Rinde mit Zucker zu einem Teige gemachet, iſt gleichfalls gut gegen den Ausſatz.

Katu Naregam. Der **Katu Naregam**, ein großer Baum, trägt eine ſehr kleine Limoniengattung. Der ausgepreſſete Saft von ſeinem Laube in die Naſe gezogen, iſt ein bewährtes Mittel gegen Hauptſchmerzen. Mit Pfeffer, Ingwer und Zucker eingenommen, vertreibt er die Lungenkrankheiten, die von der Kälte herkommen.

Katuti-jetti-pu. **Katuti-jetti-pu**, iſt eine Pflanze und deswegen ſehr berühmt, weil ſie das Bruſteiter, und andere innerliche Geſchwüre, ehe ſie aufbrechen, zertheilet, auch die Gicht und Waſſerſucht vertreibt. Die Deutſchen verſchreiben die Blätter, und trinken ſie wie Thee.

Kedangu. **Kedangu** iſt eine Staude. Man bereitet von ihrem Laube Bäder, welche alle Geſchwulſtgattungen vertheilen. Der Saft von der Blüthe iſt ein vortreffliches Mittel gegen die fallende Sucht, und Blattern der Kinder.

Libby. Der **Libby** gleicht dem Palmbaume, ja, er mag wohl gar eine Gattung davon ſeyn. Er wächſt an Flüſſen, da man oft fünf bis ſechs wälſche Meilen lange Wälder antrifft. Die armen Leute machen Brodt davon, welches mit dem Sagu der moluckiſchen Inſeln eine Aehnlichkeit hat. Sowohl die Rinde, als das Holz, iſt hart, ſo dünne als eine Eyerſchale, und gleich dem Hollunder mit einem weißen Marke ausgefüllet. Man hauet den Stamm um, ſpaltet ihn nach der Länge, und nimmt das Mark heraus. Dieſes wird mit einem hölzernen Stempel in einem Mörſer oder Troge lange Zeit geſtoßen. Nachgehends in einem leinenen Tuche über den Trog gelegt, Waſſer darauf gegoſſen, und fleißig umgerührt, damit das zarteſte davon mit dem Waſſer zugleich durch das Tuch gehen möge. Was nun in den Trog kömmt, das ſetzet ſich bald zu Boden, und wird zu Brodte oder vielmehr zu Kuchen, die einen ſehr guten Geſchmack haben, verbacken. Auch machet

man,

Naturgeſchichte von Oſtindien.

man, gleichwie von dem moluckiſchen Sagu, eine Art von Nudeln daraus, und verſchicket ſie in diejenigen Gegenden Indiens, wo dieſer Baum nicht wächſt, indem ſie mit Mandelmilch gegeſſen, für ein vortreffliches Mittel gegen den Durchlauf gehalten werden.

Makarekau

Der **Makarekau** iſt wegen ſeiner Nußbarkeit nicht minder merkwürdig, als wegen ſeines hohen Stammes und ſeiner ſchönen Krone. Seine Wurzeln ſtehen wirklich über der Erde, indem ſie die bloße Spitze in ſelbige verſenken. Demnach läßt es oben, als ob der Baum auf Pfeilern und Schwibbogen ſtünde, zwiſchen welchen man durchſehen kann. Denn ſie ſind lang, dicke, ſchön und glatt. Haben die Indianer, abſonderlich die Maldiver, glattes Holz nöthig: ſo ſchneiden ſie nur einige ſolche Wurzeln ab, und laſſen dem Baume gemeiniglich nicht mehr als viere zu ſeiner Unterſtützung übrig. Weit gefehlt, daß ihm dieſes ſchaden ſollte, ſo treibt er vielmehr friſche, und eben ſo ſtarke. Seine Blüthe iſt einen Schuh lang, dicke, weiß, gefüllt, und riecht ſehr angenehm. Die Frucht erreichet die Größe eines Kürbiſſes, hat eine fleiſchfarbige harte in Rauten abgetheilte Schelfe, welche Abtheilungen bis in den Mittelpunct ſich erſtrecken. Die Frucht an ſich ſelbſt ißt man nicht, wohl aber die darinnen liegenden Kerne. Jedes Blatt iſt anderthalb Ellen lang, und eine Spanne breit; man zieht die obere Haut von der unteren ab, und kann auf jedwede eben ſo gut, als auf Pergament, mit Dinte ſchreiben. Das Holz iſt feucht, löcherich und faſerich, um welcher Urſache willen man wenig damit anfangen kann.

Mangoſtan.

Die **Mangoſtan** iſt eine vortreffliche Frucht, eines eben alſo benenneten Baumes. Abſonderlich lobet man die javaniſche, indem ihr keine, die anderswo wächſt, an herrlichem Geſchmacke beykömmt. Sie gleicht unſeren Schlehen ziemlich.

Dampier hält ſie für die vortrefflichſte unter allen Früchten. Sie gleicht übrigens einem Granatapfel, nur aber iſt ſie weit kleiner; die äußere Schelfe oder Rinde iſt etwas weniges dicker, als am Granatapfel, auch weicher, dem ungeachter aber brüchicher. Sie hat eine dunkele Purpurfarbe, das Fleiſch hingegen eine dunkele Carmeſinfarbe. Dieſe Frucht iſt in drey bis vier Fache, jedwedes von der Größe einer Daumenſpitze abgetheilet; ſie laſſen ſich leicht von einander abſondern, haben eine milchweiße Farbe, ſind ſehr mürbe, und voll Saft. In jedwedem liegt ein kleiner ſchwarzer Kern. Man ſchreibt der Rinde eine zuſammen ziehende Kraft zu, um welcher Urſache willen ſie getrocknet, und gegen den Durchlauf gebrauchet wird.

Manguera.

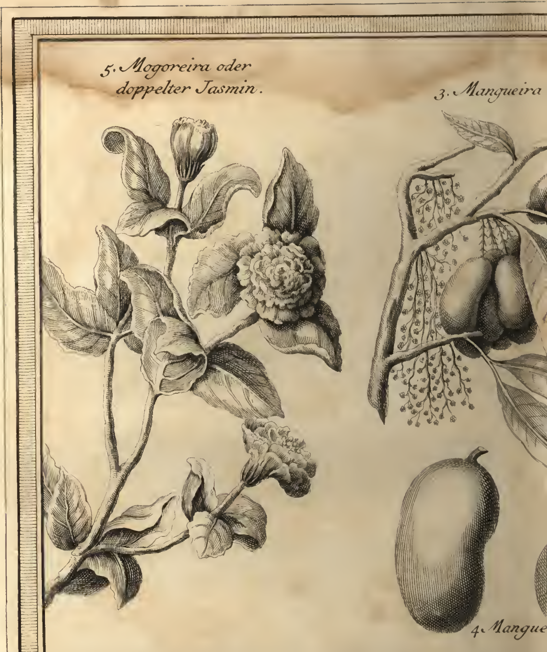
Der **Manguera**, welcher die **Mangue** oder **Mangoue** trägt, ſcheint in der Hochachtung der Indianer den nächſten Rang nach dem Cocosbaume und dem Betleira zu behaupten, ja, es ſcheinen ſo gar die Reiſebeſchreibungen eine gleiche Meynung von ihm zu hegen t). Er bekömmt die Höhe eines großen Birnbaumes, hat aber größeres und zärteres Laub. Die Frucht iſt ſehr ſchwer, und hängt, vermittelſt eines Stieles, der wenigſtens einen Schuh lang iſt, am Baume. Aeußerlich hat ſie eine grüne Farbe, aber nach dem Schälen erſcheint ſie weißgelblich. Man theilet ſie in verſchiedene Gattungen, davon eine jede anders ſchmecket, zum Beyſpiele die **Carreiras**, die **Mallajas**, die **Nicolas**, die Satias und noch andere mehr, darunter jedwede das herrlichſte europäiſche Obſt an gutem Geſchmacke weit übertrifft. **Dellon** verſichert, er habe in ſeinem ganzen Leben nie etwas beſſeres gekoſtet. Sie werden größtentheils im Aprile, May- und Brachmonate reif, un-

geachtet

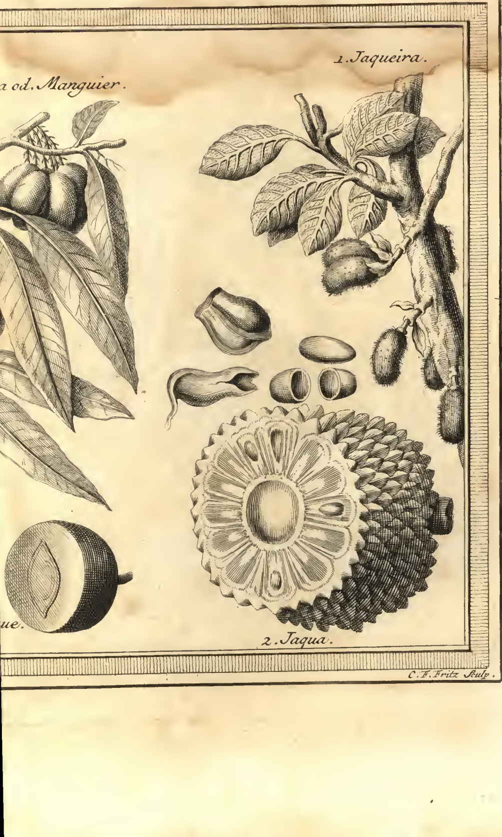
---

t) **Philipp de la Sainte Trinite**, a. d. 385 S.

u) Nur beſagter Reiſebeſchreiber bemerket, es gebe in ganz Oſtindien überhaupt ſehr wenig Bäume,


5. Mogoreira oder doppelter Jasmin.
3. Mangueira
4. Mangue

N°.24.


1. Jaqueira.
a od. Manguier.
ue.
2. Jaqua.
C. F. Fritz Sculp.

geachtet man ſchon zween bis drey Monate vorher einige zeitige findet *u*). Sie ſind von einer ſehr hitzigen Beſchaffenheit. Man bricht ſie, wie alles übrige indianiſche Obſt, grün ab, und läßt ſie unter dem Dache völlig reifen, welches in zween oder dreyen Tagen geſchieht. Sie werden nach Belieben entweder mit Zucker oder mit Weineſſig eingemachet. Aus den letztern bereiten die Indianer einen Salat, den ſie **Achar** nennen, und darauf die Portugieſen nicht weniger viel halten. Das Holz des Mangueirabaumes wird zu Tiſchlerarbeit gebraucht.

Marotti.

Der **Marotti** iſt ein großer Baum, deſſen Blätter den Lorbeerblättern gleichen; er trägt eine runde länglichte Frucht, darinnen ein harter breiter und gelblichter Kern liegt, und zehn bis zwölf Mandeln in ſich ſchließt. Man bereitet aus ſolchen ein Oel, das die Krätze und das Augentriefen vertreibt.

Melocorcopali.

Melocorcopali iſt der Name ſowohl eines Baumes, als ſeiner Frucht. Die letztere iſt eine Quittengattung, welche die Größe einer Melone und den Geſchmack einer Kirſche hat. Der Baum ſelbſt gleicht ſowohl an Größe, als Laube einem Quittenbaume. In der Frucht liegen drey bis viere denen in einer Weinbeere ähnliche Kerne. Sie machet eine gelinde Oeffnung.

Mangoreira.

Mangoreira iſt eine Staude, welcher die Portugieſen den Namen des arabiſchen Jesmins beylegen. Es iſt zwar möglich, daß dieſe Pflanze aus Arabien gekommen ſeyn möchte, doch findet man ſie ſonſt nirgend, als im Indoſtaniſchen. Sie trägt eine ſchöne weiße Blüthe, die **Mangorin** benennet wird, und faſt wie Jesmin, wiewohl etwas ſchwächer riecht; über dieſes hat ſie mehr als funfzig Kelchblättchen, der Jesmin hingegen nur ſechſe.

Molucane.

Molucane iſt eine Pflanze, die wenigſtens drey, höchſtens vier Schuhe hoch wächſt, und ihre Benennung deswegen von den moluckiſchen Inſeln bekommen hat, weil ſie in keiner anderen Gegend dergleichen heilſame Eigenſchaften beſitzt. Sie hat eine ſchöne grüne Farbe. Ihr Stengel iſt dünn, zart, etwas hohl, ſchwach, und treibt viele Aeſte, welche, wenn man die Pflanze auf der Erde kriechen läßt, ſelbſt wieder Wurzel ſchlagen, alſo daß ein einziger Stock mit der Zeit einen großen Raum wegnimmt. Das Laub gleicht übrigens dem Hollunderlaube, nur iſt es weich, zart, und rings herum ausgezacket. Die Blüthe gleicht der Kürbißblüthe, iſt aber ein wenig größer, und gelb. Sie wächſt an fruchtbaren und feuchten Orten, und bleibt das ganze Jahr über grün. Sowohl die innere Rinde, als das Laub, ſind ungemeine Wundmittel. Sie heilen alle offene Schäden, es mögen ſolche ſo eingewurzelt und bösartig ſeyn, als ſie immer wollen. Sie ſtillen die Schmerzen. Sie ſtillen das Blut. Ja, es beſitzt dieſe Pflanze faſt unzählig vielerley kräftige Eigenſchaften, und heißt um dieſer Urſache willen bey den Indianern die Armenapotheke, und das Unglück der Aerzte.

Morankgaſt.

Der **Morankgaſt** iſt ein ſehr großer Baum, deſſen Aeſte ſich ſehr weit ausbreiten, wiewohl die Blätter klein und dabey rund ſind. Die Frucht iſt eine große Schote, darinnen eine Bohnengattung liegt. Die Indianer machen ſowohl vom Laube, als von der Frucht eine Suppe, welche dem **Pyrard** ungemein gut ſchmeckete.

Moringa.

Der **Moringa** gleicht an Größe und Laube dem Linſenbaume. Er hat wenig Aeſte, und viel Knoten. Sein Holz iſt leicht zu zerbrechen. Seine Blüthe hat eine dunkelgrüne

kelgrüne

---

me, die nicht das ganze Jahr über grüneten, darum, weil ihr Laub nicht auf einmal, ſondern nach und nach abfalle und ſogleich wieder friſches nachwachſe.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

felgrüne Farbe, und einen Steckrüben Geſchmack. Die Frucht wird einen Schuh lang, und ſo dick, als eine Rübe, iſt mit acht Ecken gezieret, von einer hellen Farbe zwiſchen grau und grün, inwendig weiß und markig, in viele Fache abgetheilet, darinnen ein grüner und ſehr mürber Saamen liegt, wiewohl er einen ſchärferen Geſchmack hat, als das Laub. Man ißt dieſe Frucht gekocht, und verkaufet ſie auf dem Markte, wie in Europa die Bohnen. Die Wurzel des Baumes wird für ein vortreffliches Mittel gegen anſteckende Krankheiten, Gift, und den Biß giftiger Thiere gehalten.

Morrenor. Der **Morrenor**, ein ſehr kleiner Baum, trägt eine ziemlich große Frucht, Cunane genannt, welche von den Indianern gekocht, und um die Kopfſchmerzen zu vertreiben, gegeſſen wird.

Mullava. **Mullava** iſt der Name einer ſchotentragenden Pflanze. Die Blüthe beſteht aus fünf gelben Kelchblättchen und einer Schote, darinnen gemeiniglich vier Samenkörner liegen. Die armen Indianer räuchern ſich damit, wenn ſie den Schwindel oder das Kopfweh haben, und ziehen den Rauch durch die Naſe an ſich.

Nagam. Der **Nagam** iſt ſehr groß und trägt Schoten. Er iſt beynahe überall in ganz Indien ſehr gemein. Der Saft aus dem Laube mit indianiſchem Nußöle vermiſcht, giebt eine Salbe gegen das Aufſchwellen, abſonderlich am Bauche.

Nandi Ervatam. Der **Nandi Ervatam** iſt eine Staude, davon alle und jede Theile Milch in ſich haben. Ihr Saft mit Oele vermiſchet, und den Kopf damit gerieben, wird in Indien für ein bewährtes Augenmittel gehalten. Die Wurzel gekauet, ſtillet die Zahnſchmerzen.

Nedum Schetti. **Nedum Schetti** iſt gleichfalls eine Staude. Man läßt ihre Beeren in Oele kochen, und machet eine Salbe gegen die Krätze daraus.

Negundo. **Negundo** iſt ein großer Baum, von zweyerley Gattung, einer männlichen und einer weiblichen. Die männliche hat die Größe eines Mandelbaumes. Ihr Laub gleicht dem Hollunderlaube, iſt rings herum ausgezacket, und haarig wie der Salbey. Die andere Gattung iſt zwar eben ſo groß, hat aber breitere, rundere und nicht ausgezackete Blätter, wie der weiße Pappelbaum. Beyderley Laub ſchmecket wie Salbey, nur etwas ſchärfer und bitterer. Des Morgens ſteht ein weißer Schaum auf dieſem Laube, welcher die Nacht über heraus ſchwitzt. Die Blüthe gleicht der Rosmarienblüthe, die Frucht dem ſchwarzen Pfeffer, er hat aber keinen ſo ſcharfen und hitzigen Geſchmack. Man ſchreibt dem Negundo ſehr viele Tugenden zu. Sowohl ſein Laub, als ſeine Blüthe und Frucht hält man, wenn ſie gekocht und in Oele zerrieben ſind, für ein vortreffliches Linderungsmittel. Das Laub zerquetſchet und übergelegt, vertreibt alte Schäden und heilet ſie. Die indianiſchen Frauen bereiten einen Trank daraus, waſchen ſich auch damit, und hoffen fruchtbar zu werden.

Nilica Maram. **Nilica Maram** iſt ein indianiſcher Pflaumenbaum. Seine Frucht, imgleichen das erſte Laub, gedörret, gepülvert, in ſauerer und geronnener Milch, Tayr genannt, eingenommen, ſind vortrefflich gegen den Durchlauf.

Nir Notejil. Die Staude **Nir Notejil**, wird in Malabar deswegen in großen Ehren gehalten, weil ihr Laub die Franzoſen heilen ſoll. Man nimmt es zu dieſem Ende gedörret, und nebſt etwas Zucker zu einem Pulver gemachet, in einer Reißbrühe. Auch kochet man die Wurzeln und das Laub im Waſſer, und bereitet ein Bad daraus, welches in der Phreneſie, Manie und anderen Hauptkrankheiten ſonderbare Wirkung erzeigen ſoll. Die Wurzel in Oele gekocht, dienet zu lindernden Umſchlägen im Zipperleine.

Nirnala

Nirnala.

Nirnala iſt ein ſehr großer, und gemeiniglich dreyßig Schuhe hoher Baum. Er wächſt in ſteinigen und ſandigen Orten, am Ufer der Flüſſe. Der Saft vom Laube auf ein Tuch gedrücket, und auf den Schmeerbauch gelegt, treibt den Harn ganz unfehlbar.

Noelatali.

Der Noela-tali iſt ein Dornſtrauch mit Pommeranzenblättern. Er bekömmt eine mittelmäßige Größe. Aus ſeinem Baſte werden Seile gedrehet, die eben alſo ausſehen, als ob ſie von Hanfe wären. Die Frucht iſt ein herrliches Labſal.

Oepata.

Oepata iſt ein großer Baum, er wächſt am Ufer des Meeres im Sande. Seine Frucht hat inwendig eine Mandel, daraus die Indianer ein gewiſſes Gericht, Caril genannt, zubereiten. Sie machen auch mit Zuſatze des Laubes vom Adambog ein vortreffliches Pflaſter daraus, das die Rötheln und Kinderpocken zeitiget und vertreibt, auch alle Geſchwulſt erweicht.

Oloturion

Oloturion iſt eine Neſſelgattung, aber höchſt brennend und giftig; denn ſie brennet bey bloßem Anrühren eben ſo ſtark, wie kochendes Waſſer, und wofern man nicht ſogleich geſtoßenen Knoblauch, als ein durch die Erfahrung bewährtes Mittel, überſchlägt, ſo verfällt man in ein heftiges Fieber. Ungeachtet dieſer ſchädlichen Eigenſchaft wird dennoch in mehr als einer indianiſchen Landſchaft der Saft dieſer Pflanze unter den Arrak oder den daſigen Branntewein gemiſcht. Nun giebt es ihm zwar mehr Feuer; man kann aber von dieſem Tranke Blutſpeyen, die Dürr- und Schwindſucht an den Hals bekommen. Andere kochen das Oloturion in Seewaſſer, miſchen klein geſchnittene Schalen und Saft von Limonien darunter, und verwahren dieſes Gemenge, um die Speiſen damit ſchmackhaftig zu machen, in hohlen Röhren. Einige rechnen das Oloturion unter die empfindenden Pflanzen.

Pacatsjetti.

Der Pacatsjetti iſt ein Strauch. Sein Laub gepülvert und auf offene Schäden geleget, vertreibt das faule Fleiſch. Inwendig gebrauchet, treibt es den Schweiß, und vermindert die Anfälle der abwechſelnden Fieber.

Pagna.

Der Pagna, ein ſehr hoher Baum, trägt ſtatt der Frucht eine weiße Materie, oder etwas der Baumwolle ähnliches, indem es aus zarten Fäden beſteht, und in einer Spannenlangen, und Fingerbreiten harten Schale liegt. Man ſpinnet dieſe Materie nicht, ſondern ſtopfet nur die Küſſen und Bettdecken damit aus.

Paiparoca.

Paiparoca iſt eine Staude. Sie trägt runde flohr haarige Beeren, davon jedwede ordentlicher Weiſe vier Kerne in ſich hat. Die Staude grünet beſtändig. Das Laub, die Wurzel und die Frucht, im Waſſer gekocht, geben einen ſehr berufenen Trank gegen das Zipperlein.

Pala.

Pala, ein großer Baum, trägt ſehr lange, ſchmahle mit einem milchichten Safte angefüllete Schoten. Seine Rinde iſt berühmt, indem ſie zu Pulver geſtoßen, und ein Trank davon gekocht, den Leib öffnet. Setzet man ihr Salz und Pfeffer zu: ſo ſtärket ſie den Magen, treibt die Winde, und kühlet die hitzige Leber.

Palmbäume.

Die Palmbäume, darauf Datteln wachſen, geben gleichfalls Tary, wie die Cocosbäume. Man theilet ſie in verſchiedene Gattungen, ſie tragen aber wenig Frucht. An dem Palmera de Tranfolin, wie er von den Portugieſen genennet wird, reifen die Früchte ſchon im Maymonate. Sie ſind nicht völlig ſo groß, als am Cocosbaume. Aus dem oberſten Baſte, welcher ſchwarz ausſieht, drehet man Seile; die untere Rinde iſt von des Cocosbaumes ſeiner gar nicht unterſchieden. Hingegen beſteht jedwede Frucht des Tranfolins aus drey kleinen im Dreyecke ſtehenden Nüſſen. Drücket man ihr Mark,

Naturgeſchichte von Oſtindien.

welches eine ſehr ſchöne weiße Farbe hat, ſo geht ein weißes kaltes Waſſer heraus. Es weicht dieſer Tranfolin dem Cocosbaume gar nicht an Höhe, trägt aber das Jahr über nur ein einzigesmal; dieſer hingegen viermal. Seine Blätter ſind auch größer, ſtehen dichter beyſammen, und haben das Anſehen eines Beſens. Die Portugieſen machen die Sonnenſchirme, die ſie **Sombreiros** nennen, daraus. Der Tary des Tranfolins iſt von ſehr kühlender Beſchaffenheit.

Palmier des Bergios.

Des **Palmier des Bergios**, oder des Affenpalmbaumes Aeſte ſehen einer Peitſche mit vielen Schnüren, oder einer ſo genannten Kloſterdiſciplin ähnlich. Von ſeiner Frucht machet man ſehr ſchöne Roſenkränze, indem die großen Körner von Natur ſo ſchön ausgearbeitet ſind, als der beſte Pitſchierſtecher kaum thun könnte x).

Panoma.

Der **Panoma**, den die Europäer ſchlechthin das Moluckenholz nennen, iſt ſo groß, als ein Quittenbaum. Sein Laub gleicht dem Pappelkraute, ſeine Frucht einer Haſelnuß, nur iſt ſie kleiner, hat auch eine dunklere und weichere Schale. Wegen ſeines vortrefflichen Nutzens wenden die Indianer großen Fleiß auf die Fortpflanzung dieſes Baumes, und wer dergleichen in ſeinem Garten hat, der läßt nicht gern Fremde dazu. Das Holz reiniget den Leib und zwar ziemlich ſtark. Will es zu heftig wirken: ſo trinkt man nur ein Glas Gerſten= oder Reißwaſſer. Es widerſteht dem Gifte, und heilet alle vergiftete Wunden oder Biſſe. Eben ſo ſehr rühmet man es auch gegen das viertägige und alltägige Fieber, gegen die Colik, die Waſſerſucht und den Stein, gegen die Verhaltung des Harns, gegen Gliederſchmerzen, Kopfweh, Verhärtung der Leber, Kröpfe, Würme, und verlorne Luſt zum Eſſen. Man nimmt vier Gran, höchſtens einen halben Scrupel in einer Brühe. Zwar kömmt dieſes Holz auch nach Europa, es iſt aber ſelten und theuer.

Papeira.

Der **Papeira** wächſt nicht über zwanzig Spannen hoch, und wird kaum eine einzige dicke. Sein Holz iſt ſo weich, daß man den Stamm ohne ſonderliche Mühe mit einem bloßen Meſſer abſchneiden kann. Das Laub iſt eben ſo breit, als die Kürbißblätter. Die Früchte tragen den Namen **Papaies**, hängen wie die Weinbeere in Trauben, werden aber nicht auf einmal reif. Die Portugieſen nennen ſie Jeſuitermelonen. **Careri** ſaget, es komme dieſe Benennung daher, weil beſagte Geiſtlichen ſie ungemein gern eſſen, und alle Tage auf den Tiſch bringen y). Sie ſehen den Liebesäpfeln nicht unähnlich, ſind aber dreymal ſo groß und ſtehen Paarweiſe. Aeußerlich ſind ſie grün und gelb, inwendig gelblicht, und haben kleine ſchwarze Kerne, die man für Hollunderkerne anſehen ſollte. Der Baum trägt das ganze Jahr über.

Papo.

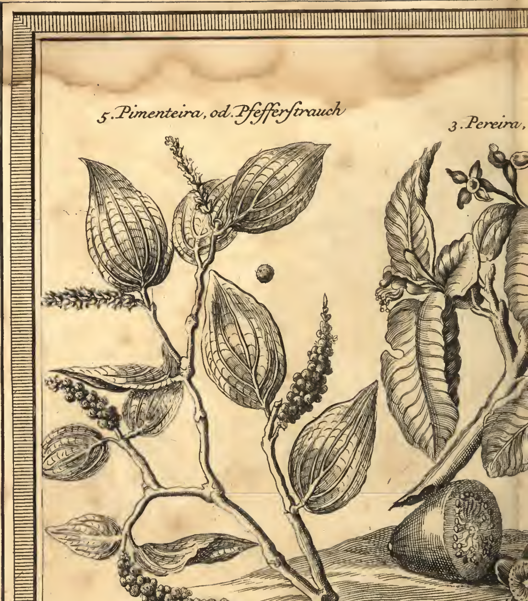
Der **Papo** iſt mittelmäßig hoch. Sein Laub gleicht dem Laube des Feigenbaumes. Die Frucht wächſt gleich der Cocosnuß oben aus dem Stamme, an dem Ende der Aeſte heraus. Eigentlich hat ſie die Geſtalt einer Feige, iſt aber weit größer. Ihr Fleiſch gleicht dem Melonenfleiſche, mit Einſchnitten in die Schale. Ihr Saamen liegt an eben dem Orte, als in einer Melone, und der Geſchmack geht auch nicht weit ab. Vor erlangter Reife wird ſie gleich dem Kürbiſſe zu Suppen gebrauchet.

Pereyra.

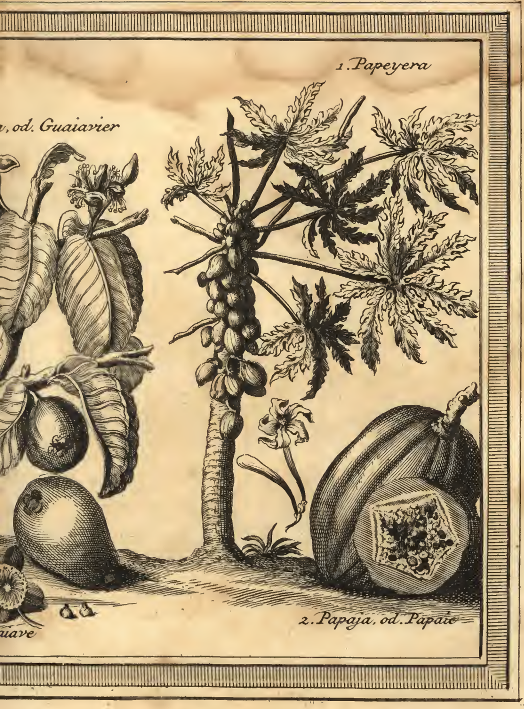
Der **Pereyra**, oder oſtindiſche Guaiavienbaum, iſt zwar kein großer Baum, hat aber eine große Menge Aeſte, und iſt deswegen ſeiner kleinen Blätter ungeachtet, ſtark belaubt. Seine Frucht iſt äußerlich grün und gelb, und hat die Geſtalt einer Birn, inwendig

---

x) Man ſehe das Verzeichniß der übrigen Palmgattungen auf der 210 und folgenden Seite.


5. Pimenteira, od. Pfefferſtrauch
3. Pereira,
4
Pero od. Guai

N.° 25.


1. Papeyera
, od. Guaiavier
uave
2. Papaja, od. Papaie

Naturgeſchichte von Oſtindien.

wendig iſt ſie weißlicht und von einem weichen Weſen. Sie ſchmecket wie eine überzeitige Birne. Man machet ſie ſowohl trocken, als im Safte mit Zucker ein. Es wächſt dieſe Frucht das ganze Jahr über.

Wilde Fichte.

Die wilde Fichte iſt von den Europäern nur deswegen alſo benennet worden, weil ihre Frucht einige Aehnlichkeit mit einem wirklichen Fichtenapfel hat. Es wächſt aber ſelbige nur an den Knorren, Holzknoten und Ausgewächſen des Baumes, ſchlägt gleichſam Wurzel darinnen, und wächſt ſchnurgerade gegen den Himmel. Beſagte Wurzel iſt kurz und dicke. Die Blätter ſtecken bey ihrem Hervorſproſſen alle in einander, breiten ſich aber endlich oben aus. Sie ſind ziemlich dick, und zehn bis zwölf Zoll lang. Die äußerſten liegen dermaßen dicht beyſammen, daß kein Waſſer zwiſchen ihnen durchlaufen kann, wie ſie dann bis zwey Maaß Regenwaſſer faſſen, und von dieſem Waſſer nähret ſich die Wurzel. Wo man dergleichen Fichtenäpfel findet, da durchſticht man die Blätter ein wenig über der Wurzel mit einem Meſſer, und hält entweder das Maul oder ſonſt ein Gefäß unter, ſo läuft das Waſſer heraus, und man kann ſeinen Durſt löſchen.

Plantain.

Der oſtindiſche Plantain gleicht dem Bananasbaume und der einzige Unterſchied beſteht in der Frucht, welche weit dicker, auch um die Hälfte länger iſt, als bey dem letztern. Einige Reiſende beehren dieſe Frucht mit dem Titel einer Königinn aller Früchte, ohne einmal die Cocosnuß auszunehmen. Dampier gehöret mit unter dieſe Zahl, und giebt eine leſenswürdige Beſchreibung davon. Der Baum, darauf ſie wächſt, ſaget er, iſt gemeiniglich zehn bis zwölf Schuhe hoch, und drey bis viertehalb im Umkreiſe dick Er wächſt nicht aus dem Saamen, ja, man kann nicht einmal wahrnehmen, wo er ihn haben muß, ſondern er wächſt aus der Wurzel eines alten Baumes. Reißt man dieſe zarten Sprößlinge aus, und pflanzet ſie anderswohin, ſo tragen ſie erſt nach fünf Viertheljahren; läßt man ſie aber an ihrer Stelle, ſo tragen ſie ſchon in einem Jahre. Sobald die Frucht reif iſt, verdirbt der Baum: es kommen aber ſogleich viele Junge an ſeine Statt zum Vorſcheine. Indem er aus dem Boden heraus ſticht, treibt er zwey Blätter: hat er die Höhe eines Schuhes erreicht, ſo treibt er innerhalb der beyden erſten zwey andere, bald darauf noch zwey, und ſo fort bis zu Ende des Monates noch mehrere, in eben dergleichen Ordnung, bis endlich, wenn der Monat zu Ende iſt, man einen Armdicken Körper mit acht bis zehn Blättern umgeben ſieht. Einige von dieſen Blättern ſind vier bis fünf Schuhe hoch. Die erſten ſind anfänglich zwar kaum einen Schuh lang, und einen halben breit, ſo iſt auch der Stengel kaum eines Fingers dick: allein, je mehr der Baum an Höhe zunimmt, deſto mehr erweitern ſich die Blätter. So wie inwendig mehr junge Blätter nachwachſen, dehnen ſich die alten aus und ſenken ihre Spitze gegen den Boden, und ſind ſie übrigens um ſo viel länger und breiter, weil ſie näher bey der Wurzel ſind. Endlich fallen ſie ab und verfaulen: allein, oben wachſen beſtändig wieder friſche nach; daher dann der Baum beſtändig grünet. Hat er ſeine Vollkommenheit erreicht: ſo ſind ſie wenigſtens ſieben bis acht Schuhe lang, und anderthalb breit. Sie ſind unten am breiteſten, werden allmählich immer ſchmähler und laufen endlich in eine runde Spitze zu. Sodann iſt ihr Stengel einen Arm dick, meiſt rund, und zwiſchen dem Blatte, und dem Baumſtamme etwa einen Schuh lang. Steht das Blatt außen: ſo umfaſſet der aus dem Baume herausſtehende Theil ſeines Stengels den Stamm gleich einer dicken Rinde; und auf der

---

y) Im III Theile a. d. 140 S.

andern Seite des Baumes, iſt jener gleich gegen über wieder eine ſolche Rinde. Die übrigen beyden Blätter, welche inwendig ſtehen, haben zwar ihre Stelle gleichfalls gerade gegen einander über, doch auf dieſe Weiſe, daß, wenn die beyden äußern, eines gegen Norden, das andere gegen Süden ſteht: ſo ſtehen die innern beyden, eines gegen Oſten, das andere gegen Weſten. Bey dieſer Ordnung bleibt es beſtändig. Dergeſtalt ſcheint der ganze Stamm dieſes Baumes, eben wie der Stamm des Bananasbaumes, aus lauter Rindenſtücken, davon immer eines aus dem andern heraus wächſt, zu beſtehen. Hat er ſeine vollkommene Größe erlanget: ſo treibt er aus dem Wipfel einen ſtarken Stengel heraus, der weit mehr Feſtigkeit beſitzt, als der Stamm an irgend einem andern Orte hat. Beſagter Stengel treibt aus dem Marke oder Kerne des Baumes, und hat ſowohl die Länge, als die Dicke eines Armes. Eben an ihm, ſchlägt erſtlich die Blüthe aus, worauf die Früchte klumpweiſe beyſammen hängend, zum Vorſcheine kommen. Sie wachſen in einer ſechs bis ſieben Zoll langen, und Armsdicken Schote. Nach erlangter Reife wird dieſe ihre Hülſe weich und gelb. Sie gleicht einer dicken Wurſt, und die in ihr liegende Frucht hat keine größere Feſtigkeit, als etwa die Butter im Winter annimmt. Ihr Geſchmack iſt etwas vortreffliches. Sie ſchmelzet im Munde, wie die beſte Marmelade, und beſteht ganz und gar aus Mark, ohne den geringſten Kern.

Will man ſie ſtatt des Brodtes genießen: ſo muß man ſie gleich nach ihrer völlig erlangten Größe, aber vor dem Gelbwerden, das iſt vor der gänzlichen Zeitigung, entweder braten, oder in Waſſer kochen. Wer weder Fleiſch noch Fiſche dabey hat, der machet eine Brühe von Citronenſafte, Salze und indianiſchem Pfeffer daran, da ſie denn recht wohlgeſchmackt wird. Zuweilen ißt man, um der Abwechslung willen, ein Stückchen gebratene **Plantain**, und ein Stückchen reiſe und ungekochte Plantain zuſammen. Jenes ſtellet Brodt, das letztere Butter vor. Dampier erzählet, weil die Engländer von dieſer Frucht eben ſo viel Weſens machen, als die Indianer: ſo pflegeten ſie ein halb Dutzend zeitige Plantainen klein zu hacken, einen Klump daraus zu machen, und ihn wie **Pudding** zu kochen. Dieſem Gerichte legen ſie die Benennung **Panzerhemde** bey, weil es eine allgemeine Nothwehre gegen den Hunger abgiebt. Man machet auch ſehr gute Kuchen davon. Schneidet man ſie, noch grün, zu Scheiben, und trocknet ſie an der Sonne: ſo halten ſie ſich lange Zeit, und ſchmecken wie Feigen. Einige Indianer braten erſtlich reiſe Plantainen, ſchneiden ſie hernach in Stücken, preſſen den Saft aus, und gießen ein gewiſſes Maaß Waſſer darunter, da denn ein ſehr angenehmer Trank daraus wird, welcher ſüße ſchmecket, nähret und dem **Lambswool**, einem engliſchen Getränke von Aepfeln und Biere, das Ale heißt, einigermaßen gleicht. Dem Berichte des vorhinerwähnten Reiſebeſchreibers zu Folge, ſah er in einigen oſtindiſchen Gegenden, da er geweſen war, den Plantainentrank noch auf eine andere Weiſe machen. Man nimmt nämlich etwa ein Dutzend reiſe Plantainen, leget ſie in ein Schaff, und gießt acht Maaß Waſſer darüber. Innerhalb zehn Stunden verzehret der Fruchtſaft das Waſſer mit einander darauf, und vier Stunden hernach iſt das Getränke fertig: allein, es hält ſich nicht über vier und zwanzig bis dreyßig Stunden. Sein einziger Fehler iſt, daß es Blähungen verurſachet; denn übrigens iſt es friſch und kühlet. Die Liebhaber verſorgen ſich alle Tage mit friſchem. Wird es ſauer: ſo giebt es einen guten Eßig.

Kleider davon

Die Einwohner der Inſel Mindanao wiſſen ſich von dieſem Baume, den andere Indianer bloß zum Eſſen und Trinken gebrauchen, auch Kleider zu ſchaffen. Dampier, welcher uns dieſe Nachricht giebt, meldet nicht, wie es komme, daß dieſe Erfindung den

übrigen

Naturgeſchichte von Oſtindien.

übrigen Indianern unbekannt geblieben ſey? Der gemeine Mann, ſaget er, kleidet ſich auf dieſer Inſel bloß mit dem Tuche, das von dieſem Baume gemacht wird. Der Plantain trägt nur ein einziges mal, und wird, ſobald die Frucht reifet, in der Abſicht, Tuch daraus zu machen, dicht an der Erde abgeſchnitten. Ein langes Meſſer iſt bey ihm gleichwie bey dem Bananasbaume hierzu hinlänglich. Hernach ſchneidet man auch die Krone weg, da denn ein Block von acht bis zehn Schuhen lang übrig bleibt. Man nimmt ſodann die Rinde weg, welche unten bey der Wurzel eine große Dicke hat, und hierauf iſt der Block überall gleich dick und an Farbe weißlicht. Man ſpaltet ihn nach der Länge; mit beyden Hälften geſchieht ein gleiches, und zwar ſo genau in der Mitte, als möglich. Die ſämmtlichen Stücke läßt man einige Tage lang an der Sonne liegen, in welcher Zeit ihre Feuchtigkeit meiſtentheils vertrocknet, und beyde Enden voll kleiner Faſern erſcheinen. Die Frauensperſonen, welche mit dem Tuchmachen ſich beſchäfftigen, ergreifen eine Faſer, oder einen Faden nach dem andern, und ziehen ihn ohne Schwierigkeit von einem Ende des Blockes bis zum andern ab. Er gleicht an Dicke etwa dem ungebleichten Garne, und haben dieſe Fäden von Natur eine unveränderliche Dicke. Man machet Stücke Tuch daraus, die ſieben bis acht Ruthen lang ſind, und ſowohl Schafft als Eintrag von einerley Materie und Dicke haben. Zwar iſt dieſes Tuch von geringer Dauer: allein, was ihm an Güte abgeht, das wird durch die Leichtigkeit, es anzuſchaffen, wiederum erſetzet. Wenn es vom Stuhle kömmt, ſo iſt es hart, und wenn es darauf regnet, ſo klebet es etwas.

Es giebt auf eben dieſer Inſel noch eine andere niedrigere Gattung Plantainen, die man ſo hoch, als die vorige, nicht achtet. Sie ſind voll kleiner ſchwarzen Kerne, die am Fleiſche der Frucht feſt hängen.

Pfeffer.

Die Pfefferſtaude iſt mit Luſt anzuſehen: das Laub gleicht dem Laube des Epheu. Die Staude wird allemal, entweder an eine Mauer, oder bey irgend einem Baume gepflanzet, damit ſie bey dem Aufwachſen einen Halt finde. Das Laub hat einen ſtarken Geruch, und ſcharfen Geſchmack, wie die Frucht. Wenn der Pfeffer geblühet hat: ſo kömmt er in kleinen Trauben, wie etwa die Johannisbeeren, aus der Knoſpe zum Vorſcheine. Die Beeren ſind anfänglich grün, färben ſich aber unvermerkt immer röther und röther, bis ſie endlich zur Zeit des Reifwerdens eine ungemein hohe Farbe bekommen. Sind ſie nun völlig reif: ſo werden ſie abgepflücket, und an die Sonne gelegt; hier dorren ſie, ſchrumpeln zuſammen, und nehmen mit einem Worte diejenige Geſtalt an ſich, die wir in Europa an ihnen ſehen. Unterdeſſen hat der Pfeffer nicht in jedwedem Lande, darinnen er wächſt, einerley Güte. Der malabariſche wird für den ſchlechteſten geachtet. Pfeffer, der von Natur weiß wäre, giebt es gar keinen, ungeachtet es viele Schriftſteller vorgeben. Im Gegentheile ſind alle und jede Pfeffergattungen nach dem Trocknen ſchwarz, oder doch wenigſtens dunkelbraun, es ſey dann, daß man den Pfeffer währenden Trocknens beklopfe, damit die ſchwarze runzlichte Haut abſpringe, wornach er weiß erſcheint. Doch wiſſen ihn die Indianer auf eine andere Weiſe, und wenn er ſchon völlig trocken iſt, weiß zu machen. Sie weichen ihn nämlich im Waſſer, und bereiben ihn hernach, damit die Haut abgehet: allein, dieſes Verfahren benimmt ihm viel von ſeiner Kraft z).

Wie er gebauet wird.

Beaulieu erkundigte ſich bey ſeinem langen Aufenthalte auf der Inſel Botton mit beſonderer Sorgfalt nach der Weiſe, wie der Pfeffer gebauet werde. Er wächſt, wie er ſaget, in guter und fetter Erde. Man pflanzet ihn bey jedwedem beliebigen Baume, um

---

z) A. d. 188 S.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

den er ſich, gleich dem Hopfen, herumſchlingt. Wer etwas damit gewinnen will, der ſuchet ſich gute Pflanzreiſer aus, und pflanzet jedwedes an irgend eine Staude, reißt aber, oder jätet alles rings herum wachſende Gras ſorgfältig aus. Dergeſtalt wächſt die junge Pfefferpflanze zwey Jahre fort, ohne das geringſte zu tragen. Im dritten Jahre machet ſie den Anfang zur Fruchtbarkeit, und im vierten bringt ſie Frucht in großer Menge. Manche Staude trägt ſechs bis ſieben Pfund Pfeffer, doch niemals mehr, noch größere Körner, als die drey erſten male, und hält man dieſe drey Jahre, eines in das andere gerechnet, einander für gleich. Hingegen die folgenden drey Jahre, das iſt bis ins ſechſte, da die Staude trägt, und ins neunte, da ſie gepflanzet worden, trägt ſie um ein Drittheil weniger; es nimmt auch die Größe der Körner um den dritten Theil ab. Die folgenden drey Jahre trägt ſie nicht nur ungemein wenig, ſondern es ſind auch die Körner ſehr klein. Die folgenden Jahre trägt ſie gar nicht mehr, und man iſt genöthiget, friſche Reiſer zu pflanzen, woraus, wie Beaulieu erinnert, zur Genüge erhellet, wie ſehr diejenigen ſich irren, welche vermeynen, man könnte den Pfeffer ohne alle Mühe einſammeln. „Er mag „ſo jung ſeyn, als er will, ſetzet er hinzu: ſo trägt er wenig oder gar nichts, wenn er nicht „ſorgfältig gewartet und gejätet wird. Ich habe in den Wäldern viele Pfefferſtauden „geſehen, darum ſich niemand bekümmerte, und die folglich nichts trugen „.

Die drey erſten Jahre erfordert das Ausrotten des Graſes, wegen der daſigen feuchten Landesart, ungemeine Mühe; denn es regnet nicht nur viel, ſondern es fällt auch alle Nächte ganz unfehlbar ein ſehr ſtarker Thau; „geht man vor Aufgange der Sonne in einem „Felde, da das Gras nicht ausgejätet worden, ſpazieren: ſo wird man eben ſo naß, als ob „man aus dem Waſſer gezogen worden wäre„. Iſt es mit der Pfefferſtaude ſo weit gekommen, daß ſie nun bald tragen ſoll: ſo muß man die Bäume, daran ſie ſich hält, fleißig ausäſten, damit ihr die Aeſte den Sonnenſchein, der ihr weit nöthiger, als irgend einem andern Gewächſe fällt, nicht benehmen. Sind die Trauben zu ihrer rechten Größe gelanget: ſo muß man ſie auf irgend ein Aeſtchen des Stützbaumes legen, oder ihr einen andern Halt geben, weil ſie ſonſt ihrer Schwere wegen, abſonderlich in den fruchtbaren Jahren, die ohnedieß ſehr ſchwache und weiche Pflanze, zu Boden ziehen würde. Eben ſo ſorgfältig muß man darauf ſehen, daß gar kein Vieh, am allerwenigſten aber Büffel, Ochſen und dergleichen große Thiere in ein Pfefferland kommen, indem ſie die Pflanzen zerreißen, von ihrer Stütze abſtreifen, und alle angewendete Mühe des Gärtners auf einmal vernichten. Jedwede Pflanze muß ſo weit von der andern ſtehen, daß man rings herum gehen könne. Denn ſobald man die Frucht abgeleſen hat: ſo muß man eine Leiter anlegen, und ſie abwerfen, weil ſie außerdem zu hoch aufſchießen, und im folgenden Jahre deſto weniger tragen würde.

Der Pfeffer kömmt anfänglich in Geſtalt einer weißen Blüthe zum Vorſcheine, und geſchieht dieſes gemeiniglich im Aprilmonate. Im Brachmonate zeiget ſich die Frucht. Im Auguſt iſt ſie groß und grün, und hat ſchon viel Kraft. Nichts deſtoweniger eſſen ſie die Indianer ſtatt eines Salates, oder machen ſie mit andern Früchten und Weineßige zu Achar ein, da ſie denn wohl ein ganzes Jahr gut bleibt. Im Weinmonate wird ſie roth, im Wintermonate fängt ſie ſich an dunkel zu färben, endlich wird ſie im Chriſtmonate völlig ſchwarz, mithin zum Einſammeln zeitig. Doch iſt dieſe Regel nicht ſo allgemein, daß ſie an einigen Orten nicht etwas früher, oder auch ſpäter reifen ſollte.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Man ſchneidet die Trauben ab, und läßt ſie an der Sonne, welche um ſelbige Zeit ungemein heiß ſcheint, ſo lange austrocknen, bis die Körner von ſelbſt vom Stiele fallen. Während dieſer Zeit muß man ſie fleißig umrühren, und bey Nacht unter Dach bringen. Nachgehends aber iſt man in einem Paar Tagen mit dem Ausleſen fertig. Es giebt nämlich an der Staude einige Körner, welche weder roth noch ſchwarz werden, ſondern weiß bleiben. Dieſe werden von den Indianern fleißig ausgeſuchet, und zum Gebrauche in der Arzeneykunſt verwahret a). Sie laſſen ſich doppelten Preis dafür bezahlen, wenigſtens doch von ihren Landesleuten; denn was Ausländer betrifft, welche gleichfalls weißen Pfeffer verlangen, ſo verkaufen ſie ihnen durch Kunſt gebleichten gemeinen Pfeffer. Sie reiben ihn nämlich, wenn er noch roth iſt, mit Sande und öfters friſch zugegoſſenem Waſſer, da denn das rothe Bälglein, das ihm ein ſchwarzes Anſehen beylegete, abgeht, und das Korn in ſeiner natürlichen Weiße, die es auch beſtändig behält, zum Vorſcheine kommen läßt.

Der Pfeffer, welcher Maaßweiſe, nicht aber nach dem Gewichte verkaufet wird, iſt gemeiniglich der beſte, darum, weil er ſodann weder benetzet, noch mit Sande und Steingrieße vermiſchet werden kann, ohne daß der Käufer den Betrug bey dem Abmeſſen im Augenblicke merken ſollte. Das Maaß beym Pfefferkaufe iſt der **Nali**, und hält ſechzehn **Ganten**. Jedwede **Gante** hält vier **Chuppen**; funfzehn **Nali** machen einen **Bahar**, das iſt vierhundert und funfzig Pfund Markgewichte. Doch iſt dieſes Maaß in des Königes von Achem Lande um ein Viertheil kleiner. Der gemeine Preis zu Beaulieus Zeiten, war das **Bahar** für ſechzehn Piaſter; über zwanzig ſtieg er nach ſeinem Berichte niemals b)

Es giebt zweyerley Pfeffergattungen, die große und die kleine. Der große Pfeffer kömmt meiſtentheils von der malabariſchen Küſte, und wird zu Calecut und Tutucorin verkaufet. Auch bekömmt man dergleichen aus dem viſapurſchen Lande, der zu Rajapur, einer daſigen kleinen Stadt, verkauft wird. Vermöge des Berichtes einiger Reiſebeſchreiber, führen die Holländer ihren Pfefferhandel mit den Malabaren nicht mit baarem Gelde, ſondern ſie tauſchen allerley Waaren dagegen, als zum Beyſpiele, Baumwolle, Opium, rothen Lack und Queckſilber. Was ſie nun nach Europa bringen, das iſt großer Pfeffer. Der kleine kömmt von Bantam, Achem, und andern weit gegen Morgen liegenden Orten, und bleibt meiſtens in Aſien, weil er daſelbſt, abſonderlich von den Muhammedanern in großer Menge verbrauchet wird. Er hat noch einmal ſo viele Körner, als der große, und die Mohren machen ſich eine Ehre daraus, eine große Menge Körner in ihren Speiſen zu zeigen, zugeſchweigen, daß die Hitze des großen Pfeffers nicht wenig Ungelegenheit im Munde verurſachet. Wie man ſaget: ſo kömmt den Holländern der Pfeffer, den ſie auf der malabariſchen Küſte einkaufen, im Tauſche nicht höher, als fünf hundert Pfund für acht und dreyßig Piaſter; und über dieſes gewinnen ſie noch an denen Waaren, die ſie dagegen tauſchen, hundert vom Hundert. Eben dieſem Berichte zu Folge könnte man zwar den Pfeffer für baares Geld ſehr gern um ein und zwanzig bis dreyßig Piaſter bekommen: allein,

---

a) Es ſcheint aus dieſer Stelle, als ob Dellon ſich betrüge, wenn er behauptet, es gäbe keinen von Natur weißen Pfeffer. So irret er ſich auch einigermaßen wegen der Art und Weiſe, wie nach ſeinem Berichte der Pfeffer weiß gemacht werden ſoll.

b) **Beaulieu bey Thevenot** a. d. 81 S.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

allein, er wäre auch um dieſen Preis noch immer theuerer, als ihn die Holländer kaufen. Der lange Pfeffer, der in ganz Indien nichts ſeltenes iſt, wird gemeiniglich um ſehr wohlfeilen Preis hingegeben: es gilt auch ſein Holz allemal zwey Drittheile weniger.

Indianiſcher Apfelbaum.

Die Frucht des **indianiſchen Apfelbaumes** iſt nicht größer, als eine Wallnuß; ihr Kern iſt eben ſo hart, als einer Pflaume ihrer, und hat einen widerwärtigen Geſchmack. Der Baum iſt klein, hat auch ſehr kleines Laub.

Ponc.

Der **Ponc** iſt ein indianiſcher Baum, aus deſſen Holze man Schränke und allerley andere Arbeit, die lackiret werden ſoll, verfertiget. Es iſt weich und dem Tannenholze ſehr ähnlich. Ein mehreres von dieſem Baume wird in dem Artikel vom Gummi-Lacke beygebracht.

Ponga.

Der **Ponga** iſt ein immergrünender Baum, an welchem nicht die geringſte Blüthe wahrzunehmen iſt. Seine Frucht hängt an den Aeſten, wie die **Jaca** und **Durion**, und ihr Kelch iſt über und über ſtachlicht. Anfänglich iſt ſie grün, nachgehends wird ſie roth, und füllet ſich mit einer großen Menge länglichter, zugerundeter, ſpitziger und röthlichter Saamkörner. Man machet Pflaſter daraus, und bringt die Geſchwulſten damit zum eytern.

Pongelion.

Der **Pongelion** iſt ein großer Baum. Seine Rinde wird geſtoßen, gekocht, und dergeſtalt ein Oel herausgebracht, das, wie man ſaget, alle Unreinigkeit aus dem Leibe zieht, wenn man ſich damit beſalbet. Aus dem Baume ſelbſt fließt ein Saft, welcher mit Cocosmilch vermiſchet, die Winde treibt.

Ponna.

Der **Ponna** wächſt an ſandigen Orten. Aus den Mandeln ſeiner Früchte wird ein Oel gepreſſet, das man nicht nur in der Lampe brennet, ſondern auch die Glieder, um ſie gelenke zu machen, damit ſchmieret.

Portulack, Purpier.

Alle trockene Länder zwiſchen beyden Wendekreiſen ſind mit einer wirklichen Portulackgattung überall angefüllet. Wenn dieſe Pflanze ausartet, ſo iſt ſie andern, abſonderlich noch jungen Pflanzen höchſtſchädlich. Die daſigen Einwohner können ſie kaum mit aller angewandten Mühe aus ihren Gärten ausrotten. Denn ungeachtet ſie einen ſehr ſüßen Geſchmack hat, und in einem dermaßen heißen Lande ein ſehr guter Salat daraus gemachet werden könnte, ſo wird ſie doch im geringſten nicht geachtet noch gebrauchet. Hingegen findet man in nur beſagten Landſchaften ein anderes Kraut in großer Menge, das in den Teichen wächſt, oben auf dem Waſſer ſchwimmt, grüne, ſchmale, lange und dicke Blätter hat. Dieſes nun eſſen die Indianer, abſonderlich die Tunkiner ungemein gern, und halten es für höchſt geſund. Sie nehmen es zu ihrem **Balachaun**, einer Speiſe von außerordentlicher Stärke, davon das Hauptwerk aus kleinen Seekrebſen und andern kleinen Fiſchen beſteht. Es werden ſolche mit gemeinem Waſſer und Salze eingepöckelt, und in einem wohlverſtopften irdenen Gefäße hingeſtellet. Weil man die Fiſche nicht ausnimmt: ſo zerfahren ſie in kurzer Zeit zu einem Breye; der von ſolchem ausgepreſſete Saft, heißt **Nuck-mum**, und der trockene Klump **Balachaun**. Dieſen ißt man im Reiße. Einige Reiſende loben ſeinen guten Geſchmack. Der **Nuckmum** hat eine dunkele ins graulichte ſpielende Farbe, iſt aber übrigens hell. Nicht nur die Indianer, ſondern auch die Europäer brauchen ihn zu Brühen am Geflügel, und halten ihn für eben ſo gut, als den japoniſchen **Soy**. Man glaubet auch durchgängig in ganz Indien, es kämen Fiſche mit unter den Soy, ungeachtet einige Reiſebeſchreibungen behaupten, er beſtünde bloß aus Weizen und einer gewiſſen Bohnengattung, mit Salze und Waſſer vermiſchet.

Teichkraut.

Balachaun. Nuckmum.

Die

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Pucho, oder Coſtus Indicus.

Die Pflanze, welche bey unſern Kräuterkennern **Coſtus Indicus**, bey den Malayern **Pucho**, bey den Arabern **Coſt**, oder **Caſt** heißt, hat eine weiße Blüthe, die ziemlich ſtark riecht. Sie gleicht einigermaßen dem Hollunder. Ihr Holz und ihre Wurzel iſt eigentlich der wahre **Coſtus**, damit in Perſien, in der Türkey, Arabien, zu Malacca und anderswo ein ſehr ſtarker Handel getrieben wird. Das Inwendige iſt weiß, das Aeußere grau.

Pumpelnoſe.

Die **Pumpelnoſe** iſt eine Frucht in Größe einer Citrone. Ihre Schaale iſt ungemein dick, aber weich und ſehr höckericht. Inwendig liegen, wie in einer Granate, eine Menge mit Saft angefüllte Kerne, in Größe eines kleinen Gerſtenkornes. Ihr Geſchmack iſt ſehr angenehm. Ungeachtet es in ganz Aſien etwas ſehr gemeines um dieſe Frucht iſt, ſo hat ſie doch an keinem andern Orte dergleichen Lieblichkeit, als auf der Inſel Sumatra. Sie reifet mit Ausgange des Chriſtmonates. Die Engländer machen ungemein viel Weſens davon, und laſſen ſie in großer Menge nach Madras bringen, wo ſie einen Handelsſitz haben.

Puna.

Der **Puna** iſt ſo hoch und ſo gerade, daß man Maſte für große Schiffe daraus machen kann. Er trägt eine rothe Frucht mit einer dicken Schelfe, darinnen zwölf bis funfzehn Kerne liegen. An Größe gleichen ſie einer Eichel, am Geſchmacke einem Fichtenkerne. Man ißt ſie gekocht, weil man ſonſt Kopfweh davon bekömmt.

Quil, oder Quirpele, Schlangenholz.

Die **Quil**, oder **Quirpelewurzel**, von den Portugieſen **Pao de Cobra**, von den Holländern **Schlangenholz** genannt, iſt ſehr hart, ungemein bitter, und hat eine weiße Farbe, die ins Gelbliche fällt. Die Indianer zerreiben ſie in Waſſer und Palmweine, und gebrauchen ſie gegen hitzige Fieber, Schlangenbiſſe, und viele andere Gattungen Gift. Ihr indianiſcher Name kömmt von einem kleinen Thiere, in Geſtalt und Größe einer Iltis her, das ein geſchworner Feind der Schlangen iſt, ſie überall aufſuchet, und wenn es einen Biß davon trägt, von dieſer Wurzel frißt.

Rima.

Der **Rima** iſt ein Brodtbaum, muß aber mit dem **Sagu** nicht verwechſelt werden. Er wächſt ſonſt nirgend, als auf den marianiſchen Eylanden. Er hat eine breite und ſtarkbelaubte Krone. Sein Laub hat eine ſchwärzliche Farbe. Die Frucht wächſt gleich den Aepfeln aus den Aeſten, iſt rund und ſo groß, als ein Dreyerbrodt. Ihre Schaale iſt dick, ſtark, gelb und glatt. Die Einwohner beſagter Inſeln haben kein anderes Brodt, als dieſe Frucht. Sie wird nach erlangter Reife vom Baume abgenommen, und in den Backofen geſtecket; da denn die Schaale einſchrumpelt und verdorret. Das Verbrannte ſchabet man ab, worauf ein dünnes weiches Rindchen erſcheint, darunter ein ſehr wohlgeſchmacktes und wie Semmeln ſo weißes Mark liegt. Indem nun dieſe Frucht weder Kern noch Saamen bey ſich hat: ſo ißt man ſie ganz, und ohne etwas wegzuwerfen; nur muß es geſchehen, ſo lange ſie noch friſch iſt; denn nach vier und zwanzig Stunden wird ſie alt, und bekömmt einen widrigen Geſchmack.

Reiß.

Die **Reißpflanze**, wovon die Morgenländer hauptſächlich leben, wächſt drey bis vier Schuhe hoch. Ihre Blätter ſind breiter, als am Weizen. Sie trägt zwo Aehren mit vielen Fachen voll länglichter und breiter Körner. Beſagte Aehren haben Bärte von zween bis drey Zollen in die Länge. Oben iſt ein ſolcher Bart, wie eine Gabel geſpalten, unten aber gemeiniglich gekräuſelt. Die Körner haben eine weiße Farbe, und liegen in einer braunen Hülſe. Man glaubet, der Reiß habe ſich aus Oſtindien in die übrigen Theile der Welt ausgebreitet. Er iſt zwar ungemein fruchtbar, liebet aber feuchten Boden, und wächſt ſogar im Waſſer, wie dann in mehr als einer indianiſchen Gegend die Schnitter bey der Reißerndte bis an das Knie im Waſſer ſtehen müſſen. Er wird währender

Sommerhitze zeitig, und im Herbſte, oder um die Zeit des Gleichtages zum letztenmale eingeerndtet. Ungeachtet nun er mehr zum Eſſen, als zur Arzeney, gebrauchet wird: ſo hält man ihn doch in Leberflüſſen, im Blutſpeyen, und andern Krankheiten mehr, für ungemein dienlich. Nur muß die Milch, oder das Waſſer, damit man ihn zubereitet, vorher geglühet, das iſt, es muß ein glühender Stahl, oder glühende Steine darinnen abgelöſchet werden. Die Indianer pflegen allerley Arzeneyen in einer dünnen Reißbrühe von bloßem Waſſer einzunehmen. Auch machet man in Indien allerley Brodt von Reiß, und iſt es daſelbſt die durchgängige Meynung, wer beſtändig Reiß äße, der würde fett, ungeachtet ihn die alten Aerzte gar nicht für nahrhaft, ſondern für unverdaulich hielten. Auch brennet man ein ſtarkes Waſſer daraus, das gleich dem Palmbrandtewein Arrak heißt; indem Arrak eigentlich eine allgemeine Benennung iſt, darunter die Indianer alle ſtarke Getränke begreifen. Uebrigens wird dem geneigten Leſer aus der Beſchreibung von China, Japon und andern Gegenden noch erinnerlich ſeyn, was für ein großer Unterſchied unter dem Reiße aus dieſer oder jener Landſchaft gemachet werde.

Saamuna.

Der Saamuna iſt ein ſchöner Baum, hat aber eine ſeltſame Geſtalt; denn es hat zwar das untere und obere Ende des Stammes einerley Dicke, die Mitte aber eine gedoppelte, und iſt ſo bauchicht, als ein Faß. Das Holz iſt dornicht, äußerlich grau, inwendig weiß, markig, und ſo voller Löcher, als Kork. Die Blätter ſind länglicht, äderricht, ausgezackt, und es hängen allemal fünfe an einem langen Stiele beyſammen. Seine Früchte ſind länglichte Schoten, darinnen rothe Erbſen liegen. Wenn die Dornen noch grün ſind: ſo ſchneidet man ſie ab, und machet einen vortrefflichen Saft daraus, welcher das Geſicht ſtärket, die Entzündung und das Triefen der Augen vertreibt.

Sabdariffa.

Der Sabdariffa iſt eine Gattung des Kermia, treibt einen drey bis vier Schuhe hohen, geraden hohlgeſtreiften purpurfärbigen Stengel, mit vielen Aeſten und mit Blättern in Größe des Weinlaubes, die aber zertheilet und ausgezacket ſind. Die Blüthe iſt groß, von fahler und dunkeler Purpurfarbe, und gleicht der Blüthe des Pappellaubes. Die Frucht iſt länglicht, ſpitzig und voll runder Körner, die man wie andere Hülſenfrüchte ißt.

Sagumanda,
Brodtbaum.

Der Baum, davon das Sagu kömmt, und bey den Europäern eben dieſe Benennung trägt, heißt bey den Indianern Sagumanda. Man machet eine dem Brodte ähnliche Speiſe von ihm, und zwar aus dem Stamme ſelbſt *c)*. Denn weil ſein Holz ein bloßes, aber einigermaßen hartes Mark iſt: ſo wird es zerrieben, mit Waſſer zu einem Teige gemachet, und in ausdrücklich dazu verfertigten Modeln an der Sonne zu Kuchen gebacken, die eben ſo hart ſind, als Schiffzwieback. Aus dem feinſten Sagu mit Waſſer vermiſchet kochet man Brey. Dieſer Brey iſt ungemein kleberig, und läßt ſich in ſo lange Fäden ziehen, als man beliebt, alſo, daß man ihn vier bis fünf Schuhe weit von der Schüſſel mit der Spitze eines Stabes heraus holen, und am Stabe aufwinden kann, ohne daß der Faden riſſe. Man rühmet den guten Geſchmack dieſer Speiſe, und leben die Einwohner in dem größten Theile der oſtlichen

c) Dampier beſchreibt dieſen Baum, wie er auf der Inſel Mindanao beſchaffen iſt, und ſaget, die Einwohner hießen ihn Libby. Sowohl die Rinde, als das Holz wären hart, und ſo dünn, als eine Nußſchaale, aber mit einem dem Hollundermarke ähnlichen Kerne ausgefüllet. Den Baum haue man um, ſpalte ihn nach der Länge, und nehme das Mark heraus. Dieſes ſtoße man in einem

Naturgeſchichte von Oſtindien.

lichen Eylande, da weder Reiß noch Rocken noch Weizen wächſt, hauptſächlich davon. Einige Reiſebeſchreiber rühmen ſie als ein Mittel gegen die Waſſerſucht, und viele andere Krankheiten.

Der **Sagumanda** iſt zwar nicht ſehr hoch, aber dick. Das Laub gleicht einigermaßen dem Cocoslaube. Wenn dieſe Bäume noch jung ſind, ſo wirft man einen von den allerdickeſten Aeſten ab, und ſetzet eine hohle **Bamboche**, das iſt ein abgeſchnittenes Stück von einem recht dicken Zuckerrohre an den Schnitt. Dieſes vertritt die Stelle eines Beckens, und wird in kurzer Zeit voll Saft, weil er eben ſo häufig, als aus dem Cocosbaume, heraus rinnt, und bekömmt man, ſo lange die rechte Jahreszeit dazu währet, alle Tage ungefähr eben ſo viel. Die Indianer nennen dieſen Saft **Saguar**. Er ſchmecket ſüßer, als Honig, iſt aber an ſich ſelbſt nicht ſonderlich geſund. Eben deswegen wird er mit dem ſogenannten **Hubat**, das iſt mit dem Safte einiger Kräuter vermiſchet. Hiervon wird er zwar etwas bitter, aber auch, wofern man ihn mäßig gebrauchet, geſund, wie denn die Holländer ſelbſt auf Amboyna und den moluckiſchen Inſeln beynahe kein anderes Getränke, als dieſes haben. Thut man ihm aber zu viel: ſo berauſchet es, verurſachet eine blaſſe Farbe, ja wohl gar einen aufgeſchwollenen Leib. Mit Zucker und Arrak, oder indianiſchem Brandteweine vermiſchet, wird er angenehmer.

Sandal.

Der **Sandal** hat die Größe eines Nußbaumes. Seine Frucht gleicht den Kirſchen, wird aber grün, hernach ſchwarz, und hat gar keinen Geruch. Das Sandelholz wird in Indien ungemein hoch gehalten. Es giebt rothes, gelbes und weißes. Beyde letztere Gattungen, welche auf Timor und Solor im Ueberfluſſe wachſen, suchet man am ſtärkeſten. Das Holz wird zu Mehle geſtoßen, mit Waſſer zu einem Breye gemachet, und der Leib damit beſtrichen. Auch läßt man kleine Stückchen von dieſem Holze in den Zimmern brennen, weil man den Rauch für etwas ſehr heilſames hält. Ungeachtet die Indianer den rothen Sandel an Kraft und Wirkung für geringer ſchätzen, und ihn aus dieſer Urſache wenig gebrauchen, ſo wird er doch in andere Länder verführet, und daſelbſt zu Arzeneyen angewendet.

Seifenbaum.

Der **Seifenbaum** iſt groß, und gehöret unter die Gattungen, welche ihr Laub abwerfen. Statt der Frucht trägt er kleine den Speyerbeeren einigermaßen ähnliche Kügelchen, obgleich ihr Balg nach dem Zeitigen ſich gelb färbet. Zwiſchen der Hand gerieben, werden ſie zu einer ungemein weißen Seife, welche zur Seidenwäſche ſehr dienlich iſt, auch von den Indianern darzu gebrauchet wird.

Scararagam.

Der **Scararagam** iſt ein Baum, der grünlichte Früchte in der Größe einer Wallnuß trägt. Man nennet ſie **Undis**, und haben ſie einen ſehr angenehmen Geſchmack.

Schagri Cottam.

Der **Schagri Cottam** iſt eine Gattung eines Cornelkirſchbaumes. Die Frucht mit Zucker vermiſchet, iſt ein herrliches Labſal. Den Saft des Laubes gebrauchet man gegen Leberflüſſe und den Durchlauf. Das Laub abgekocht, und ſich mit dem Waſſer gegurgelt, iſt vortrefflich gegen das Abfallen der Halsmandel.

---

einem großen Troge mit einem hölzernen Scämpel, gieße Waſſer daran, und ſeihe es durch ein Tuch, da denn das feinſte Mehl mit dem Waſſer durchgehe, und zu einem Kuchenähnlichen Brodte verbacken werde. Unterdeſſen läßt ſich dieſe Erzählung mit dem Berichte der Holländer ganz wohl vergleichen, wofern man nämlich annimmt, es habe jedwede Inſel ihre eigene Weiſe.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Schetti, und Bem Schetti.

Schetti iſt eine Staude, welche Beeren trägt. Die Wurzel geſtoßen, und in friſchem Waſſer eingenommen, lindert die Hitze im hitzigen Fieber, imgleichen die innerliche. Sie ſtillet auch das Blutſpeyen. Es iſt dieſe Pflanze von der **Bem Schetti** unterſchieden. Zwar ſehen ſie einander ziemlich ähnlich: allein, die letztere hat einen mehlichten und ſüßlichten Geſchmack.

Schulli.

Die **Schulli** iſt eine Staude, und von zweyerley Gattung: nämlich die **Pema Schulli**, welche, ſo viel man weis, in der Arzeneykunſt keine Kraft hat; und die **Nir Schulli**, davon das Laub zu Pulver geſtoßen, und mit Oele vermiſcht die Geſchwulſt der Geburtsglieder vertreibt.

Fühlbaum.

An vielen Orten Oſtindiens, giebt es den ſogenannten **Fühlbaum**, deſſen Frucht zu hüpfen anfängt, wenn ſie im allergeringſten berühret wird. **Walther Schouten** erzählet, als er einſtens mit einem guten Freunde, in der Gegend um Cochin unter einem ſolchen Baume geſeſſen, „wären ſie alle beyde darüber erſtaunet, wo nicht gar erſchrocken, als „dieſe wunderbare Frucht, die ſie für ein Blaumblatt angeſehen und als ein ſolches berühret „hätten, ſich aufblähete, bewegte, und allerley Sprünge machte d).„

Simbor.

Simbor iſt ein Gewächs von ſehr ſonderbarer Geſtalt; denn es gleicht den Hörnern eines Elendthieres, daher ihm auch einige Reiſebeſchreiber dieſen Namen beylegen. Es wächſt am Meere, und hat, ſo viel man ſehen kann, keine andere Wurzel als eine ſchwammige weiche Materie, aus welcher es heraus wächſt. Daher hat es auch zu ſeinem Wachsthume nicht die geringſte Erde nöthig, ſondern man darf es nur auf einen Stein oder in einen hohlen Baum ſtellen, damit es einigermaßen angefeuchtet werde. Es grünet dieſe Pflanze Sommer und Winter. Ihr Laub gleicht dem Laube unſerer weißen Lilien, es hat einen bittern Geſchmack, und beſteht aus einem klebrichten Weſen. Man ſchreibt ihr eine erweichende und ablöſende Kraft zu, nebſt dem öffnet ſie den Leib, und tödtet die Würmer.

Siuanna.

Die **Siuanna** iſt eine vom Anblicke ſehr angenehme Staude. Sie gehöret unter die Schirmpflanzen und trägt Beeren. Zu eben der Zeit, da ihre oberen Aeſte Knoſpen und Blüthen tragen, wächſt auf den unteren ſchon Frucht. Doch ihre ganze Kraft ſitzt in ihrer Wurzel, welche ein bewährtes Mittel gegen alles Schlangengift, auch das allergefährlichſte ſeyn ſolle.

Tagera.

Tagera iſt eine ziemlich hohe Pflanze. Ihr Laub geſtoßen, und auf die Stiche der Bienen, Muſtiquen und anderer großen Fliegen gelegt, ſtillet die Schmerzen im Augenblicke. Der Saame klein geſtoßen, wird gegen Beulen und Geſchwüre gebrauchet.

Talaſſa.

Talaſſa iſt eine Pflanze, welcher weder Blüthe noch Frucht trägt, doch wird ihr Laub, um die Brühen wohlgeſchmackt zu machen, auf allerley Weiſe gebrauchet. Grün gegeſſen, reizet es zur Wolluſt.

Taliir Kara.

Der **Taliir Kara** iſt ein großer Baum, mit einem weißlichten dicken Stamme, glatter, mehlichter und aſchfarbiger Rinde. Zwar iſt die Wurzel ebenfalls weißlicht, ſie hat aber eine dunkele, ſtarke Rinde, von einem zuſammenziehenden Geſchmacke. Im Waſſer gekocht, giebt ſie einen Trank, welcher den Schweiß ſtark treibt, auch die ſcharfe ſalzichte Feuchtigkeit abführet. Sonſt hat dieſer Baum weder Blüthe noch Frucht.

Die

---

d) **Walther Schoutens** Reiſen im I Theile a. d. 476 S.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Tamarinde.

Die **Tamarinen**, oder wie andere Reiſende ſchreiben, die **Tamarinden**, wachſen beynahe in allen Gegenden von ganz Indien, und ſind abſonderlich in Bengalen ſehr gemein. Nicht nur die Größe, ſondern auch die Schönheit, machet dieſen Baum anſehnlich. Sein Stamm hat einen ſchönen Wuchs; die Aeſte ſteigen hoch empor, und treiben das angenehmſte Laub. Die Natur weiſt der Tamarinde ihre Stelle in wüſten Gegenden an; hier werden ſie aufgeſuchet, und an ſolche Orte, da der Boden niemals umgegraben wird, als zum Beyſpiele an Scheidewege, auf die Marktplätze, Gaſſen u. ſ. w. zur Zierrath verpflanzet. Ihr Schatten iſt höchſt angenehm, und bergen ſich die Indianer gegen die Sonnenhitze darunter. Die Blüthe gleicht der Pfirſich- oder Mandelblüthe nicht uneben, wird aber zuletzt bitter. Die Frucht iſt länglicht, etwas gekrümmet, und liegt in einer etwa eines Fingers langen und faſt eben ſolchen Schote, als unſere Bohnen. Sie ſieht anfänglich grün, wird aber nachgehends grau. Wenn die Sonne untergeht, ſo verkriecht ſich die Frucht unter die Blätter, kömmt aber des Morgens, ſobald die Sonne aufgeht, wieder zum Vorſcheine. In jedweder Schote liegen drey bis vier kleine bräunliche Bohnen, und ſind mit einem kleberichten Marke eingehüllet. Nurbeſagtes Mark heißt eigentlich **Tamarin**. Es hat aber einen rauhen ſauern Geſchmack. Sowohl die Indianer als Portugieſen, würzen ihre Speiſen damit. Es wird auch eingeſalzen; es wird mit Zucker eingemacht, und durch die ganze Welt verführet. Dieſe letztere Zubereitung iſt die beſte, und geſchieht folgender Maßen. Man nimmt die Kerne aus den Schoten, knetet ſie durcheinander, miſchet Zucker darunter, und füllet ſie ohne weitere Umſtände in Töpfe. Sie behalten den ſäuerlichen Geſchmack, der ihnen viele Lieblichkeit giebt, beſtändig, und es beſteht ihre hauptſächlichſte Kraft im Reinigen des Geblütes.

Tamaris

Der **Tamaris**, eine Tamarinden Gattung, iſt ein ziemlich hoher Baum. Er trägt ziemlich große Bohnen, davon die Kerne gleichfalls Bohnen ähnlich ſehen. Die Schote an ſich ſelber iſt ſehr rauh; die Frucht ungemein bitter, und dienet zum Abwürzen der Speiſen. Das Laub iſt ſchmahl und lang, die Blüthe ſteht büſchelweiſe beyſammen.

Tani.

Tani iſt eine Pflaumengattung, trägt aber eine birnähnliche Frucht, in Größe einer guten Pflaume, mit grünem Fleiſche, und voll Saft, der aber keinen Geſchmack hat. Ihre Schelfe iſt glatt, roth und glänzend. Inwendig liegt ein länglichter Kern, und an ſolchem eine weiße, angenehmſchmeckende Mandel, die man gegen anſteckende Uebelkeiten gepülvert einnimmt.

Tapia.

Tapia iſt eine Staude. Das Holz iſt äußerlich mit einer glatten aſchfarbigen Rinde überzogen, innerlich voll Mark wie der Hollunderbaum, und leicht zu brechen. Die Blätter hängen drey und drey an einem einzigen Stiele. Sie ſind grün, glatt und glänzend. Die Blüthe beſteht aus vier Finger langen weißen Blättern, jedwedes ſteht auf einem kurzen Stielchen, und iſt der Länge nach mit einem Knoten und einigen grünlichten Queeradern befeſtiget. Bey dieſen vier Blättern ſtehen vier andere kurze, grünlichte, imgleichen einige röthliche Staubſtengelchen. Die Frucht gleicht an Größe, Geſtalt, Schale und Farbe einer Pommeranze, ſchmecket ſüß, riecht aber ekelhaft. Das Laub zerknirſchet, iſt ein vortreffliches Mittel gegen Entzündungen, abſonderlich des Maſtdarmes, als eine da zu Lande ſehr gewöhnliche Krankheit.

Taranja.

Der **Taranjabaum** iſt, dem Vermuthen zu Folge, aus Africa nach Indien verſetzet worden, und hat ſich da ungemein ausgebreitet. Er iſt klein und dornicht, die Frucht

rund,

rund, mit einer gelblichten Schale, inwendig roth, und ſchmecket wie eine Pommeranze, wiewohl ihr Mark mehr Feſtigkeit beſitzt. Sie reifet im Wein- und Wintermonate.

Obgleich der Cocosbaum in Malabar ſchöner und häufiger, als an keinem anderen Orte wächſt: ſo hindert uns doch dasjenige, was bey der Beſchreibung des nurerwähnten Landes von ihm erzählt worden iſt, im allergeringſten nicht, voritzt von ſeiner Beſchaffenheit in anderen Landſchaften Indiens, da ihm ſeine Nutzbarkeit den Vorzug vor allen übrigen Bäumen erwirbt, noch einige Anmerkungen beyzubringen; um ſo vielmehr, da wir das von den Gattungen der Palmbäume bereits gegebene Verzeichniß mit noch einigen zu vermehren gedenken.

Tenga.

Den Cocosbaum nennen die Indianer **Tenga**, die Portugieſen aber **Palmera de Cocos**. Wir haben zwar bereits angeführet, man könne bloß von dem Holze, dem Laube und der Frucht dieſes Baumes ein Schiff bauen, in ſegelfertigen Stand ſetzen, und befrachten, ein Haus bauen und mit Geräthe verſehen, ſeine Einwohner kleiden und ernähren: wir haben aber damals nicht bemerket, daß ſeine Blätter ſtatt des Papieres darauf zu ſchreiben dienen, und daß man aus dem äußeren Baſte ſeiner Frucht Seide drehet. Nurbeſagter Baſt ſieht, wenn er reif wird, gelb aus. Aus der unter ihm liegenden zweyten Schale verfertiget man allerley Gefäße. Das inwendige Mark iſt ein weißes einen halben Finger dickes Fleiſch, das faſt wie eine Mandel ſchmecket. Mitten darinnen findet man ein chriſtallenhelles Waſſer, von vortrefflichem Geſchmacke. Es wird dieſe Frucht auf allerley Weiſe eingemacht. Man bereitet auch ein Oel ſowohl für die Speiſen, als für die Lampen daraus. Drücket man das Mark, ſo geht ein milchähnlicher Saft heraus, darinnen man nicht nur den Reiß kochen, ſondern ihn auch unter andere Speiſen miſchen kann. Der Saft, welcher aus dem Baume rinnt, wenn man Einſchnitte in die Aeſte machet, heißt zu Folge des Unterſchiedes in ſeiner Zubereitung und der Oerter, **Tary**, **Toddy**, **Nery** und **Sory** oder **Sura**. Tary heißt der erſte und am wenigſten gekünſtelte Saft. Er ſchmecket ſüß wie Moſt, oder vielmehr wie Wein aus zerquetſchten Trauben und Waſſer. Man muß ihn vor Aufgange der Sonne abhohlen; denn wofern er entweder von der Sonnenhitze erwärmet, oder ſonſt zu lange ſteht, ſo wird er ſauer, und heißt hernach Sory oder Sura. Sodann muß man ihn gewärmet trinken, weil er außerdem durch ſeine Kälte ein heftiges Schneiden im Leibe verurſachen würde. Wird der Sory abgezogen: ſo bekömmt man abermals ein weinähnliches Getränk, das nach dem Ausrauchen gleichfalls zum Eſſige wird. Zwey bis dreymal abgezogen, hat man Branntewein. Eingekocht, giebt er den ſchwarzen Zucker, **Jagra** genannt. Mit einem Worte, man hat in Indien von keiner Sache beſſere Einkünfte, als vom Cocosbaume. Er ſchießt bis ſechzig Spannen hoch ſchnurgerade in die Höhe, und hat von der Wurzel bis an den Gipfel einerley Dicke.

Thamalapatra.

Thamalapatra iſt der Name eines Baumes, deſſen herrliche Tugenden ſo gar in Europa berühmt ſind, indem ſein Laub mit unter den Theriack genommen wird. Unſere Apotheker nennen es **Malabaſtrum**, oder **Folium Indicum**.

Theca.

Der **Theca** iſt gleichſam der indianiſche Eichbaum. Er iſt ſehr groß, und man findet ganze Wälder von ihm. Die heidniſchen Indianer nehmen zu Erbauung und Ausbeſſerung ihrer Tempel kein anderes, als dieſes Holz. Aus dem Laube machen ſie einen Saft, damit ſie ihre Seiden- und Baumwollenzeuge purpurroth färben. Eben dieſes Laub dienet ihnen auch zur Speiſe. Die Aerzte bereiten mit Zucker einen Kühlſaft, die Mundgeſchwüre damit zu vertreiben daraus. Die Blüthe mit Honig gekocht, befreyet die Waſſerſüchtigen von ihrer Geſchwulſt.

Saint Thomas.

Der **Thomasbaum** trägt zwar keine Frucht: allein, er iſt ſehr ſchön, nicht nur wegen ſeines Laubes, das dem Epheulaube vollkommen gleicht, ſondern auch und zwar hauptſächlich, wegen ſeiner Blüthe, welche eigentlich nichts anderes, als eine violettblaue Lilie, von ungemein ſchönem Geruche iſt.

Trauerbaum.

Der **Trauerbaum**. Dieſen Namen legen einige Reiſebeſchreiber einem gewiſſen indianiſchen Gewächſe bey, davon **Philipp de la Trinite** folgende Beſchreibung giebt. „Man nennet dieſen Baum deswegen den traurigen, weil er ſeine Blüthe zu eben der Zeit fallen läßt, wenn andere über den Aufgang der Sonne ſich gleichſam erfreuen, und aufblühen. Sie iſt dem weißen Jesmin ähnlich, nur hat ſie gelbe Stiele. Der Baum ſelbſt hat eine mittelmäßige Höhe, kleines dunkelgrünes, und ein wenig rauhes Laub." Aus dieſer Beſchreibung ſollte man glauben, er meyne den indianiſchen Safran.

Tsjaskela.

Tsjaskela iſt eine Feigenbaumgattung. Aus dem Baſte drehen die Indianer Schnüre für ihre Bogen. Auch bereiten ſie eine rothe Farbe daraus, damit man das cambayſche Tuch färbet.

Valli.

Valli iſt eine Staude. Sie ſchlingt ſich um alle Bäume, die ſie erreichen kann. Ihre Blätter gleichen dem Eſchenlaube. Die Blüthe iſt zweyblätterig und ohne Geruch. Die Länge der Schote beträgt einen Zoll, und ihr Umkreis eben ſo viel. Sie ſind glatt, und in jedweder liegen einige Körner, welche vermittelſt einer Scheidewand von einander abgeſondert ſind; beſagte Körner oder Bohnen bekommen, wenn ſie an der Sonne gedörret worden, eine aſchgraue Farbe, und einen ſehr widerwärtigen Geſchmack. Rohe gegeſſen, verurſachen ſie einen ſchmerzhaften Durchfall. Die Umſchläge vom Laube, vertreiben das Rothlauf, und aus dem Baſte werden Seile geſponnen.

Venen.

Venen iſt ein dornichter Baum, der nur in den allerοſtlichſten Gegenden von Indien wächſt, und Blüthe von einem höchſt angenehmen Geruche trägt. Seine Frucht iſt ziemlich groß, hat eine Schelfe wie die Quitten, und ein röthliches Fleiſch, das wie unzeitige Weinbeeren ſchmecket. Aus der Blüthe wird ein ſehr wohlriechendes Waſſer gebrennet; Aus der Frucht aber ein Saft gepreſſet, und zu Branntewein bereitet.

Vettagadu.

Vettagadu iſt eine Beerſtaude, trägt eine weißlichte Blüthe mit fünf Kelchblättern, aber ohne Geruch. Die Beeren ſind rund, von einer blaſſen Purpurfarbe. Es liegen fünf feſte und dreyeckige Kerne darinnen, welche anfänglich weiß ſind, hernach röthlich, und zuletzt wieder weiß werden. Die Staude grünet beſtändig, und trägt das Jahr zweymal Frucht.

Vez Cabuli.

Vez Cabuli iſt eine zur Arzeney dienliche Wurzel, die, gleichwie andere Specereyen mehr, über Surat nach Europa verführet wird. Man gebrauchet ſie auch zum Färben.

Zerumbet.

Zwiſchen dem **Zerumbet** und der Ingwerpflanze wäre nicht der geringſte Unterſchied, wenn jener nicht längere und etwas breitere Blätter hätte. Die Wurzel wird in Stücke geſchnitten und gedörret, oder mit Zucker eingemacht. Sie iſt von größerer Kraft und feinerem Geſchmacke, als der Ingwer.

Camchain.

Unter einer großen Anzahl Pommeranzengattungen hält man die **Camchain** und **Camkit** für abſonderlich hoch, zumal in Cochinchina und Tonquin, da ihre Vortrefflichkeit mit gar nichts verglichen werden kann. Die Camchain hat eine gelblichte Farbe. Ihre Schelfe iſt zwar dick und rauh: allein, die Frucht ſelber hat einen ganz unvergleichlichen

Naturgeſchichte von Oſtindien. Geruch und Geſchmack. Sie iſt ſo gelb, als Bernſtein, dabey ſo geſund, daß ſie jedweder Kranker eſſen darf. Die Camkit iſt rund, und um die Hälfte kleiner, als die Camchain. Ihre Farbe iſt dunkelroth. Sie hat eine zarte dünne Schelfe, und einen vortrefflichen Geſchmack: allein, ſie ſchadet der Geſundheit, abſonderlich einem ſchwachen Magen. Denn ſie verurſachet den Durchfall, und denen, welche bereits damit geplagt ſind, heftiges Schneiden im Leibe. Die Zeit dieſer Früchte fängt im Weinmonate an, und währet bis in den Hornung.

Zimmet. Vom **Zimmet** müſſen wir bemerken, daß er heutiges Tages bloß aus Ceylan komme. Es iſt in der Beſchreibung beſagter Inſel ſchon erzählet worden, es ſehe der Zimmetbaum unſeren Waſſerweiden nicht unähnlich *e*), und er habe drey Rinden über einander, davon man nur die erſte und zweyte abſcheele. Voritzt müſſen wir noch beyfügen, es ſey die letztere ohne allen Vergleich die beſte, die dritte rühre man deswegen nicht an, weil ſie dem Baume zu ſeiner Erhaltung nöthig falle. Das Abſcheelen müſſe mit ungemeiner Vorſichtigkeit geſchehen, und gleich einem Handwerke von Jugend auf erlernet werden. Die neueſten Reiſebeſchreiber verſichern, es koſte der Zimmet den Holländern mehr, als man glauben ſollte. Denn der König der Inſel, welchem man die Benennung des Königes von Candi beyleget, führet beynahe ohne Unterlaß Krieg mit ihnen, und ſuchet ſie währender Zimmetleſe beſtändig zu überfallen, oder durch unaufhörliche Anfälle zu beunruhigen. Daher müſſen ſie bey ſechzehnhundert Soldaten unterhalten, um den Rindenſcheelern, davon die Anzahl ungefähr eben ſo hoch ſteigt, bey ihrer Arbeit im Walde Sicherheit zu verſchaffen. Nurbeſagte Arbeitsleute werden das ganze Jahr über im Brodte gehalten. Nebſt dem müſſen ſie Colombo, Puntogallo, Manaar, Jafnapatan, und viele andere Orte, welche die Geſellſchaft an dem Umkreiſe der Inſel beſitzt, ſtark beſetzt halten. Dergleichen gewaltige Koſten müſſen den Preis des Zimmets freylich vergrößern. Der Baum trägt eine Oliven ähnliche Frucht, die man zwar nicht ißt, die aber von den Portugieſen gleichwohl nützlich angewendet wurde. Sie ließen nämlich ſelbige nebſt den zarten Aſtſpitzen ſo lange mit gemeinem Waſſer in einem Keſſel kochen, bis das Waſſer völlig verrauchet war. Nach dem Erkalten fand man oben eine weiße dem Wachſe nicht unähnliche Materie, unten aber eine Art von Campher. Aus jener machten ſie Kerzen, die an den Hauptfeſten in der Kirche angezündet wurden, und einen ſo herrlichen Geruch, als das beſte Räucherwerk thun könnte, von ſich gaben. Sie ſchickten

---

e) **Schouten**, der ſich mit großem Fleiße darnach erkundiget hatte, giebt uns folgende Nachricht von dieſem Baume. „Er gleicht, ſaget er, „ungefähr einem Pommeranzenbaume, nur ſind ſowohl der Stamm, als die Aeſte, zärter, nicht ſo „knotig, ſondern wachſen gerader. Das Laub „gleicht faſt den Lorbeerblättern. Die Blüthe iſt „weiß, und riecht höchſt angenehm. Die Frucht „hat etwa die Größe einer Olive. Die Affen und „Vögel freſſen eine große Menge davon. Man „bereitet ein Oel daraus, welches große Kraft in der „Arzeney haben ſoll. Faſt alle Früchte, die auf die „Erde fallen, bekeimen, und bringen junge Bäume hervor. Sind nun die jungen hoch genug „heran gewachſen: ſo machet man ihnen Platz und „hauet die alten um. Sie haben eine doppelte „Rinde. Die äußere iſt dünne, und wird nur „deswegen abgeſcheelet, damit ſie wegkomme. „Iſt dieſes geſchehen, ſo zieht man auch die innere, als die eigentliche Zimmetrinde, ſtückweiſe ab, „und läßt die Stücke an der Sonne trocknen, da „ſie ſich denn von ſelbſt aufrollen, und eine ins „Roſenrothe ſpielende Farbe annehmen. Als ich „einſtens aus bloßer Neugierigkeit einen Baum abſchälete, fand ich dieſe Rinde ſchlüpfrig, fett, „grün, ohne Geruch und ohne Geſchmack, wenig-

Naturgeſchichte von Oſtindien.

ten auch dergleichen Kerzen in die königliche Kapelle zu Liſſabon. Ob die Holländer dieſen Gebrauch ebenfalls beobachten, das wird nicht gemeldet.

Die Portugieſen ſammelten in der Gegend um Cochin ebenfalls Zimmet, welcher zwar nicht ſo gut, als der ceylaniſche, hingegen aber auch wohlfeiler war. Als aber die Holländer Herren vom Lande wurden: ſo rotteten ſie alle Zimmetbäume aus. Von denen auf Mindanao und einigen anderen Inſeln befindlichen, verlohnet es ſich der Mühe nicht, zu reden, ſo wenig als von den Nelkenbäumen, die anderswo als auf den moluckiſchen Inſeln wachſen, indem ſie, wie die Erfahrung lehret, gleichſam nur ein wildes Gewächſe ſind, das den Namen eines Gewürzes nicht verdienet.

Chiampim.

Die **Chiampim** iſt eine weiße aus China herſtammende Bluhme, und giebt einen ungemeinen guten Geruch von ſich. Sie wird eingemacht, und bekömmt in dieſem Zuſtande eine ſehr große Feſtigkeit, wiewohl ſie dem ungeachtet dem Munde ſüß und lieblich ſchmecket. Der Baum, darauf ſie wächſt, iſt eine kleine Ahorngattung. Noch giebt es eine andere Art von Chiampim, welche zwey gerade lange und weiße Blätter, nebſt zwey rothen und umgekehrten hat; ſie wächſt aber auf keinem Baume, ſondern auf einer niedrigen Pflanze.

Findolim.

Die **Findolim** iſt eine Pflanze mit einer rothen Blüthe, worauf eine Frucht von gleicher Farbe, und in Größe einer Limonie folget.

Ignama Cona.

Ignama Cona iſt eine Frucht mit einem ſehr weißen Fleiſche. Sie wächſt unter der Erde, wie die Erdäpfel, iſt aber weit größer, und wiegt gemeiniglich viele Pfunde. Ihres Namens ungeachtet, gleicht ſie der Ignama weder am Geſchmacke, noch an Geſtalt; ſondern es iſt dieſe letztere in Oſtindien eben alſo beſchaffen; als in Africa und in den americaniſchen Inſeln, und behält ihren Caſtaniengeſchmack, man mag ſie zubereiten, wie man will.

Mazarikan.

Mazarikan iſt eine Bluhme von eben dergleichen grüner Farbe, als die Pflanze, darauf ſie wächſt.

Muſcatenbaum.

Es kommen alle und jede Reiſebeſchreiber darinnen überein, der Muſcatenbaum werde nicht gepflanzet. Weil es nun ſchwer zu begreifen iſt, wie er ohne dieſes Mittel ſich vermehren könne: ſo ſagen ſie, um zu beweiſen, daß es ganz natürlich damit zugehe: wenn die Nüſſe zeitig wären, ſo kämen aus den ſüdlichen Inſeln Vögel in großer Menge zum Vorſcheine, verſchlängen die Nüſſe, und gäben ſie unverdauet wieder von ſich. Eine

„ſtens war er doch ſehr gering. Ein alſo abgeſchäleter Baum ſteht wohl zwey bis drey Jahre da, ehe er eine neue Rinde bekömmt, ja, es ſcheint, als ob er gänzlich verderben wollte: allein, endlich erhohlet er ſich gleichwohl wieder. Der allerbeſte Zimmet wächſt zwiſchen Punto Gallo und Negumbo, da es ganze Wälder von Zimmetbäumen giebt, ohne was hier und dort auf unangebauten Plätzen ſteht.

„Man theilet den Zimmet in feinen, mittelmäßigen und groben. Der letzte kömmt von dicken und dabey ſchon alten Bäumen. Das Holz dieſer Bäume gebraucht man nicht nur zum Häuſerbaue, ſondern auch zum Brennen. Es giebt während Verbrennens einen wunderbaren Geruch von ſich. Ungeachtet man den Zimmet für hitzig im dritten Grade hält, ſo geben doch die Wurzeln des Baumes ein ſehr wohlriechendes Waſſer, ja, gar eine Art Campher von ſich. Die Einwohner der Inſel Ceylan wiſſen die grüne Rinde, das iſt, den wahrhaften Zimmet, zu verarbeiten; ſie legen Schränke, Schreibtiſche, Käſtchen und dergleichen damit ein. Ja, ſie überziehen Spazierſtöcke damit, und ich habe ſelbſt einen gehabt, der gewiß recht unvergleichlich gearbeitet war.„ Im II Theile a. d. 29 u. folg. S.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

ſolche Nuß, wenn ſie bey ihrem Falle einen bequemen Boden antreffe, ſchlage ſodann vermittelſt der klebrichten Materie, damit ſie überzogen seyn ſoll, Wurzel, und bringe einen Baum hervor, den man der Natur auf eine andere Weiſe unmöglich abzwingen könne. Beſagte Vögel ſind meiſtentheils von der Art, die man in Europa Paradiesvögel nennet, wiewohl ſie eigentlich **Manucodiatas** heißen. Sie ziehen ſchaarweiſe, wie etwa die Droſſeln währender Weinleſe. Von den gefreſſenen Muſcaten werden ſie betäubt, ja, es gehen allemal einige darüber zu Grunde, da denn die Ameiſen, davon dieſe Inſeln wimmeln, ihnen die Füße abnagen. Daher nun rühret der gemeine Wahn, als ob die Paradiesvögel keine Füße hätten *f*), ungeachtet ſehr viele Reiſebeſchreiber bezeugen, ſie hätten welche mit Füßen geſehen, ja, ungeachtet man in der franzöſiſchen Geſchichte lieſt, es habe ein Kaufmann, Namens **Contour**, einen ſolchen Vogel, welchem gar nichts, was andere Vögel haben, abgieng, von Aleppo an **Ludwig** den dreyzehnten geſchicket *g*). Eigentlich wächſt die Muſcate nirgend, als in den ſechs kleinen Bandainſeln, und in der Inſel **Damme**, eben wie heutiges Tages die Nelke, davon an einem anderen Orte dieſes Werkes eine Beſchreibung zu finden iſt, nirgend in größerer Menge wächſt, als auf der Inſel Amboina, indem die Holländer in dem größten Theile der Inſeln, welche man unter dem allgemeinen Namen der moluckiſchen begreift, die Nelkenbäume ausrotten laſſen.

Omlan.

Omlan iſt ein Baum, trägt eine rothe Frucht in Geſtalt einer Mandel, mit einer langen ſchönen, ſehr angenehm riechenden Blüthe.

Pachaa.

Pachaa iſt eine grüne Bluhme vom angenehmen Geruche, wächſt auf einer niedrigen grünen Pflanze, welche beynahe eben ſo lieblich riecht, als ihre Bluhme.

Padolim.

Padolim, eine grüne Pflanze, trägt eine weiße Bluhme gleiches Namens, nebſt einer angenehmen Frucht, in der Größe einer europäiſchen Gurke.

Quegadam Cheroſa.

Quegadam Cheroſa iſt eine große gelbe Bluhme, von einer ſeltſamen Geſtalt und vielerley Farben. Ihre Pflanze hat langes grünes und ſtachlichtes Laub.

Wir geben dieſes Verzeichniß von oſtindiſchen Gewächſen keinesweges für vollſtändig aus. Unſere Abſicht war nur, diejenigen, davon die Reiſebeſchreiber Erwähnung thun, zu ſammeln. Der Hortus Malabaricus, den jedermann nachſchlagen kann, enthält ganz allein eine weit größere Menge. Es iſt dieſes Werk von dem **Caſcarius** und **Van Reede**, aus den Nachrichten eines Carmeliterbarfüßers, Namens Pater **Mathias** vom **heil. Joſeph**, in zwölf Folianten mit vielen Kupfern, abgefaßt worden. Zu dem erſten Bande hat **Arnold Syen**, ein berühmter Kräuterkenner zu Leyden, zu den übrigen aber, **Commelin**, Anmerkungen gemacht. Bey dem letzten Theile findet man einen Anhang, unter dem Titel Flora Malabarica, in welchem die Namen der Pflanzen in allerley Sprachen, oder die Weiſe, wie ſie von den Schriftſtellern dieſer Wiſſenſchaft angeführet werden, enthalten ſind.

Der

---

f) Hiezu kömmt, daß die Kaufleute den Irrthum durch allerley Kunſtgriffe ſtärken.

g) Sie gleichen einer Schwalbe, ſind aber weit größer.

h) Zu Amſterdam im Jahre 1678 bey Sommeren und Van Dyk.

Der V Abſchnitt.

Oſtindiſche Specereyen, Edelgeſteine und Seide.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Gummi Lack. Holz Ponc. Zucker und Taback. Opium. Salpeter. Corallen. Ambra. Muſcus. Bezoar. Anmerkung von dem golcondiſchen Bezoar. Stachelſchweinſtein. Schlangenſtein. Hutſchlangenſtein. Rubine. Türkiß. Smaragde. Vornehmſte Perlenfiſchereyen. Anmerkung von der gelben Farbe der Perlen. Zeit und Umſtände bey dem Perlenfiſchen. Perlenkauf. Seidenwaare.

Wir liefern hier die Namen der meiſten Specereyen, welche aus Oſtindien in andere Länder verführet werden. Sie ſind aus einer großen Menge Reiſebeſchreibungen geſammelt worden. Will jemand weitläuftigere Nachricht davon haben, den verweiſen wir auf das in Spanien herausgekommene Buch von indianiſchen Specereyen und Arzeneyen *i*).

Podi iſt eine Art Mehl, oder das feineſte vom Mehle, und wird gegen die Kälte und ſchneidende Luft gebrauchet.

Caxumba oder **Flors**, iſt eine Wurzel, damit man dem Eſſen einen guten Geſchmack giebt. Sie dienet auch zum Baumwollenfärben.

Cajuaſti iſt ein Holz, das im Munde erſtaunlich brennet. Man ſtößt es zu Mehle, und beſtreicht ſich den Leib damit, nicht nur um der Geſundheit, ſondern hauptſächlich um des guten Geruchs willen, indem kein Volk in der Welt ſo viel auf wohlriechende Sachen hält, als die Indianer.

Cantior iſt eine Frucht von eben ſolcher Beſchaffenheit, als die Erdäpfel und Trüfeln. Von ihren Tugenden wird nichts gerühmet.

Semparentaon iſt eine bittere Wurzel, welche gegen allerley Krankheiten kräftige Wirkungen erzeiget. Zugleich iſt ſie ſehr gemein, und deswegen nichts weniger, als theuer.

Der **Pontion** wächſt auf der Küſte Coromandel; und weil er anderswo entweder ſeltener oder ſchlechter gefunden wird, ſo erhält ihn ſeine Eigenſchaft eines vortrefflichen Mittels gegen das Fieber, allemal auf einem ſehr hohen Preiſe.

Gato Gamber iſt eine den Oliven oder der grünen Areka ähnliche Frucht. Sie wächſt zu Cambaya, auf der Küſte Coromandel und auf allen ſondiſchen Küſten.

Ganti iſt eine Wurzel. Sie gleicht dem Ingwer, und wird ſehr theuer verkauft. Die Indianer bereiben ſich den Leib damit.

Sabani iſt eine Art von Senf, und wird in ganz Indien auf allen Märkten häufig verkauft.

Doringi iſt ein den Wind treibender und Wurm tödtender Saamen, dabey aber, ſo ſüß und gelinde, daß man ihn, wiewohl in geringer Menge, neugebohrnen Kindern geben darf.

Tianco iſt eine Frucht. Sie wird geſtoßen, und ſobald den Indianern das geringſte fehlet, eingenommen.

Der **Madian**, der **Maju**, und der **Caraſſani** ſind lauter Gattungen des **Anfion** oder **Opiums**, und werden von den Indianern gebrauchet, wenn ſie ſich berauſchen wollen.

---

i) Gedruckt zu Burgos im Jahre 1578 in Quart.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Spodiam iſt die Aſche eines gewiſſen Baumes, in den ſondiſchen Landſchaften. Man brauchet ſie zu ſonſt nichts, als den Leib damit zu bereiben.

Der beſte Kümmel, welcher in malayiſcher Sprache **Jentanierau** heißt, wächſt in Perſien, und trägt daſelbſt den Namen **Chirman**. Die Indianer gebrauchen ihn nebſt dem **Madian**, **Maju** und dem **Daontaio**, oder Siebenblatt ſehr ſtark gegen den Schnuppen, welchem ſie ſehr unterworfen ſind, und viel davon ausſtehen müſſen, weil ſie beynahe ganz nackend gehen.

Sari iſt ein gewiſſes feines Mehl, damit man den Leib beſtreicht, um ſich gegen die ſchneidenden Winde zu verwahren.

Die **Tagari**, die **Suruban**, und die **Sedovaia** ſind Wurzeln. Sie werden von den Indianern geſtoßen, oder gemahlen, und der Leib damit beſtrichen.

Die **Sambaia**, welche in einigen Gegenden von Indien den Namen **Suduan** trägt, iſt eine Frucht in Größe einer Eichel, welche gegen allerley Krankheiten, abſonderlich gegen giftige Biſſe und ander Gift gebrauchet wird. Sie iſt eben ſo ſelten, als theuer.

Jalava iſt die Frucht eines eben alſo genannten Baumes. Man gebrauchet ſie zu Arzeneytränken. An Größe gleicht ſie der **Sambaia**.

Paravas iſt ein Kraut, das zum Erlaben dienet, welches wenig gefunden und theuer verkaufet wird. Er reiniget die Säfte des menſchlichen Leibes, und machet auf dieſe Weiſe gutes Geblüte.

Tomon Pute iſt eine der **Galigan**, oder **Curcuma** ähnliche Wurzel, nur aber weiß. Man beſtreicht den Leib damit. Sie kühlet und iſt ſehr geſund, wird auch für die hitzige Leber gebrauchet.

Die kleine Bohnengattung, damit man Gold, Silber und andere Metallen abwiegt, heißt malayiſch **Conduri**, in der javaniſchen Sprache **Saga**. Es haben dieſe Bohnen die ſchönſte rothe Farbe, mit einem ſchwarzen Flecken an der Seite. Einen andern als den nurerwähnten Gebrauch haben ſie nicht, weil ſie nicht nur bitter, ſondern auch, wie man glaubet, giftig ſind.

Gummilack.

Der **Gummilack** heißt bey den Mohren **Lack**, und bey den Peguanern, welche ſtarken Handel damit treiben, **Tick**. Er verſchaffet den Indianern die ſchöne Scharlachfarbe, damit ſie ihre Zeuge färben und bemalen. Dem Vorgeben nach iſt er nicht ſowohl ein Werk der Natur, als gewiſſer beflügelter Ameiſen, welche das Gummi, ſo wie es aus dem Baume fließt, verſchlucken, und es nachgehends faſt auf eben die Weiſe, wie die Bienen ihr Honig auf die Blätter eben deſſelbigen Baumes von ſich geben. Wenn nun die Aeſte mit dieſer Materie ganz überzogen ſind: ſo bricht man ſie ab, und läßt ſie dürre werden. Sobald ſie verdorren, geht der Lack von ſelbſt los, unt behält, vermöge ſeines zähen Weſens, die Geſtalt eines Rohres. In dieſem Zuſtande hat er nach dem Berichte eben dieſer Schriftſteller eine dunkelrothe Farbe. Tavernier erzählet die Sache anders. Er behauptet, in Pegu würde der Lack von den geflügelten Ameiſen auf dem bloßen Erdboden bereitet, und in Häufchen, die zuweilen einem Faſſe an Dicke gleichen, zuſammengetragen, nicht aber, wie in Bengalen um die Aſtſpitzen von allerley Stauden geklebet. Daher kömmt es, ſaget er weiter, daß der bengaliſche Lack allemal ſchöner und reiner, als der peguaniſche, dieſer letztere hingegen allemal mit einer Menge Unrath vermiſchet iſt; geſteht aber dabey, in Pegu ſey er häufiger zu finden, würde daſelbſt von den Holländern

Naturgeſchichte von Oſtindien.

ſtark aufgekaufet, und nach Perſien, da man ihn gleichfalls zum Färben brauchet, verführet. Der Satz von dem Lacke, daraus man die Farbe gezogen hat, wird zum Lackiren gebrauchet, oder man giebt ihm eine beliebige Farbe, und machet Siegelwachs daraus. Es nähren ſich viele indianiſche Weiber bloß damit, daß ſie den Lack, woraus man die Scharlachfarbe gezogen hat, reinigen. Sie geben ihm eine andere Farbe, und die Geſtalt der Siegellackſtangen. Die engländiſche und holländiſche Kaufgeſellſchaften kaufen alle Jahre hundert und funfzig Kaſten voll. Sie ihres Ortes geben für das Pfund nicht mehr, als vier Groſchen; dahingegen zu Taverniers Zeiten in Frankreich eine einzige Unze vier Groſchen galt, und noch darzu ſtark mit Harze vermiſchet war.

Baron, aus deſſen Berichte wir unſere Beſchreibung von Tunkin genommen haben, verſichert, man mache daſelbſt ſo feine Lackarbeit, als an irgend einem Orte in der ganzen Welt, nur die Japoniſche, als welche ihres Gleichens nirgend hat, ausgenommen. Doch auch dieſer Unterſchied liegt nicht ſowohl im Gemälde, oder im Fürniſſe, als in welchen Stücken kein merklicher Unterſchied zu ſpühren ſey, ſondern vielmehr im Holze, indem das japaniſche weit beſſer ſey. Der tunkiniſche Lack iſt ſeiner Erzählung zu Folge, ein bloßes flüßiges Gummi, das aus dem Stamme, oder aus den Aeſten des Baumes rinnt. Die Landleute ſammeln es in ſo großer Menge, daß ſie alle Tage, abſonderlich zur Lackirzeit ganze Fäſſer voll nach Cachao zu Kaufe bringen. Von Natur iſt er weiß, und ſo dick, als Sahne, färbet ſich aber an der Luft und wird ſchwärzlicht. Daher decken diejenigen, die ihn in die Stadt zu Kaufe bringen, allemal einige Bogen Papier darüber, damit er friſch bleiben und ſeine natürliche Farbe nicht verlieren möge. Alle Schränke und übrige Tiſchlerarbeit, die man lackiren will, verfertiget man von einer gewiſſen Gattung Tannenholz, Ponc genannt, nur ſind die daſigen Künſtler bey weitem nicht ſo geſchickt, als die unſerigen, ſondern es geſchieht gar oft, daß ſie bey dem Auftragen des Fürniſſes, die Leiſten, Spitzen, oder Ecken an irgend einer Schieblade abſtoßen, gleichwie man dieſes an dergleichen Waare, die nach Europa gebracht wird, nur allzuhäufig wahrnehmen kann. Dampier erzählet, es hätten zu ſeiner Zeit die Engländer allemal einen geſchickten Tiſchler mit ſich nach Tunkin genommen; dieſer habe die Holzarbeit verfertiget, die daſigen Künſtler aber den Fürniß darauf getragen. Ja, ſie nahmen ſo gar europäiſche Tannenbretter mit, weil ſie beſſer ſind, als die vom Ponc. Zum Beſchluſſe, ſo ſind die Häuſer, darinnen lackiret wird, ſehr ungeſund, und ſchreibt man dieſes einem gewiſſen Gifte zu, das mit dem Gummi vermiſchet wäre, und durch die Naſe bis in das Gehirn dringen ſoll. Die Leute ſind wirklich voll Beulen und Geſchwüre, ungeachtet der Lack, den ſie verarbeiten, weder einen heftigen Geruch, noch ſonſt etwas unangenehmes an ſich hat. Sie können nicht arbeiten, als entweder in der trockenen Zeit, oder wenn der Nordwind, welcher ebenfalls trocknen hilft, bläſt. Die Urſache iſt, weil man den Fürniß etlichemal nach einander auftragen, und dazwiſchen allemal das Trocknen des vorigen Anſtriches abwarten muß. Man mag dieſen Fürniß ſo ſorgfältig verwahren, als man immer will: ſo wird er doch in freyer Luft ſchwärzlich. Man miſchet alſo, um ihn aufzuhellen, Oel und allerley andere Dinge darunter. Sobald der letzte Anſtrich trocken iſt, wird er poliret; man bereibet ihn nämlich recht ſtark mit der flachen Hand, wornach er wie ein Spiegel glänzet. Sonſt wird auch von dieſem Lacke ein Leim bereitet, welcher ſeines Gleichen nicht in der Welt haben ſoll.

Holz Ponc.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Zucker und Taback.

Der Caſſonadezucker kömmt hauptſächlich aus Bengalen. Man iſt in daſiger Gegend der feſten Meynung, wenn der Zucker dreyßig Jahre liege, ſo werde er zu einem höchſtſchädlichen Gifte. Zwar wird an vielen andern Orten ebenfalls Hutzucker gemachet, nirgend aber vollkommen ſein, als zu Amandabath, deswegen er auch Königeszucker daſelbſt genennet wird. Ein Hut wiegt gemeiniglich acht bis zehn Pfunde.

Der Taback wächſt hin und wieder in Oſtindien, ja zuweilen in dermaßen großem Ueberfluſſe, daß man kaum die Hälfte einſammelt, das übrige aber ſtehen läßt. Seine Güte iſt unterſchiedlich.

Opium.

Das beſte **Opium** kömmt aus der Inſel Celebes. Doch giebt es an andern Orten, abſonderlich zu Brampur im Indoſtaniſchen, ebenfalls Opium. Die Holländer holen an dieſem Orte eine große Menge ab, und tauſchen Pfeffer dagegen.

Salpeter.

Salpeter giebt es in Bengalen die Menge. Der geläuterte koſtet dreymal ſo viel, als der ungeläuterte. Die Holländer haben eine Salpeterniederlage zu Chupar vierzehn Meilen über Patna, und verführen den geläuterten von da zu Waſſer, bis nach Ougly, wo ſie einen Handelsſitz haben. Sie ließen einſtens Keſſel und Leute aus Holland kommen, und wollten ihn ſelbſt läutern: es gieng aber nicht an, weil die Indianer aus Unwillen, daß ſie am läutern nichts mehr verdienen ſollten, keine Molken, ohne welche man den Salpeter unmöglich weiß machen kann, darzu hergaben, der Salpeter aber, wenn ihm die durchſichtige Weiße fehlet, nicht geachtet wird *k*).

Corallen.

Corallen hat man im indianiſchen Meere niemals gefunden, ſo wenig als in andern Gegenden des großen Weltmeeres, ſondern es iſt dieſe Gabe der Natur dem mittelländiſchen Meere ganz allein eigen. Bernſtein hat Indien eben ſo wenig; denn ſo viel man weis, wird er nirgend, als an der preußiſchen Küſte am balthiſchen Meere gefunden. Hingegen liefern die morgenländiſchen Küſten ſehr öfters **Ambra**; weswegen einige Reiſebeſchreiber auf die Meynung gerathen ſind, es entſtehe daſelbſt. Die portugieſiſchen Statthalter zu Goa und Mozambique haben zuweilen erſtaunliche große Stücke mit nach Hauſe gebracht; und überdieſes iſt es eine bekannte Sache, daß man in China bey großen Gaſtereyen, nebſt anderm koſtbaren Räucherwerke eine große Menge Ambra aufſetzet, und für große Summen Geldes verbrennet.

Ambra.

Muſcus.

In der Beſchreibung des Königreiches **Butan** iſt bereits erwähnet worden *l*), es käme aus dieſem Lande der beſte und allermeiſte **Muſcus**.

Bezoar.

Man hält keinen **Bezoar** für beſſer, als der aus dem Königreiche Golkonda kömmt. Er wird bereits angeführter maßen *m*) in den Ziegen der nordoſtlichen Gegend deſſelbigen Landes gefunden, und geben ihm die Knoſpen und Aſtſpitzen einer gewiſſen Staude, davon dieſe Thiere freſſen, ſeine Geſtalt; wenigſtens will man es doch auf dieſe Weiſe erklären, warum der Bezoar ſo mancherley Geſtalt habe. Die daſigen Einwohner können es an einer Ziege fühlen, wie viele Bezoarſteine ſie bey ſich habe, und verkaufen

---

k) Walther Schouten berichtet, der meiſte Salpeter komme aus der mitternächtigen Gegend von Großindien; man mache ihn gemeiniglich aus einem Thone, oder aus einer ſchwarzen, fahlen, oder auch weißlichten Erde. Der beſte werde aus bloßer Erde gemachet. Die Indianer gehen folgender maßen damit zu Werke. Sie graben einen weiten Brunnen, gleich einem Salzbrunnen, und füllen ihn mit Thone, Salpetererde und gemeinem Waſſer. Alles dieſes kneten und arbeiten ſie ſo lange durch einander, bis ein Brey daraus wird, und das Waſſer alles Salz heraus gezogen hat. Wenn nun das Gröbeſte zu Boden geſunken iſt: ſo ſchöpfet man das Helleſte in eine andere weite, doch aber

Naturgeſchichte von Oſtindien.

kaufen ſie nach dem Verhältniſſe dieſer Zahl. Zu dieſem Ende ſtreichen ſie die Ziege mit beyden Händen nach der Länge unter dem Bauche, auf welche Weiſe die Steine ſich in die Mitte des Leibes begeben, und ohne allen Irrthum gezählet werden können. Ihre Seltenheit beſteht in der Größe; denn ſonſt hat der kleine eben ſo viel Kraft, als der große. Man wird mit jenen zum öftern betrogen; denn die Argliſt hat das Kunſtſtück ausgeſonnen, nicht nur ihre natürliche Größe durch einen Teig von Gummi und andern Materien zu vermehren, ſondern auch ſie in ſo viel Häute einzuwickeln, als der Bezoar von Natur hat. Zu Entdeckung dieſer Betrügerey giebt es ein doppeltes Mittel. Das erſte iſt, wenn der Bezoar gewogen, und eine Zeitlang in warmes Waſſer geleget wird; behält nun dieſes ſeine natürliche Farbe, und jener ſein Gewicht, ſo iſt der Stein gut. Die zweyte Probe iſt, wenn man eine glühende Nadel daran bringt; geht ſie ein, und giebt dem Steine eine braune Farbe: ſo iſt er nicht natürlich. Mit dem golkondiſchen Bezoar iſt es eben alſo beſchaffen, wie mit einem Diamante; mit der Größe ſteigt auch der Werth. Gehen fünf bis ſechs Bezoarſteine auf eine Unze: ſo gilt dieſe Unze funfzehn bis achtzehn Livres; hingegen gilt ein einziger Bezoarſtein, der eine Unze wiegt, wenigſtens hundert Livres. Es giebt welche von vier bis fünf Unzen, dafür man wohl zwey tauſend Livres bezahlet.

Anmerkungen von dem golkondiſchen Bezoar.

Ein gewiſſer Reiſebeſchreiber, welchem man in Dingen, die er ſelbſt geſehen hat, ganz wohl trauen darf n), erzählet, er ſey etlichemal nach Golkonda gereiſet, und habe allemal wegen des Bezoars und ſeiner eigentlichen Beſchaffenheit zuverläßige Nachricht einzuziehen geſuchet, dem ungeachtet aber, lange nicht erfahren können, an welchem Orte des Leibes er bey den Ziegen liege. Endlich als er einigen Bezoarhändlern Gelegenheit gemacht, daß ſie an die engländiſchen und holländiſchen Aufſeher für ſechzig tauſend Rupien verkaufeten, hätten ſie ſich dafür erkenntlich bezeugen wollen, er aber einige Bezoarziegen verlanget. Hierüber wären ſie beſtürzt geworden, und hätten vorgeſchützet, es dürfte bey Lebensſtrafe kein Menſch dieſe Thiere lebendig aus dem Lande führen. „Gleichwohl, fährt „ unſer Verfaſſer fort, kamen ſie vierzehn Tage hernach, als ich nicht mehr an ſie gedachte, wieder, frageten mich, ob meine Bediente Ausländer wären? und giengen nach „ erhaltener Antwort, ich hätte lauter Perſianer um mich, ganz vergnügt, und ohne weiter etwas zu ſagen, weg. Aber nach einer halben Stunde ſtelleten ſie ſich abermals ein, „ und brachten ſechs Ziegen mit, die ich nach Belieben betrachtete. Es ſind ungemein „ ſchöne Thiere, ſehr hoch, und haben Haare ſo fein, als Seide. Der vornehmſte unter dieſen Handelsleuten bath mich, ſie als ein Zeichen ihres guten Willens anzunehmen. „ Ich wollte ſie durchaus nicht umſonſt haben, ſondern fragete nach ihrem Werthe. Nach „ langem Nöthigen, vernahm ich endlich mit großer Verwunderung, eine unter dieſen „ ſechſen ſey hundert Rupien werth, zwo andere nur viere, und die drey übrigen zuſam-

---

aber kleinere Grube, als die vorige war, heraus. Hier ſenket ſich von dem hellen abermal ein Satz zu Boden, und das oben auf ſchwimmende Waſſer, iſt mit Salpeter ganz angefüllet. Dieſes wird in einer eiſernen Pfanne gekocht, oft abgeſchäumet, und endlich bleibt der bloße Salpeter zurück. II Th. a. d. 267 S.

l) Die Beſchreibung und Abbildung dieſes Thieres ſteht im X Theile, in dem Artikel von Butan.

m) Man ſehe die Beſchreibung ſeiner Reiſe nach den Diamantgruben, im X Theile.

n) Tavernier IV Th. a. d. 80 S. Pariſer Ausgabe vom Jahre 1724. in 12.

„ men etwa fünftehalb Rupien. Ich wollte wiſſen, woher dieſer Unterſchied rühre? und
„ bekam zur Antwort, eine unter ihnen habe nicht mehr, als einen einzigen Stein, die
„ übrigen aber, theils zwey, theils drey bis viere, wovon ſie mich ſogleich überzeugeten,
„ indem ſie ihnen an den Bauch klopfeten. Die erſte hatte einen Stein von ſchöner Größe,
„ die fünf übrigen alle zuſammen hatten ſiebenzehn und einen halben, welcher letztere eben
„ alſo anzufühlen war, als eine halbe Haſelnuß. Weil er nun erſt halb gebildet war: ſo glich
„ das Inwendige einem weichen Ziegenkothe „.

Affenſtein.

Man findet im Morgenlande ſowohl in Kühen, als in andern Thieren ebenfalls Bezoar, ja, einige von ſiebenzehn bis achtzehn Unzen am Gewichte: es wird aber wenig Weſens davon gemachet, indem ſechs Gran vom Ziegenbezoar in dergleichen Zufällen, dafür man ſie brauchet, mehr Wirkung erzeigen, als dreyßig von einem andern. Gleichwohl muß man die Affenſteine hiervon ausnehmen, weil man ſie dem Ziegenſteine noch vorzieht. Sie ſind äußerſt ſelten. Man bekömmt ſie abſonderlich von einer gewiſſen Affengattung, die ſonſt nirgend, als auf der Inſel Celebes, bekannt iſt. Beſagte Steine ſind allemal rund; dahingegen der andere Bezoar nicht einerley Geſtalt hat; gleicht einer an Größe einer Wallnuß, ſo zahlen die Portugieſen wohl hundert Thaler dafür; denn ſie ſind deswegen mehr, als irgend eine Nation darauf erpicht, weil ſie dieſen Stein für ein unvergleichliches Gegengift, folglich bey ſeinem Beſitze ſich ſelbſt gegen dem Vergiften, das immer einer vom andern beſorget, für geſichert halten.

Stachelſchweinſtein.

Noch höher als den Bezoar ſchätzet man den Stein, der im Kopfe der Stachelſchweine gefunden wird. Man bezahlet vier bis fünfhundert Thaler dafür. Läßt man ihn nur eine Vierthelſtunde im Waſſer liegen: ſo bekömmt er eine Bitterkeit, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Eben dieſes Thier hat zuweilen auch in ſeinem Leibe einen Stein von nicht geringerer Kraft; nur zeiget ſich zwiſchen beyden dieſer Unterſchied, daß der letztere, wenn er in Waſſer geleget wird, nicht das geringſte, weder am Gewichte, noch an der Größe verliert, jener hingegen einigen Abgang leidet.

Schlangenſtein.

Der Schlangenſtein hat ungefähr die Größe eines franzöſiſchen Liards. Zuweilen gleicht er einigermaßen einem Eye, er iſt nämlich in der Mitte dick, am Rande dünne. Die Indianer behaupten, er wachſe einer beſondern Schlangengattung auf dem Kopfe. Unſere vernünftigſten Reiſebeſchreiber ziehen die heidniſchen Pfaffen in Verdacht, als ob ſie dieſen Wahn aufgebracht hätten, und glauben vielmehr, er werde aus allerley Sachen durch Kunſt zuſammengeſetzet, abſonderlich, weil ihn ſonſt niemand, als die Braminen, verkauft. So viel aber bleibt richtig, daß er gegen alle Biſſe giftiger Thiere ungemeine Wirkung erzeige. Erſtlich ritzet man den verletzten Ort auf, um dem Blute Luft zu machen, und leget hernach dieſen Stein auf, welcher von ſelbſt abfällt, wenn er das Gift ausgeſogen hat. Um ihn nun davon zu reinigen: ſo leget man ihn etwa zwölf Stunden lang in Frauen- oder Kühmilch, die er denn ſo gelb, als Eiter, färbet. Die Indianer haben zwo Proben, daran ſie erkennen, ob ein Schlangenſtein die gehörige Güte habe, oder nicht. Sie nehmen ihn entweder in den Mund, worauf er, wenn er gut iſt, ſogleich an den Gaumen ſpringt, und ſich daran hängt, oder ſie werfen ihn in ein Glas voll Waſſer, welches von einem unverfälſchten Steine ſogleich aufbrauſet, indem der Stein, ob er gleich zu Grunde liegt, bis an die Oberfläche des Waſſers Blaſen aufwirft.

Hutſchlangenſtein.

Der Hutſchlangenſtein wird gleichfalls für ein Gegengift gehalten. Wir haben derjenigen Schlangengattung, welche wirklich etwas einem Hute ähnliches auf dem Na-

Naturgeſchichte von Oſtindien.

cken hat, ſchon etlichemal erwähnet; hinter beſagtem Hute nun findet man den Stein, obgleich die Schlange wenigſtens zween Schuhe lang ſeyn muß, wofern er da ſeyn ſoll. Wie man verſichert, ſo hat der allerkleineſte die Größe eines Hühnereyes. Ein ſolcher Stein läßt ſich, weil er wenig Härte beſitzt, auf einem gemeinen Steine ſehr leicht zu einem Mergel zerreiben; dieſen läßt man in Waſſer zergehen, und nimmt ihn ein, da er denn alles Gift, von was für Art es auch ſeyn mag, aus dem Leibe treibt. In Africa giebt es mehr Hutſchlangen, als in Oſtindien.

Wurmſaamen

Der ſo berühmte **Wurmſaamen**, davon die Engländer und Holländer nach dem Beyſpiele der Perſianer, viel Weſens machen, und ihn überzuckern, kömmt von einer gewiſſen Grasgattung. Es wächſt ſolche auf den Wieſen, und wird deſto höher geſchätzet, weil das Einſammeln des Saamens viele Schwierigkeit leidet. Es hat nämlich dieſer Saamen vor ſeiner Zeitigung nicht die geringſte Kraft, ſodann aber fällt er bey dem geringſten Winde aus, und zerſtreuet ſich im Graſe; da er nun verdorben iſt, ſobald man ihn mit der Hand berühret, ſo wird er durch das Ausfallen unnütz. Die Indianer haben demnach einen eigenen Kunſtgriff, ihn einzuſammeln, erdacht. Sie nehmen zween Körbe mit Henkeln, gehen damit auf der Wieſe hin und wieder, und fahren zugleich mit einem Korbe rechts, mit dem andern links von ſich weg, eben als ob ſie das Gras oben, das iſt an der Aehre abhauen wollten. Dieſes Hin- und Wiederfahren mit den Körben verurſachet, daß der Saamen hinein fällt. Sie berühren ihn durchaus nicht mit der Hand, ſondern wenn ſie den Kaufleuten ein Muſter zeigen wollen: ſo nehmen ſie mit einem ausdrücklich darzu verfertigten Löffelchen etwas aus dem Korbe heraus. Man ſammelt dieſen Saamen abſonderlich in **Butan** und **Kerman**.

Edelgeſteine, Rubine.

Eigentlich giebt es im ganzen Morgenlande nicht mehr, als zwo Landſchaften, darinnen man allerley Edelgeſteingattungen in großer Menge findet, nämlich das Königreich Pegu und die Inſel Ceylan. Es iſt in Pegu ein gewiſſer Berg, Namens **Capelan**, welcher zwölf Tagereiſen weit gegen Nordoſt von **Siren**, der Hauptſtadt des ganzen Landes liegt. Hier nun ſind die Gruben, daraus man die meiſten Rubine, Spinelle, oder Rubinmütter, gelbe Topaſen, blaue und weiße Saphiren, Hyacinthen, Amethiſten und andere Steine von allerley Farbe gräbt. Auch findet man daſelbſt eine gewiſſe bunte Steingattung, welche von den Indianern **Bacan** genennet, aber wegen ihrer Zerbrechlichkeit wenig geachtet wird, ungeachtet ſie übrigens allerley Farben an ſich hat. In dem Gebirge, das ſich von Pegu, bis an das Königreich **Cambalu** erſtrecket, giebt es gleichfalls einige Orte, da man Rubine, obgleich meiſtentheils nur blaſſe, findet, imgleichen viele Spinellen, Saphire und Topaſen. Beſagtes Gebirge hat über dieſes auch Goldgruben; ferner wächſt **Rhabarbara** darauf, die man, weil ſie länger gut bleibt, als die **Rhabarbara**, welche anderswo in Aſien wächſt, ſehr hoch ſchätzet. Nach des Taverniers Berichte, welcher den Edelgeſteinhandel mit Eifer trieb, und ſich ſehr wohl darauf verſtund, kommen das Jahr über kaum für hundert tauſend Thaler Rubine aus dem Peguaniſchen in fremde Länder, ja, es iſt unter allen dieſen Steinen kaum ein einziger ſchöner, der vier Karath wöge. Er ſchreibt es der ungemeinen Begierde des daſigen Königes nach Rubinen zu; denn ſie müſſen ihm alle vorher gezeiget werden, ehe man ſie aus dem Lande führen darf; die ihm nun gefallen, die behält er. Alle Rubine werden nach dem in Indien alſo genannten **Ratis** Gewichte verkaufet, welches viertehalb Gran, oder ſieben Achtheil eines Karaths beträgt. Wiegt ein Rubin über ſechs Ratis: ſo hat er keinen gewiſſen

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Preis mehr. Nurbeſagter Reiſebeſchreiber merket dabey noch an, man nenne in Pegu alle gefärbte Steine überhaupt Rubine, und unterſcheide ſie durch den Beyſatz ihrer Farbe von einander, dergeſtalt ſey nach der peguaniſchen Redensart der Saphir ein blauer Rubin, der Amethyſt ein violetter, der Topas ein gelber, u. ſ. w.

Die zweyte indianiſche Landſchaft, darinnen man Rubine und andere gefärbte Steine findet, iſt die Inſel Ceylan, abſonderlich ein daſelbſt befindlicher Fluß, der ſeinen Urſprung in ihrem Mittelpuncte auf dem hohen Gebirge nimmt. Weil er vom Regen ſehr anwächſt, dagegen aber einige Monate nach verſtrichener Regenzeit ſehr ſeichte wird: ſo ſuchen die Einwohner ſehr fleißig im Sande ſeiner Ufer, finden auch allemal ſowohl Rubine, als Topaſen und Saphire. Alle Steine aus dieſem Fluſſe ſind gewöhnlicher Weiſe ſchöner und reiner, als die peguaniſchen.

Türkiß.

Türkiſſe findet man ſonſt nirgend, als in Perſien, und zwar in zwo Gruben. Eine trägt den Namen der alten. Sie liegt drey Tagereiſen weit von Meched gegen Nordweſt, bey dem großen Flecken **Nixaburg**; die zweyte liegt nur fünf Tagereiſen davon, und heißt die neue Grube. Die Türkiſſe der letztern haben eine ſchlechte blaue Farbe, und fallen mehr ins Weißlichte, daher ſie auch wohlfeil verkauft werden. Allein, zu Ausgange des vorigen Jahrhundertes erlaubete der König von Perſien keinem Menſchen mehr, Steine in der alten Grube zu ſuchen, ſondern behielt ſie alle für ſich ſelbſt. Denn da die perſiſchen Goldſchmiede die Schmelzarbeit auf Gold nicht verſtehen: ſo ließ er ſeine Säbel, Dolche und andere Sachen ſtatt des Schmelzes mit Türkiſſen auszieren; er ließ nämlich die Steine ſchneiden, zufolge der Geſtalt, die ihnen die Natur gegeben hatte, faſſen, und an einander ſetzen, damit ſie Bluhmen, Laubwerk und andere Zierrathen vorſtelleten.

Smaragde.

Ungeachtet die **Smaragden** in Oſtindien nichts rares ſind: ſo behaupten doch einige geſchickte Reiſebeſchreiber, es ſey ein uralter Irrthum, wenn man ſich einbilde, ſie kämen urſprünglich daher, und es geſchähe ſehr mit Unrecht, wenn noch heutiges Tages viele Juwelirer, die hochfärbigen und ins Dunkele ſpielenden Smaragden, morgenländiſche benennen. So viel iſt gewiß, daß man keinen einzigen Ort in ganz Aſien anzugeben weis, da man welche fände. Tavernier behauptet ungeſcheuet, es habe gar niemals Smaragde im Morgenlande gegeben. Zwar geſteht er, es wären vor Erfindung der neuen Welt die Smaragde aus Aſien nach Europa gekommen: allein, ſie hätten urſprünglich aus Peru hergeſtammet. Zu Erläuterung dieſer neuen Meynung ſaget er, die Americaner hätten, ehe ſie uns bekannt geweſen, mit den philippiniſchen Inſeln Handlung getrieben, auch Gold und Silber, obgleich das letztere in größerer Menge, als jenes, dahin gebracht, weil ſie wegen der vielen im Morgenlande befindlichen Goldbergwerke weniger Vortheil dabey gefunden. Dieſe Gewohnheit, fährt er fort, geht noch heutiges Tages im Schwange; die Peruvianer kommen noch alle Jahre mit zwey bis drey Schiffen, darinnen ſie keine andere Waaren, als Silber und rohe Smaragden haben, in beſagte Inſeln. Doch ſeitdem ſie ihre Smaragden alle mit einander über das Nordmeer nach Europa ſchicken, bringen ſie keine mehr dahin. Dem ungeachtet waren ſie zu Ende des verwichenen Jahrhundertes in Indien um zwanzig vom Hundert wohlfeiler, als in Frankreich. Eben dieſe Nachrichten beſagen ferner, es brächten nach der Peruvianer Ankunft an den philippiniſchen Inſeln, die Indianer aus Bengalen, Arrakan, Pegu, imgleichen die Portugieſen aus Goa allerley Gattungen baumwollene Zeuge, eine Menge eingefaßter Steine, Goldarbeit, ſeidene Zeuge, und perſianiſche Teppiche dahin, ungeachtet

Naturgeſchichte von Oſtindien.

achtet es ihnen nicht erlaubt iſt, den beſagten americaniſchen Kaufleuten etwas unmittelbar zu verkaufen. Denn es geht dieſes Verboth ſo weit, daß derjenige, welcher Erlaubniß bekäme, über das Südmeer von Goa nach Spanien zu reiſen, nicht die geringſte Handlung treiben dürfte, ſondern ſein Geld bis in die philippiniſchen Inſeln für achtzig bis hundert vom Hundert hingeben, ja, eben dieſe Verordnung auch auf der Reiſe von beſagten Inſeln, bis nach Neuſpanien beobachten müßte.

Vornehmſte Perlenfiſchereyen.

Wir haben zwar von den Diamantgruben und der Perlfiſcherey an mehr als einem Orte bereits eine ſo vollſtändige Erläuterung beygebracht, daß ſie keine Zuſätze bedarf. Gleichwohl müſſen wir anjetzt noch folgendes anführen. Die beſten Perlfiſchereyen ſind 1. zu Bahren im perſiſchen Meerbuſen. Dieſe gehöret dem Könige von Perſien, und hält er, um ſeine Gerechtſamen zu behaupten, ein Beſatzung von zwey bis dreyhundert Mann auf beſagter Inſel. 2. Zu Catifa im glückſeligen Arabien, Bahren gegen über. Was hier an Perlen gefiſchet wird, das wird meiſtentheils nach Indien verkaufet; und weil die Indianer nicht ſo ekel ſind, als die Europäer: ſo wird alles ohne Mühe an den Mann gebracht. Eine Perle mag rund oder eckicht ſeyn, ſo hat ſie ihren Preis. Einige werden nach Balſora geführet. Die nach Perſien und Rußland gehen ſollen, werden zu Benderabaſſi verkaufet. Man hat in ganz Aſien eine Perle mit einem gelblichten Waſſer eben ſo gern, als wenn ihr Waſſer ganz weiß iſt, und zwar aus der Urſache, weil man glaubet, eine Perle, welche etwas goldfärbig ſpiele, behalte ihre Lebhaftigkeit beſtändig, dahingegen eine weiße keine dreyßig Jahre alſo bleibe, ſondern entweder von der daſigen warmen Luft oder von dem Schweiße der Perſonen, die ſie tragen, eine häßliche gelbe Farbe annehme. Bey Gelegenheit nur erwähnter beyder Fiſchereyen, wird zugleich angeführet, es hätte der arabiſche Fürſt, welcher den Portugieſen Maſcate wegnahm, und für ſich behielt, eine der allerſchönſten Perlen in der ganzen Welt in ſeinem Schatze. Ihre Schätzbarkeit beſteht nicht ſowohl in ihrer Größe, als welche nur etwas über zwölf Karath beträgt, ſondern vielmehr in ihrer vollkommenen Rundung und dem vortrefflichen Waſſer, das ihr eine beynahe gänzliche Durchſichtigkeit beyleget. Der große Mogol hat ihm dafür bis hundert und zwanzig tauſend Livres, obgleich vergeblich, angebothen.

3. Die Fiſcherey zu Manar auf der Inſel Ceylan. Die daſigen Perlen ſind, was die Rundung und das Waſſer betrifft, die allerſchönſten, die man kennet, ſie wiegen aber ſelten mehr, als drey bis vier Karath.

4. Die Fiſcherey am Vorgebirge Comorin, welche dieſen Namen ſchlechtweg, und gleichſam aus einem Vorzuge führet. Gleichwohl iſt ſie heutiges Tages in geringerm Anſehen, als die beyden in Ceylan und im perſiſchen Meerbuſen.

5. Endlich ſo iſt zwar in Japon mehr als eine Fiſcherey, es ſind auch die daſigen Perlen groß genug und von ſchönem Waſſer, aber meiſtens eckicht.

Man möchte vielleicht ſich darüber wundern, daß man Perlen nach dem Morgenlande ſchicket, da ſie doch in großer Menge heraus kommen: allein, es liefern erſtlich die morgenländiſchen Fiſchereyen keine ſo große Perlen, als die abendländiſchen, nebſtdem bezahlen die aſiatiſchen Monarchen und großen Herren nicht nur die Perlen, ſondern auch überhaupt alle Edelgeſteine von beſonderer Schönheit, nur die Diamante ausgenommen, weit beſſer, als es in Europa geſchieht.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

Anmerkung von der gelben Farbe der Perlen.

Ungeachtet die Perlen von **Bahren** und **Catifa** ein wenig gelblicht ſpielen: ſo hält man ſie doch denen von **Manar** gleich, weil die Morgenländer behaupten, ſie wären völlig ausgekocht, oder reif, und veränderten ihre Farbe nimmermehr. Es iſt bereits von dem Unterſchiede des Waſſers bey den Perlen eine wichtige Anmerkung beygebracht worden. Es haben nämlich einige ſehr weißes Waſſer, bey andern iſt es gelblicht, oder ſchwärzlicht, oder ſpielet bleyfärbig. Die gelblichte Farbe nun ſoll, dem Vorgeben nach, daher kommen, weil die Fiſcher ihre Auſtern haufenweiſe verkaufen, die Kaufleute aber ſie zuweilen wohl vierzehn Tage und ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt öffnen, alſo liegen laſſen, da denn nicht wenige Auſtern ihr Waſſer verlören, und ſtinkend würden, auch die Perle anſtecketen, daß ſie eine gelbe Farbe bekomme. Dieſer Bericht ſcheint um ſo viel glaubwürdiger zu ſeyn, weil alle und jede Auſtern, die ihr Waſſer behalten, allezeit weiße Perlen geben. Man wartet aber deswegen ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt öffnen, weil man die Perle beſchädigen, oder entzweyſchneiden könnte, wofern man die Auſter, gleichwie mit denen, die man ißt, zu geſchehen pflegt, mit Gewalt öffnen wollte. Die Auſtern von der Meerenge **Manar** öffnen ſich allemal fünf bis ſechs Tage eher, als die im perſiſchen Meerbuſen. Die Urſache davon liegt in der Wärme der Luft; denn da **Manar** unter dem zehnten Grade Norderbreite liegt, die Inſel **Bahren** hingegen unter dem ſieben und zwanzigſten Grade: ſo iſt freylich an dem erſten Orte die Hitze weit größer. Es ſind auch unter denen Perlen, die von **Manar** kommen, wirklich ſehr wenig gelbe. Im Grunde tragen, dem einſtimmigen Zeugniſſe aller Reiſebeſchreiber zu Folge, die Morgenländer eben ſo großes Belieben an der weißen Farbe, als die Europäer, ſie haben die weißeſten Perlen, die weißeſten Diamanten, das weißeſte Brodt, und das weißeſte Frauenzimmer eben ſo gern, als wir.

Zeit und Umſtände bey dem Perlfiſchen.

Wir haben ſchon anderswo eine leſenswürdige Beſchreibung beygebracht, wie es mit der Perlfiſcherey am Vorgebirge Comorin und im perſiſchen Seebuſen zugehe. Voritzt fügen wir noch dieſes bey, ſie werde in den morgenländiſchen Meeren das Jahr über zweymal vorgenommen, das erſtemal im März- und Aprilmonate, das zweytemal im Auguſt- und Herbſtmonate. Der Perlkauf währet vom Brachmonate bis in den Weinmonat. Es geht aber manches Jahr vorbey, da man gar nicht fiſchet. Denn wer dergleichen Fiſcherey zu unternehmen gedenket, der will zum Voraus wiſſen, ob der Fang gut ſeyn werde, oder nicht. Zu dieſem Ende ſchicken die Kaufleute ſieben bis acht Barken auf die Bank, und laſſen jedwede ein tauſend Auſtern holen. Dieſe Auſtern öffnet man; und wofern man in einem tauſend nicht für fünf **Fanos**, das iſt für etwa einen halben Thaler Perlen findet, ſo ſetzet man die Fiſcherey daſſelbige ganze Jahr beyſeite, weil der Gewinn die Koſten nicht tragen würde.

Die Kaufleute müſſen die Auſtern auf ein Gerathewohl kaufen, und mit dem, was ihnen ihr Glück beſchehret, zufrieden ſeyn. Große Perlen ſind etwas ſeltenes, abſonderlich auf der ceylaniſchen Bank. Die meiſten ſind nur Loth- oder Staubperlen. Zwar findet man zuweilen welche von einem halben oder ganzen Grane, aber eine Perle von zwey bis drey **Karathe** iſt etwas außerordentliches. Iſt das Jahr gut: ſo gilt das Tauſend Auſtern wohl ſieben **Fanos**, und ſodann trägt die Fiſcherey zu **Manar** über hundert tauſend Piaſter. Als die Portugieſen noch Herren im Lande

Naturgeſchichte von Oſtindien.

waren: ſo mußte jedwede Barke ein gewiſſes bezahlen. Den Holländern muß man von jedwedem Taucher acht, ja zuweilen neun Piaſter erlegen. Dieſe Auflage hat ihnen nicht ſelten über ſiebenzehn tauſend Piaſter eingetragen, ohne daß man ſie deswegen einer Gewinnſucht beſchuldigen könnte, indem ſie dagegen gehalten ſind, die Taucher gegen ihre Feinde, die Malabaren, zu beſchützen, welche währender Fiſcherey mit ihren Kriegesbarken beſtändig auf die Fiſcher lauren, und ſie in die Leibeigenſchaft zu führen trachten. Die Holländer halten alſo dieſe Zeit über einige kleine Fahrzeuge zum Schutze des Perlfanges.

Perlkauf.

Man verkaufet ſie nicht, wie in Europa, nach dem Karathe, oder Diamantengewichte, welches vier Gran beträgt, ſondern es haben die Aſiater ihr eigenes Gewicht. In Indien, abſonderlich im Indoſtaniſchen, imgleichen in den Königreichen **Viſapur** und **Golkonda**, wiegt man ſie nach **Ratis**, davon jedes um ein Achttheil leichter iſt, als ein **Karat**. In Perſien werden ſie nach **Abas** gewogen. Es iſt aber zwiſchen dem **Abas** und dem **Ratis** kein anderer Unterſchied, als in der Benennung. Der allerſtärkeſte Handel mit Diamanten, Rubinen, Saphiren, Topaſen und Perlen, wurde vorzeiten zu Goa getrieben. Denn weil jedweder verkaufen durfte, was er hatte: ſo brachten alle Steingräber und Kaufleute ihre koſtbareſten Stücke zu Markte, dahingegen ſie in ihrem eigenen Lande kein ſeltenes Stück zeigen durften, oder gewärtig ſeyn mußten, ihr Landesherr würde es wegnehmen, und dafür zahlen, was er wollte. Zwar haben die Portugieſen in Indien ihr eigenes Perlgewicht, das bey keinem andern Volke, weder in Aſien und America, noch auch in Europa im Schwange geht, und **Chegos** heißt: allein, ob ſie gleich an ſolchen Orten, wo ſie Herren ſind, die Perlen darnach verkaufen, ſo thun ſie doch den Einkauf nach dem Gewichte, das in der Verkäufer Heymath üblich iſt, es ſey nun **Karat**, **Ratis**, oder **Abasgewichte**.

Seidenwaare.

Die allerſchönſten Baumwollen- und Seidenzeuge, die wir aus Indien bekommen, werden in des Großmogols Gebiethe verfertiget. Denn ungeachtet es beynahe in keiner einzigen Gegend des ganzen Morgenlandes weder an Seide, noch an Baumwolle fehlet: ſo ſcheint doch die Geſchicklichkeit und der unverdroſſene Fleiß gleichſam das Eigenthum der Einwohner dieſes weitläuftigen Reiches zu ſeyn o). Das einzige Dorf **Kaſambazar** in Bengalen liefert alle Jahre bis zwey und zwanzig tauſend Ballen Seide, jedweden zu hundert Pfund. Die Europäer kaufen zum höchſten etwa ſieben tauſend, und würden mehr nehmen, wenn ihnen nicht die mogolſchen und tatariſchen Kaufleute, welche eben ſo viel abholen, Hinderniſſe in den Weg legeten. Das übrige behalten die daſigen Landeseinwohner zu ihren Seidenwebereyen für ſich. Was die rohe Seide betrifft, ſo hat man bemerket, daß es nirgendwo von Natur weiße Seide gebe, als im gelobten Lande, und daß die Kaufleute von Aleppo und Tripoli ſelbſt, kaum etwas davon bekommen. Die Seide zu **Kaſambazar** iſt, gleichwie alle rohe Seide, die aus Perſien und Sicilien kömmt, gelblicht: allein, die daſigen Einwohner verfertigen aus der Aſche eines gewiſſen Baumes, welcher die ſogenannten **Adamsfeigen** trägt, eine Lauge, damit ſie ihre Seide eben ſo weiß machen, als die paläſtiniſche von Natur iſt.

In

---

o) China wird hier übergangen, weil es unter dem Namen Oſtindien nicht eigentlich begriffen werden kann.

Naturgeſchichte von Oſtindien.

In ganz Indien wird die Seidenarbeit nirgend fleißiger und geſchickter getrieben, als im Königreiche Guzurate, abſonderlich in dem Bezirke um Surat und Amadabath. Hier verfertiget man nicht nur allerley ſeidene Zeuge, ſondern auch ungemein ſchöne Teppiche, theils von bloßer Seide, theils mit Silber und Gold durchwirkt. Die Chiten oder gemalte baumwollene Zeuge, die man Calmandar, das iſt, mit dem Pinſel verfertigte, nennet, werden hauptſächlich im Königreiche Golkonda und am allerſtärkeſten in der Gegend um Maſulipatan gemacht. Unter den gedruckten Chiten iſt ſowohl wegen Zartheit des Zeuges, als wegen Feinkeit des Druckes ein großer Unterſchied. Die meiſten weißen Zeuge werden ungebleicht nach Renonſari und Baroche gebracht, weil dieſe Gegenden wegen ihrer ſchönen Wieſen und des großen Ueberfluſſes an Limonien, abſonderlich bequem zum Cattunbleichen ſind. Denn es bekömmt der Cattun, wofern er nicht durch Limonienwaſſer gezogen wird, nimmermehr eine rechte ſchöne Weiße. Es giebt dermaßen feine baumwollene Zeuge, daß nach **Taverniers** Berichte, ein perſiſcher Bothſchafter am mogolſchen Hofe nach ſeiner Zurückkunft ſeinem Herrn eine Cocosnuß in der Größe eines Straußeneyes verehrete, darinnen ſechzig Ellen Zeug zu einem Turbane von ſo feinem Geſpinnſte waren, daß man es kaum auf der Hand wahrnahm. Nurbeſagter Reiſebeſchreiber erzählet ferner, er habe eine Unze von ſolchem Faden, davon das Pfund ſechshundert Mahmudis *p)* koſtet, mit nach Frankreich gebracht, und durch den Anblick eines Fadens, den das Auge kaum zu erkennen vermocht, den ganzen Hof in Erſtaunen geſetzet. Es wird zwar in allen Gegenden von Indien, ſowohl geſponnene als ungeſponnene Baumwolle aufgekauft, nach Europa aber wird ſehr wenig ungeſponnene, gebracht, weil es nicht nur eine Waare von geringem Werthe iſt, ſondern auch unterwegens große Beſchwerlichkeit verurſachet. Man führet ſie nicht weiter als ins rothe Meer, imgleichen nach Ormus und Baſſora, zuweilen auch in die ſundiſchen und philippiniſchen Eylande. Was die geſponnene Baumwolle betrifft, ſo führet zwar die engliſche und holländiſche Geſellſchaft eine große Menge nach Europa, aber im geringſten nicht von der feineſten Gattung. Sie nehmen nur von derjenigen, daraus man Lampendochte und Strümpfe machet, oder die man mit Seide durchſchießen kann. Die feine iſt in unſeren Gegenden etwas unnützes.

Der VI Abſchnitt.

Oſtindianiſches Fuhrwerk, und Art zu reiſen.

Fuhrwerk der Indianer und deſſen Gebrauch. Zug Palankine. Begleitung. Lebensmittel. Che-
von Wägen. Ochſen zum Reiſen. Kutſchen. raſen oder Geldwechsler.

Oſtindiſches Fuhrwerk.

Man gebrauchet in Indien weder Pferde, Eſel noch Mauleſel zu einer Reiſe, oder zum Anſpanne. Man bringt das Gut entweder auf Ochſen und Kameelen fort, oder auf Karren mit Ochſen beſpannet. Ein Ochſe trägt gemeiniglich drey bis viertehalb Zentner. Alle Reiſebeſchreiber melden mit großer Verwunderung, daß man gar oft Schaaren von mehr als zehn oder zwölftauſend Ochſen begegne, welche Reiß, Getreyde und Salz an ſolche Orte, da man dieſe Waaren gegen einander austauſchet, bringen. Den Reiß bringen ſie hin, wo nichts als Getreyde wächſt, das Getreyde in bloße Reißländer, und das Salz, wo die Natur keines austheilet. Die Kameele ſind hauptſächlich nur für das Geräthe

---

p) Ein Mahmudi galt zu ſeiner Zeit vier dreyviertheil Groſchen oder zwölf franzöſiſche Sols.

Oſtindiſches Fuhrwerk.

the vornehmer Herren beſtimmt. Weil nun in des großen Mogols Gebiethe, welches ſehr wohl angebauet iſt, um jedwedes Baufeld ein guter Graben gezogen, oder ein Waſſerbehälter in Geſtalt eines Teiches darinnen angelegt wird, damit man es zu ſeiner Zeit wäſſern könne: ſo iſt dieſe Gewohnheit etwas ſehr beſchwerliches für Reiſende.

Denn wofern ſie einem ungeheuern Ochſenzuge auf einer ſolchen engen Straße begegnen: ſo müſſen ſie wohl zween bis drey Tage ſtille liegen, und warten, bis der Weg wieder frey werde. Die Ochſentreiber verſtehen ſonſt keine andere Handthierung; ſie wohnen auch an keinem gewiſſen Orte, ſondern führen Weib und Kind mit ſich herum. Einige haben hundert Ochſen unter ſich, andere mehr oder weniger: doch ſtehen ſie alle mit einander unter einem Oberhaupte, der ſich ſo viel einbildet, als ein Fürſt, und beſtändig eine Perlſchnur um den Hals trägt. Begegnet der Reißzug dem Getreydezuge: ſo ſetzet es zum öftern des Ausweichens wegen blutige Köpfe. Ein gewiſſer Reiſebeſchreiber berichtet, es habe einſtens der große Mogol in Erwägung, wie ſchädlich dieſe Schlägereyen der Handlung und dem Verführen der Lebensmittel in ſeinem Lande wären, die Oberhäupter beyder Züge vor ſich kommen laſſen, ſie zur Eintracht ermahnet, und jedwedem ein Leck Rupien nebſt einer Perlſchnur verehret, um durch dieſe Gleichheit ſeiner Gnadenbezeugungen eine Gleichheit des Ranges unter ihnen einzuführen.

Fuhrwerk der Indianer, und deſſen Gebrauch.

Um dieſe Weiſe, die Lebensmittel in Indien von einem Orte zum anderen zu führen, deſto begreiflicher zu machen, müſſen wir bemerken, es gebe unter den heidniſchen Stämmen viere, welche den Namen Muris führen; jedweder beſteht aus etwa hunderttauſend Seelen. Dieſe Leute nun leben bloß unter Zelten, und treiben keine andere Handthierung, als die Lebensmittel an Ort und Stelle zu bringen. Der erſte Stamm hat bloß mit Getreyde zu thun; der andere mit Reiße; der dritte mit Hülſenfrüchten; der vierte mit Salze, und ſuchet es von Surat bis an das Vorgebirge Comorin zuſammen. Beſagte vier Stämme unterſcheiden ſich noch auf eine andere Weiſe; denn ihre Prieſter bezeichnen die zum erſten gehörigen Perſonen, mitten auf der Stirne mit einem rothen Gummiflecken eines Thalers groß, imgleichen mit einem Striche über die Naſe herab, und kleben einige Getreydekörnchen in der Geſtalt einer Roſe darauf. Die vom zweyten Stamme bezeichnen ſie an nurbeſagten Orten mit gelbem Gummi, und Reißkörnchen; die vom dritten mit grauem Gummi, und Hirſe. Die Mitglieder des vierten Stammes tragen einen Sack mit acht bis zehn Pfund Salze am Halſe, indem ihnen die größere Schwere deſſelbigen auch größere Ehre bringt. Mit dieſem Sacke ſchlagen ſie ſich unter dem Bethen an die Bruſt. Jedweder hängt auch ein ſilbernes Schächtelchen in der Größe einer Wallnuß mit einer Schnur an den Hals, und verwahret einen Segensſpruch, den ihm ſeine Prieſter geben, darinnen. Ja, ſie hängen dergleichen auch ihren Ochſen an, wenigſtens doch denen, darauf ſie das meiſte halten. Die Kleidung ihrer Weiber beſteht aus einem Stücke weißen oder gemalten Cattune, der fünf bis ſechsmal um den Unterleib gewunden wird, da es denn läßt, als ob ſie eben ſo viel Röcke über einander trügen. An dem Oberleibe ſchneiden ſie ſich allerley Bluhmen in die bloße Haut, und malen ſie durch Hülfe des Saftes einiger Wurzeln mit allerley Farben aus; dergeſtalt ſieht ihre Haut einem gebluhmten Zeuge gleich.

Indem die Männer ihre Thiere beladen, brechen die Weiber die Zelte ab. Hinter dem Zuge folgen die Prieſter, und richten auf der Ebene, wo man das Lager aufſchlägt, ihr gewöhnliches Götzenbild auf. Es hat die Geſtalt einer Schlange, die ſich um eine

Oſtindiſches Fuhrwerk.

ungefähr acht Schuhe hohe Stange windet, und der Ochſe, der es trägt, wird für heilig gehalten.

Zug von Wägen.

Ein Zug, der aus Wägen beſteht, begreift ſelten eine größere Anzahl, als zweyhundert in ſich. Jedweder Wagen iſt mit zehn bis zwölf Ochſen beſpannet. Neben her gehen vier Soldaten, welche der Kaufmann bezahlet, auf jeder Seite zwey, und halten das Ende von zween quer durch den Wagen gezogenen Seilen. Werden dieſe Seile, wo ſchlimmer Weg iſt, ſtark angezogen: ſo kann der Wagen nicht umfallen.

Ochſen zum Reiſen.

Man bedienet ſich auf Reiſen gemeiniglich der Ochſen, als welche hier zu Lande die Stelle der Pferde verſehen. Sie gehen ſanft genug, nur muß man bey dem Erkaufe eines Reutochſens darauf ſehen, daß ſeine Hörner nicht über einen Schuh lang ſeyn, weil er ſonſt, wenn ihn die Fliegenſtiche unruhig machen, den Reuter vor die Bruſt ſtoßen könnte. Sie laſſen ſich eben ſo gut regieren, als ein Pferd, ungeachtet man ihnen nicht das geringſte Gebiß anleget, ſondern nur eine Schnur durch den Naſenknorpel zieht. Wo ebener Weg ohne Steine iſt, da beſchlägt man ſie nicht, wohl aber an rauhen felſichten Orten, weil ihnen ſonſt die Steine nebſt der großen Sonnenhitze den Huf verderben würden. Ein indianiſcher Ochs iſt von der Natur mit einem großen Höcker auf dem Rücken begabt. Soll er nun angeſpannet werden, ſo hängt man ihm ein ledernes, und vier Finger breites Kummet an den Hals, das ſich währenden Ziehens an beſagten Höcker ſtämmet.

Kutſchen.

Nebſt dem reiſen die Indianer auch in kleinen und ſehr leichten Kutſchen. Zwar haben zwo Perſonen Platz in einer: gemeiniglich aber ſitzt, um beſſerer Bequemlichkeit willen, und damit man ſeine beſten Sachen neben ſich haben könne, nicht mehr als eine einzige darinnen. Sie ſind mit einem Kaſten, darein man Lebensmittel leget, verſehen, und werden nur mit zween Ochſen beſpannet q). Es fehlen ihnen weder Polſter, und Vorhänge, noch andere Bequemlichkeiten; nur ſind ſie nicht eingehängt. Man möchte ſich wundern, daß ein Paar ſolcher Ochſen wohl fünfhundert Rupien koſtet: es wird aber die Verwunderung bald wegfallen, wenn man dagegen höret, ſie könnten eine ſechzigtägige Reiſe aushalten, und alle Tage funfzehn franzöſiſche Meilen im beſtändigen Trabe weglaufen. Zu Mittage giebt man ihnen einige mit Butter und ſchwarzem Zucker angerührte Klumpen Weizenmehl. Des Abends beſteht ihr Futter in zerſtoßenen Kichererbſen, die man vorher eine halbe Stunde in Waſſer weichet. Das tägliche Miethgeld für eine ſolche Kutſche beträgt eine Rupie.

Palankine.

Wer bequem reiſen will, ohne die Koſten zu ſcheuen, der nimmt ein Palankin; denn darinnen befindet man ſich nach Wunſche. Ein Palankin iſt einem Bette ähnlich, ungefähr ſieben Schuhe lang, und drey breit, mit einem kleinen Geländer rings herum. Oben darüber liegt eine Decke, auf einem Bambusriethe, das man bey Zeiten beuget, und ihm eine Bogenkrümmung angewöhnet. Beſagte Decke iſt von Brocate oder Atlaſſe; bekömmt man nun die Sonne auf eine Seite, ſo zieht ein Bedienter, der zu Fuße neben her läuft, die Decke auf ſelbiger Seite vor. Ein anderer Bedienter führet einen von Weiden geflochtenen, und mit irgend einem ſchönen Zeuge überzogenen Schirm an einem Stabe, und hilft damit die Sonnenſtrahlen abhalten, abſonderlich wenn der Reiſende ſich umwendet, und von ihnen getroffen wird. Beyde Enden des erwähnten Bambusriethes,

ſind

---

q) Man ſehe den Kupferſtich im X Theile.

Oſtindiſches Fuhrwerk.

ſind an der Kopf- und Fußſeite des Palankins zwiſchen zwo in der Geſtalt eines Andreaskreuzes durchgehenden Stangen feſt gemacht. Sechs Kerl nehmen das Palankin auf die Schulter, drey an der Kopf- und drey an der Fußſeite, und laufen damit noch geſchwinder fort, als unſere Senftenträger. Will man noch geſchwinder fortkommen, ſo nimmt man zwölf Kerl, die einander ablöſen, und des Tages dreyzehn bis vierzehn franzöſiſche Meilen machen. Ihre Bezahlung beträgt des Monates für den Mann nicht mehr; als vier Rupien.

Begleitung.

Man mag aber ſeine Reiſe anſtellen, wie man will: ſo pflegen doch Perſonen, die von mehr als gemeinem Stande ſind, etwa zwanzig bis dreyßig theils mit Pfeil und Bogen, theils mit Büchſen gewaffnete Kerl, zu ihrem Leibſchutze mitzunehmen. Man bezahlet ſie nicht höher, als die Träger; dafür müſſen ſie nicht nur ihrem Beſolder Anſehen machen, ſondern auch zu ſeiner Vertheidigung bereit ſeyn. Sie haben in jedweder Stadt, da man ſie annimmt, ein Oberhaupt, das für ihre Treue gut ſaget.

Lebensmittel.

Die muhammedaniſchen Dörfer ſind mit Hühnern, Tauben und anderem Fleiſchwerke genugſam verſehen: wo aber ſonſt niemand, als Banianen, wohnet, da bekömmt man keine andere Lebensmittel, als Mehl, Reiß, Gemüſe und Milch. Weil ein Ausländer, wenn er die ungemeine Hitze in Indien noch nicht ertragen kann, bey der Nacht zu reiſen und bey Tage zu ruhen genöthiget iſt: ſo darf er ſich in verſchloſſenen Flecken nicht länger, als bis zu Untergange der Sonne, verweilen; denn da die Oberhäupter eines ſolchen Ortes für alle Diebſtähle in ihrem Bezirke gut ſtehen müſſen, ſo wollen ſie nach dem Thorſchluſſe niemanden mehr hinaus laſſen, und es geht ſchwer damit zu, ehe man die Freyheit abzureiſen von ihnen erhält. Wer nun dergleichen Hinderniſſe beſorget, der betritt ſolche Orte nur, wenn er Lebensmittel einkaufen will, geht bey guter Zeit wiederum hinaus, und lagert ſich ſo lange auf freyem Felde unter irgend einem Baume, bis die bequeme Stunde zum Aufbruche erſcheint.

Cherafen oder Geldwechsler.

Ein indianiſches Dorf muß ſehr geringe ſeyn, wenn es keinen ſogenannten **Cheraf** oder Geldwechsler haben ſollte. Dieſe Leute zahlen auf Anweiſungen, oder Wechſelbriefe, wie unſere Wechsler ebenfalls, nur muß man gemeiniglich ein ſehr großes Aufgeld bezahlen, weil das vorgeſchoſſene Geld verloren iſt, wenn der Reiſende ausgeplündert wird. Nebſt dem haben ſie bey ihren Zahlungen einen ſehr verdrießlichen Gebrauch; denn ſie nehmen ein altes Münzſtück, es mag nun von Golde oder Silber ſeyn, nie für eben den Werth, als ein neugeprägtes: darum, weil es etwas vom Gewichte verliert, wenn es durch viele Hände geht. Vergiſſet man nun, es ausdrücklich zu bedingen, daß man in keinem anderen als neuem Gelde bezahlet ſeyn wolle: ſo bekömmt man lauter altes, folglich in der That drey bis viere vom Hunderte zu wenig. Falſches Geld giebt es ſehr ſelten. Hat man ja in irgend einer Zahlung ein falſches Stück bekommen: ſo iſt es beſſer, man ſchneide es entzwey, und trage dieſen Verluſt mit Geduld, als daß man ſich darüber beſchwere, weil man ſich einer großen Gefahr unterwürfe. Man müßte nämlich den Geldſack demjenigen, von welchem man ihn bekommen hat, wieder zurück geben, und dergeſtalt der Sack ſo lange aus einer Hand in die andere gehen, bis endlich der falſche Münzer entdecket würde, welcher dafür die Hand verliert. Könnte man ihn aber nicht entdecken: ſo würde ſowohl der Ausgeber, als der Empfänger des falſchen Stückes, um Geld geſtraft. Dieſes ſtrenge Verfahren trägt den Cherafen nicht wenig ein; denn weil niemand eine Zahlung weder annehmen noch leiſten will, es habe denn ein Cheraf die Stücke vorher beſich-

Oſtindiſches Fuhrwerk.

tiget: ſo muß man ihnen dieſe Bemühung mit einem Sechzehntheile vom Hunderte bezahlen. Sie ſind ungemein heißhungerig auf das Gold, und wiſſen ſo gar das wenige, was bey dem Streichen auf dem Probierſteine zurück bleibt, auf eine den Europäern unbekannte Weiſe zu nutzen; denn ſie wiſchen es mit einem Kügelchen von ſchwarzem Peche und weißem Wachſe vom Steine weg, verbrennen nach einigen Jahren die Kugel, und bekommen alſo das in ihr vorhandene Gold.

Bey dem Golde und Silber, das aus der Landesherren Schatze kömmt, wird dermaßen große Vorſichtigkeit gebrauchet, daß kein Betrug damit vorgehen kann. Es berichtet ſowohl **Rhoe**, als **Tavernier**, welche ſich alle beyde mit beſonderem Fleiße auf dergleichen Wahrnehmungen legeten, es werde alles Silber, das in den Sarquet oder Schatz des großen Mogols kommen ſolle, vorher in ein großes Kohlenfeuer geworfen; ſobald die Münzſtücke glühen, gieße man das Feuer aus. Finde man nun an einem Stücke nur die allergeringſte Spur eines Zuſatzes, ſo ſchneide man es den Augenblick entzwey. So oft ein Goldſtück in den Schatz kömmt, wird mit einem Stempel ein Löchelchen, doch nicht durchaus, darein geſchlagen, und es dergeſtalt bezeichnet. Manches hat wohl ſieben bis acht dergleichen Löcher, und iſt folglich eben ſo oft ſchon im Schatze geweſen. Sie werden tauſendweiſe in Säcke gethan, mit des Großſchatzmeiſters Siegel bedrücket, und die Zeit, wenn ſie gepräget worden, beygefüget.

Der VII Abſchnitt.

Beſondere Bäume und Pflanzen in Japon.

Einleitung. Beerentragende Bäume. Verſchiedene Arten von Lorbeer. Sſio, japoniſcher Campher. Na oder Nagi. Tobira. Aepfel und Nüſſe tragende Pflanzen. Itabu. Si. Kürbiſſe. Melonen. Gurken. Küchengewächſe. Kräuter. Hülſenfrüchte und Mooße. Reiß und Getreyde. Pflanzen mit ſchönen Bluhmen. Verſchiedene Arten von Hollunder. Mancherley Lilien. Vielerley Iris. Viele ſchöne Mutterkräuter. Pflanzen von verſchiedener Art. Verſchiedene Arten von Epheu. Japoniſcher Pfeffer. Japoniſche Palmen. Mancherley Rohr. Binſen. Wohlriechende Bäume. Andere Pflanzen. Indianiſche Vogelneſter.

Einleitung.

Die Geſchichte der morgenländiſchen Gewächſe würde einen ihrer wichtigſten Theile vermiſſen, wenn wir die japoniſchen wegließen. Außer dem, da ich die Pflanzen aus einer gegründeten Urſache aus der Beſchreibung dieſes Reiches weglaſſen mußte, und ſie bey anderer Gelegenheit zu liefern verſprach: ſo bin ich ſchuldig, mein Wort zu halten; und endlich ſo verdienet die Vortrefflichkeit ihrer Quelle, das iſt, ihre von dem berühmten Kämpfer in lateiniſcher Sprache r) heraus gegebene Beſchreibung, woraus der Verfaſſer der neuen japoniſchen Geſchichte die ſeinige genommen hat, daß wir ſie der gegenwärtigen Sammlung einverleiben.

Beerentragende Bäume. Verſchiedene Arten von Lorbeer.

Japon hat zwar mehr als einerley Gattung Lorbeerbäume: ſie werden aber ſämmtlich unter dem allgemeinen Namen Tſus-no-ki s) begriffen. Diejenige, welche mit einer ihr eigenen Benennung, **Kuro Tſons**, oder **Proh Tſons** heißt, trägt große Beeren von einer

---

r) Amoenitatum exoticarum etc. Faſciculi quinque, Lemgoviæ bey Meyern im Jahre 1712 in 4.

s) Tſus bedeutet Lorbeerbaum, Ki, Pflanze oder Baum, No iſt der Artikel. Dergeſtalt heißt Tſus-No-Ki Lorbeerbaumspflanze.

t) Man muß ſich hiebey erinnern, daß bey den Gelehrten einer dunkeln Purpurfarbe; ihre Blätter ſind zuweilen ſehr breit, zuweilen ſchmahl und gewäſſert. Noch eine andere Gattung heißt Aka Tſutſu, hat breites Laub, und ziemlich große rothe Beere.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Sſio, japoniſcher Campher.

Der Sſio, insgemein Kus No-ki oder Nambok genannt, iſt ein Lorbeerbaum, welcher Campher giebt, abſonderlich aus der Wurzel. An Dicke und Höhe gleicht er einer Linde. Er wächſt ſonſt nirgend, als in der Landſchaft Saruma, und auf den Gottoinſeln. Die daſigen Einwohner ſchneiden Wurzel und Holz in kleine Stücke, und kochen ſie und bringen dergeſtalt den Campher heraus. Allein, ob er gleich nachgehends ſublimiret wird, ſo gilt er doch nur den vier und zwanzigſten Theil ſo viel, als der borneiſche, den man durch bloßes Aufritzen des Baumes zwiſchen der Rinde und dem Holze bekömmt. Der japoniſche Baum hat wenig Zweige. Seine Rinde iſt ſonſt zwar hart und dunkelgrau: an den jungen Sproſſen aber dünne, klebericht, und leicht abzuſtreifen. Das Mark iſt hart und holzicht; das Holz von Natur zwar weiß, gewinnet aber, wenn es dürre wird, einen röthlichen Blick. Seine Faſern liegen nicht ſonderlich dicht beyſammen, ſind aber hart genug, und kann deswegen allerley Tiſchlerarbeit aus dieſem Holze gemachet werden, nur wird ſie immer rauher, je mehr das in ihm befindliche Harz verrauchet. Von der Wurzel dieſes Baumes und des Fatz-no-ki werden die allerſchönſten japoniſchen Schränke gemacht, und ſind ihre beyderſeitigen Adern und Schattirungen ſehr angenehm anzuſehen.

Wir wollen dem Verfaſſer in ſeiner Beſchreibung auf dem Fuße nachgehen. Das Laub des japoniſchen Campherbaumes hängt an ziemlich langen Stielen. Anfänglich ſind ſie grün, werden aber nachgehends röthlich. Jedes Blatt hängt allein, und in keiner gewiſſen Ordnung; es iſt häutig, beynahe eyrund, am Ende ſpitzig, ſeine Ränder laufen wellenweiſe, ſind aber doch nicht ausgezacket. Nebſt dem hat es viele Aeſtchen von einer etwas blaſſern Farbe. Unten iſt es dunkelgrün, aber glänzend, oben iſt es grasgrün, und ſo ſanft, als Seide anzufühlen. Die Hauptrippe iſt auf beyden Seiten über die Blattfläche erhoben, weißgrünlich, und treibt ſeine Aeſte bogenweiſe nach der Länge des Blattes. Dieſe Aeſte theilen ſich abermal in andere noch zärtere. Die Faſerenden machen ſehr oft kleine Wärzchen, welche dieſem Baume eigen ſind. Wenn er ſeine völlige Größe hat, ſo treibt er im May- und Brachmonate eine kleine Blüthe. Sie ſchlägt am Ende der kleinen Aeſte unter den Blattſtielen heraus; ihre eigenen Stiele ſind um ein Drittheil kleiner, als die Blattſtiele, ſehr zart, und in kleine Aeſtchen vertheilet; jedwedes trägt eine ſechsblätterige Blüthe mit neun Staubſtengelchen, drey in der Mitte, und die ſechs übrigen rund um ſelbige herum. Je mehr der Bluhmenkelch an Größe zunimmt, deſto näher tritt der Saamen ſeiner Zeitigung. Iſt er völlig reif: ſo hat er die Größe einer Erbſe, eine glänzende dunkele Purpurfarbe, eine zwar runde doch gleich einer Birne, länglichte Geſtalt, und eine dünne Hülſe, die ins Purpurfärbige fällt, und ſchmecket wie mit Nelken verſetzter Campher. Inwendig liegt ein Korn in der Größe eines Pfefferkornes, das ſich in zwo Hälften theilet, und eine ſchwarze glänzende Hülſe hat. Es iſt von einer ölichten Natur und wiederwärtigem Geſchmacke.

Na oder Nagi.

Na, insgemein[t] Nagi und Tſikkburaſiba genannt, iſt eine ſehr ſeltene[u] Lorbeerbaumgattung

---

Gelehrten in Japon die chineſiſchen Schriftzeichen, obwohl mit etwas veränderter Geſtalt, üblich ſind. Dergeſtalt iſt der erſte Name derjenige, damit die japoniſchen Gelehrten das chineſiſche Zeichen, das dieſe Pflanze bedeutet, ausſprechen.

[u] Nach Kämpfers Beſchreibung: Laurus julifera, folio ſpecioſo enervi.

Bäume und Pflanzen in Japon.

gattung und wird in Japon für einen Glücksbaum gehalten. Er behält ſein Laub das ganze Jahr, wächſt in den Wäldern, und wird aus ſolchen verſetzet, aber unter ein Dach gebracht, indem man ihn nie beregnen läßt. An Größe gleicht er einem Kirſchbaume. Der Stamm wächſt ſehr gerade, und hat eine dunkelbraune, weiche, fleiſchige Rinde, an den kleinen Aeſten iſt ſie ungemein ſchön grün, und hat einen balſamiſchen Tannengeruch, das Holz iſt hart, ſchwach und beynahe ohne alle Faſern. Sein Mark gleicht an Weſen ungefähr einem Feldſchwamme (Champignon), bekömmt aber, wenn der Baum alt wird, eben ſo große Härte, als Holz. Die Blätter wachſen Paar und Paar, doch ohne Stiele, haben keine Rippen, ein hartes Weſen, und gleichen mit einem Worte in vielen Stücken dem Laube des alexandriniſchen Lorbeerbaumes. Sie ſind glatt, einen ſtarken Daumen breit, und nach Verhältniß lang, haben oben und unten einerley und zwar dunkelgrüne Farbe, mit einem blauen Anſtriche und röthlichem Blicke. Unter jedwedem Blatte ſtehen drey bis vier weiße kurze haarige mit kleinen Bluhmen vermiſchte Staubſtengelchen heraus, und laſſen, wenn ſie abfallen, eine kleine und ſelten harte Beere zurück, die an Geſtalt ungefähr einer wilden Pflaume gleicht, und wenn ſie zeitig geworden, eine ſchwarze Purpurfarbe hat. Ihr Fleiſch iſt dünne und ohne Geſchmack. In dieſer Beere liegt ein rundes Nüßchen, in der Größe einer Kirſche, mit einer harten ſteinigen, obgleich dünnen und zerbrechlichen Schale. Der inwendige Kern hat vier dünne rothe Hülſen, ſchmecket bitter und iſt übrigens zwar rund, doch ſteht eine kleine Spitze daran, die ihre Wurzel mitten im Kerne ſelber hat.

Ajikuba.

Ajikuba iſt eine große Staude. Ihre Sproſſen ſind hellgrün, voll Knoſpen und von einem fetten Weſen. Ihr Laub iſt gleich dem Steineichenlaube, etwas gebogen. Die Blüthe ſteht auf einem ziemlich dicken Stengel, iſt dreyblätterich, von einer ins Rothe fallenden Purpurfarbe, und in der Größe eines Pfefferkornes. Die Frucht iſt roth, länglicht, ziemlich groß, hat ein weißlichtes ſüßes Fleiſch, darinnen ein harter und ſcharfſchmeckender Kern liegt.

Taraijo.

Taraijo, insgemein **Onimatſi** genannt, iſt eine Lorbeerkirſchengattung. Ihre Blüthen ſind vierblätterich, wohlriechend, blaßgelb, und ſtehen unter den Achſeln des Laubes in großer Menge beyſammen. Die Frucht hat vier Saamenkörner in ſich, iſt roth, ſo groß als eine Birne. Der Baum ſelbſt gleicht einem Birnbaume. Er wird in Gärten gezogen, und behält ſeine Schönheit beſtändig.

Sankitz.

Sankitz, insgemein **Jamma-Tadſi-Banna** genannt, iſt ein kleiner Muſchelkirſchbaum, mit wildem in einer Rundung ſtehenden Kirſchlaube. Seine Blüthe iſt fünfblätterich, und gleicht den Mayblühmchen. Seine Frucht iſt röthlich, größer als eine Erbſe, ſchmecket ſüß und ſtopfet, hat einen weißen, harten, durchſichtigen Kern.

Quackitz.

Quackitz, oder insgemein **Tianna-Tadſi-Banna**, iſt gleichfalls ein Muſchelkirſchbaum, der ſein Laub nie verliert. Sowohl Blüthe, als Frucht, iſt wie an dem **Sankitz**. Doch giebt es eine beſondere Gattung von ihm, mit Weidenlaube, ausgenommen daß es mit kleinen Bläschen beſtreuet iſt. Seine Blüthe ſteht gleich der **Dulcamara** ihrer, auf rückwärts gebogenen Kelchblättchen.

Nandſtokf.

Nandſtokf, nach der gemeinen Sprache **Nattin** oder **Nandin-Tſikku**, iſt ein Stäudchen, das etwa eines Armes hoch wächſt, und von weitem einem Rohre ähnlich ſieht. Seine Aeſte ſtehen an einander gerade gegen über, und machen mit dem Stamme rechte Winkel. Das Laub iſt anderthalb Zoll lang, und dem Weidenlaube an Geſtalt gleich.

gleich. Die Blüthe iſt weiß, fünfblättericht, des Solani lignoſi ſeiner ähnlich, und dauert nur einen einzigen Tag. Die Beeren ſind roth, ſo groß als eine Erbſe und haben zwey halbrunde Saamenkörner in ſich.

Nyſimi Motſi. Nyſimi Motſi, oder Tanua-Wattaſi, iſt die gemeine Reinweide.

Jubeta. Jubeta iſt ſo groß, als ein Pflaumenbaum, gleicht an Blüthe und Beeren der Reinweide. Seine Rinde iſt grünlich. Die Blätter ſind in großer Menge vorhanden, eyrund, mürbe, welken gern bald, und ſtehen einander gegen über. Der Kern iſt weiß, von einem zuſammenziehenden und brennenden Geſchmacke, die Beeren ſind giftig.

Kooki. Kooki, insgemein Kuko und Numi-Guſſari genannt, iſt eine dornichte Reinweide, hat ſehr viele, eyrunde, eines Daumens lange Blätter ohne einigen Ausſchnitt. Die Blüthe ſteht einfach oder auch paarweiſe auf einem Stiele, iſt purpurfärbicht, fünfblättericht, und der Hyacinthe ähnlich. Es wird nicht nur Beere und Saamen, ſondern auch das Laub in der Arzeney gebrauchet, und das letztere wie Thee getrunken.

Fechoſatz. Fechoſatz iſt ein mittelmäßig großer, ſtark beäſteter Baum. Sein Laub ſchlägt an den Spitzen der jungen Aeſte in großer Menge heraus, iſt zween Zoll lang, oben ſpitzig, unten eyrund, dick, hart, und etwas weniges gezacket. Die Blüthen ſtehen in Aehren beyſammen. Die Beeren ſind roth, und ſo groß, als eine Kirſche. Ihr Fleiſch ſchmecket wie Waldobſt, und der Kern, welcher ſich in zwo Hälſten ſpaltet, ſchmecket zuſammenziehend.

Kembokn. Kembokn, ſonſt Kumgambokf und Sakaki genannt, iſt ein Baum von mittelmäßiger Größe, gleicht an Laube und Blüthe der römiſchen Myrthe des Matthioli. Seine Beeren wachſen einzeln an einem Stiele, ſind ſpitzig und ſo groß, als ein Pfefferkorn. Der Saamen gleicht den Agleyſaamen, ſchmecket etwas bitter und ſehr zuſammenziehend. Es iſt dieſer Baum den Göttern geheiliget.

Fiſakaki. Fiſakaki iſt ein Stäudchen, das dem Thee gleicht, auch dergleichen Blätter hat. Seine Blüthe wächſt längſt an den Aeſten hin, iſt roth, fünfblättericht, und glockenförmicht. Auf die Blüthe folgen Beeren, die man für Wachholderbeeren anſehen ſollte, und viele harte Saamenkörner in ſich haben. Man zieht dieſe Pflanze um ihrer Schönheit willen. Es giebt noch eine andere Gattung mit weißen Blüthen, ihre Beeren ſind mit einem purpurrothen Safte angefüllet.

Sasjebu. Sasjebu iſt ein Stäudchen, und an Geſtalt und Laube von dem Fiſakaki wenig unterſchieden. Nur die Blüthe iſt einblättericht, kegelförmicht, ſo groß als ein Gerſtenkorn, weiß, ſteht hin und wieder auf den jungen Sproſſen, und iſt mit ſehr kleinem Laube untermiſchet. Die Beeren gleichen den wilden Weinbeeren nicht übel, haben eine Purpurfarbe, keine Hülſe, aber einen weinigen Geſchmack, ſind ſo groß, als ein Pfefferkorn, und mit vielen Saamenkörnern angefüllet.

Okamni. Okamni, nach der gemeinen Sprache Iſo-Fiſakaki, iſt ein Stäudchen mit geraden, dünnen, und vielen Aeſten. Die Blätter ſind anderthalb Zoll lang, eyrund, dick, hart, ſchmahl gezacket, und zuweilen umgebogen. Die Blüthen ſtehen zu Paaren oder zu dreyen unter den Achſeln der Blätter, ſind klein, vierblättericht, blaß fleiſchfärbicht. Die Beeren ſind rund, purpurfärbicht, fleiſchicht, haben rothe und glänzende Saamenkörner.

Sjiroggi. Sjiroggi iſt abermals eine Staude, mit einer rauhen Rinde, drey Daumen langen an beyden Enden ſpitzigen und nicht ausgeſchnittenen Laube. Die Blüthen ſtehen auf

ſchirm-

Bäume und Pflanzen in Japon.

ſchirmähnlich geordneten Stielen, ſind in großer Menge vorhanden, klein uud fünfblätterricht. Im Winter, wenn das Laub abgefallen iſt, haben die Beeren eine ſchöne rothe Farbe, ein weißes, markiges und bitteres Fleiſch, und ſind kleiner, als Erbſen. Der Saamen iſt dreyeckicht, und ſo groß, wie der Feldkümmel. Noch giebt es einen andern Sjiroggi, insgemein Namoine genannt; dieſer iſt ein kleiner Baum, deſſen Blätter der Länge nach hohl, umgebogen, und am Rande kurz ausgezacket ſind. Seine Beeren haben ungefähr die Größe einer Kirſche, und ſein Saamen, deſſen Menge jedoch nicht groß iſt, des Kümmels.

Sinſan. Sinſan, in der gemeinen Sprache Mijamma-Skimati geuannt x), iſt ein großer Baum. Seine Blätter ſtehen in einer Rundung um die kleinen Aeſte, ſind etwa drey Zoll lang, dick, ſpitzig, mit etwas geflammetem aber nicht ausgekerbetem Rande, ſchmecken wie Sagapenum, und brennen auf die Zunge. Die Blüthe hat vier auch fünfe kleine röthliche Kelchblättchen. Die Beeren gleichen an Geſtalt einer Birne, an Größe den Weißdornſchlehen. Inwendig liegen vier weiße den Pommeranzenkernen ähnliche Saamenkörner, und ſind in zwo Hälften geſpalten.

Come Goomi. Come-Goomi, insgemein Mantus genannt, iſt ein Stäudchen, das der Reinweide gleicht, und ein Anſehen wie Buchsbaum hat. Es wächſt drey Schuhe hoch, hat eyrunde zugeſpitzte Blätter, welche buſchweiſe beyſammen ſtehen, und wie Menſchenkoth riechen. Die Blüthe gleicht dem Jesmine, iſt nach der Länge mit ſechs, ſieben, ja, nachdem der Boden gut iſt, mit noch mehr Lefzen ausgeſchnitten, unter die Laubbüſche geflochten, und hat eine blaſſe Purpurfarbe.

Jamma Go-Gomme. Jamma Go-Gomme iſt eine Staude, die auf dem Gebirge wächſt, und viel Aeſte hat. Ihre Blätter gleichen den Theeblättern und ſtehen gegen einander über. Die Blüthe iſt klein, purpurfarbicht und mit vier Lefzen ausgeſchnitten. Die Beeren ſind ſo groß, als Coriander, und haben vier Saamenkörner.

Kinſin. Kinſin oder Sin Baku, nach der gemeinen Sprache Jme-Baki y), iſt ein Baum, der etwa drey Klafter hoch, und kegelförmicht, wie eine Cypreſſe, wächſt. Sein Laub gleicht dem Laube des Oleanders. Die Frucht iſt länglich, in zwo Hälften getheilet, gleicht an ſeinem obern Theile einem Pfefferkorne, und hat inwendig einen Kern.

Sin. Sin, insgemein Fon-Maki z), iſt ein großer Baum, von eben der Gattung, als der vorige. Sein Holz iſt weiß, leicht, vor Würmern ſicher, faulet auch nicht, und wird deswegen ſehr gern zu Kiſten und anderen Gefäßen verarbeitet. Wenn heißes Waſſer daran kömmt, giebt es einen ſehr übeln Geruch von ſich, und trägt deswegen den Namen Kſa-Maki oder Stink Maki.

Tſio-Tei. Tſio-Tei, insgemein Funitz Baki und Fimeri Baki, iſt ein wilder langblätterichter Myrthenbaum, und nach Kämpfers Berichte, die gemeine wälſche Myrthe des Caſpar Bauhins.

Ojo. Ojo, insgemein Tſuge, iſt ein großer Buchsbaum, mit eyrunden zugeſpitzten, und ſchwach ausgekerbeten Blättern. Die Blüthe iſt weiß, mit vier runden Blättchen, einem Bluhmenkelche, und in der Größe eines Corianderkornes. Die Beeren ſind rund, haben eine dunkele Purpurfarbe, und drey bis vier Saamenkörner, in der Größe und Geſtalt

---

x) Mi-Jamma heißt wild.

y) Jme heißt falſch.

z) Fon heißt wahr.

Bäume und Pflanzen in Japon.

ſtalt des Feldkümmels in ſich. Es giebt noch einen andern Tſuge, welcher ein kleiner Buchsbaum iſt, und deſſen Blätter an beyden Enden nicht zugeſpitzet ſind.

Koo Kotz. Sankira.

Koo-Kotz, insgemein **Firaggi**, iſt mit unſerer gemeinen Stechpalme einerley.

Sankira, oder nach der gemeinen Sprache **Quakera**, iſt der Smilak a). Seine wegen ihrer Tugend bekannte Wurzel iſt dick, hart, knoticht, ungleich, mit langen Faſern beſetzet, äußerlich roth, oder ſchwarz, inwendig weiß, und ſchmecket widerwärtig. Trifft dieſe Pflanze nichts an, daran ſie ſich halten kann: ſo erhebt ſie ſich nur etwa ein Paar Aerme lang: ſteht aber ein Gebüſche in der Nähe, ſo wächſt ſie weit höher. Die Aeſte ſind holzicht, ſo dick als ein Gerſtenhalm, an der Erde rothbraun, alle zween Zolle weit mit Knoten beſetzet, und anders gebogen. Aus jedem Knoten treiben zween den Weinreben ähnliche Sprößlinge heraus, mit welchen die Pflanze ſich an alles, was ihr vorkömmt, anhält. Das Laub hat beynahe gar keinen Stiel, iſt rund, läuft in eine kurze Spitze zu, iſt drey Zoll lang, dünn, nicht ausgeſchnitten, ſowohl unten, als oben hellgrün. Auf einem ſehr zarten etwa eines Zolles langen Stielchen ſtehen ungefähr zehn gelbliche Blühmchen, in Geſtalt eines Schirmes, und Größe der Corianderkörner. Sie haben ſechs Kelchblättchen und ſechs Staubſtengelchen, mit weißen ins Gelbe ſpielenden Häuptchen. Der Kopf am Stengel, welcher mitten in der Bluhme ſteht, iſt meergrün. Auf die Blüthe folget eine Frucht, die wenig Fleiſch hat, ſonſt aber an Geſtalt, Größe und Farbe einer Kirſche gleicht; nur iſt ſie trocken, mehlicht, und von einem herben Geſchmacke. Saamenkörner hat ſie in Größe einer Linſe, und in Geſtalt eines halben Mondes, viere, fünfe, bis ſechſe bey ſich; nach dem Trocknen werden ſie außen ſchwärzlicht, inwendig weiß und ungemein hart. Es wächſt dieſe Pflanze ſehr häufig unter dem Dorngebüſche und Heidekraute.

So-No-Ki.

So-No-Ki, insgemein **Fira** und **Firaſi**, iſt ein wilder Weinſtock b), und wächſt einen Schuh hoch. Sein Laub gleicht den Blättern des kleinen Buchsbaumes c). Seine Blüthe iſt vierblätterricht, mit einem Bluhmenkelche verſehen und purpurfärbig. Die Frucht iſt roth, ſo groß als Pfeffer, hat einen ſüßen widrigen Geſchmack, hingegen drey bitterliche Kerne.

Siſo.

Siſo, insgemein **Muraſakki**, iſt eine Pflanze eines Schuhes hoch, mit einer ſehr faſerichten Wurzel, und äſtigem Stamme. An der Spitze der Sprößlinge ſteht ein kegelförmiger Blüthenbuſch. Das Laub iſt eyrund, zugeſpitzt, und ſteht in einer Rundung um die Aeſte. Dieſe Pflanze wird zur Purpurfarbe auf Seide gebrauchet.

Fakkubukon.

Fakkubukon, insgemein **Fekuſo-Kadſura**, iſt eine kriechende, und dem Windekraute ähnliche Pflanze. Ihr Laub iſt drey Zoll lang, ſpitzig, herzförmig, und nicht ausgeſchnitten. Die Blüthen hängen in Trauben beyſammen, haben die Geſtalt einer Röhre, fünf Lefzen, ſind inwendig roth, äußerlich weiß. Die Frucht iſt gleich der **Dulcamara** ihrem, mit einem häßlich ſtinkenden Safte angefüllet, und hat einige wenige Saamenkörner in ſich.

Muraſaki.

Der gemeine **Muraſaki** iſt eine Pflanze mit einem runden Stengel; die Blätter ſtehen einzeln und wechſelsweiſe, ſind zween Zolle lang, rund, dick ſpitzig, ohne Zacken. Unter ihren Flügeln treibt ein vier Zoll langer Kegelbuſch von Blüthen hervor. Zwiſchen jeder

---

a) Kämpfer beſchreibt ſie folgendermaßen: Smilak minus, fructu rubicundo, radice virtuoſa, China dicta

b) Vitis Idæa.

c) Chamæ Buxus.

Bäume und Pflanzen in Japon.

jeder Blüthe iſt einiger leerer Raum. Sie ſelbſt hat keinen Stiel, ſondern die Größe eines Corianderkornes, eine blaſſe Purpurfarbe, und vier bis fünf Kelchblättchen. Sie öffnet ſich nie.

Nin-Too. Nin-Too, insgemein Sui-Radſura, und Kin Ginqua *d*), iſt das gemeine Periclymenum *e*), mit purpurfärbigen, oder ſchwarzen Beeren.

Ken-Koo. Kenkoo, insgemein Sane Radſura, oder Oreni Radſura, iſt eine Pflanze, davon man Papier machet. Wir haben in der Beſchreibung von Japon ihrer bereits Meldung gethan.

Kſei. Kſei, insgemein Jodoriki, iſt ein Miſtelbaum mit rothen Beeren, die Blätter gleichen dem Kenkoolaube, wachſen einzeln und wechſelsweiſe gegen einander über. Das japoniſche Wort bedeutet jedwede Schmarotzer-Pflanze überhaupt, insbeſondere aber den Miſtel. Kämpfer ſah in Japon ſonſt nirgend einen, als in einem Walde von Lerchenbäumen, in der Landſchaft Mikowa. Daher hießen ihn auch die Bauern in daſiger Gegend Gomi-Maaz, das iſt Lerchenmiſtel.

Sans-jo. Sans-jo, insgemein Foo-Dſukki, iſt der wahre Alkekenjo *f*).

Kiro. Kiro, oder Kirjo, insgemein Omotto, iſt ein großblätterichtes Aaronkraut, aber ohne Schärfe, und gleicht das Laub dem Laube unſerer Lilien. Die Wurzel iſt dick und lang, fleiſchicht, faſerig, etwas bitter. Ihre Frucht iſt roth, von Größe und Geſtalt einer kleinen Olive, und ſehr übelm Geſchmacke. Man beſetzet die Gartenmauern mit dieſem Stäudchen.

Konjaku. Konjaku, oder Kuſako, insgemein Konjakfdama iſt ein Dracunculus, mit grünen Flecken am Stengel. Das Laub iſt lang, in ungleiche Lappen getheilet, die Wurzel lang, hitzig, und abführend.

Nanſoo. Nanſoo, insgemein Oſoni und Dammakonjakf *g*), iſt ein Dracunculus mit großem ſpitzigen Laube. Die Beeren ſind ſehr hitzig.

Foto. Foto, insgemein Jebi und Budo, iſt eine Weinſtockgattung, hat aber fleiſchichte Beeren, die ſich zum Weinmachen gar nicht ſchicken.

Ganebu. Ganebu, iſt eine Weinſtockgattung mit kleinen Trauben. Die Beeren ſind ſchwarz, und den Wachholderbeeren ähnlich. Sie ſchmecken ſüß, und haben einen purpurrothen Saft.

Jamma Budo. Jamma Budo iſt ein wilder Weinſtock, mit kleinen Trauben, und Beeren in Größe der Corinthen, ohne Kerne. Man beſetzet die Luſthäuschen im Garten damit.

Niwa Toka. Niwa Toka, oder Ton ga iſt der gemeine Hollunderbaum, ob es gleich dennoch wieder dreyerley Gattungen von ihm giebt. 1. Den Tadſu, deſſen Beeren Traubenweiſe hängen. 2. Der Jamma Tooſimi iſt der Waſſerhollunder, mit einfacher Blüthe; das Mark gebrauchet man ſtatt des Dochtes zu Lichtern. 3. Der Mitſe, oder Jamma Simira, gleichfalls ein Waſſerhollunder, mit rothen, kegelförmigen und etwas platt gedrückten Beeren.

Foo. Foo, oder Moo, insgemein Itzingo, iſt der gemeine Brombeerſtrauch mit ſchwarzen Beeren. Noch ein anderer Brombeerſtrauch heißt Faſſo Itzingo, und trägt röthliche Beeren, die man ißt. Ki-Itzingo iſt eine Art eines Hinbeerſtrauches mit gelber und widerwärtigſchmeckender Frucht. Kutz-Nawa Itzigo iſt der gemeine Erdbeerſtrauch mit rother Frucht; ſie tauget aber in Japon nicht zum Eſſen. Quanſo Itzigo, iſt

d) Das iſt Gold- und Silberbluhme.

e) Sonſt Caprifolium non perforatum.

f) Solanum veſicarium.

Bäume und Pflanzen in Japon.

iſt eine andere Gattung ſolcher Sträuche, deren Frucht ſo groß, wie eine Pflaume iſt, und auch nicht gegeſſen wird.

Soo, oder japaniſcher Maulbeerbaum.

Soo, insgemein **Kuwa**, iſt ein Art von Maulbeerbaume, deren man zweyerley Arten hat; eine mit weißer, die andere mit ſchwarzer Frucht.

Den.

Den, oder **Loots**, insgemein **Sendam** und **Kindeis**, iſt eigentlich der Baum, den wir Azederac nennen, und der falſche **Sycomorus** des **Mathiolus**.

Kuroggi.

Kuroggi iſt ein großer wilder Baum mit eyrunden Blättern, die ſpitzig ausgehen, zween Zoll lang, und leicht gezacket ſind. Seine Bluhmen ſind gefüllet, blaßgelb, klein, mit einer großen Menge Fädchen um den Griffel. Es ſtehen viele Bluhmen auf einem einzigen Stiele. Die äußerlichen Bluhmenblätter ſind ſchuppicht und gekrümmt. Seine Beeren ſind dicker, als die Erbſen, länglicht, fleiſchicht und purpurfarben.

Akai-Sindjo.

Akai-Sindjo, oder **Sindrio**, iſt ein Strauch einer Ellen hoch: er treibt gleich unten an der Erde ſchon belaubte Aeſte, mit wechſelsweiſe ſtehenden Blättern. Die Beeren ſind rund, etwas flach, kleiner als eine Erbſe, leibfärbig, ſie haben ein weiches ſaftiges Fleiſch, und einen Kern in Größe des Corianders.

Jeſura.

Jeſura iſt eine drey Ellen hohe, der **Philirrea** ähnliche Staude. Jhr Blätter ſind haaricht, drey Zoll lang, eyrund, laufen ſpitzig zu, und ſind am Rande ſtark ausgeſchnitten. Die Beeren ſind roth, fleiſchicht, und ſo groß, als eine Erbſe.

Kotai.

Kotai, insgemein **Gommi** genannt, iſt ein wilder dem böhmiſchen ähnlicher Oelbaum, und blühet im Frühjahre. Der **Sim-Kotai**, oder **Akin-Gommi** iſt eine von dieſem unterſchiedene Oelbaumgattung; denn ſie wächſt nur auf dem Gebirge, und blühet im Herbſte.

Naatſme.

Naatſme iſt eine Gattung des **Paliurus**, und zwar wie Kämpfer meynet, des **Proſper Albinus** ſeine. Die Frucht hat die Größe einer Pflaume, nebſt einem herben Geſchmacke, wird aber in Zucker eingemachet und gegeſſen. Der Kern iſt an beyden Enden ſpitzig.

Midſikki.

Midſikki, insgemein **Ume Madakker** genannt, iſt eine Staude mit dergleichen Laube, als der wilde Pflaumenbaum hat. Die Beeren wachſen in ſehr kleinen Trauben am Ende der Zweige, ſind roth, ſo groß wie Coriander, und haben viele feuerrothe, dreyeckichte Saamenkörner in ſich.

Abraſin.

Abraſin iſt ein mittelmäßig großer ſtark belaubter Baum. Sein Holz gleicht dem Weidenholze. Er hat viel Mark. Das Laub iſt groß, gleicht dem Laube des Weinſtockes, und hat lange Stiele. Die Blätter ſind theils ganz, theils dreymal ſehr tief ausgeſchnitten, und beſtehen gleichſam aus drey ſpitzig zulaufenden Stücken. Unten ſind ſie rund, am Rande weich und geflammet. Zu äußerſt an den Aeſten ſtehen lange zwey bis dreyfach getheilete Stiele, daran eine weiße eyförmige fünfblätterichte Blüthe wächſt. Die Frucht gleicht an Größe einer Haſelnuß, an Geſtalt einer Pyramide, iſt fleiſchicht, weich, und hat inwendig eben dergleichen Saamenkörner, als der **Ricinus**, welche ein gutes Brennöl geben.

Jaatzde.

Jaatzde iſt ein Stäudchen mit Blättern, wie der gemeine **Ricinus**. Die Blüthe iſt weiß und fünfblätterich, die Beere kleiner, als ein Pfefferkorn, und hat oben ein Büſchchen, das aus ihren fünf Staubſtengelchen beſteht.

---

g) Die Aerzte nennen ihn **Ten Nan Sio**.

Finua. **Finua**, insgemein **Tooguena**, oder **Karaji** und **Karagasju** genannt, iſt der gemeine **Ricinus** des **Caſpar Bauhinus**.

Modoras. **Modoras** iſt ganz genau eben das, was man in Frankreich Pfaffenhütchen *h*) nennet. **Jſo Kuroggi** iſt ebenfalls eine Gattung davon, aber mit breitem Laube.

Niſi Kingi. **Niſi Kingi** iſt ein Stäudchen, das in den Gärten gezogen wird. Die Frucht iſt roth, ſo groß als eine Kirſche, und wächſt traubenweiſe. Noch giebt es eine andere Gattung dieſes Stäudchens, davon die jungen Leute den Wipfel nehmen, und als eine Artigkeit an die Hausthüren ihrer Gebietherinnen hängen.

Kuro Gauni. **Kuro Ganni** iſt ein Baum, deſſen Holz, ſeinem Namen gemäß, an Härte dem Eiſen beykömmt. Das Laub hat weder Haare, noch Ausſchnitte, und gleicht übrigens den Blättern des gemeinen **Telephium**. Die Beeren ſind ſo groß, als kleine wilde Pflaumen. Es giebt noch eine andere Gattung, welche **Kuro Kaki** heißt.

Tobira. **Tobira**, eine große Staude, gleicht an Geſtalt dem Kirſchbaume *i*), an Blüthe dem Pommeranzenbaume: doch riecht ſelbige wie die Blüthe des **Sagapenum**. Die Aeſte ſind lang, und vertheilen ſich an einerley Orte auf einmal, in viele Zweige. Das Holz iſt weich, das Mark dick, die Rinde rauh, dunkelgrün, fett, läßt ſich leicht abſchälen, und giebt ein weißes klebrichtes Harz. Die Blätter haben kurze Stiele, und wachſen rund um die kleinen Aeſte. Sie ſind zween bis drey Zolle lang, feſt, fett, unten ſchmal, oben rund, oder eyförmig, ohne Ausſchnitt, auf der untern Seite dunkelgrün. Die Blüthe kömmt im Maymonate zu äußerſt an den Zweigen auf einem Zoll langen Stiele, und buſchweiſe zum Vorſcheine, und ſcheint es ſodann nicht anders, als ob der Baum voll Schnee liege. Sie hat fünf Kelchblätter von eben ſolcher Geſtalt und Größe, als die Pommeranzenblüthe, riecht auch ungemein lieblich; ihre fünf Staubſtengelchen ſind übrigens zwar weiß, an der Spitze aber, die eine ziemliche Länge hat, feuerroth. Der Stämpel iſt kurz. Die Früchte ſind vollkommen rund, größer, als eine Kirſche, roth, mit drey ſeichten Kerben, die aber im Herbſte ſich ſehr tief ſpalten, bezeichnet, haben eine ſtarke zähe und fette Schelfe. Die Kerne, an der Zahl dreye, ſind feuerfarbig und eckicht: ihr Jnwendiges iſt weiß und hart, und ſtinkt gewaltig.

Too. Der **Too**, in der gemeinen Sprache **Momu** genannt, iſt eigentlich der Pfirſingbaum, und theilet ſich in verſchiedene Gattungen, eine davon heißt **Jobai**, oder insgemein **Jamma=Momu**, das iſt der wilde Pfirſingbaum *k)*, und gleicht dem Meerkirſchbaume des **Caſpar Bauhinus**; eine andere heißt **Ri**, insgemein **Ssu Momu**, iſt ein Pfirſingbaum, mit einer ſäuerlichen Frucht, die nach dem Zeitigen roth wird.

Kjoo. **Kjoo** iſt eine Abricoſenbaumgattung, mit großer Frucht. Man nennet ihn insgemein **Anſu** und **Kara Momu**, das iſt **catayiſcher Momu**.

Bai. **Bai**, insgemein **Ume**, und **Ume=Bos** genannt, iſt ein wilder dornichter Pflaumenbaum. Die Frucht iſt groß, wird mit japoniſchem Biere eingemacht, nach China und Jndien verführet. **Muk=No=Ki** iſt eine andere wilde Pflaumengattung, mit ſchwarzer Rinde, ſchwerem und feſtem Holze, holzichtem Marke, ausgezacktem ſtarken Laube, damit man das Holz, wie die Tiſchler zu thun gewohnt ſind, ſauber glätten kann. Die Frucht iſt dunkel purpurroth, und wird ungeachtet ſie eine widrige Süße hat, dennoch gegeſſen. Der Kern geht nicht los. **Kuko** iſt der gemeine Gartenpflaumenbaum,

und

---

h) Jſt der Evonimus.

i) Kämpfers Beſchreibung lautet folgender Geſtalt: Frutex arboreus, ſagapeni odoris, flore Mali Aurantiæ, fructu polyſpermo, Ceraſi facie.

Bäume und Pflanzen in Japon.

und gleichfalls von mehr als einerley Gattung; der Unterſchied liegt in der Farbe der Früchte; denn einige ſind weiß, andere purpurfärbig. Doch haben ſie alle mit einander kleine Kerne, wie die Maulbeeren, und machet man einen ſehr lieblichen Wein davon. Gleichfalls werden ſie mit unter den Atſiaer genommen. **Jasjibo**, iſt ein Pflaumenbaum mit rother Blüthe. Noch ein anderer, **Mogotto** genannt, hat gefüllete Blüthe. Eben ihrer Schönheit wegen, wird der Baum in die Gärten verſetzet; je älter und knorriger er iſt, deſto größere Anmuth zeiget die Blüthe.

Je-Jo-O.

Je-Jo-O, insgemein **Sakira** genannt, iſt ein Kirſchbaum mit einfacher Blüthe, und herbſchmeckender Frucht. Es giebt in Japon noch einige andere Kirſchbäume. 1. Den **Jamma Sakira**, oder wilden Kirſchbaum. Seine Blüthe iſt gefüllet, und wird vermittelſt fleißiger Wartung ſo groß, als eine Roſe. Nichts ſieht ſchöner, als ein Spaziergang von ſolchen Bäumen, wenn ſie im Frühlinge blühen. 2. Den **Jto-Sakira**, welcher gleich unten am Boden Aeſte zu treiben anfängt. 3. Den **Niwa-Sakira**, ein Zwergbaum, mit weißer gefülleter Blüthe. Es giebt noch einen, der eben dieſen Namen trägt, aber fleiſchfarbene einfache Blüthe hat. 4. Den **Ko-Sjoi-Sakira**, von mittelmäßiger Größe, fleiſchfarbener gefüllter Blüthe, in Größe einer gemeinen Roſe.

Aepfel und Nüſſe tragende Pflanzen. Biwa.

Biwa iſt ein Baum, deſſen Laub dem Laube des Muſcatenbaumes, die Blüthe aber des Miſpelbaumes ſeiner gleicht, und bald in einem Kegel, bald in einem Buſche beyſammen ſteht. Die Frucht gleicht einer Quitte, hat ein markiges und weinigſchmeckendes Fleiſch. Inwendig liegen viele Kerne, die an Geſtalt einer Caſtanie gleichen.

Ri.

Ri, oder **Nas** iſt ein Gartenbirnbaum, mit einer großen harten Frucht. Es giebt vielerley Gattungen von Birnen in Japon. Sie ſind daſelbſt etwas ſehr gemeines, und von gewaltiger Größe. Die allerkleineſten wiegen ein Pfund: allein, ungekocht taugen ſie nicht zum Eſſen.

Dai.

Dai, insgemein **Kara-Nas** iſt ein wollichter Apfelbaum, trägt eine runde mittelmäßig große Frucht mit feſtem Fleiſche.

Rai-Kin.

Rai-Kin, insgemein **Ruko-Reikin** und **Reiko**, iſt gleichfalls ein Apfelbaum, mit einer kleinen herben Frucht.

Umbatz.

Umbatz, insgemein **Marmur**, iſt ein Quittenbaum mit dicker länglichter und faſt birnähnlicher Frucht, wurde aber von den Portugieſen nach Japon gebracht.

Dsjakurjo.

Dsjakurjo, insgemein **Sakuro**, iſt ein Granatenbaum, wird in Gärten gezogen. Man findet ihn ſelten, und ſeine Frucht hat keinen angenehmen Geſchmack.

Kan.

Kan, insgemein **Kummi-Fo**, iſt ein Pommeranzenbaum, mit ziemlich großem Laube. Die Frucht **Ko-Mikan** genannt, hat eine mäßige Größe.

Juu.

Juu, insgemein **Aie-Tatz-Banna**, iſt wieder eine Pommeranzengattung, mit einer großen höckerichten Frucht voll kleiner Grübchen.

Kitz.

Kitz, insgemein **Tatz-Banna**, iſt ein Limonienbaum, mit kleiner runder Frucht, die einen Weingeſchmack hat.

Kin Kan.

Kin Kan, insgemein **Fune-Tatz-Bonna**, iſt gleichfalls ein Limonienbaum, mit ſehr ſüßer Frucht.

Sſi.

Sſi, insgemein **Karatz Banna**, oder **Gus**, iſt ein wilder Pommeranzenbaum, deſſen Frucht ſehr widrig ſchmecket *l*). Seine Aeſte ſind ungleich, krumm, mit langen

---

k) Kämpfer beſchreibt ſie: Malus perſica ſylveſtris, fructu resballo granulato, oſſe in oblongum rotundo, nucleo integro.

l) Aurantia trifolia ſylveſtris, fructu citrino. nach Kämpfers Beſchreibung.

Bäume und Pflanzen in Japon.

ſtarken auch ungemein ſpitzigen Dornen beſetzet. Sein Holz hat keine Härte. Die Rinde iſt fett und glänzend grün, läßt ſich ohne Mühe abſchälen. Jedwedes Blatt beſteht aus drey kleinen, die in der Mitte auf einem dünnen, halben Zoll langen, und auf beyden Seiten geränderten Stiele beyſammen ſtehen. Nurbeſagte kleine Blättchen ſind eyrund, einen Zoll lang, auf der obern Seite dunkel= auf der untern hellgrün. Das mittelſte übertrifft die übrigen etwas an Länge. Die Blüthe ſieht des Miſpelbaumes ſeiner ähnlich, wächſt neben den Dornen, oder auch an der Fuge der Laubblättchen, bald einzeln, bald paarweiſe, doch ohne Stiel heraus. Sie hat fünf eines halben Zolles lange Kelchblättchen, welche weiß, mit einer Hülſe eingefaßt, und faſt ohne allen Geruch ſind. Der Griffel iſt kurz, und mit vielen kurzen ſpitzigen Staubſtengelchen eingefaßt. Die Frucht gleicht äußerlich an Geſtalt einer Pommeranze; ſie gliche ihr auch innerlich, wenn nicht das Mark klebrig wäre, häßlich röche und ſchmeckete. Doch wird die Schaale getrocknet, und zu dem **Ki Kolum**, einem in Japon ſehr berühmten Arzeneymittel, gebrauchet.

Itabu, und Inu Itabu.

Itabu, iſt ein wilder Feigenbaum, mit purpurfärbiger Frucht, vier bis fünf Zoll langem, ſpitzigem und unausgeſchnittenem Laube. Noch ein anderer Feigenbaum, **Inu Itabu** genannt, trägt ungeſchmackte Früchte, und treibt röthliche Wurzeln. Seine Aeſte ſind kurz, dick, mit einer feuerrothen, oder hellgrünen Rinde überzogen. Sein Laub bleibt das ganze Jahr über hängen, iſt derb, hart, dick, länglichtrund, gemeiniglich drey Zolle lang, läuft ſpitzig zu, iſt oben glatt und glänzend, auf dem Rücken hellgrün, und mit einer unendlichen Menge kleiner Rippen ſehr artig durchflochten. Die Blühe ſieht man nicht. Die Frucht hat einen kurzen dicken holzichten Stiel, nebſt der Größe und Geſtalt einer Wallnuß. Doch gleicht ſie zuweilen auch einer Birn. Ihr Fleiſch iſt weiß und ſchwammicht, inwendig liegt eine große Menge weißer durchſichtiger Saamenkörner, in einer weißen ungemein kleinen vierblätterichten Blüthe. Der Baum wächſt an ſteinichten Orten und an Mauern.

Si.

Der **Si**, insgemein **Kaki** genannt, iſt ein Gartenfeigenbaum mit Birnlaube, und trägt köſtliche Früchte. Seine eigene Geſtalt iſt ſehr häßlich. Er hat wenige und lauter krumme Aeſte; anfänglich iſt ſeine Rinde braun, oder ſchwarz, aber mit der Zeit wird ſie weiß und rauh. Sein Laub hat kurze Stiele, gleicht an Farbe und Geſtalt zwar dem Birnlaube, iſt aber länger, dabey länglicht, platt und auf der untern Seite wollicht. Die Blüthe kömmt im May- und Brachmonate unten am Laube hervor. Sie hat die Geſtalt einer Röhre, die Größe einer Erbſe, iſt etwas gelblicht, und mit einer etlichemal geſpaltenen Hülſe eingefaßt. Sie hat verſchiedene Staubſtengelchen, und einen kurzen Griffel. Die Frucht gleicht an Größe und Geſtalt einem Apfel, iſt äußerlich weiß, inwendig roth, mürbe, und von einem Honiggeſchmacke. Der Saamen gleicht den Kürbiskernen, und liegt in Geſtalt eines Sternes mitten in der Frucht.

Der europäiſche Feigenbaum iſt von den Portugieſen nach Japon gebracht worden, und trägt daſelbſt weit größere und beſſere Feigen, als bey uns. Nichtsdeſtoweniger wird für ſeine Vermehrung ſehr ſchlecht geſorget.

Ono Kaki.

Ono Kaki iſt ebenfalls ein Feigenbaum, mit Pommeranzenähnlicher Frucht. Man trocknet ſie an der Sonne, beſtäubet ſie mit Mehle und Zucker, und verkaufet ſie hernach.

Kineri Gaki.

Der **Kineri Gaki** iſt zwar an Geſtalt und Frucht von den vorigen Feigenbäumen wenig unterſchieden: allein, ſeine Feigen halten ſich nicht, ſondern wollen ganz friſch weggegeſſen ſeyn.

Sſibu Kaki.

Die Frucht des Sſibu Kaki, eines andern Feigenbaumes, wird gar nicht gegeſſen, ſondern man gräbt ſie in einem Topfe ſo lange in die Erde, bis ſie faulet, und ſich ganz auflöſet. Der Saft wird ſorgfältig durchgeſchlagen, und das Papier, davon man die Kleider machet, darein getauchet, um es gegen die Fäulniß zu verwahren. Man giebt auch dem Neſſeltuche und der Hanfleinwand eine braune Farbe damit.

Sſi.

Der Sſi, insgemein Kutspinas iſt, ein Miſpelbaum mit großem Laube, ſehr weißer, wohlriechender, einem Rohre ähnlicher Blüthe; ſie iſt in ſechs lange ſchmale Lefzen geſpalten, die ihr, wenn ſie ſich öffnen, die Größe einer Roſe geben. Die Frucht iſt ſechseckicht und kegelförmig, hat gelbes Mark, einen unangenehmen Geſchmack, und inwendig eine Menge kleine, dem Seſam ähnliche Saamenkörner. Nur beſagtes Mark wird zum Gelbfärben gebrauchet. Es giebt noch einen andern Baum gleiches Namens mit kleinerm Laube, weißer und gefülleter Blüthe. Ehe ſich die Knoſpe öffnet, gleicht ſie einem ſchönen Schneckenhäuschen von länglichter Geſtalt.

Sidom.

Der Sidom, insgemein Sidomi-Notti genannt, iſt eine Staude, welche an Laube und übrigem Anſehen dem wilden Birnbaume gleicht. Die Blüthe iſt hochroth, fünfblättericht, mit einer kegelförmigen Hülſe eingefaſſet, daraus noch vor dem Abfallen der Kelchblättchen eine fleiſchige Frucht zum Vorſcheine kömmt.

Siku.

Der Siku, insgemein Ken und Kenpocones genannt, iſt ein Birnbaum, der eine Frucht von ſehr ſeltſamer Geſtalt, aber trefflichem und unſern Bergamottenbirnen ähnlichem Geſchmacke trägt. Sie hängt an einem ſehr langen Stiele, theilet ſich anfänglich gleichſam in zween Aeſte, und nachgehends in viele andere. Sie ſtehen einander gegenüber, ſind dicker, als ein Gerſtenhalm, krumm und einen halben Zoll lang. Zu äußerſt daran hängen an einem kleinen Stiele, zwey Körner in Geſtalt und Größe eines Pfefferkornes; ſie ſind in drey Lappen zertheilet, und in jedem liegt ein Samenkorn, das an Farbe, Glanz und Größe dem Leinſaamen gleicht. Das Laub des Baumes iſt eyrund, ſpitzig, hellgrün und zart ausgezacket.

Ka.

Kürbiſſe.

Der Ka, oder insgemein Naſſubi, iſt der wilde Apfelbaum. Die Japoner haben Kürbiſſe und Melonen von allerley Gattungen. Feo, insgemein Nari Trigango, iſt ein großer Kürbiß, und in der Mitte dünne. Eine gewiſſe andere Gattung, gleiches Namens, und von runder Geſtalt, hat ein dichtes Fleiſch. Die Gattung Ko iſt länglicht, und trägt eine große weiße Blüthe. Die Gattung Kwa, insgemein Furi-Uri, Sptoori, Toke-Uri und Tſucke-Uri genannt, iſt groß, von länglichtrunder Geſtalt, und hat ſtatt der Schale ein feſtes Fleiſch, das wie Gurken ſchmecket. Man bereitet es mit gepreſſeten Kirſchen zu, und iſt dieſes Gerichte ſehr gewöhnlich. Man nennet es Connemon.

Melonen.

Kwa, insgemein Togwa und Kamo Uri genannt, iſt eine große länglichte Melone mit dichtem Fleiſche. Ten-Kwa, iſt die gemeine hohlgeſtreifte Melone. Sjo Kwa, insgemein Awo Uri, iſt eine kleinere, ebenfalls hohlgeſtreifte Melone.

Gurken.

Awa, insgemein Karas Uri, iſt die gemeine Gartengurke, davon es allerley Gattungen giebt. Ko Kwa, insgemein Soba Uri, iſt eine lange Gurke voll Warzen und Spalten. Si Kwa, insgemein Fitzma, iſt eine länglichte, hohlgeſtreifte, krumme und zugeſpitzte Gattung.

Ginkgo.

Ginkgo, oder Gin-an, insgemein Jtsjo, iſt ein Nußbaum mit einem dem Frauenhaare ähnlichen Laube. Sein Stamm iſt lang, gerade, dick und ſtark beäſtet. Die Rinde ſieht aſchfarbig. Das Holz iſt weich und ſchwach, das Mark zart und ſchwammig. Das Laub ſteht ſowohl einzeln, als in vielen Blättern beyſammen an einem langen Stiele,

iſt

Bäume und Pflanzen in Japon.

iſt unten ſchmal, wird aber wie das Frauenhaar immer breiter. Seine Breite beträgt drey bis vier Zolle, und die Länge eben ſo viel. Der obere Rand iſt zugerundet, hat Zacken von ungleicher Länge, und in der Mitte einen tiefen Ausſchnitt. Das Blatt ſelber iſt dünne, glatt, meergrün, wird aber im Herbſte rothgelb, hat keine Rippen. Die kleinen am Wipfel des Baumes ſtehenden Zweige tragen kleine mit einer Art vom Mehle beſtaubete Häubchen. Die Frucht iſt rund, oder länglichtrund, gleicht an Geſtalt und Farbe einer Zwetſchke nicht uneben, und wächſt an einem Zoll langen Stiele, der an den Blattflügeln hervor kömmt. Außen iſt ſie uneben und blaßgelb. Ihr Fleiſch iſt weich, voll Saft und ſchmecket herbe. Inwendig in ſolchem liegt, oder hängt vielmehr eine Nuß dermaßen feſt, daß man ſie unmöglich los machen kann, man lege dann die Frucht in Waſſer, und laſſe ſie faulen. Beſagte Nuß trägt den Namen Ginnant, gleicht einer Piſtacie, iſt aber noch einmal ſo groß. Ihr Kern iſt weißlicht, etwas hart, und wird zum Nachtiſche aufgetragen, weil er die Verdauung befördern ſoll. Er wird auch in allerley Speiſen gebrauchet.

Kaja.

Die nordlichen Landſchaften des japoniſchen Reiches haben noch eine andere Gattung Nußbäume aufzuweiſen. Sie trägt den Namen Kaja, und wächſt ſehr hoch. Die Nuß iſt länglicht, und liegt in einem fleiſchigen Marke, das an Geſtalt und Größe einer Arrekanuß gleicht. Sie ſchmecket, wenn ſie dürre geworden iſt, ſehr angenehm, und verwechſelt ihre vorherige zuſammenziehende Eigenſchaft mit der entgegengeſetzeten, indem ſie den Leib öffnet. Das Oel davon iſt am Geſchmacke vom Mandelöle wenig unterſchieden, und wird ſowohl in Speiſen, als zur Arzeney, gebrauchet. Die Kerne werden verbrennet, und der Rauch aufgefangen, weil aus dieſem Ruſſe die beſte Dinte gemachet wird.

Fi.

Fi, oder insgemein Kaja, iſt eine Gattung Eibenbäume, die aber Nüſſe trägt. Sie gehöret unter das Geſchlecht der Kaja, iſt im ganzen Reiche ſehr gemein, wächſt auch ſehr hoch. Die Aeſte wachſen neben einander, breiten ſich auch beynahe in einerley Fläche aus. Die Rinde iſt ſchwärzlich, dick, wohlriechend und ſehr bitter. Das Holz iſt trocken, leicht, und hat wenig Mark. Die Blätter haben keine Stiele, gleichen den Roßmarinblättern ſehr viel, ſind aber weit härter, ſteif; auf der obern Seite ſind ſie dunkelgrün, auf der untern hellgrün, und laufen ſtumpf zu. Die Frucht gleicht der Arrekanuß nicht uneben, wächſt zwiſchen den Blattflügeln, und hängt ohn allen Stiel ſehr feſt daran. Sie kömmt im Anfange des Frühlinges zum Vorſcheine, und reifet zu Ende des Herbſtes. Ihr Fleiſch iſt weich, faſericht, grün, von einem balſamiſchen und einigermaßen zuſammenziehenden Geſchmacke. Inwendig liegt eine eyförmige unten und oben ſpitzige Nuß, mit einer holzichten dünnen zerbrechlichen Schaale. Der Kern hat ein ſüßes ölichtes Weſen; er zieht aber dergeſtalt zuſammen, daß er unmöglich zu eſſen iſt, abſonderlich wenn er alt wird. Hingegen machet man Oel davon, das die Bonzen in der Küche gebrauchen.

Sui.

Sui, insgemein Sſi-No-Ki, iſt eine Buche mit Eichenlaube. Die Blüthe hat ſechs Blätter, und ſteht in einem Kegelbuſche beyſammen. Die Frucht iſt eine Nuß, in Größe einer Haſelnuß, und liegt in einer ſchuppichten mit Stacheln beſetzten Hülſe.

Kas No Ki.

Kás-No-Ki iſt eigentlich die Steineiche, davon es in Japon zwo Gattungen giebt; eine heißt Kotu, insgemein aber Kasjuwa, Boku Soku und Sjirakas; dieſe hat weißes Holz; die andere heißt Reki, insgemein Kunugi, Spira Kunugi, und Akakas; dieſe hat röthlichtes und ſehr hartes Holz.

Der

Bäume und Pflanzen in Japon.

Riitz.

Der **Riitz**, insgemein **Kuri**, iſt der gemeine Caſtanienbaum, und in Japon, abſonderlich aber in der Landſchaft Chicugen, ſehr gemein, da er weit beſſere und größere Früchte trägt, als bey uns. Es giebt allerley Gattungen von dieſem Baume, obgleich der hauptſächlichſte Unterſchied nur in der ungleichen Größe der Caſtanien beſteht.

Sin.

Der **Sin**, insgemein **Faſi Bami** und **Fa** genannt, iſt eine Gattung einer Haſelſtaude mit einer länglichten Frucht und ohne Bärte.

Sarfio.

Sarfio, insgemein **Jus=No=Ri**, das iſt Eiſenbaum genannt, iſt ein ungemein hoher Baum. Seine Blätter ſtehen wechſelsweiſe neben einander, ſind eyrund, ſpitzig, zween Zoll lang, ungleich, hart, dick und ohne Ausſchnitt. Die Frucht hat eine kegelähnliche Geſtalt, und wächſt ohne Stiel an dem Gipfel der jungen Sprößlinge. Nach dem Trocknen wird ſie holzicht, und inwendig gleich einem Gallapfel, wie zerfreſſen. Friſch iſt ſie ziemlich groß, und füllet eine Hand aus. Die Affen freſſen ſie gern, und eben dieſes will der Name Sarfio ſagen.

Ta.

Ta, oder **Sa**, insgemein **Tsja**, iſt ein Obſtbaum, deſſen Aeſte gleich an der Wurzel ohne alle Ordnung herauszutreiben anfangen. Sein Laub gleicht anfänglich den Blättern des **Evonymi**, wird aber mit der Zeit dem Kirſchlaube ähnlich. Die Blüthe iſt von der Feldroſe wenig unterſchieden. Das Saamenfach iſt gleichſam holzicht, öffnet ſich zu ſeiner Zeit, und giebt zwey bis drey Saamenkörner. In jedwedem liegt ein einziger Kern, in Geſtalt einer Caſtanie, iſt auch mit einer ſolchen Schaale eingefaßt, nur aber weit kleiner.

Rjugan.

Rjugan, oder **Djugan**, insgemein **Djugan Nuki**, welches Schlangenauge bedeutet, iſt ein urſprünglich chineſiſches Stäudchen, mit dünnen Aeſten. Das Laub iſt in fünf Lappen zertheilet, die Blüthe iſt unvergleichlich weiß, und gleicht einer Roſe. Die Frucht hängt in Trauben, hat die Größe einer Wallnuß, ein ſchwarzes, weiches, ſüßes Fleiſch, mit einem aſchgrauen, harten, abgeſchmackten Kerne. Hingegen bekömmt das Fleiſch den Japoneſen deſto beſſer; es ſchmecket auch wirklich wie gedörrete Weichſeln in Wein und Zucker gekocht. Es giebt noch zwo Gattungen von dieſem Baume, welche **Roganna** und **Ritsji** heißen.

Küchengewächſe.

Sju, oder Ginſeng.

Sju, oder **Sjin**, insgemein **Nesji**, **Nindſin**, oder **Dſindſom** genannt, iſt eine Art von Gebirgzuckerwurzel. Sie iſt die berufene Ginſeng, die von den Chineſen **Som**, und von den Tatarn Soaſai genennet wird. So lange dieſe Pflanze noch jung iſt, hat ſie nur eine einfache, der Paſtinacken ihrer ähnliche, drey Zoll lange, und eines kleinen Fingers dicke, fleiſchige, weißlichte, zuweilen zwieſelichte, und mit wenig Faſern verſehene Wurzel, welche faſt wie gelbe Paſtinacke riecht, und wie unſere Zuckerwurzel, doch aber angenehmer und ſüßer, obgleich mit einer untermiſchten beynahe unmerklichen Bitterkeit, ſchmecket. Iſt die Pflanze etwa einen Schuh hoch gewachſen: ſo ſchlägt ſie noch eine, oder zwo, der vorigen ähnliche Wurzeln, und wenn ſie ihre völlige Stärke erreichet, noch weit mehrere. Der Stengel wird etwa zween Schuhe hoch, iſt aber nicht einmal ſo dick, als der kleine Finger, rund, wiewohl ungleich; hohlgeſtreift, und mit Knoten beſetzet, woraus die Aeſte wechſelsweiſe gegen einander über wachſen. Die Blattſtiele ſind anderthalb Zoll lang, und bis zur halben Länge tief eingekerbet. Die Blätter haben nicht immer weder einerley Geſtalt noch Größe, ſondern ändern ſich in dieſem Stücke mit dem Alter der Pflanze. Anfänglich ſind ſie rund, einen Zoll lang, und leicht ausgezacket, werden aber nachgehends größer, theilen ſich in verſchiedene Lappen, und gleichen

Bäume und Pflanzen in Japon.

den Blättern der Zuckerwurzel vollkommen. Die Blüthen ſtehen in der Geſtalt eines Schirmes beyſammen, jedwede auf einem eigenen Stiele, ſind weiß, fünfblättericht, und ſo groß, als Coriander. Die Staubſtengelchen ſind kurz, und ſtehen zwiſchen den Kelchblättchen. Der Stengel iſt beynahe gar nicht zu ſehen. Der Saamen gleicht dem Anis. Man zieht dieſe Pflanze zwar zu Meaco, ſie hat aber wenig Kraft. Ihr Vaterland iſt Corea und die Tatarey. Weil ihre hauptſächlichſte Kraft darinnen beſteht, daß ſie die Fleiſchfaſern ſtärket, und den Umlauf der Säfte befördert: ſo wird beynahe gar keine Arzeney oder Herzſtärkung verfertiget, darunter nicht etwas von der Ginſeng käme *m*).

Kofuk.

Kofuk, insgemein **Niſji** und **Jobu Ninſin** genannt, iſt die europäiſche Paſtinacke, gleichwie **Jamma Ninſin** unſere wilde Paſtinacke iſt.

Rüben.

Buſei, insgemein **Aona**, iſt die runde Gartenrübe. **Rei⸗Fuku**, insgemein **Daikon**, iſt der große Meerrettich, davon das gemeine Volk in Japon hauptſächlich lebet. Man ißt ihn ſowohl roh, als gekocht, alt und friſch. Er wird in großer Menge auf dem Felde gebauet. **Farjo** iſt die kleine pyramidenförmige Rübe des **Bauhinus**.

Sadſin.

Sadſin iſt eine wilde Lychnis, mit Nelkenlaube. Der Stengel wächſt etwa einen Schuh hoch, die Blüthe iſt weiß und fünfblättericht. Die Wurzel iſt etwa vier Zoll lang, und hat einen widrigen den Paſtinacken einigermaßen ähnlichen Geſchmack. Einige Betrieger verkaufen ſie für die Ginſeng.

Kekko.

Kekko, insgemein **Kikjoo** und **Kirakoo**, iſt eine Rapunze, eines Ellenbogens lang, mit länglichten ausgezacketen Blättern, einer vier Zoll langen dicken, milchichten Wurzel. Sie wird ihrer großen Kraft wegen, nur die einzige Ginſing ausgenommen, höher, als alle übrigen Kräuter geſchäſzet. Die Bluhmen wachſen oben auf dem Gipfel des Stengels, und bilden gleichſam eine Glocke von anderthalb Zolle im Durchſchnitte, ſind blau, und fünfmal tief eingeſchnitten. Es giebt von dieſer Pflanze dreyerley Gattungen. Eine mit weißen gefülleten Blüthen. Die zweyte hat purpurblaue einfache Bluhmen mit purpurrothen Hohlſtreifen. Zwiſchen dieſen Streifen iſt ſie mit Haaren bewachſen. Sie hat gelblichte Spitzen, und einen blauen haarichten Griffel. Die dritte Gattung trägt gefüllete purpurblaue Bluhmen.

Mondo.

Mondo und **Biakf Mondo**, insgemein **Kiuno Figu**, iſt das Kraut Hundeszahn mit ſechsblätterichter Blüthe in einem Kegelbuſche. Die Wurzel iſt faſericht und zwiebelähnlich. Noch eine andere Hundeszahngattung heißt gleichfalls **Kiuno Fige**, breitet ſich ſehr weit aus, und treibt beſtändig friſche Sprößlinge. Die äußerſten kleinen runden Würzelchen werden mit Zucker eingemachet, und den Kranken gegeben. Die Frucht iſt rund, etwas länglicht, und liegt in einer Hülſe mit zackichtem Rande. Eine andere Gattung heißt **Tomondo**, iſt inſonderheit in der Landſchaft Lexuma gemein, und hat eine dickere Wurzel.

Boofu.

Boofu, ſonſt auch **Foſu** und **Funas Kanna**, iſt das gemeine Liebſtöckchen.

Peterſilien.

Peterſilien giebt es allerley Gattungen. **San Boſu**, insgemein **Jamma Boſu** genannt, iſt der Meerpeterſilien, deſſen Blätter dem Agley gleichen, nur aber etwas fetter ſind. **Nadagi Nadaki** iſt der Waſſerpeterſilien des **Bauhinus**. **Kin**, insgemein **Seri**, iſt der kleine Peterſilien mit Hühnerdarmblättern. **Quaiko** oder **Vikio**, insgemein **Kureno⸗Oinno**, iſt der gemeine Anis. **Sſiro**, insgemein **Tagara⸗Kinfo**, iſt

---

m) Getrocknet und gepülvert. Man nimmt ein oder anderthalb Quentchen auf einmal.

iſt der Gartenſenf. Bansjo, insgemein Toogaras, iſt die gemeine indianiſche Pfefferſtaude.

Doku Quatz.

Doku Quatz, insgemein Dosjen und Udo, iſt eine Jahrſtaude mit einer fetten fleiſchichten Wurzel. Man ißt ſie, ſowohl als die jungen Stengel. Die Blätter ſind einen Schuh lang, und in Lappen vertheilet, die in einem Dreyecke ſtehen. Die Blüthe iſt klein, weißlicht, und hat fünf Blättchen.

Kjoo.

Kjoo, insgemein Sſonja, iſt wilder Ingwer mit breitem Blatte, und heißt auch Fuſi Kami, imgleichen Kureno Faſi Kami. Noch giebt es eine andere Gattung, Djooska, und insgemein Mjoga genannt, welche keinen ſtarken Geſchmack hat, auch ſowohl an Stengel als Blättern dem Schilfe gleicht.

San Djoska.

San Djoska, insgemein Jamma Mjoga, iſt eine Gattung vom Knabenkraute, mit einem Schuh hohen Stengel, ſchmahlem Blatte, und kegelbuſchichten Blüthen. In dem Saamenbehältniſſe, das die Größe einer Erbſe hat, liegt eine große Menge kleiner Saamenkörner.

Tſiwa.

Tſiwa iſt eine Gattung vom Doronico mit knotichter, faſerichter, und übelſchmeckender Wurzel. Ihre Blätter gleichen dem Laube des Grindkrautes; der Stengel iſt kahl, und eine Elle hoch, die Blüthe gelb und wie an der Goldbluhme, der Saame walzenförmicht, etwas hohlgeſtreift, ſilberfarbicht, klein, von einem fettigen und höchſtwidrigen Geſchmacke.

Sco Kuſitz.

Sco Kuſitz, insgemein Kuſaggi, das iſt, Stinkkraut genannt, iſt eine große Staude, hat große wechſelsweiſe ſtehende dem Klettenkraute ähnliche Blätter. Man ißt ſie. Die Blüthe gleicht der Blüthe des wilden Rosmarins (Ledum).

Boſſai.

Boſſai, insgemein Quai, iſt eine Waſſerbinſe, man ißt ihre Wurzel, welche faſericht und voll Knoten iſt.

Siko.

Siko, insgemein Omodaka genannt, iſt die kleine Gattung des Phleos, mit fünf breiten Blättern. Seine Wurzel gleicht der nur vorhergehenden, wird auch gleich ſelbiger gegeſſen.

Kai.

Kai, insgemein Tokoro iſt ein Waldkraut, das ſich um die Bäume windet, und der weißen Stickwurz nicht ungleich ſieht. Die Wurzel gleicht der Ingwerwurzel und wird gegeſſen. Die Blüthe machet einen Kegelbuſch, iſt weiß, ſechsblätterich, ſo groß als Coriander, und hat einen Griffel in der Mitte.

Dſojo.

Dſojo, insgemein Jamma Emo iſt ein Bergkraut, und windet ſich um die Bäume. Die Wurzel wird gegeſſen, iſt dick, lang, fleiſchicht faſericht, und nach Beſchaffenheit des Ortes auch anders geſtaltet. Ihr Laub iſt häuticht, und gleicht dem Laube des Zweyblattes n). Die Blüthe iſt von der Blüthe der Lychnis gar nicht unterſchieden; nur öffnen ſie ſich nicht ſonderlich, ſind ſehr klein, und ſechsblätterich. Eine andere Gattung, Tſukne Imo genannt, trägt Beeren, und der Saame wächſt unter den Blattflügeln.

U, und Spen.

Der U, insgemein Imo und Satai Imo genannt, wächſt an ſumpfichten Orten, iſt eine Gattung des Phleos, und der breitblätterichten großen Art des Bauhinus ähnlich. Seine Wurzel iſt lang, dick, fleiſchicht, faſericht, mit moßähnlichen Sprößlingen.

---

n) Gramen Parnaſſi.

Bäume und Pflanzen in Japon.

gen. Man ißt ſie, ſowohl als den Stengel. Spen iſt eine andere Gattung, davon die Wurzel ebenfalls zum Eſſen tauget.

Gobo.

Der **Gobo**, ſonſt auch **Umma Bufuki** genannt, iſt eigentlich das große Klettenkraut. Man bauet es in Japon in ſchwarzem Boden und ißt die Wurzel, ehe ſie einen Stengel treibt.

Sjooriku.

Sjooriku, insgemein **Jamma Gobo** und **Isjuwo Sikki**, iſt eine wilde Pflanze. Die Wurzel gleicht einer Steckrübe, und wird gegeſſen. Sie riecht und ſchmecket, wie Klettenkraut. Am Laube gleicht ſie dem Grindkraute. Die Blüthe iſt fünfblättericht, weiß, und machet einen Kegelbuſch.

Zwiebeln.

Soo, insgemein **Fitomoſi**, iſt die europäiſche Zwiebel, gleichwie **San**, insgemein **Fir** oder **Ninniku** der gemeine großzwieblichte Lauch iſt. Aber **Kiu**, insgemein **Miirra-Niira** iſt ein geſpaltener Lauch mit Binſenblättern, und **Kei**, insgemein **Oi-Nira**, iſt ein geſpaltener Lauch mit breitem Blatte.

Kio.

Kio, insgemein **Tſiſa**, iſt der gemeine Gartenlactuck, der keine Köpfe bekömmt. Noch giebt es ein Paar andere Gattungen, welche **Kukio** und **Kikio** heißen.

Kantatz.

Kantatz, insgemein **Futſu Kuſa** iſt ein chineſiſcher weißer krauſer Kohl, er wird drey Ellen hoch, und ſchließt ſich ſelten.

Kräuter, Hülſenfrüchte und Mooße.

Bakin.

Bakin, insgemein **Uma Biju** und **Siberi Fiju**, iſt der breitblätterige Gartenportulack. **Fo-Sei**, insgemein **Futſina**, **Tſugumiguſa** und **Tampopo** iſt der Löwenzahn mit breitem Blatte. **Ko**, insgemein **Fuki Sabuki**, iſt die gemeine Peſtilenzwurzel. **Tas**, insgemein **Koki**, bedeutet überhaupt Mooß. **Soo** oder in der gemeinen Sprache **Momubah**, bedeutet Seegras (alba marina) überhaupt. **Si**, insgemein **Naka**, iſt der Feldpfiffer, mit weißem Stiele, flachem und geflecktem Hute. Man ißt ihn. **Tan**, insgemein **Taki**, iſt ebenfalls ein Feldpfiffer, weißlicht und gut zu eſſen, hat einen Hut ohne Ueberzug, ungleichen und öfters gekräuſelten Rand. Noch giebt es einen andern kleineren, davon viel Weſens gemachet wird; ſein Hut iſt auf der unteren Seite ſchwarz. **Sjorto** iſt die japoniſche Trüffel, und wächſt unten an den Tannen. **Bokudſi**, insgemein **Kikuragi** und **Ki-No-Mimi**, iſt ein Feldpfiffer mit ſchwarz und weiß geflecktem Hute, wächſt unten an alten Bäumen. Man ißt ihn. **Si-Fai**, insgemein **Ama Nori** und **Muraſaki**, iſt ein purpurfärbiges Meermooß. Es wächſt auf den Felſen, und wird ſeines harten, hautigen Weſens ungeachtet, dennoch gegeſſen. **Sekiſi**, insgemein **Iwatagi** iſt ein Mooß, das auf den höchſten Felſen wächſt. **Seki Qua**, insgemein **Rokuro-Buto**, und **Tokoro Tenguſa** iſt ein äſtiges und gelblichtes Haarſchilf, wächſt auf den Felſen. Man machet ſowohl in Japon, als in China, eine Art ſpaniſche Nudeln daraus, welche den Namen **Tokororen** tragen. **Toi Sei**, insgemein **Aii-Nori** iſt ein Meergras, gleicht dem Korallenmooße, iſt an vielen Orten geſpalten, und hat ungemein zarte Blätter. **Firomeh**, ſonſt **Kambu** genannt, iſt ein Fucus marinus, hat die Geſtalt einer Lanze, iſt etwa eine Klafter lang, und ausgezacket. Er wächſt auf Felſen, darüber die Seewellen ſchlagen, und ſchwimmt oben auf dem Waſſer. Er wird zubereitet und gegeſſen. **Kaitei**, insgemein **Arame**, iſt gleichfalls ein Fucus von eben ſolcher Geſtalt, als der vorige, nur aber nicht ausgezacket. **Sisjoo**, insgemein **Miru**, iſt ein äſtiges Meermooß, in Geſtalt einer Corallenſtaude. **Roku-Kaku**, insgemein **Ino-Matta** iſt auch ein Mooß, größer, als das vorige, und gleicht einem Hirſchgeweihe.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Rieß und Getreyde.

Come oder Waſi heißt überhaupt Reiß. Es giebt zweyerley Gattungen davon; eine iſt fett, ſehr weiß, und trägt den Namen Ko, insgemein Marzji Gomme, und Urursjine. Die andere Gattung iſt mager, röthlich, und wird Da, insgemein aber Motſi Gomme, und Motſi-No-Jome genennet. Alle Getreydegattungen, abſonderlich die Gerſte, tragen die Benennung Baku, in der gemeinen Sprache aber Muggi und O Muggi. Ko Muggi iſt der Weizen. Jenbaku, insgemein Karas Muggi, iſt der Rocken. Jokui, insgemein Dſudſudama, iſt die Hiobsthräne.

Sioku.

Sioku, insgemein Kibi und Kimmi Kiki, iſt der gemeine gelbe Hirſen. Sjokkuſo, insgemein Too Kibbi, iſt der chineſiſche Hirſen, welcher ſchon vor vielen hundert Jahren nach Japon gebracht worden iſt. Er gleicht an Stamme und Blatte dem Schilfe, und hat gelblichte Körner. Dsjeku, insgemein Awa, iſt eine Gattung vom Fuchsſchwanze, mit einem großen herabhängenden und haarigen Schwanze. Fai, insgemein Fije, iſt dergleichen mit ſchwarzen Körnern, Kjokuſo, insgemein Nan-Bankiwi o), iſt eine Hirſengattung, welche die Portugieſen aus Indien nach Japon brachten. Kjo, insgemein Soba, iſt eine Gattung von Heidekorne, das geſäet wird. Es giebt noch zwo andere Gattungen davon; eine kriecht im Gehölze auf der Erde, und heißt Sjoo, insgemein Jwo-Nome; die andere wächſt im Waſſer, und die Aehre hängt ſich an die Kleider. Man nennet ſie Sui Koo, insgemein Midſu-Soba. Koba, insgemein Gomma, iſt der Seſam, davon das Oel zum Lackiren, in Speiſen, und zur Arzeney gebrauchet wird. Jeiſoku, insgemein Kos, bedeutet den Mahn überhaupt. Wan, insgemein Nora Mame, bedeutet die großen Gartenerbſen mit weißer Blüthe und Frucht. Sandſu, insgemein Sora Mame, iſt die Gartenbohne, mit ſchwärzlichter Frucht. Fen, insgemein Adſi Mame und Kaadſi Mame, ſind die Schminkbohnen; ſie kriechen auf der Erde weit um ſich. Die Blüthen ſind ſchmahl und purpurfärbicht, die Schoten kurz und breit, der Saamen iſt roth und den Kichererbſen ähnlich. Toodſu iſt eine Schminkbohne mit groſſem Blatte, hat Schoten eines Schuhes lang, und von Geſtalt eines Schwerdtes, gleichwie auch ihr Name bedeutet. Die Blüthe iſt weiß mit Purpur vermiſchet, und zween Zoll lang, der Saamen roth, und größer als eine Gartenbohne. Reodſu, iſt ebenfalls eine Schminkbohne; ihre Blüthe hat eine ſchöne Purpurfarbe, die Schote iſt wie bey den Gartenerbſen. Es giebt noch mancherley andere Gattungen dieſer Bohnen, unter andern eine, daraus die Japoneſen einen Brey machen, ihn ſtatt der Butter gebrauchen, auch eine köſtliche Brühe, die man zum Braten aufſetzet, damit bereiten. Der Brey heißt Miſo, und die Brühe Sooju.

Koquan.

Der Koquan, insgemein Nemu-No-Ki, das iſt, ſchlafender Baum genannt, gleicht am Laube der Acacia, hat herabhangende Schoten, und dieſe haben zu ſeiner letzterwähnten Benennung Gelegenheit gegeben.

Quai.

Quai, insgemein Jens und Quai Kaku, iſt ein Baum mit einem ungemein dicken Stamme. Das Laub beſteht aus vier Lappen; die Schoten ſind gliedweiſe abgetheilet. Kämpfer hält ihn für den Tamarindenbaum: er iſt aber in Japon ein ausländiſches Gewächs, wird ſelten gefunden, und trägt beynahe gar nichts.

Sokio.

Sokio iſt ein ſehr hoher Baum. Sein Laub iſt ſehr lang, und in verſchiedene Lappen vertheilet. Seine Aeſte ſind lang und dünne. Er iſt gleich dem vorigen ein

---

o) Das iſt, Hirſen der mitternächtigen Länder.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Ausländer und meiſtens unfruchtbar. Kämpfer hält ihn muthmaßlich für den Caſſienbaum.

Kakusju.

Kakusju, insgemein **Kawara Fiſagi**, oder Adsja, iſt ein Strauch mit Blättern, dergleichen das Klettenkraut hat. Seine Blüthe iſt einblättericht, die Schoten ſind lang und dünne, der Saamen hat die Geſtalt einer Niere, iſt klein, und an beyden Enden mit Haaren bewachſen. Der Strauch hat wenige aber ſehr lange Aeſte. Die Blüthe iſt von blaſſer Farbe und angenehmem Geruche; ihr Griffel verwandelt ſich in eine hängende, runde Schote, von der Dicke eines Haberhalmes. Sie wird abgekocht, und die Brühe gegen die Engbrüſtigkeit getrunken. Das Laub hat auf jeder Seite zwey Oehrchen, wird auf ſchmerzhafte Glieder gelegt, und iſt den Nerven dienlich.

Pflanzen mit ſchönen Bluhmen.

Sjiko.

Sjiko, insgemein **Rintsjo** und **Rantsjoge** genannt, iſt ein Stäudchen zwo Ellen hoch, mit ſpitzigem Laube. Die Blüthe ſteht zu äußerſt an den Aeſten im Schirme. Sie iſt weiß und von ungemein angenehmem Geruche. Es giebt noch eine andere Gattung, welche **Jamma Rinsjo** heißt, aber längere und ſchmählere Blätter faſt wie die Gartennelke hat.

Mokkſei.

Mokkſei iſt ein Baum, wird in den Gärten gepflanzet, und gleicht am Laube dem Kaſtanienbaume. Die Blüthe wächſt an den Blattflügeln, iſt klein, vierblättericht, weißgelb, und riecht wie Jesmin.

Buke.

Buke iſt ein kleiner Strauch mit rother fünfblätterichter Blüthe; er gleicht dem deutſchen Schlehendorne.

Teito.

Teito, in der gemeinen Sprache **Jamma Buki**, iſt eine Waldſtaude, und gleicht dem Geisklee. Die Blüthe iſt gelb, hat fünf, ſechs bis ſieben Blätter, und gleicht dem Hahnenfuße. Noch giebt es eine andere Gattung, mit gelber und gefülleter Blüthe.

Bioru.

Bioru, insgemein **Bijo-Janagi**, iſt eine kleine Weidenart, gleicht, was die Blüthe betrifft, dem Hahnenfuße *p*).

Sini.

Sini oder **Confuſi**, insgemein **Kobus**, iſt ein wilder Baum, in der Größe eines Kirſchbaumes. Seine Aeſte ſind krumm und knorrig. Die Rinde riecht nach Campher; das Laub gleicht dem Laube des Miſpelbaumes. Hingegen die Blüthe, welche zu Anfange des Frühjahres ausſchlägt, iſt eine Art von Tulpen, oder weißen Lilien. Sie hat einen großen kegelförmichten Griffel, um welchen eine große Menge Staubſtengelchen herum ſteht.

Mokwuren.

Mokwuren iſt eine Staude, welche beynahe eben dergleichen Blüthe, als die vorige trägt, nur iſt ſelbige roth.

Tecki Tſyocku.

Tecki Tſyocku, insgemein **Tſutſuſi**, iſt der indianiſche **Ciſtus**, mit dergleichen Laube, als das großbluhmige Ledum alpinum des **Paul Hermanns** hat. Es iſt eine Staude mit einer dunkelgrünen Rinde. Die Blüthe iſt einblättericht, und gleicht der Aſphodellilie. Ihre Farbe iſt nicht allezeit einerley. Es iſt dieſe Staude in Japon ſehr gemein, und dienet nicht nur den Gärten, ſondern auch dem Felde zum Zierrathe. Zuweilen hat ſie eine weiße rothgeſtreifte Blüthe, zuweilen eine blaßviolette, mit dunkeln purpurrothen Flecken, zuweilen eine kleine purpurfärbichte u. ſ. w.

Riuku Tſutſuſi.

Riuku Tſutſuſi iſt eine Pflanze, welche aus den philippiniſchen und Liquejosinſeln nach Japon kam. Sie trägt eine blaßgelbe lilienähnliche Bluhme, mit geraden und dunkelgelb

---

p) Kämpfer giebt folgende Erklärung davon. Androſocmum conſtantinopolitanum, flore maximo Wheleri.

kelgelb geſprengten Kelchblättchen. Noch eine andere Pflanze gleiches Namens hat eine purpurfärbichte, dunkelgefleckte Blüthe.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Jedowaga Tſutſuſi.

Jedogawa Tſutſuſi iſt ein in Japon ſehr berufener Geisklee. Seine Aeſte ſind voll Stacheln. Das Laub iſt mit Haaren bewachſen, und wie ein Speereiſen geſtaltet. Es giebt dergleichen Pflanze mit weißer Blüthe, imgleichen mit purpurrother, und noch einen mit fleiſchfarbener.

Jamma Tſutſuſi.

Jamma Tſutſuſi iſt eine Gattung Geisklee, die auf dem Felde wächſt. Die Blüthe gleicht einer Lilie, iſt aber hoch Leibfarbe, und mit feuerrothen Puncten beſprenget. Es giebt noch eine Gattung mit rothen Puncten, imgleichen eine mit Carmeſinfarbe und dunkelroth beſprengter Blüthe.

Mijamma Tſutſuſi.

Mijamma Tſutſuſi iſt eine Gebirglilie, hat leibfarbichte Blüthe, welche ſowohl vor, als nach dem Laube, in großer Menge zum Vorſcheine kömmt. Eine beſondere Art davon hat purpurfarbichte Blüthen.

Kiriſima Tſutſuſi.

Kiriſima Tſutſuſi iſt ein ſehr belaubter, und ſonderbar beliebter Strauch. Die Bluhme hat eine Scharlachfarbe, und erſcheint im Maymonate dermaßen häufig, daß es ſcheint, als ob der ganze Strauch voll Blut wäre.

To Ken.

To Ken, insgemein Satſuki iſt abermals eine Gattung von Geisklee, von welcher Pflanze man in Japon über hundert Arten findet. Sie trägt Lilien, blühet nur im Herbſte, und mit wenig Bluhmen. Es ſtehen ſolche einzeln, gleichen aber dem ungeachtet einander nicht alle; denn einige ſind ſchöne Leibfarbe, einige blaß ſcharlachfärbicht, andere weiß und gefüllet, noch andere gleichen am Farbe dem feineſten Scharlache, und wieder andere einem blaſſen Purpur.

Sakanandſio.

Sakanandſio iſt gleichfalls ein Strauch mit einer lilienähnlichen Bluhme, nur iſt ſie breiter, und der Strauch ſelbſt ſeltener, als der vorige.

Sa.

Sa oder Sjun, insgemein Tſubakki, iſt ein Strauch mit roſenähnlicher Blüthe. Die Frucht iſt pyramidenförmicht, und hat drey Saamenkörner in ſich. Es giebt einen wilden Sa, welcher nur einfache Bluhmen trägt, und einen Gartenſa, deſſen Bluhme gefüllet und ſchöner, als die vorige iſt. Der Strauch ſelbſt gleicht den Theeſtäudchen.

San Sa.

San Sa, insgemein Jamma Tſubakki, iſt ein großer Strauch mit kurzem Stamme, und dunkelgrüner Rinde. Das Laub gleicht dem Kirſchlaube. Aus den Blattflügeln ſproſſen im Herbſte ein oder zween ſchuppichte Knoſpen, in der Größe einer Flintenkugel hervor, aus welchen eine Bluhme mit ſieben großen hochrothen Blättern in der Geſtalt einer chineſiſchen Roſe ausſchlägt. Auf dem Boden der Blüthe ſteht gleichſam eine Krone, aus welcher mehr als hundert kurze, geſpaltene Staubſtengelchen von blaſſer Leibfarbe mit gelben Spitzen emporragen. Es zeiget dieſe Pflanze, was ihre Bluhme betrifft, mancherley Unterſchied an ſich, indem nicht nur die Farbe derſelbigen ſehr abwechſelt, ſondern auch einige Arten gefüllete, einige nur einfache Blüthen tragen; daher ſie dann verſchiedene Namen bekommen. Diejenige Art, welche Sanſaqua heißt, trägt eine Frucht in der Größe einer Piſtazie. Das Laub wird auf gewiſſe Art zubereitet, und unter den Thee gemiſchet, um ihm einen angenehmern Geruch zu geben. Mit dem Waſſer, darrinnen ſie abgekocht worden, zwagen die Weibesperſonen ihre Haare.

Sijo.

Sijo, insgemein Adſai und Adſiki, iſt ein Waſſerhollunder, mit dergleichen Laube, als die Hortula Malabarica hat, und mit vier bis fünfblätterichten blauen Blüthen, die in einem runden Traubenbuſche beyſammen hängen.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Verſchiedene Arten von Hollunder. Fundan.

Fundan, insgemein **Te-Mariqua** iſt eine Hollundergattung. Ihr Laub iſt runder, als am Waſſerhollunder, mit vielen Aeſtchen durchflochten, und mit einem ausgezackten Rande verſehen. Die Blüthe iſt weiß, fünfblätterricht, und hängt in runden Traubenbüſchen beyſammen. **Rade-Mariqua**, iſt ein ſchmahlblätterichter Hollunder. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe gegen einander über, und ſind ausgezacket. Die Blüthe gleicht der vorhergehenden. **Joro**, insgemein **Utſugi**, iſt gleichfalls eine Hollundergattung, wächſt aber nicht höher; als etwa fünf Schuhe. Die Blüthe ſchlägt zu äußerſt an den Aeſten in großer Menge heraus, und gleicht der Pommeranzenblüthe. Das Laub ſteht paarweiſe, iſt halb eyrund, ſpitzig, und ſehr zart ausgezacket. Aus der Rinde, welche mitten am Baume abgeſchälet wird, machet man ſehr gute Pflaſter. **Fon Utſugi** hat eine ſehr weiße und gefüllete Blüthe. Man zieret die Luſtſtücke damit aus. **Korai Utſugi**, das iſt, der coreiſche Hollunder, hat eben dergleichen Laub, als der Adſai. Zu äußerſt an den Zweigen wachſen lange Stiele heraus, die ſich in fünf Aeſte vertheilen, und das Untertheil einer ungemeinen ſchönen einblätterichten aber fünfmal geſpaltenen Blüthe umfaſſen. Aus ſolcher raget ein Griffel mit einem dicken Hute hervor, um welchen fünf oben in eine Spitze zuſammenlaufende Staubſtengelchen ſtehen. Es hat dieſe Blüthe einen vortrefflichen Geruch; und eine weißlichte mit hochroth vermiſchte Fleiſchfarbe. **Nippon Utſugi** iſt ein Gebirghollunder, mit purpurfarbener und kleinerer Blüthe, als die vorige.

Sibi.

Sibi, insgemein **Fokudſitqua**, **Fakuſinda** und **Fakuſitz**, iſt ein ſehr ſeltener Baum, von der Größe eines Granatenbaumes, knorricht, gelb und eben alſo anzuſehen, als ob er keine Rinde hätte. Die Blüthe ſteht in großen Büſchen zu äußerſt an den Aeſten, iſt ſo groß, als eine Nelke, und fleiſchfarbicht.

Riotsjo.

Riotsjo, insgemein **Nadſen Radſura** und **Nodsjo** iſt ein Strauch, der ſich weit ausbreitet, und eben ſolches Laub, als der Gartenroſenſtrauch hat. Die Bluhme ſpaltet ſich beym Aufblühen in fünf den Roſenblättern ähnliche und ungemein ſchön hochrothe Lefzen.

Kinge und Kos.

Kingo, insgemein **Aſſagawo**; iſt ein Liſot mit großen weißen Blüthen, die ſich des Morgens öffnen, gleichwie hingegen **Kos** und **Kudſi**, insgemein **Firagavo** genannt, eine andere Gattung iſt, die nur des Mittages aufblühet. Sie werden beyde in Gärten gezogen.

Too.

Too, insgemein **Fudſi**, und **Fisji** iſt eine Gartenſtaude, die man um das Gitterwerk und die Luſthäuſer zieht; ſie hat lange Blätter, ohne allen Ausſchnitt, treibt eine große Menge Bluhmen, welche über eine Spanne lang ſind, den ganzen Frühling dauren, und, weil ſie eben alſo wie Weintrauben da hängen, den ſchönſten Anblick von der Welt verurſachen. Sie ſind zweyblätterricht, und ohne Geruch. Eine einige oder doch zwo bis drey ſolche Pflanzen vermögen öfters einen weitläuftigen Platz zu beſchatten, ihre Liebhaber pflegen die Wurzel mit Sacki oder Reißbiere, zu begießen, damit ſie deſto mehr Kräfte bekommen, und Kegelbüſche von drey bis vier Spannen lang treiben ſolle. Man beſuchet dergleichen Orte aus Neugierigkeit, und die Dichter machen ihnen zu Ehren Verſe. Die Farbe der Blüthe iſt entweder ganz weiß oder ganz purpurfarbicht. Noch giebt es einen wilden **Too**, deſſen Blüthe und Laub aber keine ſo große Schönheit zeigen.

Saru Kahe Banna.

Saru Kahe Banna iſt eine Staude mit wenigen aber langen Aeſten, und eben dergleichem Blatte, als das Süßholz hat. Die Blüthe wächſt im Kegelbuſche, iſt gelb,

hat

Bäume und Pflanzen in Japon.

hat fünf Blätter darunter ein rothgeſprengtes und kleineres, als die übrigen, welche kreuzweiſe ſtehen. Die Staubſtengelchen ſind an der Zahl zehn, und haben hochrothe Häuptchen.

Sui Sin Kadſira.

Sui Sin Kadſira iſt das Sinngrün mit gefülleter Bluhme. In Sin Kadſura iſt eine andere Gattung deſſelben mit weißer ſechsblätterichter Blüthe. Die Hälfte vom Kelche iſt purpurroth.

Kin.

Kin, insgemein Mukinge, iſt eine Gattung Gartenpappeln mit purpurblauer einfacher Blüthe. Es giebt auch ein Kin mit gefülleter und blaulichter Bluhme. Fupeo iſt eine Gattung des Heilkrautes mit ſtark gekerbtem Feigenblatte. Ki, insgemein Awoi, iſt die Pappelroſe, davon es mehr als einerley Art giebt.

Fujoo.

Fujoo, eine berühmte Pflanze, iſt die chineſiſche Roſe mit Tageblüthen. Des Morgens iſt ſie hochroth, zu Mittage fällt ſie ins Purpurfärbichte.

Foo.

Foo, insgemein Kiri, iſt ein Baum. Er gleicht, ſo viel die Blüthe betrifft, dem Fingerkraute. Sein Holz iſt leicht, aber dabey feſt, wird zu Schränken und Tiſchchen verarbeitet. Das Laub iſt ſehr groß, wollicht, mit einem Oehrchen an jedweder Seite. Die Blüthe gleicht der Bluhme des Kühmaules, iſt außen purpurblau, inwendig weiß, zween Zoll lang, riecht angenehm, hat fünf ausgekerbte und ſehr artig geſtaltete Lefzen. Der Saamen beſteht in zween einer Mandel an Geſtalt und Größe gleichenden Kernen; man bereitet ein Oel daraus, das zu mancherley Gebrauche dienet. Das Laub von dieſem Baume führen die japoniſchen Dairi im Wapen, und oben darüber drey Blüthenbüſche.

Go Too.

Go Too, insgemein Fi Giri, iſt eine ausländiſche Staude, die aus Corea und den philippiniſchen Inſeln nach Japon kam. Das Laub gleicht dem Weinlaube. Die Blüthe iſt ſehr ſchön, hat einen Zoll im Durchſchnitte und fünf Blätter, die eine Glocke vorſtellen.

Saku Jaku.

Saku Jaku iſt die weibliche blutrothe Pöonie, mit einfacher Blüthe. Botan, iſt die große Pöonie, hat einen geraden holzichten Stengel, äſtige und ungleich ausgefranzte Blätter. Einige haben leibfarbichte und gefüllete Bluhmen, bey andern ſind die Bluhmenblättchen lang, gerade, und wie ein Hahnenkamm geordnet.

Foo Sen.

Foo Sen, oder Kinſu Gua, insgemein Ibara, iſt unſer gemeiner Roſenſtrauch, den die Portugieſen nach Japon brachten. Nur haben ſeine Roſen keinen ſo angenehmen Geruch, als in Europa, und in dem weſtlichen Theile von Aſien.

Kei Quan.

Kei Quan, insgemein Kei Foge, iſt vermuthlich die Amarante oder Tauſendſchön. Die Bluhme zeiget allerley Abwechslungen an ſich. Von der gelben rothgefleckten, mit einem rothgeſtreiften Stengel, wird das meiſte Weſen gemacht.

Jokſan.

Jokſan, insgemein Gibbooſi, iſt eine Schwerdtlilie mit Wegerichblättern. Der Stengel iſt gerade, und etwa einen Schuh hoch. An ſeinem oberſten Ende ſtehen zehn bis zwölf drey Zoll lange Lilienbluhmen, von blaſſer Purpurfarbe. Sie kommen im Frühjahre zum Vorſcheine. Es giebt noch eine andere Gattung mit ſchmahlem Blatte, die im Herbſte blühet.

Ran.

Ran iſt eine Schwerdtlilie mit faſerichter Wurzel, das Blatt gleicht einem Schilfblatte, der Stengel iſt dünn, und die Bluhme wie am Vogelkraute. Es hat dieſe Bluhme fünf Blätter von drey Zollen im Durchſchnitte, weißgelblichter Farbe mit Purpurſtreifen, und riecht ſehr angenehm.

Bäume und Pflanzen in Japon.

No Ran.

No Ran iſt ebenfalls eine Schwerdtlilie mit gelber Bluhme. Der Stengel iſt dick, gerade, und gleich vom Boden an mit Blättern umwunden. Es giebt noch andere, theils purpur- und carmeſinfärbige Gattungen; imgleichen gelbe mit kleinen Bluhmen; gelbe mit einem Purpurſtriche, u. ſ. w. **Furan** iſt gleichfalls eine hiehergehörige Gattung, hat weiße Blüthen, und einen mehlichten Saamen. Die Japoneſen hängen den Stengel und das Laub dieſer Pflanze über die Hausthüre.

Angurek Warna.

Angurek Warna iſt eine Schmarutzerpflanze mit wenigen und ſchilfähnlichen Blättern. Die Bluhme ſteht auf einem dünnen Stengel, und gleicht wegen der Einrichtung ihrer Kelchblättchen einem fliegenden Zweyfalter. Es ſind ihrer ſechſe; jedwedes iſt einen Zoll lang, hat auf jeder Seite einen Purpurſtrich, und eine Menge Puncte von gleicher Farbe.

Katong Ging.

Katong Ging, insgemein **Fuli Lacra**, iſt ebenfalls eine Schmarutzerpflanze, davon die Blüthe einem Scorpion gleicht. Sie riecht wie Muſcus, und hat fünf citronengelbe Blättchen, mit ſchönen Purpurflecken. Jedwedes iſt zween Zolle lang, und ſo breit, als eine Gansfeder. Sie ſind ſteif, dick, zu äußerſt am breiteſten und ein wenig ausgebogen. Das mittelſte ſtrecket ſich in gerader Linie aus, wie ein Scorpionſchwanz. Die vier übrigen krümmen ſich, zwey auf jeder Seite, in Geſtalt eines halben Mondes, und ſtellen die Füße vor. Dem Schwanze gegenüber iſt gleichſam ein kurzer krummer Rüſſel, welcher den Kopf des beſagten Thieres nicht übel abbildet. Das allerſeltſamſte dabey iſt dieſes, daß der Muſcusgeruch ſonſt nirgend, als im äußerſten Ende desjenigen Kelchblättchens, welches den Schwanz vorſtellet, zu finden iſt, und daß die Bluhme, ſo bald man dieſes Blatt abſchneidet, gar keinen Geruch mehr von ſich giebt.

Sekika.

Sekika, insgemein **Kiſinſo**, iſt eine Gattung von ausländiſchem Saniale, und gleicht dem **Cotyledon**, oder Venusnabel. Das Laub ſollte man für das Laub des **Cyclamen**, oder Schweinbrodtes anſehen, und zeiget eine angenehme Abwechslung von allerley Farben. Der Stengel iſt anderthalb Schuhe hoch, trägt unterſchiedliche fünfblätterige Bluhmen, welche die Geſtalt einer fliegenden Weſpe vorſtellen. Sie haben eine carmeſinrothe Farbe.

Sjiroi.

Sjireh, oder **Sjiroi**, iſt eine weiße Lilie mit Blättern, wie die Sumpfringelbluhme hat. Der Stengel iſt dick, und anderthalb Schuh hoch. Die Bluhmen ſtehen, obgleich in geringer Anzahl, oben drauf. Jede hat drey Zoll im Durchſchnitte, und wenig Oeffnung. Die Kelchblättchen ſind ſchmal, und inwendig hochroth getüpfelt.

Mancherley Lilien.

Jamma Oſpiroi

Lilien giebt es allerley Gattungen. **Jamma Oſpiroi** iſt eine wilde. Ihr Laub iſt in drey große Lappen vertheilet, und hat lange hohlgeſtreifte Stiele, die ſich um den Stengel winden. **Biakko**, insgemein **Juri**, iſt unſere *gemeine* weiße Lilie, riecht auch eben alſo. **Sazuri** iſt eine weiße einblätterige in *ſechs* Lefzen vertheilete Lilie. **Kentan**, insgemein **Oni Juri**, das iſt Teufels*lilie*, iſt eine Aſphodellilie, mit dickem und einen Schuh hohem Stengel, einer *ſchönen* Bluhme vier Finger breit im Durchſchnitte, mit purpurrothen Flecken und Hübelchen; ihre Wurzel iſt zwiebelicht, und wird gegeſſen. **Kasbiako**, *insgemein* **Konokko Juri**, hat die Bluhme vom Salomonsſiegel. Ihr Stengel iſt dünne; die Bluhme prächtig, weiß fleiſchfarben, mit blutrothen Flecken gezeichnet, nebſt außen gekrümmten und ſpitzzulaufenden Blättern und einem ſehr langen mit fünf Fäſerchen umgebenen Bluhmengriffel. **Santan**, insgemein **Fime Juri**, iſt eine Lilie,

die

Bäume und Pflanzen in Japon.

die ganz mit Blute befleckt zu ſeyn ſcheint, und deren Stengel mit ſchmalen Blättern, wie Kornähren umgeben iſt. Eine andere Art, Kaiſerkrone genannt, hat eine ſehr kleine blutroth gefleckte Bluhme; eine andere iſt feuerfarben und heißt Fi-Juri.

Seki-Kan.

Seki-Kan, insgemein Sibito Banna, iſt eine Narciſſe mit gelben Bluhmen, ſo glänzend als Gold. Die Zwiebel dieſer Pflanze iſt ein wahrhaftes Gift.

Kui-Symira.

Kui-Symira iſt eine Aſtrodilla, deren Stengel einen Fuß hoch, hohlſtreifſicht und wie eine Aehre mit ſechsblätterichten Bluhmen umgeben iſt, deren Farbe ins Purpurrothe fällt.

Jakan.

Jakan, insgemein Karaſu Oogi und Fi Oogi, iſt eine Pflanze mit einer kleinen, rothen und inwendig wie mit Blut geſprengten Lilienblüthe. Auf den Bergen wächſt eine andere Art davon, Siaga genannt, die eine weiße, doppelte und zuweilen waſſerblaue Bluhme trägt.

Dandoqua.

Dandoqua iſt das große wilde indianiſche Rohr, mit breiten Blättern, deſſen Bluhme glänzend gelb iſt.

Vielerley Iris Sjigoguſa.

Sjigoguſa iſt die gemeine Iris, deren Bluhmen ſehr bunt ſind. Farin, insgemein Buran und Reſo-Kjoſa iſt die weiße Garten-Iris in Deutſchland. Auf den Bergen wächſt eine andere, die eine kleine Bluhme trägt. Ren, insgemein Quanſo und Waſſinguſa iſt die Garten-Iris, mit breiten Blättern, und großen doppelten feuerfarbenen Bluhmen. Kaki-Tſubatta iſt die Garten-Iris, mit doppelten violettnen Bluhmen. Eine andere hat ſchmale Blätter, doppelte und blaue Bluhmen. Eine dritte mit breiten Blättern, deren Bluhmen ultramarinfarbicht mit ſafrangelbgefleckten Spitzen ſind. Fennaſob iſt eine Iris, deren Bluhme purpurroth iſt, und die Siſſibi iſt eine kleine, mit großen doppelten Bluhmen.

Sſiſen.

Sſiſen iſt eine weiße Bergnarciſſe, die eine große Menge Bluhmen treibt. Man hat eine große und kleine Art.

Sen-Sjun.

Sen-Sjun iſt eine gekrönte Lychnis, deren Bluhmen von einem weißlichten Grün ſind, zackichte Blätter und aſchfarbichte Spitzen haben. Eine andere Art hat ganz weiße Bluhmen. Senno iſt eine andere, deren Blätter und Kelch voller kleinen Haare, von blaßblutrother Farbe, die Bluhmenblätter gekräuſelt, und die Spitzen violettfarben ſind. Die Fusji Guro, eine andere Lychnis, die am Stiele gekrönet und mit dunkeln purpurnen Knoten gleichſam beſäet iſt. Ihre Bluhme iſt klein, röthlich, und ihre Bluhmenblätter ſind ganz.

Mokokf.

Mokokf iſt ein Baum mit Telephiumsblättern, und einblätterichter Blüthe, deſſen Frucht der Kirſche gleicht, und deſſen Saame die Geſtalt einer Niere hat. Seine Größe iſt mittelmäßig, ſein Stamm gerade, und ungefähr ſo dick, wie ein Bein. Seine Blätter gleichen des gemeinen Telephiums ſeinen. Seine Blüthen ſind einblätterìcht, in fünf Lofzen getheilet, von blaßgelber Farbe, von einem Nelkengeruche und mit einer großen Menge Fäſerchen verſehen. Die Frucht iſt von der Größe und Geſtalt einer Kirſche, äußerlich weißfleiſchfarben, und hat ein weißes Fleiſch, welches trocken iſt, und ſich leicht zerreiben läßt, ein wenig bitter und herbe ſchmecket.

Kiuſai.

Kiuſai, insgemein Sunnire, iſt die Penſee, die man ihrer drey Farben wegen auch die Dreyfaltigkeitsbluhme nennet.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Sju.

Sju, insgemein Fagi, iſt ein Cytiſus mit purpurfarbenen Anagyriſusbluhmen, die auf kleinen hohlſtreifichten Kegelbüſchen wachſen. Ihre Schoten oder Hülſen ſind ſchmal und ſehr klein.

TſooSju.

Tſoo Sju, insgemein Sſoo Fagi, iſt ein Gartenkraut, einen Ellbogen hoch, wie gemeiner Iſop geſtaltet, und ohne Geruch. Ihre Bluhme iſt ſechsblättericht und purpurfarben.

Viele ſchöne Mutterkräuter.

Rik, Rikf, oder Rikku, insgemein Kamara Jamagi, iſt eine Matricaria, oder ein Mutterkraut, deren es verſchiedene Arten, wilde und gepflegte, giebt. Jamagi heißt Beyfuß. Dieſe Pflanze hat alſo von dem einen und dem andern etwas an ſich. Ihre ſonderbare Schönheit und die Menge ihrer Bluhmen machen den vornehmſten Schmuck der Felder und Gärten aus; und das um ſo vielmehr, weil ſie zu verſchiedenen Zeiten blühen. Die eine heißt No Gikf; das iſt das gemeine europäiſche Mutterkraut, deſſen Bluhme gelb, klein und von vortrefflichem Geruche iſt. Die Keitsjo, insgemein Jomega-Taji iſt eine Waldmatricaria, die den Sommer über bis zum Ende des Herbſtes blühet. Sie hat ein fettichtes langes, ſchmales und etwas ſcharfes Blatt; ihre blaue Bluhme fällt ins Purpurne, und riecht ein wenig; ihr Saame iſt länglicht, dicht zuſammen und mit Haaren bedeckt. Ko-Gikf iſt eine kriechende Waldmatricaria, deren Stengel hart und kurz und die Bluhme klein iſt. Eine andere mit gefüllten goldfarbenen Bluhmen, blühet im Herbſte. Sſo Sjo iſt eine andere Gartenmatricaria mit großen einfachen Blättern, deren Bluhme ins Blaue fällt; eine andere mit gefüllten Bluhmen iſt gelb und roth untereinander. Eine andere eben ſo bunte hat Blätter, die drey Zoll im Durchſchnitte ſind. Eine andere mit wohlriechenden breiten Blättern hat eine goldfarbene Bluhme, die ſehr gefüllt und ohne Geruch iſt, an Größe und Geſtalt gleicht ſie der Provinsroſe, oder dem Centifolio. Eine andere hat weiße Bluhmen von verſchiedener Größe. Eine andere etwas fleiſchfarbene gefüllte Bluhmen, zween Zoll im Durchſchnitte; eine andere purpurrothe Bluhmen; noch eine andere iſt ſehr zweigicht mit ſcharlachrothen Bluhmen; und endlich noch eine mit weißen Bluhmen, deren Spitzen purpurfarben ſind, und mit kleinen gelben Röhrchen zwiſchen den Bluhmenblättern.

Dſio Gikf.

Dſio-Gikf, iſt der peruvianiſche Chryſanthemus Dodonäus, oder Caſpar Bauhins großes indianiſches Helenium.

Sekkikan.

Sekki-Kan iſt eine Staude eine Klafter hoch, deren Blätter, welche die Zweige von einer Weite zur andern einhüllen, ſchmal, lang, dick, unten ſilberfarbicht, hängend und ohne Einſchnitte ſind. Ihre Bluhmen ſind fleiſchfarben und an den Spitzen der Zweige buſchweiſe zuſammen von zehn bis funfzehn, die aus einer gemeinſchaftlichen Hülle kommen. Sie ſind einblätterícht, und in ſieben große Lefzen zerſchnitten. Man hat noch zwo andere Arten, die eine mit weißen, und die andere mit rothen Bluhmen.

Sen-Fuku.

Sen-Fuku, insgemein Ogurenna, iſt ein gelber Aſſer, deren Stengel aſtig, mit Haaren beſetzet und anderthalb Ellen hoch iſt. Ihre Bluhme kömmt der Perſicaria mit Schoten ihrer nahe.

Obai.

Obai, oder Robai iſt eine Art von gefülltem Jaſmin. Sie hat eine braune Rinde, ein ſchwaches Holz voller Mark, und ihre Blätter ſtehen wechſelsweiſe gegen einander über, und endigen ſich mit einer etwas gekrümmten Spitze. Ihre Bluhmen, die im Hornunge vor den Blättern erſcheinen, kommen aus einem ſchuppichten Kelche, ſind blaßgelb und beſtehen aus zweyerley Blättern, wovon die äußerſten ordentlicher weiſe acht an

Bäume und Pflanzen in Japon.

der Zahl, einen halben Zoll lang und eyrund ſind; die inwendigen aber etwas kleiner, von ungleicher Größe, ihrer acht und mehr an der Zahl und mit blutrothen Spitzen geſprengt ſind. Der Geruch der Bluhme iſt wie der Veilchen ihrer; er wird aber in der Länge widrig, und der Geſchmack iſt ſehr unangenehm. Dieſe Staude, von welcher man glaubet, ſie ſey aus China gebracht, iſt ſehr ſchön, ſo, daß man ſie auch ſorgfältig in den Gärten wartet.

Ren u. Feiſo.

Ren, insgemein **Hatſis**, iſt eine in Indien unter dem Namen **Tarate** bekannte Pflanze. Sie iſt das indianiſche **Nenuphar**, und des Proſper Albinus ägyptiſche Bohne. Ihre Stengel ſind außerordentlich lang, und werden gegeſſen. Ihre Wurzel, die auch ſehr lang iſt, breitet ſich in die Queere aus. Sie iſt wie ein Arm dick, mit von einander abgeſonderten fäſerichten Knoten. Dieſe Pflanze wird für heilig gehalten, und ihre Bluhmen dienen, die Altäre aufzuputzen. Die **Feiſo** iſt ein großer **Nenuphar**, deren Blatt ſo ſpitzig, wie ein Spieß iſt.

Somo.

Somo, insgemein **Skimmi**, und vorzugsweiſe **Fanna**, die Bluhme, genannt, iſt ein wilder Baum mit Lorberblättern und Narciſſenblüthen. Seine Rinde iſt würzhaftig. Er iſt ſo groß, wie ein Kirſchbaum, und hat ein rothes, hartes und zerbrechliches Holz. Seine Blätter ſtehen rund herum um kleine Zweige und die Bluhmen am Ende derſelben. Die chineſiſchen und japoniſchen Bonzen ſtecken Büſche von den Blättern dieſes Baumes vor ihre Götzen und auf die Gräber.

Pflanzen von verſchiedener Art. Sjo.

Sjo, insgemein **Maatz**, iſt der allgemeine Name der Fichte. Man hat ihrer verſchiedene Arten, deren Unterſchied in der Anzahl, der Stellung und Geſtalt ihrer Blätter beſteht, und die **Fuſji-Maatz**, **Aka-Maatz**, **O-Maatz**, **Me-Maatz** und **Gojono-Maatz** heißen.

San.

San, insgemein **Sſuji** iſt eine kleine Cypreſſenfichte, welche Harz giebt, und deren Frucht ſchuppicht, von einer ſphäriſchen Geſtalt, und ſo dick, als eine Pflaume iſt. Ihre Saamen ſind dünn, länglicht, hohlſtreificht und braunroth.

Scoſi.

Scoſi, insgemein **Kara-Maatz-Nomi**, iſt ein Lärchenbaum; deſſen Früchte pyramidenförmige Kerne haben. Dieſer Baum läßt im Winter ſeine Blätter fallen.

Moro-Unig.

Moro-Unig, oder **Sonoro-Maatz** iſt ein großer Wacholderbaum, deſſen Beeren denen Sevenbeeren gleichen.

Si-Moro.

Si-Moro iſt ein bärtiger Wacholderbaum, deſſen Bärte ſchuppicht, und die Bluhmen ſafranfarbicht ſind. Seine Beeren gleichen den Sevenbeeren, und ſind vieleckicht. Der **Nanqui-Sſugi** iſt der bermudiſche Wacholderbaum, den man wegen ſeiner Schönheit ſorgfältig wartet. Der **Jempak** iſt ein Wacholderbaum, der wie eine Cypreſſe ausſieht, und einen ſehr ſchlechten Geruch von ſich giebt.

Quai.

Quai, insgemein **Fi-No-Ki**, iſt eine Cypreſſe, voller fettichten, leimichten und würzhaften Saftes, der wie Wacholder riecht. Seine Frucht iſt ſo groß, wie eine Erbſe, mit einem Hübelchen. Unſere gemeine Cypreſſe, die auch in Japon wächſt, giebt daſelbſt von ihren Blättern einen balſamiſchen Geruch; und ihre Frucht enthält fünf Saamenkörner, wie Weizenkörner.

Fa-Ku.

Fa-Ku, insgemein **Kaſiwa**, iſt ein Baum von mittelmäßiger Größe, deſſen Blätter der **Patientia** ihren gleichen. Seine Blüthen ſind weiß, als eine Aehre, und vorn an den Zweigen. Seine Frucht iſt voller ſpitzen Stacheln.

Bäume und Pflanzen in Japon.

San Kakſo.

San⸗Kakſo, iſt eine Oſterlucey, oder **Ariſtolochia**, welche aufwächſt und ſich weit ausbreitet, und deren Bluhme bunt iſt. Eine andere Ariſtolochia iſt der Senninſſo, deſſen Bluhme weiß und vierblätterricht iſt, und wie Mayenblühmchen riecht.

Tſto Meguſa.

Tſto Meguſa iſt eine Hauswurz, oder Jovis barba, mit gelben Bluhmen, deren Blatt ſpitzig iſt.

Tſiſu.

Tſiſu, insgemein **Fawa Kingi**, oder **Niwa⸗Guſa**, oder **Fooki⸗Guſa**, iſt die **Scoparia**, ſonſt Belvedere der Italiener, wovon man in Japon ein daſelbſt berühmtes Arzeneymittel machet.

Fudſi Bakama.

Fudſi Bakama iſt eine kleine Pflanze, dem Eiſenkraute ſehr ähnlich, deſſen Blatt ſie auch hat. Ihr runder purpurfarbener Stengel trägt an ſeinem äußerſten Ende Büſche von kleinen fünfblätterichten Bluhmen, die von weißlichter Purpurfarbe in einem runden und ſchuppichten Kelche eingehüllet ſind. Ihr Saame ſtecket in Winkeln, iſt braun und von ſehr bitterm Geſchmacke. Eine andere Art hat einen weißen Stengel, und weiße Bluhmen.

Ominamisji.

Ominamisji, ſonſt **Sjiro ⸗ Banna**, welches Frauenbluhme heißt, hat dieſen Namen von ihrer Schönheit. Sie gleicht, ihren Blättern nach, dem Eiſenkraute. Ihr runder und hohlgeſtreifter Stengel treibt viele Zweige, die ſich mit Büſcheln von rothen Bluhmen, wie die Hollunderblüthen endigen. Ihr Korn iſt eyrund und ſo groß, wie Anis.

Tobi.

Tobi, insgemein **Taranoo**, iſt eine Pflanze, die wegen ihrer dicken Blätter und ihrer Zweige, die ſich mit Bluhmenähren endigen, und da ſie dicht an dem Stengel liegen, der Bedeutung ihres Namens nach, einem Drachenſchwanze gleichen. Ihre Blätter ſind ſchmal, ungleich gekerbet. Ihre Bluhmen ſind hellblau, wie Röhre geſtaltet, und in vier Lefzen getheilet.

Sitſiſu⸗Sſoo.

Sitſiſu⸗Sſoo, insgemein **Sſuſu⸗Kaki**, iſt ein **Marrubium**, deſſen Stengel gerade, eine Elle hoch, und faſt rund iſt. Seine Bluhme ſind ſo groß, wie des Lavendels ſeine, hellblau und ſehr dicht an einander. Sie wachſen zwiſchen den Blättern hervor. Eine andere Pflanze gleiches Namens riecht wie Anis, und ihr Saame ſchmecket auch ſo. Ihr Stengel iſt viereckicht, die Bluhme purpurfarbicht, wie ein Röhrchen geſtaltet, und das Blatt geht ſpitzig aus, wie ein Meliſſenblatt.

Tſioſiguſa.

Tſioſiguſa iſt eine Verbena, oder Eiſenkraut, deſſen Bluhmen, wie eine Aehre ſehr dicht und der Salvey ihren ähnlich ſind.

Verſchiedene Arten von Epheu.

Tsjoo, insgemein **Tſta**, iſt ein Epheu, der aufſteigt und ſich weit ausbreitet. Seine Blätter, die dem Weinlaube gleichen, fallen jährlich ab. Seine Beeren ſind länglicht und fleiſchicht. **Fotogi⸗Tſta** iſt der gemeine Epheu, welcher Beeren trägt. **Jn⸗Sſta** iſt der Steinepheu, welcher deswegen ſo genannt wird, weil er ſich an den Steinen hält. Seine Wurzel iſt holzicht, und ſeine Blätter gleichen der Hederæ nummulariæ, oder Pfenningähnlichen Epheue. Er bleibt ſtets grün. **Tſta⸗Mongira** iſt ein Epheu, der auf der Erde kriecht, und deſſen Blätter dem kleinen Pfenningkraute gleichen. **Sakuſetz**, insgemein **Kakidoro**, iſt eine kriechende Pflanze, die dem Epheu ſehr gleicht. Ihre Bluhmen wachſen unter den Blättern, von unten am Stengel. Sie ſind purpurfarben und ſechsblätterricht. Der Saamen iſt rund, ein wenig platt.

Sju⸗

Bäume und Pflanzen in Japon.

Sjukaido.

Sjukaido iſt eine Art von Sauerampfer, eine Elle hoch, und von ſehr ſcharfem Geſchmacke. Sein Stengel iſt fetticht, zweigicht und knoticht. Seine Blätter ſind dick und zart gekerbet. Seine Bluhmen ſind vierblättericht, fleiſchfarben und von einem ſonderbar vortrefflichen Baue, wie Kämpfer ſaget.

Saſjo.

Saſjo, insgemein **Katabami**, iſt die dodonnäiſche Alleluja mit gelben Bluhmen. **Koo-Seki**, insgemein **Skiguſa**, iſt eine Art von **Ephemerum**, mit Mayenblühmchenblättern, deren Bluhme blau iſt und der Dreyfaltigkeitsbluhme gleicht; ſie iſt aber viel erhabener und den Schmetterlingsflügeln gleich. Ihre Blätter haben keine Stiele. Ihre Bluhmen brauchet man, die blaue Farbe zu machen, die man **Ultramarin** nennet, indem man ſie mit der Kleye vom Reiße vermenget, der angefeuchtet wird. Man drücket darauf den Saft aus dieſer Maſſe, und tunket ein ſauberes Papier hinein, welches man trocken werden läßt, wenn es wohl durchzogen iſt. Man wiederholet ſolches vielmals, und dieſes Papier dienet alsdann zur Farbe.

Fakkona-kſa.

Fakkona Kſa iſt eine berühmte Capillaria, welche auf dem Berge **Fakkona** wächſt, und zu Arzeneyen gebrauchet wird. Sie hat Corianderblätter.

Sin-Sioos.

Sin-Sioos, insgemein **Firu-Muſiro**, iſt eine Waſſerähre mit Thallilienblättern.

Fibi.

Fibi iſt eigentlich die kleine ſcharfe **Lonchytis**. Man hat aber noch eine andere mit krauſen Polypodienblättern.

Dsjemmai.

Dsjemmai iſt eine Phyllitis mit zweigichten Blättern, deren Wurzel man ißt.

Secki-Ji.

Secki-Ji, insgemein **Jawanokawa**, iſt eine ſteinichte **Hermionite**, mit einem ſchlechten, länglichten, ziemlich großem Blatte, das an der Wurzel ſehr breit iſt, und ſich hernach zuſammenzieht, da es die Geſtalt eines Spießes bekömmt.

Tsjo.

Tsjo, insgemein **Sjiro**, iſt ein weißer Hanf, oder vielmehr nichts anders, als die große gemeine Neſſel, die im Frühlinge blühet. Ihr Stengel aber hat Fäden, die Zeug daraus zu machen dienen. Der Saame iſt von einem ſehr ſcharfen Geſchmacke, und man zieht ein beizendes Oel heraus.

Rio.

Rio, insgemein **Tade**, iſt die ſcharfe und brennende **Perſicaria**, ſonſt **Curage** genannt, oder **Waſſerpfeffer**. Ihre Blätter dienen den Japonern ſtatt des Pfeffers.

Koo.

Koo, **Ke-Tade** und **Inu-Tade**, iſt eine andere **Perſicaria**, deren Stengel mit Haaren verſehen, vier Fuß hoch, nach Gelenken oder Schüſſen abgeſetzet, und an der Spitze in viele Kegelbüſche von leibfarbenen Blühmen abgetheilet iſt. Ihr Blatt iſt groß, geht ſpitzig aus, und hat keine Einſchnitte.

Kecquan-Mokf.

Kecquan-Mokf, insgemein **Kaide**, iſt ein Ahornbaum, deſſen Blätter klein, und purpurfarben und gelb gemiſcht ſind.

Sco, japaniſcher Pfeffer.

Sco und Sansjo, insgemein **Naru-Fatſi-Kami**, oder **Kawa-Faſi-Kami**, iſt eigentlich der japaniſche Pfefferbaum. Dieſe berühmte Staude wächſt etwa zwo Toiſen hoch. Ihre Rinde iſt tannenfarbicht, mit Hübelchen und einigen Spitzen einen halben Zoll lang, verſehen. Ihr Holz iſt ſchwach, leicht und ſehr markicht. Ihre Blätter, deren Stiel ſehr kurz iſt, ſind wie Flügel, eins gegen das andere über, vier bis fünf Queer Finger breit, zum Theile wie der Eſche ihre, länglichrund von einem angenehmen Grüne, mit einem etwas gekerbten Rande, und einer zarten Ribbe, welche länge lang von einem Ende zum andern geht. Ihre Bluhmen, die zwiſchen den Blättern, und zu

Ende

Bäume und Pflanzen in Japon.

Ende der kleinen Zweige wachſen, haben ſieben bis acht Kelchblättchen und eben ſo viele Staubſtengelchen, deren Knöpfchen rund und gelb ſind. Die Bluhmen ſind auch faſt rund, und ſo groß, wie ein Corianderkorn. Wenn die Blüthe abgefallen iſt: ſo ſieht man ein oder zwey Saamenbehältniſſe, von der Größe eines Pfefferkorns, die häutig und voller kleinen Hübelchen, bey ihrer Reife röthlich und hart ſind, und ſich eröffnen, um einen einzigen eyrunden, etwas harten, mit einer ſchwarzen und glänzenden Haut bedeckten Saamen von der Größe eines Cardamomenkornes heraus zu geben, welcher nach nichts ſchmecket, aber nur ein wenig hitzig iſt. Dieſe Staude hat in allen ihren Theilen, vornehmlich aber in ihrer Rinde, ihren Blättern und ihrer Frucht einen Pfeffergeſchmack, und iſt ſo hitzig und würzhaft, wie die Bertramwurzel. Ihre neuen Blätter, ihre trockne Rinde, und vornehmlich ihre Saamenhülſen werden ſtatt des Pfeffers und Ingwers bey den Speiſen gebrauchet. Die Aerzte zerſtoßen die Blätter, vermengen ſie mit Reißmehle, und machen ein zertheilendes Pflaſter für die von ſchmerzhaften Flüſſen angegriffenen Theile daraus. Man findet ein Sjo, oder wildes Sansjo, welches faſt eben die Kräfte hat.

Baibokf.

Baibokf, insgemein **Fuſi**, iſt ein gebirgiſcher Baum, welcher große und ſchöne Blätter hat. Seine Bluhmen ſind klein, weiß, fünfblätterícht, und an den Spitzen der Zweige zuſammen wie Aehren in coniſcher Geſtalt. Seine Blätter bekommen Auswüchſe, die den Japonern ſtatt der Galläpfel dienen.

Sjo Ri.

Sjo Ri, insgemein **Kandſi Kanſi**, iſt der Maulbeerbaum, woraus man das Papier machet, und den man in der Naturgeſchichte von Japon nebſt dem **Kadſi Kadſira** ſchon beſchrieben hat.

Kioh.

Kioh, insgemein **Dara**, iſt eine große wilde Staude voller Stacheln, deren Blätter groß ſind, ſpitzig ausgehen, und zart gezacket ſind. Ihre Bluhmen ſind weißlicht, fünfblätterícht, und ſtehen Doldenweis. Ihr Saame gleicht dem Leinſaamen.

Asjebo.

Asjebo iſt eine andere Staude, eine Elle hoch, deren Zweige ſehr biegſam, die Blätter ſchmal, ohne Einſchnitt, von einem bittern Geſchmacke und verſtopfend ſind. Ein abgekochtes Waſſer von ihr tödtet die Fliegen und die Würmer. Ihre Bluhmen ſind einblätterícht und ſehr weiß.

Ibutta und andere kleine Pflanzen.

Ibutta iſt eine Staude, welche das Anſehen und Blätter von einem wilden Pflaumenbaume hat; die Bluhme iſt weiß, und der **Trocſne** ihrer gleich. **Takuſitſu**, insgemein **Toraiguſa**, iſt die kleine gemeine Ejule. **Fan-Ru**, insgemein **Fa-Kobi**, iſt die gemeine Morgeline, oder Hühnerbiß. **Mundo**, insgemein **Jamaſuje**, iſt die gemeine Bentite. **Rakko**, insgemein **Urſu Boguſa**, iſt die große Brunelle, ohne Einſchnitt. **Gai**, insgemein **Jamogi**, iſt der große gemeine Beyfuß, der in der Jugend **Futz** heißt, und deſſen Blätter zur Moxa dienen, die man bereits beſchrieben hat. **Koo** iſt der Beyfuß mit kleinen Blättern. **Intsjin**, insgemein **Fki-Jamogi**, iſt das Abrotanum, oder die männliche Feldaurora. **Ba**, insgemein **Aſa**, iſt ein Hanf, welcher geſäet wird. **Ree** iſt eine Wieſendieſtel mit breiten Blättern. **Rei**, insgemein **Akaſa**, iſt die Wald-Acroche, mit großen Einſchnitten. **Sei**, insgemein **Nadnuſa**, iſt das Täſchelkraut (Tabouret), deſſen Blätter ebenfalls ſehr zerſchnitten ſind.

Japoniſche Palmen.

Teſſio, insgemein **Sotitz** und **Sodetz**, iſt eine Gattung von Palmen, woraus man den **Sagu** machet. Man giebt vor, die Feuchtigkeit thue an ſeinem Holze eben das, was das Feuer an dem Pergamente thue; man lege an ſeinen Fuß Feilſtaub ſtatt des Düngers, und wenn einer von ſeinen Zweigen abbreche, ſo hefte man ihn mit einem Nagel

Bäume und Pflanzen in Japon.

gel wiederum an, damit er fortwachſe. Der **Sjuro**, oder **Sodio** kömmt dem malabariſchen gebirgichten Palmbaume ſehr nahe: er iſt aber in Japon unfruchtbar. **Soo-Tſiku** iſt eine kleine Art davon, deren Blätter ſpitzig, wie Schilf ſind.

Tſiku.

Tſiku, insgemein **Tacke** und **Fatsku**, iſt das Rohr, welches in Indien Bambu heißt. Man ſieht in Japon ſehr großes, welches viele Jahrhunderte gedauert zu haben ſcheint. Es dienet, wie in den meiſten Morgenländern, Hausgeräthe und ſo gar Wände daraus zu machen. Die jungen Sproſſen ſeiner Wurzeln werden mit Weineßige, Salze, Knoblauche und Pfeffer eingemacht. Man hat über dieſes bemerket, daß dieſe Wurzeln in der Provinz Oomi ſehr ſchön ſind, und daß man die ſchönen Spazierſtäbe daraus machet, die wir unter dem Namen der Rottang kennen.

Mancherley Rohr.

Kotſiku, insgemein **Najo Dacke**, iſt das bittere Rohr in Indien, welches eine Art von Staude machet. Die Bitterkeit iſt in der Wurzel. Das **Futſiku**, insgemein **Futamma Tacke**, das iſt, das geſpaltene Rohr, iſt eine Staude, deſſen Stengel zwo Gabeln machet. Das **Sſi-Tſiku** iſt auch noch ein Rohr, welches als eine Staude wächſt, und deſſen Stengel ſchwarzpurpurfarben, dünn und voll iſt. Seine Blätter ſind breit, kurz, hängend und gefalten. **Kaanſia**, insgemein **Satto Dacke**, iſt ein Zuckerrohr, welches in Japon ſelten iſt, und nur von Neugierigen gebauet wird. Das **Dſo**, insgemein **Saſa**, iſt ein kleines niedriges Rohr mit ſchmalen Blättern; oder vielmehr eine kleine Staude mit Rohrblättern. **Come-Saſa** iſt eine andere Art, deren Blätter hohlſtreificht und breiter ſind. **Fackona-Saſa** iſt dergleichen, nur mit dem Unterſchiede, daß deren Blätter einen ſehr ſchönen weißen Rand und eben dergleichen Ribbe in der Mitte haben. **Fuku**, insgemein **Tſikkuſitz**, iſt ein kleines zweigichtes Rohr, wie eine Staude, wovon es vielerley Arten giebt.

Binſen.

Das **J**, insgemein **Aſſi** und **Juſſi**, iſt der gemeine Binſen in den japoniſchen Sümpfen. Seine Blätter ſind breit, ſeine Halme feſt, und Kämpfer glaubet, daß man Schreibpinſel daraus machet. **Fo**, insgemein **Kamena**, iſt der **Sumpfſouchet**, oder das Cypergras. **Kin**, insgemein **Sikiſo**, iſt eine Art von dünnem, glattem, langem Binſen, den man in den feuchten Ebenen nach Art des Reiſes bauet, um Matten daraus zu machen, welche zur Bedeckung des Eſtriches der Zimmer dienen. Der **Sju** iſt ein Sumpfbinſen mit Lilienbluhmen, den man ſeiner Schönheit wegen in den Gärten hat. Man hat deren dreyerley Arten, die nur in der Größe der Blätter von einander unterſchieden ſind. **Setz**, insgemein **Suge**, iſt ein Sumpfkraut mit kurzen und ſtarren Binſenblättern. Man bleicht es, um ſehr ſchöne Hüte daraus zu machen, womit ſich die Frauensperſonen beym Spazierengehen den Kopf bedecken.

Nenuphar.

Kjoo, insgemein **Aſaſa**, iſt eine Art von Seebluhmen, **Nymphäa**, oder **Nenuphar** mit Thorablättern. **Ken**, insgemein **Midſubaki**, iſt eine andere Art davon mit Populagoblättern. **Fe**, insgemein **Ukinguſa**, iſt die gemeine Waſſerlinſe. Man hat noch eine andere Art davon mit viereckichten Blättern.

Wanhom, eine Art von Plantanen.

Wanhom iſt eine ſiamiſche Pflanze, womit Kämpfer Japon bereichert zu haben glaubet, und die er wenigſtens mit gutem Erfolge daſelbſt zog. Es iſt eine Art von Plantain, deren Bluhme weiß, ſechsblättericht, und der Orchis ihrer gleich iſt, die aber nicht lange dauert. Man ſchreibt ihrer Wurzel die Kraft zu, die hypochondriſchen Beſchwerungen zu heben, den Magen zu erhitzen, die Winde zu vertreiben, das Schneiden zu ſtillen, die Eingeweide und nervichten Theile zu ſtärken. Bey den Siamern heißt ſie **Wanhom** und wird fleißig gebauet: die Ausländer aber nennen ſie **Kantsjoor**.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Wohlriechende Bäume.

Sinkoo, insgemein **Kawo-Riki** iſt ein wohlriechender Baum, welchen Kämpfer für den **Aquila** oder das Adlerholz, eine Art von Aloe hält, und wovon er glaubet, daß es die harzigſten Stücke und folglich diejenigen ſind, die am meiſten Geruch haben, denen man den Namen **Calamba** giebt. Sein Stamm, ſaget er, iſt eine Elle hoch, gerade, dünn, angenehm grün, von unten auf mit Blättern verſehen, mit Haaren bedeckt, und theilet er ſich in zween Zweige. Seine Blätter wachſen einzeln, einen Zoll breit von einander, gleichen den Pfirſichblättern, haben auf jeder Seite ein glänzendes und lebhaftes Grün, und ſind ohne Einſchnitte; doch geht auf dem Rücken eine ſtarke Nerve länge lang mitten hindurch, die auf beyden Seiten eine Menge kleiner zarten und faſt unmerklichen Aeſtchen decket. Dieſe Beſchreibung iſt um ſo viel wichtiger, weil man nur eine unvollkommene Kenntniß von dieſem Baume hatte. Man wußte nur, wie Kämpfer anmerket, daß er ſich bloß an den entfernteſten Orten der Gehölze und Gebirge befand. Nach der Japoner und Siamer Berichte erlanget er den Geruch, der ihn ſo koſtbar machet, nicht eher, als wenn er ganz alt iſt.

Sindant. **Sindant**, insgemein **Tauko** und **Bjaddon** iſt der japoniſche Sandelbaum. Er findet ſich nur auf den höchſten Gebirgen von Bungo. Baſo. **Baſo**, welcher der **Muſa** iſt, den die Indianer Piſang nennen, iſt in Japon ſelten und unfruchtbar. Tobe. **Tobe** oder **Karakatz** iſt der Araber **Sumach**, und Bauhins **Roux** oder **Rhus** mit Ulmenblättern. **Tambre-Noki** iſt ein wilder Lorbeerbaum, von der Größe des Campherbaumes. Von ſeinen Beeren, die von dunkler Purpurfarbe und größer, als eine Erbſe ſind, machet man ein Oel zu den Lampen. Die Rinde gepülvert und mit Gewürze vermenget, dienet kleine wohlriechende Stäbe daraus zu machen, die man **Sencos** nennet. Die Prieſter verbrennen ſolche auf den Altären ihrer Götter; und die Wundärzte, die das Brennmittel Moxa anwenden, brauchen ſie, um ſolches in Brand zu bringen.

Tamu-No-Ki. **Tamu-No-Ki** iſt ein Baum, deſſen Blätter gerade, dicht zuſammen und von einer wunderlichen Schönheit ſind. Seine Blätter ſind zwey und zwey, trocken, länglich, ſpitzig an beyden Enden, von einem glänzenden Grüne auf der einen Seite und einem weißlichten auf der andern. Seine Bluhmen ſind ſechsblättericht, von einem gelblichen Grüne, und ſtehen auf einem ſechsfach eingeſchnittenen Kelche.

Taabi. **Taabi** iſt ein Baum, deſſen Blätter groß, zackigt und die Zweige mit einer drey Zoll langen Bluhmenähre, verſehen ſind, an deren Spitze viele Schoten ſind.

Too Sei. **Too Sei** iſt ein Baum von mittelmäßiger Größe, deſſen Zweige ſehr gekrümmt und mit länglich runden, rauhen Blättern ohne Einſchnitt wohl verſehen ſind. Man zerſtößt ſeine Rinde, um Leim daraus zu machen.

Taamo-Sjibatta. **Taamo Sjibatta** iſt eine Staude, deren Bluhme wie eine Lilie geſtaltet iſt, und deren Blätter den Lorbeerblättern gleichen.

Mame. **Mame** oder **Mamclos** iſt eine Staude, deren Aeſte lang und gerade ſind, das Holz hart aber leicht, gelblich und voller Mark iſt. Seine Blätter gleichen des Kirſchbaumes ſeinen. Seine Blüthen ſind weiß, hängend, ohne Stiele, gemeiniglich von acht Kelchblättchen, die in Geſtalt einer Glocke vereiniget und von ungleicher Länge ſind.

Rengjo. **Rengjo** iſt eine Staude, die von unten auf Zweige treibt, und deren Rinde voller Beulen iſt. Ihre Bluhmen ſind gelb, zart, wie Glocken geſtaltet, bis über die Mitte eingeſchnitten, und inwendig roth geſtralet.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Ko-Gommi.

Ko-Gommi iſt eine andere Staude, die nicht über eine Klafter hoch iſt, deren Blätter ſchmal und grünſpanfarbicht, die Bluhmen weiß, ohne Geruch, fünfblätterricht in einem Buſche zuſammen und mit fünf oder ſechs kleinen Blätterchen umgeben iſt. **Ko-Gommi Sakira** iſt eine Art davon, deren Bluhme weiß und voll gleich einem ſchönen Maßliebchen iſt.

Jo.

Jo, insgemein **Janangs**, iſt eine Art von Buche, die zum Kuffermachen dienet, nicht viel von einer, **Mids-Janaji** genannt, unterſchieden.

Rju.

Rju, insgemein **Aukaji**, iſt ein Baum, der wenigſtens den Blättern nach, der Weide nahe kömmt. **Kawa-Janogi** iſt eine kleine ſchwärzliche Weide, deren Kätzchen mit einem weichhaarichten Weſen verſehen ſind, welches den Japonern zur Wolle dienet. **Kuro-Nosji** iſt eine Bergſtaude, mannshoch, die aber wenig Zweige und Weidenblätter hat. Ihre Bluhmen ſind klein, fünfblätterricht und von einem mit Gelb vermiſchten Grüne.

Boi.

Boi, insgemein **Awu-Kadſira**, iſt ein großer unfruchtbarer Epheu. **Fritori-Kſa** iſt ein gebirgichter Erdepheu mit inwendig gefleckten Bluhmen. **Teka-Kadſura** iſt ein anderer mit einem länglichten dunkelgrünen Blatte. Er gleicht dem Baumepheu.

Magubi.

Magubi iſt eine ſehr hohe Staude mit Knoten verſehen, deren Rinde von einem glänzenden Grüne iſt. Ihre Blätter wachſen drey und drey.

Gube.

Gube iſt ein ſehr hohes Kraut, deſſen Zweige ſchwach, kaſtanienbraun und die Blätter in fünf Abſätze getheilet ſind. Seine Bluhmen ſind auf Dolden (en ombelle) fünfblätterricht und weißgrünlicht. **Uno-Fanna**, eine große Staude, welche der Syringa gleicht, hat büſchelweiſe Blüthen, welche fünfblätterricht, ein wenig riechend, ohne Fädchen und Griffel ſind. **Bantus** iſt eine Art von Jasmin mit gekerbten Blättern, deſſen Bluhmen in Aehren, gelb und dreyblätterricht ſind.

Uno-Fanna.

Bantus.

Nonigi.

Nonigi iſt der große Erdrauch, mit einer hohlen Wurzel und blauen Bluhme. **Keman-Sſo** oder **Narni** iſt ein Kraut von einem Fuße hoch, deſſen Blätter der Ackley ihren gleichen. Ihre Bluhmen ſind incarnat von zwoen Arten von Kappen gebildet, die ſich mit einer langen gekrümmten Spitze endigen, und einen hohlſtreifichten kegelförmichten Körper enthalten, der mit einem Griffel und ſechs Staubſtengelchen verſehen iſt.

Keman-Sſo.

Seki-Tſiku.

Seki-Tſiku iſt eine einfache Nelke mit großen Bluhmen. **Fooſen** oder **Kin-Soqua** iſt Rais vortreffliche **Peruviana** mit weißen und rothen Bluhmen.

Fooſen.

Koogua.

Koogua, insgemein **Kurenei** und **Benino-Fanna**, genannt, iſt ein Kraut mit langem Stengel und großen Blättern, aus welchen man die blaue Farbe nimmt.

Reisjun.

Reisjun, insgemein **Bidſinſoo**, iſt eine Art von Lychnis, die etwas von Mohn an ſich hat, deſſen Kopf ſie auch hat. Ihre Bluhme iſt einfach und blau, aber ſo ſchön, daß man ſie in Käſtchen aufhebet. **Neko-Fanna** iſt eine Anemonenart, deren Blätter von außen haaricht und dunkelroth ſind.

Neko-Fanna.

Kibjo.

Jamma Kibjo iſt eine Pflanze, die der Gentiana gleicht. Ihre Stengel ſind weiß mit Grün vermiſcht. Ihre Bluhmen ſind wie Röhre geſtaltet, anderthalb Zoll lang, von außen blau, und inwendig weiß, mit blauen Strichen. Sie ſchließen ſich bey der Sonnen Untergange, und thun ſich bey ihrem Aufgange wiederum auf. **Furine** iſt ein blauer **Knicus**, den man auf dem Felde bauet, weil deſſen Bluhme zum Färben dienet.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Sſo. Dſin.

Sſo, insgemein **Naraje** und **Sjako-Guſa** genannt, iſt eine Art von großem **Baſilicum**. **Dſin**, insgemein **Je** und **Fakkuſo**, iſt eine andere Art, deren Saame ein berühmtes Oel giebt, **Jene-Abra** genannt.

Sun-Giku. Goſitz. Jotei. Tenka. Sen. Sjaden. Andere Pflanzen.

Sun-Giku iſt eine Art von coreiſchem Mutterkraute, deſſen Bluhme gefüllt und ſehr ſchön iſt. **Goſitz** iſt ein **Thlaspi**, deſſen Blätter einander gegen über ſtehen und ohne Einſchnitte ſind. Der **Jotei** iſt eine andere Art davon, welche Blätter wie die **Patientia** hat, und deren Stengel, wie der vorhergehenden ihre, mit Capſeln verſehen ſind. **Tenka**, gemeiniglich **Kona-Subbi**, iſt die Gartenmorelle. **Sen** iſt ein Kraut, einen Fuß hoch, voller Aeſte, und nach der Erde geneigt, deſſen Blätter der **Numularia** gleichen und zum Färben dienen. **Sjaden** iſt ein großer Wegerich mit breiten Blättern; wie der **Sanſoo** mit geſternten Blättern und der **Kawa-Sſobu** mit ſchmalen und einen Fuß langen Irisblättern, mit einer vier Finger langen Aehre.

Ketz. Sinqua. Doki. Keiſon-Kuſa. Kimpaku.

Ketz, insgemein **Waribi**, iſt das Farrenkraut, deſſen junge Stengel man in Japon ißt. **Sinqua**, insgemein **Jkinguſa**, iſt die gemeine Waſſeraloe, (Stratiotes), die in Töpfen wächſt. **Doki** iſt ein hohlſtreifichter Aron, deſſen Blätter wie Finger geſtaltet ſind. **Koganneguſa** iſt ein **Alleluja**, deſſen Stengel dünne und zweigicht, die Blätter gewunden und mit Haaren bedeckt ſind. **Keiſon-Kuſa** iſt eine **Hermionite** mit ſehr kleinen am Rande geflammten und ſpitzzackichten Blättern. **Kimpaku**, insgemein **Jwagoki**, und **Jwaſiba**, iſt ein Felſenmooß, dem Heidekraute gleich. **Matſebutz** iſt eine große kriechende und ſtraubichte **Piloſella** (Mäuſeöhrchen), woraus die Japoner eine Art Zeug machen, **Butz** genannt.

Indianiſche Vogelneſter.

Endlich belehret uns Kämpfer auch, daß die japoniſchen Vogelneſter, aus denen man ſo viel Werkes bey den Speiſen machet, und die daſelbſt **Jenwa** oder **Joniku**, insgemein **Jens** heißen, das Werk der Meerſchwalben ſind und aus denen **Holothuries** oder **Fiſchpflanzen** beſtehen, die auf dem Waſſer ſchwimmen. Er meldet nichts von den Cedern, ob man gleich aus ſeinem eigenen Zeugniſſe, wie aus aller andern Reiſenden ihrem weis, daß ſie in Japon überflüßig ſind. Er ſetzet aber überhaupt hinzu, daß ſich außer denen Pflanzen, die er genannt hat, noch viele andere daſelbſt befinden, und daß ihrer wenige darunter ſind, deren Wurzeln, Blätter, Bluhmen oder Früchte den Einwohnern nicht zur Nahrung dienen.

Geographiſches Verzeichniß

der in dieſem Bande vorkommenden Länder, Inſeln, Städte und anderer Oerter.

Erklärung

der abgekürzten Wörter.

B. bedeutet Bay; Bg. Berg; Bt. Bucht; Bgw. Bergwerk; C. Canal; Col. Colonie; Df. Dorf; E. Eyland; F. Fort, Feſtung; Fl. Fluß; Fn. Flecken; Gb. Gebirge; H. Hafen; Hg. Hügel; J. Inſel; K. Küſte; Kl. Klippe; Klr. Kloſter; Kr. Königreich; L. Land; Lz. Landzunge; Mb. Meerbuſen; ME. Meerenge; Rh. Rhede; Sb. Sandbank; Sch. Schanze; Schl. Schloß; Sp. Spitze; St. Stadt; Th. Thal; Vg. Vorgebirge.

Wo ein * bey der Ziffer ſteht, da bedeutet es, daß an dem Orte eine vollſtändige Beſchreibung anzutreffen iſt.

A.

Aalraupenbay B. 31.
Abraham Fl. 21.
Abrolhos Sb. 120.
Acapulco, H. 158. 153. 163. 390 *
—— J. 390 *
—— St. 390
Acencaon, J. 111
Aculſingo, Df. 550
Agnaguezinga, Df. 541
Agnignan, J. 177
Alapores, J. 525
Alcal, Schl. 485
—— St. 485
Algatros, Bg. 389
Almarez, Df. 570
Alpugleco, Df. 541
Alvay, St. 525
Alveredo, J. 121
Amabie, Kr. 257
Amacuſac, Df. 541
Amapalla, Mb. 355. 630
Amazonenfluß, 55
Ambil, J. 524
Amboina, J. 322*
Amſterdam, J. 220
Amabao, J. 251. 253
Anamabao, J. 233 *
Anatatan, J. 177
Anblau, J. 281
Ancotoque, Df. 549
Andeman, J. 430
Andes, Gb. 348
Angra, St. 113. 116 *
Anhold, J. 342
Anican, Vg. 247
Anna, Vg. 247
Annabon, J. 22
Anthong Java, J. 220
Antoninsinſel 122
Anton Caensinſeln, 221
Anton Cava, J. 242
Araſſingo, Df. 549
Arazatiba, Mb. 98
Arcolna, Df. 483
Arlington, J. 44
Arracka, Fl. 285
—— St. 284
Arrakan, Kr. 314
Arroyos, Fn. 539
Aſcenſion, J. 752
Aſeri, F. 475
Aſparilla, Df. 550
Aſſomtion, K. 110
Attaxo, Fn. 539
Ava, J. 525
Aynan, J. 520

Felſenkopf, Sp. 85
Fernandez, J. 346
Fernand Noronha, J. 262
Ferro, J. 327
Fetter, J. 235
Feuerland, J. 25* 100*. 130
Flamburg, Vg. 255
Fleury, J. 99
Focheu, St. 602
Fockien, L. 517. 594. 602*
Formigas, L. 117
Formoſa, J. 185. 293. 594
Fortescuebay, 44. 89
Forward, Vg. 43. 44. 48. 54
France, J. 622
Franzoſenbay, B. 54
Frenay, B. 93
Freſchwaterbay, 42
Friana, St. 567
Frie, Vg. 52
Friedrichheinrichsbay, 218
Friedrich Outmañs-Felſen 210
Frio, Vg. 120
Froward, Vg. 13
Fuchenkie, St. 501
Fuchian, St. 517
Fuenta de Cantor, Df. 570
Fukiang, St. 501
Fukian y, Fn. 510
Fûnian fu, St. 512
Fuxian y, Fn. 513

G.

Gal, J. 97*. 122
Galant, H. 89
Galant, Vg. 44. 89
Galera, J. 372
Galgala, St. 483. 486
Gallapagos, J. 73. 349. 350*
Gallegoes, Fl. 40
Gallo, J. 160. 368. 371*
Galloe, J. 562
Galvan, Vg. 524
Gambia, Fl. 52
Gambiot, Df. 490
Ganges, Fl. 321
Gardafu, Vg. 641
Gardeners Inſeln, 221
Garrachine, Sp. 372. 377
Garret Denis, J. 241
Gaſparico, J. 170
Gatulco, H. 387
Gauchien, Fn. 510
Gelves, Df. 567
Genes, Fl. 54
Genki fu, St. 510
Georg, J. 88
Gerechtigkeitsinſel, 38
Ghinxiana, St. 501
Ginkien xien, Fn. 510
Gloceſter, Vg. 247
Goa, St. 477. 483*
Goran, J. 282
Gorgone, E. 71. 631
Gorgonia, J. 371
Gormandel, Df. 477
Graftonseyland, 419
Grande, J. 52. 55
Gratia Dios, Vg. 358. 630
Gratioſa, J. 577
Gregoriusbay, 49
—— Vg. 49. 53
Guacho, H. 590
Guadalquivir, Fl. 567
Guadalupa, J. 534
Guadiana, Fl. 570
Guaham, J. 28. 76. 401. 592
Guajaquil, St. 349. 362. 364*
—— Fl. 364
Guam. J. 177
—— St. 182
Guanchaco, H. 349
Guatimala, St. 386*
Guaura, St. 589
Guave, St. 376
Guerneſey, J. 577
Guipuple, Df. 542
Guiſilac, Df. 541

H.

Haemskerks Untiefen, 220
Hafē des gutē Fortganges, 101
Hafen des Verlangens, 12
Haſeninſel, J. 35. 80
Havana, H. 564
—— St. 564*
Hean, St. 442
Hermanas, J. 615
Hin kie kien, Fn. 512
Hitland, J. 327
Hollandsvorgebirge, 44. 54
Honduras, Sb. 630
Hornsvorgebirge, 24
Hûlfsinſel, 91
Huenlon, St. 514
Hungerhafē, H. 10. 12. 13. 43* 55

J.

Jacob, J. 44
—— Fl. 397
—— Vg. 524
Jafnapatam, J. 315
Jafnapatan, St. 300
Jalapay, H. 195
Janeyro, Fl. 10. 52
Janſon, St. 189
Japara, St. 279. 280
Japon, Kr. 531
Jauchiaen, St. 501
Java, E. 77. 251. 616
Jaynſu, St. 514
Jeltefurt, C. 329. 336
Jenkieſu, St. 500
Jinkieuxien, Df. 502
Iloccos, J. 521
Imhininſel, 142. 143*
Inſel, die lange, 247
—— des Ritter Rook, 247
Inſel, die weiße, 237
Inſeln, die neuen, 134
Islo, Fl. 348
Iſtapalava, St. 559
Iſtaqua, Fn. 549
Juan Fernandez, J. 27. 68
126. 134. 135*
Julian, H. 82
Jungfernvorgebirge, 12. 40.
86. 87. 100. 130

K.

K.

Kakore, Df. 484
Kalempu, Df. 499
Kankre, Df. 485
Kammmuſchelinſel 239
Kautancheu, St. 501
Kian, Fl. 499. 513
Kiankeu, Fl. 516
Kiayxoy, Df. 500
Kichina, Fl. 486
Kieuxien, Df. 501
Kilang, J. 251
Kinangfu, St. 514
Kincheu, St. 501
King xoy teh fa 511
Kiu kiafu, St. 513
Kiunion, St. 515
Koanloanga, St. 513
Kodelki, Df. 486
Königliche Inſeln, J. 44. 372
Koſiway, J. 236
Kreuz, heiliges, Fl. 40
Kroneninſel, 248
Kruginſel, J. 19
Kruisfurt, C. 329. 336
Kuchipo, St. 501
Kuhinſel, 475
Küſte, die große, J. 19

L.

Langano, Vg. 197
Lantchidol, M. 208
Lantun, J. 187
Laphao, B. 234
—— St. 255
Larentuka, St. 234
Laubana, J. 233. 251
Leanchen, Fn. 511
Lean-xiencie, St. 502. 509
Leau xien, Fn. 512
Lemainſeln, 187. 198
Leon, St. 383. 384*
Leſu, J. 342
Lexido, Fn. 539
Lezard, Sp. 30
Lichi-iven, St. 517
Lima, St. 150
Linxuayxien, St. 499
Liolixoa, Df. 502
Liu-Chimiau, St. 501. 510
Lobos, J. 153. 349*
Lopez, Vg. 629
Lortribie, Kr. 257
Los Santos, St. 570
Löwenberg, Bg. 323
Lucaparros, J. 236
Lucasvorgebirge, 170. 535
Luchi chiu xien, St. 512
Luchifu, St. 512
Lucipara, J. 615
Lugala, Fn. 511
Luhu, J. 28
Lupuxau, Fn. 509
Luvan, J. 524

M.

Macabu, Fl. 58
Macao, J. 181
—— B. 187. 518
Macaſſar, St. 283
Madera, J. 119
Madrid, St. 571*
Magu, F. 475
Maguella, Th. 392
Mahon, Vg. 239. 249
Mahury, Fl. 59
—— Sp. 59
Maire, le, J. 35
Malabar, Kr. 447*
Malabrigo, St. 379
Malaca, St. 299
Mamcabocki, J. 282
Manar, St. 300
Manche de la, C. 94. 95
Mandapur, St. 485
Mangalor, St. 469
Mangeva, St. 355
Manilla, J. 165. 167. 412. 521
Manta, Df. 359*
—— Sp. 160
—— St. 160
Manxo, Fn. 510
Marbabu, Gb. 315
Mardanghor, Schl. 484
Maribales, J. 521
Maricavan, J. 524
Mariconda, Sp. 524
Marieninſeln, 400
Marinduque, J. 524
Mariuman, B. 521
Mark, J. 221
Maroug, Fl. 57
Martin Vaz, J. 268
Maſacura, J. 122
Maſa fuero, J. 141. 146*
Maſiaro, Vg. 160
Maſnate, J. 525
Maſſaclan, St. 397
Maſſacre, Fl. 109
Maſulipatam, St. 315
Matagorda, J. 566
Mataram, St. 315*
Matur, Fn. 486
Matura, J. 315
Mauchio, St. 502
Mauritius, H. 101
Maxentalbo, Bg. 397
Meangiseylande, 406
Medekin, Df. 570
Mementoasbay, B. 362
Mendocin, Vg. 535
Mericaya, B. 630
Merida, St. 570
Moſtre de Camp, J. 425
Mexicalſingo, Df. 549
Mexico, St. 541
Miajadaos, Df. 570
Milerang, Gb. 315
Mindanao, J. 403

Mindanao, St. 404. 412
Mindoro, J. 524
Mirabila, J. 521
Miſacombi, J. 251
Miſicomba, J. 233
Moa, J. 221
Mochegoa, St. 584
Monaſtera, Fn. 570
Mönche, die weißen, Bg. 172
Mondrain, Bg. 127. 130
Monja, J. 521
Monmouth, J. 44. 419
Montagsvorgebirge, 45. 90
Montaigu, H. 246
Montbreſil, Lz. 113
Monterey, H. 535
Mörderbay, 219
Moritz, Bg. 21. 208. 217
Moritzland, K. 23
Moro de Porces, J. 382
Morro, Schl. 483
Morrovejo, J. 150
Moſtobes, Df. 571
Motines, K. 537
Muddol, Fn. 486
Muſchelbay, 20. 44

N.

Namen, St. 515
Namquimal, Kr. 257
Nangafu, Gb. 515. 516
Nanganfu, Fl. 514. 515
Nankianfu, St. 514
Nankin, St. 498
Nanſuchey, St. 500
Nanyunfu, St. 516
Nanyunſu St. 515
Nanzian, Fn. 512
Narboroughseyland, J. 46
Naſſau, B. 24. 25
—— J. 430
Natividad, H. 537
Navarro, Bgw. 542
Negapatan, St. 299. 314
Negambo, St. 300
Neu Albion, J. 6. 208
Neu Britannien, L. 209. 247
Neu Gallicien, L. 537
Neu Guinea, J. 208. 237*
Neu Holland, J. 208. 225*. 427
Neu Seeland, L. 299. 218
Ngeam, L. 442
Nicaraga, S. 352
Nicobar, J. 430
Nicoya, St. 352. 383
Nivi y, Fn. 511
Nombra de Jeſus, F. 10
Nopalillo, Df. 540
Noſtra-Señora-Del-Socoro, J. 46. 90-126. 134
Nuitz, L. 209
Nuzan, St. 500

O.

Oarrha, St. 393
Oatz Harbaur, H. 41
Oleta, Fl. 397
Omba, J. 235. 251. 426.
Ongaran, Fn. 315
Ongaran, Gb. 315
Onor, Df. 485
Oranieninſel, 419
Oreſon, St. 342
Orixa, Kr. 314
Orizava, St. 550
Orogko, Df. 570
Oryenton, St. 285
Ougly, St. 321*

P.

Pacanda, J. 293
Pachacamac, L. 587
Pachequa, J. 372. 381
Pachuca, Fn. 542
Paita, St. 149. 15. 153*
Paliacate, St. 314
Palmeninſel, 96
Palmeris, Bg. 323
Palmes, Bg. 629
Panama, St. 153. 157. 159. 375. 562
Pangaſiinan, St. 521
Panuco, Fl. 558
Papegeyeninſel, 99. 122
Paraty, St. 578
Parou, Fl. 58
Paſſageſpitze, Sp. 44
Paſſange Jonca, Fl. 437
Paſſar, Bg. 368
Paſſionsinſel, 591
Paſtla, Fl. 396
Patagon, großes, J. 19
Pataquillas, Df. 540
Patagonküſte, 127. 128*
Patatan, H. 537
Patein, Fn. 512
Pati, St. 315
Paxog, St. 512
Payta, L. 360
—— St. 361
Pecaque, St. 398*
Pecuxo, Df. 502
Pedro Blanco, Bg. 186
Peguineninſel, 19
Pekiazun, St. 514
Pekin, L. 501
Pekin, St. 498. 502
Pekuxiu, Fn. 510
Penguineninſel, J. 16. 19. 32
Pennas, Bg. 22
Pennen de St. Petro, Kl. 117
Pentari, J. 251. 426
Pentica, Sp. 395
Pepys, J. 133
Percatti, Kr. 469
Peregrino, Bg. 540
Pericon, J. 375

Perleninſel, 372
Peru, Df. 516
Petaplan, B. 172. 391
Petapoli, St. 315
Peyentau, St. 516
Pfefferbay, 20
Pfeilervorgebirge, Vg. 45
Philippsſtadt oder Philippeville, Col. 2
—— F. 10. 12*
—— St. 10. 12*
Pintaro, J. 233
Pipely, Fl. 323
—— St. 321. 322*
Piſcadoresinſeln, 417
Piſco, St. 584
Plata, Fl. 4. 120
—— J. 160. 359*
Plymuth, H. 9
Pobumbie, Kr. 257
Ponda, St. 484
Porca, St. 468
—— Kr. 469
Porcas y Porquitas Sp. 521
Porta Nova, St. 256
Port Angles, J. 388
Port Marquis, H. 391
Porto bello, J. 157
Porto Pinas, H. 378
Poſſeſſion, Sp. 10. 40. 53. 86
Poſuelos, Fn. 539
Prata, J. 417
Praya Onda, J. 521
—— Df. 567
Prinz Georgens Eyland 400
Prinzeneyland, 617
Prinz Wilhelms Inſeln, 220
Puebla, St. 548. 549*
Pueblo nuevo, Fn. 540
Puerto Real, St. 566
Puſeu, St. 499
Pulo Condor, J. 414*
—— Dinding, J. 444*
Puna, J. 362. 364.* 562
Puna, St. 364*
Punta d'Arena, Sp. 364
Puntales, F. 566
Puntogallo, St. 299. 300. 315
Purification, St. 394
Pylſtaartsinſel, 220

Q.

Quade, Vg. 44. 48. 90
Quancheuſu, St. 517
Quantiteu, St. 516
Quechiula, Fn. 549
Quibo, J. 159. 160. 161.* 382
Quicara, J. 160. 382
Quir, L. 208

R.

Rancheria, J. 382
Rancho de Palula, Fn. 540
Raſalgate, Vg. 314
Rechelipu, Df. 501. 510
Remive, Bt. 59
Reyes (los), H. 535
Ria Lexa, L. 355
Ria-Lexa, St. 351. 355. 383. -385
Ricca d'Oro, J. 529
Ricca de Plata, J. 529
Richter, Kl. 48
Richtungseylande, J. 46
Rieſeneyland, J. 19
Rio de las Balſas, Fl. 540
Rio de las Eſmaraldas, Fl. 72
Rio de la Plata, 22
Rio de Sal, S. 396
Ritterbay, 15. 45
Rivera, St. 153
Rodelki, Df. 489
Rokbo, Fl. 441
Romblon, J. 525
Roſario, Fl. 397
—— St. 397*
Romata, Bt. 59
Romata, Hg. 59
Rota, J. 183
Rotay, J. 232
Rotte, J. 251
Rotterdam, J. 220
Roxas, St. 571
Rupert, J. 44

S.

Sabuda, J. 238*
Sacrificio, J. 388
Sahavedra, J. 28
Sainte Marie de l'Aiguade J. 73
Salcier, J. 281
Saleriga, Fn. 315
Salina, Fn. 537
Sallagua, Df. 537
—— H. 393
Sallowaki, J. 282
Salomonsinſeln, 208. 529
Salſette, J. 476. 481*
Saluchey, Fn. 513
Salvador, St. 55
Samal, J. 192
Samavang, St. 315
Sambo, Fl. 377
Sambrane, Df. 485
Sancreta, K. 536
Sandwich, J. 44
Saniaru, Fn. 514
Sankixien, St. 502
Sankon xien, St. 510
Sanpu, St. 511
Santa Cruz, Bgr. 542
—— St. 570
Santa Olalia, Fn. 570
Sarc, J. 577
Saypan, J. 177
Schagen, Fn. 342
Schapenhamsbay, 27
Scherborough, Fl. 344
Schleudererbay, 241
Schouten, J. 222. 240

Schucharedos, In. 378
Scu chi y, In. 513
Scutan, St. 517
Sebaco, I. 160. 161
Sebaldsinſeln, 17. 111. 345
Sedgar, Fl. 89
Seehundsbay, 226
Seekälberbay, 31. 33
Segars, Fl. 49
Seguatanejo, H. 537
Seguateneio, L. 164
Segura, B. 74
Sempoallo, In. 556
Senfun, Df. 500
Serigan, I. 177
Serini, St. 514
Seſial, H. 234. 235
Sevilien, St. 567*
Siam, Kr. 497
Siau chi cheu, St. 513
Sibbaſee, I. 275
Sibugan, I. 525
Siegesvorgebirge, Vg. 48
Silimby, In. 315
Sillebar, B. 273
Sillibar, Sp. 445
Simarre, I. 525
Simbones, Sp. 524
Sin-chian-chieny, St. 516
Sin kien xien, St. 513
Sintien, St. 501
Smaragdenfluß, 72
Solon, I. 235
Solor, I. 257
Songkog, Fl. 443
Sorlingen, I. 21
South Deſolation, L. 45
Spilbergsbay, 20
Spiringsbay, 31. 32
Spiritu Santo, Vg. 192
St. Anna, I. 52
—— Antonius, Vg. 55. 114
—— Auguſtin, Vg. 55. 637
—— —— Df. 549
St. Bartholomäus, E. 41. 102. 130. 170
—— Catharina, I. 10. 97.* 98. 119*
—— Diego, Vg. 101. 130
—— Eſprit, Vg. 100
—— Franciſcus, Vg. 72. 358
—— Gallan, I. 150
—— Georgenseyland, I. 41. 53. 54*. 243. 249. 577
—— Gregorius, B. 41
—— Helena, Sp. 359
—— Hieronymus, C. 13
—— Jago, I. 119
—— —— Fl. 368
—— Jean d'Ulva, St. 552
—— Jean Sch. 121
—— Johann, I. 221. 243. 249. 417
—— Iſidor, Sp. 11
—— Julian, H. 4. 36*
—— Iwes, Vg. 40
—— Laurent de los Negros, St. 550
—— Lorenz, Vg. 360
—— Lucar de Barrameda, H. 567
—— Lucas, Hg. 157
—— Malo, I. 108
—— —— St. 108. 109
—— Maria, H. 566
—— —— I. 117. 221
—— —— Fl. 377
—— —— St. 377
—— Michael, I. 113. 116. 377. 562
—— Michal, F. 490
—— Nicolas, Df. 550
—— Olavia, In. 571
—— Paul, I. 372
—— Quentin, B. 535
—— Salvador, St. 112
—— Thomas, St. 314
St. Vinzent, I. 95.* 101. 130
St. Ymetz de las Barreas, Vg. 53
Santa Cruz, Sch. 121
Staatenland, I. 23. 103. 104. 130. 208
Struys Hoek, Vg. 221
Sturminſel, 240
Succadama, Kr. 493
Suchen, St. 500
Sucheu, Fl. 511
Südland, L. 208
Sumatra, I. 430. 615
Supata, I. 198
Surat, St. 475. 476
Surinam, I. 630
Surſegon, St. 525
Sunkeu, Df. 499
Sweepſtakes, B. 43

T.

Tabaco, I. 375*
Tabaſco, St. 552
Tablas, de las, I. 525
Tabogille, I. 376
Tachiampu, Df. 499
Tacuba, St. 559
Tacuon, In. 513
Tafelberg, 324*
Tagus, Fl. 570
Tajueng, St. 513
Takiauren, Df. 499
Takto, St. 501
Talavera, St. 571
Tambo de Guyanacava, Df. 586
Tanchen, St, 512
Tangaria, St. 501
Tangola, I. 387
Tangora, I. 562
Tankian, St. 514
Tanſikan, Df. 499
Tantien, St. 509
Taſman, L. 209
Tattenango, Df. 541

Tauche ny, Fn. 513
Tauchiany, Df. 500
Tayn xuo xyen, St. 513
Tecanes, B. 72*
—— Fn. 72
Techiſcheac, Df. 542
Tecoantepeque, St. 387
Teguaquilla, Fn. 559
Tenam, L. 442
Tenchoa, L. 442
Tengan xien, St. 513
Teotiguacau, Df. 547
Terhaltens, J. 25
Ternate, J. 9
Terzera, J. 113
Teſayucco, Df. 547
Teſcuco, St. 559
Teufelsſpitze, 521
Thamahoo, Gb. 281
Thalupan, St. 392
Tianpu, St. 512
Ticao, J. 525
Tikli, Fn. 485
Teugan xyen, St. 512
Tinian, J. 177. 178*
Timor, J. 231.* 253.* 427
Tin ſan y, Fn. 513
Tipa, H. 188
Tivi, Fn. 490
Tlaſcala, St. 549
Tomaco, Fl. 371
—— Df. 371
Tomahauke, J. 31
Toppersheutien, J. 275
Tordeſillas, St. 570
Toujouqua, Mb. 99
Trapiche de Maſſatlan Df. 540
Trapur, F. 475
Traverſine, J. 275
Trennung der Freunde, B. 5
Truxillo, St. 154. 349. 570
Tucen-y, Fn. 510
Tumbez, J. 562
Tunchery, St. 501
Tun chiu xien, St. 513
Tungokia, St. 501
Tunkin, Kr. 440. 497
Tampinkien, St. 501
Tur tan tien, St. 516
Tutanſien, St. 500
Tutucorin, St. 316. 300

U.

Ubi, J. 416
Uchienen, St. 513
Ukiankyai, Df. 500
Upright, Vg. 45
Uya, St. 511

V.

Vaipin, J. 469
Vaipsng, J. 306
Valderas, Th. 394
Valentinsbay, 24. 101
Valparaiko, St. 150
Van Diemen, L. 217
Vanſucan, Fn. 516
Varadero-vejo, B. 524
Vaughan, H. 88
Vele Rete, Kl. 185
Velos, Vg. 630
Veracruz, St. 548. 551
Verfava, F. 482
Verlangter Haſen, 31. 32. 80
Verſchoorsbay, B. 23
Viane, Vg. 19
Villafranca, St. 570
Villa Grande, St. 578
Villa Hermoſa d'Arequipa, St. 584
Virginien, Vg. 18
Viſchers Inſeln, 221
Vögelinſel, J. 236
Volcan von Guatimala B 386
Volcan Vejo, B. 383
Vorgebirge der Königinn Catharina, 86
—— das weiße, 127
Vorſichtsinſel, 240
Votian Chian xien, St. 510

W.

Wallfiſchbay, 44
Wallfiſchſpitze, 44
Wampo, Rh. 201
Warmias, J. 315
Weſtminſter, J. 45
Wenkiankien, St. 501
Wilhelms Eyland, 239
Windhundsbay, 25
Wishart, B. 240
Woodsbay, B. 44
Wren, J. 44
Wilhelmsinſel, 249

X.

Xaguixaguana, Th. 563
Xanapa, Df. 550
Xangua biena, Fn. 510
Xanton, L. 500
Xiaſeu, St. 516
Xien-ghen-ſon, Kr. 509
Xiuxien, St. 502. 510
—— Fl. 502
Xokienfu, St. 501
Xopu, St. 514
Xuanchen, St. 512
Xuan may xien, St. 513
Xuanipu, Df. 499
Xuanxo, Fl. 500
Xuatan, St. 516
Xuanyxo, Fl. 512
Xuneian, Df. 500

Y.

Ylo, H. 584
Ynangian, Df. 499
Ynanpu, St. 513
Yorksrhede, 44

Z.

Zana, St. 349
Zebu, J. 413
Zeland, F. 283
Zeliſco, Bg. 397
Zenzyanxien, St. 513
Ziegeninſel, 419
Zulayer, Ml. 76
Zumpango, Df. 540
Zuxien, St. 500. 511

Regiſter
der in dieſem Bande vorkommenden Sachen.

A.

Aalraupen in der See, ſehr große 89
Aavora, Beſchreibung dieſer Frucht, nebſt ihrem arztneylichen Nutzen 654
Abentheuer, Beſchreibung eines erſtaunlichen 518
Aberglaube, Beyſpiel des chineſiſchen 597
Abhal, eine Gattung Cypreſſen 654
Abraſin, eine Art Weidenbäume 715
Abrolhos, Erforſchung dieſer Sandbank durch die Engländer 120
Acaju, eine ſonderbare Frucht, die ihren Kern außen hat 661
Achia, Nutzen dieſer Gattung Rohres 654
Aderlaſſen, deſſen Nutzen bey hitzigen Fiebern 30
Adhatoda, mediciniſcher Nutzen dieſes Baumes 654
Adive, oder Jackar, Beſchreibung dieſes ſonderbaren Thieres 465. Verſtändniß deſſelben mit dem Tieger 465
Affen, ſehr viele und verwegene 485. ſo groß, als ein Kalb 577
Affenbezoar, wie er gewonnen wird 495
Affenſtein, Beſchreibung und Nutzen deſſelben 698
Agathy, ein Baum, von dem man Gummi erhält 654
Agoutil, Beſchreibung dieſes Thieres 57
Agucla, oder der Adlerholzbaum 654. mediciniſche Kraft deſſelben 655
Ahate de Pauncho Recchi, Beſchreibung dieſes ſonderbaren Baumes 655
Ahegaſt, Nutzen der Wurzel dieſes Baumes zum Färben 655
Ahnenopfer der Chineſen, deren Beſchaffenheit 605
Ajikuba, Beſchreibung dieſer japoniſchen Staude 710
Akai-Sindjo, Beſchreibung dieſes Strauches 715
Alafreira, oder der indianiſche Safranbaum 655
Algatrane, eine Harzquelle auf der Spitze St. Helena 359
Aliſes, was die Franzoſen für Winde alſo nennen 634
Almagro Jago d', verliert ein Auge 562
Aloe, Beſchreibung der indianiſchen 655
Alonſo von Comargo, wie ſeine Fahrt durch die magellaniſche Straße abgelaufen 2
Alpam, Nachricht von dieſer berufenen Staude 655. mediciniſcher Nutzen derſelben 656
Alter, ganz beſondere Achtung ewiſſer Indianer für daſſelbe 58
Amazonenfluß, Beſchaffenheit des Waſſers in demſelben 55
Ambalan, Beſchreibung dieſes großen Baumes 656
Ambareh, Beſchreibung dieſes Baumes 656
Ambela, zwo Gattungen dieſes Baumes 656
Ambon, eine Frucht, deren Kern wahnſinnig machet 656
Ambra, wo er gefunden wird 696
Amſaleira, angenehme Frucht dieſes Baumes 657
Anamabao, Beſchreibung dieſer Inſel und der Einwohner daſelbſt 233
Ananſeira, oder Ananasbaum 657. hat eine ſehr geſunde Frucht 657
Anavinga, Nutzen der Frucht von dieſem Baume 657
Angolam, Kraft der Wurzel dieſes ungemein hohen Baumes 657
Angra, Beſchreibung dieſer Stadt, und wie ſie anzugreifen wäre 116
Angſana, ein Baum von dem man Gummi erhält 657
Anguret Warna, eine Pflanze mit einer ganz beſondern Bluhme 729
Anis, Nachricht von den oſtindianiſchen 657
Anoneira, ein ſehr großer Baum mit einer angenehmen Frucht 658
Anſon, deſſen Reiſe um die Welt durch Südweſt 118. ſeine Abreiſe und Ankunft zu Madera 119. die Spanier lauern auf ihn 119. er kömmt an die Catharineninſel 121. ſeine Fahrt von da bis in den Julianshafen 125. Verhaltungsbefehle der Schiffshauptleute 126. er läuft durch die Straße, und ſteht erſchreckliche Stürme aus 131. kömmt in einem elenden Zuſtande nach der Inſel Juan Fernandez 134. wie auch drey von ihm getrennt geweſene Schiffe 141. 142. was er für Schiffsanſtalten machet 141. 142. Schickſal dreyer anderer Schiffe von ſeinem Geſchwader 145. er ſchaffet die Pinke Anna ab 146. Zuſtand ſeines Geſchwaders 147. er erobert ein ſpaniſches Schiff 147. nützliche Nachrichten, die er auf demſelben gefunden, und Gefahr, die ihm bevor ſtund 148. er machet ſich zum Kreuzen fertig, und erobert wieder ein ſpaniſches

ſches Schiff 149. auch bald darauf noch zwey 151. 152. überrumpelt die Stadt Paita 154. welche abgebrannt wird 155. was er mit den Gefangenen gemachet 156. er erobert noch mehr Schiffe 157. er hoffet mit dem Admirale Vernon Gemeinſchaft zu pflegen 157. ſein Anſchlag auf Panama 157. er ſtellet der manilliſchen Galion nach 158. will zu Quibo Waſſer einnehmen 160. irret ſich in Aufſuchung der Gallion, und ſuchet Acapulco 164. er verfehlet die Gallion 165. 171. muß friſches Waſſer ſuchen 171. thut einen vergeblichen Streif 173. er verbrennt die eroberten Schiffe und ſetzet die Gefangenen in Freyheit 175. ſeine Fahrt nach China 175. er verbrennt den Glouceſter 176. nimmt einen ſpaniſchen Wachtmeiſter weg 177. der Sturm führet ihm ein Schiff weg 181. glückliche Zurückkunft deſſelben, und was es ausgeſtanden 184. er ſegelt von Timon ab und geht nach Macao 185. trifft eine erſtaunliche Menge Fiſchernachen an 186. ſeine ſchlechte Meynung von den Chineſern 186. er geht nach Canton 188. ſein Schiff wird von einem chineſiſchen Mandarin beſucht 189. er bekömmt Lebensmittel, und bittet die Mandarinen zu Gaſte 190. ſeine Beſorgniß wegen der franzöſiſchen Ränke 190. er geht wieder unter Segel und ſtreuet ein falſches Gerücht aus 191. wichtige Anſchläge deſſelben 192. er übet ſeine Leute 193. erblicket die Gallion und rüſtet ſich zum Gefechte 194. welches ſehr hitzig wird 195. die Gallion ergiebt ſich an ihn 196. wie er die Gefangenen verwahret 197. er kehret nach Canton um 197. die Chineſen erforſchen die Stärke ſeines Schiffes 198. läuft wider ihren Willen durch das Gat, und ſchreibt an den Unterkönig zu Canton 159. ſeine Klagen über die Chineſen, Reiſe nach Canton, und Anſtalten wegen des Schiffes 200. 201. er wird von den chineſiſchen Kaufleuten betrogen 201. was bey ſeinem Gehöre bey dem Unterkönige vorgegangen 202. ſeine Rückreiſe nach England 203

Antonio Machado de Brito, trauriges Ende deſſelben 482

Apfelbaum, indianiſcher 682

Arata, Nutzen dieſes Gewürzes, und wie es wächſt 661

Arecka, dieſe Frucht wird mit dem Bethel gekauet 658

Armadillo, Beſchreibung dieſes ſonderbaren Thieres 35

Arrakan, Großthun der Einwohner dieſer Stadt 286. ihre Geſtalt, und Zug der Holländer nach Arrakan 286. wie ſie vor dem Monarchen Gehör haben 287. welcher ſich nur alle fünf Jahre ſehen läßt 288. wie es dabey zugeht 288. die Stadt wird in Schrecken geſetzet 289. Beſchreibung dieſer Stadt 292. 293

Aerzte auf der Inſel Cayenne, ſeltſame Art, wie ſie gemachet werden 61

Asjebo, Nutzen dieſer Staude 735

Asjogam, mediciniſche Kraft der Blätter dieſes Baumes 658

Aſutinat, Nutzen dieſes ſehr hitzigen Geſämes 659

Ateira, oder der Zimmetapfelbaum 659

Aurengzeb, Großmogol, deſſen Geſtalt 487 Beſchreibung ſeines Hofſtaates im Lager bey Galgala 487

Anſtern, die auf Bäumen wachſen 323. eine beſondere Art, die Calms heißt 373

Avogato, Beſchreibung dieſes Baumes, und ſeiner Frucht 380

Awa, oder die japoniſche Gurke 719

B.

Badukka, mediciniſcher Gebrauch deſſelben 659

Babel Schulli, ein Dornſtrauch, deſſen Wurzel ſtark öffnet 659

Bai, ein wilder dornichter Pflaumenbaum 716

Baibokf, was dieſes für ein Baum ſey 735

Backin, breitblätteriger Gartenportulack 724

Balachaun, eine Art oſtindiſcher ſehr ſtarken Speiſen 682

Bambu, oder **Mambu**, Nutzen des Saftes von dieſer Gattung Rohr 659

Bananasbaum, Beſchreibung des indianiſchen 667

Bandura, ein Baum, deſſen Saamen dem männlichen Gliede gleicht 659

Bantus, eine Art Jaſmin 738

Barbinais le Gentils Reiſe um die Welt 576 ſeine Abreiſe von Cherburg 576. Begebenheit mit einigen Portugieſinnen 578. Verſchwörung auf dem Schiffe, darauf er ſich befindet 579. er kömmt zu la Conception an 580. wird der Handlung überdrüßig und entſchließt ſich, um die Welt zu fahren 581. ſeine Begebenheiten in dem Lande Chinchan 586 f. ſeine Abreiſe nach China 589. er langet auf der Inſel Emuy an 595. was den Franzoſen daſelbſt widerfahren 599. er geht in ein Bonzenklozenkloſter 601. ſeine Aufführung bey dem Streite der Mißionarien 603. was er im Tempel geſehen 603. er reiſet von Emuy wieder ab 611. was ihnen unweit Sumatra begegnet 611. Begebenheit mit einer malayiſchen Brigantine 612. Seine Beobachtungen wegen der Straße de la Sonda 614. er thut eine Nachtreiſe 616. er landet mit ſeinen Gefährten auf einer kleinen Inſel, wo ſie mit den Indianern Freundſchaft aufrichten 617. 618. ſie finden ſüßes Waſſer 619 er durchreiſet die Inſel, beſuchet einen Tempel, und nimmt einige Manuſcripte daraus 620. er kehret über Braſilien nach Frankreich zurück 625

Barken, von beſonderer Art, zu Colan 360. 361

Baſaal, Nutzen des Laubes davon für böſe Hälſe 659

Baſchi, ein beſonderes Getränk 422

Baſo, was es ſey 737

Batavia, warum es die Franzoſen meiden 616

Bäume, wohlriechende in Japon 736

Baumöl, chineſiſches, wie es gemacht wird 415

Baumwollenbaum, Beſchreibung deſſelben 369 wie er auf der Inſel Timor beſchaffen iſt 259

Barana, ſonderbare Eigenſchaften dieſes Baumes 659

Beajous, Nachricht von dieſem Volke auf der Inſel Borneo und ihrem Gottesdienſte 495. 496

Beauchene Gouin, Tageregiſter deſſelben 66

Begebenheiten eines Moskiten auf der Inſel Fernandez 346 f. eine andere ganz beſondere 611. 612

Belilla, mediciniſcher Nutzen dieſer Staude 660

Belutta, ein Baum, deſſen Wurzel Schweiß treibt 660

Benculi, Auslegung eines Handelsſitzes für die Engländer auf dieſer Inſel 445. Beſchreibung der Landeseinwohner daſelbſt 446

Benjoin, aus was für einem Baume, und wie man denſelben gewinnet 660

Berban, eine ſeltſame Krankheit 534

Berg, Beſchreibung eines entſetzlich Feuerſpeyenden 246. 354

Bergwerke, Beſchreibung der mexicaniſchen 542. 543. wie die Erzte daſelbſt gut gemachet werden 544. 545

Bethel, warum er gebauet wird 658. was er eigentlich iſt, und wie er gebleichet wird 660

Bezoar, der beſte iſt der golkondiſche 696. Betrügerey damit 697

Bezoarziegen, Beſchaffenheit derſelben 697

Bilderſchriften der Chineſer 607

Bilimberia, ein Baum, deſſen Frucht wie Gurken ſchmecket 660

Bilimbi, oder **Bilingbing**, ein Baum, der beſtändig Blüthen und Früchte zugleich hat 660

Binſen, verſchiedene Arten in Japon 736

Bintambaru, ein Strauch, der viel abführendes Salz bey ſich hat 660

Bioru, eine Weidenart 726

Bitter, holländiſcher Admiral, geht mit eilf Schiffen unter Segel 326. weicht den Engländern glücklich aus 327. erhält ſchlechte Zeitungen 328. und Befehl, zu Bergen in Norwegen vor Anker zu legen 329. welches er auch thut 329. Gefahr, die ihm daſelbſt drohet 330. ſeine Vorſicht wider den Angriff der Engländer 332. er liefert ihnen ein Treffen 333. 334. welches glücklich für ihn abläuft 335. er geht wieder unter Segel 336

Biwa, eine Art von Apfelbäumen 717

Blanc d' Eſpagne, eine Art Schminke 457

Boi, eine Art Epheu 738

Bonzen, Unkeuſchheit derſelben 608. ihre übrige Beſchaffenheit 608. beſondere Einfalt eines unter ihnen 609

Boofu, iſt das gemeine Liebſtöckel 722

Borneo, Nachricht des P. Vintimiglia von dieſer Inſel 491. Unſtern der Portugieſen auf derſelben 493. wie auch der Holländer 493. was dieſe Inſel hervorbringt 494. ſonderbare Thiere auf derſelben 494

Bortons, eine beſondere Art Bäume 350

Boſſai, eine Art Waſſerbinſen 723

Bourbon, Anmerkungen von dieſer Inſel 623. Beſchaffenheit der Himmelsgegend allda 623. Eintheilung der Inſel 624. warum ſie nur auf einer Seite bewohnt iſt 624. warum keine giftige Thiere auf derſelben ſind 625

Braminen, ein Stamm unter den heidniſchen Malabaren 450

Braſilien, ob es Goldbergwerke daſelbſt giebt 124. wie die Diamante daſelbſt gewonnen werden 124

Brindeira, ein Baum, deſſen Früchte den Goldäpfeln gleichen 660

Briſen, werden die erfriſchenden Seewinde genennet 643. ihr Lauf und ihre Ordnung 644. ihr Unterſchied 645

Brodt vom Baummarke gebacken 671

Brodtfrucht, wie ſie wächſt 179

Brücke, Beſchreibung einer ganz erſchrecklichen 586
Buffadore, ein Felſen, der Waſſer ausſpritzet 387
Büffel, wilde, deren giebt es ſehr viele in Malabaren 466
Buke, eine Art Schlehenſträuche 726
Bullawan, ein ganz beſonderes Metall 420. 422
Buſei, eine Art Gartenrüben 722

C.

Cachao, Beſchreibung des Zuſtandes dieſer Stadt 442
Cajan, vortrefflicher Nutzen dieſer Staude 661 ſie iſt mit der
Cajan-heba nicht zu vermengen 661
Cajeput, ein Baum, der ein gewürzhaftes Oel giebt 661
Cajuaſti, Gebrauch dieſes Holzes 693
Cajuyera, ein Baum, der die Acaju trägt 661
Calaba, ein Baum der Gummi giebt 661
Calalalu, ein wildes aber geſundes Kraut 260
Calamba, Nutzen dieſes vortrefflichen Baumes 661
Calame, oder das Gewürzrohr, Beſchreibung deſſelben 661
Caleſiam, vortrefflicher Nutzen dieſes Baumes 662
Calin, eine Art ſehr feinen Zinnes 497. 498
Calms, eine beſondere Art Auſtern 373
Cambulu, Nutzen der Wurzel von dieſem Baume 666
Camchain, eine Gattung Pommeranzen 689
Caminfeger, eine Art Fiſche, wie Karpen 140
Camitto, Beſchreibung dieſer beſondern Frucht 565
Campher, japoniſcher, deſſen Zubereitung 709
Campherbaum, Beſchreibung deſſelben, und wie der Campher gewonnen wird 662
Cana Fiſtula, Beſchreibung dieſes Baumes und ſeiner Frucht 259
Canal, Nachricht für diejenigen, welche in demſelben ſchiffen 223
Canarin, Beſchreibung des prächtigen Tempels daſelbſt 476. 477
Candiſh, Thomas, befährt die magellaniſche Straße 2. ſeine Abreiſe 11. und Ankunft in dem Hafen des Verlangens 12. und hernach in gedachter Straße 12. ſeine übrigen Verrichtungen und Rückkunft nach Plymouth 13
Caninchen, eine ſeltſame Art derſelben auf Neu-Albion 8. 9
Caniram, ſonderbare Eigenſchaft des Laubes von dieſem großen Baume 662
Cantior, eine Art Trüffeln 693
Canton, wie ſchwer es falle, von da weg zu kommen 520. Weg von da nach den philippiniſchen Inſeln 520
Cap Verd, Anmerkungen über die Inſeln deſſelben 95
Cara Schulli, mediciniſcher Nutzen dieſer Staude 662
Caramboleira und **Carambola**, Nutzen dieſes Baumes und ſeiner Frucht 663
Caramdeira, ein Baum, der eine Gattung Weintrauben trägt 663
Carazzo, eine Art von Peſt 476
Cardamomen, wo dieſelben wachſen 460. 663
Cardinal, Beſchreibung dieſes Vogels 52
Careri, ſiehe Gemelli.
Carin Curini, Nutzen dieſes Ständchens für den Huſten 663
Carpentero, ſeltene Eigenſchaft dieſes Vogels 550
Carugen, was dieſes für eine Art Bäume ſind 259
Caſſonadezucker, wo er hergebracht wird 696
Caſſummuniar, herrlicher Nutzen dieſer Wurzel 663
Catharino, St. Beſchreibung dieſer Inſel 98. 99. 121. Früchte auf derſelben 122. Beſchaffenheit des Waſſers und der Witterung allda 123
Cattu Schiragam, Nutzen dieſer Staude 663
Cavallis, eine Art Fiſche mit gelben Schwänzen 246
Caxamba, oder **Flors**, Nutzen dieſer Wurzel 693
Cayenne, Lage dieſer Inſel und Stadt gleiches Namens 56. 59. Handel daſelbſt 56. was die Inſel hervor bringt 57. Regierung allda 57. Kleidung, Geſchicklichkeit, Religion und einige andere Gebräuche der Indianer auf dieſer Inſel 58. beſondere Einſetzung ihres Hauptmannes 60. und außerordentliche Proben, die vorhergehen 60. 61. wie ſie ihre Aerzte machen 61. ſonderbare kräftige Kräuter 62. Beſchaffenheit der Sprache auf dieſer Inſel 62. 63
Champakam, Nutzen dieſes Baumes 663
Charameis, Nutzen von beyden Gattungen dieſes Baumes 664

Chepelio, Beſchreibung dieſer Inſel, und der Rhede daſelbſt 380
Chequetan, Beſchreibung dieſes Hafens, und Schwierigkeit, denſelben von der See aus zu erkennen 172. Beſchaffenheit des Waſſerplatzes daſelbſt 173. fernere Beobachtungen wegen deſſelben 174
Cheraſen, oder Geldwechsler in Oſtindien, wie es mit ihnen beſchaffen iſt 707
Cheten, ein Stamm unter den heidniſchen Malabaren 450
Chiachialacas, Beſchreibung dieſes Vogels 539
Chiampin, eine Bluhme, die eingemachet wird 691
China, guter Rath für diejenigen, welche dahin reiſen 497. Beſchreibung eines chineſiſchen Umganges 501. Putz der Weiber 502 Pracht der chineſiſchen Großen auf Reiſen 512. wie die Chineſer das Wachſen der Pflanzen im Winter befördern 513. Pracht einer chineſiſchen Frau vom Stande 515. Rath, wie man ſich in China verhalten müſſe 601
Chincha, Merkwürdigkeiten dieſes Landes 585. 586
Chineſer, Beurtheilung ihrer Künſte und Gelehrſamkeit 204. ihrer Sittenlehre und Staatsverfaſſung 205. 206. ihre Gemüthsart 595. ihre Gaſtmahle auf franzöſiſche Art 595
Chiokiaccos, Beſchreibung dieſer angenehmen Waldfrucht 539
Coapoiba, Beſchreibung dieſes Baumes 664
Cobra Capel, eine beſondere Art Schlangen 466
Cochin, Lage dieſer Stadt 306. ſie wird von den Holländern belagert 309
Cocosbaum, Beſchreibung deſſelben 461. die Malabaren nennen ihn Tenga 461. wie ſie den Saft deſſelben nutzen 461. 462. Eigenſchaften dieſes Baumes, Beſchreibung ſeiner Frucht und der Schale davon 462
Codaga Pala, Nutzen der Rinde und der Wurzel von dieſem Baume 664
Codi Avanam, Nutzen des Saftes von dieſer Staude 664
Coeur Indien, oder **Wundererbſe**, Beſchreibung derſelben 664
Colibri, Beſchreibung dieſes ſehr kleinen und ſehr ſchönen Vogels 52
Colitri, werden die Könige von Cananor genannt 455
Colombo, die Holländer nehmen dieſe Stadt den Portugieſen weg 300
Come, oder **Waſi**, heißt überhaupt Reiß 725
Come Goomi, Beſchreibung dieſes Stäudchens 712
Commißionen, ſonderbare des Statthalters zu klein Guave 376
Condor, oder **Condur**, ein ſehr großer peruaniſcher Vogel 587
Conduri, Bohnen, die man ſtatt des Gewichtes braucht 694
Confucius, hat in jedweder chineſiſchen Stadt einen Tempel 603. Opfer für denſelben 604
Conguare, was das merkwürdigſte an dieſem Baume iſt 665
Cook, ein Freybeuter geht mit dem Dampier unter Segel 344. Sein Tod 354
Corallen werden im indiſchen Meere nicht gefunden 696
Cornelis, Hieronymus, entſetzliches Unternehmen deſſelben 214. er wird gefangen genommen 215
Cortez, ſiehe **Fernand**.
Coſtus Indicus, Beſchreibung deſſelben 683
Cotonnier; oder Baumwollenſtrauch, Beſchreibung deſſelben 665
Cowalam, Nutzen der Frucht dieſes Baumes 665
Coxinga, greift die Holländer auf Formoſa an 295. ſeine Unmenſchlichkeit 296
Coylang, wird den Portugieſen von den Holländern abgenommen 301-303
Cranganor, zwo Städte dieſes Namens, ihre Lage 303. Eroberung der portugieſiſchen durch die Holländer 305
Cuciombi, oder **Cumuc**, eine Staude, die eine Art Cubeben trägt 665
Cudu-Pariti, Nutzen des Laubes und der Frucht von dieſer Staude 665
Cumana, eine Art Maulbeerbäume
Curratu-Pala, Nutzen dieſer Staude 666

D.

Dai, ein wollichter Apfelbaum 717
Daman, Beſchreibung dieſer Stadt 475
Damiers, eine Art Vögel wie Tauben 99
Dampier Wilhelm, geht mit dem Woodes Roger nach Oſtindien 65. ſeine Reiſe nach den Südländern 222. er geht nach Braſilien 224. ſeine Beobachtungen über die Annäherung eines Sturmes 224. er nähert ſich neu Holland 225. ſein Streit mit den Einwohnern daſelbſt 226. ein Unternehmen, das er nicht ausführen kann 230. ſeine Gedanken von den Südländern, die er richtig befindet

findet 230. er ſegelt nach Timor 231. trifft den Statthalter des Forts an 232. genießt in der Bay Laphao von den Portugieſen allerhand Höflichkeit 234. auch hernach von den Holländern zu Anabao 235. er verläßt Timor wieder 235. langet in neu Guinea an 237. 240. was ſein Anblick bey den Einwohnern wirket 240. 241. ſeine Geſchicklichkeit rettet ihn aus einer Gefahr in der tiefen Bay 244. wie er ſich beſtrebet, die Wilden leutſeliger zu machen 244. er beſuchet ihre Wohnungen und erſetzet dasjenige, was ſeine Leute den Wilden gewaltſamer Weiſe geraubet hatten 245. entdecket eine neue Durchfahrt und giebt Neu Britannien den Namen 247. äußerſte Gränze nach Oſten, an die er gekommen 249. Rückkunft deſſelben durch einen unbekannten Weg, und Abſchilderung ſeiner Umſtände 249. Rückkehr in ſein Vaterland 251. wie er ſich bey ſeinem Schiffbruche auf der Aſcenſionsinſel hilft 252. wie er wieder nach England gekommen 253. er reiſet nochmals um die Welt 343. geht als ein Freybeuter von Virginien ab, und fährt an den africaniſchen Küſten nach den Sebaldisinſeln 344. geht ins Südmeer 345. ankert bey der Inſel Fernandez 346. geht nach der Inſel Lobos 349. ſeine Abſicht auf Truxillo und Fahrt nach den Inſeln Gallapagos 349. ſeine Abſicht auf Ria-Lexa 351. lehrreicher Weg deſſelben für die Schiffer 351. er wird von einigen Indianern hintergangen 352. kömmt nach Ria-Lexa 354. läßt ſeinen Anſchlag darauf fahren 355. hintergeht die Indianer auf der Inſel Amapalla 357. ſegelt mit dem David nach Süden 358. ihr Anſchlag auf Guajaquil ſchlägt fehl 367. was er bedauert 368. ſie ſuchen unbekannte Flüſſe 368. ſiehe ferner Freybeuter. er trennet ſich nebſt dem Swan von den andern 386. bekömmt die Waſſerſucht 393. was man für ein Mittel dafür gebrauchet 402. Beſchreibung ſeiner ſiebenfachen Tafel 402. ſein Vorſchlag ſich auf einer gewiſſen Inſel nieder zu laſſen 407. er ſteht mit dem Reed einen entſetzlichen Sturm aus 417. wodurch er ſich bey demſelben verhaßt gemacht 430. wie er ſich in Freyheit geſetzet 431. 432. er kömmt nebſt ſeinen Gefährten in Gefahr 433. ihr verwegenes Unternehmen 434. 435. er kömmt in entſetzliche Umſtände 436. erreichet Sumatra und verliert faſt alle ſeine Gefährten 437. reiſet nach Europa zurück 438. Nachricht von ſeiner Reiſe nach Tunkin 440. und Benculi 445. Vorwürfe, die er der holländiſchen Compagnie machet 446. ſeine Anmerkungen über die Fluth in der Südſee 650. 651

Dandoqua, oder großes wildes indianiſches Rohr 731

Daontaio, Nutzen dieſes Blattes 694

Datura oder Dutroa, dummmachende Kraft dieſes Gewächſes 666

David, Eduard, geht mit dem Dampier auf Freybeuterey aus 354. ſeine Kühnheit 356. er hintergeht die Indianer auf der Inſel Amapalla 357. ſegelt mit dem Dampier nach Süden 358. vereiniget ſich mit dem Hauptmanne Swan 360. 361. und ſegelt mit ihm nach Lobos 361. ſie nehmen daſelbſt Lebensmittel ein, und wollen Guajaquil angreifen 362. welches ihnen aber fehl ſchlägt 368. gehen wieder nach Plata 368. kommen an den Fluß St. Jago 368. 370. plündern Tamaco 371. fangen ſpaniſche Briefe auf, und machen Anſchläge auf die ſpaniſche Silberflotte 371. wechſelt zu Panama ein Paar Gefangene aus 375. wird durch andere Freybeuter verſtärket 376

Den, iſt der falſche Sycomorus 715

Deſcordes trifft auf einer Bay ſehr große Wilde an 14

Dieb, einer wird zu Mindanao hart geſtrafet 409

Diebſtahl, wird von den Malabaren härter als der Todſchlag beſtrafet 453

Dildos, Beſchreibung dieſes ſeltſamen Strauches 350

Doki, oder hohlkehlichter Aron 739

Doku Quatz, eine japoniſche Staude 723

Doringi, ein Wurm tödtender Saame 693

Dougthie, warum er enthauptet worden 4

Drake, Franz, befährt die magellaniſche Straße 2. Urſachen ſeiner Reiſe 4. ſeine Beobachtungen über die magellaniſche Meerenge 5. er fährt durch dieſelbe in das Südmeer und machet ſehr reiche Beute von den Spaniern 5. warum er nicht wieder durch gedachte Straße zurück gehen wollen 5. 6. er entdecket Neu-Albion 6. der König des Landes beſuchet ihn 7. und er wird ſelbſt zum Könige allda gekrönet 8. ſeine Rückkehr 9

Droſſeln, ſehr fette und zahme 625

Dſin, eine Art Baſilicum 740

Dſio Gikf, eine Art Helenium 732

Dſjakurjo, ein Granatenbaum 717

Dsjemma, was es für eine Pflanze 734

Dſojo, ein japoniſches Bergkraut 723

Durian, oder **Durion**, ein Baum, deſſen Frucht ein rechtes Leckerbißlein iſt 666

E.

Edelgeſteine, die in Oſtindien gefunden werden 699

Eisſchollen, von erſtaunlicher Größe 108. wie ſie wahrſcheinlicher Weiſe entſtehen 108

Elephant, wird ein ſchrecklicher Sturmwind genannt 285, 646. 647

Elexir, werden die halbzeitigen Cocosnüſſe genannt 462

Eliſabeth, Rath für diejenigen, welche an dieſer Inſel anlanden wollen 87. Beſchreibung derſelben 88. und ihrer Einwohner 41. 42

Engländer, nehmen den Spaniern viele Schiffe weg 5. werden auf der Inſel Neu-Albion für Götter gehalten 7. Erläuterungen wegen ihrer Reiſen durch Südweſt 63. Anmerkungen über die Handlungsvortheile der Engländer 64. 65. ſie erforſchen die Sandbank Abrolhos 120. nehmen den Spaniern Paita weg, brennen es ab und machen ſehr reiche Beute 154. 155. irrige Meynung derſelben wegen der Fahrt nach China 175. ſie gerathen mit den Holländern in Krieg 327. nähern ſich Bergen, wohin die Holländer ihre Zuflucht genommen und legen ſich daſelbſt vor Anker 331. ſie greifen die Holländer an 333. müſſen ſich aber zurück ziehen 334. ihre Drohungen 335. Nachricht von ihrem Handelsſitze zu Benculi, und wie ſie die Holländer daſelbſt vertrieben 445. wie ſie über die Linie fahren 637

Erdbeben, Nachricht von einem erſchrecklichen 588

Erdſtrich, Beſchaffenheit der Witterung in dem heißen und gemäßigten 627. 628

Erndtezeit in Oſtindien 630

Eſcurial, Beſchreibung deſſelben 571. 572. königliche Grabmaale daſelbſt 572. andere Seltenheiten 572. Reichthum dieſes Kloſters 573

Eydechſen, fliegende, deren Beſchreibung 619

F.

Fagara, Nutzen dieſer Art Erbſen 666

Fa-Ku, ein Baum mit ſtachlichten Früchten 733

Fakkona Kſa, iſt die Capillaria 734

Fakkubukon, eine der Winde ähnliche Pflanze 713

Falkland, Lage dieſer Inſeln 67

Faulthier, Beſchreibung deſſelben, und was das ſonderbarſte an ihm iſt 72

Fecheſatz, Beſchreibung dieſes Baumes 711

Feigen, beſondere auf der Inſel Timor 259

Feigenbaum, indianiſcher, ſonderbare Art deſſelben 667

Feldſchlange, eine aus Gold und Silber gegoſſene 561

Fernand Cortetz, wird nach Mexico geſchickt 552. ſeine Liſt zur Aufmunterung ſeiner Leute 552. er zieht in Tlaſcala und hernach zu Mexico ein 553. nimmt den Kaiſer Montezuma gefangen 554. läßt einige Prinzen hinrichten, und zwingt den Montezuma dem Könige in Spanien zu huldigen 555. man will den Cortez gefangen nehmen, welches er aber hintertreibt und den Nervanz gefangen nimmt 556. er muß aus Mexico entweichen 557. erhält eine Verſtärkung und kömmt wieder nach Mexico 558. 559. und nimmt den neuen Kaiſer gefangen 560. er ſchicket große Schätze an den König in Spanien, welche aber die Franzoſen wegnehmen 561. er entdecket Californien, fällt in Ungnade und ſtirbt 561

Feuersbrunſt, einige Meilen lang 291

Feuerland, Beſchaffenheit der Einwohner auf demſelben, und ihrer Schiffe 26. 346

Fi, eine Gattung Feigenbäume 720

Fibi, was es für eine Pflanze 734

Fichten, eine beſondere Art auf der Inſel Timor 260. oſtindianiſche wilde 677

Fieber, hitzige, Nutzen des Aderlaſſens dabey 30

Figueira, oder indianiſcher Bananasbaum, Beſchreibung deſſelben 667

Findolin, Beſchreibung dieſer Pflanze 691

Finua, iſt der gemeine Ricinus 716

Fiſakaki, eine dem Thee ähnliche Staude 711

Fiſche, wie ſie in Neu Guinea geſchoſſen werden 238

Fledermäuſe, ſo groß als Caninchen 238. andere, ſo groß als Enten 413. 625

Flotte, die naſſauiſche, deren Ausrüſtung 22

Fluth, was darunter verſtanden wird 648. ihre Vergleichung mit den Winden 648. allgemeine Grundſätze davon 649. unordentliche Fluth in Oſtindien und außerordentliche in Neu Holland 649. Beſchaffenheit derſelben

ben an der Straße von Malacca, und in dem Buſen St. Michael im Südmeere 650. bey weit vom Lande entfernten Inſeln ſteigt ſie nicht ſo hoch 651. Unterſchied zwiſchen den Strömen und der Fluth 651

Foo oder Moo, iſt der Brombeerſtrauch 714

Foo, eine Art Fingerkrautes 729

Fooſen, was es für eine Bluhme 738

Foo Sen, iſt der gemeine Roſenſtrauch 729

Formoſa, Beſchreibung dieſer Inſel 294. Vorbedeutungen eines ihr bevorſtehenden Unglücks 294. ſie wird den Holländern von den Chineſen abgenommen 293-299

Foto, eine Weinſtockgattung 714

Franz Garcias Joffre von Layala, befährt die magellaniſche Straße 2

Franzoſen, Reiſe zweyer franzöſiſchen Schiffe nach den Südländern 261. ihr Weg und ihre Beobachtungen 262. Urſachen, warum ſie ihr Vornehmen unterlaſſen 267. ihre Rückreiſe nach Frankreich 267. Anmerkung über ihren Handel in der Südſee 580. 581. ſie wollen Guaham bevölkern 593. warum ſie Batavia meiden 616

Frauenzimmer, Großmuth der Engländer gegen drey gefangene 151

Freybeuter, Aufführung verſchiedener im Südmeere 50. ſie kommen durch die magellaniſche Straße zurück und theilen ihre Beute 50. Erläuterung ihres Urſprunges in dem Südmeere 373. Prophezeyung von ihrer Ueberkunft durch die Erdenge von Darien 373. wie ſie die Freundſchaft der Indianer auf der Erdenge gewinnen 374. ſie werden durch andere verſtärket 376. 378. gehen nach dem Buſen St. Michael 377. fangen ſpaniſche Briefe auf und werden nochmals durch andere Freybeuter verſtärket 379. ſie entdecken die ſpaniſche Silberflotte 381. ſchätzen ſich aber glücklich, ihr zu entgehen, und ſegeln nach den Inſeln Quibo 382. machen Canoen und gehen nach Ria Lexa 383. erobern die Stadt Leon und plündern ſie aus 384. und hernach auch Ria Lexa 385. worauf ſie ſich trennen 386. ſiehe ferner Swan, Townley.

Frezier, Reiſe deſſelben durch die Straße des le Maire 91. ſeine Abreiſe und Aufenthalt in der Rhede de la Frenaye 93. er geht nach den Inſeln des Cap Verd 95. und von da nach der Inſel St. Catharina in Braſilien 97. ſteht einen Sturm aus 102. ſeine Bekümmerniß 103. Rückkehr deſſelben ins Nordmeer 108. ſeine Meynung von den ſüdlichen Ländern 109. Ankunft zu Marſeille 117

Frogers Reiſe nach der magellaniſchen Straße 50. ſeine Abſchilderung 51

Fudſi Bakama, eine Art Eiſenkraut 733

Fühlbaum, ſonderbare Art der Frucht dieſes Baumes 686

Fuhrwerk, Nachricht von dem oſtindianiſchen 704. 705

Fujoo, oder die chineſiſche Roſe 729

Fundan, eine Gattung Hollunder 728

G.

Galanga, Beſchreibung dieſer Pflanze 667

Gallapagos Beſchreibung dieſer Inſeln 350

Gallion, Beſchaffenheit dieſer Schiffe 167. wie ſie mit ſüßem Waſſer verſorget werden 168. Merkmaale, davon die Gallion die Nähe des Landes erkennet 169. was ſie bey ihrer Rückkehr beobachtet 170

Ganebu, eine Weinſtockgattung 714

Ganges, holländiſcher Handelsſitz am Ausgange deſſelben 321

Ganti, eine dem Ingwer ähnliche Wurzel 693

Garapattas, ein ganz beſonders beſchwerliches Ungeziefer 551

Garret Denis, ſeltſame Geſtalt der Einwohner auf dieſer Inſel 242

Gaſca, **Pedro**, Verrichtungen deſſelben in Peru 563

Gato Gamber, eine Oliven ähnliche Frucht 693

Gemelli Careri, ſeine Nachricht für die, welche die Reiſe um die Welt thun wollen 470. verſchiedene Wege dazu 470. 471. Nutzen von dieſer Reiſe 471. und zwar bey einem kleinen Capitale 472. wie man die Reiſe auch ohne Handlung thun kann 472. er geht von Bender Abaſſi nach China ab 474. er beſieht den wunderbaren Tempel bey Camarin 476 f. f. und allerley andere Denkmaale 480. geht nach Goa 483. beſichtiget des Mogols Lager 483. erhält geheimes Gehör bey dem Mogol 486. reiſet nach Goa zurück 489. ſein guter Rath für die nach China reiſenden 497. er wird für einen Kundſchafter des Pabſtes angeſehen 498. reiſet nach Nankin 498. und von da nach Pekin 499. wie ihn die Jeſuiten bey ſeiner Ankunft empfangen 502. er wird vom Pater Grimaldi nach Hofe geführet 503. Gewogenheit die er von dem Pater erhält 504. er kömmt

und Kleidung der Einwohner auf denſelben 420. ihre Geſchicklichkeit, Speiſe und Getränke 422. ihr Gewehr, Religion, und Beyſpiel ihrer Gerechtigkeit 423
Inſtrumente, muſicaliſche der Chineſer 607
Jo, eine Art Büchen 737
Jockſan, eine Art Schwerdtlilien 729
Jotei, eine Art Thlaſpi 738
Itabu und Inu Itabu, ein wilder Feigenbaum 718
Juan Fernandez, genaue Beſchreibung dieſer Inſel 135. 136. Früchte und Schönheit derſelben 137. Thiere darauf 138. und Vögel 140
Jubeta, Beſchreibung dieſes Baumes 711
Jucca, eine nahrhafte Wurzel, wie ſie vermehret wird 564
Judenfiſch, warum er ſo genannt wird 391
Julian, Beſchreibung dieſes Hafens 36. 82. Woods Anmerkungen über denſelben 83. Salzwerke daſelbſt 37. 83. verſchiedene Thiere 84. 85
Julianshafen 127. Beſchreibung der Küſte von da, bis an die magellaniſche Meerenge 128
Inu, eine Pommeranzengattung 717

K.

Ka, ein wilder Apfelbaum 719
Kai, eine Art Stickwurzel 723
Kaja, eine Art Nußbäume 720
Kaka Malon, ein Baum, welcher Schoten trägt 671
Kaka Doddali, mediciniſcher Nutzen dieſer Staude 671
Kakusju, Nutzen der Frucht von dieſer Staude 726
Kan, eine Art Pommeranzenbäume 717
Kambi, chineſiſcher Kaiſer, deſſen Character und andere Nachrichten von ihm 609
Kammuſcheln, ungemein ſchöne und große 239
Kantatz, chineſiſcher weißer krauſer Kohl 724
Kaſiava Maram, Nutzen dieſes Baumes 671
Kas-No-Ki, die japoniſche Steineiche 720
Katong Ging, eine Pflanze mit einer dem Scorpion ähnlichen Bluhme 730
Katu Cona, Nutzen dieſes Baumes 671
Katu Naregam, ein Baum, der Limonienartige Früchte trägt 671
Katuti-jettipu, großer Nutzen dieſer Pflanze 671
Kecquan-Mokf, ein Ahornbaum 734
Kedangu, Nutzen der Blätter von dieſer Staude 671
Kei Quan, japoniſche Amaranthe 729
Keiſen-Kuſa, eine Hermionite 739
Keki-Tſiku, die einfache Nelke 738
Kekko, eine Art Rapunzen 722
Keman Sſo, eine Art Akley 738
Kembocku, Beſchreibung dieſes Baumes 711
Ken-Koo, eine Pflanze, davon Papier gemachet wird 714
Kerzenbaum, ein ſonderbarer Baum 664
Ketz, iſt das Farrenkraut 739
Kibjo, eine Art Gentiana 738
Kik, Kikf, oder **Kikku**, Arten von Mutterkraute 731
Kimpacku, eine Art Mooß 739
Kin, eine Gattung Gartenpappeln 729
Kineri Gaki, eine Gattung Feigenbäume 718
Kingo, oder **Kos**, Arten von Roſen 728
Kin Kan, eine Gattung Limonienbäume 717
Kinſai, oder die Dreyfaltigkeitsbluhme 731
Kinſin, oder **Sin Backu**, Beſchreibung dieſes Baumes 712
Kio, oder der gemeine Gartenlactuck 724
Kioh, was dieſes für eine Staude 735
Kiriſma Tſutſuſi, ein ſehr angenehmer Strauch 727
Kiro, eine Art Aaronkraut 714
Kitz, eine Art Limonienbäume 717
Kjoo, eine Gattung Abricoſenbaumes 716
Kjoo, oder der wilde Ingwer 723
Kofuck, oder die japoniſche Paſtinacke 722
Koganneguſa, eine Art Alleluja 739
Ko-Gommi, was es für eine Staude 737
Kohlbaum, am Fluſſe St. Jago, Beſchreibung deſſelben 369
Konjaku, eine Art Dracunculus 714
Koo, eine Art Perſicaria 734
Kooki, oder **Kuko**, Nutzen der Blätter dieſes Baumes 711
Koo-Kotz, eine Art Stechpalmen 713
Koquan, der ſchlafende Baum 725
Kotai, eine Gattung Oelbäume 715
Krampffiſch, Beſchreibung deſſelben 174
Krankheit, ſonderbare, und deren Wirkung 272
Krankheiten in hitzigen Gegenden, Mittel darwider 30
Krebſe, rothe, ſehr viele an einem Orte auf der See 53. 345
Krug, einer von Cana in Galiläa 572
Kſei, ein Miſtelbaum mit rothen Beeren 714
Kui Symira, eine Art von Aſtrodilla 730
Kürbiſſe, verſchiedene Gattungen in Japon 719
Kürbisflöſſe, wie ſie gemacht werden 540

Kuro=Ganni, ein Baum mit eiſenhartem Holze 716
Kuroggi, Beſchreibung dieſes Baumes 715
Küſten, Beyſpiele von trockenen 628. von naſſen 629
Kutſchen, Beſchaffenheit der indianiſchen 706
Kwa, eine Gattung Melonen 719

L.

Landſtreicher, wie man ſie in Batavia hinrichtet 278. 279
Langneh, werden die halbzeitigen Cocosnüſſe genannt 462
Laphao, Abſchilderung der Einwohner daſelbſt 255. ihre Handlung 256
Laureati, Begebenheit dieſes Jeſuiten in China 598. 599
Layala, ſiehe **Franz Garcias.**
Lebensmittel, wie man ſich in Oſtindien auf der Reiſe damit verſorget 707
Leichen, unverweſete in Pachanamas 587
Leichenbegängniß eines franzöſiſchen Hauptmannes auf der Inſel la Conception 182
Leon, die Hauptſtadt in Mexico, wird von den Freybeutern erobert und geplündert 384
Lequie, ein Freybeuter, vereiniget ſich mit dem David 376
Libby, eine Gattung Palmbäume, davon Brodt gemachet wird 671
Liebe, väterliche, beſonderes Beyſpiel davon 295
Lilien, verſchiedene Gattungen in Japon 730
Limpers, eine gewiſſe Art Schaalenfiſche 33
Linie, Fahrt der Holländer und Engländer über dieſelbe 637. Wind auf der Südſeite der Linie 638. Unterſchied der Muſſone im Norden und Süden derſelben 642
Llamas, eine beſondere Art Schafe, Beſchreibnng derſelben 34. 84
Lobillo, Beſchreibung dieſes ſeltſamen Fiſches 533
Locklinie, Beſchreibung derſelben und Anmerkungen darüber 94
Lorbeerbäume, verſchiedene Gattungen derſelben 708
Lucasvorgebirge, indianiſche Pflanzſtadt an demſelben 170
Lufterſcheinung, eine ſonderbare 527

M.

Macao, Beſchreibung dieſer Stadt 187. Zuſtand des Nordcaſtells daſelbſt 518
Madian, eine Gattung Opium 693
Magellan, ſonderbare That, die ihm zugeſchrieben wird 82
Magellans Straße, von wem man Anmerkungen wegen derſelben hat 2. Drakens Beobachtungen von derſelben 5. Die Spanier wollen ſie befeſtigen 9. des Sarmiento Beobachtungen in derſelben 10. 11. Gemüthsart und Geſtalt der Wilden an der Straße 15. ihre Mündung 40. engliſcher Arm derſelben 44. Schiffsnachrichten wegen der Einfahrt aus der Südſee 46. Rath für diejenigen, welche die weſtliche Einfahrt in die Straße erreichen wollen 47. Woods Anmerkungen über dieſelbe 86
Maghey, eine Pflanze, woraus ein berauſchend Getränk gemachet wird 541
Magnetnadel, deren Abweichung wird Magnetbergen zugeſchrieben 217. ganz beſondere Abweichung derſelben 528
Magubi, was es für eine Staude ſey 738
Mainaten, ein Stamm unter den heidniſchen Malabaren 450
Maire, le, wer von der Straße geſchrieben, die derſelbe entdecket hat 3. Denkmaal deſſelben 82. Zugänge zu derſelben 101
Maju, eine Art Opium 693. 694
Mackarekau, Nutzbarkeit dieſes Baumes 672
Malabar, Größe der malabariſchen Küſte 447. Geſtalt ihrer Einwohner, deren Kleidung und lange Ohren 448. ihr Unterſchied in Muhammedaner und Heiden 448. davon die erſtern auch Seeräuber ſind 449. ihre Grauſamkeit gegen die Gefangenen 449. die heidniſchen machen den größten Theil aus, und werden in verſchiedene Stämme getheilet 450. ihre Heirathen 453. grauſames Recht wegen einer ſtrafbaren Frauensperſon 453. ſie ſtrafen den Diebſtahl härter, als den Todſchlag 453. was ſie beym Eide und den Vollſtreckungen der Todesurtheile beobachten 454. Nachricht von dem königlichen Stamme unter ihnen, und dem Reichsſtatthalter 454. Stolz ihrer Könige und der andern Großen 455. Ordnung der Geburt von einem Stamme auf den andern 455. 456. ihre Weiber dürfen ſo viele Männer nehmen, als ſie wollen 456. Erbſchaftsordnung bey ihnen 457. ihre Töchter verheirathen ſie ſehr jung 457. ſchlechte Lebensart, aber prächtige Tempel der Malabaren 457. ihre Religion, Feſte und Ceremonien, auch Ehrerbiethung gegen die Götter und Großen 458. Geſchicklichkeit in

den Kriegesübungen, und wie ſie ihre Streitigkeiten ausmachen 459. ihre Art Krieg zu führen 460. Beſchaffenheit der Luft und des Erdreiches in Malabaren 460. verſchiedene dieſem Lande eigene Bäume und ſonderbare Pflanzen 463. merkwürdige Thiere 464. Urtheil von der Schönheit dieſes Landes 468

Malagita, eine Art ſchwarzen Pfeffers, deſſen Nutzen 70

Malory, Beſchreibung dieſes Baumes 430

Mame, Beſchaffenheit dieſer Staude 737

Mammet, Beſchreibung dieſes Baumes 376

Mammet-Sapota, Beſchreibung dieſes Baumes 380

Mangles, was dieſes für Bäume ſind 259

Mangobaum, Beſchreibung deſſelben 415

Mangoreira, oder der arabiſche Jeſmin 673

Mangoſtan, Beſchreibung dieſer vortrefflichen Frucht 672

Manguera, **Mangue**, oder **Mangoue**, Beſchreibung dieſes Baumes und ſeiner Früchte 672

Manilla, was für Handlung zwiſchen Manilla und Mexico getrieben wird 165. Einrichtung derſelben, und ob ſie den Spaniern nachtheilig ſey 166

Manucodiatas, oder der Paradiesvogel 692

Mapou, eine ganz beſondere Art Birnen 52

Marienpalmen, deren Beſchreibung und Nutzen 382

Marotti, Nutzen der Früchte dieſes Baumes 673

Maſa Fuero, Beſchrelbung dieſer Inſel 146. worinnen ſie die Inſel Fernandez übertrifft 146

Mataram, Lage dieſer Stadt 315. ihre Größe, Geſtalt und Regierung 316. Turniere daſelbſt 317. der König wird von Weibern bewacht 318. wie ſie ihn beluſtigen 318

Matroſen, Wildheit verſchiedener 210

Mausfänger, eine Art Schlangen in Malabaren 468

Mazarikan, eine grüne Bluhme 691

Meer, Beſchaffenheit des ſtillen 348. Seltenheit der Flüſſe an den Küſten des Südmeeres 348. 349. Zeitwinde des rothen Meeres 641

Meerkälber ſchlafen auf den Rücken in der See 53

Melocorcopali, eine Art Quitten, die wie Melonen ſchmecken 673

Mexico, wie man die Ankunft der ſpaniſchen Galionen daſelbſt erfährt 537. Nachricht von den Bergwerken allda 542. 543. von der Münze und der Scheidung des Goldes vom Silber 547 Cortez bemächtiget ſich der Stadt 553. Empörung in derſelben 556. Cortez nimmt ſie zum andernmale ein 569. und den neuen Kaiſer gefangen 560. was für Handlung zwiſchen Mexico und Manilla getrieben wird 165-170

Midſikki, eine Gattung wilden Pflaumenbaumes 715

Myamma Tſutſuſi, eine Gebirglilie 727

Mißionarien in China, deren Zuſtand 506. chineſiſche Schriften derſelben 507. Begebenheit, die ihrer vieren in China begegnet 596

Modoras, iſt das ſogenannte Pfaffenhütchen 716

Mokkſei, Beſchreibung dieſes Baumes 726

Mokokf, eine Art von Kirſchbäumen 731

Mokwuten, eine Kirſchbaum ähnliche Staude 726

Molucane, eine ſehr heilſame Pflanze, welche auch die Armenapotheke und das Unglück der Aerzte heißt 673

Moluckenholz, ſiehe **Panama**.

Mondo, oder japoniſcher Hundeszahn 722

Montezuma unterwirft ſich den Spaniern 553. Abſchilderung deſſelben 553. er wird von den Spaniern gefangen genommen 554. ſein trauriges Ende 557

Morankgaſt, ein Schoten tragender Baum 673

Moringa, Nutzen der Frucht und Wurzeln dieſes Baumes 673. 674

Morrenor, Wirkung von der Frucht dieſes Baumes 674

Moskiten, wer ſo genennet wird 346

Mücken, ſehr viele auf der Catharineninſel 123

Mucuas, heißt ein Stamm unter den heidniſchen Malabaren 450

Mullava, eine Schoten tragende Pflanze 674

Muraſaki, Beſchreibung dieſer Pflanze 713

Muris, ein Indianer, Nachricht von demſelben 705

Muſcatenbaum, wilder, Beſchreibung deſſelben 415. des zahmen 691

Muſcus, derſelbe wird oft verfälſchet 508 f. woher der beſte und meiſte kömmt 696

Muſſone, werden ſie aus den Zeitwinden 641

Muzu, eine Frucht, wovon die Chineſer Baumöl machen 515

N.

Na, oder **Nagi** und **Tſikkburaſiba**, eine ſehr ſeltene Gattung Lorbeerbäume 709. Beſchreibung deſſelben 710

Naatſime, eine Gattung Paliurus 715

Nachteule, eine wird auf offenbarer See gefangen 590

Nagam, ein Schoten tragender Baum 674

Nairen werden die malabariſchen Edelleute genennet 450. ihre Vorzüge, und was ſie den Fremden für Dienſte erweiſen 451. ihre Treue dabey, Ehrerbiethung der Räuber gegen ihre Kinder und Sold der Nairen 452. ſie werden von den Holländern geſchlagen 302. 303

Nalle Pambu, eine Art guter Schlangen 466

Namburis, heißen die Hohenprieſter unter den heidniſchen Malabaren 450

Nandi Ervatam, eine Staude, deren Wurzel Zahnſchmerzen ſtillet 674

Nandſtokf, Beſchreibung dieſer Staude 710

Nanſoo, eine Art Dracunculus 714

Narborough, Johann, befährt die magellaniſche Straße 2. 3. 30. ſeine Abfahrt und Ladung 30. Trennung ſeines Schiffes von der Flüte 32. er überwintert in dem verlangten Hafen 33. findet auf der Inſel le Maire eine Aufſchrift 35. verſchiedene Beobachtungen auf ſeiner Fahrt 36. 37. er geht wieder nach dem verlangten Hafen zurück 39. ſegelt nach der Straße 40. ſeine Rückkehr durch dieſelbe 47. und Ankunft in England 49

Nedum Schetti, eine Staude, deren Beeren die Krätze heilen 674

Negundo, ein Baum, deſſen Blätter wie Salbey ſchmecken 674

Necko-Fanna, eine Anemonenart 739

Nenuphar, ſind Seebluhmen 737

Nervaez, wird vom Cortez geſchlagen und gefangen 556

Neu Albion, Beſchaffenheit des Landes und der Einwohner auf dieſer Inſel 6. 7. ſonderbare Aufführung der Wilden daſelbſt 7. ihre Religionsübung 8. warum dieſe Inſel Neu Albion genennet worden 8

Neubritannien wird vom Dampier entdecket 247

Neu Holland, Lage der Küſte davon 225. 427. Beſchaffenheit der Wilden daſelbſt 226. 227. 428. Beſchreibung des Landes und deſſen Früchte 228. Landthiere, Muſcheln und Pflanzen 229. außerordentliche Fluth daſelbſt 649

Neu Seeland, Entdeckung dieſer Inſel und Beſchaffenheit der Wilden daſelbſt 218

Nicobar, Abſchilderung der Einwohner auf dieſen Inſeln 431

Nilica Maram, ein indianiſcher Pflaumenbaum 674

Nin-Too, iſt das gemeine Periclymenum 714

Nir Notsjil, eine ſehr heilſame Staude 674

Nirnala, ein Baum, deſſen Blätter den Harn treiben 675

Niſi Kingi, ein angenehmes Stäudchen 716

Niwa Toka, verſchiedene Gattungen dieſes Holunders 714

Noela-tali, ein Dornſtrauch mit Pommeranzenblättern 675

Nonigi, oder großer Erdrauch 738

Noort, Olivier von, befährt die magellaniſche Straße 2. 13

No Kan, eine gelbe Schwerdtlilie 729

Nordmeer, ob es mit dem Südmeere zuſammen hänge 650

Nuckmum, Nutzen dieſes Saftes 682

Nyſimi Motſi, oder die gemeine Reinweide 711

O.

Obai, eine Art gefüllten Jaſmins 732

Ochſen in Oſtindien, werden Laſten zu tragen gebrauchet 704. auch zum Reuten und Wagen zu ziehen 706

Ocos, Beſchreibung dieſes Vogels 57

Oepata, mediciniſcher Gebrauch dieſes Baumes 675

Ojo, eine Art großen Buchsbaumes 712

Okamni, Beſchreibung dieſes Staudengewächſes 711

Oloturion, eine Neſſelgattung, deren Nutzen 675

Ominamisji, was daſſelbe ſey 733

Omlan, eine Art Mandelbaumes 692

Ono Kaki, eine Gattung Feigenbäume 718

Opium, wo das beſte herkömmt 696

Orang-Outang, oder Beajou, Beſchreibung dieſes ſonderbaren Thieres 494

Orkansſchweife, was für Wirbelwinde man alſo nennet 272

Oſtindien, Naturgeſchichte deſſelben 627. Vergleichung der Jahreszeiten des heißen und des gemäßigten Erdſtriches 627. unordentlicher Anfang der Jahreszeiten 633. unordentliche Fluth daſelbſt 649. Bäume, Gewächſe, Früchte und andere natürliche Reichthümer dieſes Landes 653-692. Spezereyen, Edelgeſteine und Seide 693-704. Beſchaffenheit des oſtindianiſchen Fuhrwerkes und der Art zu reiſen 704-708

Ouicou, eine Art ſtarken Getränkes 58

Ouragan, Beſchaffenheit dieſes Windes 647

P.

Pacatsjetti, Nutzen von dem Laube dieſes Strauches 675

Pachaa, eine grüne wohlriechende Bluhme 692

Pachuca, Nachricht von den Bergwerke daſelbſt 542

Padolim, eine Art Gurken 692
Pagna, eine Art Baumwollenbaumes 675
Pagode, Beſchreibung der zu Emuy 606
Paiparoca, Nutzen dieſer Staude für das Zipperlein 675
Paita, Beſchreibung dieſer Stadt und der umliegenden Gegend 153. ſie wird von den Engländern überrumpelt 154. und abgebrannt 155
Pala, Nutzen der Rinde von dieſem Baume 675
Palankine, Beſchreibung derſelben und ihre Bequemlichkeit 706
Palma Maria, ein Baum der herrlichen Balſam giebt 71
Palmbäume, Beſchreibung derſelben 675. 676
Palmen, ganz beſondere auf der Inſel Timor 259
Palmeto, Beſchreibung dieſes ſonderbaren Baumes 364
Palmier des Bergios, oder der Affenpalmbaum 676
Panoma, oder Moluckenholz, vortrefflicher Nutzen dieſes Baumes 676
Panzerhemde, eine Art Gerichte, oder Speiſen, die alſo genannt wird 678
Papeira, ſehr weiches Holz dieſes Baumes 676
Papo, eine Art eines Feigenbaumes 676
Paradiesvögel, ob ſie Beine haben 692
Paras, eine Art malabariſcher Galeeren 449
Paravas, Nutzen dieſes Krautes 694
Pardela, eine Art Vögel wie Tauben 99. die in der Erde niſten 140
Paſſatwinde, allgemeine 634. auf der atlantiſchen See 635. 636. Urſache des oſtlichen zwiſchen beyden Wendekreiſen 634. 635
Patagonen, Beſchaffenheit ihres Landes 39. 128
Pedro, der Grauſame, ſonderbare Geſchichte von ihm 570
Peking, Beſchreibung des kaiſerlichen Pallaſtes daſelbſt 504
Pelſart, Franz, er tritt ſeine Reiſe nach den Südländern an 209. ein Sturm wirft ihn in ein unbekanntes Meer 210. er leidet Schiffbruch 210. was ihm für Inſeln zur Zuflucht gedienet 211. er entdecket das Südland und beſuchet die Küſte 212. geht nach Batavia 213. kömmt wieder an den Ort ſeines Schiffbruches, und wie er ſeinem Untergange entgeht 215. bemächtiget ſich der Mörder, läßt ſie hinrichten, und rettet vielen Reichthum aus ſeinem Schiffbruche 216
Pereira, ein Mißionar in China 502
Pereyra, eine Art oſtindiſchen Birnbaumes 676
Perlenauſtern, Beſchreibung derer auf der Inſel Quibo 162
Perlenfiſchereyen, Nachricht von den vornehmſten 701. Anmerkung von der gelben Farbe der Perlen 702. wie es bey dem Perlfiſchen zugeht 702. und wie ſie verkaufet werden 703
Perſequide, eine ſeltene Perle 564
Peterſilien, verſchiedene Arten davon in Japon 722
Pfeffer, wie er gebauet wird 679. 680. zweyerley Gattungen deſſelben 681
Pferde, wilde, auf dem Patagonlande 129
Philippeville, Beſchreibung dieſer Stadt 12
Pinguinen, eine Art Seevögel 129. auch eine ſonderbare Frucht dieſes Namens 396
Piſco, dieſe Stadt geht durch ein Erdbeben unter 584. 588
Pite, ein Gewächs, deſſen Faden ſich wie Hanf arbeiten laſſen 57
Pizarro, Franz, ſeine Fahrt nach Peru 562. erobert die Inſel Puna 562. bekömmt den Kaiſer Ataliba gefangen 563. ſein und ſeiner Brüder trauriges Ende 563
Plantain, eine Art Bananasbaum, mit vortrefflichen Früchten 677. Speiſen und Kleider von dieſem Baume 678. 679
Plata, Beſchreibung dieſer Juſel und Urſprung ihres Namens 359
Podi, eine Art Mehl, deſſen Nutzen 693
Polpops, eine abſcheuliche Art Schlangen 468
Ponc, ein Baum, deſſen Holz gut zu verarbeiten iſt 682. 695
Ponga, Nutzen dieſes Baumes 682
Pongelia, mediciniſcher Nutzen dieſes Baumes 682
Ponna, Nutzen des Oeles von den Früchten deſſelben 682
Pontion, Nutzen deſſelben wider das Fieber 693
Popogajos, wenn und wo dieſer Wind wehet 645
Porra, ein Seekraut, was daſſelbe anzeiget 169
Portugieſen, ihre Ununterwürfigkeit auf der Inſel Timor 256. werden von den Holländern zu Macaſſar geſchlagen 283. ihr Zuſtand zu Arrakan 292
Portulack, wächſt ſehr häufig in Oſtindien 682
Pucho, ſonſt Coſtus Indicus 683
Puliaren, ſind unehrliche Kerle unter den Malabaren 450. ihre abſcheuliche Unfläterey 451
Pulo Condor, Beſchreibung dieſer Inſel 414. ſonderbare Bäume auf derſelben 415. Geſtalt ihrer Einwohner 416
Pulo Dinding, holländiſcher Sitz daſelbſt 444
Pumpelnoſe, eine ſehr angenehme Frucht 683
Puna, ein Baum, der gute Maſten giebt 683

Pyramiden, Beſchreibung der mexicaniſchen 547. 548

Q.

Quackitz, ein Muſchelkirſchbaum 710
Quai, ein Schoten tragender Baum 725
Quai, eine fette Cypreſſe 733
Quanchlimoc, wird Kaiſer in Mexico 558. Ferdinand Cortez nimmt ihn gefangen 560
Quegadom Cherosa, eine ſehr ſchöne Bluhme 692
Quibo, Beſchreibung dieſer Inſel 160. 161. Perlenauſtern daſelbſt 162
Quil, oder Quirpele, Schlangenholz Beſchreibung deſſelben 683

R.

Raanſia, iſt das Zuckerrohr 736
Rache, Beyſpiel einer grauſamen 579
Rai-Kin, eine Art Aepfelbäume 717
Ran, eine kleine Schwerdtlilie 729
Rattang, Beſchreibung dieſes Rohres 413
Rebhühner mit blauen Köpfen 565
Reed, wirft ſich zum Hauptmanne auf Swans Schiffe auf 411. läßt denſelben auf Mindanao und ſegelt davon 411. geht nach Pulo Condor 414. von da nach der Inſel Ubi 416. beſuchet die Inſel Prata 417. hernach die Piſcadoresinſeln 417. geht an unbewohnte Inſeln 418. und giebt ihnen Namen 419. er wird durch Sturm in die See getrieben, und wird ganz muthlos 424. was er für einen Lauf genommen 424. 425. er geht nach Neuholland 427. von dar nach den Cocosinſeln und den Inſeln Nicobar 430
Regenwetter, heftiges, an einigen Orten in Oſtindien 631. bey Nachte regnet es mehr, als bey Tage 632
Reiß, wie er wächſt 683. Nutzen deſſelben 684
Reiſe um die Welt, verſchiedene Vorſchläge und Wege, wie ſie anzuſtellen 470 ff.
Reiſen, wie ſie in Oſtindien angeſtellet werden 705. 706. Begleitungen dabey 707
Reiſende, wichtige Rathſchläge für dieſelben 575 ff.
Reisjun, eine Art Lychnis 738
Ren, eine Art Bohnen 732
Rengio, was es für eine Staude ſey 737
Rhabarbar, oſtindiſche iſt ſehr gut 699
Ri, eine Art Birnbäume 717
Ria Lexa, wird von den Freybeutern ausgeplündert 385
Rima, oder die Brodtfrucht, Beſchreibung des Baumes, worauf ſie wächſt 179. 683
Rindvieh, wildes, wie es im Lande der Patagonen gejaget und gefangen wird 128
Ringroße, wie derſelbe umgekommen 399
Rio, oder die Perſicaria 734
Riotsjo, eine Roſengattung 728
Ritterorden, des entfeſſelten Löwen wird vom Sebald Weert geſtiftet 15
Rinku Tſutfuſi, eine Pflanze mit einer lilienähnlichen Bluhme 726
Rju, eine Art Weiden 739
Rjugan, ein ſonderbares Stäudchen 721
Roger, Woodes, ſeine Reiſe nach Oſtindien durch Südweſten 63. Abreiſe deſſelben 65. wie er ſein Tageregiſter eingerichtet 66. ſein Weg ins Südmeer 66. wie weit er ſüdwärts gekommen 68. er befindet ſich unwiſſend im Südmeere 68. Begebenheit an der Inſel Juan Fernandez 69. 70. Verfolg ſeiner Reiſe und ſeine Unternehmungen gegen die Spanier 71. Anmerkung deſſelben über die Gallapagos Inſeln 73. er wird von einem Seehunde angefallen 74. ſein Weg bis nach Batavia und gefährliche Ueberfahrt 76. ſeine Eiferſucht über die holländiſchen Sitze und Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung 77. ſeine Rückkunft in den Dünen 79
Röthe der See, und Urſache davon 151. 152
Rotſiku, eine Art Rohr 736
Rubine, wo ſie in Pegu gefunden werden 699
Rütz, der japoniſche Caſtanienbaum 721

S.

Sa, oder Sjun, eine Art Roſenſträucher 727
Saamuna, ein Baum von ſeltſamer Geſtalt 684
Sabani, eine Art Senf 693
Sabdariffa, eine Gattung des Kermia 684
Sabuda, Beſchaffenheit der Einwohner auf dieſer Inſel 238. ihr Handel 239
Sadſin, eine kleine wilde Lychnis 722
Sagumanda, ein Brodtbaum, Beſchreibung deſſelben 684. 685
Sakanandſio, ein Strauch mit Lilien ähnlichen Bluhmen 727
Saku Jaku, iſt die weibliche Päonie 729
Salomonsinſeln, Erzählung von denſelben 529
Salpeter giebt es in Bengalen die Menge 696
Salſette, Beſchreibung dieſer Inſel 481. 482
Salzwerke auf St Julian 37. 83. Größe der beträchtlichſten Salzgrube 84
Sambaia, Nutzen dieſer Frucht 694
Samorin, werden die Könige von Calecut genannt 455

San, eine kleine Cypreſſenfichte 732
Sandelbaum, Beſchreibung deſſelben 259. verſchiedene Sorten davon 685
Sandjoska, eine Gattung Knabenkraut 723
San-Rakſo, eine Art Oſterlucey 733
Sankira, oder der Smilack, Beſchreibung dieſer Wurzel 713
Sankitz, oder **Jamma-Tadſi-Banna**, ein Muſchelkirſchbaum 710
San Sa, ein Strauch mit einer ſehr angenehmen Bluhme 727
Sans jo, iſt der wahre Alkekenjo 714
Sapadillbaum, Beſchreibung deſſelben 380
Sapajou, eine Art kleiner Affen 57
Sarfio, oder der ſogenannte Eiſenbaum 721
Sari, ein feines Mehl, deſſen Nutzen 694
Sarmiento, Peter, von Gamboa, befährt die magellaniſche Straße 2. Anlaß zu dieſer Reiſe 9. wird zum Befehlshaber des Forts an der magellaniſchen Meerenge ernannt 10. er bauet Nombre de Jeſus und Philippeville 10. ſeine Beobachtungen in der Meerenge ibid.
Saru Rahe Banna, eine angenehme Gartenſtaude 728
Sasjebu, eine dem Thee ähnliche Staude 711
Sasjo, eine Art Ephemerum 734
Scararagam, ein Baum mit angenehmen Früchten 685
Schafe, ganz beſondere auf St. Julian 34. 84
Schagri Cottam, ein ſehr nutzbarer Baum 685
Schapenham, Viceadmiral auf der naſſauiſchen Flotte 25. wird an des l' Hermite Stelle Oberbefehlshaber, und thut ſich durch ſeine Grauſamkeit hervor 28. ſein Tod 29
Scharp, wie ſeine Fahrt durch die magellaniſche Straße abgelaufen 3
Schätzung, was die Seeleute ſo nennen, und Anmerkungen darüber 96. 97. 104. 132. 133
Schetti und **Bem Schetti**, Beſchreibung dieſer Staude 686
Schiffahrt, nützliche Anmerkungen, dieſelbe betreffend 132. 133. Nachricht für diejenigen, die im Canale ſchiffen 223
Schildkröten, vortreffliche auf der Inſel Quibo, wie man ſie fängt 162. Eigenſchaften derer auf den Inſeln Gallapagos 350
Schlaf, ſeltſame Art ſich in den Schlaf zu bringen 512
Schlangen, eine ganz beſondere Art auf der Inſel Timor 260. vielerley Arten davon in Malabaren und Hochachtung für dieſelben 466. einige von ungeheuerer Größe 467. eine Art, welche Katzenarbeit verrichten 468. eine andere Art fliegender 161. Kampf einer Schlange mit zween Fiſchen 240
Schlangenſtein, deſſen Wirkung 698
Schnarcher, wie ſich dieſes Thier gegen die Menſchen vertheidiget 85
Schouten, Gautier, ſeine Abreiſe nach Indien 270. Beſchaffenheit der Leute, die mit ihm gehen 270. angenehmes Schauſpiel vor ihm 271. ſeltſamer Sturm, den er ausſtehet 272. er läßt die Hoffnung fahren, nach Batavia zu kommen 273. Treuloſigkeit der Indianer auf der Inſel Sillebar gegen ihn 274. die ſeine Dollmetſcher ermorden 274. er muß noch einen Sturm ausſtehen 274. Begebenheit, die ihn unterrichtet 275. ſeine Luſt zu reiſen 279. ſeine Reiſe nach Arrakan 280. er kömmt zu Japara in Gefahr 280. beſieht die Stadt Arrakan 292. geht nach Bantam und Ceylan 299. leidet Hunger 304. kömmt nach Batavia zurück 311. ſeine Nachrichten von den Witterungen in Indien 312. er beſieht den Löwenberg 323. beſteigt auch den Tafelberg 324. Gefahr, die er dabey ausſteht 325. 326. was ihm auf ſeiner Heimreiſe begegnet 337. 339. warum ihn die Engländer nicht angreifen 341. er kömmt nach Oreſond, kehret nach Holland zurück 342. und läuft im Texel ein 343
Schulli, Nutzen dieſes Staudengewächſes 686
Schwänze, ſollen die Einwohner auf der Inſel Mindoro haben 524
Schwein, das küraßirte, Beſchreibung deſſelben 85
Schweine, wilde, Beſchaffenheit derer bey Veracrutz 551
Sco, japoniſcher Pfeffer 734
Scoſi, eine Art Lärchenbaum 732
Sebalds Inſeln, woher ſie ihren Namen haben 17
Secki-Ji, was es für eine Pflanze ſey 734
Sedovia, Nutzen dieſer Wurzel 694
Seebuſen ſind dem Regen mehr unterworfen, als Landſpitzen 630
Seekälber, Beſchreibung derſelben 33. 34
Seekarten, Irrthümer derſelben 109. 112. Anmerkung über die ſpaniſchen 76
Seekatzen, Beſchreibung derſelben 363
Seeleute, Unmäßigkeit derſelben 62
Seelöwen, Beſchreibung derſelben 139. wovon ſie leben, und wie ſie Wache ausſtellen, ehe ſie ſich ſchlafen legen 140. in wiefern ſie gefährlich ſind 140
Seepflanze, Beſchreibung einer ſeltſamen 534
Seeräuber von Madagaſcar, ihre Umſtände 79

Seetaufe, Umſtände bey derſelben 577

Segura, Kennzeichen und Gefahren dieſer Bay 74. Beſchaffenheit der Einwohner 74. 75. ihre Redlichkeit, Geſchicklichkeit zu tauchen und übrige Lebensart 75

Seide, wo es weiße giebt 703. Nachricht von oſtindiſchen Seidenwaaren 704

Seifenbaum, Beſchreibung deſſelben 685

Sekika, eine Gattung Venusnabel 730

Seki=Kan, eine Gattung Narciſſen 730

Sekki Kan, verſchiedene Arten dieſer Staude 732

Selkirk, Alexander, wird auf einer Inſel zurückgelaſſen 69. wie er ſich daſelbſt erhalten 69. 70. er kömmt in Lebensgefahr 70. wie er errettet worden 71

Semparentaon, eine bittere Wurzel 693

Sen, ein Färbekraut 738

Sen=Fuku, eine Art Aſſer 732

Sen=Sjun, eine gekrönte Lychnis 731

Seo Kuſitz, japoniſches Steinkraut 723

Sevilien, Beſchreibung dieſer Stadt 567. und des alten königlichen Pallaſtes 568. andere öffentliche Gebäude, Seeſchule und römiſche Waſſerleitung 569. Weg von hier nach Madrid 570

Si, eine Art Gartenfeigen 718

Sibi, ein ſehr ſeltſamer Baum 728

Sidom, eine Birnbaum ähnliche Staude 719

Sijo, eine Art Waſſerhollunder 727

Siko, eine Gattung des Phleo 723

Siku, ein Birnbaum mit einer ſeltſamen Frucht 719

Sikandar, Nachricht von dieſem abgeſetzten Könige von Viſapur 488

Silber, wie daſſelbe in den mexicaniſchen Bergwerken zubereitet und gereiniget wird 545. 546

Silberflotte, die ſpaniſche entgeht den Freybeutern durch Liſt 381. 382

Simbor, ein Gewächs von ſonderbarer Geſtalt 686

Si=Moro, ein bärtiger Wacholderbaum 732

Sin, ſonderbare Art des Holzes von dieſem Baume 712

Sin, eine Gattung Haſelſtauden 721

Sindant, iſt der Sandelbaum 737

Sini, eine Art Kirſchbaumes 726

Singua, die gemeine Waſſeraloe 739

Sinſan, Beſchreibung dieſes Baumes 712

Sin Sioos, eine Waſſerähre 734

Sioku, gemeiner gelber Hirſen 725

Siſo, eine Farbenpflanze 713

Sitſiſu Sſoo, eine Art Marrubium 733

Siuanna, eine Art Schirmpflanzen 686

Sjaden, großer Wegerich 738

Sjigoguſa, oder die gemeine Iris 731

Sjiko, ein angenehmes Stäudchen 726

Sjiroggi, Beſchreibung dieſer Staude 711

Sjiroi, eine Gattung weißer Lilien 730

Sjo, der Name der Fichten in Japon 732

Sjo Ri, ein Maulbeerbaum 735

Sjooriku, eine Art Steckrüben 724

Sju, eine ſehr angenehme Art Klee 731

Sju oder **Sjin**, eine Art Zuckerwurzel, oder Ginſeng 721

Sjukaido, eine Art Sauerampfer 734

Smaragde, wo dieſelben herkommen 700

Smilak, Beſchreibung dieſer Wurzel 713

Snook, Beſchreibung dieſes ſonderbaren Fiſches 390

Sokio, eine Art Caſſienbaum 725

Solaringas, was dieſes für Edelleute in Spanien ſind 570

Sonde, la, ein franzöſiſcher Freybeuter 375

Sonne, ein Ring um dieſelbe deutet Sturm an 435

Sonno, ein Baum mit Lorbeerblättern und Narciſſenblüthen 732

So=No=Ri, Beſchreibung dieſes wilden Weinſtockes 713

Soo, die europäiſche Zwiebel in Japon 724

Soo, eine Art Maulbeerbäume 715

Spanier, denſelben nehmen die Engländer viele Schiffe weg 5. ſie wollen die magellaniſche Meerenge befeſtigen 9. Unfall ihrer Flotte 9. 10. klägliche Umſtände derer zu Philippeville 12. warum Schapenham die gefangenen Spanier hinrichten laſſen 28. Haß der Indianer gegen dieſelben 73. ihr thörichtes Unternehmen beym Hungerhafen 89. ſie lauern auf den Admiral Anſon 119. die Engländer nehmen ihnen Paita weg, und brennen es ab 154. 155. wie ſie ihre Gallionen mit Waſſer verſorgen 168. warum die Spanier nicht viel an die Küſten des Fluſſes St. Jago kommen 370. Liſt der ſpaniſchen Officier zu ihrem Nutzen 565

Specereyen, oſtindiſche, Verzeichniß derſelben 693

Spilberg, Georg, befährt die magellaniſche Straße 2. 17. ſeine Gedanken von Entdeckung der Straße des le Maire 17. Idee von ſeinem Tagebuche 18. Beobachtungen deſſelben von Magellans Straße 18. er

schlägt die ſpaniſche Flotte im Südmeere 21. ſeine Zurückkunft im Texel 22
Spinnen, ſo groß als Taubeneyer 625
Spodiam, wozu dieſe Aſche gebrauchet wird 694
Springwurzel, Eigenſchaft derſelben 550
Sſi, ein wilder Pommeranzenbaum 717
Sſi, eine Art Miſpelbäume 719
Sſibu Kaki, eine Art Feigenbäume 719
Sſio, oder Kus No-ki, und Nambok genannt, ein Lorbeerbaum, der Campher giebt 709
Sſiſen, eine weiße Bergnarciſſe 731
Sſo, eine Art Baſilicum 738
Staatenland, ſchrecklicher Anblick deſſelben 130
Stachelſchweinſtein, Eigenſchaften deſſelben 698
Städte, ſehr ſonderbar gebaute 421
Stecknadeln ſilberne, eine Art indianiſchen Schmuckes 586
Sternapfelbaum, Beſchreibung deſſelben 380
Strafe exemplariſche auf der See 4
Straße, ſiehe Magellans Straße.
Ströme auf dem Meere, Irrungen wegen derſelben 96. 126. nöthige Kenntniß von zweenen 104. Anmerkungen über die Ströme und Winde 106. 120. 648. Unterſchied zwiſchen den Strömen und der Fluth 651. Nachricht von denen in Oſtindien und an der africaniſchen Küſte 652. auch im Südmeere 653
Sturm, Beſchreibung eines ſeltſamen 272
Stürme ganz unerhörte 131. Merkmaal eines bevorſtehenden 224. 225
Südland, Entdeckung des eigentlich ſo genannten 212. Beſchaffenheit der Einwohner daſelbſt 212
Südländer, welche man ſo nennet 207. Pelſarts Reiſe dahin 209. imgleichen Tasmans 217. Dampiers 222
Südmeer, ob es mit dem Nordmeere zuſammen hängt 650
Sui, eine Buche mit Eichenlaube 720
Sui-Sin-Kadſira, eine angenehme Gartenſtaude 729
Sun-Giku, eine Art Mutterkraut 738
Suruban, Nutzen dieſer Wurzel 694
Sury oder Tary, wird der Saft des Cocosbaumes genannt 461. wie ihn die Malabaren ſammlen und verſchiedentlich nutzen 462
Suſa, Schach, nimmt ſeine Zuflucht nach Arrakan 289. wird wohl gehalten 290. er wird unſichtbar, ſein Bruder verfolget ihn, und er wird getödtet 291
Swan, vereiniget ſich mit dem Freybeuter David 360. 361. trennet ſich nebſt dem Dampier von den andern 386. Errettung einiger ſeiner Leute, die in Gefahr gerathen 389. er trennet ſich vom Townley 395. leidet zu Pecaque Verluſt 398. läßt ſeinen Anſchlag auf Californien fahren 400. warum er nach Oſtindien gehen will 400. die Freybeuter wollen ihm folgen 401. ihre Fahrt vom Cap Coriente 402. Murren ſeiner Leute wider ihn 403. ſie erhalten Beyſtand von den Spaniern und gehen nach Mindanao 404. was er daſelbſt vorgenommen 408. 409. er merket, daß man ihn betriegen will 410. die Würmer durchfreſſen ſein Schiff 410. Empörung der Freybeuter gegen ihn 411. wie es ihm ergangen 411. 412

T.

Ta, ein ganz beſonderer Obſtbaum 721
Taabi, was es für ein Baum ſey 737
Taano Sjibatta, was es für eine Staude 737
Taback, wächſt hin und wieder in Oſtindien 696
Tafel, was man auf den Schiffen ſo nennet, und Anmerkungen darüber 94. Beſchreibung der ſiebenfachen des Dampiers 402
Tafelberg, Beſchreibung deſſelben 324. 325
Tagari, Nutzen dieſer Wurzel 694
Tagera, Nutzen dieſer Pflanze 686
Tageregiſter des Beauchene Gonins 66
Talaſſa, eine Pflanze, die zur Wolluſt reizet 686
Taliir Kara, Nutzen dieſes Baumes 686
Tamarinden, Beſchreibung derſelben 687. wilde auf der Inſel Timor 259
Tamaris, eine Gattung Tamarinden 687
Tamu-No-Ki, ein ſchöner Baum 737
Tani, eine Pflaumengattung 687
Tapia, Beſchreibung dieſer Staude 687
Taraijo, oder Onimatſi, eine Lorbeerkirſchengattung 710
Taranjabaum, Beſchreibung deſſelben 687
Tary oder Sury, wird der Saft des Cocosbaumes genannt 461
Tasman, Abel Janſen, ſeine Abreiſe von Batavia nach den Südlandern 217. Rückkunft nach Batavia 222
Tatarn, ſeltſame Gewohnheit derſelben 512
Tecames, Beſchreibung und Gefährlichkeiten dieſer Bay 72
Tecki Tſyocku, oder der indianiſche Ciſtus 726
Teichkraut, Beſchreibung und Nutzen deſſelben 682

Trito, eine dem Geißklee ähnliche Staude 726
Tempel, ſehr herrlicher bey Canarin 476 f. Eingang in denſelben 478. Geſtalt deſſelben und andere Geheimnißörter 479. ein anderer berühmter zu Ponda 484. zu Zuxien 511. zu Namen 515. zu Mexico 553
Ten Pounders, eine beſondere Art Fiſche 261
Tenga, oder Cocosbaum, auch Palmera de Cocos genannt 688
Tenka, oder die Gartenmorelle 738
Teponaſte, eine Art indianiſcher Heerpauken 541
Terrenos, was für Winde alſo heißen 645. ihre Wirkung am perſiſchen Meerbuſen 646
Terzera, Beſchreibung dieſer Inſel, und Rath wegen des Ankergrundes 113. Feſtungswerke des Hafens, Citadelle und hohes Fort 114. andere Werke, Geſchütze und Beſatzung 115
Thamalapatra, Malabaſtrum, oder Folium Indicum 688
Theca, oder indianiſcher Eichbaum, Beſchreibung deſſelben 688
Theerbaum, Beſchreibung deſſelben 416. 668
Thomasbaum, Beſchreibung deſſelben 689
Thunfiſche, befinden ſich allzeit nahe am Lande 532
Tianco, Nutzen dieſer Frucht 693
Tiger, dreyerley Arten davon in Malabaren 464
Timor, Eiferſucht der Holländer wegen dieſer Inſel 231. Schwierigkeit, einen Hafen und ſüßes Waſſer daſelbſt zu finden 231. 232. Geheimniß, das ſich die Holländer wegen dieſer Inſel vorbehalten 232. Größe und Lage dieſer Inſel 253. Canal, der ſie von Anabao trennet 253. Richtung ihrer Küſten und Bayen 254. Bequemlichkeiten derſelben 254. beſchwerliche Muſſonen, Ununterwürfigkeit der Portugieſen daſelbſt, Hafen und Königreiche auf dieſer Inſel 256. grauſame innerliche Kriege 257. Abſchilderung der Eyländer in Timor 257. ihre Gebräuche und Eigenſchaften der Inſel 258. ihr Gold und Silber 258. Bäume, die ihr eigen ſind 259. Landthiere und ſchöne Vögel 260
Tinian, Beſchreibung dieſer Inſel 178. ſie war ſonſt bewohnt 179. wie ſie entvölkert worden 180. eingefallene Gebäude und unſicherer Ankerplatz daſelbſt 180
Tiven, ein Stamm unter den heidniſchen Malabaren 450
Tobe, ein wohlriechender Baum 737
Tobi, was dieſes für eine Pflanze ſey 733
Tobira, eine dem Kirſchbaume ähnliche Staude 716
To Ken, eine Gattung Geißklee 727
Tomon Pute, Nutzen dieſer Wurzel 694
Too, eine ſehr angenehme Gartenſtaude 728
Too, iſt der japoniſche Pfirſingbaum 716
Too Sei, Nutzen dieſes Baumes 737
Tornados ſind gewiſſe gefährliche Wirbelwinde 636. 647. wie ſie entſtehen 648
Toucan, Beſchreibung dieſes Vogels, deſſen Schnabel ſo groß, als ſein übriger Körper iſt 57
Townley, ein Freybeuter 376. vereiniget ſich mit dem David 378. ſeine Unternehmungen an der mexicaniſchen Küſte 387. er befreyet einige ſeiner Leute von den Spaniern 389. ſein kühner Anſchlag, ein Schiff zu Acapulco wegzunehmen 390. 391. geräth auf den Chametly Eylanden in einen Hinterhalt 395. er trennet ſich von Swanen 395
Traubenbaum, Beſchreibung deſſelben 415
Trauerbaum, Beſchreibung deſſelben 689
Tſiku, iſt das Bambusrohr 735
Tſio, oder weißer Hanf 734
Tſio-Tei, eine Art Myrthenbaumes 712
Tſioſiguſa, eine Art Eiſenkraut 733
Tſiſu, das Belvedere der Italiener 733
Tsjaskela, eine Gattung Feigenbaum 689
Tsjoo, gemeiner Ephen 733
Tſoo Sju, ein dem Iſop ähnliches Kraut 731
Tſko Meguſa, eine Art Hauswurz 733
Tſus-no-ki, der allgemeine Name der Lorbeerbäume in Japon 708
Tſwa, eine Gattung von Doronico 723
Tunkin, Beſchreibung der Bay daſelbſt 440. Eintheilung des Königreiches in verſchiedene Landſchaften 442
Türkiſſe, wo dieſelben gegraben werden 700
Turniere, Beſchaffenheit derer zu Mataram 317
Tutaneg, eine Gattung Zinn 444. 497
Typhon, Beſchaffenheit dieſes Windes 646. was er für eine Zeit hält 647

U.

U, und Spen, eine Gattung des Phleos 723
Umbatz, eine Art Quittenbäume 717
Una Fanna, was es für eine Staude ſey 738

V.

Valdez, Diego Faris des, wie ſeine Fahrt nach der magellaniſchen Straße abgelaufen 9

Valli, Beſchreibung dieſer Staude 689
Vanilla, wo ſie gefunden wird 388. Beſchreibung derſelben 388
Venen, Nutzen dieſes Baumes 689
Verſchoor, holländiſcher Contreadmiral 24
Vettagadu, eine Beerenſtaude 689
Vez Cabuli, Nutzen dieſer Wurzel 689
Vigognes, auf dem Patagonenlande 129
Vintimiglia, Nachricht deſſelben von der Inſel Borneo 491. 492. ſein Tod 496
Vögel, ſonderbare auf der Inſel Ceiram 250. andere auf der Inſel Timor 260
Vogelfang, angenehmer zur See 591
Vogelneſter, die gegeſſen werden 494. 739
Vorgebirge der guten Hoffnung, kluge Einrichtungen der Holländer daſelbſt 78. anſehnliches Schloß 79

W.

Wahrzeichengericht auf den ſpaniſchen Galionen 169. 532. 533
Wanhom, eine Art von Plantanen 736
Wärme, Unterſchied derſelben in einerley Breite 152
Waſſerhoſe, Beſchreibung einer ganz erſtaunlichen 248. 425. ſechſe auf einmal 591
Waſſerſucht, Mittel darwider 393
Weert, Sebald von, kann die magellaniſche Straße nicht befahren 2. ſeine Abfahrt dahin 13. ausgeſtandene Widerwärtigkeiten 14. giebt verſchiedenen Orten Namen 14. ſtiftet den Ritterorden des entfeſſelten Löwen 15. ſeine Rückkunft nach Rotterdam 17
Weger, Jacob, ein Wundarzt, deſſen Verbrechen und harte Beſtrafung 28. 29
Wendekreiſe, gewaltige Hitze bey denſelben 632
Wiederholungsvogel, Beſchreibung deſſelben 260
Wilhelmsinſel, angenehmer Geruch von derſelben 249
Winde, Anmerkungen über dieſelben 106. 107. ihre Eintheilung 634. Beobachtungen wegen der Winde in verſchiedenen Meeren 637. 639. Zeitwinde an der africaniſchen Küſte 640. des rothen Meeres und in Oſtindien 641. wie die Muſſonen daraus werden 641. was für Winde man Briſen nennet 643. 644. imgleichen Popogajos und Terrenos 645. die ordentlichen regieren die Ströme 652
Wirbel, Nachricht von ganz ſonderbaren 249
Witterung, wie ſie in Indien beſchaffen iſt 312. Beſchaffenheit derſelben in dem heißen und gemäßigten Striche 628
Wöchnerinnen, wie ſie auf der Inſel Cayenne gehalten werden 58
Wood, Reiſe deſſelben durch die magellaniſche Straße 80. ſeine Abreiſe und Geſchwindigkeit ſeiner Fahrt bis nach dem verlangten Hafen 80. ſeine Anmerkungen über denſelben 81. imgleichen über den Hafen St. Julian 83. und die magellaniſche Meerenge 86. ſeine Zurückkunft nach England 91
Wright, ein Freybeuter, machet mit den Indianern einen Vertrag 375
Wundarzt, Großmuth eines franzöſiſchen 578
Wundererbſe, Beſchreibung derſelben 664
Würmer durchfreſſen die Schiffe 410. Beſchaffenheit derſelben 411
Wurmſaamen, wo er herkömmt, und wie er wächſt 699

Z.

Zeit, wie nöthig die Aenderung in derſelben zu bemerken falle 412
Zeitwinde, an den Küſten von Peru und Africa, von Mexico und Guinea 639. abwechſelnde an der africaniſchen Küſte 640. des rothen Meeres und in Oſtindien 641. wie die Muſſone daraus werden 641. Unterſchied zwiſchen denen im Norden und Süden der Linie 642. Vortheile der Seefahrer davon 642
Zerumbet, Nutzen dieſer Wurzel 689
Zibethkatze, Beſchreibung derſelben und Hochachtung der Malabaren für ſie 466
Ziegen, ſehr alte, auf der Inſel Juan Fernandez 138
Zimmt, der malabariſche iſt nicht ſo gut, als der ceylaniſche 461. Beſchreibung des Zimmtbaumes 690
Zimmetapfel, Beſchreibung deſſelben 659
Zucker, ob er endlich zu Gift werde 696

B1

SPEZIAL 93-B
9271
-1
V.12

THE [illegible]
LIBRARY